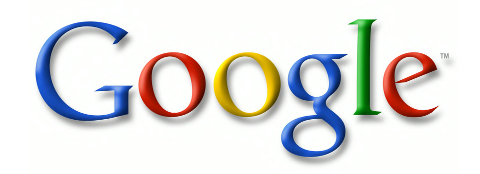
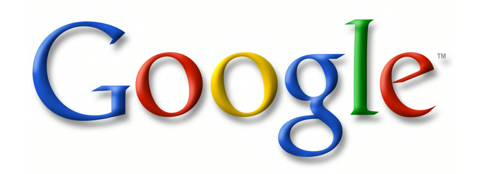










4.

ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

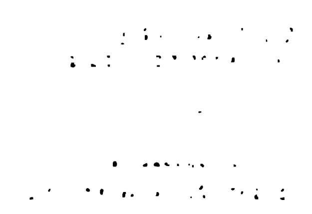
GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

W. v. HARTEL, K. SCHENKL.

DREIUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1892.



WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.



Inhalt des dreiundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1892.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen. Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Programmenschau.

Seite

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Geschichte Kaiser Siegmunds.

König Siegmund von Ungarn verlor seine erste Gemahlin Maria am 17. Mai 1395 durch den Tod. Mit seiner zweiten Gemahlin Barbara von Cilli verheiratete er sich im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. In die Zwischenzeit fallen zwei Heiratspläne, über die erst vor kurzem einige Notizen bekannt gemacht wurden.

Armannis, der Gesandte Mantuas, berichtet am 10. December 1395 aus Ofen seiner Vaterstadt, dass Siegmund mehrere Heiratsvorschläge überlege. So denke er unter anderem auch daran, sich mit Johanna, der Tochter des in Ungarn ermordeten Königs Karl von Neapel, zu vermählen. Doch dieser Plan fand bei den meisten ungarischen Herren so lebhaften Widerspruch, dass Siegmund denselben aufgeben musste [1]).

Merkwürdigerweise hatte kurz darauf auch die Regierung der Republik Florenz den Gedanken, eine Heirat zwischen Siegmund und Johanna zu vermitteln. Ohne Zweifel hatte die Republik von der Absicht des ungarischen Königs gehört, denn der Verkehr zwischen Ungarn und den italienischen Staaten war damals ein sehr reger, und da sie die Hilfe Ungarns gegen den Herzog Giovan Galeazzo von Mailand nöthig hatte, so beeilte sie sich, dem Könige in dieser Angelegenheit ihre Dienste anzubieten. Sie legte der Königin Margaretha, der Mutter Johannas, und dem jungen Könige Ladislaus diesen Plan vor und fand beide demselben geneigt, obgleich eben damals Unterhandlungen wegen einer Heirat der Prinzessin Johanna mit dem baierischen Herzog Ludwig dem Bärtigen von Ingolstadt gepflogen wurden. Die Gesandten, welche die Republik im April 1396 nach Ungarn sandte, erhielten sogar den Auftrag, den neapolitanischen Gesandten, welcher zu Heiratsver-

[1]) Ovary Lipot, A Magyar Tud. Akademia Történelmi Bizottságának Oklevél-Másolatai. Budapest 1890, Nr. 131.

handlungen nach Baiern zu gehen bestimmt war, in Venedig von dem Plane der Republik zu verständigen und von der Reise nach Baiern zurückzuhalten [1]).

Siegmund gieng auf den Vorschlag der Florentiner nicht ein; nicht deshalb, weil er mit Rüstungen zum Türkenkriege beschäftigt war, sondern vielmehr, weil er sich bereits verlobt hatte. Die Auserwählte war Margaretha, die Tochter des schlesischen Herzogs Heinrich VIII. von Brieg und der Margaretha von Masovien. Darüber hat unlängst Moriz Wertner einige nähere Daten beigebracht [2]). Eine „unbekannte eheliche Allianz" aber hätte er diese Verlobung Siegmunds nicht nennen sollen; denn man kannte sie schon aus Johann von Posilges Chronik des Landes Preußen [3]).

Indessen wurde Johanna die Braut des Baiernherzogs. Doch dauerten die Verhandlungen noch in den Jahren 1396 und 1397 fort, und endlich zerschlug sich die Sache. Die Ursache davon kennt man nicht. Lag diese vielleicht in dem Auftreten eines neuen Bewerbers? Dieser war der Herzog Wilhelm von Österreich. Als Nachbar des ungarischen Reiches konnte er für den jungen König Ladislaus von Neapel, der nach der Krone Ungarns strebte und in diesem Lande eine mächtige Partei hatte, große Bedeutung gewinnen. Aber die Nachrichten über seine Werbung beginnen erst im Jahre 1399 [4]). Wir erfahren, dass Graf Rudolf von Sulz den Heiratsvertrag zustande brachte und die Republik Venedig die Schiffe beizustellen versprach, welche die Braut abholen sollten. Im Februar 1400 erschien in Venedig eine Gesandtschaft des Herzogs, welche der Prinzessin entgegenreisen sollte; ja der Herzog fand sich selbst

---

[1]) . . . Abbiamo pensato, essendo egli (Sigismondo) senza sposa, che se fosse piacere della sua Sublimità, noi c' intrometteremo ch' egli avesse per sposa la generosa Donna Madama Giovanna, figliuola che fu del re Carlo re di Jerusalemme e di Sicilia, donna bellissima e gratiosa, e nata per patre e madre di reale schiatta. E se fosse di suo volere, faremo in questa materia ogni possibile operatione, pensando piacere alla Sua Maestà. — Weiter versichert die Florentiner Regierung, an den König Ladislaus von Neapel und dessen Mutter in dieser Angelegenheit schon geschrieben und in Erfahrung gebracht zu haben, che il rè e la regina sono disposti di questo parentado sequitarne il nostro parere. — Istruzione del Comune di Firenze agli ambasciatori mandati a Sigismondo 1396, im Archivio storico ital. IV (Firenze 1843) p. 220.

[2]) Eine unbekannte eheliche Allianz des Königs Siegmund. Ungarische Revue 1890, 1. Heft, S. 59 ff.

[3]) Johann von Posilge erzählt (Script. rer. Prussic. III 243) zum (richtigen) Jahre 1401: Do czoch der koning (Sigismund) weder czurucke (aus Ungarn) und qwam dornoch weder und hatte czu wibe genomen des herczogen Heynrichs tochtir von dem Brige. Verwendet wurde diese Angabe meines Wissens noch nicht. Hrn. Wertner muss man für die weiteren Aufklärungen, die er in dieser Sache bringt, sehr dankbar sein.

[4]) Nachrichten darüber hat E. Birk im 1. Bande der 'Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien' aus den Registri misti im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien mitgetheilt, und zwar in seinem Aufsatze: 'Bildnisse österreichischer Herzoge und Herzoginnen.'

in Padua ein. Da die Braut nicht erschien, schickte er eine Gesandtschaft mit dem Bischofe Berthold von Freising an der Spitze nach Venedig, um die Hilfe der Signoria in dieser Angelegenheit in Anspruch zu nehmen. Diese war geneigt, durch einen Gesandten den Papst um seine Vermittelung zu ersuchen. Ob dies geschehen ist, wird nicht berichtet.

Im Mai 1401 befand sich der Bischof abermals in Venedig [1]) und erhielt am 10. März von der Signoria die Zusicherung, sie wolle in des Herzogs Angelegenheit gerne Rath ertheilen und Schiffe beistellen. Auch dem Herrn von Padua, der sich ebenfalls in dieser Sache für den Herzog bemühte, wurde eine venetianische Galeere zugesichert, die er auf seine Kosten zur Fahrt nach Neapel ausrüsten konnte. In Padua, wohin der Bischof gereist war und wo er mit einem Secretär des Herzogs Wilhelm zusammentraf, muss der Bischof besondere Nachrichten erhalten haben; denn als er hierauf wieder nach Venedig kam, meldete er der Signoria, dass sein Herr bereit sei, in den Streitigkeiten zwischen der Republik und dem Könige Ladislaus zu vermitteln. Er erhielt jedoch am 10. April die Antwort, dass solche Streitigkeiten nicht bestünden. [2]) Noch im April schiffte sich der Bischof mit seiner Begleitung auf drei venetianischen Fahrzeugen nach Barletta ein. Hier schrieb er am 19. Mai einen Brief an die Königin-Mutter Margaretha, in welchem er um Übergabe der Braut ersuchte. Aber König Ladislaus erhob Schwierigkeiten und ließ seine Schwester nicht aus dem Lande. Die Gesandtschaft musste ohne Erfolg zurückkehren. [3])

Birk ist geneigt, dieses auffallende Benehmen des Königs Ladislaus durch Verleumdungen des Herzogs von Mailand und der Florentiner zu erklären. Mit Visconti hatten Wilhelm und seine Brüder im Mai 1460 ein Bündnis geschlossen [4]); doch löste sich schon im folgenden Jahre Herzog Leopold von diesem Bündnisse los, um auf Seite Ruprechts von der Pfalz zu treten. Die Stellung

---

[1]) In der 'Kleinen Klosterneuburger Chronik' werden als Gesandte genannt »der von Freysing, der pfarherr von Grilnperg und der graf von Sulcz«. Diese »hetten vill arbait und rausch darumben«.

[2]) Monum. hist. Slavor. merid. IV 428. Neben dem Bischof wird ein Herr von Wallsee genannt; wahrscheinlich ist Ulrich gemeint, der des Herzogs Hofmeister war.

[3]) Auch italienische Quellen erzählen davon. Das Chron. Danduli (Muratori XII, 517) sagt zum Jahre 1401: In mense Aprilis discessere ex Venetiis duae triremes armatae nomine et sumptibus ducis Austriae et una armata nomine et sumptibus domini Paduae, excepturae sororem regis Lancislai nuptam duci Austriae, quam tamen rex tunc ire ad maritum noluit. Itaque re infecta triremes Venetias reversae sunt. — Ähnlich Sanuto (Muratori XXII, 787): 1401 si partirono di Venezia duae galere nostre armate pel duca di Sterlick (!) e una pel signore di (Padova) per andare nella Puglia per levare la sorella del re Ladislao di Puglia, maritata in uno de' duci predetti di Sterlick. Le quali galere giunte il re L. nolla volle dare e le predette galere ritornarono a Venezia.

[4]) Kurz, Albrecht IV. I 212.

Wilhelms ist unklar; er leistete dem Mailänder keine Hilfe gegen König Ruprecht, ja er stand in dieser Zeit sogar in Freundschaft mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, welcher der Feldhauptmann Ruprechts von der Pfalz gewesen war und sich, wie wir wissen, bemühte, dem Herzog Wilhelm die neapolitanische Braut zu gewinnen. Wenn also auch Wilhelm das Bündnis mit dem Mailänder aufgegeben hatte, so hatte letzterer allerdings Ursache, den Heiratsplänen des Herzogs entgegenzuarbeiten. Am besten aber lassen sich diese Verhältnisse ohne Zweifel aus den Ereignissen erklären, die sich in Ungarn abspielten.

König Siegmund hielt sich einen großen Theil des Jahres 1400 in Böhmen auf und kehrte erst gegen Ende des Jahres nach Ungarn zurück. Im April 1401 wurde er dann von den Magnaten gefangen genommen. Die Schriftsteller bringen verschiedene Ursachen dieses Ereignisses vor: die Hinrichtung von Rebellen in früherer Zeit, welche die Unzufriedenheit zwar zurückdrängte, doch nicht dämpfte; die Hinneigung vieler Adeligen zu den Anjous, deren Hauptvertreter jetzt Ladislaus von Neapel war, die Hinneigung anderer zu Polen; die Ausschweifungen des Königs, endlich die Begünstigung der Fremden, Deutschen, Böhmen und Polen, welche die Zurücksetzung der Ungarn zur Folge hatte.[1]) Es heißt, dass der König von den Ereignissen überrascht wurde. Noch im Februar 1401 bestätigte er der angesehenen Familie der Kanisay unter Hervorhebung ihrer Verdienste um ihn neuerdings schon früher gemachte Schenkungen[2]) und doch sind die Glieder dieser Familie, von denen das eine Erzbischof von Gran und das andere Magister Janitorum war, bald hernach auf Seite der Gegner des Königs. Außerdem war dieser gerade damals mit Vorbereitungen zu seiner Vermählung beschäftigt. Im April gab er dem Wojwoden von Siebenbürgen, Stibor, den Auftrag, nach Schlesien zu reisen und ihm seine Gemahlin zuzuführen.[3])

---

[1]) So ein Brief (Stibors) bei Palacky, Formelbücher, 2. Lief., S. 76. Die Sigmundschronik in den Forschungen z. deutschen Geschichte. XVI, S. 347. Vita di Filippo Scolari im Archivio stor. ital. IV 166 u. a. Besonders aber Posilge S. 242: Der Koning was lange von heyme gewesen czu Behemen und hatte sine slos und huser yn Ungern besatzt mit Bemen und Polan, unde die lebetin so unendelichin (lasterhaft) in synir abwesunge, das sie vil erbar frouwin und juncfrouwin smehetin weder iren willen. Und ouch was eyn bisschoff czu Ovyn, der was eyn Polan, der was meister der buverye; deme bisschoffe snetin die Ungern die hodin us, das her starb und richtin mit gewalt obir die andern und nomen dy slos yn und dy huser. — Einen Bischof von Ofen gab es nicht.

[2]) Fejer X, 48 ff.

[3]) Wertner S. 59. Urkunde ddo. Ofen 8. April 1401. Stibor reist nach Schlesien pro conducenda serenissima principe domina Margaretha ducissa de Breega, conthorali nostra carissima. Nach Posilge wäre der Umstand, dass Siegmund eine Fremde zur Königin machte, auch eine Ursache seiner Gefangennehmung gewesen. Er schreibt: »Das versmote den Ungern, das her nicht eyn wib genomen hatte czu Ungern us erin geslechtin und vingen in und hildin yn gefangen unde meynten yn vorwert mer nicht habin vor eynen herin.«

Der Umstand, dass Siegmund so ganz ohne Kenntnis davon war, dass sich ein Schlag gegen ihn vorbereite, scheint darauf hinzuweisen, dass eine eigentliche Verschwörung der Magnaten, deren Zweck seine Gefangennahme und Absetzung gewesen wäre, nicht stattgefunden hat.[1]) Siegmund hatte früher öfter versprochen, die Fremden nicht vor den Einheimischen zu begünstigen. Jetzt wurde er noch einmal gebeten, die Fremden zu entfernen und erst auf seine Weigerung hin, der Bitte der Magnaten nachzugeben, beschlossen diese, ihn dazu zu zwingen. Als er auch dem Zwange nicht wich, erfolgte seine Gefangennehmung. So erzählt die Siegmundschronik, die freilich eine Menge Irrthümer enthält und daher wenig vertrauenerweckend ist. Aber die folgenden Ereignisse passen gut zu dieser Erzählung.

Die Missvergnügten kamen, jeder mit großem Gefolge, am 28. April nach Ofen und begaben sich in die Burg, wo sie verlangten, dass der König in ihrer Mitte erscheine. An der Spitze der Bewegung standen der Palatin Dietrich Bubek und Johann, Erzbischof von Gran. Als der König, nur mit einem Dolche bewaffnet, in der Mitte der Versammelten erschien, fragte er sie, warum sie ihn in solcher Weise überfielen. Simon Frank, einer der Herren, ein ungewöhnlich starker Mann, der von den übrigen beauftragt war, den König gefangen zu nehmen, erklärte diesem, sie seien gekommen, um ihn zur Entfernung der Fremden, der „Pehem und der Pollaken“ zu zwingen. „Willst Du diese aus dem Lande treiben“, rief er ihm zu, „so wollen wir Dich auch ferner für unsern König ansehen, wenn nicht, so sollst Du unser König nicht länger sein und außerdem von uns gefangen werden.“ Bei diesen Worten zogen die Anwesenden, tausend (!) an der Zahl, ihre Schwerter aus der Scheide. Der König erschrak nicht. Er riss den Dolch aus dem Gürtel und rief: „Dem ersten, der mich angreift, stoße ich den Dolch in den Hals.“ Da er demnach den Wunsch der Herren nicht erfüllen wollte, schritten diese zu seiner Gefangennahme. Nachdem ihn Simon Frank seines Lebens versichert hatte, ergab er sich ihnen.

Zunächst folgte die Vertreibung der Fremden. Die gleichzeitigen Nachrichten geben übereinstimmend an[2]), dass die Fremden ihrer Habe beraubt, des Landes verwiesen oder eingekerkert wurden. Was nach der Einkerkerung des Königs geschehen, wer als König auf den Thron erhoben werden sollte, darüber herrschte unter den Magnaten keine Einigkeit. Hierüber war vorher ohne Zweifel nicht verhandelt worden, weil eben die Gefangennehmung

[1]) Vgl. Huber, Geschichte Österreichs II 362.

[2]) Brief Stibors: omnes et singuli alienigenae, tam spirituales quam etiam seculares, vestibus et ipsorum rebus spoliati, sunt expulsi, nobiles et ditiores illos consimiliter captivaverunt. Die Sigmundschronik 349, Windeck c. 4, p. 1078, Posilge 242.

Siegmunds gar nicht geplant war und nur eintrat, als er auch den Drohungen der Magnaten gegenüber nicht nachgab.

Sonst ist zu der Erzählung der Siegmundschronik zu bemerken, dass es einen Simon Frank in Ungarn wirklich gegeben hat. Von 1398 an ist durch längere Zeit Nikolaus Frank de Szecheny Judex curiae; sein Bruder Simon Frank erscheint von 1405 an durch mehrere Jahre als Magister Janitorum.[1]) Da er zu dieser Würde erst nach Siegmunds Gefangenschaft gelangt ist, so ist es wohl unwahrscheinlich, dass er im Jahre 1401 eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Die Aufständischen brachten den König zuerst nach Vyšegrad, worauf eine provisorische Regierung mit dem Palatin Bubek an der Spitze eingerichtet wurde.

Von den Anhängern des Gefangenen trat zuerst der Voivode von Siebenbürgen, Stibor, zu seiner Befreiung auf. Von Stibors Reise nach Schlesien ist uns gar nichts bekannt. Man darf annehmen, dass er die Nachricht von Siegmunds Geschick in Schlesien erhielt, dass der Brieger Hof sich weigerte, die Braut oder per procurationem dem Könige angetraute Gemahlin nach Ungarn ziehen zu lassen, wo man die Fremden auswies und verfolgte, und dass daher Stibor gezwungen war, nach Ungarn zurückzukehren, ohne den Zweck seiner Reise erreicht zu haben. Die Ehe Siegmunds mit Margaretha von Brieg ist demnach nicht zum Vollzuge gekommen. In dem Anniversar des Hedwigstiftes zu Brieg aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ist zum 2. October eingetragen: Anniversarium inclite ducisse Margarethe sororis ducis Ludwici nuper defuncti. Ludwig starb am 30. April 1436. Es scheint, dass Margaretha, die jedenfalls in ihrer Heimat geblieben war, am 2. October 1401 aus dem Leben geschieden ist.[2])

Auf der Burg Vyšegrad blieb König Siegmund ungefähr bis zum Beginne des Monates Juni.[3]) Als Stibor nach Ungarn zurückkam, richtete er an die ihm befreundeten Adeligen in Böhmen und Mähren die Aufforderung, zu Siegmunds Befreiung herbeizueilen. Dies geschah zur Zeit, da der König noch in der Burg Vyšegrad war. Auch an den Hochmeister des deutschen Ordens, Konrad von Jungingen, richtete er eine solche Aufforderung, doch blieb diese ohne Erfolg. Der Hochmeister erklärte in seiner vom 10. Juni datierten Antwort[4]), dass ihn die Feindschaft des Großfürsten

---

[1]) 1398 (Fejer X_2 210). Com. Frank, fil. condam Konye bani, jud. curiae. Nach Fej. X_2 179 heißt er Comes Nicolaus de Zechen, jud. curiae. — 1405 (Fej. X_4 367): Simon, fil. quondam dicti Konyae bani, magister janitorum.

[2]) Wertner S. 64.

[3]) Die Befreiung erfolgte um die Mitte October. Auf der Feste Garas, Siklos, war er nach Windeck c. 4 achtzehn Wochen; daher wird er anfangs Juni von Vyšegrad »gein Garrawe aff das Hauss« gebracht worden sein.

[4]) Cod. diplom. Prussicus VI p. 112.

Witold von Litthauen hindere, zu Gunsten Siegmunds einzuschreiten. Stibor sammelte ungarische und fremde Söldner und eröffnete in Nordungarn den Kampf für den König, während im Süden der getreue Johann von Maroth, Ban von Machow, gegen die Aufständischen auftrat.

Diese dachten nun daran, an die Stelle des gefangenen Königs einen anderen auf den Thron zu erheben. Eine kleine Partei, bestehend aus den Adeligen der an Österreich grenzenden Comitate, wünschte den Herzog Wilhelm von Österreich zum König. So sehr diesem Herzog, dem schon einmal eine Königskrone entgangen war, die Berufung schmeicheln mochte, so kam er dadurch doch in Verlegenheit; denn er stand ja eben in Unterhandlungen mit Ladislaus von Neapel, dessen Schwester Johanna er zur Gemahlin wünschte, und Ladislaus wurde, wie Wilhelm ohne Zweifel wusste, von einer weitaus größeren Partei zum König von Ungarn ausersehen. Ladislaus musste in Wilhelm einen Nebenbuhler um die ungarische Königskrone sehen und verweigerte ihm die Hand seiner Schwester.

Als der Bischof von Freising um die Mitte Juni nach seiner erfolglosen Werbung nach Venedig zurückkehrte, scheint er von dieser Stadt aus dem Herzog Bericht erstattet und von ihm neue Aufträge erhalten zu haben. Denn er trug der Signoria die ganze Heiratsangelegenheit, den Abschluss und die unerwartete Verzögerung derselben vor. Die Signoria sprach am 27. Juni ihr Bedauern darüber aus und rieth zur Geduld, da diejenigen, welche diese Irrthümer herbeigeführt, zur Einsicht kommen würden. Zugleich fragte der Bischof auch an, ob ihr Herzog auf die Unterstützung der Republik rechnen könne, falls er etwas gegen Ungarn unternähme. Die Antwort lautete ablehnend. König Siegmund sei zwar gefangen, doch noch am Leben und die Ungarn verhandelten mit ihm bezüglich seiner Freilassung; daher könnten sie mit dem Herzoge in dieser Angelegenheit nicht verhandeln. [1]) Darauf kehrten die Gesandten nach Wien zurück. [2])

Von den Anhängern des gefangenen Königs hatten bisher, wie gesagt, zwei zu den Waffen gegriffen: der Wojwode von Siebenbürgen, Stibor, in Oberungarn, und Johann von Maroth, Ban von Machow, im Süden. Die Fortschritte, die ihre Unternehmungen machten, ermuthigten die anderen Anhänger Siegmunds, die nur gezwungen den Rebellen sich angeschlossen hatten, die Freilassung des Königs zu verlangen. An der Spitze derer, welche durch Unterhandlungen ihrem Herrn nützen wollten, stand Nikolaus Gara, Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien. Diesem Manne konnte es nur sehr

---

[1]) Monum. hist. Slavor. merid. IV. 431: Consideramus, quod illi, a quibus processerunt errores et inconvenientie, qui et que secrete sunt, non deberent velle perseverare in illis, sed procurare illos debite emendare. — Ovary Lipot Nr. 132.

[2]) Der Bischof befindet sich am 24. Juli 1401 in Wien. Lichnowsky, Regesten.

unangenehm sein, dass die neapolitanische Partei so stark in den Vordergrund trat, denn er hatte vor allen anderen die Erhebung Ladislaus' zu fürchten. Er brachte es auch dahin, dass ihm die Magnaten den Gefangenen überließen. Nachdem er den Großen seinen Bruder Johann und seinen Sohn Nikolaus als Geisel gestellt hatte, brachte er den König, wahrscheinlich anfangs Juni, auf seine Burg Siklos. Graf Hermann II. von Cilli stand mit ihm in Verbindung, und beide verhandelten mit den Aufständischen bezüglich der Befreiung Siegmunds. Je mächtiger der Anhang des Ladislaus wurde, desto eifriger arbeiteten die beiden Männer auf die Befreiung hin.[1] Schon früher scheint Hermann von Cilli Mittel und Wege gefunden zu haben, der Sache Siegmunds in anderer Weise nützlich zu sein. Da er meinen mochte, dass die Verbindung Wilhelms mit Johanna dazu führen könne, dass Wilhelm mit Waffengewalt für seinen Schwager eintrete und dass demnach die österreichische und die neapolitanische Partei sich zum Angriffe auf Ungarn einigten, so bemühte er sich, diese Heirat zu hintertreiben. Wodurch ihm dies möglich wurde, wissen wir ebensowenig, wie die Zeit, wann es geschah; dass er aber als derjenige galt, der diese Heirat hintertrieben habe, geht ohne Zweifel aus der Erklärung des Herzogs Leopold, des Bruders Wilhelms, vom 11. März 1404 hervor. Leopold, der mit Wilhelm selten harmonierte, gab dem Cillier Grafen damals die Versicherung, dass er an ein solches Vorgehen des Grafen nicht glaube, nachdem dieser sich vor ihm und seinen Räthen, sowie vor Wilhelm und dessen Räthen von diesem Verdachte gereinigt habe.[2] Die Befreiung Siegmunds erfolgte etwa Mitte October; am 29. October verkündigte er auf dem Landtage zu Papa allgemeine Amnestie.

Im Jahre 1401 machte sich auch in Dalmatien und Bosnien eine starke Bewegung gegen Siegmund geltend. Im Jahre 1398 war Stephan Ostoja König von Bosnien geworden; der mächtigste Mann im Lande wurde jedoch der Woiwode Hervoja. Sein Plan war, Dalmatien und Kroatien mit Bosnien zu vereinigen. Dalmatien wurde aber auch von anderer Seite mit begehrlichen Blicken be-

---

[1]) Posilge ist gut unterrichtet. Er erzählt (S. 248): Carme Clus (Nicolaus Gara) gedachte also: wurde der herre (Ladislaus) koning, her lysse den tot sines vaters (des in Ungarn ermordeten Karl des Kleinen) nymmer ungerochen an ym und den sinen und screib dem burggrafen von Norenberg, marggrafen Jost von Merhern und deme grafen von Czele, das sie komen sulden czu im, her welde den koning von Ungern ledig gebin. Und als das die Ungern vernommen, do sprochin sie, worumb das her das wolde thun. Do sprach her: „Nu ir geladen habet Karoli son de Pace czu euch, deme myn vater sinen vater tot hat geslagen und welt yn ufwerfin vor eynen koning, to blebe ich dorunder vorterbit mit den meynen“ und dorumb gap her den koning ledig. Und der koning nam yn czu gnaden und ouch die andern Ungern; sunder den erczbischoff von Grane und noch czwene ander ungerissche herin, die eyne sache worin sines gefengnisses, wolde her czu gnaden nicht weder nemen.

[2]) Birk a. a. O. S. 119.

trachtet: Venedig strebte den Besitz des Landes an und wollte es also auch wie die bosnischen Großen von Ungarn losreißen, und der König von Neapel wünschte es in seine Gewalt zu bringen, um von demselben aus die Erwerbung Ungarns zu versuchen. Da Ostoja und Hervoja mit eigener Macht die dalmatinischen Städte nicht bezwingen konnten, so schlossen sie sich dem König Ladislaus an, dem sie zur Herrschaft verhelfen wollten in der Hoffnung, dass er diese Herrschaft nicht lange werde behaupten können, dass sie aber während derselben selbst festen Fuß in Dalmatien werden fassen können.

Ohne Zweifel trat Hervoja in Verbindung mit der neapolitanischen Partei Ungarns. Vielleicht hatte auch er seine Vertreter bei jener Gesandtschaft, welche die ungarischen Magnaten zu Ladislaus schickten. Die Zeit dieser Gesandtschaft wird nicht überliefert; wir wissen nur, dass die Gesandten versprachen, Ladislaus zum König von Ungarn zu krönen.[1]) Den Hervoja ernannte Ladislaus zum Generalvicar von Dalmatien und im Juni 1401 bezeichnet sich Hervoja als Generalvicar der Könige Ladislaus und Ostoja. Er erklärte damals den Einwohnern von Zara, sie als seine Brüder ansehen zu wollen, und versprach ihnen seinen und seines Königs Ostoja Schutz, falls sie Ladislaus als ihren Herrn annehmen wollten. Die Zarenser, welche den Brief Hervojas am 22. Juni erhielten, waren dazu geneigt; denn sie waren auf Siegmund erbittert, weil dieser den Abfall der Insel Pago von der Stadt Zara, der sie früher unterworfen gewesen war, geduldet hatte. Sie begannen auch sofort die Feindseligkeiten gegen Pago[2]); die Pagenser wandten sich an Venedig um Hilfe, ja sie boten ihre Insel der Signoria an entweder als deren Eigenthum oder als Eigenthum der ungarischen Krone. Es fanden darüber in Venedig mannigfache Verhandlungen statt.[3])

Aber auch in Zara gab es eine Partei, welche ihre Stadt am liebsten unter dem Schutze des heil. Marcus gesehen hätte. Diese Partei bestand aus sehr angesehenen Männern, die einen aus ihrer Mitte nach Venedig sandten, damit er mit der Signoria unterhandle. In Venedig war man sich klar, welche Bedeutung der Besitz Zaras hatte und wie gefährlich es sei, wenn Dalmatien in die Hände der Neapolitaner falle. Es wurde am 6. December im Rathe der Antrag gestellt, Zara sofort zu besetzen, der Regierung Ungarns aber zu melden, dies geschehe, um zu verhindern, dass diese Stadt in die

---

[1]) Ladislaus verlangte später in Zara die ihm versprochene Krone (absolute vult hic coronam regni promissam sibi in Baruto). Arch. stor. ital. IV 219.

[2]) Monum. Slav. merid. IV 430 ff.

[3]) Das. 436. Die Gesandtschaft der Pagenser erklärte in Venedig, quod sunt parati dare nobis insulam et civitatem, si volumus eam accipere aut pro nobis aut pro corona Hungariae.

Gewalt der Feinde der ungarischen Krone käme.[1]) Dadurch hätte Venedig natürlich die Feindschaft des Königs Ladislaus herausgefordert, was Bedenken erregte. Zu derselben Zeit hatte Ladislaus den Venetianern den Antrag einer Liga gemacht, den diese am 8. December ablehnten. Über die Insel Corfu, welche die Venetianer damals besetzt hielten, die aber vom König Ladislaus beansprucht wurde, fanden keine Verhandlungen statt.[2])

Die anderen Städte Dalmatiens blieben im Jahre 1401 und noch einen Theil des folgenden Jahres dem Könige Siegmund treu. Aber Hervoja arbeitete eifrig daran, sie zum Abfall zu bringen. Er und der Graf Johann von Cettina und Clissa störten die Einwohner von Sebenico in ihrem Besitze und erbauten in ihrem Territorium ein Castell, von dem aus sie ihnen stündlich Schaden zufügen konnten. Noch im April 1402 hielt Sebenico an Siegmund fest[3]), aber schon im Mai schloss es sich, der Gewalt weichend, an Hervoja, Ostoja und Ladislaus an. Zu Sinj versprach Hervoja am 13. Mai 1402 im Namen seines Königs Ostoja, den Bürgern von Sebenico das Entrissene zurückzustellen, das Castell zu zerstören und kein neues zu errichten. Er schenkte ihnen einige Dörfer an der Kerka und versprach ihnen, alle ihre Privilegien zu bestätigen und sie im Genusse derselben zu schützen. Dafür erkannten die Bürger von Sebenico Ostoja als König an. Im Falle König Ladislaus nach Dalmatien käme, werde Hervoja die Bestätigung der Privilegien von ihm erwirken. Im Falle er einer anderen Herrschaft sich zuzuwenden oder einen Vertrag mit einem anderen Fürsten zu schließen beabsichtigen sollte, würde er es nur mit Wissen der Einwohner von Sebenico, zu ihrem und seinem Wohle, thun.[4]) An demselben Tage erklärten sich auch die Bürger von Trau für Ostoja und Ladislaus.[5]) Ragusa dagegen widerstand allen Lockungen Hervojas; diese Stadt leistete eben damals einen neuen Treueid in die Hand des Priors von Vrana, Emerich Bubeck, und des Bischofs Eberhard von Agram.[6])

Die Politik Ostojas und Hervojas lässt sich aus dem mit Sebenico abgeschlossenen Vertrage deutlich erkennen. Die Städte Dalmatiens werden gezwungen, sich den Königen Ostoja und Ladis-

---

[1]) Das. 447. ... quod sumus contenti mittere omne subsidium oportunum pro accipiendo, gubernando et conservando dictam civitatem sub fortia, regimine et protectione nostra et ad honorem et statum corone Hungarie et nostri dominii ... quia expresse cognoscimus, quod non accipiendo dictam terram, capitabit omnino in manibus inimicorum corone Hungarie, quod esset certissime nobis molestissimum et gravissimum pro honore Hungarie ...

[2]) Das. 449.

[3]) Vgl. das. 456 ff.

[4]) Das. 461 und Fejer X_4 801, wo die Bestätigung dieser Urkunde durch Ostoja vom 15. Juni steht.

[5]) Fejer X_1 159.

[6]) Klaić-Bojničić S. 282.

laus zugleich anzuschließen. Wenn letzterer fern blieb, fiel Dalmatien dem bosnischen König zu, und selbst wenn er kam und die Herrschaft über Ungarn gewann, was Hervoja immerhin als wenig sicher erscheinen mochte, hatte Hervoja als Generalvicar Gelegenheit genug, in Dalmatien für Bosnien zu wirken.

In derselben Zeit entschloss sich Ladislaus, den Bemühungen seiner Freunde in Dalmatien werkthätig entgegenzukommen. Er schickte seinen Admiral Loysius Aldemarisco, dessen Bestallung vom 17. Juni datiert ist[1]), mit fünf Galeeren und einer Brigantine gegen Dalmatien, wo sie sich Ende Juni zeigten. Anfangs August trafen wieder Gesandte des Ladislaus in Venedig ein, welche über ein Defensiv- und Offensivbündnis, sowie auch über die Insel Corfu verhandeln sollten. Auch jetzt lehnten die Venetianer das Bündnis mit dem Könige ab, der sich eben anschickte, das Land in Besitz zu nehmen, nach dem sie selber strebten. Auf die Verhandlungen wegen Corfu giengen sie jedoch ein. Die Gesandten des Königs forderten für die Insel 30.000 Ducaten, die Venetianer boten nur 20.000.

Einstweilen war die kleine neapolitanische Flotte gegen Zara herangekommen und Aldemarisco begehrte Aufnahme in die Stadt. Zugleich stand Hervoja in der Nähe von Zara, im Castell Ostrowitza. Am 24. August 1402 begab sich eine Gesandtschaft, bestehend aus einigen vornehmen Bürgern, zu Hervoja, und drei Tage später beschloss der Rath, Aldemarisco aufzunehmen und die Fahne des Königs Ladislaus sowie Ungarns aufzupflanzen. Der Einzug der Neapolitaner vollzog sich in sehr feierlicher Weise; in der nächsten Nacht brannten allenthalben Freudenfeuer und Unterhaltungen und Tänze fanden statt. Am 29. August hatte der Admiral eine Zusammenkunft mit Hervoja außerhalb der Stadt, und am 3. September leisteten über 70 Räthe, sowie der Erzbischof von Zara und der Bischof von Knin den Eid der Treue. Im November erklärten sich Trau, Sebenico und Spalato abermals für Ladislaus.[2])

Am 6. September zog Aldemarisco gegen die feste Burg Vrana am Vranasee, die nach fünf Wochen zur Übergabe gezwungen wurde. Der Prior des Klosters, Emerich Bubeck, wandte sich jetzt der Partei des Ladislaus zu. Die Zarenser ließen in dieser Zeit ihrem Rachegefühle gegen Pago freien Lauf. Am 13. November beschlossen sie, die Häuser in Pago zu zerstören und die Salinen sowie alles Eigenthum der Pagenser zu confiscieren. Doch scheint die Herrschaft des Aldemarisco in Zara selbst nicht unbestritten gewesen zu sein; im December schickte der Admiral einige Adelige und Bürger Zaras ohne Zweifel als Geisel nach Neapel[3]) und selbst Güterconfiscationen kamen vor.

---

[1]) Monum. IV 463.

[2]) Paulus de Paulo und Lucius bei Schwandtner III.

[3]) Paulus de Paulo. Ob dies eine »feierliche Gesandtschaft« war, welche Ladislaus zur Überfahrt einladen sollte, wie Fessler-Klein

Während dieser Zeit befand sich Siegmund außerhalb Ungarns, mit den Angelegenheiten Böhmens, sowie mit der Ordnung der Thronfolge Ungarns beschäftigt. Während dieser langen Abwesenheit erstarkte die neapolitanische Partei immer mehr, und in allen Gegenden Ungarns gab es Kämpfe zwischen den Anhängern Siegmunds und Ladislaus'. Die Nachrichten von dieser Sachlage und vor allem die Kunde, dass Dalmatien ganz für ihn gewonnen sei, bewogen endlich den König Ladislaus, den Bitten seiner ungarischen Anhänger nachzugeben und seine Ankunft in sichere Aussicht zu stellen. Am 9. Juli 1403 kamen zwölf große neapolitanische Schiffe in Zara an, am 10. erschien Hervoja, um den König zu erwarten. Es gieng die Rede, Hervoja werde zum „Markgrafen Bosniens" ernannt werden, denn ihm vorzugsweise sei es zu danken, dass Dalmatien so rasch dem Könige von Neapel zugefallen sei. Damit seiner Ernennung kein Hindernis entgegenstehe, wollte er, der Patarener war, wahrscheinlich auf den Rath seines Freundes, des Erzbischofs von Spalato, zur katholischen Kirche zurücktreten. Die ungarischen Großen hatten ihre Ankunft angezeigt Ladislaus erschien jedoch später, als erwartet wurde. Denn eben als er abreisen wollte, erschien bei ihm zu Baroli abermals eine österreichische Gesandtschaft und forderte ihn auf, seine Schwester Johanna, die Verlobte des Herzogs Wilhelm, auf seiner Reise mitzunehmen. Die Gesandten traten diesmal sehr entschieden auf; wenn der König sich weigere, den Wunsch des Herzogs zu erfüllen, so werde dieser seinen Bestrebungen in Ungarn entgegentreten, sonst aber dieselben begünstigen.[1]) Daraufhin beschloss Ladislaus endlich, diese Heiratsangelegenheit zu Ende zu führen. Er bevollmächtigte eine Gesandtschaft mit dem Abschlusse des Heiratsvertrages und schickte sie nach Wien. Dort wurde am 23. August der Vertrag vereinbart. Der Herzog sollte gegen den 12. October nach Triest kommen, wo die Hochzeit stattzufinden hätte.

Am 19. Juli, früh am Morgen, hielt Ladislaus seinen Einzug in Zara, nach ihm betrat seine Schwester die Stadt. In seinem Gefolge befanden sich der päpstliche Legat Cardinal Angelus, der für ihn wirken sollte, Johann von Lusignan, der Bruder des Königs von Cypern, der Erzbischof von Tarent, der Bischof von Zengg u. a. Am 21. kamen die Ungarn an: Der Palatin Dietrich Bubeck, der Erzbischof Johann von Gran und mehrere Bischöfe. Der König ritt ihnen bis zum Stadtthor entgegen. An den folgenden Tagen wurde die Vornahme der Krönung besprochen.[2]) Die Ungarn

---

II 292 annimmt, ist doch fraglich. Paulus sagt es nicht und Aldemarisco confisciert am 28. Januar 1403 die Güter des Damiani de Nassis, der zu denen gehörte, die nach Neapel geschickt worden waren.

[1]) Brief des Matheus de sancto Miniate an die Republik Florenz im Archiv. storico IV S. 216.

[2]) Den Einzug und die Verhandlungen beschreibt ein zweiter Brief des Matheus de sancto Miniate a. a. O. S. 217. Auch werden von ihm

suchten den König zu bewegen, sich nach Ungarn zu begeben; er werde dort wenige Gegner finden, jenseits der Drau warte man auf seine Ankunft; die Schwankenden werden sich unterwerfen, sobald er erscheine. Sie hätten briefliche Nachrichten, dass der Markgraf Siegmund von den Böhmen werde gefangen gesetzt werden. Doch Ladislaus ließ sich nicht überreden; er traute den Reden der Magnaten nicht und verlangte in Zara die Krone zu empfangen, die man ihm einst versprochen hätte. Ein Bruch stand bevor; da legte sich der Legat ins Mittel; es gelang ihm, die Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Erwartet wurden auch König Ostoja von Bosnien, der Graf von Zengg und zwei Herzoge von Österreich, die jedoch alle fernblieben. Die Venetianer waren von allen diesen Verhältnissen sehr genau unterrichtet; ein Antrag, Ladislaus durch eine Gesandtschaft feierlich begrüßen zu lassen, gieng im Rathe nicht durch.[1]) Die Venetianer verfolgten die Entwicklung der Dinge in Dalmatien mit gespannter Aufmerksamkeit.

Die Krönung wurde am 5. August durch den Erzbischof von Gran vollzogen. Man konnte nicht die ungarische Krone benutzen, da sie sich in Vyšegrad befand, ebenso auch nicht die anderen für Krönungen nothwendigen Utensilien, welche in Stuhlweißenburg verwahrt wurden.[2])

In Ungarn richteten die Anhänger Ladislaus' gegen Stibor und die Brüder Gara nichts aus. Im Juli erschien auch Siegmund im Lande; von Pressburg zog er nach Ofen, das Benedict von Macra[3]) vertheidigte. Stibor vertrieb ihn aus Ofen, in der Umgebung von Pest besiegte er ihn und nahm ihn gefangen. Von da zog Siegmund nach Gran; von hier begab er sich nach Vyšegrad, wo er in Gegenwart einer großen Volksmenge die heilige Krone sich aufs Haupt setzte, um zu zeigen, dass er die wahre ungarische Krone besitze. So günstig standen schon am 6. September, an welchem Tage er den Ragusanern von seinen Erfolgen berichtete, die Angelegenheiten Siegmunds, die sich von da an mit

---

die Vornehmen Neapels und Ungarns, die sich in Zara einfanden, angegeben. Die Diaria Neapol. (Muratori XXI 1069) erzählen zum Jahre 1404, dass Ladislaus nach Zara gezogen sei, um seine Schwester zu begleiten. In deren Gefolge waren 60 vornehme Herren: Con la sorella andarò il duca di Venosa con quattro figli, il duca de Atri de casa Acquaviva, il signor de la Meccha fratre del Re de Cipro e altri signori e cavallieri al numero de 60 principali del regno. Vgl. Bonincontrii Annal. (Muratori XXI, 89) und Annal. Ludovici de Raimo (Muratori XXIII, 224), Specimen historiae Sozomeni Pist. (Muratori XVI, 1172, 1177).

[1]) Ovary Lipot Nr. 142.

[2]) Non c' è la corona del reame, perochè è a Misingrado; non ci è il libro consueto; non ci sono altre cose usitate, che sono in Albareale. Arch. stor. IV 219. Im Jahre 1404 erklären die Anhänger Siegmunds, Ladislaus sei in Zara gekrönt worden cum quadam falsa et inepta corona. Fej. X, 469.

[3]) Diesen Namen gibt Windeck c. XVII; in einem Briefe Siegmunds an die Ragusaner (Ovary Lipot Nr. 145) heißt er Meister Benedek.

jedem Tage besser gestalteten. Ladislaus hielt sich daher, wie eine Chronik sagt[1]), von den Ungarn getäuscht, und da, wie es scheint, in Zara selbst seine Herrschaft nicht beliebt war, kehrte er im November nach Neapel zurück. In demselben Monat hielt seine Schwester ihren Einzug in Wien. Sie war ohne Zweifel in Zara bis zur Rückkehr der neapolitanischen Gesandten geblieben, welche in Wien den Ehevertrag abgeschlossen hatten; dann war sie nach Triest gereist. Doch nicht in dieser Stadt, sondern in Laibach wurde Ende October die Hochzeit gefeiert. Herzog Wilhelm eilte darauf seiner Gemahlin voraus nach Wien. Erst am 21. November hielt diese ihren feierlichen Einzug in Wien.[2]) Das unter so vielen Mühen zustande gebrachte Eheband zerriss der Tod schon nach wenigen Jahren: am 15. Juli 1406 starb Herzog Wilhelm. Johanna kehrte hierauf nach Neapel zurück, wo sie nach dem Tode ihres Bruders den Königsthron bestieg und bis 1435 regierte.[3])

Graz. Dr. F. M. Mayer.

[1]) Specimen h. Sozomeni Pist. a. a. 1403.
[2]) Birk a. a. O. 118.
[3]) Am Schlusse dieses Aufsatzes muss ich erwähnen, dass, angeregt durch Wertner, Dr. Pfotenhauer über Margaretha von Brieg gehandelt hat (in dem vor kurzem ausgegebenen 25. Bd. der Zeitschr. des Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens, Breslau 1891, S. 331 ff.). Pfotenhauers Bemerkungen konnte ich nicht mehr benützen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aristophanis Nubes. Annotatione critica, commentario exegetico et scholiis graecis instruxit Fredericus H. M. Blaydes, L. L. D. aedis Christi in universitate Oxoniensi quondam alumnus. Halis Saxonum. MDCCCXC, in orphantrophei libraria. gr. 8°, XLII u. 608 SS.

Unbekümmert um die ernsten Einwendungen der Kritik führt der greise englische Gelehrte seine große Aristophanes-Ausgabe nach den gleichen Grundsätzen ihrem Abschlusse entgegen. Das vorliegende Werk theilt mit seinen Vorgängern dieselben Vorzüge und Mängel. Jene bestehen in der Fülle des aufgehäuften Stoffes, der besonders an Beobachtungen über den Sprachgebrauch der attischen Komödie reich ist, diese in der nicht genügenden Verarbeitung des Materials, welches im großen und ganzen doch nur einer rudis indigestaque moles gleicht.

Große Mühe hat Blaydes auch hier auf die Emendation des Textes gewandt. Von der Unmasse der herangezogenen Handschriften — rund achtzig werden aufgezählt — sind allerdings nur acht „verbatim et accurate", alle übrigen „passim, non tamen verbatim" verglichen. Während unter den ersteren eine so junge Handschrift wie Par. gr. 2827 genannt ist, welchen Omonts Katalog dem XVI. Jahrhundert zuweist — eine Beschreibung der Codices vermissen wir auch in dieser Ausgabe — muss man darüber staunen, dass von einer Neuvergleichung der beiden ältesten Zeugen unserer Überlieferung, des Ravennas s. XI und Marcianus 474 s. XII, abgesehen ist, von denen wir auch nach dem Zugeständnisse des Herausgebers bisher keine „integram et satis fide dignam collationem" besitzen, da Velsens Ausgabe noch nicht erschienen sei [1]). Damit hat Bl. selbst über die kritische Grundlage seiner Ausgabe ein scharfes Urtheil gesprochen, denn die Legion junger Hand-

---

[1]) Blaydes sagt vorsichtig: nondum enim, *ni fallor*, in lucem prodiit Velseni huius fabulae editio optimorum codicum lectiones exhibens S. XXXVII[2]).

schriften, welche er jedesmal aufmarschieren lässt, kann uns für jenen Mangel unmöglich schadlos halten. Die völlige Wertlosigkeit der recentiores, welche ein überflüssiger Ballast für den Apparat sind, hätte sich aus einer Classification der Handschriften, wozu nicht einmal der Versuch gemacht ist, ergeben.

Über den Text hat Bl. wiederum eine Flut von Conjecturen ergossen. Nach bekannter Unsitte werden zu einzelnen Stellen eigene Heilversuche in verwirrender Menge vorgebracht, so zehn zu 326, darauf alle verworfen: „sed omnibus bene perpensis maxime probabilis correctio videtur ea, quam dedi“, vier zu 872, sieben zu 981, acht zu 1046. Mehr Selbstkritik, weniger Kritik an dem Autor! möchte man angesichts solcher Spielereien ausrufen, welche sich wie eine unfreiwillige Parodie auf die ars critica ausnehmen. Hätte es doch der gelehrte Verf. vorgezogen, sein Feld vom Unkraut zu säubern, ehe er an die Nachsicht des facilis lector appellierte, „si in tantae molis opere, diversis temporibus scripto [1]), nonnunquam, ubi librorum consulendorum copia non esset, irrepserint errores aliquot et observationes futiles aut parum fide dignae.“ Denn dem Leser wird es schwer genug gemacht, aus all dem Unkraut den Weizen auszusondern.

Zum Schlusse seien einige Versehen oder Ungenauigkeiten berichtigt, welche den von Bl. verglichenen Par. gr. 2712 s. XIII (A) betreffen. Eine Collation dieser Handschrift auf Grund der vorliegenden Ausgabe hat mir folgende Nachlese ergeben: 60 *νῶϊν*, ebenso 938 *σφῶϊν*, 122 *σαπφώρας*, 195 *εἴσιθ'*, indem das zweite *ι* aus *ει* verbessert ist, 251 *ἅτ'*, 272 *ἀρύεσθε*, 352 *ἀποφαίνουσῖ* (sic), 359 *σύ τε κλεπτοτάτων*, 399 *ὑπερβάλλει* 401 *γε* für *τε*, 421 *τρυτιβίου* (*τι* über der Zeile von m¹.), 423 *δῆτ' οὖν νομιεῖς*, 437 *ἡμῖν*, 438 steht im Codex vor 437; das Versehen hat jedoch der Schreiber bemerkt und über *δράσω* mit rother Tinte ein *α*, über *διὰ* ein *β*, über *νῦν* ein *γ* gesetzt, 464 *ζηλοτότατον*, 465 *ἐγῶ̆ ποτ* (sic), hierauf Spatium und noch einmal *τ'*, 500 *το.δ.ί* (je ein Buchstabe radiert, es stand wohl *τουτί*), 519 ist *τἀληθῆ* nachträglich eingefügt, 528 *ἐξότου*, 561 *εὐφραίνησθε ῥήμασιν*, 650 *ἐπαΐειν ὁποῖος* (*θ'* fehlt), 651 *αὖ* fehlt, 744 *κτ̄*ᵅ m.¹; *κᾰτα* m.², 745 *κίνησον αὖθις εἰς αὐτὸ καὶ ξυγώθρισον*, 849 *ταυτὸν*, 946 *τὼ 'φθαλμὼ* (ähnlich 986 *ἡ 'μὴ*, 1372 *ὦ 'λεξίκακε*, 655 *ὦ 'ξυρὲ*, 1463 *ἃ 'δανεισάμην* so A), 981 *ῥαφανίδος*, 988 *παρ' ἀθηναίοις*, 1068 *γ' αὐτὴν*, 1340 *μέλλεις μ' ἀναπείθειν*, 1358 *ἁλοῦσαν*, 1386 fehlt *καὶ*; die Bemerkung zu 1385 „*καὶ* add. A“ ist mir ebenso unverständlich wie jene zu 1419 *ἐξαμαρτεῖν* (so A) „Par 1. non A“. Nicht angemerkt sind bei Bl. Schreibungen wie 135 *δστῆς* (für *ὅστις*), 872 *ἠλήθιον*,

---

[1]) Dies beweist z. B. die Anmerkung zu v. 64, wo die Rede des Hyperides *nuper* reperta pro Lycophrone erwähnt wird, die bekanntlich schon im Jahre 1853 veröffentlicht wurde.

989 *τῆς* für *τις*; weiter 260 und 413 *γενήση*, 415 *κάμνης*, 804 *αἰσθάνη*, 920 *αὐχμῆς* oder 446 *συγκολλητής*, 608 *συντυχοῦσ'*, 649 *συνουσίᾳ*, 975 *συμψῦσαι*, 1089 *συνηγοροῦσιν* (überall σ im Anlaut für ξ). *ν ἐφελκυστικὸν* fehlt 165 (*ἐστι*) und 753 (*ὠφελήσειέ σ'*), während es 538 *οὐδὲν ἦλθεν* und 1192 *προσέθηκεν* gesetzt ist.

Außer den angeführten Versehen sind mir unrichtige Angaben an folgenden Stellen begegnet, wo kurz die Lesarten von A erwähnt seien. 7 *κολάσαι ἔξεστι*, 64 *Καλιππίδην* (doch so, dass ι in das zweite λ hineincorrigiert ist), 245 steht allerdings *μισθὸν μὴ δ'*, dass aber *μὴ* von m.[1] [1]) expungiert ist, hat Bl. übersehen. 272 *προχόοις*, 300 *ἐς χθόνα*, 314 und 400 *εἶσ'* (für *εἴσ'*), 336 ist *θ'* (om. A bemerkt Bl.) deutlich zu lesen, 362 *παραβάλλει*, 387 *αὐτῆς ἐξαίφνης*, 412 *ὤνθρωπε*, 421 *θρυμβεπιδείπνου*, 431 *τολοιπον* (sic) *γ' ἀπὸ τοῦδε*, 481 *τίδαι* (sic), 500 *δὴ νῦν*, 526 *οὕνεκ'*, 663 *καταταυτὸν*, 679 *ὀρθότερον λέγεις*, 754 *ἀνατίλλοιο* (sic), 838 *μου καταλούει*, 843 *ἐνταυθοῖ*, 884 *ὥς τ' ἄδικα*, 985 *Κυκείδου*, 1114 *χωρεῖται νῦν*, 1295 *πλέον*, 1302 *τοῖς σοῖσι*, 1311 *αὐτόν*, 1361 *οἶαπερ*, 1383 *καμμᾶν* (sic), 1415 *κλαίουσι* und darauf *κλάειν*, 1470 *οὐκ ἔνεστιν ἐπεὶ*, 1505 fehlt in A (Bl. notiert: om., ni fallor, A).

An mehreren Stellen werden zwei widersprechende Lesarten aus A angeführt. Folgendes sind die Schreibungen des Codex: 282 *ἐρδομέναν*, 337 *ἀερίους*, 672 *'γῶ τὴν* (so, doch ω aus o), 1070 *σιναμωρουμένη* (doch ι aus υ corrigiert), 1442 *τί μ'*. Anderes ist unklar, wie 402, wo nur *δρῦς* für *δὴ δρῦς γ'* steht, 1285 *ἀλλ' εἰ σπανίζεις, τἀργυρίου μοι τὸν τόκον* | *ἀπόδος*. Öfters wie 575, 660 finden sich vage Angaben wie plerique libri et vulgata, 361 lesen wir gar „*οὕνεκα* libri plerique omnes (!!) et vulg." — 993 steht infolge Druckfehlers *πρασιοῦσι* für *προσιοῦσι* im Text. Doch ich breche ab, da das Gesagte zur Charakterisierung der Ausgabe wohl genügt.

Philonis De aeternitate mundi. Edidit et prolegomenis instruxit Franciscus Cumont. Berolini MDCCCXCI, Reimer. XXIX, 76 SS. gr. 8°. Preis 4 Mark.

Die unter Philons Namen überlieferte Schrift „Von der Unzerstörbarkeit des Weltalls" ward dem alexandrinischen Philosophen von Jacob Bernays unter Zustimmung von Zeller aberkannt worden. Das Ansehen dieser beiden Männer war der Schwimmgürtel, welcher diese Ansicht über Wasser hielt, so dass man allgemein das Werk für pseudophilonisch nahm. Noch Massebieau durfte in seiner Abhandlung „Le classement des oeuvres de Philon", Paris 1889, S. 79 den Satz aussprechen: „Le traité de l'incorruptibilité du

[1]) Velsen (in Teuffel-Kählers Ausgabe S. 208) bemerkt: „deleto μὴ punctis illis a tertia".

monde depuis l'étude de Bernays est en général et avec raison considéré comme inauthentique".

Wie so oft war auch hier eine vorschnelle Verallgemeinerung die Mutter des Vorurtheils. Weil dieser Schrift, ebenso wie jener *Περὶ τοῦ πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον* und den nur armenisch erhaltenen De providentia und De animalibus der jüdisch-religiöse Charakter nicht in gleicher Schärfe aufgeprägt ist, wie den anderen Werken Philons, sondern sie sich eher dem Standpunkte der griechischen Philosophie nähert, durfte Philon sie nicht verfasst haben, wobei völlig übersehen wurde, dass der Philosoph mit seinem System nicht fertig auf den Plan treten musste, sondern dieses sich erst nach und nach herausbilden konnte und herausgebildet hat. Der Herausgeber, bekannt durch eine Monographie über Alexander von Abonoteichos (Brüssel 1887) hat der angefochtenen Schrift gegenüber die dankbare Rolle des Anwalts übernommen und in durchaus überzeugender Weise ihren philonischen Ursprung erwiesen. Die wenigen von Bernays für die Unechtheit ins Feld geführten Beweise werden gründlich und scharfsinnig widerlegt. Hierauf wird gezeigt, wie das Werk in Gedanken — vix paginam invenies, ubi locus e Philone gemellus afferri non possit (S. XVI) — im Wortschatz, in grammatischen Eigenthümlichkeiten, in sprachlichen Wendungen, vor allem in solchen Subtilitäten wie in der Meidung des Hiatus, der nur in bestimmten Fällen von Philon zugelassen wird, mit dessen anderen Schriften sich deckt. Diese lehrreichen Beobachtungen über den Sprachgebrauch Philons sind im Anschluss an Cohns Untersuchungen gemacht, welcher in den Prolegomena seiner Ausgabe von De opificio mundi hiefür eine vorzügliche Grundlage geschaffen hat.

Um die Textherstellung hatte sich Bernays in glänzender Weise dadurch besonders verdient gemacht, dass ein mehr als ein Drittheil der Schrift umfassender Abschnitt, welcher durch eine in sämmtlichen Handschriften wiederkehrende Blätterverlegung an falsche Stelle gerathen war, bei ihm zum erstenmal seinen richtigen Platz erhalten hat. Cumont hat außer dem von Bernays zugrundegelegten Laur. X, 20 s. XIII noch drei Handschriften und die Varianten aus dem Cento De mundo verwertet. Nicht übergangen werden durfte Laur. LXXXV, 10 (F) s. XV—XVI, welcher trotz seines wenig ehrwürdigen Alters auf eine vorzügliche Quelle zurückgeht (vgl. Wendland, Neu entdeckte Fragmente Philos, Berlin 1891, S. 2 ff.). Ihn oder einen gemellus hat Turnebus in seiner Ausgabe benützt, wie dies Wendland in seiner gehaltreichen Anzeige der vorliegenden Ausgabe (Berliner Philolog. Wochenschrift 1891, Nr. 33, Sp. 1033) nachgewiesen hat. Cumonts Text leidet indessen unter dieser Vernachlässigung von F nicht, nur die Genauigkeit der adnotatio, wo die Mehrzahl der Turnebus zugeschriebenen Conjecturen, welche, wie Wendland richtig bemerkt, von unvergleichlichem

Scharfsinn im Emendieren zeugen würden (vgl. besonders 25, 1. 28, 25. 36, 11), eben auf Rechnung von F zu setzen sind.

Es ist dem Herausgeber gelungen, durch eine Reihe scharfsinniger Emendationen — auch Diels glänzt durch einige treffliche Verbesserungen — über manche dunkle Stelle helles Licht zu verbreiten. Die Sammlung von Parallelstellen aus philonischen Schriften, der sorgsame Wortindex zeugen von einlässlichen Studien. Dass manche *ἀπορίαι* auch jetzt bestehen (10, 10 ff. 24, 6 ff. 38, 4), liegt in der Natur der Sache. An folgenden Stellen weiche ich vom Herausgeber ab. 3, 4 wird an wiederholtem *λέγεται δὲ* mit Unrecht Anstoß genommen, denn 14, 20 wird dasselbe Prädicat kurz nacheinander sogar dreimal wiederholt. 3, 5 vermuthe ich *οὐδὲν* (für *οὐδ'*), so dass wir ein Beispiel des bei Philon beliebten Chiasmus hätten (vgl. Cohn, Prol. de op. m. S. LVIII). 4, 10 schlage ich *πάλιν αὖ τιν' ἀναγέννησιν* vor. 7, 4 wird mit Mangey *οἳ χρόνου μετρήσεως φύσιν ἐδείξαντο* für *ἐδέξαντο* zu lesen sein (vgl. 16, 23. Leg. all. p. 44, 10 M. *ἡ γὰρ οὐρανοῦ κίνησις χρόνου φύσιν ἔδειξεν* und Genesis 1, 14 *καὶ ἔστωσαν εἰς σημεῖα*. Über den Gebrauch der medialen Form statt der activen vgl. Cohn S. LIV f.). 18 4 fehlt hinter *δεῖ* wohl nur infolge Versehens *καί*, das sowohl bei Mangey wie Bernays steht und den auffälligen Hiatus *δεῖ ἀποδείξεως* beseitigt. 23, 20 hat Bernays mit Recht Mangeys Schreibung *ἅτε μηδενὸς ὑπολειφθέντος . . μέρους ὡς βιασθῆναι* aufgenommen, auf welche, wie jener scharfsinnig anmerkt, die in den Text eingedrungene Randbemerkung 6, 1) mehr als deutlich hinweise. 26, 14 dürfte *ἀναγκαῖον* (für *ἀνάγκη*) zur Beseitigung des Hiatus *ἀνάγκη ὑπονοεῖν* genügen (vgl. den Index). 33, 2 hat Mangey mit der Transposition von *γὰρ* zweifellos das Richtige getroffen *δέον εἴποι τις ἂν — πῶς γὰρ οὐκ; — εἰς ἀέρα* usw. (vgl. das im Index unter *πῶς* angeführte Beispiel de decem orac. 14 = II 191, 33 M. *διαμαρτάνουσι μέν — πῶς γὰρ οὔ — τοὺς ὑπηκόους σεμνύνοντες*). 33, 10 ist die Stellung von *ἀεί* unmöglich; das hinter *περιόδους* überlieferte *εἰς* ist als Dittographie einfach zu streichen („forsan redundat *εἰς*" Mangey II 688). 42, 18 wird der auffällige Hiatus durch Einsetzung von *πάντ'*: *καὶ ἐν ταὐτῷ πάντ' ἀθρόα* beseitigt. Derlei Abundanzen im Ausdruck sind bei Philon nicht auffällig (vgl. 43, 12 *φθοραὶ τῶν κατὰ γῆν οὐκ ἀθρόων ἁπάντων . . ἀνατίθενται* und Index s. v. *συλλήβδην*. de op. m. 48, 15 Cohn *ἀθρόα πάντα διεξελήλυθε* und 61, 11). — Von Druckversehen merke ich folgende an: XVI *ἐντυχάνειν*; XXII[1] Jenssen für Jessen; XXV Caezariensis; 3, 8 adnotatio *ἀξαπολέσθαι* für *ἐξαπ.*; 15, 11 *αὐτοὺς* (lies *αὑτοὺς*) Turnebus; 25, 8 muss statt *πιθανωτάταις* in der adnotatio eine Variante stehen; 34, 17 f. *προ-στίθεσθαι*; 36, 22 adn. lies *τηλέφατον* libri . *τηλέφαντον* nach Bergks Vermuthung Bernays; 40, 5 *συμβέκηκεν*; 42, 20

οὖν. Ab und zu sind Spiritus, Accente oder beides (40, 12) abgesprungen.

Wien. Siegfried Reiter.

Plautinisches.

I. T. Macci Plauti comoediae. Recensuit Fridericus Ritschelius, tomi IV, fasc. I. Casina. Recensuit Fridericus Schoell. fasc. II. Miles gloriosus editio altera a Georgio Goetz recognita. Lipsiae, in aedibus Teubneri MDCCCXC.

II. Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins. Herausgegeben von W. Studemund. II. Band. Berlin, Weidmann 1891, 8°, 436 SS.

I. 1. Die vielgelesene und vielnachgeahmte Casina ist im Ambrosianus zur Hälfte erhalten; leider fehlen gerade die zwei interessantesten Mittelblätter des XXVIII Ternio (denn dass dies kein Quaternio war, ergibt sich aus der Verszahl, da in der Lücke der XXVIII Blattlage nur 74 Verse fehlen), welche die zerstörten Verse 883—957 enthalten haben. Zur Erklärung der lückenhaften Überlieferung an dieser Stelle greift Schöll wiederum — wie schon im Rudens — auf die Annahme zurück, ein zwanzigzeiliges Archetypexemplar sei am Rande zerstört oder unlesbar gewesen, eine Annahme, die durch die Betrachtung der Lücken im Rudens und in der Casina sich recht plausibel machen lässt. Die Casinaausgabe stützt sich also auf A B E F J und die Lesarten der editio princeps Z, zu denen als neue Quelle ein V(ossianus) Q. 30 s. XII tritt, über dessen Stellung zu den anderen Hss. die nothwendigen Auseinandersetzungen in knapper Form S. XIX stehen, wie auch eine Collation desselben (ausgenommen für Casina und Cistellaria) von S. XXI—XXXIX geboten wird.

Mit dem sogestalt erleichterten Apparat ist aber immerhin die wahrhaft nöthige Grundlage für die Textherstellung geschaffen. Dieser Apparat zeigt die ganze Akribie der Ritschl'schen Schule auf jeder Zeile, besonders aber angenehm ist es für den Leser, dass der gesammte spätere Emendationskram von Schöll aus dem eigentlichen Apparat gewiesen und in calce libelli als eine appendix critica zusammengefasst wird. Damit sind die beiden Phasen der Kritik energisch getrennt, der Text basiert zunächst auf den Hss., und die historisch irgendwie bedeutsamen Versuche der Gelehrten stehen hintennach — als Anhang.

Sosehr wir also Schölls liebevolle und mühevolle Arbeit anerkennen, so wollen wir doch schwere Bedenken gegen die Textgestaltung nicht unterdrücken. Erst jüngst habe ich bei Gelegenheit der Besprechung von Schölls Menaechmen in dieser Zeitschrift auf seine subjective Art hingewiesen, nicht aus den Hss., sondern in die Hss. zu interpretieren. Ich muss auch hier aufs neue mich

warnend gegen diese Richtung stellen. Gerne gestehe ich zu, dass viele von Schölls Vermuthungen glänzend, ja manche sicher richtig sind, aber es gibt eben auch Stellen, wo er den Text geradezu verunstaltet, unlesbar, ja unsinnig macht. Ein Beispiel für alle genüge. Ich wähle 216—228 (fehlt in A), das nach Schöll lauten soll (Cursives sind Änderungen Schölls):

omníbus rebus credo égo amorem et *morîbus* nitidis antéuenire
nec pótis quicquam commémorari, quod plús salis plusque lepóris *habet.*
hodié coquos equidem nímis demiror, qui útuntur condímentis
220 eos eó condimento úno non [*umquam*] útier omnibus quód praestat
nam ubi amór condimentum ínerit quoiuis [*pátinam*] placituram credo,
neque sálsum neque suaue ésse potest quicquam, úbi amor non admíscetur:
fel quód amarumst, id mél faciet: hominem éx tristi lepidum ét lenem.
hanc égo de me coniécturam domi fácio magis quam ex aúditis,
225 qui quom ámo, '*Casiam*' magis ínicio: mundítiis munditiam ántideo
myropólas omnis sóllicito: ubiquómquest lepidum unguéntum unguor,
ut illi placeam, et placeo út uideor e. q. s.

Herr Schöll wird meine Aufrichtigkeit verzeihen, wenn ich offen gestehe, dass er hier den Plautus verballhornt hat; überall, wo er coniecturell eingreift, zerstört er das Richtige der Hss. und setzt Dinge ein, die man einfach nicht begreift. Das zeigt am deutlichsten v. 225, wo doch etwa von einem Koch, der aus Verliebtheit alles mit Zimmt *(Casia)* versetzt, nicht die Rede ist, sondern, wo unser guter Lysidamus einfach von seiner geliebten *Casina* redet, wie v. 227 das *illi* beweist, und wie außerdem alle Hss. haben mit Ausnahme von B. Ein ebenso starkes Stück ist v. 217. Ich schäme mich keinen Augenblick offen zu gestehen, dass ich ihn nicht übersetzen kann — es wird wohl anderen auch so gehen — ich scheue mich weiter nicht, einzugestehen, dass ich das von Klotz und Schöll vorgeschlagene *moribus* (alle Hss. *nitoribus*, was durch *nitidis* geschützt ist) absolut nicht begreife, ich hebe ferner hervor, dass mit Schölls Änderung die andere von *habet* aus dem hsl. *habeat* (v. 218) untrennbar verbunden ist. Ebenso sind die Einschübe 220 [*unquam*], 221 [*patinam*] ohne jede Möglichkeit, sie sind Willkür, sie sind nicht aus den Hss. gewonnen, sondern in die Hss. hineingezwängt. Ich stelle den ganzen Context so her (Cursives von mir):

omníbus rebus nitidís ego amorem et crédo *ante eire* nitóribus nec
potis quícquam commemorári, quod plus sális habeat plusqué leporis.

† hodié coquos equidem nimis demiror, qui útuntur condimentis,
220 *omnés* eo condiménto uno non útier, omnibus quod praestat.
nam ubi amór condimentum inierit, quoiuis [*ius*] placiturum credo;
neque sálsum neque suaue ésse potest quisquam, úbi amor non admiscetur:
fel quód amarumst id mél faciet, hominem ex tristi lepidum ét lenem.
hanc égo de me coniécturam domi fácio magis quam ex aúditis!
225 qui? quom ámo Casinam, magis inicio[*r*] munditiis; munditiam antideo,
myropólas omnis sóllicito, ubi quómquest lepidum unguéntum unguor,
ut illi placeam ......

Zur Rechtfertigung habe ich wenig beizufügen. Richtig hat Schöll (im Gegensatz zu Studemund Z. f. d. Gymn. XVIII 556) an der anapästischen Gliederung der Verse festgehalten; aber er hat nicht klar genug gesehen, dass die Hss. hier an sich keine Verse bieten, sondern wie sonst infolge metrischer Unbeholfenheit die Verszeilen prosaisch auflösen, so dass eine größere Freiheit in der Umstellung der Wörter gerechtfertigt ist. Gleich hinter *omnibus rebus* ist das Metrum zerstört, der Rhythmus zeigt, dass zwischen *rebús* und *ego amórem* ein anapästisches Wort mit anlautendem Consonanten fehlt. Indem man also *nitidis* aus der gezwungenen Verbindung mit *nitoribus* löst, wird der ganze Vers hell bis auf das ersichtlich unbrauchbare *anteuenire,* wofür ich *ante eire* vorschlage, wie ja z. B. Mil. 1405 §. *dic* §. *oratus sum ad eam ut irem* gelesen wird, *eirem* gelesen werden sollte, da *ad te amuttire* in CD, *at te uenirē* im B auf ADTEAMUTEIREM zurückweisen.

V. 219 halte ich — mit Schöll — das *coquos* für eine Glosse. Vielleicht lautete der Vers:

ideo eós equidem nimis dēmiror, qui[qui] útuntur condímentis...

Jedenfalls aber muss v. 220 mit *omnes* (d. i. *ōes* für *eos*) begonnen werden, wie sich ja ebensosehr die einfache Ergänzung *quoiuis [ius]* vor Seyfferts *escam* oder gar dem gekünstelten *patinam* Schölls empfiehlt. Gekünstelt nenne ich die Ergänzung darum, weil *patinam* graphisch das *placitam* des B widerspiegeln soll; aber dabei vergisst Schöll, dass das eine kühne Metonymie ist, wie z. B. bei Varro sat. fr. 160 *patella esurienti posita* (schlecht erklärt von L. Havet, richtig von E. Norden J. J. XVIII Supplementband 336), viell. auch mil. gl. 759.

Sicher ist auch v. 222 von Schöll nicht geheilt. Er lässt den Plautus sagen: „Es gibt keine Sauce und keine Süßigkeit ohne Beimischung des Amor“. Dies ist unlogisch, weil Plautus zwei Verse vorher (v. 220) das Gegentheil sagt. Er konnte im Zusammenhange nur sagen: „Mit Liebe Gewürztes schmeckt

jedem (v. 221), aber wenn die Liebe nicht beigemischt wird, lässt sich weder Süßes noch Saures genießen (*esse*).“ Indem nun die Hss. *esse* verkehrt auffassten, schrieben sie *quicquam*, die richtige Einsicht erfordert *quisquam*, *c* und *s* wechseln überall in den Hss.

Endlich zu V. 225 genügt einfach die Paraphrase: Das erfahre ich an mir selbst. Wie? Nun da ich die Casina liebe, stürze ich mich ins [man verzeihe den Ausdruck] Gigerlthum; ich thu's der Nettigkeit in Person voraus ...., um ihr zu gefallen .... Ob freilich *magis [me] inicio* oder *inicio[r]* zu lesen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Was ich hier vorgebracht habe, ist — dem Rahmen dieser Zeitschrift entsprechend — nur eine Probe, aber sie wird hoffentlich hinreichen zu zeigen, wie wenig der nachprüfende Leser dem Schöll'schen Text trauen darf. Fällt mir die Zeit ab, so will ich anderswo die ganze Komödie durchackern, für den Augenblick genüge dies, indem ich aber nochmals betone, dass die gelehrte Welt alle Ursache hat, für die neue Ausgabe sehr dankbar zu sein. Hoffentlich kommt die Cistellaria bald, die uns S. XX versprochen wird.

I. 2. Seit dem Erscheinen von Ritschls Milesausgabe sind 41 Jahre verflossen. Es hat seither nicht an Ausgaben des vielgelesenen Stückes gefehlt (Fleckeisen, Brix, Lorenz, Tyrrell, Ussing, Ribbeck), massenhaftes Material ist von anderer Seite in vereinzelten Beiträgen beigesteuert worden, namentlich hat die Sündflut der Schriften über plautinische Sprache und Metrik neben sehr wenig edlen Perlen eine ungeheure Masse kritischen Sand über das Stück geworfen. Denn nur wenigen ist es gegönnt, aus der Tiefe poetischen und sprachlichen Nach- und Mitempfindens den Schriftsteller divinatorisch zu ergänzen und zu berichtigen; diese göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks, und wo einst geniale Naturen, wie Kammermeister oder Bentley, Bothe oder Ritschl, ohne zu suchen fanden, dort sehen wir heute die klein-philologischen Statistiker aus der Froschperspective ihrer Specialfragen suchen — ohne zu finden.

Diesen ganzen tollen Wust durchzuarbeiten, das einigermaßen Denkbare auszuscheiden, das Brauchbare auszunützen, war eine wenig neidenswerte Arbeit, und es ist dabei nur sehr zu bedauern, dass sich Götz durch seine conciliante Natur verführen ließ, stellenweise mit unbrauchbarem Zeug den Apparat zu belasten; das manchmal vorkommende ‘ut alia taceam’ sollte viel häufiger dastehn, oder, wenn schon die philologische Akribie es wirklich erfordern sollte, dass alles hirnrissige Zeug suo loco notiert wird, so ließ sich dafür Schölls Vorgang sehr empfehlen, den eigentlichen Apparat durch die kritische Appendix zu erleichtern.

Die Ausgabe führt noch Ritschls Namen — aus Pietät. Sie ist ganz neu fundiert. Für den A stand neben Löwes Collation das weitaus genauere Studemund'sche Apographon zur Verfügung, den größeren Theil der Stellen sah übrigens Götz selbst nach.

Den Vetus collationierte Mau, den Decurtatus und Ursinianus F. Schöll von neuem. Lesarten von FZ sind nach Ritschls Ausgabe aufgenommen, die sonstigen Proben aus Hss., die Ritschl geboten hatte, mit Recht getilgt.

Und so ist auch der ganze Geist, der in der Reconstruction des Stückes waltet, ein anderer als bei Ritschl. Der Bahnbrecher der plautinischen Wissenschaft war — wie bekannt — ziemlich radical zuwerke gegangen; der Autorität der Hss. setzte er oft genug kühn die eigene entgegen — er konnte es thun auf Grund seiner einzigen umfassenden Kenntnis aller einschlägigen Fragen. Aber in den vier Jahrzehnten sind wir nüchterner geworden, und nachdem die Plautuskritik ihre Sturm- und Drangzeit überstanden hat, kommen wir doch wieder darauf zurück, zu größter Vorsicht anzurathen und um den Buchstaben, den Punkt, den Buchstabenraum zu feilschen. In diesem conservativen Geiste ist Götz vorgegangen, an ihm hält er fest, wo er selbständig arbeitet, er wird ihm nur dann untreu, wenn er anderen nachgibt.[1]) Meinem Empfinden nach hat aber gerade das Studium der verschiedenen Vorschläge anderer den Herausgeber oft auf irrige Bahnen geführt; hätte er sich direct an die Quelle gewandt, so wäre manches anders gestaltet.

Man gestatte mir, dies an einer Reihe erlesener cruces zu zeigen.

Gleich in den ersten Versen (8) stolpert der Leser über

quae mísera gestit strágem facere ex hóstibus.

So der Text; aber die Note: '*stragem retinui, etsi uix uerum est*', wozu noch das entschiedenere Urtheil Studemunds tritt, dass *stragem* unmöglich sei. Die Überlieferung ist zwiespaltig; A hat FRETIS, die zweite Classe *fratrem* (*fratem* C[1]). Wie gewöhnlich ist der A im Rechte. Die Stelle soll lauten:

quae misera gesteit retis facere ex hostibus.

Für *gesteit* in dieser Orthographie spricht *gestitet* C *gestiret* D *gestaret* B. Was aber *rētis* = *retia* betrifft, so ist auf Charis. 33. 20; 61, 15, Prisc. 5, 45; 7, 55, Varr. r. r. 3. 5. 11 zu verweisen. Es wird also im A vermuthlich TRETIS stehen. Was die Sache betrifft, so verweise ich auf den '*Horribilicribrifax*' des Gryphius, auf den Rabbi Juda ben Baba, der nach der Überlieferung[2]) von dreiundsiebzig Lanzenstichen durchbohrt wurde 'wie ein Sieb'. Das Tertium comparationis ist die Löcherigkeit, vgl. Sen. nat. qu. 7, 19, 1. — Varr. r. r. III 5, 13, Fest. 348 aber zeigen *rete* (oder *reticulum*) im Sinne von (netzförmigem) Gitter, genau so wie die Vulgata (exod. 38. 5 Jerem. 52. 23) *retiaculum*

---

[1]) So z. B. 213, 241, 968, wo gegen die Hss. nach den total verfehlten Ausführungen von Richter in Studemunds Studien I 517 eugae ediert wird. Vgl. meine Gegenbemerkungen in dieser Zs. 1891.

[2]) Talmud., tract. de synhedris, folio 246.

hat. Ist es da zu verwundern, dass man das schwerverständliche *retis* durch *cratem* glossierte, woraus durch *fratem* C[1] das *fratrem* der zweiten Classe wurde?

Vers 24 erscheint in der Form:

nisi únum: epityrum illi éstur insanúm bene

nach Ritschl, Haupt u. a. Unrichtig! Die Überlieferung beider Handschriftenclassen, wie auch des Varro (l. l. VII 86[1])) spricht nur für die Femininform *epityra; illi* ist unmöglich, weil es im A keinen Platz hat: EPIT******TUR. Füllt man dies zu *epit[ura ... es]tur,* so bleibt Raum für einen, höchtens zwei schmale Buchstaben. Die Lesart Ritschls stammt aus einer falschen Auffassung der zweitclassigen Überlieferung: epytira ut aputilla esturiensane. Indem er sich dies zu *ut aput illum* (Z) zurechtlegte, gewann er das *illi.* Ich aber erkenne in dem Ganzen nichts als eine eingedrungene Lesevariante ohne allen Wert.

ut aputilla
nisi unum epytira estur .....

Die richtige Ergänzung ergibt sich aus genauer Betrachtung von BCD und Varros Zeugnis. BCD bieten *esturi**e**nsane,* der Florentinus Varros *estu**e**r insane,* das will sagen *estur **ei** insane.* Nach Ausweis des A aber gehört dies vor *estur:*

nisi unum: epityra ei estur insanum bene

Vers 78 ist gleichfalls eine Glosse in den Text gedrungen. Wenn Götz dort mit FZ *age eamus* gegen *agetemus* CD (im B *agetenemus*) schreibt, so ist das einfach ein Umgehen der Schwierigkeit, aber keine Lösung. Die Lösung scheint mir aber nicht fraglich. Die Vorlage bot:

eamus
§ *age itemus ergo!* §.........,

wovon in BCD der Text, in FZ die Glosse blieb.

V. 165 unterlässt es Götz, sich mit der Lesart des A[2]) auseinanderzusetzen. Und doch ist sie allein richtig:

ádcurato te, út sine talis dóli agitent conuíuia.

Es ist läppisches Missverständnis der feinen Metapher, das in den Hss. jüngerer Provenienz zu *domi* führte, die Redewendung 'Orgien ihrer Hinterlist' hat gleich ein paar Verse weiter ihr Analogon: *omnibus crucibus contubernalis* v. 184.

Zwiespältig ist die Überlieferung[3]) v. 168. Der A hat SED-

---

[1]) Bei diesem ist natürlich zu schreiben: *apud Plautū: nisi ...*, Das hätte Spengel so edieren müssen; freilich darf man dies eben von Spengel nicht erwarten.

[2]) Vgl. Bacch. IV 9. 26, wo der A hat DOLIS EQO PRENSUS SUM statt *doli.*

[3]) Ganz auseinandergehen die Hss. v. 1409, wo B *loquere nondum nihilo factus,* CD(F) Z *loquere nondum donec factum est* bieten.

MEEXPEPTI nach Studemund, der C *sed me excepte.* Das weist auf folgende Urgestalt zurück:

séd me experti: níhili facio . . . . . .

Vgl. für diese Art der Glossierung z. B. V. 762, wo *procellunt* durch *procumbunt*, 797 wo *faueae* durch *ancillae* verdrängt wird u. a.

Zu V. 217 möchte doch einmal die Frage gestattet sein, ob der Liebe Mühe nicht umsonst war, und alle die gewaltsamen 'Verbesserungen' nicht etwa die Waffen strecken müssen vor der Überlieferung. Palaestrio scheint zu schlafen; Periplecomenus kann ihn nicht erwecken und schreit nach BCD: *tibi ego dico anheriatus uestis* (*ne sis* FZ) *heus te adloqui Palestrio.* Birt wollte *ebriatus* schreiben, sicher nicht unfein; aber wenn man sich fragt, was denn das hsl. **heriatus* bedeuten könnte, so ist die Antwort darauf leicht gegeben: *heriatus* von *heri* bedeutet das, was unser vulgäres 'mir ist ganz gestrig' sagt, d. h. ich bin schläfrig vom gestrigen Rausche, ich habe salua uenia von gestern einen — Kater! Das Wort ist nicht kühner als das im gleichen Stück von Plautus erfundene (731) *ingeniatus* u. a. m. Gesteht man dies zu, dann ist wohl

tíbi dico! an heriátus nescis te ádloqui? heus! Palaéstrio!

die einfachste Lösung der Frage.

Zu V. 360 empfehle ich auf Grund der Hss.:

dispéssis manibus pátibulum cum tú adeibis. § *quamnam ób rem?*

Aus der vorgeschlagenen Lesart erklärt sich alles. Am nächsten steht ihr cod. X bei Gellius XV 15. 3 *cum abedis*, in dem die Umstellung zu *adebis* durch A befohlen wird, der nach Studemund CUMUIDETIS hat. War aber einmal *adeibis* durch *adēbis* zu *abedis* geworden, dann war *abebis* = *habebis* das Nächstliegende. Die Lesart des A aber erkläre ich mir so, dass CUNTUADEIIS (B über I) in der Vorlage stand. Auf den Diphthong *ei* weisen ferner noch hin *habetuis* (d. h. *habeibis*) in B[1], woraus die zweite Hand durch Tilgung des Richtigen *habetis* (vgl. den A) machte.

Was wird man sagen, wenn ich behaupte, der tausendfach angegriffene Vers 438 sei bis auf Kleinigkeiten völlig gesund

---

Die Schlussworte lassen sich leicht vereinigen durch die Schreibung *factūst*, für welche auch die Züge des A maßgebend eintreten. Sonst aber stehen eben zwei völlig abweichende Lesarten nebeneinander. Denn („Sprich, so lang's noch nicht geschehen ist"):

§ *lóquere, nondum dónec factumst!* §. *uiduam hercle esse cénsui*

ist ein ganz vernünftiger Vers, an dem kein Tadel ist. Aber auch das nur leicht verderbte *niliblo* wird sich verstehen lassen. Nur darf man nicht mit Camerarius-Ritschl-Götz an *nihili* denken, sondern *niliblo* steht statt *nebulo* (durch *neliulo*) mit Buchstabenvertauschungen, die im B ganz usuell sind. Das weist aber auf folgende Gestalt zurück:

§. *lóquere, nebulo!* § *nóndum factumst; uiduam hercle esse cénsui.*

Pyrgopolinices kann ja doch das Hauptargument nicht verschweigen, dass eigentlich gar nichts vorgekommen sei.

erhalten? Indem die Interpreten eine etymologische Spielerei hinter dem Verse suchten, labyrintheten sie ins Hundertste und Tausendste. Die Hss. BCD haben (quisquiliis neglectis):

adice testu non dicat ei et meo hero non facis (*faci* D[1]) *iniuriam.*

Das lese ich folgendermaßen (PZ sind interpoliert):

SCELEDRUS: *iniúriast;*
fálsum nomen póssidere, Philocomasium póstulas!
ábice testu! nón dica[s]t! ei, méo ero ne face iniúriam!
„Schmeiß den Napf weg! Das ist Unrecht! Geh, betrüg mir nicht den Herrn!"

Man muss sich nämlich erinnern, dass Philocomasium zu Beginn der Scene als Opfernde auftritt:

inde ignem in aram, ut Éphesiae Diánae laeta laúdes
gratísque agam .....

Sie hat also ersichtlich eine Opferschale in der Hand gehalten, welche Sceledrus hier mit dem despectierlichen Titel *testu* belegt.

V. 466 möchte ich auch rathen, gegen BCD vorsichtiger zu sein. Was bei Götz gedruckt steht, das ist — Seyffert, aber nicht Plautus:

út utrobique orátionem dócte haec instituít suam.

Den letzten vier Worten entspricht in CD ducta ediuit uttuā, womit B[1] stimmt: ducta /// du//it intuā. B[2] schreibt docte edidit (mit ihm Camerarius). Man wird zugestehen, dass daraus sich zunächst ergibt:

út utrobique orátionem dócta ediuit úttilem.

Warum sollte nicht zu *edidit* ebenso ein thematisch erweitertes *ediuit* gestanden haben, wie *condiuit* zu *condidit?* Dann aber erklärt sich die Lesart von B[2] durch Aufnahme einer Glosse, wie so oft im Plautus. Die Orthographie *uttilis* wie *futtilis* = *fūtilis* kann ganz gut alt sein; fraglich bleibt nur, ob nicht noch näher an den Hss. die Form *uttilam* aufzunehmen wäre, wie *gracilae* beim Terenz u. a. m. Ebenso ungerecht gegen die mindere Überlieferung war Brix, als er

V. 649 verstümmelte. Hier hatte schon die editio princeps das einzig richtige *o lepidum semisenem* (leicht verschrieben auch CD). Was an dem 'Halbgreis', dem ἡμιγέρων hier nicht recht sein soll, sehe ich nicht. Im Gegentheile, es liegt diese Bezeichnung sozusagen in der Luft. V. 621 hieß es:

si álbicapillus híc uidetur neútiquam est ingenió senex

und dreißig Verse später meint Periplecomenus selbst:

tute me ut fateáre faciam esse ádulescentem móribus.

Wer aber mit weißem Haare noch jung im Herzen ist, der ist nur Halbgreis, ist ἡμιγέρων, ist *semisenex.* Das hätte man schon

lange eingesehen — wenn *semisenex* in den Wörterbüchern stünde. Aber warum thut man's nicht hinein?[1])

V. 664 nach CDFZ:

ópusne leni? léniorem díces quam mutúm est mare

hat die Kritiker auch schon viel beschäftigt. Er ist sicher verderbt, und doch braucht es nur einen Strich, ihn zu heilen:

léniorem díces quã inmotum est mare.

Was Götzens Gestaltung der lückenhaften Stelle 727—729 betrifft, so muss ich vom Standpunkte meines Nonius aus mich energisch gegen Ritschl-Ribbecks verfehlte, ja geradezu interpolierte Lesart aussprechen. Beide und mit ihnen Götz wollten eine lästige (d. h. ihnen lästig erscheinende) Wiederholung beseitigen; aber gerade damit haben sie die Einsicht in die Stelle ruiniert, weil sie den Anstoß zur Verderbnis hinwegräumen. Die volle, (durch A und Nonius) gewährleistete Schreibung ist:

sicut merci prétium statuit ⟨quist probus agoránomus:
quae probast [mers, prétium ei statuit⟩ pró uirtute ut uéneat,
quae inprobast] pro mércis uitio dóminum pretio paúperet.

Der Schreiber von B irrte von statuit ⟨....⟩, der Schreiber von A von probast [....] ab, der Noniustext allein ist vollständig, wie schon Spengel erkannt, und nach ihm viele gelesen haben.

V. 843 ist ein Haupttummelplatz der kritischen Steckenpferde. Die Hss. haben:

si fálsa dicis uótio excruciábere.

Nach all den vielen Vermuthungen empfehle ich nichts zu ändern, als:

si fálsa dicis — uótio est — cruciábere!

und wenn du lügst — das gelob ich hier — dann gehts ans Fell! Ja — wenn *uotio* im Wörterbuch stünde! Aber warum thut man's nicht hinein?

Unbegreiflich ist mir, warum Götz den in allen Hss. überlieferten Vers 885ᵇ aus dem Context wirft. Diesem Stiefkind der Kritiker gehts eben wie allen Stiefkindern, man quält sie, malträtiert sie, oder wirft sie gar hinaus — weil man sie nicht versteht. Aus Löwes schlechter Lesung war auch allerdings nichts zu machen, die bedeutend sicherere Nachricht Studemunds lässt uns folgende Grundlage gewinnen (die Ergänzungen aus BCD):

EA plenam atque inaNEM fiERi plenAMAxuMa

Daraus ein lesbares Verslein zu machen, wird doch nicht so schwer sein:

ea[m] plénam inanem fieri poena máxuma[st]

glaube ich wenigstens nachdrücklich empfehlen zu können.

---

[1]) Vgl. semitruncus gloss. Vat. 3321 (Götz) 118, 36, das gleichfalls in den Lexicis fehlt.

Zu V. 878 kann das von Götz gebotene *stultitia haec esset .... si nesciam* nur mit grammatischem horror gelesen werden. Ja stünde es so in den Hss., so ließe sich vielleicht durch Interpunction die Stelle halbwegs in Ordnung bringen, aber derartige gemischte Perioden darf man nicht selbst schaffen, wenn die Hss. *haec sit ... si nesciam* haben.

Genaue Betrachtung der zweitclassigen Hss. hilft auch hier nach. So haben (abgesehen von Kleinigkeiten) BCD:

stultitia atque insipientiā falsa hae sit.

Ganz unbeachtet blieb hier die uirgula von den Kritikern. Und doch ist diese für die drittclassige Überlieferung wichtig genug; denn FZ haben *insipientia non fallacia hec sit.*
Daraus reconstruiere ich musivisch den Vers:

stultitia atque insipiéntia in falsá fallacia haéc sit ....

Die echt plautinische Verbindung *f. f.* spricht für sich selbst.

V. 886 ff. stelle ich auf fester Basis der Hss. so her:

si quid faciundumst múlieri male átque malitióse,
eis ibi inmortalis mémoriast: meminíssent sempitérna!
sin béne quid aut fidéliter faciúndumst, ea deuéniunt
obliuiosae extémpulo ut fiánt: meminisse néqueunt.

Meminissent sempiterna ist Graecismus wie *transuersa tueri* u. a., *ea* ist mit 'deshalb' zu übersetzen. Das Nähere sagt Götzens Note selbst.

Kurz kann ich mich auch fassen über 894, wo Götz den Text durch eine Lücke verunstaltet nach Ritschls Vorgang. Die Hss. weisen auf: *malamilla merest* CD oder *mala mulierest* B. FZ sind interpoliert *mala nulla meretrix est*, aber sie zeigen den richtigen Weg. Denn wer *meretrix es* erklärend interpolierte, der musste *meres* vor sich haben. Und so heißt denn der ganze Vers: *(mala multa)* oder

§. *mala mílle meres!* §. *i, né paue: peióribus euenibunt!*

An *conuenibunt* hatte schon Ribbeck gedacht. Hss. *conueniuit* C, *cueniunt* D. Als Vorlage stand: *eueniuunt.*

Zuguterletzt denke ich an V. 1267, wo Götz auch wieder von Seyffert sich bestimmen ließ: *tibi et Phaonio Lesbio tam mulier eum ut amaret.* Die Lesart der Hss. ist heil, nur unverstanden:

tibi ét Phaoni Lésbio tam uí, uere ut amaréntur!

Ich hätte noch manches in margine angemerkt; allein die Grenzen des Raumes zwingen abzuschließen. Ich kann aber nicht enden, ohne die Vortrefflichkeit der gediegenen Ausgabe nochmals ausdrücklichst zu betonen.

II. Die im vorliegenden Bande vereinigten Schriften sind meist älteren Datums. Im Auftrage des verblichenen Herausgebers

hat die Besorgung des Buches O. Seyffert übernommen, der auch dem letzten Aufsatze seine eigentliche Gestalt gegeben hat.

Der Band schließt nämlich mit einer Abhandlung Studemunds: Herstellungsversuch der plautinischen Cistellaria (S. 417—436), zu der Seyffert eine Reihe schätzbarer Noten beistellte. Wir lesen die (schon 1871 verfasste) Skizze mit dem neuerwachenden Gefühle des Verlustes, den Studemunds Tod für dieses Gebiet der Wissenschaft bedeutet. Alle Vorzüge seiner Methode und seiner scharfen Beobachtungsgabe zeigt die kleine Arbeit freilich nicht, allein für den zukünftigen Bearbeiter der Cistellaria wird sie als ein verlässlicher Führer bei seiner schwierigen Arbeit zu gelten haben. Auf Details kann ich nicht eingehen um des Raumes willen.

Eröffnet ist der Band durch die Abhandlung De fragmentis Amphitruonis Plautinae scripsit Johannes Schroeder (geschrieben 1879). Die Abhandlung stellt die Grammatikercitate aus der Lücke 1034/1035 zusammen. Es fehlen nach Schröders einsichtigem Urtheil drei Scenen, indem zu dem fortgeführten Streit des Mercur mit dem Amphitruo 1. Sosias mit dem Blepharo kommt, von denen Amphitruo den ersten mit Prügeln hinausjagt, 2. tritt Juppiter dazu und stellt sich neben den wahren Amphitruo; Blepharo kann beide nicht unterscheiden; 3. aber weist das Frg. bei Non. 105 auf eine Scene hin, in welcher Alcmene mit einem der beiden Amphitruone zusammenkommt. So richtig der Grundgedanke und die sachliche Behandlung der einzelnen Bruchstücke ist, so ließe doch die kritische Seite manche Bedenken aufkommen.

Richtig erkennt S. z. B., dass das bei Non. 76 überlieferte Fragment sich auf v. 400 bezieht und diesen in seinem ersten Theile richtig stellt, richtig bessert er bei Nonius statt des hsl. *aliquis quisquã nisi: alius quisquamst,* aber gegen zwei unabhängige Zeugen die Wortstellung zu ändern, wie S. 10 vorgeschlagen wird, ist doch unzulässig. Vielleicht ist die Lösung einfacher, als man denkt. Wie wenn *alius* Genetiv wäre? Dann hieße die Stelle:

cérte edepol tu me álienabis núnquam, quin nostér siem,
nec nobis praesente alīus quoisquamst seruos Sosia —

d. h. wie wir beide da sind, gehört Sosias keinem andern Herrn, du wirst mir nicht einreden, dass ich nicht zum Hause gehöre *(noster sim).*

Völlig misshandelt wird Frg. 1 (Non. p. 342), indem von der ganzen Stelle nichts Rechtes übrig bleibt. Die Noniusüberlieferung gliedert sich mit leiser Änderung zu anderthalb Septenaren: .... *át ego [te] certó cruce* || *ĕt cruciatū [ni] mactabo,* † *éxuo, mastigia!* Davon darf nichts fehlen. In *exuo* ist entweder die Apodosis zu dem *ni mactabo* zu suchen, oder diese Apodosis ist überhaupt völlig zu ergänzen. In letzterem Falle hieße der Vers:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ *át ego [te] certó cruce*
éxcruciatum [ni] mactabo éxitio, mastigia ....

Auch in Bezug auf Frg. VI bei Non. 543 kann ich nicht zustimmen, wo die Schwierigkeit der Überlieferung durch Einführung eines alten Genetivs *aquas* (Hs. *aquam*) gehoben werden soll. Solche Formen sind stets in festen Formeln überliefert, sie haben etwas rituell Gehobenes — sozusagen —; aber im Sclavenjargon haben sie keine Stelle. Richtiger hat Seyffert die Stelle gelöst, aber S. hat ihn nicht recht aufgefasst (S. 22): denn Seyffert hat nicht (*a me*) ergänzt, sondern aus *aquam* gewonnen: *aqu. a m(e)*. Und dies ist richtig:

ne[i] tu postulés matulam unam tibi a q u [a e] a m [e] infundi ín caput:

Nei d. i. *ni* erfordert der Conjunctiv, das affirmative *ne* zwingt S., *postules* zum Indicativ zu verstümmeln.

Zu Frg. X, welches richtig behandelt ist, möchte ich nur bemerken, dass *huius* statt hsl. *cuius* durch das alte H (KUIUS) der ältesten Hss. zwar sehr möglich, aber doch nicht nothwendig ist. Denn mit leichter Interpunctionszugabe kann der Vers ganz gut so lauten: (tun' me maritum appellas? maritum?):

cuius? quaé me absente córpus uolgauit suom?

Erweitert werden die Fragmente richtig durch XVIII aus dem glossarium Plautinum: *clandestino,* wie mir scheint, unrichtig durch Festus p. 169. Den Schluss der klar geschriebenen Abhandlung bildet eine paläographische Berechnung der Lückengröße im Amphitruo. S. kommt zu dem wenig glaublichen Resultat, es fehlten die letzten drei Blätter des vierten Quaternio mit der Verszahl von rund 120. Viel wahrscheinlicher ist jedenfalls die Annahme, dass beim Binden des Archetyps zwei Mittelblätter eines Quaternio verworfen wurden (etwa 150 Verse umfassend), doch zu voller Klarheit kann man auf diesem schlüpfrigen Gebiete nicht kommen.

Es folgt S. 47—84 Ed. Kellerhoff: de collocatione uerborum Plautina quaestiones selectae (1881 als Straßburger Doctordissertation erschienen). Die kleine, aber wertvolle Arbeit enthält eine Menge von Observationen weniger über plautinische Wortstellung, als vielmehr über Wortstellung der Sprache des gemeinen Lebens. Man ersieht deutlich, wie formelhaft die einzelnen Wendungen sind, so dass für die Handhabung der Kritik aus der (übrigens mit Mahlers Kössliner Dissertation theilweise übereinkommenden) Arbeit oft Gewinn gezogen werden wird.

Etwas anders denke ich über die nächste Arbeit von Peter Scherer (S. 85—143): de particulae QUANDO apud uetustissimos scriptores Latinos ui et usu (theilweise als Straßburger Dissertation 1883 gedruckt). Ich erkenne bereitwillig an, dass von §. 2 an die Arbeit eine geradezu vortreffliche Leistung ist. Dieser §. 2 behandelt den vorplautinischen Gebrauch in lexikalischer und grammatischer Hinsicht, §. 3 zeigt *quando* im Plautus coniunctionell und adverbiell. §. 4 zeigt den terentianischen Gebrauch, wobei auffällig hervortritt, dass die temporale Bedeutung von quando zu

Gunsten der causalen verlischt. §. 5 endlich fasst in Kürze die Stellen des Wortes — besser der Formel — *quandoquidem* zusammen. So weit ich die Literatur übersehe, hat man noch nie anders das Wort zu erklären versucht als durch die Theilung *quando-quidem.* Es wird aber vom Standpunkte der begrifflichen Deutung dieser Wortgruppe damit nichts Rechtes gewonnen und somit dürfte die Frage nicht ganz abzuweisen sein, ob nicht besser *quandoqui-dem* zu theilen ist (vgl. *hici-ne*), so dass nicht die beiden landläufigen Wörter, sondern das juristische *quandoque, quandoc* als eigentliche Grundlage anzusehen ist, zu welchem nach den bekannten Analogien von *i-dem, qui-dem, tan-dem, iti-dem, toti-dem* (= **tota-dem,* vgl. τόσα), *ibi-dem* u. a. eben nur *dem* trat. Freilich rückt dieser Auffassung eine andere Frage in bedrohliche Nähe, nämlich die nach der Etymologie jenes *dem.* Was darüber zu sagen ist, sei kurz gesagt — 'unmethodisch' zwar, aber dafür verständlich!

Ich befasse mich nämlich nicht mit der Widerlegung der unfassbaren Theoreme, die über diese Frage aufgestellt worden sind — es lohnt nicht der Mühe —, sondern behaupte einfach Folgendes. Wie das alte *noenum, (nōnum)* antevocalisch *nōn* gesprochen auch anteconsonantisch die Auslautsilbe verlor, wie *nihilum* antevocalisch *nihil* lautete und dann anteconsonantisch in Verwendung trat (vgl. *nun-c', tun-c', hi-c'* u. a.), so behaupte ich:

'*dem*' ist gleich '*dēmum*'.

Den Beweis vermag ich an dieser Stelle (des Raumes willen) allerdings nicht zu führen; allein wie wenig weit die Vollform *is, ea, id demum* von dem vulgären *ī-, ea-, ī-dem* begrifflich abliegt, wird auf den ersten Blick klar sein. Ausgehen kann man wohl von der schon längst erkannten Bedeutungsidentität von *demum* und *tan-dem* (vgl. die Lexica), denn da die Deutung von *tam* in *tan-dem* unzweifelhaft nur eine sein kann, so muss die charakteristische Begriffsnuance des 'endlich' durch jenes zweite Juxtapositionsglied *dem* geschaffen worden sein, d. h. *dem* muss mit *demum* identificiert werden, und beide Wörter stehen nebeneinander wie *diu* neben *tamdiu.* Ausführlicheres anderswo.

Meines Wissens sind nun die Nachweise vollständig, sie sind mit Klarheit und Nüchternheit und umfassender Kenntnis behandelt, nichts fehlte der interessanten Schrift, wenn sich der Verf. nur den §. 1 geschenkt hätte: de quando particulae ueriloquio, origine, notione (S. 90—99). Hier lässt sich der Verf., dem eine reiche Literaturkenntnis zustatten kommt, in sprachvergleichende Irrlichteleien ein, die zu allem andern eher führen, als zur Einsicht. Gleich beim Eingange vermag er mit der interessanten Priscianstelle nicht fertig zu werden II 82 H, die nämlich ersichtlich verderbt ist. Priscian handelt über die Natur des Wortes: ... quando et interrogatiuum et relatiuum est et infinitum. Interrogatiuum ut: *quándo* uenisti?; relatiuum ut: *quàndo* eram iuuenis, peccaui; in-

finitum ut: *[si] quando* ueniam, faciam; accentu tamen discernitur e. q. s. Jedenfalls hat Priscian ganz recht. Dass dieses Accentuationswesen so ganz mir nichts dir nichts nur aus dem Griechischen übertragen wurde, wie Sch. meint, ist nicht wahr. Ein einfacher Blick auf die deutsche Sprache zeigt, dass die Tonverhältnisse überall gleich sind. Fragepronomina sind stets hochtonig, Relativa tieftonig, Indefinita enclitisch. Das ist die Summe der Weisheit des Priscian. Es steht im Latein nicht anders, wie im Griechischen und Deutschen (Wér kommt? — kómmt wer? — wèr kómmt, der geht!).

Indem nun Sch. die Etymologie des Wortes zu finden sucht, geht er vom völlig unrichtigen Standpunkte aus. Wenn ihn Priscian belehren konnte, dass man eigentlich ein dreifaches *quando* (interr., indef., relat.) scharf zu scheiden hat, wenn weiterhin Probus GLK IV 145, Donat ibid. 387, Sergius ibid. 559 u. a. überliefern, dass quando 'Adverbium' ist, so war der letzte Schritt der, zuerst den Sprachgebrauch der alten und guten Zeit zu eruieren, wie er es ja in den §§. 2—5 in ganz trefflicher Weise gethan hat, und dann dem Worte selbst an den Leib zu rücken. Statt dessen sucht Sch. Hilfe bei den — Linguisten! Sie lassen ihn natürlich im Stiche, weil ihnen, wie überall, die Kenntnis des Thatsächlichen fehlt. Will sich jemand genau unterrichten, auf wie abgrundtiefem Sand die linguistische Theorie baut, dem empfehle ich gerade das Studium von *quando*. Ribbeck (Partikeln 4. 49) theile *quan-do* und sehe in *do* eine Artikelform (*τό*). Sehr richtig entgegnet ihm Sch., dass der Übergang von *τό* in *do* Utopie ist (vgl. *is-te, is-ta, is-tud*, wo der Artikel voll vorliegt, *tum, tam, tunc, totus* u. a. m.). Corssen (Krit. Beitr.) hatte lieber gleich zwei Meinungen statt einer. Zuerst schien ihm *quan-do* nach Pott auf *dies* zurückzuleiten, hernach kam er auf Bopps (vgl. Gramm. II² 248) Deutung zurück, *quando* dem ssc. *kadá* gleichzustellen. Scherer schließt sich der alten Bopp'schen Erklärung an, und wer Geschmack hat an exotischen Formen, findet deren auf S. 96 in Hülle und Fülle.

Aber erklärt ist dabei gar nichts. S. 96 sagt Sch. ungefähr: Niemand zweifelt(??) nach den Analogien aus dem baktrischen, persischen usw., dass es einmal ein italisches **quodo* gegeben hat, identisch mit ssc. *kadā*. Daneben kam ein neues Wort auf, nämlich *quando* „aduerbio temporali **quodo* et aduerbio modali *quam* ita inter se commixtis, ut *quam* stirpem *quo* — loco demouerit". — Soweit Scherer.

Ich sage: 1. Das „italische **quodō*" ist ein blutloses Hirngespinst, ein Utopikon aus Nullatenenten und Nirgendheim, und 2. die „Vermischung" zweier Wörter, so dass ein adverbiell isolierter Accusativ einen Stamm verdrängt, das ist — rund heraus gesagt — Tollheit, hyperlinguistischer Firlefanz!

Wozu aber polemisieren? Stellen wir das einfach Thatsächliche hin. Zunächst steht nur eins fest, dass als Stamm das Pro-

nomen *quo-* zu gelten hat. Das zeigt die relative, indefinitive und interrogative Verwendung des Wortes. Aber wenn die Linguisten ausnahmslos (bis auf Bopp a. a. O.) nach Sprechsilben *quan-do* abtheilen, in dem *quan* = *quam* sein soll, dann sind sie eben auf dem Holzwege. Zu theilen ist:

quā-'ndo, das ist: *quâ-endo.*

Bekannt ist, dass die Präpositionen dem Relativum oft nachtreten, da das Relativum sprachgefühlsmäßig satzeinleitend steht. Wir lassen unsere Jungen *quocum, quacum, quicum, qua de causa, quam ob rem* schreiben, *quo-circa, quā-propter, quo-ad, quā-tenus* u. a. sind feste Formeln geworden,

quam super impositast caeli fulgentis imago

sagt nicht bloß Ovid, sondern ähnliches an tausend Stellen alle Dichter und selbst Cicero.

Indem nun an den *abl. quâ* enclitisch die alte Präposition *endo* trat[1]), entstand ebenso *quā'ndo*, wie beispielsweise *tu es* zu *tu's; illa est* zu *illast, quo-ad* zu *quōd, meum est* zu *meumst* wird. Und damit ist das Geheimnis gelöst, *qua'ndo* = *endo quā* = *in quâ (scilicet die)* wie gr. *ἐν ᾧ.*

Soll das Vorgetragene allseitig gestützt werden, so brauchte ich Bogen dafür, ich kann hier nur einige Stellen aphoristisch und andeutend behandeln. Zwar wird Herr Funck in Kiel das wieder 'unmethodisch' nennen; allein wie weit man ohne 'Methode' mit klarem Denken und mit einigem Sprachgefühl kommen kann, so weit will ich doch gehen. Ich fange bei Varro (VI 32 l. l.) an: *dies, qui dicitur 'quando stercus delatum fas'* .... Wer sieht nicht, dass das sagen will *(dies), in qua st. d.*? oder *in qua (die) rex comitiauit* ebenda. Die juristischen Formeln Q. I. I. T. C. P. A. F. A. (Probus GLK IV 273) bei Cicero (Caecin. 54) als *quandoque te in iure conspicio* ausgeschrieben, zeigen die volle Bedeutung 'zu, in welcher Frist' *(dies)* und von da aus erklärt sich der ganze weitverzweigte Gebrauch des Wortes. Indem in den alten Ritual- und Processformeln der Bezug auf das beigedachte *dies* allmählich aus dem Gefühle schwand, wurde es ganz allgemein 'wann' *(quia mensam, quando edo, detergeo,* eigentlich 'während der Zeit wo'), 'solange' *(quando hic seruio, haec patulast mihi)*, 'sooft' *(interdum fio Iuppiter, quando lubet,* eigentlich 'an welchem Tage', 'zu welcher Frist' es mir behagt). Wie sich daraus die causale Bedeutung entwickelt, zeigt Scherer selbst S. 119 ff. Ich gehe also darüber hinweg.[2])

---

[1]) Umbrisch *pā-nu* = **pā-enu* Bücheler Lex. It. p. XIV. vgl. Mil. 1407 das umbrische *dispennite, distennite* (= *nd*), deutsch »während dessen«.

[2]) Einfache Folge davon ist die Deutung von *aliquando* als *aliquā-endo* 'zu (während) irgend einer Frist'. Dieses Wort bleibt bei Scherers Deutung ganz unerklärlich. Gibt es vielleicht auch ein 'italisches **aliquodo*'??

Bedauerlich aber ist und bleibt, dass die linguistischen Alfanzereien mit ihrem hochgelehrten Nimbus selbst in so klaren Köpfen, wie der des Verf.s ist, so bedenklichen Spuk erzeugen können. Gott besser's.

Den Hauptstock des Buches bildet das lange Stück: de usu pronominum demonstratiuorum apud priscos scriptores Latinos scripsit Iosephus Bach S. 145—415. (Der erste Theil als Straßburger Dissertation 1885 gedruckt, das übrige jetzt neu umgearbeitet.) Ich kann mich ziemlich kurz darüber fassen.

Die Schrift bietet mehr als der Titel verspricht. Denn nicht bloß in der rein pronominalen Verwendung, auch in der isolierten Adverbialfügung werden die Demonstrativa und das naturgemäß angeschlossene Determinativum behandelt. Dazu treten in einem zweiten Abschnitt Betrachtungen über *ecce* und die mit *ecce* gebildeten Juxtapositionen.

Neue Resultate sind bei der ganzen Natur des Stoffes zunächst nicht zu erwarten gewesen, aber was Bach leisten konnte, hat er gethan. In Bezug auf die erste Hälfte der Schrift kann man völlig zustimmen, *hic, iste, ille* in ihrem Verhältnis zu den drei grammatischen Personen werden in lichtvoller Darstellung mit nur zu reichem Material behandelt, *is* in seiner lediglich determinierenden Eigenschaft klar herausgearbeitet. Verfehlt aber ist der zweite Theil der Schrift, der über *ecce* und die damit scheinbar verbundenen Pronomina handelt.

Ich brauche an dieser Stelle nur auf meine Schrift „Eine zweite Reihe dunkle Wörter“, Prag, Tempsky 1891, S. 15 ff. zu verweisen, wo ich mich über die einschlägigen Fragen kurz, aber klar und deutlich ausgesprochen habe. Bach folgt der fable convenue unserer Grammatiken, *ecce* heißt ihm 'siehe' S. 390, der Accusativ scheint ihm von *ecce* abhängig zu sein, in etymologischer Hinsicht kann er sich von Curtius nicht emancipieren. Nur in einem Punkte wagt er den entscheidenden Schritt zu thun und mit der vollendeten Thorheit der Überlieferung zu brechen.

Wenn er nämlich auch die Wörter *eccum, eccillum* usw. constant mit dem falschen Namen von 'Compositionen' belegt, erklärt er sie doch richtig S. 397 als 'Juxtapositionen' und zwar als solche schwächster Fügung, wie die Thatsache zeigt, dass zwischen beide Theile noch die Cäsur fallen kann (Rud. 309):

sed quós percontér cómmode ecc' || os uídeo astare adíbo.[1])

[1]) Ich bedauere, dass mir a. a. O. diese Stelle entgangen ist; ich kenne sie erst aus Bachs Schrift. Auf Grund dieser Stelle verglichen mit Bacch. 639 wird die Frage aufzuwerfen sein, ob die Plautuskritik nicht etwa die Wortverbindungen *eccum* u. a. m. auflösen darf. Kann man sich einmal dazu verstehen, *os, as* ohne Aspiration im Sinne von *hos, has* zu lesen, *um, am* als *hunc, hanc* zu verstehen, kann man weiter so kühn sein, *ecc* wie *dic, duc, fac* zu drucken, dann sehe ich nicht, was hindern könnte zu edieren:

sed quós percontér cómmode, ecc! os uideo astare; adíbo!

In dieser Hinsicht also ist er mit meiner Auffassung eines Sinns. Mit Genugthuung kann ich ferner darauf hinweisen, dass Bach ebenso wie ich *eccum, eccam, eccos, eccas* auf das Pronomen *hic* zurückführt. Ich habe das vor drei Jahren schon in den Wiener Studien gelegentlich notiert und nach meiner 'unmethodischen' Art a. a. O. ausgeführt. So steht mir also die Überzeugung fest, dass auch in allen anderen Punkten meine Auffassung des Wortes (*ecce* = ἔχε) siegreich bleiben wird. Die Sammlungen Köhlers und Bachs (S. 390 ff.) bieten das (bei mir allerdings fehlende) Stellenmaterial; ich habe genug zu thun geglaubt, wenn ich an Stelle des Unsinns Sinn, an Stelle des Köhlerglaubens Verständnis setzte, den halben Plautus als Beleg mit abdrucken zu lassen, dies Vergnügen(?) überlasse ich gerne den 'Methodikern'.

Lest im Mühlviertel. J. M. Stowasser.

---

1. Ign. Prammer, C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. Des Textes 4. unveränd. Auflage, vermehrt mit einem Anhange: Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen von Dr. E. Kalinka. Leipzig, Freytag 1891, 8°, XII u. 254 SS.
2. J. Schmidt, Commentar zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg. Prag-Wien-Leipzig, Tempsky-Freytag 1891, 8°, IV u. 197 SS.

1. Prammers Ausgabe von Cäsars Commentarien ist in Schulkreisen genugsam bekannt und auch die dritte mit der vorliegenden, was den Text anlangt, gleichlautenden Auflage derselben mehrfach, so auch in dieser Zeitschrift Bd. XL, S. 182 von J. Golling beurtheilt, so dass sich Ref. wohl damit begnügen kann zu bemerken, dass dieselbe durch die Beigabe aus Dr. E. Kalinkas Feder an Brauchbarkeit jedenfalls gewonnen hat. Es ist hier in entsprechend knapper Form das geboten, was der Schüler für Cäsars Lectüre vom römischen Kriegswesen wissen muss, ohne dass er durch die für den Quartaner unnöthigen und zum Theil schwerer verständlichen Darlegungen der geschichtlichen Entwicklung desselben behelligt wird. Die Anlage des Anhanges ist klar, die Ausführungen werden durch passende Bilder klar veranschaulicht, so dass dem Schüler ein Mittel geboten ist, die vom Lehrer in der Schule mit Hilfe von Demonstrationsobjecten oder durch Zeichnung gegebenen Erläuterungen sich auch zuhause lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein „alphabetisches Sachverzeichnis" erleichtert dem Schüler und Lehrer den Gebrauch des Anhanges für einzelne Stellen.

Nun aber frage ich Herrn Bach: Wovon hängt hier der Accusativ ab? Kann er hier auch sagen: *ecce significat 'uide', qua ui transitiua fit, ut .... exhibeat accusatiuum*?? Oder hängt das *hos* hier von *uideo* ab? U. A. w. g. Vgl. meine Schrift S. 16 ff. Ich bedauere übrigens, a. a. O. S. 18 übersehen zu haben, dass *rē* in *eccerē* bereits von Corssen als Ablativ gedeutet wurde.

In Nr. 2 hat J. Schmidt versucht, ein Hilfsmittel zu schaffen, das einen schnelleren Fortgang in der Lectüre ermöglichen soll. Der Verf. sagt S. III des Vorwortes: „Zwar bietet die Lectüre von Cäsars gallischem Kriege in der Quarta dem Schüler weit weniger Schwierigkeiten als die Erstlingslectüre in der Tertia; immerhin aber raubt die Vorpräparation im Laufe des Jahres noch manche Stunde der Lectüre. Diesem Übelstande wollte ich abhelfen und dem Lehrer diese Seite seiner Arbeit beim Unterrichte größtentheils ersparen.“ Jeder Lehrer, der weiß, welches Interesse gerade einer sachgemäß betriebenen Lectüre die Schüler entgegenbringen, müsste dem Verf. für die Lösung der in den letztbezeichneten Worten gestellten Aufgabe zu besonderem Danke verpflichtet sein, wenn sie in einer Weise möglich wäre, dass hiebei der Unterrichtszweck der vorliegenden Disciplin selbst nicht Schaden litte. Wie der Verf. am besten seiner Aufgabe gerecht werden zu können glaubt, deutet er mit folgenden Worten an: „Ich hatte daher nur die grammatische Seite des Unterrichtes im Auge und wollte nur diese Seite der Lectüre und die häusliche Präparation dem Schüler erleichtern. In letzterer Beziehung sind die wichtigsten Phrasen angeführt, die vom Schüler genau zu memorieren sind. Dazu kommen Verweisungen auf die Schulgrammatik. — Wenn auf diese Weise dem grammatischen Verständnis der Lectüre vorgearbeitet ist, wovon sich der Lehrer zu Beginn jeder Unterrichtsstunde überzeugen kann und soll, wird die Lectüre sich großentheils auf den Inhalt und die reale Seite des Unterrichtes beschränken können usw.“ Verstehen wir den Verf. recht — und die ausgeschriebenen Worte lassen wohl kein Missverständnis zu — so denkt er sich den Vorgang so: Der Schüler lerne die im Commentare angegebenen Phrasen auswendig, entnehme die Bedeutung der in demselben nicht angegebenen Wörter (und wohl auch die Grundbedeutung der in den Phrasen vorkommenden Wörter) nöthigenfalls dem Wörterbuche, lerne natürlich auch diese, lese die citierten Paragraphe der Schulgrammatik nach und präge sich den Inhalt der einzelnen Regeln ein. Mit Benützung der angegebenen Hilfsmittel stelle er auch seine Übersetzung fest. Der Lehrer aber überzeuge sich vor der Übersetzung der betreffenden Stelle, ob die Schüler die angegebenen Phrasen und Regeln der Grammatik sich angeeignet haben, lasse dann den Autor in die Muttersprache übertragen und gebe zum Schlusse die nöthigen Erklärungen! So das Bild, welches man sich von dem Lern- und Lehrvorgange nach des Verf.s Anschauung entwerfen muss.

Um ein endgiltiges Urtheil über denselben zu fällen, fragen wir zunächst, was der Organisationsentwurf von dem Betriebe der Classikerlectüre erwartet, und in zweiter Linie, wenn jenes Verfahren unseren Vorschriften nicht entspricht, was sich vom Standpunkt der Pädagogik überhaupt über dasselbe sagen lässt.

Der Organisationsentwurf bezeichnet als Ziel des lateinischen Unterrichtes im Untergymnasium §. 23 (= S. VIII der Instructionen von 1884 [Schulbücherverlag]) grammatische Kenntnis der lateinischen Sprache, Fertigkeit und Übung in dem Übersetzen eines leichten lateinischen Schriftstellers." Dem entspricht auch §. 25 (= S. X der Instructionen). Im Anhang wird es S. III des Abdruckes vom Jahre 1879 als ein wichtiges Moment zur Erreichung des Zweckes der Lectüre unter anderem bezeichnet: „dass die Spannung der Aufmerksamkeit durch die Erklärung erhalten und dass als zu einem befriedigenden Abschluss zu einer treuen und geschmackvollen Übersetzung gelangt werde." Den Bestimmungen des Organisationsentwurfes entsprechen in diesem Falle auch genau die Erläuterungen der Instructionen vom Jahre 1884; S. 19 (= S. 54 der Pichler'schen Ausgabe) heißt es daselbst über den Zweck der Lectüre: „Die Lectüre der alten Schriftsteller soll, auf genauem grammatischen Verständnis beruhend, die klare Einsicht in den Gedankengehalt und die Kunstform hervorragender Werke der classischen Literatur der Griechen und Römer anbahnen; die sprachliche und die reale Seite der Autoren fordern demnach gleiche Berücksichtigung."

Was aber der Organisationsentwurf und in seinem Geiste die Instructionen von der Lectüre fordern, soll doch wohl die Schule leisten, d. h. der Schüler im regen geistigen Verkehre mit dem Lehrer selbst finden, nicht aber aus Behelfen irgendwie fertig entnehmen. Daher sagen die Instructionen auch im weiteren Verlauf: „Demnach darf der Lehrer die häusliche Präparation bei Beginn der Lectüre nicht bloß des ersten, sondern auch jedes folgenden Autors nicht ohneweiters den Schülern überlassen, sondern er muss diese in der Schule anweisen und anleiten, wie sie sich zuhause vorzubereiten haben." Deshalb wird weiterhin S. 23 (59) die Forderung an den Lehrer gestellt, „dass er die Classe zur endgiltigen Übersetzung hinleite", und das Bild, das uns die Instructionen S. 24 ff. (60 ff.) von dem „äußeren Hergange bei der Erklärung des Schriftstellers" entwerfen, ist mit dem vom Verf. in seinem Commentare nahegelegten Vorgange geradezu unvereinbar. Oder wird nach diesem nicht die Thätigkeit des Lehrers hinsichtlich der Feststellung der Übersetzung auf ein unbedeutendes Minimum eingeschränkt, dessen der Schüler, der nebst diesem Commentar und der Schulgrammatik noch das Wörterbuch benützen soll, vollständig entrathen kann, ein Minimum, welches den gesetzlichen Vorschriften geradezu widerspricht?

Dass unser Urtheil kein vorschnelles und zu weit gehendes ist, mögen die Bemerkungen erweisen, welche der Verf. zu I 1 bietet:

§. 1. omnis als Ganzes, in seiner Gesammtheit (im Gegensatze zum celtischen Gallien). Beachte die Stellung und den prädicativen Gebrauch des Wortes (§. 102).

§. 2. inter se differre re sich voneinander durch etwas unterscheiden (§. 136).
dividit. Beachte den numerus (§. 100, 1 A. 2).
§. 3. cultus -us hier: Wohlleben.
provinciae, sc. Romanae im südöstlichen Gallien.
minime — saepe keineswegs oft, selten (Litotes) (§. 222, 3).
ad effeminandos animos auf ihre Verweichlichung (§. 212).
Germani, qui trans Rhenum incolunt, die Germanen jenseits des Rheins (§. 101 A. 4). Beachte die Bedeutung von incolere, im Gegensatze zu §. 1.
§. 4. praecedere aliquem re jemanden durch etwas übertreffen (§. 109).
fere, hier: in der Regel. (Warum? Beachte die Stellung des Wortes).
proelio cum aliquo contendere sich mit jemandem im Kampfe messen.
cum — prohibent wenn (dadurch dass) — sie fernhalten (§. 198).
§. 5. quam Gallos obtinere dictum est, den, wie gesagt wurde, die Gallier innehaben (§. 207, 2).
initium capere a re seinen Anfang bei etwas nehmen (§. 147, 1).
ab Sequanis auf der Seite der Sequaner, d. i. auf der Seite, wo die Sequaner wohnen (§. 147, 1).
ad septemtriones vergere sich nach Norden (in nördlicher Richtung) ausdehnen.
§. 6. Belgae das Gebiet der Belger (Metonymie).
oriri a re beginnen bei etwas.
inferior pars fluminis Rheni der Niederrhein.
septemtrionem, hier der seltenere Singular; Grundbedeutung von septemtriones?
§. 7. spectat inter occasum solis et septemtriones kurz für: spectat (ist gerichtet) in eam caeli partem, quae est inter etc. = liegt nach Nordwesten. Diese Bestimmung der Lage Aquitaniens von der römischen Provinz aus ist nicht ganz genau. Beachte die lateinische Ausdrucksweise für „Nordwest" und „Nordost".

Man beachte hiebei insbesondere, dass beinahe immer nur die fertigen Phrasen geboten werden, ferner übersehe man nicht die häufigen Verweise auf die Schulgrammatik!

Ebenso sind die Bemerkungen zu V 1 gestaltet:

§. 1. naves aedificandas curare Schiffe bauen lassen (§. 213 b); wegen des Tempus curarent vgl. §. 169, Zus. 2.
§. 2. ad celeritatem onerandi um sie schnell befrachten zu können.
ad subductiones um sie bequem ans Land ziehen zu können.
nostrum mare d. i. das Mittelmeer.
atque id und zwar (§. 152 A. 2).
ad transportandum wegen des Genus vgl. §. 100, 1, A. 1.
§. 3. imperat has fieri er lässt sie bauen als (§. 206).
adiuvare, hier absolut: von Nutzen sein, beitragen.

§. 4. usui esse ad aliquid zweckdienlich sein zu etwas.
§. 5. conventus peragere Gerichtstag abhalten.
§. 7. publicum consilium Staatsbeschluss.
paratus sum aliquid facere ich bin bereit, etwas zu thun (§. 204 A. 2).
omnibus rationibus in jeder Beziehung.
de iniuriis satisfacere für die verübten Gewaltthätigkeiten Genugthuung geben.
§. 8. percepta oratione eorum nachdem er ihre Ansprache vernommen hatte.
§. 9. arbitros dare Schiedsrichter bestimmen.
litem aestimare die Streitsache (den Schaden) abschätzen.
poenam constituere die Entschädigung (den Ersatz) bestimmen.

Nicht günstiger können wir über den Commentar zu VII 80 urtheilen, zumal wenn wir bedenken, dass wir mit jener Stelle des Werkes am Schlusse der Cäsarlectüre in IV. angelangt sind und das Fehlen mancher Bemerkungen, wie sich später zeigen wird, nicht im Principe des Verf.s, sondern in der Ungleichmäßigkeit, wie er dasselbe durchführt, bedingt ist. Der Commentar lautet:

§. 1. ut — teneat et noverit, wegen der consec. tempor. im Consecutivsatze vgl. §. 171, 1.
intenti, absolut: voll Spannung.
§. 3. alicui auxilio succurrere jemandem zu Hilfe eilen; auxilio ist pleonastisch gesetzt.
§. 4. pugna superiorem esse im Kampfe die Oberhand haben.
§. 5. recte ac turpiter factum celari potest eine rühmliche oder schimpfliche That kann unbemerkt bleiben.
§. 6. dubia victoria pugnare mit zweifelhaftem Siege, d. i. ohne Entscheidung kämpfen.
confertis turmis mit dicht geschlossenen Geschwadern.
§. 8. cedentes ist acc.
sui colligendi facultas Gelegenheit sich zu sammeln (§. 211 b, A. 2).
§. 9. ab Alesia aus der Umgebung von Alesia (§. 145, 1, A. 2).
victoria desperata weil sie an dem Siege verzweifelten (§. 107, A.).

Die drei gewählten Beispiele sind aber keineswegs mühsam vom Ref. herausgesucht, sondern könnten ebenso gut durch viele andere ersetzt werden.

Doch ich höre den Einwurf: des Verf.s Verfahren widerspricht zwar dem von den Instructionen empfohlenen, letztere bieten aber keine Norm, sondern nur eine Directive im allgemeinen. Nun weiß ich allerdings, dass nach den Instructionen selbst (S. 142 [206] Schlussbemerkung) keineswegs in ihnen unser pädagogisches Glaubensbekenntnis enthalten ist, auf dessen Artikel in ihrer Gesammtheit wir schwören müssen; allein, wie ich schon im Vorausgehenden hervorgehoben habe, die Erläuterungen der Instructionen halten sich

in diesem Falle ganz im Geiste des Organisationsentwurfes, dessen gesetzliche Bestimmungen in der uns interessierenden Frage noch zurecht bestehen (vgl. den h. Erl. d. Min. f. C. u. U. vom 1. Juli 1887 = Verordnungsblatt 1887, S. 180, und vom 30. Sept. 1891 = Verordnungsblatt 1891, S. 241 ff., bes. 245, und Huemers Ausführungen in dieser Z. 1891, S. 1030 f., 1031 f.).

Doch fragen wir im allgemeinen: Warum betreiben wir denn im Gymnasium die Lectüre der alten Classiker? Was können wir mit derselben nur bezwecken wollen? Die Erklärung, an ihnen unmittelbar die Gesetze der Grammatik zu lehren, wird heutzutage keinen Vertreter mehr finden. Sind es nun etwa allein die Realien, deretwegen wir die alten Autoren lesen? Auch auf diese Frage bleibt uns ein entschiedenes Nein übrig, nicht minder entschieden als gegen das früher bezeichnete Extrem. Die Realien könnten, wenn sie als solche Gymnasialdisciplin sein sollten, nur an der Hand knapper, systematisch angelegter Handbücher mit entsprechenden Anschauungsmitteln gelehrt werden. Bei der Lectüre dürfen sie keineswegs so in den Vordergrund treten, dass der Autor gewissermaßen nur den erklärenden Text zu bestimmten Illustrationen, zu einzelnen Scenen usw. abgibt. Die Lectüre muss Selbstzweck bleiben, und dies bleibt sie nur, so lange sprachliche und sachliche Erklärung ihr dienen und nicht sie jenen. Dass demnach die Übertragung in die Muttersprache in der Schule in gemeinsamer Arbeit von Schülern und Lehrer fertiggestellt werden muss, dass der Lehrer die Schüler allmählich zur richtigen Übersetzung hinzuleiten und sie auf diese Weise von der ausschließlichen Berechtigung dieser oder jener Übersetzung auf inductivem Wege zu überzeugen hat, versteht sich von selbst. Der Lehrer muss eben die Schüler unterweisen, richtig zu übersetzen, nicht die Schüler bloß examinieren; die Schule sei vor allem die Stätte der Belehrung, nicht nur die Stätte der Prüfung; so allein bleibt sie frei von dem Fehler, vom Schüler zu verlangen, was sie nicht selbst geleistet hat.

Doch wird man andererseits vielleicht sagen: Ohne solche Hilfsmittel bleiben die Schüler überbürdet oder das Lehrziel wird nicht erreicht. Nun will ich demgegenüber nicht geltend machen, dass nach meiner Erfahrung in IV., ohne die Schüler zu überbürden, das vorgeschriebene Pensum von Lectüre absolviert werden kann, wenn ohne Rücksicht auf irgend welche Behelfe die Hauptarbeit in der Schule geleistet und die von den Instructionen empfohlene gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern auf geraume Zeit ausgedehnt wird.[1]) Vielmehr will ich mich auf den Standpunkt

---

[1]) Auch Ad. Großmann tritt in der Z. f. Gymn.-Wesen 1891, S. 396 ff. für ein ähnliches Verfahren ein; nur wird man ihm in der Ausdehnung des an sich richtigen Principes nicht folgen können.

des Einwurfes stellen; nur meine ich, dass, wenn man denselben für vollständig berechtigt hielte, andere Folgerungen gezogen werden müssten als die der Nothwendigkeit von Schulcommentaren, betreffs deren das beherzigenswerte Wort der Instructionen S. 21 (57) gilt: „Ja es verdient überhaupt erwogen zu werden, ob nicht der bei der Empfehlung einer commentierten Ausgabe verfolgte Zweck sich durch consequente Beibehaltung dieses Verfahrens (nämlich der Erleichterung der Präparation durch vorausgeschickte Bemerkungen) leichter und vollkommener erreichen ließe, da ja ein Commentar dem Bedürfnisse einer Classe niemals so genau angepasst sein kann, als es der Lehrer zu treffen vermag, der seine Schüler genau kennt und darum besser zu beurtheilen weiß, welche Schwierigkeiten für den Mittelschlag oder selbst für die fähigeren Köpfe in der Classe lösbar sind und welche nicht.“ Wenn, sage ich, bei dem vorgeschriebenen Stundenausmaße unsere Schüler nicht dahin gebracht werden könnten, ohne solche Hilfsmittel und ohne Überbürdung das vom Gesetze vorgeschriebene Lehrziel zu erreichen, dann bliebe nur das eine übrig, bei der Behörde um Herabsetzung des letzteren ganz offen und mit sachlicher Entschiedenheit anzusuchen oder, wenn sich für keine Stufe ein Autor vorfände, der ohne solche Mittel gelesen werden könnte, der Philologie überhaupt ihren erbgesessenen Platz im Gymnasium zu entziehen. Was würde man z. B. sagen, wenn unsere mathematischen Lehrbücher, beziehungsweise deren Aufgabensammlungen ähnliche Commentare zur Seite hätten, wie jetzt unsere lateinischen und griechischen Texte? wenn bei den Aufgaben der Gang der Rechnung in so weitgehendem Maße angegeben wäre und dem Schüler nichts als das mechanische Rechnen vom Addieren angefangen bis zum Logarithmieren überlassen bliebe? Und doch hätte er hier noch immer mehr zu denken als bei dem Übersetzen der Autoren, wenn er auf die angegebene Weise gegängelt wird.

Übrigens — so widersinnig es klingen mag — mit dieser Erleichterung der Denkthätigkeit der Schüler geht Hand in Hand eine Überbürdung, die allerdings zumeist ihrem mechanischen Gedächtnisse zur Last fällt. Man vergegenwärtige sich den Schüler mit Wörterbuch, Commentar und Grammatik ausgerüstet bei der Präparation! Zunächst wird er natürlich ausschauen, was der Commentar ihm fertig bietet; dann muss er sich weiter aus dem Wörterbuche Raths erholen, endlich schrittweise die citierten Paragraphe der Schulgrammatik verfolgen, deren Inhalt oft noch nicht Gegenstand des vorausgehenden Unterrichtes gewesen ist.[1]) Und darüber muss er genaue Rechenschaft geben. Ist das nicht in Wahrheit Überbürdung? Eben darum, weil die Schule etwas

[1]) Über die Häufung der Verweisungen auf die Schulgrammatik beklagt sich auch Stange in der sonst anerkennenden Anzeige von des Verf.s Commentar zu Nepos (Jahrb. f. Phil. 1891, S. 354 ff.).

fordert, was sie nicht selbst geleistet hat. Oder wie würde unser Urtheil ausfallen, wenn z. B. von den Mathematikern Aufgaben zur häuslichen Arbeit übergeben würden, zu deren Lösung auch die Kenntnis noch nicht durchgenommener Lehrsätze nothwendig wäre, auf welche ihn die Aufgabensammlung aufmerksam machte, damit er zuhause sich dieselbe aneigne und in der Schule darüber examiniert werde?

Also vor allem das Princip, auf welchem der vorliegende Commentar beruht, wie auch andere, die theils in Österreich, theils in Deutschland erschienen sind, ist zu verwerfen, weil es sowohl den Bestimmungen des Organisationsentwurfes wie überhaupt allgemeingiltigen pädagogischen Grundsätzen zuwiderläuft.

Ins Detail einzugehen kann sich der Ref. umsomehr versagen, als ja bei einem erfahrenen Lehrer zu gewärtigen war, dass er bei Benützung der vordem erschienenen Übersetzungen und Commentare, wie u. a. des von Kraner-Dittenberger und namentlich auch des von Menge, ferner bei Verwertung eigener Schulerfahrung von seinem Standpunkte aus Gutes schaffen werde. Gleichwohl würde es zu weit führen, Verbesserungsvorschläge im einzelnen vorzubringen. Nur eins muss Ref. hervorheben, dass nämlich der Verf., wie schon oben erwähnt worden ist, sein Princip nicht gleichmäßig aufrecht erhält, d. h. an vielen Stellen die Übertragung von Phrasen unterlässt, deren Übersetzung dem Schüler ebenso große, ja noch größere Schwierigkeiten bereitet als die jener, welche im Commentare aufgenommen sind.

Wenn I 1: omnis, inter se differre re, praecedere aliquem re, proelio cum aliquo contendere, ad septemtriones vergere, oriri a re übersetzt wird, warum nicht: qui *ipsorum lingua* Celtae *appellantur*; quae *pertinent* ad effeminandum? wenn cultus aufgenommen ist, warum nicht humanitas provinciae? warum nicht *attingit* ab Sequanis Rhenum flumen, während doch V 3 tangit = attingit erklärt wird?

Warum wird V 7 *operam dare ut*, *insciente Caesare*, profectionem intermittere, *omnibus rebus postpositis*, retrahi imperat, liberae esse civitatis etc. übersetzt und nicht auch: amentia longius progreditur und in officiis continere?

Wer sollte es für nöthig halten, bei den Schlusscapiteln des 7. Buches dem Schüler die Übersetzung folgender Phrasen zu geben: *alicui auxilio succurrere; pugna superiorem esse;* dubia victoria pugnare; sui colligendi *facultas; victoria desperata; ab Alesia;* prospectus tenebris adimitur; *plus proficere;* pilis muralibus traici; lux appetit; *sub lucem; constare in re; vires non suppetunt;* exteriores munitiones circumire; *omissis pilis gladiis rem gerunt; fit fuga; fortunae cedere; arma proicere* usw.? Ebenso gut hätte sich noch: si usus venit, multitudine premi, munitionibus contineri aufnehmen lassen.

Während 84, 5 *alicuius mentem* perturbare übersetzt ist, fehlt 80 die Übertragung von suorum *animos* confirmare.

Doch genug! Die gegebenen Beispiele dürften ausreichen, um die Behauptung zu rechtfertigen, dass der Verf. seinem eigenen Principe nicht immer treu geblieben ist.

Wien, im September 1891. Dr. Victor Thumser.

Karl Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. Fünfter Band. Zweite Abtheilung. Berlin 1891, Weidmann'sche Buchhandlung. 8°, 359—417 SS.

Was Rödiger und Ranisch unter diesem Titel veröffentlicht haben, ist keineswegs als die Redaction eines von Müllenhoff herstammenden Entwurfes zu betrachten, der von diesem als ein Theil seiner Alterthumskunde gemeint gewesen wäre, und zwar als derjenige, der auf V 1 folgen sollte. Es ist sogar recht zweifelhaft, ob Müllenhoff Untersuchungen wie die vorliegenden an irgend einer Stelle seines großen, weit- und vielräumigen Werkes anzubringen gedachte. Gleichwohl muss man den Herausgebern dankbar sein, dass sie aus dem Collegienhefte Müllenhoffs und Nachschriften desselben durch seine Zuhörer eine inhaltlich zusammenhängende Reihe von Abhandlungen gewonnen haben, welche überall das lebhafte Interesse aller Fachgenossen erregt hätten und als zweite Hälfte des fünften Bandes der Alterthumskunde sich vortrefflich an die Behandlung der mythologischen Eddalieder anschließen. Sie bilden nämlich einen Commentar zu den Heldenliedern der Edda mit besonderer Rücksicht auf höhere Kritik und Sagengeschichte. Doch wird von den Herausgebern nur mitgetheilt, was sich auf die Nibelungensage bezieht; die Helgilieder, sowie die der Ermanarichsage angehörigen bleiben ausgeschlossen, ebenso jene, welche schon in der ersten Abtheilung des fünften Bandes behandelt worden waren, so Gripisspa und Sigrdrifumal.

Diese erklärenden Beschreibungen der altnordischen Nibelungenlieder sind von größtem Werte und bedeuten in Bezug auf den zweiten Theil der poetischen Edda wenigstens nach einigen Richtungen einen ähnlichen Fortschritt unserer Erkenntnis, als Müllenhoffs Behandlung der Võluspa, der Havamal, Grimnismal usw. für den ersten. Sie zeigen alle Vorzüge von Müllenhoffs geistiger Eigenart: die vollkommene Beherrschung des Stoffes, so dass ihm nicht nur alle sachlichen und formellen Parallelen der Edda, sondern auch aller übrigen Quellen der Heldensage überall zu Gebote stehen, das philologische und poetische Feingefühl, welches jeden Sprung, jede Unklarheit, jeden Widerspruch, jeden Wechsel des Tones bemerkt, und die Kraft der Combination, welche die einzelnen Erscheinungen mit anderen oder mit allgemeinen Beobachtungen verbindet und sie dadurch zwingt, über ihre Bedeutung und Entstehung Auskunft zu geben. Dass dies nicht überall gelingt, ist natürlich, und nicht selten scheint mir Müllenhoff aus einzelnen poetischen

Thatsachen, die verschiedene Erklärungen zulassen, zu viel und zu einseitig geschlossen zu haben. Die Beobachtung dieser Thatsachen ist aber fast durchweg richtig, zum großen Theile neu und verdient immer die genaueste Erwägung. Das wird sich hoffentlich aus der folgenden Besprechung ergeben.

S. 361. Zu Reginsmal. 'Loki fragt nach dem Namen des Fischleins und verlangt als Haupteslösung sein Gold (V. 1). Andvari will ausweichen, er nennt seinen und seines Vaters Oin Namen, sucht sich aber als ein armes, elendes Wesen darzustellen. Doch Loki lässt sich nicht so leicht täuschen, sondern fragt mit einer gewissen Anlehnung an die gnomische Dichtung: welche Vergeltung empfangen der Menschen Söhne, die sich an den Worten verwunden? d. h. lügen (V. 3). Um seine Wahrhaftigkeit aufs stärkste zu betheuern, nennt Andvari die, welche wir sonst nur als Strafe des Meineids kennen.' Diese Erklärung der auf den ersten Blick befremdenden mythologischen Frage und Antwort ist gewiss fein und richtig. Nur ist eine *gedda* kein Fischlein, sondern ein Hecht, und die Frage Lokis ist veranlasst durch die Phrase, welche Andvari braucht, um sein Leben in Fischgestalt zu schildern:

aumlig norn, skóp oss í árdaga,
at ec skylda í vatni vaþa.

Dies 'im Wasser waten' erinnert Loki an die Strafe der Lügner.

S. 363. Regin sagt nach Lyngvis Tod von ihm V. 26[1]):

Nú er blóþugr ǫrn bitrom hjǫrvi
bana Sigmundar á baki ristinn.
engr er fremri, sá er fold ryþi,
hilmis arfi, oc hugin gladdi.

Müllenhoff meint, da die erste Strophenhälfte von Lyngvi spreche, müsse, da nicht ausdrücklich das Gegentheil angegeben ist, auch die zweite von ihm handeln; das sei aber höchst unpassend, da Regin doch nur Sigurdh, aber nicht Lyngvi über alle Helden stellen wolle. Er schlägt darnach vor *þeim er* für *sá er* zu lesen, was eine Beziehung auf Sigurdh erlaube. Aber dann wäre der Conjunctiv *ryþi* unverständlich. Es ist auch gar nicht nothwendig, dass Regin in dieser Strophe ein Lob Sigurdhs anbringen wollte. Warum nicht Sigmunds, der in der ersten Hälfte derselben genannt worden war? Allerdings hat R das Präsens *engr er fremri,* aber die Nornagestsaga bietet gewiss das richtige mit dem Präteritum *var,* das Jonsson auch in den Text gesetzt hat.

S. 364. Fafnismal. Fafnir sagt:

einn rammari hugđomk ǫllom vera,
fanka ek marga mǫgo.

---

[1]) Die Strophenzahlen beziehen sich in dieser Recension wie bei Müllenhoff auf Bugges Ausgabe.

Müllenhoff übersetzt die letzte Langzeile: „nicht fand ich so (d. h. während ich auf der Heide lag) viele Männer, oder: so starke wie ich, oder am besten: wie dich.“ Aber wenn man, wie es gewöhnlich und mit Recht geschieht, und auch Müllenhoff thut, *svá* vor *marga* ergänzt, so erhält man eine poetisch-charakteristische Form der bekannten Phrase: *ek fann eigi svá marga mǫgo, at ek eigi hygđomk ǫllom rammari*.. s. Atlamal. V. 61: *lifera svá lengi, lǫskr mun hann œ heitinn.*

S. 365. Den Streit zwischen Regin und Sigurdh V. 24 ff. scheint mir Müllenhoff nicht ganz richtig aufgefasst zu haben, wenn er vorschlägt V. 28—31 sofort hinter V. 25 zu setzen. In den Strophen 24. 25. 26 handelt es sich um den intellectuellen Urheber der Tödtung Fafnirs, in den folgenden 27—31 um das Verdienst, das mit dieser Tödtung als Waffenthat verknüpft ist. Wenn Regnin V. 25 sagt

bróđur minn hefir þú benjaþan,
ok veld ek þó sjalfr sumo

und Sigurdh darauf antwortet: Du hast mich dazu aufgereizt, so ist es klar, dass Regin Sigurdh einen wenn auch schüchternen Vorwurf macht. Er gibt zu, dass er, Regin, zum Theil selbst daran Schuld trage, während Müllenhoff meint, Regin rühme sich hier, Theil an dem Verdienste Sigurdhs bei der Ermordung Fafnirs zu haben. Dass dies nicht die Meinung der Schlusszeile von V. 25 ist, geht aus V. 26 hervor, in der Sigurdh die Schuld an der Ermordung nicht zum Theile, sondern ganz Regin zuschreibt; er habe Fafnir nur getödtet, weil ihn Regin dazu aufgereizt habe.

Ähnlich sagt Atli in den Atlamal V. 68:

morginn er nú, Gudrún, mist hefir þu þér hollra,
sums ertu sjalfskapa, at hafi svá gengit.

Auch hier liegt das Hauptgewicht auf der Schuld. Während Atlamal V. 91 sich Gudhrun auf eine Weise, wie sie Müllenhoff für Regin annimmt, rühmt, neben Hniflung Antheil an der Ermordung Atlis gehabt zu haben.

Látomk því valda, er liþr þinà œvi,
en sumo sonr Hǫgna, er þik sár mæþa.

Wenn also V. 25 von der Schuld an der Tödtung Regins handelt, so gibt dies einen Fingerzeig zur Auffassung der vorhergehenden V. 24. Sigurdh lehnt erst das Compliment Regins, dass er der kühnste '*óblauþastr*' aller Männer sei, ab und fährt fort:

margr er sá hvatr, er hjǫr né rýfr
annars brjóstom í.

Das ist offenbar eine Anspielung auf Regins Benehmen während der Tödtung des Drachen. Regin hat nicht mitgeholfen, nur durch aufreizende Worte an Sigurdh, nicht durch Waffen seine Feindseligkeit gegen seinen Bruder Fafnir gezeigt. *Hvatr* muss,

wenn es richtig überliefert ist, allerdings etwas anders gefasst werden als gewöhnlich, nicht 'schnell', 'kühn', sondern 'feindselig', 'gefährlich'. Durch diese Worte gereizt beginnt dann Regin V. 25 sich zu erinnern, dass der von Sigurdh Ermordete doch sein Bruder war usw.

V. 28 passt in der That nicht nach 27; aber Jonsson nimmt wohl mit Recht eine Lücke zwischen den beiden Strophen an, in der einmal der Anfang des zweiten Streites zwischen Regin und Sigurdh, um das Verdienst bei der Tödtung Fafnirs, gestanden habe.

S. 366 sagt Müllenhoff, das handschriftliche *harla* — es steht vielmehr *harliga* — dürfe man nicht mit Grundvig als *hardla* von *hardliga* auffassen, sondern es stehe für *hvarliga* (ubique). 'Wenn das Wort auch in der alten Literatur nicht belegt ist, so konnte es doch jeden Augenblick nach zahlreichen Analogien gebildet werden.' Ich glaube nicht, dass Müllenhoff diesen höchst bedenklichen Ausspruch hätte drucken lassen.

Da jetzt in der Reihe der Eddalieder vor den Nibelungen die Sigrdrifumal folgen, so will ich nur im Vorübergehen bemerken, dass ich Müllenhoffs, Alterthumskunde V 161, und Symons' Auffassung von V. 20 ff. in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV 19 für entschieden verfehlt halte.

Nú scaltu kjósa, allz þér er kostr um boþinn,
hvassa vápna hlynr!
sǫgn eþa þǫgn; hafþu þér sjalfr í hug.
ǫll ero mein of metin.
21 *Munka ek flǿja, þótt mik feigan vitir,*
emka ek meþ bleyþi borinn,
ástráþ þín ek vil ǫll hafa,
svá lengi sem ek lifi.

Müllenhoff wie Symons meinen, dass es sich hier um Liebe und Ehe zwischen Sigurdh und Brynhild handle. Wenn Sigurdh nach V. 21 *sǫgn* oder *þǫgn* wählen solle, so heiße das, er solle sich entscheiden, ob er der eben ihm zur Braut bestimmten Jungfrau entsagen oder ob er ihr ewige Treue schwören wolle. Aber *sǫgn* und *þǫgn* kann niemals Annahme und Ablehnung bedeuten. Ebensowenig als *ástráþ* in V. 21 je Heirat heißt: es bedeutet 'freundliche Rathschläge'. Symons wundert sich, wie Sigurdh zur Anhörung derselben Muth brauche. Aber Sigurdh sieht voraus — d. h. der Dichter leiht ihm seine Kenntnis — dass Sigrdrifa bei diesen *ástráþ* ihm in Bezug auf sein künftiges Leben Trauriges prophezeien werde, wie es ja in der That geschieht, V. 37. Es ist also eine ganz ähnliche Situation wie Gripisspa V. 20 ff.

S. 368. Brot af Brynhildarkvidhu oder Sigurdharkvidha en meiri. Es ist gar nicht nöthig, mit Grimm, Simrock und Müllenhoff V. 5, die in der Handschrift hinter V. 11 steht, von ihrem Platze zu verrücken, im Gegentheil, sie passt nur dort.

Soltinn varþ Sigurþr | *sunnan Rínar,*
hrafn at meiþi | *hát kallaþi:*
ykr mun Atli | *eggjar rjóþa,*
muno vígska | *of viþa eiþar.*

Das ist keineswegs Erzählung des Dichters, sondern Rede Gudhruns im Anschluss an V. 11, wo sie Gunnar als Mörder verflucht und Rache voraussagt. Dies wird nun in unserer Strophe ausgeführt. 'Fern von hier habt ihr Sigurdh erschlagen, aber hier hat der Rabe euch beim Heimreiten zugerufen, dass Atli euch tödten werde.' S. V. 13, in der Gunnar darüber nachdenkt,

hvat þeir í bǫrvi (Hs. *bǫþvi*) | *báþir sǫgdo,*
hrafn ey ok ǫrn, | *er þeir heim riþo.*

Er konnte es nicht verstehen, wohl aber Gudhrun, die, wie die Prosa nach V. 19 sagt, 'von Fafnirs Herz gegessen hatte' und dadurch die Vogelsprache verstand. Diese Angabe der Prosa ist also gar nicht so 'wunderlich', wie Müllenhoff S. 371 meint.

S. 369. Auch die Vermuthung, V. 11 habe einmal unmittelbar hinter V. 7 gestanden, Gudhrun spreche also in ihr Hagen an, der in V. 7 sich des Mordes berühmt hatte, und darauf sei V. 10 gefolgt, die Rede Brynhilds, ist ungegründet. Müllenhoff meint, diese Abfolge werde durch die Eingangsworte von V. 10 angedeutet:

Hló þá Brynhildr — | *bœr allr dunþi —*
eino sinni | *af ǫllom hug*

einu sinni heiße nämlich 'zugleich mit Gudhruns Worten'. *Einu sinni* heißt aber nie 'zugleich', immer nur 'einmal', Fafnismal 10, 4, oder 'da', mitunter kann man es durch 'plötzlich' wiedergeben, Hymiskvidha V. 35, Gudhrunarkvidha I 14.

S. 371. Gudhrunarkvidha I. Von diesem Gedichte hat Müllenhoff eine recht ungünstige Meinung. Aber sie beruht zum Theil auf unrichtigen Voraussetzungen. Er sagt: Gullrönd, die Tochter Gjukis, ziehe die Decke vom Haupt Sigurdhs weg und wende sein Antlitz Gudhrun zu, V. 13; 'dann starrt Gudhrun auf das Antlitz des Todten, V. 14, sinkt aufs Lager zurück, ihr Haar löst sich, ihre Wange röthet sich, aber ein Regenschauer von Thränen rann nieder über die Knie', V. 15. Bei dieser Übersetzung nimmt er mit Recht daran Anstoß, dass die Thränen Gudhruns, welche eben auf das Lager zurückgesunken ist, über ihre Knie hinabfließen sollen. Aber daran ist der Dichter unschuldig. Gullrönd hat nicht das Antlitz Sigurdhs Gudhrun zugewendet *vatt vengi fyr vífs knjám*, das Neutrum *vengi* ist nicht gleich dem Masculinum *vangi* (*gena*), sondern ist ein Kissen, dasselbe, das V. 15 als *bólstr* erwähnt wird. *Þá hné Gudrún hǫll vid bólstri.* Sie sinkt nicht auf das Lager zurück, sondern vorwärts auf das Kissen, das ihr Gullrönd zum Daraufknien gereicht hatte.

S. 374. Sigurdharkvidha en skamma. Auch dieses Gedicht wird von Müllenhoff, der in ihm einen echten Kern, ungefähr dreißig

Strophen, mit vielen Interpolationen sieht, s. S. 387, vielfach ungerecht beurtheilt.

Die ersten fünf Strophen sind nach ihm echt, was folgt entspreche aber nicht den Andeutungen, welche sie geben.

V. 4 schildert das keusche Beilager Sigurdhs und Brynhilds, V. 5 'betheuert die völlige Unschuld Brynhilds mit dem Schluss: dazwischen traten grimme Nornen.' Nach dieser Ankündigung fordert Müllenhoff, müsse unmittelbar ausgeführt werden, wie die grimmen Nornen dazwischentraten. Diese Forderung ist auch bei Müllenhoffs Voraussetzungen unberechtigt, aber noch mehr, wenn man den Inhalt von V. 5 näher erwägt. Sigurdh hat Brynhild nicht berührt und sie wundert und kränkt sich darüber, da sie sich doch von jedem Makel — körperlichem und sittlichem — rein wisse. Aber grimme Nornen haben es verhindert, dass er bei ihr schlief wie bei seiner Frau. Nämlich die mit Gunnar getauschten Eidschwüre Sigurdhs, der zwar in seinem eigenen Namen und in seiner Gestalt Brynhild heiratete — von einem Gestaltentausch, wie Gripisspa V. 39, weiß unser Lied nichts, obwohl ihn Müllenhoff S. 390 für dasselbe annimmt, — weil sie nur ihn haben wollte, V. 38. 39, mit ihr das Brautbett bestieg, aber sie unberührt, wie ausgemacht, Gunnar übergab; so muss man nach dem Inhalte des ganzen Liedes annehmen; s. Friedberg Eheschließung S. 90. Die Nornen haben also ihr Werk schon gethan.

Wenn Brynhild Sigurdh gewählt und als Sigurdh geheiratet hat, dann von ihm verschmäht und an Gunnar abgetreten ward, während Sigurdh Gudhrun heiratet, so ist die Schilderung ihrer Eifersucht auf Gudhrun, welche Müllenhoff nach der vorausgehenden Einleitung nicht erwartet, S. 374, doch sehr wohl begründet. Sie liebt Sigurdh und gönnt ihn Gudhrun nicht. Wenn sie V. 6 sagt:

Hafa skalk Sigurd, eþa þó svelta,
mǫg frumungan mér á armi,

so ist nichts zu ändern, obwohl auch Bugge und Jonsson *svelti* für *svelta* einsetzen [1]), noch ein ungeschickter Ausdruck für den Gedanken 'entweder ich muss ihn haben oder er muss sterben' anzunehmen. Sie liebt ihn so sehr, dass sie glaubt sterben zu müssen, wenn sie ihn nicht besitzt. — Unbegreiflich ist es mir, wie Müllenhoff die erste Zeile der nächsten Strophe V. 7 *orþ mæltak nu — iþromk eptir þess* wunderlich und unklar nennen mag, S. 375. Brynhild bereut ihre ehebrecherischen Gelüste.

S. 378. Gewiss richtig ist die Annahme, dass die oft citierte Kürze der Darstellung von Sigurdhs Tod

[1]) Nach der phototypischen Ausgabe ist *svelti* in *svelta* gebessert. Unter dem letzten Theile von *a* soll noch ein von derselben Hand herrührender, schwach hervortretender Punkt stehen, der nach der Meinung der Herausgeber die Besserung fortschafft und das ursprüngliche *svelti* wieder herstellt. Die Existenz und Bedeutung dieses Punktes scheinen mir zweifelhaft.

V. 21 *Dælt var at eggja* *óbilgjarnan:*
stóþ til hjarta *hjǫrr Sigurþi*

nur Schuld der Überlieferung sei. Aber anstatt in V. 21 einen Einschub zu sehen, der eine alte ausführlichere Darstellung, etwa wie in der Völsungasaga, verdrängt habe, scheint es mir einfacher, mit Jonsson zwischen beiden Langzeilen des V. 21 eine Lücke anzunehmen, so dass der zweite Vers ein Rest jener Darstellung sei. Etwa: Gudhorm beschlich den schlafenden Sigurdh und stach mit dem Schwert nach ihm oder schleuderte es auf ihn, so dass es in Sigurdhs Brust stak. Dabei hätte der Dichter gesagt oder angenommen, dass das Ehebett in einem Alkoven, einem Verschlag stand. Das würde V. 22 *Réþ til hefnda hergjarn í s a l* erklären. Sigurdh tritt vom Bett mit einem Schritt hinaus in den Wohnraum, schleudert das Schwert nach Gudhorm und sinkt wieder zurück ins Bett; s. V. 25 *reis upp við beþ.*

S. 380. „Man fragt verwundert, wie Gunnar nach V. 15 dazu komme, in V. 31. 32 Brynhild so heftig anzufahren, da er doch der Zumuthung Brynhilds in V. 13 (Sigurdh zu ermorden) nichts entgegensetzte und sogleich zum Morde entschlossen war, um Brynhild und ihre Schätze zu erhalten." Der Grund ist doch sehr deutlich. Seine nachträgliche Eifersucht auf Sigurdh ist erregt, er sieht an dem Erbleichen Brynhilds, dass sie trotz ihres Jubels bei der Todesbotschaft Sigurdh liebt.

S. 381. Brynhild sagt zu Gunnar V. 35

Né ek vilda þat, *at mik verr ætti*
áþr þér Gjúkungar *at garþi riþot*
þrír á hestom *þjóþkonungar.*

„Der Ausdruck ist jedenfalls schief, denn Brynhild will ja keinen der Gjukunge zum Gemahl." Aber das sagt sie ja nicht, sondern: Vor dem Zeitpunkte, als du Gunnar und dein Bruder Högni zu mir kamt, dachte ich nicht daran einen Mann zu nehmen. Damals aber wohl, denn Sigurdh war mit euch.

In Visa 38 findet Müllenhoff ein unvollständiges Dilemma

þá var á hvǫrfon *hugr minn um þat*
hvárt ek skylda vega *eþa val fella.*

Aber weder *hvárt* noch *eþa* weisen im Altnordischen nothwendig auf ein Dilemma. Brynhild sagt: ich war im Zweifel, ob ich nicht wieder Walküre werden sollte; s. Oddrunargratr V. 16. Jonsson conjiciert ganz überflüssig für den ersten Halbvers der zweiten Zeile *skyldak ver eigà.* Das Dilemma liegt nur in Brynhilds Gedanken, nicht im sprachlichen Ausdruck.

Auch in Bezug auf V. 39 kann ich Müllenhoff nicht beistimmen, wenn er geneigt ist, Bugge Recht zu geben, der sie von dem Orte, an welchem sie in der Handschrift steht, hinter V. 35 versetzt. Beide sehen einen Widerspruch darin, dass Brynhild in der auf V. 35 folgenden Visa (39) sagt, sie habe sich Sigurdh

verlobt — *þeim hétomk þjóþkonungi*, — und in den folgenden das drohende Drängen Atlis zu dieser Verlobung, V. 36, und die Unschlüssigkeit Brynhilds, ob sie nicht lieber Walküre bleiben solle, erzählt wird. Aber *þeim hétomk þjóþkonungi* braucht ja nicht als Mediopassiv aufgefasst zu werden, es kann auch heißen: dem verlobten sie mich, verlobte man mich, — also ein Übereinkommen zwischen Atli und Sigurdh, dass Atlis Schwester Brynhild Sigurdh heiraten solle, woraus sich eine ähnliche Situation ergibt wie im zweiten Gudhrunliede, wo die Gjukungen Gudhrun zur Heirat mit Atli drängen. Der Dichter hat sich jedenfalls vorgestellt, dass Atli diese Verbindung mit den Gjukungen vortheilhaft dünkte, was nichts Unwahrscheinliches an sich hat. Dass Brynhild Gefallen an Sigurdh und seinen Schätzen, V. 39. 38, findet, sich aber doch nicht gleich entschließen kann, ihre ursprüngliche Natur und Lebensweise aufzugeben, ist auch begreiflich. Schließlich siegt in ihr die erwachende Neigung zu Sigurdh *né annars aura vildak*, V. 38. An diese Schlussworte der V. 38 schließt sich genau der Anfang der in der Handschrift folgenden V. 40

Unna einom, *né ýmissom,*
bjóat um hverfan *hug menskǫgul.*

Nur diesen hat sie in ihrem Leben geliebt, das wird sie durch ihren freiwilligen Tod nach dem Sigurdhs beweisen und das wird auch Atli dann einsehen, V. 40, d. h. er wird dann fühlen, wie unrecht er gehandelt hat, indem er sie scheinbar Sigurdh, in Wirklichkeit aber Gunnar vermählte. Weder ist die Betheuerung dieser ihrer einzigen Liebe wegen V. 38, wo sie von den Schätzen Sigurdhs redet, auffällig, noch ihr Selbstmord unmotiviert, wie Müllenhoff S. 382 sagt. — Auch Symons erklärt sich gegen die Umstellung von V. 39, Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV 25 f.:

V. 41. *At þeygi skal* *þunngeþ kona*
annarrar ver *aldre leiþa;*
þat mun at hefndum *harma minna.*

Der Anfang, die ersten beiden Langzeilen, bilden einen Substantivsatz, dem der Hauptsatz fehlt. Wenn man aber auch eine Langzeile vor *At* — ergänzt, welche diesen Hauptsatz enthält, so bleibt doch die letzte Langzeile ohne verständlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Es ist also vor *At* und nach *leiþa* etwas ausgefallen; wieviel kann man nicht sagen. Trotzdem ist der Gedanke von 41, 1. 2 ganz klar und schließt sich gut an das Vorhergehende an: er ergibt eine weitere Motivierung von Brynhilds Handlungsweise sowohl gegenüber Sigurdh als gegenüber sich selbst. Das ganze Unheil, Sigurdhs Ermordung und Brynhilds Selbstmord, wäre zu vermeiden gewesen, wenn sie sich zum Ehebruch mit Sigurdh hätte verstehen können. Da sie dies nicht über sich vermochte, den Geliebten aber auch nicht in den Armen einer andern sehen wollte, V. 8. 9, so hat sie ihn ermorden lassen und folgt

ihm im Tode nach. Liebe und Tugend sind also die Beweggründe, durch welche der Dichter die Handlungsweise Brynhilds erklärt. Warum Müllenhoff an diesem Gedanken *At þeygi skal* — nun Anstoß nimmt, ist unverständlich, umsomehr als er selbst auf Võlsungasaga c. 29 hinweist, jene Scene, in der Brynhild Sigurdh erklärt, als Geliebten neben ihrem Manne wolle sie ihn nicht. — Die letzte Langzeile der Strophe 41 erklärt Müllenhoff gewiss richtig als eine Hindeutung auf die Feindseligkeit, welche Atli den Gjukungen beweisen werde, aber er fügt hinzu, auch diese Zeile müsse unser Erstaunen wecken, denn was in aller Welt hat Atli zu rächen, wenn die Gjukungen seiner Schwester kein Leid zugefügt haben? Da vor dieser Zeile eine Lücke ist, so kann man einmal nicht wissen, ob von einer beabsichtigten Rache Atlis die Rede ist, oder von einer gegen die Gjukungen feindseligen Handlungsweise, welche nur im Zusammenhange der Dinge als eine Bestrafung der letzteren aufgefasst werden kann. Dann wären die Worte eine Prophezeiung wie V. 59. 60. Aber auch wenn *hefud* wörtlich zu verstehen ist, so fehlt doch Atli ein Grund für Rache nicht, wenn die Schwester in der Ehe mit Gunnar sich zum Selbstmord veranlasst sieht, mag er auch selbst diese unselige Ehe früher im Einverständnisse mit den Gjukungen veranlasst haben.

S. 383. 'Die abfälligen Äußerungen Hõgnis über Brynhild in V. 45, die in schroffem Widerspruch zu dem stehen, was über sie in V. 5 gesagt ist, zeigen, dass wir es auch hier noch mit interpolierten Strophen zu thun haben.' Aber V. 5 spricht Brynhild selbst: wie kann man erwarten, dass beide Äußerungen übereinstimmen?

S. 384 nimmt Müllenhoff daran Anstoß, dass Brynhild in der V. 49 ihre Dienerinnen nicht ausdrücklich zum Selbstmord auffordere, sondern ihnen bloß Geschenke anbiete, während es im folgenden heißt:

V. 50. *þǫgþo allir,* *hugþo at rádom,*
ok allir senn *andsvǫr veitto:*
œrnar eru soltnar, *munom enn lifa,*
verþa (lies oder verstehe *verþat*) *salkonor* *sœmd at vinna*

und erklärt diese für unecht. Aber da V. 51. 52 doch, wie auch Müllenhoff anerkennt, den Wunsch Brynhilds ausdrücken, dass ihre Dienerinnen von ihr Geschenke annehmen, um sich dann den Tod zu geben, so liegt es viel näher, die Vervollständigung des Gedankens von V. 49 in der Antwort der V. 50 zu suchen. Der Dichter erklärt durch die Antwort der Dienerinnen, an welche Bedingung Brynhild ihre kostbaren Geschenke geknüpft habe. Auch V. 10 ff. ist der Gedanke Brynhilds unvollständig ausgedrückt, der Hauptgrund, welcher Gunnar zur Ermordung Sigurdhs anreizen soll, verschwiegen, — dass er nämlich in der Brautnacht Gunnar seinen Eid gebrochen habe, wie sich aus V. 27 f. ergibt. Er hat es nicht gethan, aber sie will es Gunnar glauben machen.

Auffällig ist allerdings auf den ersten Blick, dass neben den sich weigernden Dienerinnen von V. 50, auf die Brynhild verzichtet, V. 51, schon in der V. 47 — *leit of alla eigo sína* (Brynhild sc.), *soltnar þýjar ok salkonor* — und am Schluss bei Schilderung der Bestattung, V. 66.(?) 67. 70, doch todte Diener und Dienerinnen erwähnt werden — *mína þjóna menjom gǫfga* — *fimm ambóttir, átta þjónar eþlom góþir.* Der Dichter hat sich in der That unklar ausgedrückt, aber wie er sich die Sache vorstellte, lässt sich doch erkennen. Die *þýjar* und *salkonor* von V. 47 und die *fimm ambóttir* von V. 70 sind Sclavinnen, welche Brynhild hat tödten lassen, ohne sie um ihre Meinung zu fragen. Die anderen, welche sie V. 49 vergeblich auffordert, sind freie Dienerinnen und wohl auch Diener, obwohl sie nur von ersteren spricht, s. die *þjónar* in V. 67. 70. Von diesen wünscht sie freiwillige Todtenopfer als etwas besonders Edles und Wertvolles, — s. V. 50 *sœmt at vinna* und V. 61, wo sie auch Gudhrun anräth sich umzubringen. — Von diesen freien Dienern lehnen die Weiber Brynhilds Zumuthung ab, — V. 50 ist wohl mit Jonsson *allar* für *allir* zu lesen, — einige Männer *eþlom góðir* aber folgen der Aufforderung, V. 67, 3 ff.

In der Prophezeiung Brynhilds soll V. 53 „weitere Prophezeiung in Bezug auf Gunnar erwarten lassen“: da dies nicht geschieht, ist V. 54—56 unecht. Aber die Erwartung erfüllt sich ja V. 58 ff. Wenn V. 54. 55. 56 Gunnar nicht nennen, sondern sich bloß mit Gudhruns Schicksal beschäftigen, so konnte doch der Dichter voraussetzen, dass sein Publicum das so verstehen würde, wie er es meinte, nämlich als eine nothwendige Einleitung zu der Prophezeiung vom Untergange Gunnars durch Atli. Die Heirat Gudhruns mit Atli war ja der Ausgangspunkt für das Gunnar treffende Unheil.

Richtig ist allerdings, dass auch V. 57 — *Margs ák minnaz* usw. — wie V. 54 sich gut an V. 53 anschließen würde, und dass V. 57 an ihrer Stelle etwas unvermittelt dasteht; S. 358. Aber unmöglich oder unpassend ist sie auch an dem Platze nicht, den ihr die Handschrift anweist. Eine solche Betrachtung kann sich bei Brynhild wohl einstellen, wenn sie von dem früher erwähnten Ausgangspunkt, V. 53, zur Schilderung des wirklichen Unheils übergeht, das Gunnar zur Strafe für den an ihr verübten Betrug treffen werde, sein unglückliches Liebesverhältnis mit Oddrun und sein Tod im Schlangengarten.

S. 385 f. Nachdem Brynhild in der V. 61 von Gudhrun gesagt hatte, dass es ihr besser anstände, sich selbst zu tödten, fährt sie V. 62 fort:

Ǫrt mæli ek nú, *en hón eigi mun*
of óra sǫk *aldri týna,*

sondern zu Jonakr kommen. Dazu bemerkt Müllenhoff: ‘Eine wunderbare Gedankenverbindung findet man in der ersten Langzeile von V. 62: „langsam rede ich nun, aber sie wird nicht durch

meine Schuld, um meinetwillen sterben. Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Langsamreden der Brynhild und dem Tode der Gudhrun?" Ich vermuthe, dass die Stelle aus dem nachgeschriebenen Hefte eines Hörers stammt, der Müllenhoff nicht genau verstanden hat. Denn es ist doch klar, dass *Óǫrt mæli ek nú* gar keinen Gedankenzusammenhang mit dem folgenden haben und nur den nahenden Tod der mit dem Schwerte durchbohrten Brynhild andeuten soll, die Abnahme ihrer Lebenskraft. S. Orvaroddssaga ed. Boer 103, 14 *skjott róþom þat. Of óra sǫk* bezieht sich auf V. 61. Sie wird sich nicht um meinetwillen, d. h. weil ich es ihr rathe, tödten. So tröstet sich die sterbende Brynhilde noch mit ihrer moralischen Überlegenheit über die Rivalin.

S. 398 wird die Chronologie des dritten Gudhrunliedes unter anderem dadurch bestimmt, dass in der Thidhrekssaga Herkja die rechtmäßige Frau Attilas und hunnische Königin vor Gudhrun ist, während sie in dem Liede als Kebsweib neben der legitimen Gattin Gudhrun auftrete. Dies sei die erste Stufe der sagenhaften Umwandlung der historischen *Κρέκα,* die von ihrer Stellung als erste Gemahlin Attilas infolge seiner Verbindung mit Chriemhilt (Gudhrun) herabstieg, um sie später zur Zeit der Lieder, welche der Thidhrekssaga zugrunde liegen, wieder einzunehmen, aber als Vorgängerin Gudhruns, nachdem eine Zeitlang, so im Waltharius, die mythische Ospirin als Attilas Gemahlin vor Gudhrun gegolten habe. Die Entstehung von Gudhrunarkvidha III falle also zwischen das zehnte und zwölfte Jahrhundert. Diese historische Aufeinanderfolge, diese Ablösung und Ersetzung einer Sagenform durch die andere ist nicht nothwendig. Es kann sofort, als Gudhrun (Chriemhilt) mit Attila verbunden wurde, *Κρέκα* als ihre Vorgängerin betrachtet worden sein, wie sie ja in der That der Hildiko vorhergieng, und dies sich erhalten haben bis zur Thidhrekssaga und der Herche der mittelhochdeutschen Gedichte. Daneben, nur etwas später, kann sich die Vorstellung gebildet und erhalten haben, dass Gudhrun (Chriemhilt) und *Κρέκα* zu gleicher Zeit lebten: dadurch musste diese zum Kebsweib werden, und auch diese Form konnte neben der andern durch Jahrhunderte bestehen.

Was ich principiell gegen Müllenhoffs Kritik einwende, habe ich schon im Anzeiger für deutsches Alterthum XV 181 f. gesagt. Belege für die übermäßige Zuversicht in Bezug auf Erkenntnis des 'Geistes der alten Dichtung' S. 377, auf Scheidung des Echten vom Interpolierten, des Alten, welches zugleich das Gute und Schöne ist, S. 374. 379, und des Jungen finden sich auch in diesen Untersuchungen zur Genüge. Wenn Müllenhoff S. 373 sagt, dass 'die philologische Kritik imstande sein müsse, die späteren Einschiebsel zu entfernen', so ist das vielleicht für irgend eine Zukunft richtig, und der praktische Philologe muss immer so sein Werk betreiben, als ob es möglich wäre, aber dass im neunzehnten Jahrhundert irgend ein Gelehrter wirklich die Gabe besessen habe, der

Müllenhoff'schen Forderung überall zu genügen, das muss ich bestreiten.

Wien. R. Heinzel.

Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. Dresden, Verlag von L. Ehlermann 1891. (Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Anton Bettelheim. III. Band.) 245 SS. Preis 2 Mk.

Gerne und nicht mit Unrecht hat man früher gerade dem Deutschösterreicher zum Vorwurfe gemacht, er bringe seinen vaterländischen Dichtern zu wenig Pietät entgegen, übe die ätzende Schärfe seiner Kritik an ihnen, ohne doch ein echtes literarhistorisches Interesse zu bezeugen; heute darf, unter dem Eindrucke der jüngstvergangenen Tage, auf unzweideutige Zeugnisse einer im größten Stile gedachten Verehrung hingewiesen werden; ein frischer, thatenlustiger Enthusiasmus überspringt die den gang und gäben Huldigungen gezogenen, nicht engen Grenzen und will, was die letzten Decennien als Zeichen der Huldigung nur den Größten der Großen gewähren mochten, auch dem heimischen Sänger zutheilwerden lassen. Hocherfreulich immerhin, dass man nicht mehr die billigende Bestätigung des Auslandes abwartet, um die Lieblingsdichter der Nation nach Gebür zu feiern; dass man nicht mehr als Vergehen fürchtet, weniger scharf über sie zu urtheilen, wie der Kritiker des objectiveren Nordens. — Dennoch scheint mir in der Form etwas Bedenkliches zu liegen. Dichter, welche in hochbedeutenden Werken ästhetische und literarhistorische Probleme von größter Tragweite aufgestellt haben, Dichter, deren Schöpfungen der methodischen Untersuchung eine Fülle ungelöster und schwer lösbarer Fragen bieten, sie sollten nicht zu früh auf ein Piedestal gestellt werden, dessen Höhe ein deutliches Erkennen, ein unbefangenes Urtheil ausschließt. Selbst für Schiller hat das Jubiläumsjahr 1859 bedenkliche Folgen gehabt; nicht allein der Wust honigsüßer und gallbitterer ästhetischer Erörterungen sei als Erweis angeführt, der sich seitdem in Aufsätzen, Programmen, Büchern über ihn und über uns ergossen hat. Vielmehr hat die Reaction auf den Schillercultus von 1859 nicht lange auf sich warten lassen; und während die Schätzung Goethes in ruhiger Entwicklung zu ungeahnter Höhe emporgetragen worden ist, ringt sich erst jetzt eine geklärte, wissenschaftlich begründete Kritik durch den Widerstreit der Meinungen durch, deren eine in Max Piccolomini die höchste Entwicklung des deutschen Dramas sieht, während die andere ihn gerne als eine mit Kant'scher Kritik und Kotzebue'scher Rührdramatik gestopfte Puppe ausbieten möchte ...

Kaum mehr als ein Jahr ist ins Land gegangen, seitdem Österreich in Ludwig Anzengruber den hervorragendsten Vertreter

des Volksstückes und des Volksromans zu Grabe getragen hat; und schon ist man allerorts bemüht, ihm Ehrenbezeugungen zu erweisen, die nur der classische Schriftsteller bisher genossen hat. In prächtiger Ausstattung, zehn Octavbände stark, sind seine gesammelten Schriften von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger auf den Markt gebracht worden [1]; jetzt liefert einer der wärmsten Verehrer, zugleich einer der intimsten Freunde des Hingegangenen, eine umfangreiche Biographie. Allerdings ist Ausgabe wie Biographie vor dem Tode Anzengrubers schon geplant gewesen; was heute als pietätvolle Gabe auf dem Grabe des Frühverschiedenen liegt, hätte ursprünglich dem Lebenden zur Verbreitung seines Ruhmes, zur Vergrößerung des Kreises seiner Bewunderer, zur eigenen frischen Anregung dienen sollen.

Entschließt sich ein Schriftsteller, seine einzelnen Schöpfungen in größerem oder geringerem Ausmaß zu sammeln, er macht unwillkürlich einen Strich unter seine bisherige Thätigkeit, um nach einem solchen Abschluss mit neuen Kräften, geschult durch reiche Erfahrungen, wiederum ans Werk zu gehen. Anzengruber hat in dem ersten Versuche eines Corpus seiner Schriften zugleich die Ausgabe letzter Hand angebahnt; sie enthält das Werk seines Lebens. Sein Dahingang hat auch Anton Bettelheim veranlasst, einen Essay, der Anzengrubers Bedeutung vor allem dem Norden verkünden sollte, in eine erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens umzuwandeln. Sollten diese Bemühungen nicht zeitgemäß sein? Der Bühnenerfolg, welcher dem Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld" durch Jahre untreu geblieben war, hat sich neuerlich in vollstem Maße eingestellt. Unermüdet wallt ganz Wien und jeder Fremde, der die Donaustadt berührt, nach dem Deutschen Volkstheater, um sich die Geschichte der Handwerkerfamilie Schalanter vortragieren zu lassen. Die Provinz, das Ausland will das „Vierte Gebot" aufgeführt sehen. Wenigstens auf die Nachkommen des Schöpfers ergießt sich der reiche Segen, welcher dem Todten versagt geblieben ist, der ihm weit weniger zutheil geworden, als der Fernerstehende wohl meint, dessen Ausbleiben auf das Schaffen Anzengrubers von schädlichstem Einflusse war. Bettelheim nämlich weiß ein traurig Stück Schriftstellerelend von Anzengrubers Leben zu berichten. Dass er klein angefangen, dass er zur Zeit seines ersten großen Erfolges ein schlechtbezahlter Polizeibeamter gewesen, dessen mochte man sich wohl erinnern. Dass der gefeierte Dichter auf der Höhe seines Ruhmes gedarbt hat, wird männiglich wundernehmen.

Oder sollte Bettelheim zu dunkel malen? Der arme Dichter ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts; das 19. sieht in Berlin den Salon des Dichters mit denen der haute finance und mit denen

---

[1] Die Disposition der Ausgabe ist: Sternsteinhof, Schandfleck, Dorfgänge, Kalendergeschichten, Gedichte und Aphorismen, Bauernstücke, Dramen, Wiener Volksstücke.

des Adels wetteifern, sieht auf den Pariser Boulevards den modernen Romanschriftsteller flanieren; uns scheint im 19. Jahrhundert eine Existenz, wie die Schillers in Leipzig, kaum denkbar: ein ruhmgekrönter Dichter, Liebling Tausender seiner Nation, am Hungertuche nagend, von den peinlichsten Schulden gedrückt. — Hätte doch Bettelheim weniger unbarmherzig den Schleier gelüftet, nicht so bald nach dem Hinscheiden dem großen Publicum einen Einblick in die traurigen Verhältnisse gegönnt, unter denen Anzengrubers Talent gelitten hat; die Acten sind ja auch jetzt noch nicht geschlossen. Leicht könnte ein weniger wohlwollendes Auge nach den Ursachen dieser innerlich zerstörten Existenz forschen und Anzengruber selbst einen Theil der Schuld zuerkennen. Sorgsam bucht Bettelheim, was Anzengruber an Honorar und an sonstigen schriftstellerischen Unterstützungen innerhalb der zwei Decennien seiner Wirksamkeit zugeflossen ist: der Grillparzerpreis ist ihm zutheil geworden, aus der Peter Wilhelm Müller-Stiftung sind ihm 3000 Mk. zugeflossen; wohlwollende Freundschaft hat ihm die Mittel zur Verfügung gestellt, das durch äußere Verhältnisse ihm aufgezwungene, unorganische Ende des „Schandflecks“ ungestört durch materielle Sorgen abändern zu können ... Von welch entscheidender Bedeutung war für den siechen, in der wichtigsten Wandlung seines Lebens befindlichen Schiller das Geschenk des Herzogs von Schleswig-Holstein-Augustenburg! — Bedenklich immerhin, wenn man veranlasst wird, solche Parallelen über dem kaum geschlossenen Grabe zu ziehen.

Freilich hat Anzengruber selbst gern diese Saite berührt. „Wenn es einen Menschen gibt“, schreibt er 1879 an Rosegger, „den ich beneide, so ist es der Richard Wagner, und wenn es einen zweiten gibt, so ist es der Johann Strauß; diese Leute sind so situiert, dass sie nur thun müssen, was sie nicht lassen können, aber was sie lassen wollen, das müssen sie nicht thun. Bei mir ist das just nicht der Fall; ich muss manches, was ich lassen möchte.“ Dergleichen schreibt man mit dem Bewusstsein, neben Großem, Bedeutendem, Tiefbewegendem doch auch viel, viel Mittelmäßiges geleistet zu haben. Die kleinen Erzählungen, die jetzt im 3.—5. Bande der Cotta'schen Ausgabe vereinigt sind, enthalten manche interessante Skizze — Gottfried Keller'sche Töne etwa in „Annele, Hannele und Sannele“, dennoch guckt mancher Erzählung an allen Ecken heraus, dass sie in stimmungsloser Stunde niedergeschrieben worden ist. Doch nicht allein mangelnde Stimmung hat seinem Talente Grenzen gesetzt: Anzengruber wird unsicher, er tappt im Finstern, wenn er aus dem ihm gewohnten und lieben Volksleben heraustritt; freilich hat jede Begabung eine Linie, über die sie nicht hinauskann; allein bei Anzengruber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, eines der glücklichsten und erfolgreichsten Beobachtungstalente habe sich selbst den Weg verschlossen, der es zu höheren Zielen geführt hätte. An diesem Eindrucke

ändert sich nichts, wenn wir bei Bettelheim lesen, Anzengruber habe sich den Versuch, eine Tragödie hohen Stils zu schreiben, als das Höchste und Schönste, was der dramatische Dichter zu leisten berufen ist, für die Zeit seiner Reife aufsparen wollen, ändert selbstverständlich nichts sein erster Act einer Tragödie „Bertha von Frankreich". Nicht die unglücklichen Versuche im Jambenstück und im hochdeutschen Drama sollen ihm vorgeworfen werden. Begreiflich zwar ist bei Anzengruber, wie bei Raimund, der Drang, Dramen im hohen Stil zu schreiben, mit den Classikern in Wettkampf zu treten. Gerade in Österreich begegnet auf Schritt und Tritt der Dichter, der höher hinaus will; er fühlt die Enge seiner Bildung, die Beschränkung seines Gesichtskreises; gerne thäte er's den Großen und Größten nach. Anzengruber und Raimund, beide waren wie wenige berufen, auch die Zustände der höheren Gesellschaftskreise klar und plastisch darzustellen. Raimund wenigstens hat Belege geliefert, dass er auch Charaktere zu schildern weiß, die nicht dem Volke angehören; wenn er freilich sich auf das ihm verschlossene Gebiet classischer Technik wagt, wird er überspannt, wird er Phantast, nicht ideal. Heute fragt ja ohnedies niemand nach classischer Formenreinheit. Echte Beobachtungsgabe, ein klares Auge kann in einem den gebildeten Kreisen entnommenen Stoffe ebensoviel erschauen und wiederschaffen als im Bauernleben. Welche tiefen Blicke hat eine Frau, Marie von Ebner-Eschenbach, in das Leben des Hochadels, des Mittelstandes, der Arbeiter gethan! Das ist echte Totalität. Ein Dichter, der sein Lebtag einen großen Theil seiner Umgebung nicht zu erschauen verstanden hat, wird über ein bestimmtes Niveau nie emporsteigen, mag er sonst noch so talentvoll sein. — Nicht also classischen Stil, nicht Jambentragödie hätte Anzengruber anstreben sollen. Er musste die höheren Gesellschaftsschichten mit demselben unbeirrbaren Blicke ansehen, der ihm für seine Bauern zur Verfügung gestanden hat; dann wäre er vor Missbildungen, dergleichen sein Graf Finsterberg oder die Personen seiner „Elfriede" sind, bewahrt geblieben. Realistische Darstellung höherer Bildungsschichten, nicht in Phantasterei umschlagender Idealismus hätte sein Ziel sein sollen.

Man fühlt die Grenze des Anzengruber'schen Talentes auch im „Vierten Gebot". Die Personen, welche er der Familie Schalanter gegenüberstellt, sind ihr nicht ebenbürtig charakterisiert; selbst wenn er mit echter Sympathie einen Charakter ausmalt, fehlt ihm das erlösende Wort; und der glänzendste Beleg für Anzengrubers Unfähigkeit, Verhältnisse des städtischen Mittelstandes zu zeichnen, ist — wie schon Bettelheim betont — der Roman „Der Schandfleck" mit seinen beiden Umarbeitungen: glänzende, glückliche Realistik in den Bauernscenen, unsicheres Tasten, lieblose Verzerrung der Zustände und der Charaktere in der Stadt.

Wenn Bettelheim auch mit sorgfältiger Hand Material über Anzengrubers Arbeitsweise, über die Gewissenhaftigkeit seiner Vor-

studien zusammenbringt, wenn er auch die reiche Fülle der Gestalten, die Anzengruber geschaffen hat, insbesondere für das Bauernstück, glücklich ordnet und gruppiert, im wesentlichen ist Bettelheim um den „Mann“, erst in zweiter Linie um sein „Werk“ und um seine „Weltanschauung“ zu thun; in diese drei Capitel theilt er nämlich, sichtlich französischem Muster folgend, sein Buch.

Warum der „Mann“ Anzengruber für Bettelheim von besonderem Interesse war, liegt auf der Hand: durch Jahre hat der Biograph mit seinem Dichter verkehrt, sein Leben als treuer Anhänger verfolgt; emsiges Forschen und Umfragen hat ihm ermöglicht, ein reiches Material über Anzengruber zusammenzubringen, letztlich haben ihm nachgelassene, allem Anschein nach wertvolle, das Innenleben des Mannes treu widerspiegelnde Papiere zur Verfügung gestanden. Man bedenke: die Bücher Eckermanns über Goethe, der Wolzogen über Schiller, Caroline Herders über ihren Gatten — sie haben alle ihren unvergänglichen Wert in der glücklichen Vereinigung zahlreicher Notizen unter einer engem persönlichen Verkehre entwachsenen Gesammtanschauung ihres Helden; zu einem solchen intimen Reiz bringt Bettelheim noch einen methodisch geschulten Geist; der kritische Blick des Literarhistorikers verbindet sich mit der Nachrichtenfülle des Memoirenschreibers in seinem Buche.

Die Formel, auf welche Bettelheim seinen Helden zurückführen will, hat ihm dieser selbst geboten, eine Notiz aus den erwähnten Nachlasspapieren: „Ein angeerbtes Talent, durch Zufälle vor dem Verkommen bewahrt, auf gar eigenem Wege frei entfaltet und selbstgebildet. Indem sich mir also früh ohne Wahl und Leitung — wenn auch unbewusst — die gesammte Geistesthätigkeit als eine Einheit darstellte, so kannte ich auch nur Vorbilder, aber kein Vorbild, keine Schule, sondern Lehrer, kein Anlehnen, sondern nur frohes, freies Nachstreben, und darin liegt wohl, was mir jetzt zugute kommt, meine Originalität.“ Schade, dass Anzengruber verhindert worden ist, diese etwas dunkeln Zeilen in einem beabsichtigten „Lebensläufel in Bildern“ zu erklären und zu begründen. Für den Nachweis dieser Vorbilder, dieser Lehrer hätte die Autobiographie äußere Zeugnisse beigebracht, die heute schmerzlich vermisst werden.

Ein höchst interessanter Fall: wir wissen sicher, dass Anzengruber außer der vollständigen Sammlung von Reclams Universal-Bibliothek nur wenig Bücher besessen hat. Das ließe sich wohl ausnützen; Bettelheim fasst diesen Gesichtspunkt mehr von seiner negativen Seite. Darf wohl behauptet werden, Anzengruber stehe nicht unter dem Einflusse irgend eines Werkes, weil es nicht, oder wenigstens damals noch nicht, in der Universal-Bibliothek erschienen war?

Dem Erzähler Anzengruber haben nach Bettelheims Darstellung Auerbach und Hebel vorgearbeitet. Unverkennbar sei die Verwandt-

schaft mit Pestalozzi und Jeremias Gotthelf — allein ein Ei
sei nicht nachweisbar; gerade Gotthelf habe Anzengruber erst
kennen gelernt. Gesetzt in diesen wenigen Namen seien die Qu
des Dichters erschöpft, dennoch wäre manches über die Entwic
der Dorfgeschichte vor Anzengruber zu sagen gewesen, um
Bedeutung vollinhaltlich erkennen zu lassen; Bettelheim ha
ausführlicheres Referat über das Thema wohl seiner Biogr
Auerbachs vorbehalten. Eines möchte ich doch betonen; vor
hat kein zweiter den Bauern tiefer ins Innerste geblickt.
bachs Schwarzwälder Bauern bleiben daneben doch nur verkle
Städter; besser als Auerbach hat Anzengruber erkannt, dass
Verstand des Bauern Verschmitztheit, die Triebfeder seiner H
lungen Egoismus ist; letzteren in ganzer Nacktheit rücksich
aufgedeckt zu haben, war freilich Zolas Sache. Denn Anzeng
zeichnet noch lieber jene idealen Bauerngestalten, wie den
Reindorfer oder seine Magdalena. Allein Meisterstücke der Chara
entwicklung sind da überall erstanden, wo Anzengruber die
mähliche Wandlung einer leichtfertigen Dirne in ein „Kernwe
allen Stücken" — sein Lieblingsthema — vorführt; skizzenha
„Hartingers alter Sixtin", grotesk im „G'wissenswurm", mit t
scher Größe im „Sternsteinhof". Im „Schandfleck" klingt
Motiv leise durch.

Die Grundlage, auf der Bettelheim die Bauerndramen aufl
ist geistreich gemacht, doch etwas gekünstelt. Beziehungen zwis
dem Salzburger Hanswurst, wie ihn Stranitzky auf die Bühne
bracht hat, und den Bauern Anzengrubers aufzudecken, dürfte
dann erst ersprießlich sein, wenn das Näherliegende erörtert
die unmittelbaren Vorgänger. Mosenthals Name erscheint nich
Bettelheims Buche. Überhaupt kann Anzengrubers Bauerndich
nur dann voll gewürdigt werden, wenn die gesammte einschlä
Literatur zur Parallele herangezogen wird, sei es im Drama,
es im Roman. Sollte die „Geier-Wally" der Frau von Hillern
unseren Vertreter der Emancipation des Weibes ohne Einfluss
blieben sein? Die oberbairische Bauerndichtung mit Anzengr
zusammenzustellen, ergibt die anziehendsten Probleme; fraglos l
hier Wechselwirkung vor; ich zweifle nicht, dass Anzengruber
seinen dortigen Schülern gelernt hat, die ja eine intimere De
kenntnis des Bauernlebens vor ihm voraus hatten und auch
ihren schwächsten Leistungen, wie in Maximilian Schmidts „L
hardtsritt" über reichere Localfarben gebieten. Und auf der an
Seite Rosegger, der Freund, der Genosse; sollte der Umgang
ihm auf Anzengruber ohne Einfluss geblieben sein?

Bettelheims Biographie bildet den dritten Band seiner Sa
lung „Führende Geister". Als Herausgeber hat er sich veran
gesehen, eine Definition des Begriffes führender Geister und
dieser die Begründung zu geben, weshalb er Anzengruber zu i
rechnet. Bettelheim nimmt den Begriff außerordentlich hoch;

nennt Spinoza und Kolumbus, Shakespeare und Goethe, in zweiter Linie Hutten und Rousseau. Ich glaube, Anzengruber und Hebel, der auch in diesem Zusammenhange genannt wird, hätten sich in solcher Gesellschaft nicht behaglich gefühlt. Ich möchte davor warnen, heute Anzengruber eine überhohe Stellung anzuweisen und auf eine rücksichtslose Kritik seiner Schöpfungen zu verzichten. Auch auf Anzengruber darf angewendet werden, was in feinsinniger Umschreibung Goethe'scher Lieblingsgedanken einmal Paul Bourget äußerte[1]): Si l'on voulait résumer d'un trait toutes les insuffisances de certains romans et de certains recueils de vers de notre époque — j'entends des plus célèbres — on reconnaitrait qu'il a manqué à leurs auteurs d'avoir vécu dans l'atmosphère d'idées fines et de sentiments délicats que répand autour d'elle une femme véritablement affiné et pure. Le tendre esprit féminin est, moins que le nôtre, capable de l'extrême logique et des fortes conceptions, mais il possède à un certain degré supérieur le sens de l'exquis, l'entente de la nuance, et comme un goût inné de ce qui fait partie rare d'un talent."

Anzengrubers Biograph indes, dem es nicht darum zu thun war, ein letztes kritisches Wort zu sprechen, hat mit liebevoller Hand die Züge des Verewigten festzuhalten gesucht, ehe sie dem Gedächtnisse der Mitwelt entschwänden. Durch das würdige Denkmal, das er dem großen Todten setzt, hat er sich die Anerkennung der Literarhistoriker, den Dank der Zeitgenossen verdient.

Wien, 25. Febr. 1891. Dr. Oskar F. Walzel.

Mluvnice jazyka německého, kterou pro nižší třídy škol středních sepsal K. Kunz. K vydání druhému upravil Alois Breindl. (Grammatik der deutschen Sprache für untere Mittelschulclassen Verfasst von K. Kunz. 2. Aufl. veranstaltet von Alois Breindl.) Pilsen, K. Maasche 1889, 8°, 140 SS.

Cvičebnice jazyka německého, kterou pro nižší třídy škol středních sepsal K. Kunz. K vydání sedmému upravil A. Breindl. (Übungsbuch der deutschen Sprache für untere Mittelschulclassen. Verfasst von K. Kunz. 7. Aufl. veranstaltet von A. Breindl.) Pilsen, K. Maasche 1889, 8°, VIII u. 302 SS.

„Erst das Beispiel, dann die Regel" und „Vom Kennen zum Können" hat sich die junggrammatische Schule der modernen Sprachen zum Hauptprincip des erziehenden Unterrichtes gemacht. Muss man auch das entscheidende Urtheil über den Erfolg dieses Unterrichtsverfahrens einer späteren Zeit vorbehalten, so ist man jetzt schon in der Lage mit Recht und Fug zu behaupten, dass

---

[1]) »Études et portraits« 1, 70.

der Lernstoff hiedurch ganz bedeutend eingeschränkt und dem mechanischen Memorieren ein fester Riegel vorgeschoben wurde.

Dagegen zeigen die vorliegenden Bücher die ganze Art der älteren Schule, die sich auf die sogenannte synthetisch-deductive Methode gründet. Dennoch habe ich mich durch den wohl auch in pädagogisch-didaktischen Fragen geltenden Denkspruch: „Man soll das Gute nehmen, wo man es findet", bestimmen lassen, eine Anzeige dieser Bücher zu verfassen; ich will ihnen auch gerne alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich von allen Kritteleien fernhalten.

Mit der Grammatik soll der Anfang gemacht werden. Dieselbe verdankt gemäß der Vorrede des Übungsbuches ihr gesondertes Dasein dem Umstande, dass der Herausgeber es als passend erkannt habe — der Grund hievon wird nicht angegeben —, theoretische Regeln aus dem Lehr- (diese Benennung stammt von den früheren Auflagen her) und Übungsbuche auszuscheiden und in einem besonderen Buche zusammenzustellen. Ref. kann dieses Verfahren nicht billigen. Diese Sonderung ist umso schlimmer als diese Regeln sich durchaus nicht eng an die in dem Übungsbuche theilweise befolgte Analyse anschließen. Nach den Instructionen sollen die grammatischen Regeln kurz gefasst, klar und durchsichtig sein, und wenn sie auch schon nicht schlechterdings an der Hand von Beispielen entwickelt und darnach unter die Übungen gestellt sind, so sollen sie doch unmittelbar den letzteren vorangehen und davon nur soviel, als jeweilig vonnöthen ist, gegeben werden. Der Herausgeber hat dieses Verfahren zwar in den ersten 17 Übungen, späterhin aber nur theilweise beobachtet. Ein solcher ungleichmäßiger Vorgang berechtigt den Leser zu der Annahme, dass der Herausgeber selbst von der Richtigkeit seiner Neuerung nicht entsprechend überzeugt war.

Die Anordnung und Eintheilung ist die in den Lehrbüchern älteren Datums geläufige. Nur dadurch unterscheidet sich die Grammatik von ihren Schwestern, dass ihr der Anfang fehlt; die ganze Lautlehre ist nämlich in das Übungsbuch aufgenommen. Wir geben gleich einige Ergänzungen und Berichtigungen. S. 6 oben vermisst man unter den weiblichen Ländernamen: die Bukovina, die Herzegovina, die Lombardei. §. 4 Schluss: das Ohr, aber der Langohr. S. 7: Die erste Bedeutung des Wortes 'der Leiter' ist Führer, nicht Verwalter. S. 9 ist die Definition der starken und gemischten Declinationsart der Substantiva unklar. In dem Verzeichnis der nach dem Paradigma 'der Knabe' flectierten Substantiva sollte 'der Bursche' mitaufgezählt und der Unterschied zwischen die Burschen und die Bursche bemerkt werden. S. 10 decliniert der Pfau schwach, S. 20 dagegen gemischt und Übungsb. S. 44 lautet dennoch der Gen. Sing. „des Pfauen". Zur Orientierung verweise ich auf diese Zeitschr. 1890, S. 1011. §. 19, 3 ist der Zusatz ohne Umlaut misslich, da der Stammvocal von

Wörtern, wie B*i*ld, Bre*t*, Gl*ie*d usw. doch nicht so leicht umgelautet werden kann. S. 20 ist die Definition der gemischten Biegungsweise nach den Worten „welche im Sing.“ durch den Zusatz oder einzelnen Casus desselben zu erweitern, da sich Wörter wie Pfau, ferner die S. 21 angeführten, wie Friede, Funke usw., worunter „Schade“ zu streichen und infolge seines Umlautes schon zur starken Flexion zu ziehen ist, gegen jene Regel sträuben. §. 23 lässt sich von Pluralbildungen, wie: Dorne — Dörner, Forsten, Thale, sehr wenig für den Unterricht gewinnen. Viel wichtiger wäre es zu wissen, dass 'der Chor' (§. 5) einen Plur. die Chöre, 'das Chor' aber die Chore bildet; dass ferner die Acte im Schauspiele, die Acten bei Gerichte zu sehen sind; dass weiterhin die Sträuße in Blumenvasen riechen und die Strauße in der Sahara laufen, und endlich Bünde durch Bündnisse, Bunde durch Strohbunde verdeutlicht wird. §. 24, 1 *a*) Anm. war hervorzuheben, dass der Plur. der Personennamen auch Schriften derselben Männer bedeuten kann, z. B. zwei Homere (Homerexemplare), drei Sophoklese (drei Sophoklestexte). Gewagt ist es zu behaupten, dass 'die Trümmer' und 'die Unbilden' Pluralia tantum seien. Die §. 25, 1 über den Gen. der „Eigennamen der Personen“ (= Personennamen) aufgestellte Regel ist bloß hinsichtlich der Vornamen stichhaltig, weil sonst dieser Casus auch durch den bloßen Apostroph (') ausgedrückt wird; also Franzens Geburtstag, aber Horaz' Oden. §. 29 ließe sich der Wegfall der gemischten adjectivischen Flexionsweise, den mancher Pädagog willkommen heißen dürfte, durch eine leicht fassliche Regel bewerkstelligen und der Stoff auf die beiden vorangehenden Declinationsarten vertheilen: hat das dem Adj. vorausgestellte Bestimmungswort nicht die Endung des bestimmten Artikels, so erhält das Adj. starke Flexion: sobald jedoch die Endungen des bestimmten Artikels im Bestimmungsworte ersichtlich werden, tritt schwache Flexion ein. Klagt doch Üb. IV der Herausgeber selbst, dass die Adjectiva durch ihre vielgestaltige Flexion dem Anfänger große Schwierigkeiten verursachen. §. 47, 3 sind Sätze, wie 'der Graf fährt mit Vieren, der Kaiser mit Achten' wenig gebräuchlich.

Dass unser Buch überhaupt eine seltene Vorliebe für Mischungen hegt, beweist nochmals §. 56, 5 *c*) = §. 88, wo sogar eine gemischte Conjugation aufgenommen wird. Doch die hiefür aufgezählten Verba: brennen, rennen usw. führen in der Neuschule einen ganz anderen Namen. Wollte man dennoch jene Kategorie retten, so müsste man sie bei Verben wie spalten, mahlen, salzen annehmen.

Wohl nur um das trockene Regelwerk zu beleben, wird eine neue Gruppe der den Gen. und Dat. regierenden Vorwörter geschaffen, der man noch ob und wegen beifügen könnte. Allein wie die zwei letztgenannten lassen sich auch die vier übrigen ohne Zwang unter die Genetiv- und Dativgruppe vertheilen.

§. 55—69 gibt die Eintheilung der Verba, nach deren Bedeutung, die Bildung der einzelnen Tempora und Modi mit recht brauchbaren Erklärungen. Hierauf aber folgt §. 70—80 eine dürre Übersicht der Conjugation der Hilfszeitwörter, des schwachen und starken Verbs; endlich §. 79—87 kommen wir zu der Classification und Aufzählung der starken Verba. Hierbei wird nur hie und da erwähnt, dass manche Verba je nach der Verschiedenheit der Bedeutung auch schwach abwandeln, wie verderben, bewegen, schmelzen, schleifen u. a. m. Derlei Angaben dürften dem Schüler weit mehr frommen, als zu wissen, dass es auch einen Plur. Thale, Dorne usw. gibt.

Einen wohlthuenderen Eindruck machen auf den Leser die Schlussparagraphe 90—92, insbesondere aber der der Wortbildung gewidmete Anhang. Von der Satzlehre ist nicht die leiseste Spur vorhanden; sie wird auch nicht durch irgend eine Andeutung auf dem Titelblatte in Aussicht gestellt. In ihrer gesonderten Stellung kann die Grammatik — dies sei unser Gesammturtheil — immerhin als ein brauchbares N a c h s c h l a g e b u c h empfohlen werden.

Wir kommen nun zu dem Übungsbuch. Es ist bereits erwähnt worden, dass die Lautlehre zum Nachtheile der Grammatik in das Übungsbuch einbezogen ward; auch dessen wurde schon gedacht, dass in dem Eingange desselben der Lernstoff ganz unabhängig von der Grammatik geboten wird. Hätte der Herausgeber durch das ganze Buch einen ähnlichen Vorgang befolgt, so hätte er ihm in d i d a k t i s c h e r Hinsicht Anspruch auf Anerkennung gesichert. Aber von S. 42 wird allerdings mit mehreren Ausnahmen wieder unter Anlehnung an die Grammatik gearbeitet. 16 Seiten (189—204) sind „Gesprächen über Gegenstände des täglichen Lebens“ gewidmet. Soll dies etwa zum Auswendiglernen dienen? Dann ist es ein mechanisches Einlernen fertiger Phrasen. Oder zum Übersetzen? Dann sollte die beigedruckte böhmische Übersetzung wegbleiben. Oder endlich zur Aneignung höflicher Redensarten? In diesem Falle war mehr Natürlichkeit und Frische wünschenswert.

Die Seiten 205—217 sind durch ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis starker Verba ausgefüllt, welches den oben getadelten Mangel gutmacht und infolge seiner Anordnung gute Dienste leisten kann. Weitere neun Seiten (219—227) nehmen Vocabeln zu den ersten 35 Übungen ein. Endlich beschließt ein deutsch-böhmisches und böhmisch-deutsches Wörterbuch, das einer strengen Durchsicht bedürftig ist, das 302 Seiten umfassende Buch. Die Seitenzahl der Grammatik miteingerechnet, ergibt sich eine Summe von nicht weniger als 442 Seiten, die bei nur drei Stunden wöchentlichen Unterrichtes in den beiden ersten Mittelschulclassen wohl schwerlich zu bewältigen sind. Und doch hätte der gesammte Lern- und Übungsstoff bei Verschmelzung der beiden Bücher und bei umsichtiger Auswahl, die sowohl dem Lehrer wie auch dem Schüler zu-

statten gekommen wäre, auf die Hälfte seines jetzigen Umfanges beschränkt werden können!

Man wäre nun dem Versprechen des Herausgebers gemäß zu der Annahme geneigt, dass wenigstens der inhaltliche Theil des Sprachstoffes die trockenen Regeln beleben werde, um das ganze Denk-, Anschauungs- und Empfindungsvermögen des Schülers zu beschäftigen und demselben eine reichliche Nahrung zuzuführen gemäß dem Xenienspruche: Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur. Dies trifft jedoch bei dem weitaus überwiegenden Theile nicht zu. Nur eine sorgfältig getroffene Auswahl des Sprachmaterials aus den deutschen Dichtern und Schriftstellern kann dies bewirken. Außerdem konnte viel mehr die vaterländische Geschichte und die Bibel herangezogen werden. Mit „Fabeln, Räthseln, Beschreibungen und Erzählungen", d. h. zusammenhängenden Stücken war viel früher als erst mit Übung 54 zu beginnen, und dann waren passendere Stücke zu wählen. Die meisten Einzelsätze rufen die Erinnerung an Ollendorfs Machsätze wach: Oheime, Tanten, Vettern, die mit Reichthümern bedacht sind und Geschenke machen, Lehrer, die den Schüler loben und tadeln, spielen die erste Rolle; nebstbei wird der Hund überall in den Vordergrund gezogen. Offenbar zur Hebung des ästhetischen Interesses schleichen Diebe in Zimmer und Kaufläden ein, werden gefangen und von Häschern mit Stricken gebunden; Mörder und Räuber entledigen sich ihrer Fesseln, die Armut verschonen sie (S. 184). Soldaten führen den gefesselten Verbrecher in den Kerker. Die Wilden verzehren die m e i s t e n Schlangen mit dem g r ö ß t e n A p p e t i t. Die Mädchen streiten, die Buben pfeifen, allein die Mutter will es nicht recht leiden. Der Wolf wird zwar allgemein als ein großer Fresser geschildert, dass er aber an e i n e m Abend a l l e s ergreife, was sich ihm nähert, geht denn doch zu weit. In gleicher Weise ist auch für das speculative Interesse Vorsorge getroffen: Bettler werden M i l l i o n ä r e und diese an einem Tage Bettler. Der Bruder erkennt seiner Schwester gegenüber zurechte, dass der Vater, nicht die Mutter alleiniges Anrecht auf die Familiengeldcassa hat. — Die Finsternis der Nacht ist hässlich und die Nacht ist niemandes Freund. Ich wünsche „mehr Licht". — Gleich nach Sonnenaufgang blitzt und donnert es fürchterlich; ja es blitzt und donnert auch d e n g a n z e n T a g. Ein Oxymoron, wie „ganz Europa w a f f n e t s i c h zum Schutze d e s F r i e d e n s" versteht unser Primaner noch nicht. Dem Stück „Der Geizhals" ist ein pädagogisch störender Zusatz angehängt, abgesehen davon, dass man sich bei Anekdoten jedes Selbsturtheiles besser enthält. Die aus dem Stück 'Der Hund und die Kuh' S. 161 gezogene Lehre ist unwahr, weil hier die Pflicht oder das Naturell des Hundes mit dem Appetit der Kuh in Conflict geräth. Mögen immerhin derartige Alltagsphrasen praktisch sein, so eignen sie sich doch für den erziehenden Unterricht gar nicht und sind nichts weniger als geeignet, „die intellectuelle und sittliche Bildung zu

§. 55—69 gibt die Eintheilung [illegible]delnden Memorierstoff
deutung, die Bildung der einzelnen [illegible]
brauchbaren Erklärungen. Hierauf [illegible]widrigkeiten hin-
dürre Übersicht der Conjugation der [illegible] sog. Adjectiva relativa
und starken Verbs; endlich §. 79—[illegible]den ausgedrückt würden,
fication und Aufzählung der stark[illegible] Fleisch des Raben' Üb. 24,
und da erwähnt, dass manche V[illegible] der Karpfen' und 31:
der Bedeutung auch schwach a[illegible] 19. 26). Üb. 35 anstatt
schmelzen, schleifen u. a. m. [illegible] Frühjahre"; vgl. Üb. 51.
weit mehr frommen, als zu [illegible] des Imperf. im Geiste der
Dorne usw. gibt. [illegible] 119 ist vor dem häufigen

Einen wohlthuenderen [illegible] bei Passiven zu warnen.
Schlussparagraphe 90—92. [illegible] durch das Perfect ersetzt.
gewidmete Anhang. Von [illegible]oer. „der Conjunctiv sei aus
vorhanden; sie wird auch [illegible]ungsstoffe ausgeschieden, weil
dem Titelblatte in Auss[illegible]rigkeiten für Schüler böhmi-
kann die Grammatik — [illegible] Wir glauben das ohneweiters,
als ein brauchbares N[illegible] wird: Üb. 76 „Der Arzt

Wir kommen n[illegible] würden, nach dem Zusammen-
wähnt worden, dass [illegible] dass einmal ein goldenes
in das Übungsbuch [illegible] Menschen ein glückliches Leben
gedacht, dass in d[illegible] ganze Stück S. 112 war in
abhängig von der [illegible] soll im Satze 9 ein Conj. fut.
durch das ganze [illegible] haben werden" als Ind.
er ihm in did[illegible] den Ind. dieser Zeit, wo nur
gesichert. Ab[illegible] man sich noch weniger zum Conj.
nahmen wiede[illegible] die Wortfolge in diesem Satze
16 Seiten (18[illegible] heißt es: Die Hasen beklagten
täglichen Le[illegible] verfolgt werden und nirgends
dienen? Da[illegible] erwiderte, dass die Sachsen die
Oder zum [illegible] man es auch bei A. Richter lesen)
Überset[illegible] sei. (S. Willom. S. 141. 1.)
Redens[illegible] Gesichter" (= „Grimassen") zu
wünsch[illegible] findet sich die Schreibung 'Cecilie',
[illegible]. Üb. 95, 9 Österreichs Wappen

Verz[illegible] Doppeladler). Üb. 99, 5 Die Mutter
Man[illegible] Magd milkt die Kühe. 'Sich nahen'
kan[illegible] endet sich der reiche Sommer.
erst[illegible] die ganze Nacht, der Städter
und [illegible] ganze Nacht und entschlummert
be[illegible] wie leer und nichtssagend sind
G[illegible]

w[illegible] manchen Stellen gespreizt und
[illegible] Stellung nehmen fast überall
[illegible] dass Formen wie mila, jedla (!),
[illegible] S. 79: unnützerweise drängt
[illegible] Wollte man es durchwegs so

genau nehmen, so war Üb. 96, 8 zu schreiben: ³/₄ osmé .... Üb. 91, 1 und 2 wurde dem böhmischen Wortlaut deutscher Übersetzung zuliebe eine Zwangsjacke angelegt. Üb. 88, 12 lässt uns der Herausgeber im Sommer am Lande unter Bäumen wohnen (vgl. Wörterb.).

Das Buch hat eine 7. Auflage erlebt und war laut der Aussage des Herausgebers das erste, welches den Lernstoff der deutschen Sprache für grammatische Übungen zum Nutzen und Frommen der studierenden Jugend böhmischer Mittelschulen einrichtete. Um nun das verdienstvolle Buch, woran sich wohl gar manche dankbare Erinnerungen derer knüpfen mögen, die es als Lehrer oder als Schüler gebrauchten, für eine etwaige 8. Auflage zu sichern, wird man schwerlich ein passenderes Mittel finden, als es völlig und zwar im Geiste des jetzigen Unterrichtes umzuarbeiten.

Kremsier. F. Kovář.

Das Adamsspiel, anglonormannisches Gedicht des XII. Jahrhunderts mit einem Anhang die fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts herausgegeben von Dr. Karl Grass. Halle a. S. 1891, Niemeyer. VIII u. 174 SS. (Auch u. d. T.: Romanische Bibliothek herausgegeben von Dr. Wendelin Foerster. VI.)[1]

Die erste Ausgabe (von Luzarche 1854) ist schwer zugänglich, die zweite (von Palustre 1877) wenig befriedigend; eine dritte war also wünschenswert. Die Handschrift ist von Foerster collationiert worden. Die Constitution des Textes hat Herr Grass in umsichtiger Weise besorgt. Die meisten Emendationen ergaben sich aus genauer Beobachtung des Metrums. Die Anmerkungen rühren von Foerster her. Sie schlagen andere Emendationen als die des Herausgebers vor, berichtigen einiges, geben vielfache Erläuterungen. Zur Arbeit beider Gelehrten erlaube ich mir einige Bemerkungen mitzutheilen.

V. 1 *Adam! — Sire! — Fourmé te ai.* Die Silbe zu ergänzen liest der Hg. *tei.* Der Gebrauch der betonten Form mag an vorliegender Stelle ungewöhnlich erscheinen und man kann daher F.s Vorschläge *bels sire* oder *Jo f. t'ai* vorziehen. Nicht klar sind mir jedoch F.s Worte: '1. *Sire*, ebenso 80, hat der erste Verstheil eine lyrische Cäsur.' Nimmt etwa F., gegen des Hg.s Ansicht (S. 82), auch für den achtsilbigen Vers eine Cäsur an, oder hat er sich vielmehr — da die Einwendung gegen den zweiten Theil des Verses auch bei solcher Annahme ihre Geltung hätte — wenig präcis ausgedrückt und bezieht sich die Bemerkung betreffs der Cäsur bloß auf V. 80?

---

[1]) Vorliegende Anzeige war geschrieben, als eine eingehende [Re-]cension Suchiers in den GGA. 1891, S. 685 ff. erschien. Ich [habe] mehrfach Bezug genommen.

5. *Ne moi devez ja mais mover guerre.* Der Hg. tilgt *mais*. Nach dem von ihm selbst (S. 88) aufgestellten Grundsatze musste er, da in den zwei vorangehenden Sätzen Adam von Gott geduzt wird, auch hier *deiz* lesen. Ich erledige gleich hier auch folgende Stelle: Gott zum Engel: 517 *Si li defendez tres bien la voie;* Hg. streicht *tres*. Einfacher *defent*. Um Mischung zu vermeiden, lässt sich leicht 512 *gardez* zu *garde* ändern. [S.: *veez tres bien.*]

16. *De ta coste [jo] l'ai fourmee.* Richtigere Wortstellung wäre *l'ai jo.* [S.: *[si] l'ai f.*]

59. *Se ne l'entent, donc [ele] s'afoloie.* Die Ergänzung ist wegen der Stellung des Pronomens wenig befriedigend. [Scharfsinnig S.: *donc est une fol'oie*, wodurch die auffallende Bindung *oi : ei* vermieden wird. Dass Gott sich des Ausdruckes 'dumme Gans' bedient, ist wohl nur für unser Gefühl unpassend.]

83. *Qui i maindra serra mis amis;* Hg. *li miens*. In prädicativer Geltung scheint mir Anwendung der betonten Form mit dem Artikel nicht üblich; vgl. it. *sarà mio amico,* nicht *il m. a.* Man kann ein Flickwort einschieben. [S.: *si serra.*]

102. Hs. *Sen tu en manjues;* dass *Sen* zu *Se* oder mit dem Hg. zu *Si* zu ändern ist, unterliegt keinem Zweifel; *tu* zu streichen ist unnöthig, da *en* auch an anderen Stellen unseres Textes mit einem vorangehenden einsilbigen Formworte éine Silbe bildet: 271 *Jo 'n ai regard* [1]), 300 *Jo 'n manjerai,* 560 *jo 'n suffre;* 295 *si 'n gusteras.* [2])

108—111 bleiben selbst nach F.s Vorschlag nicht sehr klar; das zweite Glied von 109 ist wenig verständlich; in 111 würde ich — möge der Satz *Jugiez* usw. entweder mit dem Hg. als allgemeiner Ausspruch angesehen oder mit F. auf den besonderen Fall

---

[1]) In der Anm. zu 270 fordert F. *J'en ai* gegen den Text, der *Jo n'ai*, bieten soll; schon dieser hat aber das richtige *Jo 'n*.

[2]) S. 91, wo von Inclination die Rede ist, führt der Hg. nur die Stelle 295 an, die er aber vollständig verkennt, da er *si'n* = lat. *si non* 'wenn nicht' auffasst (F.s Anmerkung gibt selbstverständlich das Richtige). — Es sei bei dieser Gelegenheit eines anderen auffallenden Versehens gedacht. In 121 *Ainz te verrai del preer las,* 604 *Si del tenir nos prent acoveitise* erblickt der Hg. Anlehnung des Pronomens *le* an *de*. Soll man hervorheben, dass es sich um den Artikel handelt? — Es sei endlich bemerkt, dass in einem Abschnitte über 'Inclination' nicht von dem vorangehenden Worte, sondern von der Enclitica auszugehen ist; der Hg. hätte also sagen sollen: Incliniert werden: Art. an *de, a*; Pron. *le* an *ne, jo* [an *quei*; vgl. F. zu 378.] Vielleicht auch *me* an *quei, te* an *ne*; siehe unten zu 328 und 185. *En* mag dann für sich erwähnt werden, da hier der erste Vocal abfällt und der Vorgang verschieden ist. — Hier noch eine Frage. V. 139 lautet: *N'es tu en gloire nen poez morir*; Hg. tilgt *tu*; da aber das Subjectpronomen in der Satzfrage meist (nicht immer) ausgedrückt ist, ließe sich nicht *tu en* als eine Silbe auffassen? Selbstverständlich nicht durch Enclisis, sondern durch Verschleifung. [S.s Lesung *Nez en gl., ne p. m.* will mir als dem schlichten Stile des Textes nicht entsprechend erscheinen.] Ein zweiter Fall wäre 109 *Que ja en ma vie,* doch ist der Vers (s. unten) dunkel.

bezogen werden — zu *parjure* das übliche Reflexivpronomen fordern und das handschr. *si*, da *i* keinen rechten Sinn hat, zu *se* ändern. [Auch S.s Vorschlag für 109 *Ja n'ier mais liè* fördert nicht genügend, denn was bedeutet dann der Zusatz *par sens ne par folor*?)

185. Welchen Sinn F. dem Verse beilegt, ist mir aus seinen Worten nicht klar. Ich fasse den Satz wie der Hg. als interrogativ auf: 'wird dich keine andere Ehre locken?'; es ist derselbe Gedanke wie in den VV. 177. 183. Um das überlieferte *atraire*, welches allerdings angemessener als *traire* ist, zu erhalten, ließe sich beim Alter des Textes *net* st. *ne te* lesen.

[218. Der Teufel zu Eva: 'Wirst du mir das Geheimnis bewahren? — Ja, bei meiner Treue. — Wird es entdeckt werden? — Durch mich nicht. — 216 *Or me mettrai en ta creance, Ne voil de toi altre fiance. — Bien te pois creire a ta parole. — Tu as esté en bone escole, Jo vi Adam, mais trop est fols.*' Das Gespräch besteht aus zwei Theilen; zuerst nimmt der Teufel Eva das Versprechen des Stillschweigens ab; dann schickt er sich an, ihr unter Hervorhebung ihrer Gelehrigkeit gegenüber dem thörichten Hartsinne Adams die Sache mitzutheilen. Es fragt sich nun, wo der zweite Theil beginnt. Ich meine mit dem Hg., dass dies bei den Worten des Teufels V. 219 geschieht, denn 218 knüpft mit seinem *creire* an *creance* von 216 deutlich an. Es ist demnach mit dem Hg. *ma* statt *ta* zu lesen; nur ist die fehlerhafte Form *pois* zu *poez* zu ändern. S. bewahrt die handschriftliche Lesung: 'Wohl kann ich dir auf dein Wort glauben.' Der zweite Theil des Gespräches begänne demnach schon 218 mit einer Betheuerung Evas. Diese aber erscheint durchaus unvorbereitet, da Eva vorher keinen Zweifel an der Wahrheit der Worte des Teufels ausgedrückt hatte.]

222. Vielleicht *que nen est fers.*

256. Der Teufel zu Eva: *Bien covendreit .. Que tu fusses dame del mond ... E sëussez quanque a estre, Que de tuit fuisses bone maistre.* F. vermisst 'neben der Zukunft die Gegenwart oder die Vergangenheit, da doch die Allwissenheit bezeichnet werden soll' und vermuthet: *E sëusses qu'est* (oder *qu'ert*) *et deit estre.* Die Elision des *e* im neutralen Substantivpronomen *que* erregt Bedenken. Zur Stütze seiner Annahme führt allerdings F. 308 an, wo Eva, nachdem sie den Apfel gegessen hat, sagt: *Or sunt mes oil tant cler veant ..., Quanque fu e quanque doit estre Sai jo trestut, Bien en sui maistre.* Man vergleiche aber andererseits mit 256 die Stelle 160 ff., wo der Teufel Adam das Nämliche verspricht: *Ti oil serrunt sempres overt; Quanque deit estre t'iert apert; Quanque vuldras porras tu faire.* Hier wird ebenfalls Allwissenheit und Allmacht versprochen; bei ersterer wird aber nur der Zukunft gedacht. F. verweist noch auf eine andere Stelle; sein Citat: 'vgl. 308. 445' ist indessen nicht in dem Sinne aufzufassen, als ob beide Stellen seine Conjectur unterstützten; die letztere, eine Anrede

Gottes an Eva, lautet vielmehr: *Ses tu ja bien adeviner? Or einz aviez*[1]) *la maistrie De quanque doit estre en la vie; Cum l'as tu ja si tost perdue!* Auch hier ist — in ironischem Tone — von Wissen und Herrschaft[2]) der Sünder die Rede, und die temporale Locution erwähnt wieder nur die Zukunft. Also drei Stellen mit bloß *deit estre* oder *a estre*; nur eine mit *fu* und *deit estre*; man darf folglich 256 bei dem Überlieferten bleiben. Höchstens könnte man fragen, ob nicht *a* zu *deit* geändert werden dürfe, oder ob, da nicht immer derselbe Ausdruck zu fordern ist, *quanqu'a a estre* nicht deutlicher wäre. [S.: *quanque a estre* = 'Alles was Sein hat', also philosophische Redeweise.]

289. *Il volst trair ja son seignor E soposer al des halzor;* Hg. *E s'oposer al deu.* Tonloses Pronomen vor Infinitiv sollte in einem so alten Denkmale doch nicht für möglich gehalten werden; selbst von Seite des Schreibers, wenn er wirklich noch dem XII. Jhrh. gehört, nähme dies wunder. Wohl *Soi oposer* asyndetisch. [Nun in glänzender Weise S.: *E soi poser al deis h.*]

328. Man kann das überlieferte *Äi* bewahren, wenn man *por queim* liest. [Oder mit S. *lais* st. *laisses.*]

403. *As tu gaires ga[a]innié?* 448. *As tu fait ga[a]in ou perte?* Beidemale emendiert der Hg.: *[I] as tu* und begeht einen Solöcismus. Lies *As [i] tu.*[3])

420. *Mal acontai icest mangier;* es ist *acointai* gemeint, vgl. 486 *mal acointas tu sun träin.* Der Hg. verzeichnet im Glossar *aconter* 'bezahlen'.

436. In der Einleitung (S. 85) wird Hiatus zugelassen, im Texte erscheint *[e]* eingeschoben; in der Anm. fordert wieder F. das bereits im Texte vorhandene *[e]*. Ich bemerke diese Kleinigkeit, um noch einmal den Wunsch nach einheitlicher Einrichtung der Publicationen der Rom. Bibl. auszudrücken.

472 *E tu serpe[n]t, soiez maleit.* Um dreis. *maleeit* zu erlangen, liest der Hg. *sois*, eine unmögliche Form. Nur *soies*, worauf der Hg. durch 34. 201 aufmerksam werden konnte, ist zulässig. Man kann *E* streichen. [S.: *[E]* oder *maleit* zweis.]

504. *Despois* in éinem Worte halte ich für besser.

---

[1]) Die Mischung der zwei Arten der Anrede zu vermeiden, lässt sich *aveies* lesen.

[2]) 'Herrschaft', wenn *maistrie* in diesem Sinne aufgefasst wird; möglich ist indessen, dass *maistrie* 'Meisterschaft' bedeute und damit wieder nur das Wissen bezeichnet sei.

[3]) Suchier ist weniger streng; er sagt: 'Nach der im Texte beliebten Wortstellung ist vielleicht *As i tu* vorzuziehen.' Es wäre zu bedauern, wenn diese Worte des Meisters dazu beitrügen, den Glauben an den von Tobler aufgestellten Satz: 'Tonloses Pronomen oder Partikel beginnt nicht den Satz' zu erschüttern. Selbst wenn die Hs. *I as* böte, müsste man in einem Denkmale des XII. Jhrh. *As i* emendieren; conjecturale Anwendung einer solchen Stellung ist mit Entschiedenheit abzulehnen.

513. *ni* st. *n'i* ist ein Druckfehler.

522. *Oi* (Hg. *Oh*) *paradis, tant bel maner, Vergier de glorie, tant vus fait bel veer.* Die zwei fehlenden Silben zu ergänzen, liest der Hg. *tant [par es] b. m.* Wenn auch Mischung der 2. Sing. mit 2. Plur. in der Anrede nicht selten ist, so fragt sich, ob *[estes]* nicht einfacher ist. [S. beanstandet die einsilbige Interjection und liest: *Ăi, äi, p. b. m.*, wobei die wirksame Wiederholung von *tant* verloren geht.]

539. Da das erste Versglied einer Emendation bedarf, so empfähle sich, um nicht éin *vus* zwischen so vielen *tu* zu haben, *Quant tu crẽus* zu lesen.

612. *Vostre doctrine qsi ẽ quil voille escoter En poi de jorz avra poi que doner*, Hg. *V. d., qui la v. esc., En ...* Dazu F.s Erläuterung: '[Der Schreiber] hatte in der Vorlage *qui la*, wo *qui* bereits „wenn man" bedeutet, kennt es nicht und schreibt dafür *si est quil*'. Diese Auffassung, nach welcher *V. doct.* proleptischer Accusativ wäre, scheint mir unhaltbar, denn das Subject von *avra* kann doch nur *qui* sein, und *qui* „wenn man" ist nur dann am Platze, wenn das Subject des Hauptsatzes ein anderes ist. Der Sinn ist: 'Wer deine Lehre befolgen wollte, der hätte bald wenig zu verschenken'. Ich sehe daher keinen Grund, von der Überlieferung abzuweichen und lese: *V. d. si 'st qui voille esc.; v. d.* ist nicht proleptisch, sondern nur des Metrums halber vorangestellt und daher nicht durch Komma vom Verbum zu trennen.

620. Da *la guerre* schwerlich mit *aigne* reimt, schlage ich *engaigne* vor. [S.: *bargaigne*, das dem *Ductus litterarum* wohl näher kommt.]

626. *(Ne faire ja vers Deu revel) Nen aez envers lui orguil.* Hg. *Ne n'aie env. lui [ja] org.* Dass er hier 2. Plur. nach 2. Sing. nicht duldet, ist zu billigen; *aie* aber ist unmöglich.[1]) F. bessert selbstverständlich *Ne n'aies;* er hätte noch erwähnen sollen, dass dann der Zusatz *ja* entfällt. [S. *Ne nen aies vers l. o.*, da der Schreiber oft *envers* an die Stelle von *vers* einführt.[2])]

704. *Si tu m'ocies, co iert a tort;* Hg. *c'iert.* Der Conjunctiv *ocies* ist unzulässig; also *ocis, co iert.* [S. will ebenfalls *co iert* bewahren, streicht aber *tu*.]

728. *Jo por quoi le dei trover;* die fehlende Silbe zu ergänzen liest der Hg. *deie.* Ist aber der Conjunctiv zu rechtfertigen?

739. *en dolor dorges* (= *durges*) *ta vie.* Besser *dorge.*[3])

811. Die Juden werden Christus kreuzigen wie einen Dieb; *por ço perdrunt lor seignorie Che il avrunt de lui em vie.* Was bedeuten die zwei letzten Worte? Ist es bloß Druckfehler für *envie*? [Auch S. *envie.*]

---

[1]) *N'aie* in der vorletzten Zeile der Anm. zu 270 ist Druckfehler.

[2]) An unserer Stelle stand früher *uers; en* wurde über der Zeile hinzugefügt.

[3]) Im Glossar steht in der That *dorge.*

828. *Des sainz quant vendra tot li maires . . . donc cessera vostre ontion* = *cum venerit sanctus sanctorum, cessabit unctio vestra.* Darauf folgt: *Ço'st Crist que li saint signifie, Tuz cels qui par lui avront vie.* F. bemerkt, mit *li saint* sei *sanctus sanctorum* der Lectio gemeint. Wie ist dann der folgende Vers zu verstehen? Ich denke, *li saint* steht für *les sainz*; 'Christus stellt die Heiligen, d. h. alle durch ihn Erlösten, dar'.

841. *Tot en ai trublé la cervele;* da es sich nicht um Conjug. periphr. handelt, sondern um *habere* mit doppeltem Accus. (nicht *turbavi cerebellum,* sondern *habeo c. turbatum*), so ist Congruenz geboten; l. *truble.* [S. weniger entschieden: Statt *trublé* wäre auch *truble* zulässig.]

843. *Tant ai esgardee ceste ovre Que grant pöur le cuer m'en ovre.* Dass große Furcht einem das Herz öffnet, ist eine ziemlich sonderbare Vorstellung; sollte *covre* gemeint sein?

Die sprachliche Untersuchung ist sehr ausführlich. Voran geht ein Rimarium nach dem Muster der Marburger Dissertationen.[1]) Darauf folgt die 'Grammatik der Reime'. Wir erhalten da eine Lautlehre des Altfranzösischen, soweit sie aus unserem Texte belegt werden kann. Ich gestehe nicht einsehen zu können, welchen Nutzen es bringt, derartige Seminarübungen in Druck zu legen. Die Fülle des allgemein Giltigen behindert die Erkenntnis des Speciellen und allein Wichtigen. Letzteres konnte in zwei Seiten gesagt werden. Dazu kommt, dass bei so eingehender Behandlung individuelle Ansichten sich über Gebür geltend machen. Man sehe z. B. S. 117 den Abschnitt über Umlaut: 'Durch Umlaut ist *i* entstanden: 1. in *mesfis;* 2. in *mäime;* 3. im Suffix *-itiam, -itium;* 4. durch Vocalsteigerung[2]) in *merci;* 5. nach Ersatzdehnung: *päis, apris, sire*'. Ist es nöthig zu sagen, dass nur 1. fast allgemein angenommen wird, dass weder Paenultima noch *j Voc* (vgl. *conseil, vece, cervoise*) Umlaut bewirken; dass in *merci* ein anderer Vorgang vorliegt; dass man endlich bei Annahme von *ē(n)s* = *is* Bildungen wie *mois, moise, toise* als unorganisch ansehen müsste? Da nun die Bestimmung der Art, wie die angeführten Wörter zu ihrem *i* kamen, zur Charakterisierung der Sprache des Adamsspieles nicht im geringsten beiträgt, so ist das Vortragen der strittigen Lehre hier nicht am Platze.

Noch ein Wort über die Declination. Der Hg. bemerkt, dass Objectsform statt Subjectsform öfters im Reim begegnet; 'dieselbe

---

[1]) Wie hat man **īsos, baillis*; **īsus, faudis*; *-īlliam, baillie* zu verstehen? Liegt in *signifie -īcat*, in *envie -īdiam* vor? Für *solaz* wird *-atium* als Grundlage angegeben, während doch S. 134 die Quelle des *z* in lat. *c* gefunden wird. Wenn es übrigens hier heißt, *c* habe in *solaz* und *räiz* kein *i* entwickelt, so ist die Angabe in Bezug auf beide Wörter nicht richtig. Aus dem *cj* von *solacium* entwickelt sich nur *z*, nie *iz*; aus dem *c* von *radicem* wird regelrecht *iz*; *iiz* dann zu *iz*.

[2]) 'Durch Umlaut ist entstanden durch Vocalsteigerung' ist eine eigenthümliche Ausdrucksweise.

ist jedoch durch die Inversion [1] gerechtfertigt'. Die Wahrnehmung hätte einen Wert, wenn sich die Gelegenheit böte, die Gegenprobe zu machen, wenn es sich nämlich ergäbe, dass dort, wo keine Inversion vorliegt, der Nomin. unversehrt erscheint. Der Hg. hat indessen übersehen, dass in einem Denkmale mit kunstlosem, volksthümlichem Versbau, welcher sich also selbst das einfachste Enjambement nicht gestattet, der Fall, dass das Subject das Reimwort bilde und das Verbum erst im folgenden Verse erscheine, ausgeschlossen ist. In der That betreffen alle Nominativformen, die unser Text im Reime aufweist, ebenfalls nur invertierte Subjecte oder prädicativische Ergänzungen. Es gilt demnach für Adam dasselbe wie für soviele andere Denkmale, welche die Declinationsregel nicht streng beobachten; der Dichter kennt beide Formen; die Wahl wird durch das Reimwort oder die Reimwörter bestimmt; nur wo zwei Subjecte miteinander reimen, hatte er und haben die Herausgeber freies Spiel.

Der Hg. hat es für nöthig gefunden, auch die 'fünfzehn Zeichen' abzudrucken, und zwar nach der einzigen Hs. von Tours, deren Schäden er nach eigener Einsicht zu emendieren versucht. Wenn es dem Hg. nicht möglich war, eine auf Vergleichung des ergiebigen handschriftlichen Materials gegründete Ausgabe zu veranstalten, so hätte er besser gethan, von der wiederholten Mittheilung des zu Adam in keiner Beziehung stehenden Stückes abzustehen. Ich finde daher keine Veranlassung, mich mit diesem Theile seiner Arbeit zu beschäftigen, und will nur auf ein befremdendes Versehen hinweisen: 110 hat die Hs. trefflich *Iço ne vos fet pas a taire* 'Dies darf euch nicht verschwiegen werden'. Die Emendation *fet pas atraire* ist geradezu unverständlich.

Die Einleitung beschränkt sich auf Beschreibung der Handschrift und bibliographische Angaben. Das als unediert angegebene Miracle de Sardenai ist bereits zweimal publiciert worden; siehe Romania XI, 531 und XIV, 82.

Aussee, September 1891. A. Mussafia.

Dr. M. Focke und Dr. M. Kraß, Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik nebst einer Aufgabensammlung zum Gebrauche an Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten. Münster 1890, Zoppenrath. 5. Auflage. 8°, 228 SS. Preis Mk. 2·50.

Das vorliegende Lehrbuch zerfällt in zwei gleich starke Theile. Der erste Theil enthält bloß Lehrsätze, während den zweiten Theil die zugehörigen Aufgaben bilden. In dem ersten Theile werden „die verschiedenen Rechnungsarten", Gleichungen

[1] Dazu werden auch Fälle wie *tu serras son per, fustes mi pareil* gerechnet. Liegt denn hier Inversion vor?

des 1., 2. und 3. Grades, die Verhältnisse und Proportionen, die arithmetischen und geometrischen Reihen, die Combinations- und Wahrscheinlichkeitsrechnung, der binomische Lehrsatz und die Kettenbrüche behandelt. Die Darstellung ist übersichtlich, klar, kurz und bündig, erfordert aber fast in allen Partien den ergänzenden Unterricht des Lehrers. Wenngleich die vorliegende Schrift nur für Schulen und keineswegs für den Selbstunterricht bestimmt ist, so sollte nach Ansicht des Ref. dieselbe doch die Theorie — innerhalb gewisser Grenzen — vollständig enthalten und eine Erweiterung seitens des Lehrers nur insoferne nothwendig machen, als es die Anwendung der Theorie auf die Lösung von Aufgaben erheischt.

In der Theorie der Imaginarien werden nur die rein imaginären Zahlen behandelt; die Form $a + bi$ bleibt hier völlig unberücksichtigt, während sie in der Aufgabensammlung zu finden ist. Ebenso vermisst Ref. die theoretische Behandlung des Rationalmachens der Nenner, der Theilbarkeit der Zahlen durch 11, des abgekürzten Rechnens beim Ausziehen der Wurzeln usw. — Sehr dürftig ist ferner die Theorie der irrationalen Zahlen, der diophantischen Gleichungen, der Reihen und ihrer Anwendung.

Um die Methode der Beweisführung zu illustrieren, möge folgendes (S. 5) dienen:

$$a - (b - c) = (a - b) + c.$$

Beweis. $[(a - b) + c] + (b - c) = (a - b) + b = a.$

Eine solche Argumentation ist zwar correct und kurz; sie verschafft Gewissheit, erschwert aber durch ihren Formalismus die klare Erkenntnis des Grundes. Ref. hält es für zweckmäßiger, diese Formel vor den Augen des Schülers entstehen zu lassen, als sie fertig hinzustellen und ihre Richtigkeit nachträglich durch Gewissmachung zu beweisen. Ein Hinweis darauf, dass von a nicht das ganze b, sondern nur das um c verminderte b zu subtrahieren ist, hätte den Schüler von selbst daraufgeführt, dass zu $a - b$ noch c hinzuzuaddieren ist.

Die oben geschilderte Art der Gewissmachung wird von den Verff. bei einer großen Zahl von Lehrsätzen angewendet.

In stilistischer Beziehung zeigen die Verff. besondere Vorliebe für die lateinische Form, wie: Addendus, Augendus usw. Zu Missverständnissen beim Anfänger könnten Redewendungen führen, wie (S. 17) „das Zeichen für eine negative Zahl ist —"; es hätte klarer gelautet, wenn statt „Zeichen für eine ..." „Qualitätszeichen einer ..." gesetzt worden wäre.

Die Anmerkung S. 101 zum binomischen Lehrsatze, „Es kann jedoch nachgewiesen werden, dass dieser Satz auch für negative und gebrochene Exponenten gilt", hätte füglich wegbleiben sollen, da diese Behauptung in so allgemeiner Form keinen rechten Sinn hat. Die Aufgaben sind im allgemeinen leichterer Natur und gut gewählt. Die Ausstattung des Buches und die Correctheit des Druckes sind anerkennenswert.

Die Elementar-Planimetrie. Ein methodisches Lehrbuch für den Schul- und Selbstunterricht von H. Müller. Berlin 1891, Julius Springer. 8°, 187 SS. Preis Mk. 2·40.

Die vorliegende Schrift behandelt die Hauptsätze der Planimetrie, wie sie in einer höheren Classe einer Mittelschule in einem zwei- bis dreistündigen Jahrescurse gelehrt werden können. Zwischen den Lehrsätzen finden sich zahlreiche Rechen- und Constructionsaufgaben eingeschaltet. In den Lehrsätzen und Aufgaben unterscheidet sich das Buch in keiner Weise von den gebräuchlichen Lehrmitteln derselben Art. Hingegen ist die Art der Darstellung eine von der gewöhnlichen so vielfach abweichende, dass Ref. Veranlassung findet, sich in eine eingehendere Besprechung derselben einzulassen.

Den Gesichtspunkt, welchen der Verf. in der vorliegenden Schrift einnimmt, möchte Ref. am kürzesten durch die Worte charakterisieren: Lehrbuch und mündlicher Unterricht müssen sich nach Thunlichkeit decken. Als entschiedener Gegner der dogmatischen Methode im geometrischen Unterricht sucht der Verf. seinem Lehrbuche eine solche Einrichtung zu geben, dass es den Schüler zwingt, jene Gedankenreihe bei der häuslichen Wiederholung „noch einmal durchzudenken, die ein nach methodischen, dem jugendlichen Alter angepassten Grundsätzen geleiteter Unterricht in der Schulstunde gebracht hat“ [1]). Der Verf. stellt demnach an ein planimetrisches Lehrbuch eine Reihe von Forderungen, welche hier im wesentlichen angeführt werden sollen, da sie auch für den mündlichen Unterricht viel beherzigenswertes enthalten. Der Verf. schreibt [2]): „Die Lehrsätze, überhaupt die Beziehungen zwischen den zusammenwirkenden planimetrischen Elementen dürfen nicht unverbunden dastehen, sondern müssen thunlichst so dargestellt werden, dass sie auch äußerlich als Glieder eines zusammenhängenden, ununterbrochenen Systems erscheinen. Dazu ist erforderlich, dass von Anbeginn an die einzelnen Begriffe entwickelt werden, dass die Entstehungsweise der Figuren besprochen und die Erkenntnis ihrer Eigenschaften stufenweise vorbereitet wird, dass der Zusammenhang der Sätze auch durch Angabe des Weges, der von dem einen zu dem anderen führt, kenntlich gemacht, dass also der Aufbau der Planimetrie so dargestellt wird, wie er sich im Unterrichte vollzieht.“

„Will man den Schüler zur Selbständigkeit erziehen, so dürfen die Beweise nicht in fertiger Form gegeben werden. Das Ziel des Unterrichtes darf nicht darin bestehen, dass der Schüler für eine Reihe von Sätzen die Beweise sich einprägt; es kommt vielmehr darauf an, ihn zu befähigen, die Beweise

---

[1]) Vgl. des Verf.s „Bemerkungen zu dem Lehrbuche der Planimetrie“, Berlin, Springer.
[2]) Ebenda, S. IV f.

selber aufzufinden. Zu dem Zwecke muss ein Schulbuch, anfangs wenigstens bei sämmtlichen Beweisen, eine gute Entwicklung der Beweise enthalten.“ ....

„Damit so früh als möglich das Können als das vornehmste Ziel des menschlichen Strebens erkannt wird, muss mit der Ableitung der Sätze und der Entwicklung ihrer Beweise gleichzeitig eine Reihe von Übungen verbunden werden, in denen ihre Grundgedanken zu einer möglichst mannigfaltigen Verwendung kommen. Da diese Übungen in zwei Gruppen zerfallen, Übungssätze und Constructionsaufgaben, so muss von Anfang an auf die Hilfsmittel hingewiesen werden, die in den bewiesenen Sätzen für den Aufbau weiterer Beweise und die Ausfühung von Constructionen enthalten sind.“

Bezüglich der Constructionsaufgaben endlich spricht sich der Verf. dahin aus, es sei „zu verlangen, dass die Ausführung der Constructionsaufgaben nur in wenigen Fällen angegeben wird. Auch hier muss das Schulbuch mit Vermeidung der dogmatischen Form durch lehrreiche Beispiele zeigen, wie die Lösung der Aufgabe durch Innehaltung bestimmter Vorschriften aus ihren Bedingungen abgeleitet werden kann, damit dem Schüler die Möglichkeit geboten ist, an diesen Beispielen sich immer wieder den Weg zur Auflösung zu vergegenwärtigen.“

Soweit die Ansichten des Verf.s, welcher keine Mühe gescheut hat, jede Partie nach seinen methodischen Grundsätzen selbständig zu bearbeiten.

Ref. muss den Anschauungen des Verf.s über den Unterricht in der Planimetrie im allgemeinen vollinhaltlich beistimmen, und kann aus seiner eigenen Erfahrung bestätigen, dass hier der Unterricht, bei welchem der Schüler selbstthätig mithilft, um so viel belebender, fesselnder und bildender sich gestaltet, dass der Mehraufwand an Zeit und Mühe seitens des Lehrers reichlich belohnt erscheint.

Anders verhält es sich jedoch mit der Frage, ob im Lehrbuche derselbe heuristische Weg eingeschlagen werden soll. Ref. ist hier nicht in der Lage dem Verf. vollkommen beizupflichten. Die Art und Weise, wie der Lehrer einen Schüler durch Fragen und Winke anzuleiten hat, ergibt sich nicht nur aus dem Wesen des Satzes oder der Aufgabe, sondern ganz besonders auch aus der Individualität des Schülers mit Rücksicht auf den bereits verarbeiteten und noch zu verarbeitenden Stoff. Es ist ein Widerspruch, die Selbstthätigkeit des Schülers heranziehen und doch nach einer bestimmten Schablone arbeiten zu wollen. Weicht aber der Weg im mündlichen Unterrichte von dem des Lehrbuches ab, so ist trotz der im Principe gleichen Methoden die Congruenz gestört, und das Lehrbuch wird dann für die Wiederholung eben wegen seiner Methode fast unbrauchbar. Es scheint dem Ref. daher besser zu sein, wenn das Lehrbuch in methodischer Beziehung nicht allzu-

sehr ins einzelne eingeht, dem Lehrer nicht die Hände bindet, sondern dem lebendigen Worte all das ruhig überlässt, was nur das lebendige Wort zu leisten imstande ist. In den Händen des eigenen Verf.s wird sich das vorliegende Buch trefflich bewähren; für jeden anderen Lehrer dürfte es aber bloß ein guter Rathgeber bleiben.

In formeller Beziehung sei noch erwähnt, dass es kein Fehler ist, wenn der Lehrsatz vom Beweise und anderem durch verschiedenen Druck geschieden ist, dass jedoch ein so kleiner Druck, wie er im vorliegenden Buche stellenweise vorkommt, aus hygienischen Rücksichten vermieden werden sollte.

Prag. Dr. v. Höpflingen-Bergendorf.

A. Pfenniger, Die Elemente der Arithmetik und Algebra. 2. verm. Aufl. Zürich, Verlag von Fr. Schulthess 1890.

Die Behandlung des Gegenstandes entspricht ungefähr dem Lehrplane für die V. Classe der österreichischen Gymnasien. Besonders hervorgehoben ist die formelle Entwicklung der einzelnen Rechnungsoperationen und der Zusammenhang derselben untereinander. Dies ist mit großer Einfachheit und Eleganz durchgeführt. Es finden sich auch Hinweise auf die durch algebraische Division entstehenden Reihenprobleme, allerdings in einer Form und Ausdehnung, welche nicht zu hohe Anforderungen an das Fassungsvermögen eines 15—16jährigen Schülers stellt. Die Lehre von den Gleichungen zeigt Klarheit und sorgfältiges methodisches Fortschreiten.

Wien. J. Kessler.

Illustrierte Preisliste der Modelle für den Modellier- und Zeichenunterricht von Carl Reisser; welche von Wilh. Nitzschke (Verlagsbuchhandlung) in Stuttgart zu beziehen sind. Sechs Tafeln Lichtdruck. Stuttgart 1891.

Dieser illustrierte Katalog gibt die Abbildungen von 40 ornamentalen Modellen griechischer, römischer und Renaissance-Blattformen (ausgeführt in Gips oder Gussmassa), welche durch ihre correcte, stilgemäße Ausführung sich für den Unterricht vorzüglich eignen.

Graz. Joseph Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Über die dritte lateinische Declination.

Es ist bekannt, dass unter allen Declinationen die dritte die meisten Schwierigkeiten macht, theils durch die Genusregeln mit ihren zahlreichen Ausnahmen, theils durch die Eigenthümlichkeiten, welche mehrere Casus aufweisen.

Dem könnte man, nach meiner Ansicht, am leichtesten dadurch abhelfen, dass man 1. in den Übungsbüchern die Stämme der Vocabeln angibt, was in den meisten Fällen durch Angabe des Genet. Plur. geschehen kann: fini-um, dolor-um. Dadurch würden manche Regeln wenigstens für den Anfang, und wenn auch die Lexika so eingerichtet würden, wohl für immer entbehrlich werden; denn Formen wie: nubium, civium, canum, vatum, iuvenum, arcium, patrum, fratrum, matrum, accipitrum, rudentum, faucium, litium, murium, virium, nivium, divitum, caelibum, animalium, calcarium, acrium, levium, constantium, Samnitium, Arpinatium, optimatium, penatium, parentum usw. lernt der Schüler dann als Vocabeln. Wie sich aus den Paradigmen ergeben wird, zeigt ihm dieser Casus auch, wie er andere zu bilden hat, also von iuvenis nach homo, von lis nach urbs, von fulgur nach carmen, von vectigal nach calcar usw. Mit Rücksicht auf die Genusregeln wird es aber am besten sein, von finis urbs (m. f.) den Genetiv der Mehrzahl, von allen anderen den Nominativ der Mehrzahl außer dem Nominativ der Einzahl lernen zu lassen. Dadurch entfallen auch die Regeln über i, ia; denn Genus (§. 8 ff.), Stamm und Wortgattung (Subst., Adj. usw.) gibt die Declination an. 2. wären in den Grammatiken die Genusregeln zu ändern.

Aber die Mehrzahl ist nicht von allen Wörtern gebräuchlich, so von specimen (sing. tantum). Bei den sächlichen Substantiven und bei den Adjectiven, falls es unter ihnen Singularia tantum gibt, zeigt der Ablativ der Einzahl die Declination an: specimine, also nach carmen usw. Ebenso bei einigen, welche Masculina oder Feminina sind: tussi also nach sitis, Albi also ebenfalls nach sitis. Bei diesen gebe man also den Ablat. Sing. an.

Aber bei den meisten Substantiven mit Stämmen auf i oder Consonanten, welche gen. masc. oder fem. sind, kann der Stamm aus dem Ablativ der Einzahl nicht erkannt werden. So sind z. B. urbe und dolore

im Ablat. Sing. gleich in Bezug auf den Ausgang e, aber der Form urbe liegt ein Stamm auf i, der Form dolore ein consonantischer Stamm zugrunde.

Wenn aber bei den Singularia tantum der Nominativ und Ablativ angegeben werden, so genügt das auch im letzten Falle, da der Genetiv, Dativ und Accusativ in diesem Falle bei Stämmen auf i und Consonanten gleich gebildet werden: avis pacis; avi paci; avem pacem.

Ist das Wort nur in der Mehrzahl gebräuchlich, so lasse man, wie es auch jetzt geschieht, den Nominativ und Genetiv der Mehrzahl lernen: preces precum.

Ist der Genetiv der Mehrzahl nicht gebräuchlich, so gebe man die beiden Nominative an: sal sales, cor corda. Um jede Verwirrung so viel als möglich hintanzuhalten, sollen anfangs nur Wörter gelernt werden, welche in beiden Zahlen vollständig vorkommen, wie finis fini-um. Ebenso ist Vorsicht nöthig bei Wörtern, deren Nominative gleich lauten wie labes labes.

Jedoch steht das entsprechende deutsche Wort gewöhnlich im Singular, wenn es auch im Latein im Singular steht: vulpes vulpi-um der Fuchs. Ist Undeutlichkeit zu fürchten, so schreibe man dazu: plurale tantum: Sardes Sardium (pl. t.). Nicht selten zeigt auch der Zusammenhang, in welcher Zahl das Wort steht: vulpes latrat, Sardes expugnatae sunt. Bei Adjectiven kann man es anfangs ebenso machen; aber bald wird es bei denen, welche drei oder zwei Ausgänge haben, genügen, sie so anzugeben, wie es jetzt geschieht: acer acris acre; levis leve; maior maius. Bei denen einer Endung dürfte es sich empfehlen, sie auf folgende Weise lernen zu lassen: constans constantium, pauper pauperum.

Natürlich müsste man auch die Wörter der anderen Declinationen auf die angegebene Weise lernen lassen. Dann würde der Schüler schon durch das Memorieren der Vocabeln lernen, welche Wörter Singularia tantum, Pluralia tantum, welche in beiden Zahlen gebräuchlich sind.

Werden die Vocabeln auf diese Weise gelernt, so dürfte in der Grammatik nur Folgendes nöthig sein:

§. 1. Um ein Wort der dritten Declination declinieren zu können, muss man außer dem Nominativ der Einzahl (oder Mehrzahl) wissen:

1. den Genetiv der Mehrzahl: finis fini-um, oder
2. den Ablativ der Einzahl: Socrates Socrate, oder
3. den Nominativ der Mehrzahl: sal sales.

§. 2. Nach dem Laute vor -um theilt man die Wörter dieser Declination ein in consonantische und in I-Stämme.

§. 3. Nach dem Genus sind dieselben Masculina, Feminina oder Neutra.

§. 4. Der Nominativ der Einzahl hat verschiedene Ausgänge. Will man dieselben übersichtlich lernen lassen, so können sie auf folgende Lautgesetze zurückgeführt werden:

I. Der Stamm wird im Nominativ der Einzahl l a u t l i c h nicht verändert, jedoch können lange Vocale kurz, kurze lang werden. Statt cs und gs schreibt man x: avi-um avis, pace pax, leg-um lex, sāl aber

sāles, sorŏr aber sorōr-um. Ebenso bei Adjectiven: acris (fem.), levis (m. f.), pauper (m. f. n.), maiŏr (m. f.) aber maiōrum.

II. Es tritt Lautverlust ein: i, t, d, n, v, ti, di gehen verloren: arci-um arx, aetat-um aetas, lapid-um lapis, sanguine sanguis, bov- bos, animāli animăl, lacte lac, corda cor, legion-um legio, arti-um ars, frondi-um frons. Ebenso bei Adjectiven: felici-um felix. compot-um compos, inerti-um iners, concordi-um concors und bei Participien: legenti-um legens. Merke caro carn-ium.

Die Consonanten l, r, s gehen nur dann verloren, wenn sie im Stamm doppelt stehen: mella mel, farra far, assi-um as.

Einige Wörter erhalten im Nominativ vor r ein e, das in den übrigen Casus zwischen c, t, b und nachfolgendem r ausgefallen ist: fratr-um frater, matr-um mater, patr-um pater, imbri-um imber, utri-um uter, ventri-um venter, acri-um acer, alacri-um alacer, celebri-um celeber, putri-um puter, volucr-um volucer und fünf auf ster: campester, equester, paluster, pedester, silvester, dann September, October, November, December. Die Form der Adjectiva auf -er wird nur für das Masculinum verwendet.

Anmerkung. Die Form palustris findet sich auch für das Masculinum. Saluber, silvester und terrester sind für das Masculinum seltener als salubris, terrestris und silvestris.

III. Es tritt Lautveränderung ein. Diese kann sein:

a) Eine Veränderung des Consonanten r: flor-um flos.

b) Eine Veränderung der Vocale ŏ, ĕ, ĭ, wenn sie im Genetiv der Mehrzahl in der vorletzten Silbe stehen und dieser Genetiv mehr als zweisilbig ist.

a) Im Stamm steht i, im Nominativ e: iudĭc-um iudex, cladi-um clades, mari-um mare, nomin-um nomen, levi-um leve, caelib-um caelebs, princip-um princeps.

b) Im Stamm stehen o oder e, im Nominativ bei Neutris u, bei Masculinis i, seltener u: corpor-um corpus, robora robur, gener-um genus, pulver-um pulvis, lepor-um lepus, veter-um vetus. Ebenso venere venus (f.).

Einzelnheiten sind capita caput, aucupum auceps.

IV. Es tritt Lautveränderung und Lautverlust zugleich ein: comit-um comes, muri-um mus, ordin-um ordo, divit-um dives.

V. Bei einigen Wörtern wird der Nominativ von einem anderen Stamme gebildet:

a) Von einem längeren Stamme: can-um cani-s, iuven-um iuveni-s, sen-um senex = senec-s, vat-um vate-s.

b) von einem kürzeren Stamme: itiner-um iter, nivi-um nix, ancipiti-a anceps.

Merke Juppiter Jovis Jovi Jovem Jove. (Caro carnes usw.) Andere siehe §. 7.

Wenn das Übungsbuch nicht ganz nach diesem Paragraphen vorgeht, so kann er — mit Ausnahme der Adjectiva auf er, is, e, Juppiter und caro — übergangen werden, da der Nominativ der Einzahl als Vocabel erlernt werden muss.

Paradigmen.

§. 5. I. Neutra.

Carmen vetus	Calcar acre
usw.	usw.

Da die Formen osse und ossa häufig sind, ossi-um aber selten, so rechnet man os ossis besser zu den consonantischen Stämmen als zu den gemischten.

Von den Adjectiven mit consonantischen Stämmen hat nur vetus einen Nominativ Plur. gen. n.: vetera.

§. 6. Masculina und Feminina.

	Subst. u. Adj.	Subst. u. Partic.	Adj. u. einige Subst.
	homo pauper	urbs ardens	sitis arens
	usw.	usw.	usw.
Abl.	homine paupere	urbe ardente	siti arenti
Gen. Pl.	hominum pauperum	urbi-um ardenti-um	Plur. wie urbs od. ardens.
	usw.		

Bemerkungen. Bos hat im Genetiv Plur. boum, im Dativ bubus (od. bobus). Sus hat im Dat. Pl. subus (oder suibus). Nach ardens gehen im Ablativ Sing.:

a) Die Adjectiva einer Endung, wenn sie als Participia gebraucht werden: te praesente, me supplice.

b) Die als Eigennamen gebrauchten Adjectiva: a Metello *Celere*, a Juvenale, a Felice, a Clemente.

c) Die Adjectiva einer Endung, wenn sie substantivisch gebraucht und masc. sind: a felice, a clemente, ab Arpinate.

d) Gewöhnlich auch die Adjectiva einer Endung in Verbindung mit Personenbezeichnungen: a iudice clemente, ab homine Arpinate.

Die Adjectiva auf x (mit Stämmen auf ci) behalten auch in diesem Falle gewöhnlich i: ab homine felici. Daher z. B. a consulari (Adject. zweier Ausgänge), in continenti (terra), in Arpinati (terra), annali, Octobri, studio ardenti (Adj.). Dass aedilis im Ablativ aedile hat, ist eigentlich selbstverständlich, da es (nach Klotz' Lexikon) kein Adjectiv, sondern nur ein Substantiv aedilis gibt. Es geht also nach urbs.

Nach sitis gehen einige Substantiva mit Stämmen auf i, deren i im Nominativ bleibt (Parisyllaba):

a) Namen von Städten und Flüssen: Neapolis, Albis.

b) (sitis), tussis, vis vim vi, vires virium usw.

Entsprechend diesem Accusativ Sing. lautet der des Plur.: omnī-s usw. (I-Stämme).

§. 7. Gemischte Declination.

Einige Wörter gehen bald nach den I-Stämmen, bald nach den consonantischen, manchmal auch nach einer andern Declination.

1. Nach sitis oder ardens:

a) Im Accusativ und Ablativ der Einzahl: febris turris puppis, im Accusativ auch securis, aber Ablativ securi.

b) Nur im Ablativ einige Parisyllaba auf -is: amne amni, ave avi, cive civi, fine fini (ea fini(e), qua fini(e)), nave (navi) und andere. Merke ferro ignique, aqua et igni interdicere.

Abstracta auf as atum haben (seltener) i-um: civitatium. Die Comparative haben im Ablativ selten i: priori.

2. Im Ablativ der Einzahl nach arens, in der Mehrzahl nach vetus — soweit die Formen vorkommen — gehen: uber uberi ubera, memor memori memorum, inops inopi inopum.

Umgekehrt: quadrupedia, quadrupedi (Abl.), alles andere nach vetus.

Sind zwei Formen des Genetiv Plur. gebräuchlich, so richten sich gewöhnlich auch die anderen Casus darnach: locuples locupletium locupleti locupletia, locupletum locuplete. Merke plura plurium.

Der Genetiv Plur. endigt besonders bei Dichtern öfter auf -um, statt auf -ium: agrestum, fugientum.

Einige Wörter gehen in manchen Casus nach bellum, in anderen nach carmen oder calcar: vas vasis usw., aber vasa vasorum vasis, umgekehrt iugerum, aber iugera iugerum. Die Festnamen auf -ia haben öfter -iorum: Saturnaliorum.

Genus.

§. 8. Vorbemerkungen.

1. Namen von lebenden Wesen sind selten Neutra: pecus, animal.

2. Wörter, welche im Nominativ der Einzahl s anhängen, sind nie Neutra. — Ob das s des Nominativs zum Stamm gehört oder angehängt ist, erkennt man auf folgende Weise: Steht im Stamm statt des Schluss-s der Nominativform ein s, ss oder r, so gehört s zum Stamm, sonst ist es Nominativzeichen:

vaso-rum,	assi-um,	flor-um;	avi-um
vas,	as,	flos;	avi-s.

3. Abstracta behalten ihr Genus auch dann, wenn sie zur Bezeichnung concreter Dinge verwendet werden: legio f. 1. Aushebung, 2. ausgehobene Mannschaft, Legion; iuventus Romana = iuvenes Romani, potio 1. das Trinken, 2. der Trunk, regio 1. die Richtung, 2. die Gegend, facinus 1. das Laster, 2. der lasterhafte Mensch.

§. 9. Der Nominativ der Einzahl hat das Zeichen s. Die Wörter sind dann Masculina oder Feminina.

Die Masculina haben gewöhnlich zweisilbigen Stamm und dieser endigt:

1. auf ĭc, ĭt, ĭn oder ni: apic- apex, calic- calix, caespit- caespes, fini- finis.

2. i bleibt im Nominativ der Einzahl unverändert und vor demselben stehen verschiedene Consonanten, von denen der erste n, r oder s ist: anguis ensis mensis sentis unguis; orbis torquis vermis; fascis fustis piscis postis. Außer diesen folgende Wörter mit zweisilbigen Stämmen und i im Nominativ: axis buris cassis caulis collis follis tigris (auch fem.) torris vectis.

Die übrigen sind gewöhnlich Feminina: vitis sementis (dreisilbiger Stamm) vallis arx nox nix ars vulpes frons pax nex lex supellex prex dos cuspis plebs hiems febris pelvis Alpes usw.

Ausnahmen.

Feminina sind: pestis pristis restis vestis ames (eher unbestimmbar) carex compes filix merges imbrex silex (bei Vergil und Ovid).

Masculina sind: antes dens bidens Karst tridens fons mons palumbes (auch fem.) pons grex lapis pes paries rudens spadix tradux vepres, Zahlsubstantiva auf unx, essis, ussis, ans, ens.

Einige kommen in beiden Genera vor wie obex und andere. Über bos und andere Thiernamen siehe die Grammatiken. Nicht berücksichtigt wurden griechische Wörter wie adamas, elephas. Substantivisch gebrauchte Adjectiva richten sich nach dem Worte, das zu ergänzen ist: annalis (liber), natalis (dies), occidens (sol), oriens (sol), torrens (fluvius), continens (terra). Animans und quadrupes kommen in allen drei Genera vor.

§. 10. Im Nominativ der Einzahl tritt kein s an.

1. Neutra sind die Wörter, welche im Nominativ der Mehrzahl auf a ausgehen: corda (so anzugeben: cor corda, vgl. S. 78), mella, farra, ver vera, aes aera, ora, ossa, crura, iura, tus tura, rura, vasa, marmora, aequora, fulgura, cadavera, itinera, tubera, ubera, verbera, papavera, corpora, pecora, genera, capita, nomina, animalia, calcaria, maria, poemata usw.

Mit dieser Regel kann man fast alle wichtigen Neutra erlernen, auch die meisten Ausnahmen nach der jetzigen Fassung. Ist der Plural selten, spätlateinisch oder dichterisch, so kann man ihn einschließen: fel (fella), pus (pura).

Einzeln merke: specimen lac, Städtenamen: Tibur Anxur läere Praeneste; die aber alle für den ersten Unterricht nicht wichtig sind, ebenso griechische Wörter wie nectar.

2. Feminina sind die Wörter von mehr als zweisilbigen Stämmen auf din und gin, Abstracta auf ion (siehe §. 8, 3). hirundo consuetudo origo actio lectio legio regio potio natio. Dazu kommt noch grando.

3. Die übrigen sind gewöhnlich Masculina:

a) Namen von lebenden Wesen: glis mus salar castor vultur vespertilio mugil lepus passer oscen leo usw.

b) Namen von leblosen Dingen: honor cinis sermo turbo ordo cardo, margo (selten fem.), pugio, scipio, as, imber, uter, venter, sal sales, soles, flores, mores, rores, renes, aer (aeres), aggeres, asseres, lateres, vomeres, lemures, pectines und einige weniger wichtige Wörter, bei Dichtern auch cupido.

Merke septen-trio, gewöhnlich septentriones, sanguis.

Ausnahmen.

1. Feminina sind: arbor caro linter tellus venus tuber (Baum).

2. Neutra sind ador und Elaver.

3. Die Städtenamen richten sich — mit Ausnahme der griechischen, die gewöhnlich fem. sind —, meistentheils nach diesen Hauptregeln:

Masculina: Sulmo Vesontio Hippo Narbo Ventipo Frusino.

Feminina: Carthago (Neapolis Sardes Memphis Babylon Lacedaemon).

Es wurde bei diesen Genusregeln so viel als möglich auf alle Wörter Rücksicht genommen, die in Schulclassikern vorkommen. Für den ersten Unterricht könnte aber eine große Anzahl wegbleiben.

Ried im Innkreis. Simon Prem.

[illegible] Gymnasiallehrplan im Lichte [illegible] 1892, 8°, IV u. 70 SS. [illegible]

[illegible] Schrift und die Stellung, die [illegible] einnehmen soll, hat der Verf. klar [illegible] bezeichnet, wenn er von der [illegible] werde, »wie die Aufstellungen der [illegible] Unterrichte verwirklicht werden [illegible] nur in der Anlehnung [illegible] stehenden Unterrichts- [illegible] der Nachweis der Anwendbarkeit [illegible] Unterrichtes immer wieder von [illegible] ihn wird die unheilvolle [illegible] einmal überbrückt werden«. [illegible] Versuch, diesen Nachweis [illegible] dem der Concentration« [illegible] werden, dass ihm dieser Nach- [illegible] dass die Schrift nicht nur zur [illegible] jungen wie alten, bestens em- [illegible] des Schullebens stehen, [illegible] jederzeit als richtung- [illegible] denn von den Anregungen [illegible] seitens der Lehrer- [illegible] Sache verspricht, [illegible] des Gymnasiums – durch Me- [illegible] Reform anderen über- [illegible] vielen didaktischen und [illegible] dass sich der Verf. [illegible] aber er beherrscht [illegible] pädagogische Literatur und prüft un- [illegible] Durch lebensvolle, frische Darstellung [illegible] wachhaltende und fördernde [illegible]

In einer kurzen Einleitung stellt der Verf. die Klagen zusammen, die von Ackermann, Willmann, Frick, Schiller und Kármán über den Mangel eines Lehrplansystems, in welches das bloße Aggregat unverbundener Lehrfächer verwandelt werden müsste, erhoben wurden, und zeigt an der Hand derselben, dass drei Momente für die Organisation des Bildungsinhaltes in Betracht kommen: der sittlich-religiöse Endzweck, die psychologische Reihenfolge des Unterrichtes und die Wechselbeziehung des Unterrichtsstoffes. Da das erste Moment, die ethische Concentration, im Organisationsentwurf deutlich genug zum Ausdruck gebracht worden ist, über den zweiten Punkt sich der Verf. bereits auf dem Mittelschultage in Wien 1890 in einem Vortrage: »Die Psychologie in ihrer Bedeutung für die Technik des Unterrichtes« (vgl. »Mittelschule« Jahrg. IV 1890, S. 147 ff.) mit Beziehung auf den bestehenden Gymnasiallehrplan ausgesprochen hat, so will er in

der vorliegenden Schrift nur den dritten Punkt, die psychologische Concentration, die Wechselbeziehung der einzelnen Unterrichtsstoffe untereinander, ausführlicher behandeln.

In einem höchst lesenswerten Capitel wird zunächst die Geschichte des Begriffes der Concentration, dem erst Ziller den Namen gegeben hat, während der Gedanke derselben schon viel älter ist, ja sich bis ins Alterthum verfolgen lässt, dargelegt und eingehend gezeigt, dass den österreichischen Organisationsentwurf und die sich an denselben anschließenden Verordnungen, Instructionen und Weisungen der Gedanke und die Forderung der Concentration beherrschen. In dem folgenden wichtigsten Capitel, das die innere Concentration behandelt, werden auf Grund des bestehenden Lehrplanes die einzelnen Classen durchgenommen, die gleichzeitig zur Behandlung kommenden Stoffe miteinander verglichen, das Gemeinsame und Verwandte herausgehoben und gezeigt, wie eine Verknüpfung desselben möglich ist. Dadurch soll auch dargethan werden, wie wenigstens die Lehrarbeit zusammenführen kann, was lehrplanmäßig nicht schon von vornherein als zusammengehörig erscheint. Denn dass der Entwurf der Zusammenhangslosigkeit im Lehrplan nicht immer aus dem Wege gegangen ist, verkennt Loos durchaus nicht; aber gerade darin liegt der Hauptvorzug der Schrift, dass sie von dem bestehenden Lehrplane immer ausgeht und mit ihm rechnet und sich begnügt, an belehrenden Beispielen zu zeigen, wie der Lehrer durch seine Behandlung den organischen Zusammenhang herstellen kann, ohne dem selbständigen Wert, den jeder Gegenstand hat und behalten muss und soll, Abbruch zu thun. Nachdruck wird stets auf den Umstand gelegt, dass sich dem Schüler ungesucht dieser Zusammenhang ergeben muss. Dabei werden höchst beachtenswerte Einzelbemerkungen eingestreut und besonders gezeigt, welche Verknüpfung der Fächer in einer Hand der Concentration am meisten entsprechen möchte. Die Classenbilder, die der Verf. entwirft, sollen aber nur die Geltung von Beispielen haben, neben denen noch andere möglich sind, zu denen sie anregen wollen.

Mit vollem Rechte betont der Verf., dass diese innere Verknüpfung des Lehrstoffes nicht mit dem Untergymnasium abgeschlossen und im Obergymnasium aufgegeben werden darf, und überzeugend weist er nach, dass es auch in den oberen Classen nicht nur möglich, sondern geradezu dringend geboten ist, die organische Verknüpfung des Lehrstoffes, welche die Concentration erzielt, herbeizuführen, denn „je mächtiger sich die Einflüsse von Gesellschaft und Leben auf den Jüngling, der noch aneignen und lernen soll, geltend machen, desto nothwendiger ist ein Gegengewicht, um innere Sammlung und ruhende Besinnung zu erzielen. Dieses aber kann nur ein Lehren, das auf Zusammenführen, Vergleichen und Ausgleichen ausgeht, die Concentration des Unterrichtes... Soll doch am Ende des ganzen gymnasialen Unterrichtes ein innerlich wohlverbundener Vorstellungskreis den intellectuellen Ertrag darstellen, aus dem eine charaktervolle Sittlichkeit, ein sittlicher Charakter entspringt“. Auch das möchten wir als einen Vorzug des Buches ansehen, dass der Verf. die nöthige und mögliche Concentration an der Hand der an der Anstalt,

an welcher er lehrt, dem akademischen Gymnasium in Wien, derzeit eingeführten Lehrbücher nachweist, die er aus eigenem Gebrauch kennt, und zeigt, wie der in denselben enthaltene Lehr-, beziehungsweise Lesestoff für den in Rede stehenden Zweck zu verwerten ist. Damit ist eine schablonenhafte Verwertung seiner Resultate ausgeschlossen und der den Anregungen folgende Lehrer zur selbständigen Anwendung auf andere Lehrbücher, die der Sache nur förderlich sein kann, veranlasst. Indem auch immer gezeigt wird, welcher Gegenstand in den einzelnen Classen Träger des Concentrationsgedankens ist, zwischen welchen Gegenständen die innere Beziehung überhaupt möglich und welche aus derselben heraustreten, wird eine geistlose, gewaltsame Verknüpfung von vornherein ausgeschlossen. Für die Einzelheiten der Durchführung muss aber auf das Buch selbst verwiesen werden.

In einem letzten Capitel wird noch die »äußere Concentration« behandelt, unter der Verf. die Veranstaltungen versteht, »die seitens der Schule getroffen sind, um nicht bloß äußerlich die Nothwendigkeit concentrierender Lehr- und Lernthätigkeit zum Ausdruck zu bringen, sondern um auch Mittel und Wege zu schaffen, damit die innere Concentration der Bildungsstoffe seitens der einzelnen Lehrer wirklich vollzogen werden.« In diesem Capitel werden über die wichtigen Aufgaben, die im Sinne der Concentration der Ordinarius und der Director zu erfüllen haben, wie viel von einem richtigen Lehrplan und Stundenplan abhängt, welchen Beitrag der wertvolle Meinungsaustausch in den verschiedenen Conferenzen (Monats- und Classenconferenzen) liefern könne, sehr wertvolle Bemerkungen gemacht, die gewiss allseitigen Beifall finden werden. Einen positiven Vorschlag wollen wir noch erwähnen, weil wir ihn nicht nur für praktisch, sondern auch für leicht durchführbar halten, weshalb wir ihn allseitiger Würdigung empfehlen: dass nämlich jeder Lehrer am Schlusse der Stunde im Classenbuch in der Rubrik »Gegenstand« nicht nur diesen verzeichne, sondern kurz angebe, was durchgenommen wurde; welchen Wert dies nach verschiedener Richtung hin hätte, möge man bei Loos selbst nachlesen.

Ref. wünscht, dass die Anregungen, die der Verf. mit seiner wertvollen Arbeit gegeben hat, auf guten Boden fallen und das Interesse für die Sache steigern mögen zum Gedeihen der heimischen Gymnasien und im Sinne des Organisationsentwurfes, der auch in diesem Betracht zu Ehren kommt.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Pajk, Dr. Johann, Zur Gymnasialreform. Mit einem Lehr- und Stundenplan. Wien, Pichler 1890. 8°, 47 SS. Preis 40 kr.

Pindter Rudolf, Die einheitliche Mittelschule. Ein Beitrag zur Lösung der Mittelschulfrage. Linz a. D., Ebenhöch'sche Buchhandlung (H. Korb). 8°, 83 SS. Preis 80 kr.

Pi. prophezeit S. 78 pathetisch: »Die einheitliche Mittelschule wird kommen, sie muss kommen, weil sie sich als ein unabweisbares Bedürfnis

der Zeit herausstellen wird.« Pa. hingegen hält die Einheitsschule weder für möglich noch für nothwendig (S. 15 f., spricht sich S. 25 auch gegen das neunclassige Gymnasium aus), gestaltet aber doch den vierten Jahrgang seines Gymnasiums zu einer Art gemischter Mittelschule (S. 24). Entsprechend seiner These construiert Pi. eine aus acht Classen bestehende einheitliche Mittelschule, die er Lyceum nennt, und steht hiebei dem gegenwärtigen Mittelschulwesen als ein Revolutionär gegenüber, noch dazu als ein selbständiger, indem er die vielen Schriften (sic!), welche in der letzten Zeit über die einheitliche Mittelschule erschienen sind, absichtlich nicht gelesen hat, um in seinem Urtheile nicht irre zu werden« S. 72. (Nach dieser Erklärung beruhen also die Anklänge an neuere Literatur, welche sich in der Schrift finden, auf zufälligem Zusammentreffen.) Pa. hingegen hat auch in der Literatur fleißige Umschau gehalten und schlägt keine so radicale Umgestaltung des Gymnasiums vor. Um in Kürze einiges aus den zahlreichen Worten anzuführen, sei Folgendes erwähnt. Pi. geht nach kurzen Vorbemerkungen zuerst die einzelnen Lehrgegenstände mit Angabe des Lehrplanes und möglichst im Anschlusse an die jetzige Organisation durch: Religionslehre, Deutsch, Französisch (für die Classen I—VIII mit 28 wöchentlichen Stunden), Latein (für IV—VIII in 26 Stunden), Griechisch, beziehungsweise Englisch in VII und VIII mit je 9 wöchentlichen Stunden (in VII träte in diesen Gegenständen Gabelung ein), Geographie und Geschichte (mit besonderer Ausführlichkeit, S. 25—40), Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie (eigener Unterrichtsgegenstand), Geometrie und geometrisches Zeichnen, darstellende Geometrie, Freihandzeichnen und Schönschreiben, philosophische Propädeutik, Turnen; hieran schließen sich die Übersicht der wöchentlichen Stundenzahl und der Stundenplan der I. Lycealclasse, die Übersicht der wöchentlichen Stundenzahl für alle acht Classen und der Stundenplan für die zwei obersten Classen, die Procentzahl der Stundenzahl für einige Unterrichtsfächer an Gymnasium, Realschule und Lyceum. Pa. nimmt nicht einmal Turnen und eine der modernen Sprachen als obligaten Gegenstand auf (S. 19) und fügt den jetzigen Unterrichtsfächern nur das Zeichnen als allgemein obligat hinzu. Die Neuerungen im Lehrplane sind S. 31 zusammengestellt, wir erwähnen: Latein ist in II—VIII in zusammen 40 wöchentlichen Stunden zu lehren, Griechisch in IV—VIII in 28 Stunden (die Schüler, welche die gymnasiale Richtung nicht weiter verfolgen, lernen in IV eine der romanischen Sprachen); der Schwerpunkt des altclassischen Unterrichtes wird ins Obergymnasium verlegt (ist das nicht auch gegenwärtig der Fall?); der Unterricht in der Muttersprache wird entschiedener betont; die Reihenfolge der zwei philosophisch-propädeutischen Lehrfächer wird umgekehrt; die wöchentliche Lehrstundenzahl wird um acht vermehrt. Eine ausführliche Besprechung der beiden Schriften (die sich bei Pi. bis auf die öfters unrichtige Interpunction und auf den deutschen Stil, z. B. ein Satzungethüm wie S. 15 f., erstrecken könnte) liegt uns ferne; sie würde zu viel Raum beanspruchen, da manche Irrthümer (z. B. hinsichtlich des Wertes des Hinübersetzens) nachzuweisen, manche Behauptungen als gewagt aufzudecken wären; es sei nur Folgendes erwähnt. Höchst befremdet hat uns, was Pa. über die gegenwärtige Methode des

Unterrichtes in den alten Sprachen sagt (wie wohlthuend mag die Aufschrift des IV. Abschnittes: »Allgemeine Gebrechen des Unterrichtes in den altclassischen Sprachen« dem Herzen der Latein- und Griechenfeinde sein!); denn was er da tadelt, besteht zumeist nicht, und was er vorschlägt, steht zumeist in den »Instructionen«, nach welchen doch die gegenwärtige Unterrichtsmethode beurtheilt werden muss, nicht nach irgend welchen jetzt oder vor längerer Zeit gemachten persönlichen Beobachtungen. Im übrigen verweisen wir noch auf das, was P. Cauer in der Besprechung in der »Berliner philologischen Wochenschrift« (10. Jahrg. 1890, S. 1600 f.) anführt, dass nämlich Pa. in seinen auf Besserung der Methode des altclassischen Sprachunterrichtes abzielenden Vorschlägen »genau das Gegentheil des Richtigen« bringt, und dass er auch in seinen allgemeinen Vorschlägen für den Lehrplan thatsächlich auf das Gegentheil von dem hinarbeitet, was er zu erstreben meint. Was aber Pi.s Plan einer Einheitsmittelschule betrifft, so scheitern die Pläne dieser Schulgattung — es sind deren schon sehr viele aufgestellt worden — entweder an der Nothwendigkeit, wichtige Gegenstände des Unterrichtes ausscheiden zu müssen, oder an zu großer Stundenzahl oder an Vermehrung der Jahrgänge. Pi. hat die zwei ersten Klippen nicht umschifft. So müssten nach S. 62 die Septimaner und die Octavaner vormittags täglich vier Stunden, nachmittags entweder zweimal je zwei Stunden und zweimal je drei Stunden oder fünfmal je zwei Stunden in der Schule zubringen. Müsste da nicht Pi.s Broschüre »Die Überbürdungsfrage an den österreichischen Schulen« in zweiter, verschärfter Auflage mit Umschlag des Windes erscheinen? An den Pranger stellen müssen wir S. 78: »Mir stehen keine statistischen Daten zur Verfügung, aber ich bin fest überzeugt, bei einer daraufhin veranstalteten Zählung würde sich das merkwürdige Ergebnis herausstellen, dass unter denen, welche sich an dem wüsten Treiben des Rassen- und Classenhasses betheiligen, ... die Zahl derjenigen, welche die alten Sprachen studiert haben, größer ist als die Zahl jener, welche sich mit dem Studium dieser Sprachen nicht beschäftigt haben.« Also keine statistischen Daten und doch fest überzeugt! Ist das nicht gerade — antisemitische Kampfesweise, gegen welche doch Pi. mit so scharfen Ausdrücken losreitet? — Nach Pi. S. 57 wären Geographie und Geschichte und Mathematik in der I. Lycealclasse in der Hand eines Lehrers zu vereinen; das wäre jedenfalls ein didaktisches Novum. Pi. richtet S. 83 »an alle jene, welche mit seinen Ansichten einverstanden sind, die innige Bitte, ihm dies in irgend einer ihnen geeignet scheinenden Weise gütigst bekanntgeben zu wollen«; diejenigen, welche andere Ansichten haben, mögen für ihr Verhalten S. 74 nachlesen, wo abfälligen Kritiken nach Art der Revolverjournalisten schon anticipando — das ist unseres Wissens gleichfalls ein Novum! — das Messer an die Brust gesetzt wird. S. 83 sagt Pi.: »Es fließt manchmal auch der Mund des Schulmeisters dessen über, wessen sein Herz voll ist.« Ob dazu auch die gehässigen Ausfälle auf verdiente Schulmänner S. 74 und 76 gehören?

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Als Vorbote für den 300. Geburtstag des Comenius, welcher am 28. März 1892 gefeiert wird, erscheint in den nächsten Tagen eine Schrift des Seminardirectors A. Castens: „Was muss uns veranlassen im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?" (Comenius-Studien 1. Heft.) Verlag von Fournier & Haberler in Znaim (Mähren). — Preis 25 kr.

Literarische Miscellen.

Die Briefe des Quintus Horatius Flaccus im Versmaße der Urschrift verdeutscht von Adolf Bacmeister und Otto Keller. Leipzig 1891, Teubner. kl. 8°, 160 SS.

Das kleine Buch hat seine Geschichte. Bacmeister wollte seiner Übertragung der Oden (Stuttgart, Neff) auch die anderen Werke des Horaz nachfolgen lassen. Über den Episteln entriss ihm der Tod die Feder. Prof. Keller fand, dass das von Bacmeister Gebotene der Vergessenheit entrissen werden sollte, und ergänzte den Torso, wie er auch hie und da bessernde Hand angelegt zu haben selbst erzählt. So kommt es, dass nunmehr beide Namen auf dem Titelblatte zu lesen sind. Dass die Übersetzung sachlich unanfechtbar ist, dafür spricht schon genug Kellers Name, sie ist in der That durchaus treu und verständnisvoll. Aber damit wäre nicht genug geleistet, sie ist, was wichtiger ist, durchaus fließend und macht stellenweise wirklich den Eindruck originaler Dichtung. Sie ist die beste Übersetzung der Episteln, die ich kenne.

Gedankengang horazischer Oden in dispositioneller Übersicht. Von Dr. Friedrich Gebhard. München 1891, Schöpping. X, 63 u. 30 SS. 8°.

Als ich das vorliegende Buch las, ergieng es mir wie jenem 'Zergliederer seiner Freuden' in dem bekannten Goethe'schen Gedichte von der Libelle. Horaz ist sicher kein Lyriker vom Schlag der Gottbegnadeten, kein Walther, kein Goethe; aber so zu Tode dispensiert zu werden, wie ihm das hier passiert, das hat er nicht verdient. Der Herr Verf. ist ein tüchtiger Horazkenner, das zeigt sich auf jeder Seite, aber vom poetischen Schaffen hat er Anschauungen, für die ich kein salonfähiges Epitheton finden kann.

Der Verf. will mit den gegebenen Dispositionen (zu 60 Gedichten) „der Interpretation in der Schule eine Stütze bieten … und für die

höhere Kritik ein Substrat herstellen". Was diese Absicht betrifft, so ist sie zwar sehr löblich, aber ihre Ausführung hier bis zum Übermaß unpraktisch. Unsere Gymnasiasten lesen die horazischen Oden recht gern. Es sind kleine, leicht übersehbare Kunstwerke, die direct verstanden und empfunden werden. Will man ganz sicher den Eindruck eines horazischen Gedichtes verwischen, ja völlig zunichte machen, so empfiehlt es sich sehr, etwa eine der Gebhard'schen Dispositionen an die Tafel zu schreiben. Sie sind rund doppelt so lang als die disponierten Gedichte, sind in logischer Schärfe genau nach den Forderungen der Dispositionslehre in ABC mit den diversen Unterabtheilungen von 1 2 3, a b c usw. in Stückchen zerschnitten und — ich garantiere — die letzte Spur poetischer Auffassung ist ebenso gründlich als systematisch vertrieben. Die Schüler haben an so was eine ganz enorme — Freude??

Die sogenannte höhere (d. h. Athetesen-) Kritik bedarf solcher Gedankengänge allerdings, lassen wir ihr die undankbare Arbeit und betrachten wir vom Standpunkte der Schule den Autor mit etwas naiveren Augen. Wenn sich bei dieser oder jener Stelle die Wange des Schülers färbt, und sein Auge zu glänzen beginnt, dann hat Horaz seine Schuldigkeit gethan, und wir wollen es ihm sogar nachsehen, dass ihm eigentlich der Weihekuss echter Poesie fehlt. Als corpus vile für den Anatomen ist er uns denn doch zu theuer.

Grundriss der Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Max Zoeller. Münster i. W. 1891, Heinrich Schöningh. 8°, 343 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Auf Grund der bekannten Handbücher stellt der Verf. die — nach seiner Ansicht — gesicherten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der römischen Literatur in einem brauchbaren Compendium zusammen. Er verfolgt das Schriftwesen Roms und der Provinzen bis in die Tage des Luxorius und Venantius Fortunatus. Seine Darstellung ist sachlich am breitesten bei den Schulautoren, bei abgelegenen Schriftstellern oft bis in die Knappheit eines Satzes gedrängt. Originalen Wert hat das Buch nirgends, doch wird es zur ersten Orientierung bequem sein, wenn namentlich eine Reihe Flüchtigkeiten in Druck und Textierung[1]) ausgemerzt werden. Einen sehr sonderbaren Standpunkt nimmt der Verf. in seinen Literaturangaben ein. Nach seinen eigenen Worten will er "die epochemachenden Schriften" besonders hervorheben, hält es dagegen für räthlich, "die neueste Literatur mit relativer Vollständigkeit anzugeben". Indem nun der Verf. diesem Princip getreu bleibt, überschüttet er den Leser mit einer Unsumme von obscuren Programmtiteln und erspart sich und uns den ganzen Katalog der Tempsky'schen Classiker nicht, ja — horribile dictu — sogar die bibliotheca Gothana spielt in diesen Notizen eine breite Rolle. Das hätte alles unbeschadet der eigentlichen Aufgabe wegbleiben können, zumal der Verf. ja überall auf die Bursian'schen Jahresberichte verweist, also diese ganzen Angaben geradezu überflüssig sind. Viel wichtiger wäre es gewesen, das Hauptverdienst wirklich epochaler Leistungen kurz zu skizzieren, um so den Weg darzustellen, den die Forschung bisher gewandelt ist, wie der Verf. dies hie und da versucht.

---

[1]) Vgl. z. B. S. 50: "Der miles gloriosus ist nachgebildet von A. Gryphius im Horribilicribrifax". So?! Doch wohl nur die Figur des Pyrgopolinices? S. 9 "Y und Z wurden von Atticus (!!) aus dem Alphabet gestrichen". S. 72 "Scipio Africanus Aemilianus". So?! S. 81 "Den Beinamen 'priscus' erhielt Cato, um ....". Er hat nie einen solchen geführt. Vgl. Lessing im Vademecum für Herrn Lange zu III 21 usw. Druckversehen sind sehr häufig und oft sehr störend.

Die Darstellungsform, die der Verf. wählt, ist — Gott seis geklagt — wieder die alte nach Dichtungsarten und in zweiter Linie biographisch. Damit erreicht man lediglich das, was für die Schule nächster Zweck ist, die Katalogisierung der Schriften des Einzelautors, aber was höhere Aufgabe der Literaturgeschichte ist, ein Bild des Geisteszustandes der Epoche zu liefern, das wird auf diese Weise nie gelingen. Meiner Ansicht nach hat eine Literaturgeschichte nur das zu liefern, was Bernhardy nicht so recht bezeichnend »innere Geschichte« genannt hat. Die treibenden Kräfte des Geisteslebens bloßzulegen, das ist die Aufgabe, alles andere kann in Fußnoten abgethan werden. Natürlich darf man sich zu solcher Aufgabe nicht auf den banausischen Standpunkt des Verf.s stellen, der die Oden des Horaz S. 200 ff. nach dem Stoffe systematisch eintheilt in »I 1, 2 a b c, 3 a b c, 4, 5, II a b c«. Doch das muss man selbst lesen!

Wien. J. M. Stowasser.

Programmenschau.

1. Kunz Franz, Die älteste römische Epik in ihrem Verhältnisse zu Homer. Progr. des Staatsgymn. in Unter-Meidling 1890, gr. 8°, 26 SS.

Die vorliegende Schrift will den Ennius (Livius Andronicus und Naevius kommen nur nebenher in Betracht) als Nachahmer Homers zeigen, sie will darthun, wie dieser Dichter sich selbst den Plan und die Sprache zu seinem großen Werke im Anschlusse an Homer geschaffen hat. Die beiden Haupttheile behandeln den Einfluss Homers einerseits auf Stoff und Composition, andererseits auf Form und Ausdruck der ältesten römischen Epik. Der erste Haupttheil zerfällt wieder in die Capitel: »Götter und Helden; Himmel, Gestirne, Zeiteintheilung; Leben und Treiben der Menschheit; Verwertung Homerischer Gleichnisse«, während der zweite Haupttheil die Abschnitte: »Typische Redeweisen; Gebrauch der Epitheta; Tropen und Figuren« umfasst.

Dass der Verf. nicht der erste ist, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, Ennius mit Homer zu vergleichen, ist bekannt. Kunz macht aber den Anspruch, der erste zu sein, der dieses Thema vollständig erschöpft. Die Arbeit ist, wenngleich nicht gerade einem »allseits gefühlten Bedürfnisse« entsprungen, doch immerhin lesenswert. Im großen und ganzen kann zugegeben werden, dass der Verf. das, was er beweisen wollte, auch bewiesen hat, soweit dies mit dem zugebote stehenden Material möglich ist. Freilich kann zu so manchem »unstreitig«, »offenbar« usw. ein Fragezeichen hinzugesetzt werden. Dass dies der Verf. selbst fühlt, beweisen seine Worte am Schlusse der Schrift, wo er meint, es könnte einem Leser in manchen Punkten die richtige Grenze überschritten zu sein scheinen. — »*Tarcuini corpus*« (*bona femina lavit*) wird S. 23 als Umschreibung ähnlich wie bei Homer *σώματα φωτῶν* angesehen, dagegen S. 12 wohl richtiger als »Leichnam des T.« aufgefasst.

Baden bei Wien. Edmund Eichler.

---

2. Michl Adolf, Zur lateinischen Syntax im Untergymnasium. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1890, 8°, 16 SS.

Nach den »Instructionen« kann im Lateinunterrichte der III. und IV. Classe »der Schriftsteller eine reiche Zahl der verständlichsten und

passendsten Beispiele zur Erklärung, Nachahmung und Übung bieten und **muss** dies thun, da nach denselben »Instructionen« Lectüre und grammatischer Unterricht in enger gegenseitiger Beziehung nebeneinander einherzugehen haben. Dem Lehrer, an welchen so eine erhebliche Anforderung gestellt ist, bietet für einen Theil der Syntax die vorliegende Abhandlung einen trefflichen Behelf. Dieselbe bietet nach einleitenden Bemerkungen die Nepos-Sätze für die Congruenzlehre und die Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der Nomina. Gerade diese Partien sind ausgewählt, weil sie in anderen Behelfen dieser Art »recht stiefmütterlich« behandelt sind. Welcher Fleiß auf das Sammeln der Beispielsätze verwendet worden ist, erhellt aus der numerischen Übersicht S. 34. Durch diesen Fleiß ist es gelungen, nahezu sämmtliche Paragraphe (der Schmidtschen Grammatik) in den genannten Partien mit Beispielen zu belegen. Die sicherlich mühevolle Arbeit ist recht dankenswert. — Druckfehler finden sich verhältnismäßig viele.

Zusatz. Der Verf. hat das oben behandelte Thema für Nepos weitergeführt und auf die ganze Casuslehre ausgedehnt in dem Büchlein »Sätze und zusammenhängende Abschnitte aus Cornelius Nepos zur Einübung der lateinischen Casuslehre« (Wien 1891, Hölder). Auf dieses Büchlein, in welchem die Sätze zwar im Anschlusse an die Schmidt'sche Grammatik geordnet sind, das jedoch infolge der zu jedem Paragraph kurz angegebenen Regeln neben **jeder** Grammatik verwendbar ist, seien hiemit die Collegen gleichzeitig aufmerksam gemacht.

Wien. J. Rappold.

---

3. Pommer, Prof. Dr. Josef, Beispiele und Aufgaben zur Lehre von den „Folgerungen" nebst Andeutungen über den Unterrichtsgang. Progr. des Mariahilfer Communalgymn. in Wien 1890, gr. 8°, 21 SS. (Sonderabdruck bei Alfred Hölder.)

Die Arbeit ist nach Anlage und Durchführung ein Gegenstück zu den 1884 erschienenen »Beispielen und Aufgaben zur Lehre vom kategorischen Syllogismus«, welche sicherlich allen, an deren Interesse sich die neue Arbeit des Verf.s wendet, bereits die willkommensten Dienste geleistet haben. Hier wie dort theilt der Verf. ein so reichhaltiges Übungsmaterial mit, wie man es wohl in keinem Lehrbuche der Logik beisammen findet, und hier wie dort bezeugen die eingeflochtenen »Andeutungen über den Unterrichtsgang« einen unter den Logikern und Logiklehrern nachgerade selten gewordenen Glauben an die Ersprießlichkeit einer möglichst vielseitigen und eindringlichen Durcharbeitung jener zwei Capitel von den »Folgerungen« und »Syllogismen«, welche die eigentliche Stärke der alten Logik ausgemacht hatten. Dass man übrigens ein modern denkender Logiker sein kann ohne ostentative Geringschätzung derartig formeller Übungen, bezeugt die am Schlusse der Arbeit angeführte Empfehlung, welche J. St. **Mill** gerade den Übungen in Umkehrung, Äquipollenz usw. gewidmet hat. — Da der Verf. S. III erklärt, sich (bezüglich des theoretischen Theiles der Darstellung) an mein Programm von 1879 anschließen zu wollen, so sei mir hier die Bemerkung gestattet, dass ich bei der Verwirklichung meiner damaligen Vorschläge in dem betreffenden Capitel meines Lehrbuches der Logik keineswegs eine so ausführliche Verarbeitung dieses Stoffes mit den Schülern beabsichtigt habe, wie sie die vollständige Absolvierung des Pommer'schen Programmes voraussetzen würde. Aber sowohl wenn ein Lehrer Pommers Vorliebe für diese streng scholastischen Übungen theilt, als wenn er umgekehrt sich auf eine möglichst wenig zeitraubende Verarbeitung einzelner charakteristischer Beispiele beschränken zu sollen glaubt, wird ihm der von mir

gegebene Rahmen und Pommers Ausfüllung desselben die Durchführung seines Vorhabens nur erleichtern. So werden namentlich die vermischten Beispiele Nr. 77—105 gegen Ende der Arbeit dadurch, dass sie den mannigfaltigsten Gebieten des Lebens und der Wissenschaft entnommen sind, den Eindruck befestigen, dass ein Schließen aus Einer Prämisse keineswegs bloß in der Schullogik vorkommt. — Was die theoretischen Positionen der Arbeit betrifft, so könnte ich einigen nicht zustimmen: so z. B. dass die Urtheile »Alle Planeten bewegen sich von W. nach O.« und »Einige Planeten bewegen sich von W. nach O.« »in ihrer Materie völlig übereinstimmen«, S. I (denn hiernach würde der Unterschied der A- und I-Urtheile ausschließlich den Urtheils-Act betreffen). Ferner dass S. V für die Contradictions-Sätze ein »Beweis« angetreten wird, als dessen Kern die Berufung auf das Subalternationsgesetz erscheint (»alle S, also auch diese einige S müssen P haben«), welches seinerseits erst S. VII bewiesen wird. — Dagegen ist die Zurückführung der Schlüsse mit non-S (bisher wurden immer nur die mit non-P untersucht) auf Äquipollenz, Conversion und Contraposition umso verdienstlicher, als Pommer ihre praktische Bedeutung eher unter- als überschätzt, wenn er meint, dass sie »in der Praxis nur sehr vereinzelt vorkommen« (S. XX); so fallen die — zum mindesten nicht gekünstelt klingenden — Beispiele 97, 98, 99, 100 selbst unter solche Formen.

Wien. Dr. A. Höfler.

---

4. Sykora A., Stapy mořské (Die Meeresgezeiten). Progr. der Oberrealschule in Rakonitz 1890, 8°, 6 SS.

Der Verf. beschreibt ausführlich die Gezeiten des Meeres und hebt die Ungleichheit derselben in Bezug auf ihr stärkeres oder schwächeres Auftreten an verschiedenen Orten und an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten hervor. Am stärksten treten sie auf zur Zeit des Neu- und Vollmondes, der Tag- und Nachtgleiche, sowie bei Sonnen- und Mondesfinsternissen, am schwächsten während des ersten und letzten Mondesviertels. Als Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung wird die gegenseitige Anziehung der Sonne, des Mondes und der Erde angegeben und das stärkere oder schwächere Auftreten von Ebbe und Flut zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten durch eine mathematisch-physikalische Erörterung begründet. Auch warum kleinere Meere nicht ihre eigenen Gezeiten haben, setzt der Verf. auseinander. Zuletzt erwähnt er, dass die böhmischen Benennungen »příliv« (Zufluss) und »odliv« (Abfluss) leicht die Ursache einer falschen Vorstellung von den Meeresgezeiten werden könnten. Der Aufsatz ist auch für Schüler verständlich und kann vom Lehrer beim geographischen oder physikalischen Unterrichte mit Nutzen verwendet werden.

Braunau. Pius Čtvrtečka.

---

5. Świstuń Ph., Der Sprachunterricht als Mittel der formalen Bildung (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Rzeszów 1890, 8°, 42 SS.

In dieser Abhandlung entwickelt der Verf. die neuesten Hauptergebnisse der Sprachphilosophie und Pädagogik und sucht auf dieser Grundlage das Ziel, die Bedeutung und die Methode des Sprachunterrichtes zu bestimmen. Die Abhandlung enthält vier Abschnitte. Der erste derselben erklärt den Begriff der formalen Bildung, der zweite handelt über

das Verhältnis der Sprache zum Gedanken, der dritte setzt auseinander, inwiefern der Sprachunterricht zur formalen Bildung beiträgt, der vierte enthält Andeutungen über die Methode, nach welcher der Unterricht der Sprachen überhaupt und besonders der beiden classischen Sprachen des Alterthums ertheilt werden soll, um seinem Zwecke am vollkommensten entsprechen zu können. Der Verf. fordert, besonders im Bereich der Muttersprache, eine systematische, den Altersstufen der Schüler angemessene Auswahl der Lectüre. Er unterscheidet nämlich drei Altersstufen und fordert für die niedrigste vornehmlich epische und historische Stoffe, für die zweite lyrische und leichtere rhetorische Erzeugnisse, für die dritte eine dramatische, philosophische und schwerere rhetorische Lectüre, namentlich aus der letzteren musterhafte Staats- und Gerichtsreden, welche für die zweite Stufe noch Schwierigkeiten bieten. Der Verf. erklärt ferner, dass die gegenwärtig in den Gymnasien von Mittel-, Nord- und Osteuropa beim Unterricht der lateinischen und griechischen Sprache angewandte grammatische Methode verfehlt sei, da die im Kindesalter hauptsächlich auf das Sinnliche gerichtete Geistesanlage einem abstracten grammatischen Schematismus abgeneigt ist. Derselbe beruft sich auf die am 6. März 1889 im preußischen Abgeordnetenhause in dieser Angelegenheit angeregte Verhandlung; er räth, den vorbereitenden grammatischen Unterricht in den classischen Sprachen auf eine mechanische Einübung der nothwendigsten Elemente und zwar auf ein Semester, behufs Einprägung der Hauptumrisse der Conjugation und Declination und Aneignung eines entsprechenden Vocabelvorrathes, zu beschränken und sofort zur Lectüre der Fabeln und kleiner Erzählungen überzugehen (S. 39 u. 40). Erst nach einer solchen mechanischen Einführung der Schüler in die Lectüre dürfte nach der Ansicht des Verf.s ein systematischer Unterricht in der Grammatik der betreffenden Sprache beginnen. Der Verf. hofft, dass bei der Anwendung einer solchen Methode die Lectüre der classischen Literatur des Alterthums bedeutend an Umfang und dadurch die Kenntnis des antiken Lebens an Gründlichkeit gewinnen würde. Ob dabei der bis jetzt übliche Modus der Lectüre derselbe verbleiben oder geändert werden sollte, ist aus den Andeutungen der Abhandlung nicht genug klar. Aus S. 38, wo die jetzt obligatorische Übersetzung des antiken Textes in die Muttersprache als zeitraubend bezeichnet wird, und aus S. 40, wo der mechanischen Vorübung zur Lectüre eine solche Wirkung zugemuthet wird, dass der an die Lectüre herantretende Schüler den gelesenen Text, ohne denselben zu übersetzen, verstehen könnte, möchte es scheinen, dass der Verf. wenigstens keine regelmäßige Verbindung der Übersetzung mit der Lectüre voraussetzt; dagegen aber scheint wiederum das zu sprechen, dass er S. 42, 3 an den Abiturienten unter anderem die Forderung stellt, Abschnitte aus altclassischen Sprachen in die Muttersprache übersetzen zu können.

Überhaupt stößt man auf nicht geringe Schwierigkeiten, wenn man den Andeutungen des Verf.s folgend seinen Plan im einzelnen zu vervollständigen trachtet. So ist es z. B. kaum rathsam, die Lectüre des Cornelius Nepos oder irgend eines classischen Werkes vor der dritten Gymnasialclasse anzufangen; beginnt nun schon im ersten Semester der ersten Classe der lateinische Unterricht, so müssten nach jener mechanischen Vorbereitung des ersten Semesters entsprechende Chrestomathien durch drei folgende Semester den Gegenstand der Lectüre bilden; die Lectüre ganzer classischer Werke käme also auch bei diesem Plane erst mit der dritten Classe an die Ordnung, und könnte nur in diesem Falle im Laufe der Jahre umfangreicher werden, wenn sich jene mechanische Vorbereitung als praktisch bewähren würde. — Übrigens soll nach dem Vorschlag des Verf.s der systematische Unterricht in der Grammatik nach jener mechanischen Vorbereitung erst im zweiten Semester gleichzeitig mit dem Anfang der Lectüre (wahrscheinlich in besonderen Stunden neben derselben) beginnen, damit dieser Unterricht eine erforderliche Grundlage

in dem bereits mechanisch eingeübten Sprachmaterial finden könnte. Es ist nun fraglich, ob dieses Material schon nach einem Semester ausreichen würde, um eine solche Grundlage für den grammatischen Unterricht wie auch für die Lectüre mit gewünschtem Erfolge bilden zu können. Wenn nämlich der Verf. den Erfolg dieser mechanischen Methode an dem Erfolge eines ähnlichen Unterrichtes in den lebenden Sprachen misst (S. 40), so scheint er zu vergessen, dass dieselben als Umgangssprachen an der lebendigen Conversation ein mächtiges Aneignungsmittel besitzen, während die classischen Sprachen des Alterthums, da denselben der Zweck als Conversationssprachen zu dienen, wie er selbst S. 42 zu Ende zugibt, fern liegt, dieses Mittels entbehren.

Wenn aber auch die Abhandlung des Verf.s hie und da Behauptungen enthält, welche zur genaueren Kritik auffordern und problematischen Wert haben, so finde ich mich doch genöthigt anzuerkennen, dass dieselbe systematisch angelegt und besonnen durchgeführt ist, dass sie auf reicher, richtig verstandener Literatur beruht und viele treffliche Winke und lesenswerte Andeutungen bietet.

Ich bemerke noch im einzelnen, dass die vom Verf. S. 22 gegebene Etymologie des Wortes *carus* verfehlt und die Deutung der Stelle bei Gellius XVII. 17, 1 über Ennius willkürlich ist.

Die polnische Sprache, in welcher die Abhandlung verfasst ist, ist meistens correct und von Druckfehlern frei.

Lemberg. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

IV. deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Für den zu Ostern 1892 in Wien stattfindenden IV. Mittelschultag werden Anmeldungen von Themen und Anträgen, sowie anderweitige Anregungen unter der Adresse des unterzeichneten Geschäftsführers erbeten. Die Anmeldungsfrist schließt mit 15. Januar 1892. Später angemeldete Themen können nur dann berücksichtigt werden, wenn für sie noch Raum sein sollte.

Prof. Dr. C. Tumlirz,
Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 32.

VIII. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(20. November 1891.)

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und die zur Theilnahme an der Sitzung eingeladenen Herren Prof. August Eisenmenger, Gymn.-Prof. Dr. Kubitschek, Prof. Georg Niemann und Gymn.-Prof. Dr. Heinrich Schenkl.

Der Vorsitzende, Dr. J. Huemer, begrüßt es aufs freudigste, dass Seine Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht die Bestrebungen der Commission durch Schaffung mehrerer Reisestipendien für Gymnasiallehrer in freigebigster Weise unterstützt habe. Der Verein »Mittelschule« habe auch beschlossen, durch eine Deputation Sr. Excellenz den ehrerbietigsten Dank auszudrücken.

Hierauf macht der Vorsitzende auf einen lesenswerten Vortrag des Prof. A. Th. Christ in Prag aufmerksam: Anschauung im philologischen Unterricht. (Österreichische Mittelschule 1891, S. 243 ff.) Man könne sich

mit den von dem Vortragenden vertretenen Anschauungen einverstanden erklären. Wenn aber am Schlusse des Vortrages der Wunsch ausgedrückt wird, die archäologische Commission möge dahin wirken, dass die österreichischen Gymnasien mit einer Sammlung archäologischer Lehrmittel ausgestattet werden, so müsse man darauf hinweisen, dass es jedem Lehrkörper freisteht, soweit die vorhandenen Mittel es gestatten, die Anlegung einer solchen Sammlung zu beschließen. In der That seien, wie man aus den Programmen entnehmen könne, schon einige Sammlungen dieser Art entstanden. Besonders wünschenswert erscheine es den Herren in der Provinz, dass ihnen durch Feriencurse die Möglichkeit geboten werde, kunsthistorische und archäologische Vorlesungen zu hören, wie dies ja auch in Deutschland üblich sei. Dieser Wunsch sei zu unterstützen, und man müsse es mit großem Dank begrüßen, dass Herr Hofrath Dr. Benndorf auch im Laufe dieses Wintersemesters einige Vorlesungen für Mittelschullehrer in Wien zu halten gedenke.

Inzwischen sei ein numismatischer Lehrbehelf fertig geworden, bei dessen Zusammenstellung der Vorsitzende durch Herrn Gymn.-Prof. Dr. Kubitschek und Herrn Custos Dr. v. Schneider in freundlichster Weise unterstützt worden sei. Dreißig antike Münzen seien unter der Aufsicht des Herrn Regierungsrathes Dr. Kenner galvanoplastisch nachgebildet worden. Der von Herrn Gymn.-Prof. Dr. Kubitschek verfasste Text werde demnächst erscheinen und im Vorworte auch über die Art des Bezuges das Nöthige enthalten. Der Vorsitzende ersucht um die Ermächtigung, dass er das Lehrmittel dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht behufs Empfehlung durch das Verordnungsblatt unterbreite.

Ferner erwähnt der Vorsitzende, dass in der k. k. Fachschule in Teplitz griechische Gefäßtypen in weißem Thon hergestellt werden; die Sammlung (19 Stück, bezeichnet als: Situla, Hydria, Urne, Amphora, Oinochoe, Lekythos, archaische Kanne, Kalpis, kanopische Amphora, schlauchförmige Amphora, Oxybaphon, Kelebe (Krater), Kyathos, Becher, Schale (2 Stück), Kylix, Epichysis, Rhyton) koste 10 fl. 90 kr.

Hierauf folgt eine längere Debatte, an der sich besonders Hofrath Dr. Benndorf, Prof. Eisenmenger, Prof. Dr. Kubitschek und Prof. Niemann betheiligen, über die Statuette eines Legionärs, modelliert von Prof. Langl (zu erhalten bei A. Hölder, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung, Wien). Es wird anerkannt, dass die Statuette ein billiges und brauchbares Lehrmittel ist, wenn auch einiges an derselben noch geändert werden könnte.

Schließlich legt noch der Vorsitzende den Entwurf einer Wandtafel — darstellend einen griechischen Krieger und eine Frau im Peplos — vor, die von einem jungen Künstler gezeichnet und in Farben ausgeführt wurde. Die Zeichnung wird als nicht ganz gelungen bezeichnet; doch erklärt sich Prof. Eisenmenger bereit, die nothwendigen Correcturen zu überwachen, wofür ihm von dem Vorsitzenden der Dank der Commission ausgesprochen wird. Um die Herstellung solcher Wandtafeln — zunächst zu Homer — zu ermöglichen, wird beschlossen, an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht die Bitte um eine Subvention zu richten.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kritisches zu Aristoteles.

Zur Metaphysik.

1011 b 29 — 1012 a 1. Wie sehr man auch unter Umständen den Erklärungen der griechischen Commentatoren, eines Alexander, Philoponus usw., großes Gewicht beizumessen berechtigt ist, so sehr muss man sich inacht nehmen, alles, was von denselben geboten wird, ohneweiters dem zu erklärenden Philosophen selbst zuzuschreiben. Ich glaube, dass auch hier ein solcher Anlass vorliegt, auf der Hut zu sein. Denn wenn Alexander hinter *οὕτως* noch *ἡ ἀντίφασις* bietet, so braucht man deshalb noch nicht mit Bonitz dies auch schon als aristotelisch zu bezeichnen. Als Grund für diese meine Behauptung führe ich an, erstlich dass der Nachsatz, der in diesem Falle mit *εἴη ἂν* zu beginnen hätte, allzu nahe an den Vordersatz gerückt wäre, da man doch eine den ersteren einleitende Partikel erwartet. Zweitens reicht es schon hin, mit der Partikel *δὲ* in *εἰ δ' ἔστι μεταξύ* angedeutet zu haben, dass der Gedanke, welcher in dieser Voraussetzung liegt, dem vorhergehenden mit *εἰ μὲν οὖν οὕτως* (b 32) entgegengesetzt sei. Endlich fordert diese Gegenüberstellung der beiden Voraussetzungen geradezu einen Hinweis darauf, dass die Folgerung aus der zweiten jener aus der ersten gleichlautend sei; und letzteres wird eben durch dieses in den Nachsatz gestellten *καὶ οὕτως* ermöglicht.

Diese meine Anschauung wird noch durch die von Bonitz 1. p. XV f. aufgestellte Behauptung bestätigt, dass cod. A^b, welcher hier auch *ἡ ἀντίφασις* bietet, keineswegs immer Berücksichtigung verdient, obwohl ihm dieselbe von Brandis (wie auch an dieser Stelle) in unverdientem Maße zutheil geworden ist, dass vielmehr eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen cod. A^b und seinen Randglossen aus Alexander obwalte.

1012 b 8—11. Obwohl Schw. und Bon. den Sinn der Stelle richtig gefasst haben, so hätten sie doch keinen Zweifel in

das von den codices Gebotene setzen sollen. Worin ihre Bedenken bestehen, werden wir am besten aus der Argumentation Schw.s erkennen. Derselbe beginnt: „Es ist unmöglich — sagt unser § —, dass alles falsch ist, wenn das Falsche dies ist, *τὸ ἀληθὲς φάναι ἢ ἀποφάναι*. Wie? *τὸ ἀληθὲς φάναι*, d. h. die Behauptung des Wahren soll *ψεῦδος* sein?" Hierin liegt nun schon der Kern der Frage. Diejenigen, welche an der (auch von Alexander festgehaltenen) Überlieferung rütteln wollen, thun dabei nichts anderes als dass sie das trennen zu müssen glauben, was beisammen bleiben muss. Ich glaube nämlich, mit einem Schlage die betreffenden Zweifel einfach dadurch beseitigen zu können, dass ich zu erwägen gebe, ob denn der Sinn der Stelle nicht vielmehr folgender ist: „Wenn das Wesen der Falschheit in nichts anderem besteht, als von der bereits bestimmten Wahrheit zu behaupten, dass sie wirklich stattfindet oder nicht (gleichgiltig welches von beiden, so dass auch beides zugleich vorkommen könnte)." Denn in dem Gebiete einer solchen Frage muss man die Thatsache der Falschheit finden.

Und wenn Alexander den Sinn der Stelle mit den Worten wiedergibt: *εἰ μηθὲν ἄλλο τὸ ἀληθές ἐστιν, ἢ οὕτως ἔχον φάναι οὕτως ἔχειν, καὶ πάλιν τὸ οὕτως ἔχον ἀποφάναι ψεῦδος*, so hat er damit nur die Kehrseite dessen hervorgehoben, was bei Ar. steht. Denn wenn man sicher sein kann, dass etwas falsch ist unter der Voraussetzung, dass man die Wahrheit sowohl bejaht als verneint, dann wird die letztere nur darin bestehen, dass nicht beides zugleich, Bejahung u n d Verneinung von der nämlichen wahren Sache möglich ist, sondern dass man, wie Alexander sich ausdrückt, von dem Nämlichen und in der That sich so Verhaltenden die Wahrheit dann sagt, wenn man es als solches annimmt, dagegen die Unwahrheit, wenn man es als solches in Abrede stellt.

Schw. ist mit seinem Vorschlage: *εἰ μηθὲν ἄλλο ἢ τὸ ἀληθὲς φάναι ἀληθές, καὶ ἀποφάναι ψεῦδός ἐστιν*, eine Lesart, welche sehr derjenigen des Bessarion gleicht, der Wahrheit ziemlich nahe gekommen; Bon. dagegen hat mit der Änderung: *εἰ δὲ μηθὲν ἄλλο ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι τὸ ἀληθὲς ἢ ψεῦδός ἐστιν*, die Sache eher verwirrt als aufgeklärt. Brandis, welcher mit cod. A^b *ἢ* hinter *ἄλλο* weglässt und damit in die Fußstapfen des Argyropulos getreten ist, bessert allerdings nichts, wie Schw. richtig bemerkt. Fonseca endlich liest mit Alexanders Verbesserungsvorschlag: *εἰ δὲ μηθὲν ἄλλο τὸ ἀληθὲς ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι καὶ τὸ ψεῦδός ἐστιν*, womit übrigens der Sinn unserer Stelle ganz wohl getroffen ist, ohne dass Alexander es noth gehabt hätte, eine Verbesserung hier in Anregung zu bringen.

1027 a 3 ff. Bon. und Schw. wollen beide das a 5 von fast allen codices gebotene *ἐνίοτε* streichen, und zwar deshalb, weil zwar von gewissen Dingen die Ursache und die Potenz, aus der jene hervorgegangen ist, eine zufällige, von den anderen Dingen aber eine wirkliche sei, jedoch zugleich bemerkt werden müsse, dass

von den letzteren dies immer und nicht bloß zuweilen (ἐνίοτε) gelte. Nun muss man aber in dieser Hinsicht auf die Eigenart des Ar. Rücksicht nehmen, welcher mit einem δοκεῖ, ἴσως u. dgl. nicht selten gerade die sichersten Dinge behauptet (vgl. Bon. zur Metaphysik 987 a 26 p. 86; Schw. S. 55). Und dasselbe gilt hier von dem ἐνίοτε, woraus sich auch das Fehlen dieses Wortes bei den Scholiasten erklärt.

Bon. hat aber noch andere Bedenken. Er gibt an, dass man in dem a 8 durch ὥστε eingeleiteten Folgesatze die Folgerungen aus dem vorhergehenden Gedanken sucht, dass aber Ar. nicht in einer dementsprechenden Weise fortfahre, sondern dass er nunmehr sage, außer dem, was meistentheils geschehe, gäbe es auch noch ein zufälliges Geschehen, wenn man nicht alles für nothwendig gelten lassen wolle. Dagegen ist zu erwähnen, dass Bon. sich selbst den Weg zur richtigen Deutung des Ganzen versperrt hat, da er meint, es könne nun nicht auf die Angabe des Ar. hin, dass das Zufällige eine Ursache habe, jene Folgerung daraus gezogen werden. Denn freilich in dieser Allgemeinheit, wie Bon. die Sache darstellt, darf man den Ar. hier nicht nehmen. Es ist zwar richtig, dass Ar. im Vorhergehenden sagt, dass die wesentlichen Dinge eine wesentliche, die zufälligen eine zufällige Ursache haben. Wenn aber Ar. daraus sogleich folgert, dass es mithin auch ein συμβεβηκὸς ὄν (a 10 f.) gebe, so ist das keineswegs eine nicht zum Vorausgehenden passende Folgerung. Denn nicht eigentlich bloß, wie Bon. meint, wird hier gefolgert, *fieri* alia quaedam per accidens, da vielmehr dies bereits im Vorhergehenden vorausgesetzt war, indem sonst der Schluss τῶν κατὰ συμβεβηκὸς ὄντων ἢ γινομένων καὶ τὸ αἴτιόν ἐστι κατὰ συμβεβηκός nicht denkbar wäre, Denn man kann die Ursache für eine Erscheinung nur dann er. schließen, wenn man diese letztere bereits kennt. Und nun schließ- Ar. so, um zu beweisen, dass es nicht bloß ein ὂν ὡς τὸ ἀληθές, sondern auch ein κατὰ συμβεβηκὸς ὄν gibt: „Wir sehen, dass nur für gewisse Dinge eine bestimmte an sich seiende Ursache vorhanden ist, dagegen für andere nicht. Das letztere kommt aber bei den zufällig seienden oder werdenden Dingen vor; also gibt es ein zufällig Seiendes.“ Ich sehe nicht, was man an dieser Argumentation aussetzen könnte.

Wenn ferner Bon. meint, dass die Worte a 16 f. neuerdings den Satz enthalten, der ebenso aus dem unmittelbar Vorhergehenden erschlossen sei, den Satz, dass es ein Zufälliges gebe (*iterum* docet, unde cognoscatur, esse re vera quaedam per accidens), so kann ich auch das nicht zugeben, weil in Wirklichkeit keine reine Wiederholung vorliegt, vielmehr mit den Worten a 16 f., die im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Beweise genommen werden müssen, nur gesagt ist, dass man auf die Existenz eines Zufälligen in der Materie schließen müsse. Offenbar zielt nämlich alles darauf hin, zu zeigen, dass jedes wahrhaft Seiende auch sein zufällig Seiendes

an der Seite hat, dieses alles aber zu dem Zwecke, um die Untersuchung des ὂν αὐτό, welche im folgenden Buche Z vorgenommen wird, einzuleiten und vorzubereiten. Vgl. b 14—16. Es ist demnach keine Wiederholung des bereits a 10 f. Erwähnten mit den Worten a 16 f. gegeben, wie Bon. meint, sondern eine Steigerung des a 10 f. ausgedrückten Gedankens. Es war daher umso weniger nothwendig, dass Bon. die Umstellung a 13—16 vor a 8 ὥστ' ἐπειδή beantrage, als dann ja auch noch dreimal derselbe Gedanke unmittelbar aufeinander folgend sich wiederholte, nämlich a 10 ἀνάγκη εἶναι τὸ κ. συμβ. ὄν — a 12 κ. συμβ. ἔσται — 16 f. ἔστιν ἄρα τι παρὰ ταῦτα τὸ ὁπότερ' ἔτυχε καὶ κ. συμβ.

1027 a 24—26. Bon. meint, wenn man das von cod. E vor τῇ gebotene τὸ nicht aufnehme, so entstehe eine Dunkelheit in der Erklärung. Er setzt dabei voraus, dass die Worte folgenden Sinn hätten: „Denn auch das, was zur Zeit des Neumondes geschieht, ereignet sich entweder immer oder meistentheils“, d. h. wenn man in Abrede stellen wollte, dass die in dieser Zeit des Neumondes vorkommenden Geschehnisse sich von denen zu anderen Zeiten dadurch unterscheiden sollten, dass sie bald eintreten bald nicht, so müsste man das in Abrede stellen. Nun meint Bon., weil im Vorhergehenden gesagt wurde, dass die Zeit des Neumondes sich von den anderen Zeiten unterscheide, indem dort gesagt worden sei, dass, wenn ein Gesetz einmal ausgesprochen worden ist, dasselbe für alle anderen Zeiten Geltung habe, für die Zeit des Neumondes aber nicht, so könne der obige Gedanke dieses Satzes nicht der richtige sein. Und wenn Ar. in der That das gesagt hätte, was Bon. ihm unterlegen will, so hätte letzterer vollkommen recht. Denn es ist etwas anderes, behaupten, dass etwas für alle Zeiten Geltung habe mit Ausnahme der Zeit des Neumondes, und: in den anderen Zeiten tritt ein Ereignis immer ein, zur Zeit des Neumondes aber tritt dasselbe bald ein, bald wieder nicht (dabei macht es keinen Unterschied ob man mit dem eben bezeichneten Wechsel: Es tritt ein Ereignis bald ein, bald wieder nicht — angeben will, ob etwas an demselben Neumondstage sich bald ereignet, bald wieder nicht, oder — wie Bon. annimmt, wenn er sagt: h. e. quoties interlunium — an dem einen Neumondstage wohl, aber an dem anderen nicht).

Nun will aber Ar. nur Folgendes sagen: „Wenn ich einmal ein allgemeines Gesetz aufstelle, so darf ich keine Zeit, z. B. die Zeit des Neumondes, ausnehmen und behaupten, für dieselbe habe jenes Gesetz keine allgemeine Giltigkeit mehr, denn von einer allgemeinen Giltigkeit kann man nur dann reden, wenn sie auch für die Zeit des Neumondes aufrecht erhalten wird.“ Und in diesem Falle ist es auch gar nicht nöthig, mit dem einzigen cod. E vor τῇ noch τὸ hinzuzufügen, so dass ich das Vorgehen derjenigen, welche diesem cod. gefolgt sind, Bon., Schw. und Bekker, aber auch die Annahme, als wäre mit Alex. zu schreiben: ἢ γὰρ ἀεὶ

ἢ ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, καὶ τῇ νουμηνίᾳ, so gering auch die letztere Änderung wäre, nicht billigen kann. Dagegen glaube ich, dass es zweckmäßiger wäre, anderwärts den Hebel der Emendierung anzusetzen, ich meine, dass a 25 mit cod. A[b] und Alexander, sowie der alten Übersetzung des Wilhelm von Mörbeke das οὔ gestrichen werde. Denn einmal ist das a 24 stehende παρὰ τοῦτο schon ausreichend, um anzudeuten, dass man es hier mit einem Gegensatz der Annahme zu thun hat, dass ein Gesetz allgemeine Geltung habe. Zweitens dürfte in unserem Falle, wo es sich um einen Heiltrank handelt, doch eher darauf Rücksicht zu nehmen sein, dass man denselben an einem bestimmten, irgendwie ausgezeichneten Tage zu sich nehme, z. B. am Tage des Neumondes, als umgekehrt, dass man ihn sonst immer zu sich nehmen könne, um die beabsichtigte, heilende Wirkung zu erzielen, nur nicht an dem erwähnten Tage. Denn das ist ja doch die gewöhnliche Praxis aller solchen Geheimmittellehren, welche sich von den auf tiefer gegründeten wissenschaftlichen Gesetzen unterscheiden. Endlich trägt dieses οὔ sosehr den Stempel einer Glosse an sich, dass ich hier von einer Norm der Kritik Anwendung zu machen mich für berechtigt halte, von welcher Waitz in seinem Commentare des Ar.schen Organon nicht selten Gebrauch macht, und welche darin besteht, dass man erklärt, es sei leichter hier ein οὔ hinzugefügt als nicht, d. h. der Abschreiber habe in der Voraussetzung, dass hier der Gegensatz noch besonders bezeichnet sein müsse, das bloße πότε nicht verstanden und deshalb aus Eigenem noch ein οὔ hinzugesetzt.

Zur Ethik.

1136 a 15—18. In den vorher aus Euripides citierten Versen hat der Philosoph einen Anlass gefunden, die Frage aufzuwerfen, ob man denn auch freiwillig ein Unrecht sich anthun lassen und ertragen könne. In der darauffolgenden diesbezüglichen Untersuchung der Streitfrage hält Ar. die drei Fälle auseinander, ob alles Erleiden des Unrechtes unfreiwillig, alles freiwillig oder theils freiwillig, theils unfreiwillig sei. Wenn ich nun im Ramsauer'schen Texte finde: καὶ ἆρα πᾶν οὕτως ἢ ἐκείνως, ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἑκούσιον, ἢ τὸ μὲν ἑκούσιον τὸ δ' ἀκούσιον, so steht dieser Lesart cod. K[b] gegenüber, welcher diese Worte auf folgende Weise verkürzt: καὶ ἆρα πᾶν οὕτως ἢ ἐκείνως, ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν, ἢ πᾶν ἑκούσιον. Muss es schon Verdacht erregen, dass die von Ramsauer benützten codices 1136 a 17 den Vergleich ὥσπερ καὶ — ἑκούσιον aus a 16 wiederholen, so muss man sich weiters fragen: Welchen Sinn hat denn dieser Vergleich im Zusammenhang in a 17? Wenn Ar. mit diesem Vergleiche, da er ihn das zweitemal setzt, nichts anderes sagen wollte als: Es wäre die Möglichkeit vorhanden, dass das ἀδικεῖσθαι alles freiwillig sei, so hätte er sich doch deutlicher ausdrücken können, da man jetzt

in dieser Umschreibung für den erwähnten Gedanken nur mit Mühe das herausfindet, was Ar. eigentlich sagen wollte. Wenn man dagegen mit K^b liest, dann fallen die genannten Schwierigkeiten weg, und das *ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν* bekommt seine Berechtigung dadurch, dass damit nicht nur angedeutet wird, es könne vielleicht die in dem vorhergehenden Theile dieses Capitels vorausgesetzte Erklärung des *ἀδικεῖν* einer Modification unterzogen werden, sondern auch auf die im folgenden bis zum Ende des Buches E vorkommenden Einwürfe angespielt wird, welche darauf hinauslaufen, zu zeigen, inwiefern jemand sich selbst ein Unrecht anthun kann. Die lateinische Übersetzung (Joanne Bernardo Feliciano. Venetiis 1585) hat offenbar auch den hier von mir auf Grund des cod. K^b festgestellten Text vor sich gehabt. Denn daselbst heißt es, indem der dritte Punkt *πᾶν ἑκούσιον* als selbstverständlich übergangen oder eigentlich als schon anfänglich in den Worten a 15 behandelt hingestellt wird: Verum re vera fieri possit, ut sponte quispiam iniuria afficiatur, necne, an omne id invitum sit quemadmodum iniuria afficere quoque spontaneum totum est: an spontaneum aliud, aliud sit invitum? Obwohl nun aber diesem Übersetzer das Gefühl von dem eigentlichen Sinne der Stelle aufgegangen ist, so scheint doch auch ihm schon die Glosse *ἢ τὸ μὲν ἑκούσιον τὸ δ' ἀκούσιον* vorgelegen zu haben.

1136 a 25—29. Ramsauer meint, dass mit den Worten *ὁμοίως δὲ δῆλον* (26 f.) auf die Behandlung der Gerechtigkeit übergegangen wird; denn er sagt: unde (d. h. weil im Vorhergehenden von dem Gerechten [*τῶν δικαίων*] gesprochen wurde) per verba *ὁμοίως δὲ δῆλον ὅτι* ad oppositum genus iniustitiae transitus fit. Id quod ob id tantum adnoto, ut animadvertatur, mox v. 29 inverso ordine in eadem fere re verbis *ὁμοίως δὲ καὶ* ab iniustitia pergi iterum ad iustitiam. Er hält deshalb die Worte a 29 (*ὁμοίως — δικαιοῦσθαι*) nicht bloß für überflüssig, sondern sogar für unpassend.

Darauf ist Folgendes zu sagen: Erstlich ist im Vorhergehenden das Gerechte nur nebenher erwähnt. Die Hauptfrage dreht sich auch dort nur um die Thatsache, dass in dem Erleiden des Ungerechten manchmal auch etwas Gerechtes stecke. Denn so gut wie jemand etwas ausführen kann, wovon man behaupten möchte, es sei dasselbe mit einer Verunglimpfung desjenigen verbunden, dem man die Sache anthut, ohne dass jedoch eine solche Verunglimpfung in Wirklichkeit damit verbunden ist, da vielmehr durch Zufall eine gerechte Handlung daraus wird, gerade so kann auch das entsprechende Erleiden einer solchen Handlung, wenn es auch auf den ersten Anblick ungerecht erscheinen könnte, doch, allerdings nur zufällig, gerecht sein. Wenn man, um ein Beispiel zu bringen, einen Mann, von dem man bloß meint, dass er ein bestimmtes Verbrechen begangen, eben deshalb verurtheilt, so wäre dies eine ungerechte Verurtheilung, wenn er das Verbrechen nicht wirklich

begangen hat; wenn sich aber herausstellen sollte, dass dieser Mann zwar nicht das in Rede stehende, wohl aber ein anderes Verbrechen begangen, dann ist ihm zufällig ganz Recht geschehen. — Dasselbe, fährt also Ar. fort, geschieht, wenn es sich um ungerechte Sachen handelt, *ἐπὶ τῶν ἀδίκων*, weil, wenn es bloß heißt, es habe jemand eine ungerechte Sache gethan, damit noch nicht gesagt wäre, dass er ein Unrecht begangen, und ebenso gelte dies von dem Erleiden. Und gerade so verhält es sich, sagt endlich Ar., mit den gerechten Handlungen, weil thun und leiden sich gegenseitig entsprechen (a 29—31).

Es ist also auch nicht abzusehen, wie R. behaupten kann, dass mit den Worten *ὁμοίως δὲ δῆλον ὅτι* ad oppositum genus iniustitiae übergegangen wird; ferner eben deshalb auch nicht, wie v. 29 inverso ordine in eadem re ab iniustitia pergi ad iustitiam. Im Gegentheile dürfte aus meiner Darstellung hervorgehen, dass die von R. eingeklammerten Worte a 29 nicht bloß nicht unpassend sind, sondern dass sie durch den Context geradezu gefordert werden.

1137 a 26. Hier findet man in der R.schen Ausgabe das Zeichen * zum Zeugnis, dass etwas ausgefallen ist, und in der Anmerkung zur Stelle bezieht sich R. darauf, dass Ar. nunmehr a generali iustitiâ, in quâ modo versabatur, ad *τὴν ἐν μέρει* übergegangen sei. Zum Beweise dafür beruft sich R. auf 1129 b 2 f., wo von der *διανεμητική* (eigentlich von der *πλεονεξία*) gesagt sein soll, dass sie *περὶ τὰ ἁπλῶς ἀγαθά* sich bewege. Nun heißt es aber dort so: *ἅ*, scil. *ἀγαθά*, *ἐστὶ μὲν ἁπλῶς ἀεὶ ἀγαθά, τινὶ δὲ οὐκ ἀεί.* Es ist also bereits dort darauf angespielt, dass die Glücksgüter dieses Lebens unter Umständen dem Menschen zum Verderben ausschlagen können, somit das wahre Glück desselben nicht befördern. Das nämliche ist nun auch hier an unserer Stelle von der Gerechtigkeit gesagt, indem Ar. darauf verweist, dass unter den *δίκαια* Abstufungen gemacht werden müssen. Denn so gut wie die Götter keiner *ὑπερβολή* in dieser Beziehung mehr fähig seien, gebe es noch das andere Extrem hiezu und die Mitte zwischen beiden. Man habe daher nur darauf zu sehen, dass man nicht etwas für Glück, also für Gerechtigkeit nimmt, was nur scheinbar diesen Namen verdiene, aber auch umgekehrt dürfe als Ungerechtigkeit nicht auch schon das bezeichnet werden, was nur *κατὰ συμβεβηκός* (1137 a 23) so heiße.

Man sieht, es hängt a 26—30 sehr wohl mit dem Vorhergehenden zusammen, und R. hat demgemäß keinen Anlass, diesen Absatz als mit dem Vorausgehenden unverbunden hinzustellen. Und wenn R. meint, Ar. behandle jetzt *τὴν ἐν μέρει δικαιοσύνην*, während er im Vorigen von der allgemeinen Gerechtigkeit gesprochen hat, so muss man nach dem von mir Gesagten doch wohl eher das Umgekehrte behaupten, d. h. dass Ar. früher die verschiedensten Arten dieser Tugend durchgenommen habe, wogegen er nunmehr ein Argument von der allgemeinen Gerechtigkeit benützte.

Übrigens hat R. nicht nur diese Schwierigkeit in dem 13. Capitel gefunden, sondern er verdächtigt überhaupt alles, was darin steht. Vor allem hält er dafür (vgl. S. 353 seiner commentierten Ausgabe), dass Ar. mit unserem Capitel ad plane aliam rem subito übergehe. Ferner stellt er dasselbe mit B 9 in Parallele, indem er bemerkt, dass von Ar. gerade so, wie er diesen letzteren Abschnitt zu dem Zwecke hinzugefügt habe, um zu zeigen, quam sit difficile virtuti satisfacere, gerade so hier über den Fehler derjenigen gesprochen werde, welche das Gerechtsein für eine ganz leichte Sache erklären; und doch könne man aus einem entsprechenden Vergleiche der beiden Abschnitte ersehen, dass rectius et utilius in tam simili re pridem actum sit, als hier; denn man sollte doch annehmen, in eodem libro eiusdem auctoris profecto contra esse (offenbar steckt in diesen Worten zugleich die Anschuldigung, dass unser Capitel in d i e s e r Form unaristotelisch sei; vgl. R. p. 327 f.). Dann bemerkt R. weiter, dass pleraque cap. 13 mirum in modum proposita adeoque obscura, und deshalb habe er, R., die Absicht, das im einzelnen zu erweisen, nam periculum est, ne maior opera in discutiendis istis nebulis (!) consumpta perdatur potius.

Ich will im vornhinein bemerken, dass nach meiner Ansicht der Abschnitt nicht so verzweifelt ist, wie ihn R., insbesondere mit seinen Schlusswortem hier darstellt. Was nun aber das Einzelne betrifft, so habe ich darüber Folgendes zu sagen.

Vor allem kann man einem Ar. es nicht verargen, wenn er dreimal hintereinander a 6. 8. 9 dasselbe *ῥάδιον* setzt. Ferner ist der Einwurf R.s, dass Ar., nachdem er die These aufgestellt hat, dass die Annahme der Leute, *τὸ δίκαιον εἶναι ῥάδιον*, unhaltbar sei, dies mittelst des *ἀδικεῖν* beweist, deshalb unberechtigt, weil auch im vorhergehenden immer nur von dem *ἀδικεῖν* die Rede war, und weil Ar. mit jener These nur die nothwendige Folgerung (*διὸ* a 5) aus der eigentlich zur Behandlung gestellten These zieht, dass das Unrecht-thun *ῥάδιον* sei, oder, wie Ar. sich ausdrückt, *οἱ ἄνθρωποι ἐφ' ἑαυτοῖς οἴονται εἶναι τὸ ἀδικεῖν.* Es hat allerdings die Annahme R.s, dass mit den Beispielen a 6—8 etwas Unrichtiges gesagt sei (R. drückt sich so aus: Peccandi difficultatem magnam facere, nec vera est sententia, weil es im Grunde leichter sei, das Schlechte zu thun als das Gute), für den, der das 13. Cap. nicht im Zusammenhang mit dem 12. liest, viel Bestechendes. (Und ich behaupte, dass dieser Zusammenhang ein geradezu nothwendiger ist, so dass ich nicht einsehen kann, mit welchem Rechte nach R. mit 1137 a 4 ein neuer Abschnitt beginnen soll, in welcher Hinsicht auch anderwärts großen Bedenken Raum gegeben werden muss; man vgl. z. B. die R.sche Eintheilung des 13. Cap.) Aber es handelt sich hier nicht um die subjective Anschauung, sondern um die objective Bemessung der gerechten, beziehungsweise der ungerechten Thathandlung. Und diese ist allerdings nicht leicht, wie jedes beliebige Gerichtsverfahren zeigt. Mit

Rücksicht darauf fällt denn auch der zweite Einwand, welchen R. hier gegen die Echtheit der Stelle vorbringt, wenn er sagt: nec, si vera esset, digna quae diligenter exponeretur.

Mit Rücksicht darauf ist auch schwer begreiflich, weshalb R. zu a 17 die Bemerkung macht, dass Ar. den hier nothwendigen Beweisgang nicht eingehalten hat; es hätte Ar. nach R.s Meinung von der Behandlung des Gerechten (a 17) zu jener des Ungerechten übergehen sollen (universa haec quaestio a iusto viro ad iniustum traducenda erat). Doch sind ja die beiden Begriffe des Gerechten und Ungerechten sozusagen complementär, d. h. was von einem gilt, das hat auch rücksichtlich des andern Geltung. Und infolge dessen hätte sich R. seine Scrupel ersparen können.

Auf derselben Basis bewegt sich der Einwand R.s zu a 19, wo er sagt: *καὶ γὰρ συγγενέσθαι γυναικὶ* sc. *τῇ τοῦ γείτονος* (v. 6. 7). Exemplum sane dignum mirâ istâ argumentatione. Ut enim alia missa faciam, qui possit *ὁ συγγενόμενος τῇ τοῦ γείτονος* dici *οὐκ ἀδικῆσαι πλὴν κατὰ συμβεβηκός* (vs. 22)? Konnte, muss man darauf zur Antwort geben, dies nicht deshalb *κατὰ συμβεβηκός* geschehen, weil der Mann unwissentlich gefehlt hat? Ein solches Beispiel bietet uns etwa Ödipus im Alterthum und sonst manche Erscheinungen auf der Bühne und in Romanen. Und schließlich bewegt sich R. in einer petitio principii, wenn er, um zu beweisen, dass ipse Aristoteles tales argutias spernit, auf 1107 a 8—15 und Rhet. 1374 a 11 verweist, aus welchen Stellen hervorgehen solle, dass *ὕβρις, μοιχεία* ohneweiters *φαυλότητες* seien. Aber das war ja erst zu beweisen, dass man es hier mit einer *ὕβρις, μοιχεία* zu thun habe. Und im Gegentheil, gerade die zweite von R. aus der Rhetorik angezogene Beweisstelle zeigt nur zu deutlich, dass Ar. auch hier in der Ethik das Schwergewicht auf den Vorsatz, die böse Absicht, lege, wenn er eine Handlung mit dem Prädicat *ἀδικεῖν* belegt wissen will. Heißt es ja doch an jener Beweisstelle aus der Rhetorik: *ἐν τῇ π ρ ο α ι ρ έ σ ε ι ἡ μοχθηρία καὶ τὸ ἀδικεῖν* (auf den Willen legt Ar. auch 1136 b 22 ff. den Hauptnachdruck). Vgl. 1134 a 19 ff.

Was demnach die Parallele mit B 9 anbetrifft, so hat man zu beachten, dass dort im allgemeinen Sinne von der Tugend gesprochen wird, hier dagegen von der speciellen Tugend: Gerechtigkeit allein; aber nicht bloß das, sondern dort wird nur davon gehandelt, dass es im praktischen Leben nicht immer leicht sei, die goldene Mittelstraße der Tugend zu wandern, hier dagegen, dass es nicht leicht sei, zu bestimmen, wer der eigentlich Gerechte und eigentlich Ungerechte wäre. Dort ist schon (theoretisch) vorausgesetzt, was man darunter zu verstehen habe, hier handelt es sich erst darum, festzusetzen, von welchen Gesichtspunkten man ausgehen müsse, um (im praktischen Leben) zu bestimmen, wer gerecht sei, wer nicht.

Nach all dem von mir Gesagten dürfte somit schwerlich jemand Zweifel in die Echtheit des von R. incriminierten Abschnittes setzen.

1137 b 4 f. Die Worte *οὐ δίκαιον* hinter *ἐπιεικές* will R. nach einer alten Conjectur des Giphanius getilgt wissen. R. sagt: Zweierlei ist möglich: Entweder ist das *ἐπιεικές* und das *δίκαιον* dasselbe, oder sie sind voneinander verschieden (a 32 f.). Wenn das erstere nicht gilt, so lassen sich wieder zwei Fälle denken; denn dann sei entweder das Gerechte oder das Billige nicht *σπουδαῖον* oder *ἀγαθόν* (vgl. a 35 — b 2); und weil nun keine von diesen beiden letzteren Annahmen zutreffe, so sei die Aporie gezeigt, demonstrata est (das Gerechte und Billige beide das Nämliche). Deshalb, schließt R., müsse man, weil zu *ἐπιεικές* an unserer Stelle aus dem Vorhergehenden nothwendigerweise *οὐ σπουδαῖον* ergänzt werde, das *οὐ δίκαιον* streichen.

Nun könnte man dagegen einfach erklären, dass dann von einer Aporie überhaupt nicht zu sprechen sei. Denn mit dem zweiten Theile derselben hätte man nicht bloß die Aporie gezeigt, sondern auch gelöst, wogegen Ar. mit den Worten b 5 ff. andeutet, dass er hier nur das erstere annehmen wolle. Zudem wäre mit der R.schen Voraussetzung nicht einmal bewiesen, dass *δίκαιον* und *σπουδαῖον* etwas (in jeder Beziehung) Verschiedenes bedeuten. Denn man kann von zwei Dingen immerhin behaupten, dass sie eine Eigenschaft, wie hier das *σπουδαῖον*, nicht gemein haben, während sie sonst einander vollständig gleichen.

Nehmen wir dagegen die Sache so, wie sie uns von der Überlieferung geboten wird, dann wäre die Argumentation des Ar. folgende: Zwischen Gerechtigkeit und Billigkeit herrscht eine gewisse Verwandtschaft, also weder vollkommene Gleichheit noch vollkommene Verschiedenheit. Denn sowohl im ersteren, wie im letzteren Falle stößt man auf Ungereimtheiten, da dort die Verschiedenheit, hier die Gleichheit als Endresultat der dazu gehörigen Betrachtung erscheint. Wir loben nämlich zwar beides, das Gerechte und das Billige; warum macht man dann einen Unterschied? Und wir sehen andererseits, dass sie beide voneinander verschieden sind, weil man häufig in wirklichen Entscheidungen etwas für gerecht hält, ohne dass es diesen Namen verdient, weil es *οὐ σπουδαῖον* ist, und weil man andererseits dann, wenn man an die Stelle dieses angeblichen, aber nicht wirklichen *δίκαιον οὐ σπουδαῖον* das *σπουδαῖον ἐπιεικές* setzt, nothwendigerweise dasselbe nicht mehr für *δίκαιον* ausgeben kann. Und wenn sie also verschieden sind, warum hält man sie für gleich, eine Annahme, die nur dann stattfinden dürfte, wenn man in wirklichen Entscheidungen nicht bloß das *σπουδαῖον ἐπιεικές*, sondern auch das *οὐ σπουδαῖον δίκαιον* für *σπουδαῖον* anzusehen sich bewogen fühlen könnte?

Aus dem Gesagten erhellt, dass man mit gutem Gewissen die Conjectur des Giphanius auf sich beruhen lassen kann, ohne etwas im Ar.schen Texte zu ändern.

1138 a 4 — b 14. Zu diesem Capitel werden von R. verschiedene Bedenken vorgebracht. Erstlich sagt R. zu 1138 a 7, dass es eine ganz neue Anschauung sei, die hier von Ar. vorgeführt werde, dass die Gesetze verbieten, was sie nicht zu thun befehlen. Ferner meint er, es bedürfe auch gar nicht einer solch waghalsigen Behauptung; denn 1131 a 8 wäre angegeben, dass die Tödtung eines Menschen überhaupt ein Verbrechen und vom Gesetze verpönt sei, so dass also auch der Selbstmord dadurch verboten werde. — Dazu bemerke ich nun Folgendes. Wenn das Gesetz Verbote und Befehle erlässt, so sind dieselben alle gegen die böse Absicht gerichtet. In den Fällen also, in denen von dem Gesetze ein Befehl oder Verbot nicht erlassen wird, setzt es voraus, dass, wenn trotzdem etwas unterlassen, beziehungsweise gethan wird, dies nicht mit böser Absicht geschieht. Vgl. 1130 a 28 ff. Jedenfalls kann man behaupten, dass jedem (affirmativen) Befehle und Gebote des Gesetzes das entsprechende Verbot desselben gegenüber steht. Wenn also das Gesetz z. B. gebietet, dass jeder Bürger des Staates verpflichtet ist, seine Familie zu ernähren, so wäre das Gegentheil davon naturgemäß verboten. Wenn daher das Gesetz sagt, dass die Erhaltung der eigenen Person und Angehörigen Pflicht jedes Staatsbürgers sei, dann muss behauptet werden, dass von dem nämlichen Gesetze die Tödtung der eigenen Angehörigen und der Selbstmord verboten sei. Darnach, könnte man nun glauben, wäre aber dann die Streitfrage schon entschieden; und doch neigt sich Ar. im folgenden (a 14—26) auf die Seite derjenigen, welche sagen: *οὐκ ἐνδέχεται ἑαυτὸν ἀδικεῖν*. Allein nur insoweit kann das Gesetz etwas verbieten, als nicht andere Momente, wie Affecte und überhaupt gewaltsame Einflüsse sich geltend machen. Und deshalb zeigt eben auch Ar., wie jener Grundsatz, dass, was das Gesetz gebietet, ein Verbot nach sich ziehe, in dem Falle keine Anwendung finde, wenn der Selbstmörder unter dem Eindruck eines Affectes gestanden sei. Daher behandelt Ar. auch hier die Sache in Form einer Aporie, indem er die streitenden Parteien gleichsam redend einführt und speciell hier von dem einen Extrem ausgeht, wornach die Ansicht aufgestellt wird, dass es unter allen Umständen unerlaubt sei, *ἑαυτὸν ἀποκτιννύναι*, also unter allen Umständen richtig: *ἐνδέχεται ἑαυτὸν ἀδικεῖν* (a 5—14), hernach auf das andere Extrem übergeht, wornach der Satz Geltung hätte: *οὐκ ἐνδέχεται ἑαυτὸν ἀδικεῖν* (a 14—26), und endlich die Lösung in zwischen beiden Anschauungen vermittelnder Weise vorbringt (a 26 — b 13).

Ried (Oberösterreich). J. Zahlfleisch.

Griechische Verse bei Livius.

Zweimal hat Livius mit ausdrücklicher Namensnennung Homer angeführt: XXXVII, 19, 7: Adramytteum .... agrum opulentum, quem vocant Thebes campum, carmine Homeri nobilitatum hat *Z* 397 im Auge; XCIV, fg. 21 Hertz (Servius ad Verg. Aen. 7, 715): Livius in libro nonagesimo quarto Inarimen in Maeoniae partibus esse dicit; ubi per quinquaginta millia terrae igni exustae sunt. hoc etiam Homerum significasse vult bezieht sich auf *B* 783. Die erste Stelle geht auf Polybios zurück (Nissen, Kritische Unters. 193. v. Scala, Studien des Polyb. I, 69, 2), die zweite auf Poseidonios (Arnold, Untersuchungen über Theophanes und Posid. 13. Suppl.-Bd. d. Jhrb. f. d. Philol. 81, wo die erstere Stelle übersehen ist). Für die äußere Arbeitsmethode des Livius wie für die Quellenkritik wird es nicht ganz nutzlos sein, zu sehen, wie er sich sonst dichterischen Anführungen gegenüberstellt, die ihm seine Quellen darbieten. Polybios IX, 21, 3 wird *τ* 471 (*τὴν δ' ἅμα χάρμα καὶ ἄλγος ἕλε φρένα*) ungenau angeführt: *κατὰ τὸν ποιητὴν ἅμα λύπην καὶ χαρὰν ὑποτρέχειν δείκνυσι τὰς ἑκάστων ψυχάς*. Daraus hat Livius XXVI, 37, 2 gemacht: hinc in Hispania adversae res, hinc prosperae in Sicilia *luctum et laetitiam miscuerant*. Zur Kennzeichnung des karthagischen Heeres werden von Polyb. XV, 12, 9 die Verse *Δ* 432 und *B* 804 ineinander verfließend angeführt: *ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα, πολύκλητοι δ' ἔσαν ἄνδρες*. Dies verflüchtigt sich bei Livius XXX, 34, 1 zu: dissonae illis, ut gentium multarum discrepantibus linguis, voces. Liv. XXIX, 17 wird auf *μ* 85 und 98 ff. Bezug genommen, und das homerische *πέλωρ κακὸν* mit belua immanis wiedergegeben. Neben diesen dunklen Spuren homerischer Worte hat Livius auch andere Verse in undeutlichen Umrissen aufzuweisen: den Vers des Stasinos bei Polyb. XXIII, 10, 10 *νήπιος ὃς πατέρα κτείνας υἱοὺς καταλείπει* ersetzt eine schwerfällige Umschreibung bei Liv. XL, 3, 7. negare ... coepit, satis tutum sibi quicquam esse, nisi *liberos eorum quos interfecisset* comprehensos in custodia haberet et tempore alium alio tolleret. Im verloren gegangenen Theil des XV. Buches muss Polybios jenen von ihm wiederholt (I, 87, 9, II, 63, 2, III, 94, 4) angeführten Vers *δεῖ τὴν ταχίστην ἐκκυβεύειν τοῖς ὅλοις* (vgl. Sauppe, Philol. XX, 177) wieder als Redeschmuck benützt haben, denn Livius schreibt XXXI, 35, 1: *celerem aleam universi certaminis* timens, was hier natürlich nicht die Ausführung eines auch sonst von ihm gebrauchten, sprichwörtlichen Bildes (I, 23, 9 in dubiam aleam; XXXVII, 36, 9 tutam fore belli aleam; XLII, 50, 2 in aleam tanti casus daret), sondern die Übersetzung des Verses bei Polybios ist.[1]) So sind Versspuren,

[1]) Allzu verwischt ist der alte Vers, den schon Chairemon (fg. 2. 789 N.), später Menandros (Monost. 725) verwendet und Theophrast im Kallisthenes (Cic. Tusc. V, 9, 25) angeführt hatte: *τύχη τὰ θνητῶν πράγματ', οὐκ εὐβουλία* bei Liv. XLIV, 40, 3 fortuna quae plus consiliis humanis pollet. Theokritvers (I, 102) Liv. XXXIX, 26 (aus Polyb.) wohl sprichwörtlich.

die sich im XXI. und XXII. Buche finden, wichtig für die Quelle des Livius: sie, nicht er selbst, verwendet die Belesenheit in griechischen Dichtern zum „Schmuck" der Darstellung. Das schulmäßige Citat bei Polybios III, 94, 4 *οἰσσάμενος δόλον εἶναι* (κ 232, 258) ist älteren Ursprunges: die gemeinsame Quelle des Livius und Polybios muss dasselbe bereits gebracht haben: hinc tumultum sensit Fabius: *ceterum et insidias ratus* (Livius XXII, 18, 1) beweist dies.[1]) Der Reiteroberst Minucius ist nach seiner Rettung durch Fabius äußerst bußfertig und lehrhaft gestimmt (Liv. XXII, 29, 8): saepe ego, inquit, audivi, milites, eum primum esse virum, qui ipse consulat quid in rem sit, secundum eum, qui bene monento obediat: qui nec ipse consulere nec alteri parere sciat, eum extremi ingenii esse. Die Gesellschaft, in der sich Minucius bewegte, muss erschrecklich gebildet gewesen sein, denn was er so oft gehört haben will, ist, wie man längst erkannt hat, Hesiod *Ἔργα καὶ ἡμέραι* 293 ff. entnommen: *οὗτος μὲν πανάριστος ὃς αὐτῷ πάντα νοήσῃ [φρασσάμενος τά κ' ἔπειτα καὶ ἐς τέλος ᾖσιν ἀμείνω·] ἐσθλὸς δ' αὖ κἀκεῖνος, ὃς εὖ εἰπόντι πίθηται. ὃς δέ κε μήτ' αὐτὸς νοέῃ μήτ' ἄλλου ἀκούων ἐν θυμῷ βάλληται, ὁ δ' αὖτ' ἀχρήϊος ἀνήρ* (= Stob. *'Ανθ.* 4. 22).

Es ist eine ganz reizende Ironie, einen derartigen Ausspruch *περὶ ἀφροσύνης* dem Minucius selbst in den Mund zu legen, eine Ironie, die Livius unbewusst angewendet hat. Weitere Schlüsse zu ziehen, ist einstweilen unsicher; nutzbringend erscheint es aber festzustellen, dass die von Livius und Polybios gemeinsam benützte Quelle in Homer und Hesiod bewandert war:

---

[1]) Eine Zusammenstellung der hiehergehörigen Überlieferung ist nützlich:

Polybios III, 94, 4:	Livius XXII, 18:
Φάβιος δὲ τὰ μὲν ἀπορούμενος ἐπὶ τῷ συμβαίνοντι καὶ κατὰ τὸν ποιητὴν οἰσσάμενος δόλον εἶναι, τὰ δὲ κατὰ τὴν ἐξ ἀρχῆς ὑπόθεσιν οὐδαμῶς κρίνων ἐκκυβεύειν οὐδὲ παραβάλλεσθαι τοῖς ὅλοις, ἦγε τὴν ἡσυχίαν ἐπὶ τῷ χάρακι.	hunc tumultum sensit Fabius: ceterum et insidias esse ratus et ab nocturno utique abhorrens certamine suos munimentis tenuit.

Plutarch Fab. 7:	Appian. *'Αννιβ.* 15:	Zonarus VIII, 26 also Dio Cassius:
τῷ δὲ Φαβίῳ συνέβη μὲν ἔτι νυκτὸς αἰσθέσθαι τὸν δόλον ...ἐνέδρας δὲ δεδιὼς σκοταίους ἀτρέμα τὴν δύναμιν ἐν τοῖς ὅπλοις εἶχεν.	*ὁ μὲν Φάβιος εἴκαζεν εἶναί τι στρατήγημα τοῦτο 'Αννίβου καὶ συνεῖναι μὴ δυνάμενος ἀτρέμα συνεῖχε τὴν στρατιάν.*	*οἱ γὰρ ἐν τῷ πεδίῳ Ῥωμαῖοι καὶ οἱ ἐν τοῖς μετεώροις ἐνέδρας πτοηθέντες οὐκ ἐκινήθησαν.*

Die Zusammenstellung beweist also 1. dass Plutarch und Appian eine gemeinsame griechische Quelle gehabt haben, 2. dass diese Vorlage mit der polyb.-liv. Quelle identisch war.

bei der auch neuerlich von Diels Sibyll. Blätter[1]) hervorgehobenen Belesenheit des Fabius Pictor ist er nicht ausgeschlossen, wenn es auch wahrscheinlicher ist, dass ein Grieche die gemeinsame Quelle von Polyb. III, 94 und Liv. XXII, 18 gewesen, bei Liv. XXII, 29 zugrunde liegt und hier das Hesiodcitat zu allgemeiner Kennzeichnung gebracht hatte, das dann von Livius seiner für die wirkungsvolle Versöhnungsscene frei erfundenen Minuciusrede eingefügt wurde.

Innsbruck. Rudolf v. Scala.

Zu Lucifer.

1. In der Schrift de sancto Athanasio I 18 p. 98, 4 f. ed. Hartel beschuldigt der streitbare Bischof den Kaiser Constantius und seine arianischen Genossen 'ut bestias inmanes saevire in vicem dei cultorum'. Das unmögliche 'uicem' des Vaticanus hat der Herausgeber zu 'cervicem' (vgl. praef. p. XV sq.) ergänzt, indem er von der Erwägung ausging, dass gerade die Auslassung einzelner Buchstaben oder Silben eine Eigenthümlichkeit dieser Handschrift bilde. Ich glaube jedoch auf seine Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich eine Verschreibung aus 'necem' annehme; vgl. mor. esse pro d. f. 8 p. 301, 16 omnes in nostram necem saeviunt daemones; de s. Ath. II 6 p. 158, 8 furit (so Poncius für das überlieferte 'fuerit') in innocentis necem mens tua; de non parc. 20 p. 252, 26 ad necem dei cultoris prosilierint.

2. Dass die Kirchenväter gerne mit ihrem stilistischen Unvermögen coquettieren, ist bekannt, dass aber auch der rauhe Lucifer mit der wiederholten Betheuerung seiner rusticitas nicht völlig ernst zu nehmen ist, scheint noch nicht beobachtet worden zu sein. Wenigstens spricht ihm Hartel (abgesehen von dem aus Cicero[2]) entlehnten 'quousque tandem usw.') „jede classische Bildung" ab (Archiv f. Lexikogr. III 2). Man vergleiche aber folgende Stelle:

Lucif. mor. esse pro d. f. 8 p. 301, 27		Verg. Aen. II 333 sq.
stat semper nempe gladii tui acies stricta parata Christianorum neci	=	stat ferri acies mucrone corusco stricta, parata neci.

München. Karl Weyman.

[1]) Belesenheit in Homer würde Dionys VII. 72 erweisen (Sibyll. Bl. 106, 1), falls das Citat noch auf Fab. zurückgeht, ebenso die Akrostichis im Orakel der cumanischen Sibylle (Nachahmung von *M* 114: Sib. Bl. 28), falls Fab. wirklich der Verfasser ist.

[2]) Benützung des christlichen Cicero hat Brandt, Lact. op. I p. CIII sq. erwiesen. Aus ihm stammt das Vergilcitat (Aen. VI, 542 sq.) mor. pro d. f. 14 p. 315, 15.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt vcn J. La Roche. Theil III, Gesang IX—XII. Dritte, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 166 SS.

Die Iliasausgabe La Roches hat ihre eigenthümlichen Vorzüge: es sind dies die gut stilisierten Noten und die Parallelstellen, sobald irgend eine metrische oder syntaktische Erscheinung in Betracht kommt. Vor Jahren (1888) musste Ref. in dieser Zeitschrift der Ausgabe des II. Theiles den Vorwurf machen, dass die Sprachwissenschaft bei der Erklärung der Formen nicht zu ihrem Rechte komme. In dem vorliegenden Hefte war Ref. in ganz seltenen Fällen in die Lage versetzt, für die Sprachwissenschaft einzutreten.

An Einzelbemerkungen seien vorgebracht: Zu I 15 wird bei der Erklärung von *αἰγίλιπος πέτρης*, was La R. als glatten Fels erklärt, schlechtweg auf *λιαρός*, *λίσσομαι*, *λόφος*, welche angeblich mit *γ* anlauteten, verwiesen. Das ist nun höchst zweifelhaft; dem deutschen glatt entspricht nur *λισσός* (*λισσή πέτρη* dreimal in Od.). Zu *I* 454 wird gesagt: *ἐρινῦς* aus *ἐρινύας* contrahiert, was gegenwärtig nicht mehr gelehrt werden sollte. Zu *K* 247 wäre aufmerksam zu machen gewesen auf den Opt. ohne *κὲ*, nicht erst zu v. 556. In der Note zu *K* 281 wird das *-ας* in *ἐυκλεῖας* als lang durch Contraction ausgegeben, während doch *-ας* der consonantischen Stämme von Haus aus kurzes *α* hatte und *ἐυκλεῖας* auf *ἐυκλεέας* zurückgeht, welch letztere Form viele neuere Herausgeber hier einsetzen; *ας* ist in der Arsis gelängt, wie in zahlreichen anderen Fällen solche Längungen vorkommen. Der Accent ist später der jüngeren Wortform zugetheit worden. Zu *Λ* 305: Die Länge der zweiten Silbe in *πληθὺν* ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, dass der 1. Fuß eine Vorliebe für den Spondeus hat, die Länge wird hier übrigens noch durch die Sinnespause gestützt. Zu *Λ* 474 ist die allgemein hingestellte Behauptung „in der Trithemimeres sind auch Kürzen für Längen

gestattet“, nicht genau; es ist eine gemischte Gesellschaft, die sich in der Note zusammengefunden hat. Auszuscheiden sind wegen eines folgenden mit Digamma anlautenden und syntaktisch eng verbundenen Wortes *Δ* 27, *Z* 176, *I* 503, *Λ* 39. Die Fälle, wo Sinnespause hinzutritt, sind für sich eine Art; Versnoth ist nur in einer kleinen Zahl von Fällen maßgebend gewesen. In *προτὶ* (*πρὸς*) beim Passivum (zu *Λ* 831) liegt eine andere Anschauung, als in *ὑπὸ*, worauf hingewiesen werden konnte: *προτὶ* (*πρὸς*) bezeichnete „unter den Augen, im Angesichte von“. *M* 56 ist im Texte der Druckfehler *ἕστασεν*. Über die Form *ἕστᾰσαν*, die hier überliefert ist, ließ sich wohl nichts sagen, da eine Erklärung derselben unmöglich ist, sowie der Form *δέχαται* v. 147. Über *νώνυ-μνος* *M* 70 s. Brugmann, gr. Gr.² 45. 104. Zu *M* 289 ist die Berufung auf einen Dichter, qui nil molitur inepte, kein Beweis, indem gerade in diesem Buche des Sonderbaren und Dunklen genug zu lesen ist. In der Note zu *M* 318 sind verschiedenartige Beispiele für die angebliche regelmäßige Dehnung des *ε* in *η* vor *ει* beigebracht; „doch, heißt es dort weiter, wird auch *ε* in *ει* gedehnt, wie in *ἐξείης*, *ἀδειής* *H* 117, *Ὀικλείης* *o* 244, *νηλειές* Hymn. auf Aphrod. 245“. An unserer Stelle stand gewiss einmal *ἀκλεϝεές*, und wenn auch gegen Wiedereinsetzung solcher postulierter Formen eine Art rückläufige Bewegung sich geltend macht, so dürfen doch die überlieferten Formen nicht falsch erklärt werden. So viel steht dem Ref. außer Zweifel, dass wir modernisiertes Sprachgut in solchen Fällen vor uns haben.

Was die Texteskritik La Roches, der dem Heftchen auch einen Anhang von sechs Seiten beigegeben hat und sonst in den Noten für eine Lesart eintritt, betrifft, so ist dieselbe innerhalb des Rahmens der Überlieferung keineswegs engherzig; wo geringfügige Änderungen eine annehmbarere Lesart herbeiführen, scheut La R. vor einer solchen nicht zurück. In dieser Hinsicht, sowie in den meisten Fällen, die den homerischen Sprachgebrauch betreffen, ist La R. ein lehrreicher Führer durch die homerischen Gesänge.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band, 2. Heft. Ges. IV—VI, bearbeitet von C. Hentze. 4., berichtigte Auflage. Leipzig, J. G. Teubner 1891. 132 SS.

Man wird nicht viele Worte zu machen brauchen, wenn es sich um die Anzeige einer Neuauflage jener allbekannten Homerausgabe handelt, an welcher Prof. C. Hentze unermüdlich bessernd arbeitet. Der Vergleich mit der 2. Auflage, die dem Ref. zur Hand ist, ergibt eine ganz bedeutende Anzahl von Änderungen, die auch Besserungen sind. Der Umfang des Heftchens ist gegenüber der Ausgabe vom Jahre 1874 nicht gewachsen. Man kann sich mit den gebotenen Erklärungen fast durchwegs einverstanden erklären. Der Vers *Δ* 117 macht wegen *ἀβλῆτα* und *ἕρμ' ὀδυνάων* Schwierigkeiten, die durch den Commentar nicht beseitigt sind. Der Vers

erregte schon Aristarchs Bedenken und erscheint in der That interpoliert; dem Interpolator schwebte eine Bedeutung des Wortes ἕρμα vor, die wir nicht mehr nachfühlen können Die Auffassung von βλήμενος Δ 211 als Partic. Perf. mit abgeworfener Reduplication und zurückgezogenem Accente scheint willkürlich. H. folgte hier Classen, Beobachtungen, S. 112 (1879). Vom Standpunkte der Formenlehre kann man aber βλήμενος nur als Aorist bezeichnen. Die Schuld, dass es hier dem Perfectum so ganz genähert ist, liegt an dem Dichter dieser Stelle; Δ 363 μεταμώνια könnte man im Hinblicke auf 488 und *E* 36 als entstanden aus *μετ-ανεμώνια betrachten. Man vgl. die Anführungen in Ebelings Lexikon unter d. W. *E* 21 kehrt bei κτάμενος eine ähnliche Note wie zu Δ 211 wieder, womöglich mit noch weniger Berechtigung vom Standpunkte der Formenlehre. — Über die Bedeutung von ἠιόεις (*E* 36) lässt sich nicht wohl rechten mit dem Verf., da die Etymologie dieses Wortes im Dunkeln liegt. Die Note zu ἀλόντε *E* 487 ist bedenklich, da sie nur eine Notherklärung gibt; der in der Literatur so heimische Verf. wird wohl wissen, wie es um den Vers steht. *E* 898 ist ἐνέρτερος wohl zunächst Comparativ zu ἔν-ερος, der Bedeutung nach zu ἔν-ερ-θε „von der Erde herauf". Im Verse *Z* 479 liest Hentze εἴποι statt des überlieferten εἴπῃσι und fasst es als Wunschoptativ. Es ist nicht leicht zu sagen, wie aus εἴποι die Überlieferung εἴπῃσι entstanden sein mochte; Rzach und Ludwich behalten den Conj. bei, Usener suchte den Vers zu rechtfertigen trotz des πᾰτρὸς.

Homeri Odyssea in usum scholarum edidit et commentario instruxit J. La Roche. Pars I, Odysseae I—XII. (Tempsky-Freytag bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum.) 1892. 219 SS.

Commentar zu Homers Odyssee. Von J. La Roche. I. Heft: Ges. I—VI. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky-Freytag 1891. IV u. 150 SS. Preis 60 kr.

La Roche hat für die Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller im Verlage Tempsky eine Textausgabe der Odyssee bearbeitet, offenbar dem Commentar zu liebe, dessen Hauptinhalt La R. schon im Jahresberichte des Gymnasiums zu Linz vom Jahre 1888 veröffentlicht hat. (Letzteren hat Ref. schon anderswo kurz besprochen.)

Was nun die Textausgabe anlangt, so hat Ref. dieselbe mit der älteren kritischen Ausgabe der Odyssee von La R. vom Jahre 1867, sowie mit der neuesten Ausgabe A. Ludwichs verglichen. Die Orthographie betreffend, weicht La R. in einigen Punkten von Ludwich ab, worüber La R. in einer ausführlichen Besprechung der Ausgabe A. Ludw. in der Wochenschrift f. class. Philologie (1890, Nr. 27) sich ausgesprochen hat. In der Textesgestaltung ist La. R. minder an der Überlieferung hangend als Ludwich. An 16 Stellen innerhalb der ersten Hälfte des Gedichtes hat La. R. geändert,

während Ludw. denselben Text bietet wie La R. in der Ausgabe von 1867, bis auf β 427, wo Ludw. noch *ἔπρησεν* schreibt, während La R. schon 1867 *ἐμπρησεν* drucken ließ. An zwei Stellen stimmen jetzt La R. und Ludw. überein: δ 546 *ἤ καὶ* st. *ἤ κεν* mit Bekker 2. A. und η 261 *ὀγδοατόν* st. *ὀγδοόν* mit Bekker 2. A. und Dindorf. Ein Theil der Änderungen wurde von La R. schon vorgebracht und begründet in dieser Zeitschrift XXXVIII, S. 161 f. Die Änderungen La R.s sind paläographisch leicht zu begreifen und sind dem Sinne nach annehmbar.

Der Commentar besteht aus zwei Theilen. Aus den Noten zu den einzelnen Versen in I—VI und aus einem „Anhange", der theils die Erklärungen des ersten Theiles begründet, theils — und dies ist ein großer Vorzug dieses Commentars gerade auf der höheren Stufe des Unterrichtes — in zusammenfassender Weise die Beobachtungen über Homer'schen Sprachgebrauch bringt, den der Verf., wie wenige, gründlich kennt. In dieser Richtung ist der zweite Theil auch für den Lehrer höchst empfehlenswert.

Bedenken über Einzelheiten sind dem Unterzeichneten nur wenige aufgestoßen. So wäre auf S. 5 zu *ἕλικας* wohl mitzutheilen gewesen, wie der Verf. das Wort übersetzt wissen will. Siehe des Verf.s Note zu Homers Il. IX 466, wo wir erfahren, dass es heiße „die sich beim Gehen winden". Zu α 365 (S. 15) erklärt La R. das *σκιόεντα* für „hoch". Das Adjectiv kommt noch bei *οὔρεα* (*ὄρεα*) und bei *νέφεα* vor, z. B. ϑ 374 und sonst, was La R. entgangen zu sein scheint. Ein Grund *σκιόεις* nicht als „schattenwerfend" zu übersetzen, ist dem Ref. unerfindlich. Zu β 355 (S. 29) wird bemerkt, dass der zweite Bestandtheil *μυλη-φάτος* derselbe ist wie in *ἀρηί-φατος*, *πρός-φατος*. Letzteres Wort nun, welches nur Ω 757 erscheint, möchte doch aus dem Vergleiche gelassen werden. Die Länge des ᾱ in *ἀέσαμεν* γ 151, sowie in den Formen, die dort noch gebracht werden, ist Folge eines verhauchten und nicht mehr geschriebenen Digammas, nicht aber Augmentierung. Warum La R. in δ 244 *αὐτόν μιν* für falsch erklärt, aber in seinem Texte es beibehielt, ist nicht einzusehen. ε 206 wäre Bekkers Conjectur *εἰ μὴν* auch wegen *Ϝειδείης* empfehlenswert. Zu ζ 207 heißt es: *πρὸς Διός εἰσιν* „(gleichsam) von Zeus gesendet, d. h. unter seinem Schutze stehend". Diesen Bedeutungsübergang begreift man schwer; *πρὸς* heißt hier „unter den Augen des Zeus" (siehe des Ref. Gramm. d. hom. Dial. S. 224).

Im Anhange wäre zu *ἱερεύειν* (S. 109) zu bemerken, dass „schlachten" und „opfern" für jene Zeit zusammenfielen. Es handelt sich im gegebenen Falle nur darum, ob das „opfern" aus einem besonderen Grunde betont werden soll. S. 126 tritt La R. für die locale Bedeutung von *ὧδε* ein, vor allem gegen Lehrs; *ὧ-δε* ließe sich nun als eine Locativform auffassen ähnlich dem lateinischen quō, eō. Diese Locativform ist zusammengefallen mit einer Ablativ-Instrumentalform *ὧ-δε*, wie ja auch in dem *τῷ* (*τῶ*) bei

Homer verschiedene Casus stecken. Dies zu erwähnen, wäre in einem solchen Commentare nicht unpassend. La R. will auch dem οὕτω(ς) ζ 218, ρ 447 *Χ* 498, *Φ* 184 locale Bedeutung aufdrängen, wohl nicht mit Recht. S. 129 heißt es: „μέλλω mit dem Infin. bedeutet „es ist etwas so beschaffen, dass“, ... das ist nun ein zweifelhafter Einfall des Verfassers. Wie will man diese Übersetzung einer oder der anderen Stelle in Einklang bringen mit der sonstigen Bedeutung des Verbums? μέλλω heißt eben „ich bin im Begriffe“, und wird in den überwiegend meisten Fällen durch unsere modalen Hilfszeitwörter sollte, mochte gegeben werden können, wie ja La R. selbst in einzelnen Fällen übersetzt. Bei κλυτός (S. 148) stehen die Bedeutungen „berühmt“ und „herrlich“, „prächtig“, “stattlich“ in einem ursächlichen Zusammenhange, es ist also das Eifern gegen die Übersetzung nach der Grundbedeutung nicht so gerechtfertigt. Man muss auch gelegentlich mit phrasenhafter Verwendung eines Epithetons rechnen.

So schließen wir denn, ohne alles auszupacken, was wir noch vorbringen könnten, und betonen, dass die Grundsätze, nach denen dieser Commentar gearbeitet ist, vollen Beifall verdienen und der Nutzen desselben sich jedem Fachgenossen bewähren wird.

Brünn. Gottfr. Vogrinz.

Herodots zweites Buch. Mit sachlichen Erläuterungen herausgegeben von Alfred Wiedemann. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1890. gr. 8°, VIII u. 624 SS. Preis Mk. 12.

Wiedemann hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf dem Boden Ägyptens zur Erklärung des zweiten Buches Herodots zu verwerten. Wie in seinen übrigen Schriften, namentlich in seiner „Geschichte Ägyptens“, ist er, von einer großen Belesenheit unterstützt, bemüht, das sehr zerstreute Material möglichst vollständig zu geben. Da neben den monumentalen auch die classischen Quellen bis zu den Kirchenvätern herab herangezogen werden — für diese lag eine vorzügliche Vorarbeit in dem Parthey'schen Commentar zu Plutarchs Schrift *Περὶ Ἴσιδος καὶ Ὀσίριδος* vor — wird dieser Commentar zu einem wertvollen Handbuche, in welchem jeder Freund des ägyptischen Alterthums sich über einschlägige Fragen rasch und sicher orientieren kann. Durch die Reichhaltigkeit seiner Quellenstellen übertrifft er weit seinen Vorgänger, den 1876 in zweiter Auflage erschienenen Commentar von Rawlinson, welcher freilich seinerseits die Beigabe von Abbildungen voraus hat. Sehr zustatten kam dem Hrn. Verf. ein 1863/64 ausgearbeitetes Collegienheft Gutschmids über das zweite Buch Herodots, welches neben einer allgemeinen Einleitung über Herodots Leben eine Erklärung der Capitel 1—53 enthielt. Der Text, den Wiedemann seiner Ausgabe zugrunde gelegt hat, ist fast durchgehends der Stein'sche.

Es würde uns zu weit führen, Nachträge und Ergänzungen zu dieser Arbeit geben zu wollen, doch sei es gestattet, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen. Schon mehreren Erklärern ist es aufgefallen (vgl. auch Wiedemann S. 19), dass Herodot in der persischen Zeit Grenzgarnisonen nur in Elephantine und Daphnai kennt, während er an derselben Stelle (II, 30) für die Zeit Psammetiks solche in Elephantine gegen die Äthioper, im pelusischen Daphnai gegen die Araber und Assyrer und in Marea gegen die Libyer ausdrücklich hervorhebt. Die Erklärung ist darin zu suchen, dass in Marea als *βασιλεὺς Λιβύων τῶν πρὸς Αἰγύπτῳ* des Inaros Sohn Thannyras saß, welcher nach Herodots Angabe (III, 15) bei Bewältigung des ägyptischen Aufstandes, einem Grundsatze der Politik altorientalischer Herrscher entsprechend, von den Persern als Nachfolger seines Vaters eingesetzt wurde. Dass dieser von Marea aus den ägyptischen Aufstand in Scene gesetzt hatte, sagt uns Thukydides (I, 104) ganz ausdrücklich. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die Nachricht Herodots (II, 18) ihre rechte Bedeutung, nach welcher die Bewohner der Städte Marea und Apis „*οἰκέοντες Αἰγύπτου τὰ πρόσουρα Λιβύῃ, αὐτοί τε δοκέοντες εἶναι Λίβυες καὶ οὐκ Αἰγύπτιοι*“ dem Orakel des Amon erklärten, sie hätten nichts mit den Ägyptern gemeinsam, worauf sie dann vom Orakel für Ägypten reclamiert wurden, mit dem Hinweise darauf, dass alle Jene, welche unterhalb Elephantines wohnen und von dem Wasser des Nil trinken, zu Ägypten gehörten. Der Nachweis eines libyschen Fürstenthums unter persischer Oberherrschaft, mit den Städten Marea und Apis findet Analogien in der persischen Geschichte. So kennen wir in Kleinasien Dynastien, welche über die Zeit Alexander des Großen sich behaupteten und ihren Ursprung auf einen der sieben Verschworenen zurückführten. Der Name des Vaters des Inaros, Psammetichos (Thukydides I, 104) lässt es sogar als wahrscheinlich erscheinen, dass diese libyschen Kleinkönige mit der durch Kambyses depossedierten Königsfamilie in verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Jener Psammetichos, welcher unter dem Archon Lysimachides 445/444 v. Chr. 30.000 Scheffel Getreide nach Athen sandte (anlässlich seines Regierungsantrittes?) ist wohl der Nachfolger des Königs Thannyras. Von Kleinkönigen kennen wir außerdem in dieser Zeit noch Amyrtaios und Pausiris (Herodot III, 15).

Zu den geographischen Namensformen *Κερκασωρος* und *Κερκευσιρις* (S. 89) wären noch *Κερκεσουχος*, *Κερκεησις* und *Κερκεφθα* (vgl. Euting, Epigraphische Miscellen II, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, philos.-hist. Classe, 1887, S. 409) zu citieren. Der erste Bestandtheil dieser Namen, *Κερκε*, welchem regelmäßig ein Gottesnamen folgt, liegt uns, wie wir in Berichtigung einer früher in den „Wiener Studien“, IV, S. 165, geäußerten Meinung bemerken möchten, wohl auch in jenem *Κερκιος* der großen Söldnerinschrift von Abusimbel vor.

Wien. J. Krall.

Demosthenes. Ausgewählte Reden für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Karl Wotke. 3. vermehrte Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky 1891. XXIX u. 126 SS.

Die Nothwendigkeit der Herstellung einer neuen Auflage ist das beste Zeugnis für die Brauchbarkeit dieser Schulausgabe. Der größere Umfang erklärt sich durch die Verwendung schöner, großer Typen; es ist aber auch der fast unveränderten Einleitung ein neuer Abschnitt vorangeschickt: „Geschichte der attischen Beredsamkeit bis auf Demosthenes“. Derselbe zeigt wohlerwägende Rücksicht auf den Zweck, dem die ganze Ausgabe dienen soll; ich hätte nur den einen Wunsch, dass alle Angaben über Lebensumstände der Redner u. a., für welche wir keine sichere Gewähr besitzen, in Zukunft entfallen oder doch als zweifelhaft bezeichnet werden mögen. Dahin rechne ich z. B. die Bemerkung über den Geburtsort und das Bürgerrecht des Isaios, ferner was an Thatsachen und Zahlen im ersten Satze des Abschnittes über Lysias mitgetheilt wird.[1]) Manches könnte ja ohne besonderen Schaden wegbleiben, so die Nachricht von der (gleichfalls angezweifelten) Verlegung der Schule des Isokrates nach Chios und vom angeblichen Unterrichte des Thukydides bei Antiphon. Dagegen war die Anzahl der Reden des Andokides auf drei zu beziffern, denn über die Unechtheit der vierten gegen Alkibiades besteht jetzt Einmüthigkeit des Urtheils.

An der Gestalt des Textes, welche W. bekanntlich auf besonnene Kritik gegründet hat, sind einige Änderungen zu bemerken: Zunächst Auslassung einzelner Wörter nach dem Vorgange anderer Gelehrter: Ol. I. 11 *τὴν χάριν* (Cobet), II. 8 *Θετταλοί* (Rosenberg), 12 extr. *αὐτῷ* (Cobet), 28 *ἴδιοι* (Rosenberg, doch in der neuesten Auflage zurückgenommen!), III. 27 *καὶ* vor *Λακεδαιμονίων* (Dobree); Phil. I. 10 *ἤ* (Blass); de p. 19 *ἡμῖν πολεμῆσαι* (Blass); Cherson. 21 *πρὸς ὑμᾶς* (Blass), 61 *ἐχθρούς* (Herwerden). Ohne ersichtlichen Grund (vielleicht nur Druckversehen?) fehlt ebendas. 70 *καί* vor *τριηραρχίας*.

Andere Lesarten: Ol. I. 7 *τέως* nach der Vulg., Phil. I. 35 *ἀναλίσκεται* und Cherson. 61 *προσῆκεν οὕτω* mit Cod. Σ. — Sodann ist eine Reihe von Conjecturen anderen Ausgaben entnommen; von Blass: Ol. III. 30 *τότε*, de p. 21 *δοκεῖ μεῖναι*, Chers. 50 *μήτε-τε*; von Rosenberg: Ol. I. 3 *εὐτρεπίσηται*, Ol. III. 15 *πάρεισιν*; ferner Phil. II. 35 *τόθ' ὑμᾶς* (Weil), Phil. III. 23 *οὐδὲν μέρος* (E. Müller), 63 *ἔτι* (Franke); endlich von mir: Ol. II. 28 *'Αμφίπολις καὶ ἄν*, Cherson. VIII. 63 *ἐν* (*τῷ*) *πολέμῳ*. An der ersteren Stelle bin ich aber jetzt eher geneigt, *'Αμφίπολις* für interpoliert zu halten, und ziehe *καὶ ἂν ληφθῇ* zu dem Fol-

---

[1]) Besonders auffällig erscheint die Behauptung, Lysias habe sich 447 als Metöke in Athen niedergelassen. Mag man über sein Geburtsjahr dieser oder jener Ansicht sein, jedenfalls war L. im Jahre 447 ein noch recht zarter Knabe, daher ist mindestens die Form obiger Nachricht unglücklich gewählt.

genden. Als einzige selbständige Neuerung findet sich Ol. I. 24 αὐτοί hinzugefügt vor ποιῆσαι. Dagegen habe ich nur das eine Bedenken, dass durch diesen Einschub der Gegensatz, der mir in den Verben πάθοιτ' ἄν und ποιῆσαι zu liegen scheint, abgeschwächt wird.

Der Druck ist im ganzen correct.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von A. Westermann. 9. verbesserte Auflage, besorgt von Emil Rosenberg, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 256 SS.

Als Neuerung gegenüber der 8. Auflage fällt zunächst die Umstellung der I. philippischen Rede vor die olynthischen auf; ferner ist der Ausgabe ein kritischer Anhang angeschlossen, womit der Herausgeber ein früher gegebenes Versprechen einlöst. Hier sind auch die Stellen verzeichnet, wo der Text geändert worden ist. In der Ausscheidung einzelner Wörter ist R. über die anderen neueren Herausgeber nicht hinausgegangen und insbesonders weit zurückhaltender als Blass; an einer einzigen Stelle, Ol. III. 15, streicht er selbständig mit Recht ἐστίν nach κρεῖττον am Schlusse einer Sentenz. Dagegen sind in der vorigen Auflage gestrichene Wörter wieder aufgenommen, z. B. Ol. I. 20 καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά, II, 28 ἴδιοι, Cherson. 7 καὶ ἀναγκαιότατον u. a. Auch Βοηδρόμια (Ol. III. 31) ist statt βοίδια wiederhergestellt. In der Aufnahme von Conjecturen zeigt sich der Herausgeber sehr zurückhaltend; er selbst ändert nur Ol. I. 7 ὡς (oder τέως der Vulg.) in τότε, vor dem er ἐθρύλουν aus der Vulgata einsetzt. Mit Blass schreibt R. jetzt Phil. I. 3 ἴδητε für εἰδῆτε, de pace 21 δοκεῖ περιεῖναι nach meinem Vorschlage, 23 τοῦτ' ἐστιν mit Rehdantz; ibid. 24 schiebt er, Fox und Weil folgend, οὐδέ vor ὁτιοῦν ein. Mit den angeführten und den meisten übrigen Änderungen im Texte bin ich vollkommen einverstanden; ungern sehe ich nur aus der 8. Auflage wiederum Phil. I. 40 die Schreibung οὐδενὸς δ' ἀπολείπεσθε aufgenommen. An eine Beziehung auf andere Gegner Philipps kann hier ja nicht gedacht werden, auch das vorangehende ἁπάντων ist nicht in diesem beschränkten Sinne zu fassen. Dagegen ist die Conjectur von Dobree οὐδὲν δ' ἀπολείπετε viel ansprechender und knüpft auch passend an das neutrale οὐδενί im Voranstehenden an.

Die Prolegomena, sowie die Einleitungen zu den einzelnen Reden sind hie und da durch Zusätze bereichert, auch die Epilegomena durch eingehendere Dispositionsangaben. Es wäre aber angezeigt gewesen, in Rücksicht auf die veränderte Reihenfolge der Reden auch die Einleitungen zur 1. philippischen und zu den olynthischen Reden, was historische Notizen anlangt, die schon für jene Rede benöthigt werden, entsprechend umzuarbeiten. Dasselbe bemerke ich vom Commentar, z. B. mit Hinblick auf IV. 17 und 35, verglichen mit I. 8 und 12. — Der Commentar hat im allge-

meinen seine Gestalt behalten; einige neue Bemerkungen hat der Herausgeber dem trefflichen Commentar in Fox' Ausgabe der Megalopolitana entlehnt. Aufgefallen ist mir, dass I. 26 die Erklärung zu *μὴ λίαν* — *ἤ* doppelt gegeben wird; ferner ist auf die Änderung im Texte keine Rücksicht genommen worden in den Bemerkungen zu V. 21 und I. 14. Ebenso scheint die Erklärung zu *ἐφέστηκε* VI. 18 nur für eine andere Interpungierung der Stelle Geltung zu haben und ist daher zu streichen.

Die Durchsicht des Druckes lässt, besonders in den Anmerkungen und dem kritischen Anhange Genauigkeit öfters vermissen. Sinnstörend heißt es S. 67 im Commentar „ratlos" st. „rastlos". Die aus der Vulgata VIII. 61 nach *ἐχθρούς* hinzugefügten Worte müssen, da sie als Parenthese nicht gelten können, in eckige Klammern gestellt werden.

Wien. Franz Slameczka.

La Chioma di Berenice col testo Latino di Catullo riscontratto sui codici. Traduzione e commento di Constantino Nigra. Milano 1891.

Man meint, in der schönsten Zeit der Renaissance zu leben, wenn Staatsmänner Commentare lateinischer Dichter herausgeben. Der Verf. vorliegenden Werkes ist Botschafter an unserem Hofe und den Gelehrten durch seine „Canti popolari del Piemonte" (Torino 1888) sehr gut bekannt. Jetzt beschenkt er uns mit einer in jeder Hinsicht sehr wertvollen Ausgabe des LXVI. Gedichtes des Catull. In der Einleitung (S. 1—30) wird zunächst nachgewiesen, dass Berenice die Gattin Ptolomaeus III. Euergetes gewesen sei; dann folgt eine Wertschätzung des Gedichtes und eine Aufzählung der Herausgeber und Erklärer desselben. An eine poetische Widmung an eine Dame (S. 31—35) und die Inhaltsangabe des Gedichtes schließt sich die Übersetzung desselben in Versen (S. 39 bis 42) und der Text (S. 43—49) mit einer Variantenangabe an. Das wertvollste ist der fünffache Anhang. Der erste (S. 71—103) betrifft die Verse 51—58, deren Restitution in äußerst geistreicher Weise versucht wird, im zweiten (S. 105—112) werden die lateinische Übersetzung Catulls, im dritten (S. 113—133) die bisherigen italienischen Übertragungen, im vierten (S. 135—154) die des Ugo Foscolo besprochen. Ich kenne nur wenige Sachen, die an Feinheit und Sicherheit des Urtheils, an Eleganz der Darstellung mit den beiden letzten Abschnitten wetteifern könnten. Der Autor, der ja selbst Dichter ist, versteht es, die verstecktesten und zartesten Nuancen des poetischen Ausdruckes aufzudecken. Was nun Nigras eigene Übersetzung betrifft, so will ich mir als Ausländer kein Urtheil über diese anmaßen; zugleich möchte ich aber doch erklären, dass ich nicht mit allen Ausstellungen des Recensenten in der Nuova Antologia einverstanden bin.

Jetzt wollen wir nun betrachten, was für den Text Neues geleistet wurde. Leider sind die diesbezüglichen Abschnitte des Buches zu sehr von einander gerissen. Während sich an den Text kritisch-exegetische Anmerkungen (S. 51—70) anschließen, bringt erst wieder der fünfte Anhang (S. 155—175) Nachrichten *a*) über die bekannten Handschriften Catulls, *b*) über die ältesten Hss. und deren Quellen, *c*) über bisher unbekannte aus Mailand, Bologna, Florenz, Neapel, Parma, Pesaro, Venedig, Vicenza, die sämmtlich sehr jungen Datums sind, und enthält *d*) eine Collation der zuletzt genannten Hss. Der Verf. hofft, durch diese Beigabe eine Classification der Codices ermöglicht zu haben. Dazu ist wohl das behandelte Gedicht zu klein an Umfang und zu arm an charakteristischen Lesarten. Wer sich eine solche Aufgabe stellt, deren Lösung Nigra übrigens Anderen überlässt, müsste mindestens die Varianten zum Epithalamium sammeln. Doch lehrt uns schon vorliegende Ausgabe, dass alle diese Handschriften für die Textkritik wertlos sind. Über die Constituierung des Textes mag der Leser selbst urtheilen, indem ich die Abweichungen vom Texte Schwabes (Berlin 1886) angebe: 20 an] et, 28 quo — fortius] quod — fortior, 45 peperere] propulere, 50 stringere] fingere, 54 elocridicos ales equos] Locricus alisequus, 58 Graiia canopieis] Grata canopiis, 59 Hi — vario] Inde sibi, vario, 79 quom] quas, 91 Unguinis, non] Sanguinis, ne, 93 Sidera corruerint utinam!] Sidera cur haerent? Utinam. — Nigra sucht in den Anmerkungen, die an Gründlichkeit und Genauigkeit alles bisher Geleistete übertreffen — es wird von der 'editio princeps' an bis auf die Ausgaben unserer Tage immer genau angegeben, was jeder Herausgeber an der einzelnen Stelle schreibt —, seine Lesungen in sehr verständiger Weise zu begründen und er wird auch vielfach überzeugen; die gesammte Catulliteratur wird herangezogen, nur scheint es mir, dass paläographische Spielereien etwas überschätzt werden. Ob die Conjecturen in den Text gehören, ist immerhin fraglich. Die Erklärungen betonen nur das sachliche Moment. Mit Stolz wird S. 70 hervorgehoben, dass von den 40 Emendationen, mit denen vorliegende Elegie bedacht wurde, 35 von Italienern herrühren. Unangenehm wird das Auge dadurch berührt, dass in lateinischen Worten noch immer „j" erscheint. — Das Buch wird besonders wegen der Reichhaltigkeit der Anmerkungen für jeden Catullforscher unentbehrlich sein und bei Seminarübungen die trefflichsten Dienste leisten. Musterhaft ist die Ausstattung.

Unter den jetzt lebenden Italienern, die Philologen von Fach sind, wird es nur sehr wenige geben, die ein solches Buch schreiben könnten, wie es uns ein 'Amateur' beschert hat.

Remigio Sabbadini, Biografia documentata di Giovanni Aurispa. Noto 1891.

Das Leben Aurispas, eines der geschäftigsten älteren Humanisten, war trotz zahlreicher Arbeiten bisher nicht in allen seinen

Details bekannt. Diese Lücken füllte Sabbadini, neben Carducci der eifrigste Forscher Italiens auf diesem Gebiete, in tadelloser Weise aus; er untersuchte sehr viele Bibliotheken und Archive und vermochte, gestützt auf zahlreiche Briefe von und an Aurispa, deren wichtigste er im Vatican und im Archiv von Modena fand, das Leben des so viel gereisten Humanisten vom J. 1414—1460 Jahr für Jahr zu verfolgen. Wahrlich man muss staunen über diesen Bienenfleiß und diese seltene Combinationsgabe! Auch für den Philologen ist die Arbeit an Ergebnissen reich, gehört doch Aurispa zu den eifrigsten Forschern nach Handschriften, deren er 600 hinterließ, von denen leider nur 135 in dem vom Notar Codega angefertigten Inventar mitsammt dem Preise verzeichnet sind. Dieses Verzeichnis ist S. 157—167 abgedruckt. Besonders wichtig sind die Aufschlüsse über die Auffindung der Codices der Panegyrici und des Donatcommentars (S. 63 f.). Ebenso wird der künftige Biograph des Panhormita, des Traversari und Parentucelli (Nicolaus V.) aus vorliegender Arbeit reichlichen Nutzen schöpfen und Jedermann wird einen tiefen Einblick in den gegenseitigen persönlichen Verkehr der älteren Humanisten thun, der nicht so abstoßend war, wie ihn Voigt darstellt. Im Folgenden sollen die Hauptergebnisse der Untersuchung kurz angeführt werden.

G. Aurispa, geb. 1372, blieb in seiner Vaterstadt Noto wahrscheinlich bis 1411, unterrichtete dann von 1414—1419 in Savona, 1420 geht er nach Florenz, 1421 nach Rom, wo er Valla die griechische Sprache lehrt, wohnt von 1421—1423 in Constantinopel, 1424 in Mailand und Bologna, 1425—1426 als Lehrer in Florenz, 1427—1431 in Ferrara als Erzieher des Prinzen Meliaduso, mit dem er von 1431—1432 in Rom weilt und bis Mitte 1433 sich wieder in Ferrara aufhält. Hierauf finden wir ihn auf dem Concil zu Basel 1433—1435, wo er zahlreiche handschriftliche Funde macht, mit Eugen IV. 1436—1437 in Bologna, 1438 in Ferrara, 1439—1443 in Florenz, dem er aber nicht nach Rom folgt, sondern er geht nach Ferrara. Wenn auch Aurispa Februar 1444 nach Rom reist, so kehrt er doch noch in demselben Jahre nach Ferrara zurück, wo er bis 1448 bleibt; in diesem Jahre begrüßt er seinen Freund Nicolaus V. in Rom, geht mit Alfonso und dem Panhormita nach Neapel, doch kehrt er über Rom 1449 nach Ferrara zurück. Das Jahr 1450 verbringt der Humanist abwechselnd in Ferrara und Rom, 1451 nur in Rom, 1452 in Ferrara und Rom, wo er bis 1456 bleibt; hierauf kehrt er nach Ferrara zurück, wo er bis zu seinem Tode verweilt, der ihn im Anfange des Jahres 1460 ereilt. Trotz seiner zahlreichen Wanderungen war seit 1444 sein Wohnhaus in Ferrara, wo seine geliebte Gattin Laura lebte, von der er mit einer Tochter Catherina Panthia beschenkt wurde, die später den Marius Tomacelli heiratete (S. 103). Diese kurze Anzeige wird schon allein genügen, dass jeder Sachverständige den großen positiven Gewinn erkennt, den die Wissenschaft aus dieser trefflichen Leistung ziehen wird.

Ein sorgfältig gearbeiteter Index erleichtert den Gebrauch des Werkes. Von den fünf Anhängen sei besonders auf den vierten (Giacomo Curlo e Antonio Cassarino, S. 168—173) und fünften (Giovanni Marrasio, S. 174—186) verwiesen, da sie an wichtigen Ergebnissen vor allem reich sind. Der gelehrte Verf. verspricht uns in der Nuova Antologia noch mehrere derartig angelegte Untersuchungen, für die ihm die Wissenschaft zum größten Danke verpflichtet sein wird, denn solche Arbeiten sind ein *κτῆμα εἰς ἀεί.*

R. Sabbadini, Cronologia documentata della vita di Giovanni Lamola. Bologna 1891.

Diese Untersuchung ist ganz nach dem Muster der früheren gearbeitet, nur ist das Material zum Theile in des Verf.s Studien über Guarino mitgetheilt. Der Held derselben ist einer jener armen Humanisten, die es nie auf einen grünen Zweig gebracht haben, aber in einer gründlichen Darstellung der damaligen Zeit als charakteristische Figuren nicht übergangen werden dürfen. Im ersten Decennium des 14. Jahrhunderts zu Bologna geboren, studierte er 1419—1425 zu Verona unter Guarino; zu Ende des Jahres finden wir ihn zu Bologna, 1426 in Rom, Bologna und Mailand, wo er als Secretär zweier Erzbischöfe bis 1429 blieb und sich durch Entdeckung des Cornelius Celsus (1427) und durch die getreue Abschrift des Cicerocodex von Lodi (1428) sehr verdient machte. Doch verließ er wieder diese Stadt 1430 und verweilte nach einem kurzen Aufenthalte in Bologna bis zum April 1433 zu Ferrara an der Seite des Guarino. Das folgende Jahr verbrachte er als Schüler des Filelfo in Florenz, 1434 war er in Venedig Hauslehrer in der Familie der Tegliacci, welche Stellung er im folgenden Jahre verließ. Von nun an lebte er mit seiner Familie in ziemlich bedrängter Lage in Bologna als Lehrer am dortigen Studio bis zu seinem im Jahre 1449 erfolgten Tode. Im letzten Lebensjahre hatte er nur noch einen kurzen Abstecher nach Rom gemacht, um sich bei Nicolaus V. für eine ihm auf Verwendung des Bolognesen Bernardo Garzoni ertheilte Unterstützung zu bedanken. In Bologna verfasste Limola sechs Gelegenheitsreden und eine rhetorische Abhandlung über Synonyma, deren Titel und Anfänge S. 19 und 20 verzeichnet sind. Ferner stand unser Humanist im regen brieflichen Verkehre mit Guarino und den anderen literarischen Größen damaliger Zeit.

Wien. Dr. Karl Wotke.

De Horatio poeta scripsit J. J. Hartman. Lugduni Batauorum S. C. van Doesburgh (Lipsiae Harrassowitz). MDCCCXCI. 8°, 202 SS. Pr. 5 Mark.

Peerlkamp rediuiuus! Nur in anderem Sinne. Die Maßlosigkeiten der Peerlkamp'schen Horazkritik giengen von einer großen

Überschätzung des Horaz aus. Der große holländische Gelehrte suchte aus seinem Lieblingsdichter ein poetisches Ideal zu machen, dabei aber kam er ins schlüpfrige Gebiet subjectiven ästhetischen Empfindens und seine Censorschere schnitt dem armen Venusiner zutiefst ins Fleisch. Hier stehen wir vor einem Landsmanne Peerlkamps, der mit nicht minderer Energie dem Horaz zu Leibe geht. Nur ist es diesmal gerade umgekehrt, die Maßlosigkeiten des Hartman'schen Buches beruhen auf einer verkehrten Unterschätzung des Dichters. Ich habe in diesen Blättern schon so manchesmal selbst darauf hingewiesen, dass man Unrecht thut, wenn man an Horaz den Maßstab eines Pindar, Goethe oder Walther legt; ich bekenne ganz offen, dass ein großer Theil der Horazischen Lyrik der Naturfrische entbehrt, und darin kann ich dem Verf. Recht geben, dass der Schluss 'etwas sei unpoetisch, also unhorazisch', wie ihn Perlkamp öfter wagte, völlig verkehrt ist.

Aber hören wir Hartman selbst. Den Episteln Horazens lässt er volles Verständnis angedeihen, sie sind ihm feine Seelengemälde (S. 200), Muster ihrer Gattung. Strenger geht er mit den Satiren ins Gericht, er vermisst an ihnen das Impetuose lucilianischer Kraftdichtung. Horazens epikureische Natur fügt sich dem Charakter satirischer Poesie nicht recht; immerhin aber lässt H. auch der horazischen Satire die ihr gebürende Stellung unverkümmert.

Anders steht es um die dritte Seite der Thätigkeit des Dichters; hier wird der Schwan von Venosa gründlich gerupft, und zwar dient dem ganzen Raisonnement Goethes bekannter Ausspruch als Grundlage (Riemer, Mittheilungen II 644) „sein poetisches Talent ⟨sei⟩ anerkannt nur in Absicht auf technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache, nebst einer furchtbaren Realität ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden". Zwar greift der Verf. dieses bittere Urtheil von seinem Standpunkte aus an; allein man ersieht nicht recht, worin er in seinem Endurtheile eigentlich abweicht; denn wenn man ihn hört, so ist nur ein Theil der horazischen Oden — die objectiv-reflectierenden und die Kaiseroden — überhaupt genießbar; in allen anderen ist er ein kahler „Versemacher", seine Gedichte lediglich „metrische Exercitien" eines allerdings belesenen Kopfes, die (S. 163) „stellenweise so dunkel sind, dass der Dichter wahrscheinlich selbst nicht gewusst hat, was er wollte". Er hat sich — nach Hartman — vom Metrum ins Schlepptau nehmen lassen, mit hohlem Klingklang und nichtssagendem Zeug (S. 196) seine Verse ausgefüllt, ja ganze Strophen aus purer metrischer Verlegenheit als Füllsel hineingestopft.

Seine mythologischen Anspielungen sind mehrstentheils verkehrt, weil er nicht den sachlich bedeutendsten, sondern den — metrisch am nächsten liegenden Namen wählte usw.

Um dies alles zu belegen, erläutert der Verf. eine Menge ganzer Gedichte oder einzelner Stellen — in seiner Weise, von

seinem voreingenommenen modernästhetischen Standpunkte nach den Forderungen einer geradezu hausbackenen Logik, die in jedem saltus lyricus einen Fehler gegen den gesunden Menschenverstand, in jeder epischen Digression eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Lyrik sieht. — Wiener Leser werden sich bei Lectüre dieser Abschlachtungen erinnert fühlen, an die tiefsinnigen Betrachtungen des bürgerlichen Einsiedlers Kniebeiß vom Bisamberge (über Schillers und Goethes Gedichte), mit denen ein Wiener Witzblatt lange Jahre seine Spalten füllte — es ist hier wie dort die gleiche Methode. Bekämpfen aber lässt sich so etwas nicht, das muss einfach verworfen werden.

Auf gesünderer Basis steht der Verf. in einigen anderen Punkten. Im Vergleiche mit Properz erscheint ihm dieser als der natürliche Dichter, der Realerotiker, der römische Goethe, um kurz zu sein; Horaz aber hat kein Feuer, sein Geliebel ist gemacht, und so ist denn auch:

unerträglich das Gesinge
von erlogenen Liebesschmerzen —

zumal in der Glattheit der Formen des äolischen Liedes. Da hat nun H. so unrecht nicht; aber die verschiedenen Chloen und Barinen, die Ligurine und wie sie alle heißen, sind ja doch ersichtlich Ausgeburten der Phantasie, vom Dichter wörtlich vielleicht aus griechischen Vorlagen herübergenommen; aus ihnen einen Schluss auf des Dichters Charakter zu ziehen, ist doch verfehlt. Was sollen wir gar dazu sagen, dass bei Besprechung des Ligurinus Horaz gar in allem Ernste gegen den Vorwurf der Päderastie in Schutz genommen wird! Risum teneatis amici.

Der beste Theil des Buches zeigt, dass Horaz als Lyriker von seinen Zeitgenossen wenig beachtet blieb, und hier muss man dem Verf., abgesehen von einzelnen Maßlosigkeiten, beistimmen, wenn er gegen die bekannten Arbeiten von M. Hertz und Zingerle den Nachweis zu erbringen sucht, dass die bei anderen Dichtern und Schriftstellern angeblich gefundenen Horazreminiscenzen auf leichter, stellenweise auf grober Selbsttäuschung beruhen. In der That ist das Meiste, was man zusammengetragen hat, ein Anklang von Worten, die unumgänglich waren, oder Ausfluss des Formalismus in der antiken Dichtersprache.

Lest im Mühlviertel. J. M. Stowasser.

Gemoll W., Die Realien bei Horaz. Heft 1: Thiere und Pflanzen — Kleidung und Wohnung in den Gedichten des Horaz. Berlin, Gärtner 1892. 8°, 80 SS.

Bereits L. Bolle hatte im Programm von Wismar 1882 einen Theil der Realien bei Horaz und zwar die Erscheinungen des Himmels einer Untersuchung unterzogen. Gemoll führt uns nun im

1. Abschnitte die Thiere und Pflanzen bei Horaz vor und bietet uns ein recht brauchbares, systematisch geordnetes Material zur raschen Orientierung auf diesem bei der Erklärung des Dichters erfahrungsgemäß etwas stiefmütterlich berücksichtigten Gebiete, während dagegen der schon anderwärts vielfach behandelte Stoff des 2. Abschnittes, zumal er nichts neues bringt und Vollständigkeit nicht beanspruchen kann, einer neuen Darstellung uns nicht bedürftig erscheint.

Die Untersuchung wird mit sorgfältiger Benützung der neuesten Literatur und wiederholter Heranziehung der Ergebnisse der Sprachvergleichung geführt, und zwar so, dass sie jedesmal von allgemeinen Begriffsbestimmungen ausgeht, hierauf den Gebrauch der einzelnen Bezeichnungen bei Horaz feststellt und sodann die einzelnen Gegenstände in ihrer mannigfachen Erscheinungsweise, wie sie der Dichter erschaut hat, uns vorführt. Dass in einer Schrift von so buntem Inhalte nicht alles glatt abläuft, ist natürlich. Wir heben Folgendes heraus: S. 28 wird rana turpis Ep. 5, 19 wohl mit Kröte zu geben sein. S. 29 ist scorpius unter die Insecten eingereiht, er gehört zu den Spinnenthieren. Unter den Mücken S. I 5, 14 sind wohl nicht die gewöhnlichen Stechmücken zu verstehen, sondern die heutigen Papatas Italiens (Phlebotomusarten). S. 31 darf pinna nobilis, die Steckmuschel nicht mit der Stachelschnecke zusammengestellt werden. S. 36 wird quercus ilex besser mit immergrüne oder Stecheiche zu geben sein, während für quercus robur (sessiliflora) die Bezeichnung Steineiche zu verwenden ist. S. 37 hat Koch ganz recht, wenn er pinus nicht mit Fichte, sondern mit Föhre übersetzt, und gerade die Föhre ist es, nicht aber die Fichte, wie G. S. 38 nach Weise behauptet, die eine Ähnlichkeit mit der Pinie hat. Arbustum S. 35 wird doch seiner eigentlichen Bedeutung nach mit B a u m weinpflanzung, nicht einfach mit Weinpflanzung wiederzugeben sein. S. 39 will G. die vielfache Verarbeitung des Feigenholzes durch S. I 8, 1 erhärten. Horaz selbst nennt es daselbst lignum inutile und Porphyrio merkt dazu an: haec materia nullis fabricis idonea est. S. 60 wird man cubital S. II 3, 255 richtiger als Ellbogenpolster, nicht als Ärmel verstehen. In der Stelle Ep. I 10, 32 S. 72 heißt tectum nicht Dach, sondern Hütte, und ebensowenig kann in der sprichwörtlichen Wendung paries proximus ardet (in der ähnlichen Stelle bei Sallust, fr. p. 228 G. heißt es dafür: si quas aedis ignis acriter cepit) paries = Außenmauer genommen werden. Wie aber S. II 3, 10 Horaz mit tepidum tectum das wärmende Strohdach seiner Villa habe preisen wollen, leuchtet mir nicht ein. Dass man zwei Kränze, einen auf dem Kopfe, den anderen um den Hals trug, S. 66, war doch nicht allgemeine Sitte; in der Regel begnügte man sich mit ersterem. Schlemmer, wie Verres, vergönnten sich allerdings jenen Luxus (Cic. Verr. II 5, S. 27). Eine ganz eigenthümliche Deutung versucht G. S. 73, indem er C. I 9, 21 mit Berufung auf Gell.

N. A. XVI 5 auf das vestibulum bezieht und in C. I 35, 2 mit Heranziehung von Senec. ep. 84, 12 eine „concrete Darstellung der Vorgänge bei den salutationes" im vestibulum sieht! Nicht minder kühn folgert G. S. 79 aus der sprichwörtlichen Wendung oleum adde camino (S. II 3, 321), dass die Räumlichkeiten um das Peristylium durch Kamine erwärmt werden konnten. — S. 51 vermissen wir einen Hinweis auf die von den Alten den Rosenkränzen zugeschriebene Wirkung, S. 52 auf die Verwendung der Heilkräuter in der Medicin und auf den Curort Anticyra (S. II 3, 166); S. 73 f. sollten fores, ostium, ianua genauer geschieden werden. — Sprachliche Unklarheiten sind mir folgende aufgefallen: S. 3 „Alle Säugethiere haben an dem Kopfe das Ohr, vielfach Hörner. Es folgt der Nacken"... S. 7 „Sicher nie in Rom gesehen wurde das Einhorn", sicherlich auch anderwärts nicht, da dieses Thier der Fabelwelt angehört, wenn auch Gessner-Forer, Thierleben 1583, uns viel Artiges darüber zu erzählen weiß. S. 67 schreibt G.: „Die Barbiere hatten ihre Buden auf den Straßen" (Ep. I 7 50 adrasum — dies ist der t. t. — „quendam vacua tonsoris in umbra)"; hier fehlt der Zusatz zu t. t., nämlich: für einen rasierten Menschen; denn caput adraditur, barba abraditur (Keller, Epileg. 633).

Unvollständige Citate sind nicht selten; so muss es S. 52 bei der Bemerkung, dass Epheu zu Kränzen verwendet wurde, doch heißen: est ederae vis multa, qua crinis religata fulges. S. 80 fehlt in der Stelle C. III 8, 11 gerade das wichige Wort amphorae. Auch eine Reihe von Druckfehlern ist zu verzeichnen: S. 6 ist zu lesen Mart. XIV 202 st. IV 22, S. 16 luto st. lato, S. 25 columbinum st. colombinum, S. 55 dierum st. dicrum, S. 64 Canidia st. Conidia, S. 68 quotiens st. quoticus, S. 49 S. II 4, 24 st. 72, S. 51 C. I 36, 15 st. III 29, 3. Elleborus (S. 52) kommt S. II 2, 82 nicht vor! Man sagt die Meerbarbe nicht der M. (S. 29).

Wien. F. Hanna.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ignaz Prammer. Mit einer Karte von Gallien und einem Titelbild. Des Textes 4. unv. Aufl., vermehrt mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen. Von Dr. Ernst Kalinka. Mit 24 Abbildungen. Wien und Prag, F. Tempsky 1891, kl. 8°, XII u. 254 SS. Preis geb. 70 kr.

Die Einrichtung des Pr.schen Buches ist bekannt. Der Text stellt sich als unveränderter Abdruck der 3. Ausgabe dar, in der Pr. bekanntlich mit der Berücksichtigung der β-Classe einen Schritt that, den heutzutage alle Cäsarherausgeber thun müssen. Nur handelt es sich um die Grenze, wie weit zu gehen verstattet sein dürfte. Da wird es begreiflicherweise immer verschiedene Meinungen geben. In einer Ausgabe, die für die Hand des Schülers bestimmt ist, ist übrigens die Sache dadurch vereinfacht, dass

der Herausgeber einen möglichst lesbaren Text geben will. Das ist aber nicht so zu verstehen, dass man je nach Gutdünken irgendwas in den Text setzt, auslässt oder umstellt. Das schmälert unnöthigerweise die Verdienste, auf die der Herausgeber sonst vielleicht gerechten Anspruch erheben darf. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn I 16, 6 unnützerweise 'frumentum' in den Text gesetzt wird? Ich kann mirs nicht denken, dass ein aufmerksamer Schüler durch die Zwischensätze, die auf 'quo die frumentum militibus metiri oporteret' folgen, so verwirrt sein sollte, dass er zum Verständnisse des Satzes 'cum neque emi eqs.' des obigen Einschubes bedürfte.

II 5, 3 verlangt 'his mandatis' gewiss eine Stütze; aber warum 'cum his mandatis', wenn sich von selbst das ebenso Cäsarianische 'his datis mandatis' so leicht ergibt? Vgl. VII 54, 4.

V 40, 1 weiß ich nicht, ob es nicht näher läge, statt des eingeschobenen 'nuntiique' für 'praemiis, si pertulissent' zu schreiben 'praemiis iis, qui pertulissent'; das wäre gewiss minder gewaltsam und nicht weniger klar.

VII 35, 4 haben die Codd. 'captis quibusdam cohortibus'. Pr. macht daraus 'ita laxatis c.' Hätte er überhaupt die Resultate der neueren Forschungen herangezogen, wozu er doch bei einem neuen Abdrucke seiner Ausgabe Gelegenheit gehabt hätte, so wäre ihm Landgrafs 'completis' für 'captis' nicht entgangen.

Wie ich über Fortlassungen von handschriftlich überlieferten Wörtern aus dem Texte denke, habe ich in der Besprechung der Kraner-Dittenberger'schen Ausgabe des b. G. gesagt. Man erreicht dasselbe, wenn man solche Wörter einklammert. Ich weiß, dass dem Herausgeber gerade das Ausmerzen der Klammern (z. B. von Zelger) als Tugend angerechnet wurde. Mir ist diese Art von Überpädagogik nicht recht verständlich, wenn es sich um Cäsars b. G. handelt. Etwas anderes ist es z. B. mit Cornelius Nepos. Wenn man nicht auf die Lectüre dieses Schriftstellers in der Schule ganz verzichten will, bleibt eben kein Mittel übrig als zu streichen. Übrigens kann ich aus eigener Erfahrung sagen, dass sich die Schüler um die Klammern blutwenig kümmern, wenn man sie von allem Anfange an aufmerksam gemacht hat, dass sie die eingeklammerten Wörter als für den Text nicht vorhanden ansehen sollten. Solche Auslassungen sind recht häufig, z. B. I 15, 4; 29, 2; IV 25, 6; V 12, 4; 25, 5; VI 7, 6; 10, 5 u. a.

In der Beachtung der β-Classe hätte Pr. entschieden weiter gehen sollen. Ich mache auf folgende Stellen aufmerksam: I 38 1, processisse für profecisse; 40, 15 ⟨plus⟩ valeret; 44, 6 testimonio statt testimonium; II 4, 9 XIX st. decem et novem; IV 4, 3 adventu st. aditu; 18, 4 ⟨at⟩ Sugambri; 27, 4 contulerunt für coniecerunt; 31, 2 comparari für comportari; V 11, 1 itinere desistere für in itinere resistere; 29, 5 spe st. re; 46, 4 cogit st. colligit; 52, 6 laetitia (so noch an vier Stellen) statt des ἅπαξ εἰρ. laetatio.

Im Hinblick auf seine Leser hätte er auch aufnehmen sollen: II 23, 5 ⟨ab⟩ aperto latere; III 8, 4 mit Dittenberger 'acceperint' und 'malint'; verständlicher wäre gewesen III 12, 1 'bis accedit' für 'is acc.', besser ib. 26, 5 'contenderunt' für 'intend.'; V 17, 2 bezweifle ich, ob 'sic uti ab signis legionibusque non absisterent' auch für Schüler verständlich ist. Dittenbergers Lesart, 15. Aufl. sammt Erklärung befriedigt mehr. V 24, 6 ist der Vorschlag R. Schneiders und Meusels 'inopiae ⟨rei⟩ frumentariae' höchst beachtenswert. VI 39, 4 war 'dispecta' mit Paul für 'despecta' zu schreiben.

Müßig ist's, nach den Bemerkungen Meusels Lex. I 937 f., wenn Pr. II 4, 7 'Deviciacum' schreibt.

I 16, 3 stellte Pr. um 'minus uti'. Das passt zwar, ist aber nicht nöthig (übrigens haben Menge-Preuss ohne weitere Bemerkung diese Wortstellung in ihrem Lex. 928, 33), und wenn er schon umstellte, warum ließ er dann IV 23, 2 'hora circiter diei quarta' stehen, statt mit β 'h. diei circiter q.' zu schreiben?

Die einzige derartige Cäsarstelle II 33, 2 'partim *cum* iis — *armis*', also cum + armis ist auch inhaltlich auffallend. Ich vermuthe 'captis — armis'.

Die Karte entspricht bis auf die Schraffen, die sich recht kläglich ausnehmen. Man findet da Turon*i*, der Index hat aber an erster Stelle Turon*es* fett gedruckt. Uxellodonum liegt bei Pr. noch immer am Oltis.

Über die Quantität der Eigennamen mag ich mit dem Herausgeber nicht rechten. Dass aber auch da manches besserungsbedürftig ist, mag hervorgehoben werden.

Neu hinzugekommen ist 'Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen.' Von Dr. Ernst Kalinka.

Nach einer Bemerkung über den Statthalter und seinen Quästor folgt dann: Organisation und Ausrüstung des Heeres. *A*) Legionen. *B*) Die außerhalb des Legionenverbandes stehenden Heerestheile. Das Heer in Thätigkeit. *A*) Marsch. *B*) Lager. *C*) Kampf. Ein alphabetisches Sachverzeichnis erhöht den Wert dieses Abschnittes. Den Schluss bildet ein Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen sammt Quellenangaben.

Man kann ohneweiters zugeben, dass sich K. seiner Aufgabe recht geschickt entledigt hat. Ich vermisse nur einen kurzen geschichtlichen Überblick über das Kriegswesen und ein paar Worte über die Verwendung der Reiterei.

Schüler und Lehrer werden dem Verf. für die Abbildungen Dank wissen. Freilich sind sie im allgemeinen zu klein gerathen und daher, wenigstens manche, undeutlich geworden. Das ist am auffälligsten bei den Brückenfiguren 11 und 12. Auch die Geschütze (21 und 22) sind zu klein ausgefallen. Bei Fig. 21 sucht man vergebens *l*. Erwähnenswert ist der Grundriss des Lagers, den K. selbst beigesteuert hat. Er ähnelt ganz den gangbaren Dar-

stellungen — die via quintana befindet sich da zwischen dem Prätorium und der porta decumana — nur hat K. die vier Ecken abgerundet, eine nicht unwichtige Änderung, weil der todte Raum vor diesen Winkeln beseitigt wird. Das musste bei Cavallerieangriffen, die ja häufig vorkamen, und sonstigen Angriffen immerhin von großem Vortheile gewesen sein. Schade, dass K. nicht auch an der Brückenfigur gebessert hat. Ich meine, er hätte denn doch mit Heller die defensores von der Brücke getrennt sein lassen sollen. Auch der denkende Schüler wird die vollständige Verbindung der defensores mit dem Hauptbau für unpraktisch finden. Die defensores theilen ja alle Erschütterungen, von denen sie getroffen werden, der Brücke mit, was sie doch vermeiden sollen. Vgl. IV 17, 10 'et aliae (sublicae) item supra pontem mediocri spatio, ut, si arborum trunci sive naves deiciendi operis causa essent a barbaris missae, *his defensoribus earum rerum vis minueretur*, *neu ponti nocerent.*'

Es dürfte auch zweckmäßig gewesen sein, wenn K. in derselben kurzen Weise wie z. B. in Fig. 11 auch Erklärungen, wenigstens beim signifer (Fig. 3), beigefügt hätte. Der Schüler wird mit den Zieraten am signum nichts anfangen können und meist wohl auch der Lehrer nicht (vgl. v. Domaszewski, Die Fahnen im röm. Heere, S. 73).

Es stimmt nicht mit der Abbildung, wenn K. auf S. 235 von einem Legionsadler mit ausgebreiteten Flügeln spricht, während derselbe in Fig. 2 emporgerichtete Flügel hat. Er hätte ja schreiben können 'mit emporgerichteten oder ausgebreiteten Flügeln' (Domaszewski a. a. O. S. 31 ff.).

Bei der Erklärung der primi ordines = der sechs Centurionen der I. Cohorte (so H. Bruncke in seinem wichtigen Programme 'Die Rangordnung der Centurionen'. Wolfenbüttel 1884, dem R. Schneider, JB. ZGW. 1886, 248 ff. beistimmt) kann ich K. nicht recht geben. Ich bleibe vielmehr noch immer bei der Marquardt'schen Erklärung, an der auch Dittenb. in der neuesten Auflage, mit Recht wie mir scheint, festgehalten hat. R. Schneiders Warnung vor den Praktikern in Ehren, aber ich möchte doch zu bedenken geben, dass gewisse Einrichtungen so alt sind als die Sache, der sie ihre Entstehung verdanken.

So wenig ich es mir vorstellen kann, dass heutzutage der Regimentscommandant vor irgend einer Unternehmung nur die Officiere der 1. Compagnie in seine Pläne einweiht oder nur ihre Meinung kennen lernen will, ebensowenig kann ich mirs denken, dass z. B. Labienus, b. G. VI 7, 8, sein Fluchtmanöver nur mit den Centurionen der I. Cohorte bespricht. Und endlich geht es mir trotz Polyb. VI 24, worauf unter anderem Bruncke das Hauptgewicht legt, wo man aber das ὁ μὲν πρῶτος αἱρεθείς und ὁ δὲ δεύτερος nicht so ohneweiters übersehen kann, durchaus nicht ein, dass zwischen einem centurio prior und posterior kein sachlicher

Unterschied sein sollte.[1]) Hier ist die Untersuchung doch noch nicht abgeschlossen.

Die Zeichnung der triplex acies S. 247 hätte füglich unterbleiben sollen.

Die Übersetzung von 'signa conferre' durch 'Zusammenrottung' S. 234 ist falsch. Die Cäsarstellen haben den üblen Beigeschmack, der in diesem Worte liegt, nicht. Gut ist Kraner-Dittenbergers 'sich sammeln'. Das entspricht auch unserer Militärsprache.

Zu empfehlen wäre eine größere Sorgfalt im Ausdruck, was doch zu den Haupterfordernissen eines guten Schulbuches gehört. — Man kann nicht sagen: Ordnung und Befestigung des Lagers S. 243 statt Lagerordnung und Lagerbefestigung. Auch sagt man nicht: (der Wurfspieß) war unten — mit einer Metallspitze versehen, um in der Erde aufgepflanzt (!) werden zu können. — Wackelig sind die Sätze S. 232: Legionen, deren Soldaten bereits erfahrene Krieger sind, statt L., die aus erfahr. Kriegern bestehen, und S. 247: Bei gut befestigten Städten, welche eine große Menschenmenge in ihren Mauern bargen, wendete Cäsar die Einschließung (obsidio) an, welche sie durch Hunger zur Übergabe zwingen sollte.

Die Ausstattung ist sauber, wie man sie bei Tempsky gewohnt ist. Nur fiel mir auf, dass ab und zu die Typen recht verblasst aussehen.

Der Druck ist, soweit die Stichproben ein Urtheil erlauben, fehlerlos.

Czernowitz. A. Polaschek.

Ciceros philosophische Schriften. Auswahl für die Schule nebst einer Einleitung in die Schriftstellerei Ciceros und in die alte Philosophie von Dr. O. Weißenfels, Professor am kgl. französischen Gymnasium in Berlin. Mit Titelbild (Cicerobüste). In einem Bande (570 SS. 8°) oder in sieben getrennten Heften. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

Ein Buch von O. Weißenfels wird wohl jeder Philologe, der mit einiger Aufmerksamkeit die Vorgänge und Bestrebungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft verfolgt und dem somit die zahlreichen, zumeist in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen erschienenen Aufsätze und Abhandlungen des ausgezeichneten Schulmannes nicht entgangen sind, mit hohem Interesse zur Hand nehmen und mit der erwartungsvollen Begier zu erfahren, was denn dieser Gelehrte, der sich in gleicher Weise durch die eindringendste Fachkenntnis, wie durch reiche pädagogische Erfahrung auszeichnet, uns Neues zu sagen habe. Mit dieser Empfindung

---

[1]) Vgl. jetzt auch F. Fröhlich, Das Kriegswesen Cäsars. Zürich 1891, S. 24.

trat auch der Ref. an die Lectüre dieses Buches und sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Weißenfels war bei der Herausgabe dieser Auswahl von dem Gedanken geleitet, die philosophischen Schriften Ciceros in ihrer Gesammtheit für die oberste Stufe des Gymnasiums nutzbar zu machen.

Das erste Heft, das selbst aus zwei Theilen besteht, hat den Zweck, eine auf die Bedürfnisse reiferer Schüler berechnete Einleitung in die alte Philosophie vorauszuschicken; es gibt in seinem ersten Theile eine Einleitung in die Schriftstellerei Ciceros. Hier bietet uns W. eine überaus beherzigenswerte, ganz ausgezeichnete Darstellung und Würdigung der philosophischen Schriften Ciceros, die bekanntlich in neuerer Zeit zumeist eine so herbe und meines Erachtens ungerechte, weil einseitige Beurtheilung erfahren haben. Trefflich charakterisiert W. zunächst das eigenste Wesen Ciceros folgendermaßen (S. 1 f.): 'Man könnte sich versucht fühlen, mit Rücksicht auf die Meisterschaft, mit welcher Cicero alle in der römischen Sprache angelegten Kräfte entfesselt und zur Reife gebracht hat, ihn als den größten, dem römischen Volke gemäßen Schriftsteller zu bezeichnen, umsomehr als er nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lässt, ohne das stolze Selbstbewusstsein des Römers und seinen unerschütterlichen Glauben an Roms Überlegenheit hervorzukehren. Gleichwohl ist klar, dass er seiner sittlichen, wie geistigen Anlage nach in der Mitte steht zwischen Rom und Griechenland. Er war demnach zu einer Vermittlerrolle wie geschaffen. Diesem Doppelseitigen seines Wesens verdankt er seinen literarischen Erfolg und seinen Ruhm, zugleich aber auch alles, was man als das Unglück seines Lebens bezeichnen kann. Nicht ohne Neid blickt er gelegentlich auf seinen Freund Atticus aus, der wie ein Grieche das otium zu ertragen wusste. Um wie viel reicher hätte Cicero seine Muße sich zu gestalten vermocht, wenn nicht immer wieder störend sich die römische Hälfte seiner Seele geregt und ihn zu Thaten und zur Theilnahme am öffentlichen Leben getrieben hätte!' — Den gewöhnlichen Vorwurf, dass Cicero mit gar zu großer Hast und Flüchtigkeit in den allerletzten Jahren seines Lebens jene große Zahl philosophischer Schriften produciert habe, sucht W. (S. 4) mit gutem Grunde durch die Erwägung zu entkräften, dass Cicero mit all dem, was er in diesen Schriften vorträgt, so weit er es für eine echt menschliche Bildung für nöthig hielt, durch sein ganzes Leben unablässig sich beschäftigt und es sich zu eigen gemacht habe. Auch zeigt er (S. 6), wie sehr man Cicero Unrecht thue, wenn man erkläre, dass er die Philosophie nicht auch um ihrer selbst willen, sondern lediglich als Mittel für die Beredsamkeit betrieben habe. Was die Philosophie Cicero und den edlen Römern seiner Zeit gewesen, setzt W. S. 7 f. mit feinem Verstänisse also auseinander: 'Die Auffassung der Philosophie als Lehrerin und Gestalterin des Lebens und als Trösterin im Unglück war bestimmend für die Art,

wie Cicero und die anderen edlen Römer jener Zeit sich mit ihr beschäftigten. Sie besaßen nicht jene speculative Sehnsucht, welche die großen Philosophen der Griechen trieb, aus sich ein einheitliches Weltbild erstehen zu lassen und in subtil erschlossenen, aber unsichtbaren Gründen zu verankern. An den Theilen der griechischen Philosophie, die man als metaphysische zu bezeichnen pflegt, oder welche ein rein theoretisches Interesse haben, gingen sie deshalb vorüber oder fanden sich nothdürftig mit ihnen ab. Andererseits trennt sie aber auch ein weiter Zwischenraum von der Kälte der gelehrten historischen Forschung von heute, welche die Philosophie nur als eine Sache des Kopfes behandelt, und mit demselben Fleiße bemüht ist, alle, auch die untergeordnetsten Punkte aus dem Geistesleben früherer Zeiten methodisch aufzuklären. Cicero entsprach mit seiner Behandlung philosophischer Probleme wenig der vorsichtigen Quellenforschung, welche das Ideal der heutigen Wissenschaft ist; gleichwohl gehören seine philosophischen Schriften einer höheren Classe von Geisteswerken an als die zuverlässigsten Darstellungen der alten Philosophie, welche die heutige Wissenschaft hat erstehen lassen. Diesen Vorzug verdanken sie einerseits der kunstvoll gestalteten Sprache und der Naivetät ihrer echt antiken Darstellung, in noch höherem Grade aber dem tieferen Nachempfinden des Schreibenden, welcher diese Probleme nicht mit der kühlen Klarheit des Gelehrten, sondern mit der Theilnahme seines ganzen Wesens behandelte. Dementsprechend haben sie die langen Jahrhunderte hindurch, während welcher der moderne Geist unmündig war, die volle Wirkung edler Bildungs- und Erbauungsbücher gehabt. Wir finden heute, dass die Unruhe des philosophischen Forschungstriebes der Römer (da dieser eben von aller Subtilität abgekehrt, nur praktisch sein wollte in des Wortes vollster Bedeutung) sich zu schnell beruhigte, müssen aber zugleich gestehen, dass die Philosophie in dieser Beschränkung auf jene Römer eine bedeutendere erziehende, kräftigende und tröstende Wirkung ausübte, als heute im allgemeinen auf die, welche sich diesem Studium zugewendet haben.' — W. spricht dann von dem Eklekticismus Ciceros, seiner Stellung zu den Stoikern, zu Plato und Aristoteles und endlich zu Epikur. Es folgt eine Charakteristik der philosophischen Schriftstellerei Ciceros, in der W. den Muth hat, gewiss zur Freude aller unbefangenen Beurtheiler des vielgeschmähten Römers, diesem zu seinem Rechte d. h. zu der ihm doch gebürenden Anerkennung zu verhelfen. Es ist ja richtig — und auch W. verkennt dies nicht —, dass Cicero keine rechte Eignung besaß für philosophische Speculation, und dass er von der heute geforderten Zuverlässigkeit in der Wiedergabe und Erklärung der einzelnen Meinungen und überhaupt von methodischer Ausbeutung der Quellen, die ja den Stolz der heutigen Wissenschaft bildet, noch weit entfernt ist, und dass auch in der

Composition seiner Schriften häufig, wie Herbart an einer Stelle sagt[1]), 'der Schein eines Ganzen ohne innere Totalität den systematischen Denker beleidigen muss'. Aber man darf dem gegenüber auch nicht blind sein für die eigenthümlichen Vorzüge dieser Schriften, die eben W. treffend hervorhebt. Ich kann es mir abermals nicht versagen, hier wieder eine Stelle der bezüglichen Erörterung W.s, die ganz besonders durch ihre eindringliche Beredsamkeit und durch die Wärme des Tones sich auszeichnet, wörtlich anzuführen: 'Ciceros philosophische Schriften gehören zu den reinsten Schriften aller Zeiten. Sie sind in allen ihren Theilen Verherrlichungen des Guten und Vernünftigen. Dabei reden sie eine so eindringliche Sprache, dass man staunt, wenn man hört, dass ein vom Unglücke heimgesuchter und um seine schönsten Hoffnungen betrogener Greis sie geschrieben hat. Gleichwohl darf man ihn und seine Schriftstellerei nicht an dem Maßstabe der heutigen Gelehrsamkeit messen. Thut man es aber doch, so soll man nicht hinzuzufügen vergessen, dass er als Ersatz Eigenschaften ersten Ranges besitzt, welche die heutigen Gelehrten nur selten aufzuweisen haben, ja welche ein Gelehrter heute zum Theile nicht mehr besitzen kann. Ciceros philosophische Schriften sind ja für uns zugleich, infolge der Art ihrer Darstellung, vollendete Denkmäler jener idealen Jugendlichkeit und Frische des echt antiken Denkens und Empfindens. Was den Inhalt aber betrifft, so sind sie in einem Grade, wie keine andere Schrift des Alterthums von der reichsten Fülle und Vielseitigkeit der Beziehungen zu allem, was in der antiken Cultur von allgemein menschlicher Bedeutsamkeit ist. Für alle einzelnen Seiten des Alterthums gibt es eingehendere Darstellungen; aber ein solches Totalbild des antiken Ringens nach zielbewusster Klarheit in der Lebensführung, welches zugleich so reich umrahmt ist mit Geschichte, Literatur und allem, was zum weiteren Gebiete der Culturgeschichte gerechnet zu werden pflegt, findet sich sonst weiter keines, weder in der römischen, noch in der griechischen Literatur' (S. 16). Es ist, wie gesagt, für jeden Freund Ciceros eine rechte Freude, aus so berufenem und beredtem Munde eine so gerechte und gehaltvolle Würdigung der philosophischen Schriften Ciceros zu vernehmen. Die Lectüre derselben kann nicht nur jedem Lehrer, der sich mit diesen Schriften in der Schule zu beschäftigen hat, nicht dringend genug empfohlen werden, sie wird auch, was ja W. gerade wünscht, in den Händen reiferer Schüler der obersten Stufe des Gymnasiums sich als sehr nützlich erweisen. Was für die Schule zunächst in Betracht kommt, die hohe pädagogische Bedeutung der Lectüre dieser Schriften ins rechte Licht zu setzen, das ist W. in

---

[1]) Herbart, Über die Philosophie Ciceros. Sämmtliche Werke, XII, S. 172.

seinen Ausführungen, von denen oben geflissentlich einige Proben gegeben wurden, in hervorragender Weise gelungen. Diese hohe pädagogische Bedeutung der philosophischen Schriften Ciceros hatte übrigens, um dies hier noch zu erwähnen, auch schon Herbart gewürdigt, der (a. a. O. S. 169 und 174) an ihnen rühmend hervorhebt 'die feste und tiefe Überzeugung, womit Cicero der Giltigkeit der moralischen Ideen huldigt, und seine lautere Achtung für die Philosophie in ihrem ganzen Umfange als eines der vorzüglichsten Bildungsmittel der Menschen, ja der Nationen, welches an die römische Sprache zu knüpfen ihm eine Angelegenheit ist, die er seinen übrigen Sorgen um den Staat zur Seite stellt.'

Der zweite Theil der Einleitung, der zugleich auf die Lectüre Platos vorzubereiten und sie zu begleiten bestimmt ist, gibt eine für reifere Schüler berechnete gründliche Belehrung über den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie, von der jonischen Naturphilosophie bis zum Stoicismus und Epikureismus. Die Darstellung ist überall dem Verständnisse der Schüler angepasst, lichtvoll und klar. S. 91 hätte meines Erachtens der große Abderite Demokritos eine eingehendere Würdigung verdient.

Was nun die aus Ciceros philosophischen Schriften gebotene Auswahl selbst betrifft, so enthält sie mit Zugrundelegung des Textes von C. F. W. Müller in sechs Bändchen folgende Schriften: 1. *de officiis*, 2. *Cato maior de senectute*, 3. *Laelius de amicitia*, 4. eine Auswahl aus den *Tusculanae disputationes*, 5. eine Auswahl aus den Büchern *de natura deorum* und *de finibus bonorum et malorum*, 6. eine Auswahl aus den Büchern *de republica* mit dem *somnium Scipionis*. Vorausgeschickt sind den einzelnen Heften, beziehungsweise einzelnen Büchern oder ausgewählten Bruchstücken erläuternde Vorbemerkungen — zu den Büchern *de officiis* eingehende Inhaltsangaben — wie auch sorgfältige Analysen, die den Schüler in das Verständnis der betreffenden Schrift einzuführen und während der Lectüre ihm als Wegweiser zu dienen in hohem Grade geeignet sind. Die Auswahl selbst aus den *Tusculanae disputationes*, *de natura deorum*, *de finibus b. et m.* und *de re publ.* ist mit feinem Geschmack und Verständnisse und mit richtigem pädagogischen Takt angelegt. — Alles in allem eine schöne Gabe, die ein trefflicher Schulmann und warmer Freund des classischen Alterthums Lehrern und Schülern bietet. Die äußere Ausstattung ist musterhaft.

Zum Schlusse sei es noch gestattet, den Wunsch auszusprechen, dass die von W. im Vorworte S. IV versprochene ausführlichere Darlegung der pädagogischen Bedeutung der philosophischen Schriften Ciceros und der alten Philosophie überhaupt nicht zu lange auf sich warten lassen möge.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Kleine Schriften von Alfred v. Gutschmid. Herausgegeben von Franz Rühl. II. Band. Schriften zur Geschichte und Literatur der semitischen Völker und zur älteren Kirchengeschichte. Leipzig, B. G. Teubner 1890. 8°, VIII u. 794 SS.

Rasch ist dem ersten Bande der zweite gefolgt, welcher in seinem Inhalte noch mannigfacher und bedeutender ist. Unter den schon gedruckten, in diesem Bande vereinigten Stücken sind das zwölfte „Die Königsnamen in den apokryphen Apostelgeschichten", das zehnte „Zur Apokalypse des Esra", das sechzehnte und siebzehnte „Die nabatäische Landwirtschaft und ihre Geschwister", „War Ibn Wahshijjah ein nabatäischer Herodot?" besonders hervorzuheben, welche zu dem Besten gehören, was v. Gutschmid geschrieben hat. Zu der zweitgenannten Abhandlung, in welcher die verwahrlosten Zustände Ägyptens im dritten Viertel des dritten Jahrhunderts n. Chr. eine kritische Beleuchtung erfahren, sind jetzt die Fragmente des Pseudo-Sophonias in dem schmîner koptischen Dialecte zu vergleichen, welche Bouriant in dem ersten Bande der Mémoires de la Mission archéologique Française au Caire (Les papyrus d'Akhmim, S. 260 ff.) mitgetheilt hat. Die beiden letztgenannten, glänzend geschriebenen Aufsätze finden ihre Ergänzung in Th. Nöldekes Abhandlung in der ZDMG Bd. 29, S. 445 ff. Neu sind zwei größere Abhandlungen, die dritte „Die Phönizier", von welcher ein Auszug bereits in der Encyclopaedia Britannica (Artikel „Phoenicia") erschienen war, und die dreizehnte „Verzeichnis der Patriarchen von Alexandrien". „Die Phönicier", eine der wenigen darstellenden, nicht rein kritischen Arbeiten Gutschmids zeigen uns deutlich, dass der Gegensatz Gutschmids zu den Ergebnissen der Assyriologie kein principieller war, wie man vielfach behauptet hat, dass derselbe vielmehr, wie wir bei Besprechung des ersten Bandes der „Kleinen Schriften" betont haben, nur gegen die Auswüchse der assyriologischen Studien sich richtete. Denn wir finden in den „Phöniciern" neben den classischen und biblischen auch die keilinschriftlichen Quellen verwertet, und neben Ménant auch Schrader fleißig citiert. Einige Versehen sind uns in dieser Arbeit aufgestoßen. Die ägyptische Göttin Anuke von Sate (S. 40 heißt es irrthümlich „von Sais") ist nicht, wie dies auch Bunsen, Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte, I 448, gethan hat, mit der phönikischen Onka zusammenzustellen. Die Göttin Onka wird der Athene, die Göttin Anuke der Hestia gleichgesetzt. Unrichtig ist es, dass die ägyptischen Inschriften zwei verschiedene Städte kennen, deren Namen sie durch T'ar (S. 45 heißt es irrig „T'am") wiedergeben (zu S. 44). Unzulässig ist es ferner, zwei Könige mit Namen Eluli, einen in Tyros, den anderen in Sidon, am Ausgange des achten Jahrhunderts zu statuieren (S. 66). Dem ersten Nachfolger des Königs Baal II. werden zehn, dem zweiten zwei Monate gegeben, während umgekehrt der erste zwei, der zweite zehn Monate seines Amtes waltete (S. 70).

Als Hauptstück in dem vorliegenden Bande ist das „Verzeichnis der Patriarchen von Alexandrien", welches als Manuscript im Nachlasse sich vorfand, zu bezeichnen. Die Bearbeitung und Herausgabe desselben hat Lipsius besorgt, einige wertvolle Anmerkungen (so die richtige Erklärung des Beinamens Salophakiolos S. 452) hat Nöldeke beigesteuert. Dieses Verzeichnis kommt um so willkommener, als gerade jetzt die Forschung, angeregt durch die großartigen Papyrus- und Pergamentfunde der letzten Jahre, dem christlichen Ägypten sich zuwendet. Auffallend ist, dass Gutschmid in dieser Arbeit koptische Quellen nicht herangezogen hat. Und doch bietet, auch wenn wir von den Publicationen der letzten Jahrzehnte absehen, schon der Catalogus des alten Zoëga gar manches, was in dem vorliegenden Verzeichnisse Berücksichtigung verdient hätte. So ist für die Geschichte des Patriarchen Theodosios I. das im Catalogus S. 281 ff. mitgetheilte Bruchstück von größter Wichtigkeit. Inzwischen hat auch Bouriant im Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes VII, 92 ff. ein Verzeichnis der alexandrinischen Patriarchen (ohne Chronologie) mitgetheilt, welches bis auf Matthaios II. (c. 1453—1466 n. Chr. = c. 1169—1182 Diokl.) reicht und daher wohl im Jahre 1173 und nicht, wie es bei Bouriant heißt, im Jahre 1373 der Diokletianischen Ära niedergeschrieben wurde.

Bevor wir von dem Buche Abschied nehmen, dessen Lectüre wir so viele genussreiche Stunden verdanken, sei uns eine kleine Richtigstellung gestattet. Als den auffallendsten unter den wenigen Fehlern, deren Correctur nicht gelingen wollte, führt der Herausgeber (S. IV) „Pospinh" an in der Stelle (S. 294): „Durch Anwendung der schönen Entdeckung von „Pospinh und Movers" und bemerkt, dass er „drei mit dem Gegenstande besonders vertraute Gelehrte zurathe gezogen, keiner war in der Lage, mir dieses Wortungethüm zu enträthseln". Die Lösung dieses kleinen Räthsels findet sich in Movers, Phönizien II, 1, S. 152, A. 118, wo anlässlich der Behandlung der Synchronismen aus der tyrischen und israelitischen Geschichte bemerkt wird: „Ich muss hier einer mir im Manuscripte vorliegenden scharfsinnigen chronologischen Abhandlung, welche von einem meiner früheren Zuhörerer und Mitgliede des unter meiner Leitung stehenden exegetischen Seminars, Herrn Pospiech, abgefasst ist, mit Anerkennung gedenken, weil ich ihr mehrere hier benutzte Beobachtungen verdanke".

Wien. J. Krall.

Manitius M., Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta 1891, VI u. 518 SS.

„Die Bedeutung, welche die patristischen Studien heute gewonnen haben, und die Vortrefflichkeit der Ausgaben im Wiener

Corpus und in den Monumenta Germaniae stehen meines Erachtens nicht in gleichem Verhältnisse zur Ausführlichkeit der vorhandenen literarhistorischen Darstellung der christlich-lateinischen Poesie". Damit motiviert der Verf. den Versuch, das ganze Gebiet der ältesten christlich-lateinischen Poesie von neuem zu behandeln. Bekanntlich hat vor ihm Bähr im 4. Bande seiner Geschichte der römischen Literatur: „Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms" die christlichen Dichter besonders behandelt und A. Ebert in dem bekannten Buche dieselben in die allgemeine Geschichte der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Großen einbezogen. Allein ersterer musste in seiner Vorrede erklären, dass besondere Schwierigkeiten für ihn darin lagen, dass von nicht wenigen der von ihm behandelten Autoren, Dichter wie Geschichtschreiber, noch keine auf die älteste handschriftliche Überlieferung zurückgeführte, kritisch festgestellte und darum verlässliche Texte vorliegen, mithin in manchen Fällen eine sichere Grundlage noch fehlte, wie sie für die literarische Forschung nothwendig erscheint.

Wie vielen ungelösten literarhistorischen Fragen A. Ebert bei der Abfassung seines Werkes begegnete, das beweisen die vielfachen Anmerkungen zum Texte, die Zahl der Arbeiten, zu deren Lösung er im Vorworte S. VII anregen will. Mit dem Erscheinen der oben erwähnten Textausgaben wurden in den Prolegomenis die mannigfachsten literarhistorischen Fragen gelöst und die Inhaltsanalysen gewannen auf Grund der kritischen Texte eine gesicherte Basis. Es wäre als hervorragendes Beispiel die Geschichte der Pseudo-Juvencus-Gedichte in der Ausgabe von Peipers Heptateuch anzuführen. Wo aber der Verf. dieser Grundlage entbehren musste — und die Zahl der noch nicht kritisch bearbeiteten Texte ist groß genug — da wird auch die Darstellung Manitius' noch unsicher und unverlässlich. Als Beispiel verweise ich auf die Gedichte des Damasus, von denen noch kein gesichteter Text vorliegt. M. versucht S. 121, Anm. 1 demselben ein Gedicht beizulegen. Dieses Gedicht wird mit Abweichungen im Codex Paris. lat. 241 s. IX, Constantina, der Tochter Constantins, beigelegt. Es folgen hier drei Gedichte auf die hl. Agnes aufeinander, und zwar nach den Inscriptionen Gedichte des Prudentius, der Constantia und des Damasus. Man sieht daraus, dass bei der Entscheidung dieser Frage zunächst die handschriftliche Überlieferung bekannt sein muss. Ist an der genannten Stelle wahrscheinlich Constantia als Dichterin des Widmungsgedichtes anzunehmen, so ist in einem anderen Falle der bisher in der Literaturgeschichte unbekannte Name Cresconius zu streichen. Im alten Lorscherkatalog (vgl. G. Becker, catal. ant. Nr. 37) steht folgende Notiz: „metrum Cresconii in evang. lib. I; eiusdem de diis gentium *luculentissimum* carmen; eiusdem versus de principio mundi vel de die iudicii et resurrectione carnis." Da es nicht glaubwürdig ist, dass ein so fruchtbarer Dichter ganz in

Vergessenheit gerieth, so erscheint es mir als das wahrscheinlichste, dass hier eine Verwechslung oder auch nur Verschreibung des Namens Dracontius vorliegt, von dem Isidor de vir. ill. 24 sagt: „Dracontius composuit heroicis versibus hexaemeron creationis mundi et *luculenter* quod composuit scripsit.“ Das große Gebiet der Hymnenpoesie hat Manitius berücksichtigt, eine umfassende Gesammtdarstellung hat er aber noch nicht gewagt. Es steht zu erwarten, dass einer der fleißigsten Forscher auf diesem Gebiete, G. M. Dreves, nach der Edition seines Quellenmaterials an die kritische Sichtung der älteren Hymnensammlungen und dann zur abschließenden Behandlung der gesammten Hymnendichtung schreite. Kleinere Dichtungen, die Bücheler in einer Anthologie sammeln will, hat M. nur zum Theile berücksichtigt.

Manitius theilt sein Werk, das mit Commodian beginnt und mit Bonifatius schließt, in drei Bücher: I enthält die christlich-lateinische Dichtkunst im 3. und 4. Jahrhundert, II die Blütezeit der christlichen Dichtung im 5. Jahrhundert, III den Verfall der christlich-lateinischen Dichtung im 6. bis 8. Jahrhundert. Die Anordnung der Autoren innerhalb der einzelnen Epochen ist geographisch-chronologisch, so dass dadurch der Antheil der einzelnen Länder an der Entwicklung der christlichen Dichtung zum deutlichen Ausdrucke kommt. Der Behandlung der einzelnen Dichter geht ein Verzeichnis der wichtigeren Handschriften, der Ausgaben und literarhistorischen Quellen voraus. Eine Vollständigkeit in diesen Angaben wurde weder angestrebt, noch erreicht. Darauf folgt der Bericht der älteren Literarhistoriker Hieronymus, Gennadius, Isidor, Ildephonsus, von Biographen u. a., so oft eine Notiz zur Verfügung stand. Leider konnte sich M. hierin oft nur auf antiquierte oder unverlässliche Ausgaben stützen. Als Probe führe ich an, dass der Zusatz in der Vita des Claudianus (Hieron. c. 84): „Scripsit et alia nonnulla, inter quae et 'hymnum de passione Domini', cuius principium est 'pange lingua gloriosi'. Fuit autem frater Mamerti, Viennensis episcopi“ in alten Handschriften fehlt.

Die Biographien hat M., so weit das Quellenmaterial reichte, mit vielem Fleiße gearbeitet, ebenso die umfangreichen Inhaltsangaben. Der Text und besonders die Anmerkungen zu demselben enthalten sehr wertvolle Bemerkungen über die Verskunst der Dichter. Das Abhängigkeitsverhältnis der Dichter von einander, namentlich aber von den alten profanen Mustern, hat M. genau verfolgt und mit Verwertung seiner früheren Untersuchungen dieser Art in helles Licht gestellt. Die Form der Darstellung ist fließend und von jeder Übertriebenheit frei.

Das verwertete Material ist umfangreicher als in anderen Büchern dieser Art; gleichwohl könnte einiges aus Sammelwerken, wie Boucherie, Melanges latines et bas-latins nachgetragen werden. Von den verbesserten Titel- und Namenangaben hätte überall Gebrauch gemacht werden sollen; die Werke des Sedulius heißen:

Paschale carmen, paschale opus; nach S. 219 Anm. heißt der Name richtiger Apollinaris Sidonius, nicht Sidonius A. Die Druckfehler können vom Leser leicht corrigiert werden, z. B. S. 61 nonnulla *ad* eodem metro, S. 134 ist nach Revue des deux mondes . . . tom. X einzuschieben XI 59 ff., S. 140, Z. 14 v. o. lies Prosodie. Doch es wäre kleinlich, wollte man an einem Buche, das mit solcher Sachkenntnis und liebevoller Hingebung geschrieben ist, Geringfügiges tadeln. Das Buch gibt Jedem, der in kurzem über das weite Gebiet der ältesten christlich-lateinischen Dichtung sich unterrichten will, die nöthige Aufklärung und wird ihm bei weiteren Studien ein treuer Rathgeber und Führer sein. Es verdient als nützliches Handbuch die weiteste Verbreitung.

Wien. Joh. Huemer.

Ribbeck W., Griechische Schulgrammatik. Formenlehre der attischen Prosa nebst Casus- und Modusregeln. Berlin, L. Simion 1891. 8°. VIII u. 272 SS.

Die vorliegende, wie schon der Titel besagt, nur für die attische Prosa berechnete griechische Grammatik besteht aus einer systematisch angelegten Formenlehre (S. 1—188), aus einem Abschnitte „Syntaktisches“ (189—256) und einem alphabetisch geordneten Wortindex (257—272). Die Anordnung des Stoffes in der Formenlehre entspricht der Hauptsache nach der in Grammatiken älteren Schlages üblichen. Es ist für deutliche, übersichtliche Paradigmen (nur die dritte Declination macht hierin eine Ausnahme) und für eine sehr große Zahl von Wörtern (Substantiva, Adjectiva, Zeitwörter) gesorgt, die als Memorierstoff dienen sollen. Der Umfang des behandelten Sprachstoffes möchte wohl etwas zu weit gezogen sein. Wenigstens scheinen nach Kägis bekannten Auseinandersetzungen z. B. im §. 25, in welchem die abweichenden Comparative und Superlative der Adjectiva auf -ος vorgeführt werden, manche der aufgeführten Formen wohl nicht nothwendig zu sein. Die Fassung der Regeln ist im ganzen deutlich und präcis, so dass von dieser Seite kaum ein erheblicher Vorwurf gegen unsere Grammatik wird erhoben werden. Aber mit dem wissenschaftlichen Standpunkte, den R. einnimmt, vermag ich mich nicht zu befreunden, da er den Anforderungen der neueren Forschung zu wenig Rechnung trägt. Ich will von sonstigen Mängeln, die ich namhaft machen könnte, absehen und nur auf die oberflächliche Art aufmerksam machen, in welcher auf S. 91 das Verhältnis des Präsenzstammes zum reinen Verbalstamme auseinandergesetzt wird. φαιν- soll durch Dehnung des Vocales aus φαν- entstanden sein! Und wörtlich heißt es: „Bei der Veränderung des Charakters wird aus λ — λλ, aus π β φ — πτ, aus δ — ξ, aus κ γ χ — ττ (alt-attisch σσ).“ Eine solche Fassung, wie die vorstehende lässt

sich auch durch pädagogisch-didaktische Rücksichten nicht rechtfertigen, ganz abgesehen davon, dass auch hier wieder die falsche Mähr von dem alt-attischen σσ aufgetischt wird. Der eben gerügte und andere Mängel ähnlicher Art lassen die Formenlehre unserer Schulgrammatik gegenüber anderen vortrefflichen Bearbeitungen, die wir besitzen, nur als Rückschritt erscheinen. Die syntaktischen Bemerkungen sind gut, namentlich ist wieder für sehr viele Beispiele gesorgt. Bei der Casuslehre hätte meines Erachtens dem synkretistischen Charakter des griechischen Genetivs und Dativs ausdrücklich Rechnung getragen werden sollen.

Schülercommentare zu griechischen und lateinischen Classikern

im Anschlusse an die Teubner'schen Textausgaben. Heft V, 1: 'Homers Odyssee' von C. Hentze. 1. Bändchen: Gesang I—VI. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VI u. 129 SS.

„Der nächste Zweck“, heißt es zu Beginn der Vorrede, „dieses im Anschlusse an die fünfte Auflage von Dindorfs Textausgabe bearbeiteten Schülercommentars zu Homers Odyssee ist, den Schüler ebensowohl in die Eigenthümlichkeiten der homerischen Formenbildung einzuführen, als ihn mit den Besonderheiten der homerischen Syntax bekannt zu machen.“ Es ist zuzugeben, dass der zweite Theil des voranstehenden Satzes — Bekanntmachung mit den Besonderheiten der homerischen Syntax — durch diesen Commentar erfüllt ist; der erste ist es nur theilweise, da eine nicht unerhebliche Anzahl von Irrthümern in demselben vorkommen, die den deutlichen Beweis dafür liefern, dass ein sprachwissenschaftlicher Commentar zu Homer eine sehr erwünschte Bereicherung der Homer-Literatur sein müsste. Zur Erhärtung meiner oben ausgesprochenen Behauptung nehme ich die Anmerkungen zum ersten Buche vor. σπέσσι (V. 15) soll statt σπέεσσι aus σπέσεσσι stehen (es sollte *σπέσ-εσσι stehen). Einmal ist es ganz und gar nicht sicher, dass σπέος für *σπέσος steht, und fürs zweite verhält sich σπέ-σσι : σπέ-ος = σπέε-σσι : σπέε-ος, d. h. σπέσσι ist eine selbständige Bildung neben σπέεσσι [1]). ἀμύμων (V. 29) und μῶμος können wegen des Vocalismus nicht zusammenhängen. Dass die Dative auf -οις nicht gekürzt sind aus denen auf -οισι dürfte doch nicht zu bezweifeln sein. Ebensowenig sind die Infinitive auf -μεν verkürzt aus solchen auf -μεναι, wie V. 79 und 120 mit Rücksicht auf ἐριδαινέμεν und ἐφεστάμεν gelehrt wird, und wie könnte δόμεναι die Grundform zu δοῦναι sein, wie doch V. 317 behauptet wird?

---

[1]) Ebenso zeigt die Erklärung der Dativform λεχέεσσι aus *λεχεσ-εσσι (V. 366) Mangel an sprachhistorischem Sinn. Die aus der Grundsprache ererbte Form ist allein λέχεσσι; dagegen ist λεχέ-εσσι eine griechische Neubildung, die sich an die Formen λέχε-ος λέχε-α λεχέ-ων anschließt, und in welcher -εσσι als suffixaler Complex gefasst erscheint.

Es ist ferner falsch, ἀνέρος als Grundform des synkopierten ἀνδρός zu bezeichnen (V. 161), da gerade ersteres die jüngere Form ist. Es ist durch nichts erwiesen, dass πετάννυμι aus *πετασ-νυμι entstanden ist und noch weniger nachweisbar, dass πόληος gedehnt aus πόλεος sei. Nicht -μεσθα ist die ältere Form, wie V. 372 behauptet wird, sondern -μεθα. Ebenso hat nicht ἔλθῃσι die ältere, vollere Endung (V. 77), sondern ist eine griechische Neubildung, während ἔλθῃ die ursprünglichere Form repräsentiert.

Aus den angegebenen Fällen, in denen es sich um feststehende Thatsachen der griechischen Sprachgeschichte handelt, ersieht man, dass meine oben ausgesprochene Behauptung gerechtfertigt ist. Für eine Neuauflage ist ebensosehr gründliche Revision nach dieser Seite zu wünschen, wie Abgehen von dem Dindorfschen Texte, damit Formen, wie εἴατο, βεβήκειν verschwinden.

Fecht, Dr. K., Griechisches Übungsbuch für Obertertia. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1891. VIII u. 200 SS.

Da dieses für Obertertia bestimmte Übungsbuch, welches die Fortsetzung des von mir schon früher in dieser Zeitschrift besprochenen Übungsbuches für Untertertia ist (2. Auflage 1887), in manchen Punkten von der gewöhnlichen Anordnung des Stoffes abweicht, wird es am zweckmäßigsten sein, den Gang kurz zu skizzieren. Das Buch beginnt mit den zur Einübung der Verba auf -μι bestimmten Stücken, und zwar eröffnen die Reihe εἰμὶ und φημὶ. Die für diese Verba bestimmten Stücke enthalten zugleich in zweckentsprechender Weise eine Wiederholung der α- und o-Declination. Darauf lässt F. δύναμαι und die demselben gleichstehenden Verba folgen, indem, wie der Verf. sich in der Vorrede ausdrückt, die Vorausnahme dieser Verba vor ἵστημι dem Schüler die sonst unvermeidliche Versuchung ersparen soll, den Accent vom Conjunctiv und Optativ dieser Zeitwörter nach Analogie der entsprechenden Formen von ἵστημι zu bilden. Verbunden ist damit die Wiederholung der consonantischen Declination. Es folgt darauf δείκνυμι mit Berücksichtigung der Verba muta, ἵστημι mit ὀνίνημι usw., τίθημι mit κεῖμαι, ἵημι und δίδωμι, bei deren Behandlung sich passende Gelegenheit darbietet, die Verba contracta auf -άω, -έω, -όω zu wiederholen. Betreffs ἵστημι ist noch zu bemerken, dass die Formen, beziehungsweise Tempora mit intransitiver Bedeutung erst nach den früher erwähnten Verben zur Einübung gelangen. Jetzt kommen die in Untertertia nicht gelernten Besonderheiten der Verba pura, muta und liquida zur Einübung; darauf folgen zwei Stücke zur Wiederholung der Pronomina und Correlativa, darunter S. 69 das einzige lateinische im ganzen Buche. Den Schluss bilden die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter auf -ω, deren Reigen die Verba mit Wurzelaorist ohne Bindevocal und jene mit Synkope und Metathesis eröffnen. Im

übrigen folgt F. der Curtius'schen Eintheilung dieser Verba. Bei Einübung dieses letzten Abschnittes hat der Lehrer eine dreifache Wahl: entweder kann er die systematische Reihenfolge wählen (S. 90—113), oder die im Anschlusse an das erste, beziehungsweise zweite Buch von Xenophons Anabasis bearbeiteten Stücke, die sich natürlich dann besonders eignen, wenn nach Beendigung der Verba auf -μι sofort mit der Lectüre der betreffenden Abschnitte aus Xenophon begonnen wird. Stoff zum Übersetzen bietet das Übungsbuch von F. genug, und zwar zum größeren Theile — abgesehen von den eben besprochenen letzten beiden Abschnitten — nicht zusammenhängenden. Jedoch sind schon von S. 5 an zusammenhängende Stücke (Fabeln, Anekdoten, kleinere geschichtliche Erzählungen) dazwischen geschoben. Die einzelnen Sätze scheinen, nach Stichproben zu urtheilen, nicht unpassend zu sein. Nur wünschte Ref., dass die häufig vorkommenden Variationen, z. B. S. 31: „Als schönsten Zehrpfennig für das Alter wirst Du Dir die Bildung zurücklegen, o Knabe (legst Du Dir zurück, legtest Du Dir, lege Dir zurück, dürftest Du wohl Dir zurücklegen, mögest Du Dir zurücklegen, hast Du Dir zurückgelegt)", ausgelassen würden, da das Variieren der Sätze Aufgabe des mündlichen Unterrichtes ist. Ein Vocabularium zum Memorieren (S. 151—169) und ein alphabetisches griechisch-deutsches und deutsch-griechisches Wörterverzeichnis bilden den Schluss.

S a n d e r s, Prof. Dr. Daniel, Die heutige griechische Sprache. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1890. 8°, XVI u. 434 SS.

Die Vorlage für dieses Buch hat ein englisches, zuerst 1879 und in zweiter, vermehrter Auflage 1881 erschienenes Buch gebildet, nämlich „Handbook to Modern Greek by Edgar Vincent and T. G. Dickson". Dasselbe enthält eine Grammatik (1. Theil, S. 1 bis 162) und ein Übungs- und Lesebuch (2. Theil, S. 163—407), dem sich ein Vocabularium, geordnet nach begrifflich zusammenhängenden Gruppen, anschließt. Die Grammatik, welche nach dem Muster der Lehrbücher der altgriechischen Sprache angelegt ist, bringt ein umfassendes Lehrgebäude der Formenlehre, während syntaktischen Bemerkungen, abgesehen von denjenigen, die in der Formenlehre zerstreut sind, nur einige Seiten gewidmet sind. Ohne mich irgendwie auf eine meritorische Beurtheilung dieses Theiles einlassen zu wollen, glaube ich im allgemeinen behaupten zu dürfen, dass derselbe seinem Zwecke, die heutige geschriebene Sprache kennen zu lehren, entsprechen wird. Passend ist es auch, dass sowohl auf die altgriechische Sprache, als auch auf die eigentliche Volkssprache der Gegenwart Rücksicht genommen ist, wenn dies auch in noch viel umfangreicherem Maße der Fall sein sollte. Durch Aufnahme von Übungssätzen in hinlänglicher Anzahl ist auch ausreichende Gelegenheit zur Einübung des grammatischen

Lehrstoffes geboten. Sehr reichhaltigen Inhalt bietet der zweite Theil. Von praktischem Werte sind die Gespräche (S. 163—193), mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung, und die Briefe (S. 194—203). Einen mehr wissenschaftlichen Zweck haben die aus altgriechischen Schriftstellern (Homer, Herodot, Xenophon, Plutarch) aufgenommenen Stücke mit beigefügter neugriechischer Übersetzung (S. 204—217), sowie einige Stücke, welche als Belege für die allmählich aufkommenden Formen der neugriechischen Sprache dienen sollen, aber wohl etwas dürftig sind. Hingegen ist wiederum sehr reichlich der Abschnitt „Neugriechische Proben", aus welchem ich hervorhebe die poetischen Abschnitte, ferner die Ausschnitte aus Zeitungen (S. 220—252), die Erinnerungen eines griechischen Officiers (E. Rangabé) an den deutsch-französischen Krieg, mit deutscher Übersetzung (S. 254—361), Übersetzungsproben aus neueren Sprachen (Rabagas von Sardou, Shakespeares Othello, Lessings Nathan, Goethes Iphigenie, S. 362—382), endlich neugriechische Volkssagen und Märchen (S. 383—407). Zum Schlusse will ich nicht unterlassen, auf den belehrenden Artikel von A. Thumb: „Die neugriechische Sprache und ihre Erlernung" in der Beilage der Münchner allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1891, Nr. 216, ferner auf desselben Verfassers Bericht über die neugriechische Sprachforschung in den Jahren 1890 und 1891 in dem „Anzeiger für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde" 1, 38—49, endlich auf seine Schrift „Die neugriechische Sprache", Freiburg 1892, aufmerksam zu machen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Deutsches Lesebuch für österreichische Obergymnasien. Herausgegeben von Dr. Franz Prosch und Dr. Franz Wiedenhofer, k. k. Gymnasialproff. in Wien. Zweiter Theil (für die sechste Classe). Ausgabe A. Im Anschlusse an das mittelhochdeutsche Lesebuch. Wien, Gräser 1891, 8°, VII u. 247 SS.

Das Buch macht einen guten Eindruck durch die maßvolle Anlage des Lehr- und Lesestoffes. Die Herausgeber scheinen wirklich und mit Recht der Ansicht zu sein, dass beim Deutschunterricht im Obergymnasium nicht das Lesebuch die Hauptsache ist. In den folgenden Theilen werden sie dieser Anschauung erst recht Ausdruck geben können. Der Lehrstoff hier ist anregend dargestellt, die Proben mit Geschmack ausgewählt.

Im einzelnen erlaubt sich Ref. folgende Bemerkungen. S. 1 beginnt: 'Die deutsche Sprache gehört — — zu dem großen arischen Sprachstamme. Die europäischen Sprachen desselben' usw. Schröder hat in der eben in zweiter Auflage erschienenen Schrift 'Vom papiernen Stil' (Berlin, Walther und Azolant) auf den fehlerhaften Gebrauch des Wortes 'derselbe' aufmerksam gemacht. An den Germanisten wenigstens sollten solche Erinnerungen nicht spurlos

vorübergehen. Im Zusammenhang damit erlaubt sich Ref. folgende Bemerkung. Er selbst bemüht sich seit einiger Zeit der Welt, die freilich Wichtigeres zu thun hat, Sinn für Satzrhythmus beizubringen. Aber nicht einmal in seiner nächsten Umgebung merkt er eine Spur davon. Wie die Wörter aus der Pfanne der Grammatik kommen, werden sie aufs Papier gestellt. Als ob damit schon alles gethan wäre. Als ob nicht dann erst die Arbeit beginnt. Man sehe sich doch die Muster an, auf die Ref. verweist. Man führt heutzutage immer Goethe im Mund. Aber lernen will man nicht von ihm. S. 155, 294 des vorliegenden Buches z. B. begegnet folgender Satz: 'Durch ein Lustspiel, welches allen Regeln der Gottsched'schen Schule Hohn sprach und diesem zum Trotze nach dessen Bruche mit der Neuberin nebst einem ihn selbst parodierenden Vorspiele in Leipzig aufgeführt wurde, betheiligte er sich in dem Kampfe gegen den Leipziger Dictator' — ein wahres Ungethüm an Missklang, welches dadurch nicht schöner wird, dass niemand Ohren dafür hat.

S. 1 wird der Name 'Germanen' als 'Nachbarn' erklärt. Dass diese Erklärung nicht unbestritten ist, wird den Verff. bekannt sein. S. 4. Dass in der mhd. Zeit der schwäbische Dialect blühte, wird nicht jeder glauben. 5 'Die Literatur eines Volkes umfasst poetische und wissenschaftliche Schöpfungen. Nur die ersteren tragen das Gepräge der geistigen Eigenthümlichkeiten der Nation.' Übertrieben. Was über die Entstehung des Nibelungenliedes gesagt wird — S. 24 'Die rhapsodischen Gesänge, welche man gemeiniglich unter dem zusammenfassenden Namen 'Nibelungenlied' begreift, bilden ein volksthümliches Epos, das aus einer Sammlung einzelner zu Ende des 12. Jhdt. in Österreich und Baiern gesungenen und größtentheils in Österreich auch vereinigten Lieder hervorgegangen ist' usw. — kann man nur als Verirrung bezeichnen. S. 92. Gellert ist 1715 geboren, Johann Elias Schlegel 1719 (s. auch S. 239). Im übrigen hat Ref. nicht alle Zahlen geprüft. Was S. 93, 24 über Klopstocks Neigung zu seiner Base gesagt wird, dürfte entbehrlich sein. Die ebenda Z. 48 aufgeführten Werke erscheinen nicht in historischer Ordnung. Ob man 'Götz' mit dem Schluss des 'Messias' in Beziehung setzen kann, weiß Ref. nicht. 'Götz' ist im Juni erschienen. 131, 7 Dass Klosterbergen eine streng pietistisch geleitete Anstalt war, ist für die Schüler gegenstandslos. Z. 20 Das Verhältnis Wielands zu Julie Bondeli braucht in der Schule auch nicht erwähnt zu werden. Und was Z. 60 über Wielands Ansicht von der Berechtigung des sinnlichen Genusses gesagt wird, möchte Ref. wenigstens mit den Schülern nicht durchnehmen, ebensowenig was Z. 75 über Musarion und Z. 80 f. über Idris und Zenide gesagt wird. Die Schüler dürften nicht säumen, die dort gegebenen Andeutungen eifrig zu verfolgen. Wenn aber Z. 117 gesagt wird, dass Wieland sich um die Förderung der erzählenden Prosa 'nicht unerhebliche Verdienste' erworben hat, und etwas ähn-

lich Abgeschwächtes über seine Shakespeare-Übersetzung, so geschieht ihm unrecht. Die Erörterung über die Wolfenbüttler Fragmente und andere der Schule nicht zugängliche Schriften ist wohl entbehrlich, da es nicht Aufgabe der Schule sein kann, ein Gesammtbild von Lessings Thätigkeit zu geben. S. 194 Sonnenfels ist nach Wurzbach 1732 geboren. 199 die Strophe Z. 83 ff. über die 'erste Geliebte' wäre zu streichen, da das Buch in der sechsten Classe verwendet werden soll. S. 236 wird der Inhalt des 'Lear' unrichtig angegeben. Und wenn es ebenda in der Inhaltsangabe des Hamlet heißt: 'Dieser (der König) verwickelt ihn in einen Zweikampf', ist dies mindestens zweideutig. 237, 4 'Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Äsop ebensowenig eine historische Persönlichkeit gewesen ist als Homer.' Da haben wir wieder den dichtenden Volksgeist. Doch ist es wohlgethan, die Zweifellosigkeit durch 'wohl' etwas einzuschränken. 241 Casaubonus lebte nach Eckstein bis 1614.

Am Ausdruck wird noch einiges zu bessern sein. S. 6, 2 erscheint ein überflüssiges 'so' im Nachsatz. S. 46, 28 'Für das — sechzehnte Jahrhundert sind — — — zu nennen.' 68, 147 'Sein eigentlicher Name war Ulrich Megerle aus Krähenheimstetten in Schwaben.' 93, 40 'wo er sich mit der Nichte Metas zum zweitenmale vermählte.' Ebenda 52 'Klopstocks lyrisches Hauptwerk sind seine Oden.' 132, 44 'so gut wie', 247 zu Z. 151 'soviel wie', aber 1, 4 u. und 235 zu Z. 137 'soviel als'. S. auch 149, 76. 148, 9 'und hielt bei dieser Gelegenheit eine Abschiedsrede, in welcher er über die Mathematik bei barbarischen Völkern sprach. Doch ist uns von dieser (l. 'davon') leider nur der Titel erhalten.' Dass Lessing aus dem Winkler'schen Hause 'vertrieben' wurde (149, 43), ist etwas zuviel gesagt. 152, 183 'Lessings Absicht war es, in seinen bereits vor dem Laokoon erschienenen fünf Abhandlungen über die Fabel zu zeigen' — l. 'L. Absicht in seinen' usw. 194, 25 'Rittergedichte nach Art des Oberon verfassten vor allem Alzinger und Müller' — l. 'allen'. 195, 87 'Trotzdem das regelmäßige Drama in Wien gesiegt hatte, lebte der Hanswurst wieder auf, indem das im Jahre (l. 'Jahr') 1780 gegründete Leopoldstädter Theater bis tief ins 19. Jahrhundert hinein der Lieblingssitz der Posse blieb und durch seine dramatischen Zaubermärchen die Phantasie des Knaben Franz Grillparzer mächtig anregte.' Der Satz 'und durch seine' usw. steht in keinem Zusammenhang mit dem, was hier gesagt werden will.

In Bezug auf die Orthographie ist dem Ref. aufgefallen, dass 'so viel' und 'so sehr' nicht nach Vorschrift zusammengeschrieben werden. 93, 46 steht 'unverholener'. 65 lautet der Titel: 'Die eigentliche neuhochdeutsche Zeit', in der Anmerkung S. 223: 'Die eig. neudeutsche Zeit'. 71, 2 l. 'Spectator'. Übrigens ist die Zeitschrift der Schweizer nur von 1721 bis 1723 erschienen. Nun noch eine Bemerkung. S. III findet man das Wort 'Ent-

wickelung'. Und so auch S. 4. 7. Aber S. 45. 46 'Entwicklung'. 66 wieder 'Entwickelung', ebenso 68. 72. 132, 72. Dagegen 194, 34 'Entwicklung'. Die Nachwelt wird darnach auf die verschiedenen Verfasser ihre Schlüsse ziehen. Hoffentlich gelingt es ihr besser, beider Eigenthum zu scheiden, als den Kritikern des Nibelungenliedes ihre Arbeit.

Wien. Joh. Schmidt.

Erläuterungen Schiller'scher Dichtungen.

1. **Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst** für die häusliche Vorbereitung der Schüler von Dr. Walther Böhme. IV. Bändchen. Schillers Wilhelm Tell. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891, 8°, 44 SS. Preis 50 Pf.
2. **Erläuterungen zu den deutschen Classikern.** Leipzig, E. Wartig (Ernst Hoppe). 8°. Preis à Bändchen 1 Mk.
   39. 43. Schillers lyrische Gedichte. Erläutert von H. Düntzer. 3. neu durchges. Auflage 1891. III. Die Gedichte der zweiten Periode. 146 SS. — IV. Die Gedichte der dritten Periode. 4. 143 SS.
   50. 51. Schillers Jungfrau von Orleans. Erläutert von H. Düntzer. 4. neu durchges. Auflage. 1891. 280 SS.

Böhmes compendiöse Erläuterungen gehören zu den empfehlenswerteren der für die Schule bestimmten Interpretationsversuche. Knappe Sacherklärungen, Abdruck der wichtigsten Quellen, geschickte dramaturgische Hinweise, eine nicht unglückliche Verwertung der jetzt beliebten Methode, durch Fragen den Schüler zu eindringlicherer Beschäftigung mit dem Dichtungswerke einzuladen — all diese Momente erwecken ein günstiges Vorurtheil. Wer die Büchlein B.s seinen Schülern zur häuslichen Vorbereitung in die Hand gibt, wird bald ihre erfreuliche Wirkung gewahren. Sie ersparen dem Schüler an keiner Stelle selbständiges Denken und Forschen und weisen ihm doch sichere Wege, ohne durch einen umständlichen Apparat das Interesse zu ertödten. Sichtlich ist B. immer bemüht, dem Schüler ins Gedächtnis zu rufen, was ihm von anderer Seite bekannt sein muss. Freilich sind die Beziehungen oft ein wenig weit hergestellt. Ich wenigstens kann den Nutzen nicht einsehen, wenn bei dem Todtenglöcklein, das bei Attinghausens Tod ertönt, an das Motto des Liedes von der Glocke („mortuos plango") gemahnt wird. Anderes näher liegendes bleibt hie und da unberücksichtigt. Bei Tells Schilderung der Gotthardstraße erwähnt B. das „Berglied" nicht; auch sähe ich lieber zur gleichen Stelle statt Guthes „Lehrbuch der Geographie" die mehrfachen Goethe'schen Beschreibungen des Anstieges zum St. Gotthard angezogen; sie rufen nicht nur dem Schüler ein plastischeres Bild vor Augen, sie repräsentieren auch eine der Quellen von Schillers

Drama. Ganz unfasslich bleibt mir die chronologische Tabelle S. 5, „Merkzahlen aus dem Leben des Dichters“ betitelt. Ich könnte keinem Schüler einen Vorwurf machen, der aus ihr ableitete, die Abhandlungen „Über naive und sentimentalische Dichtung“ fielen vor 1794, die „Künstler“ nach 1794. Zu S. 20, Z. 1 „handlich zugehen“ verweise ich auf R. Hildebrands „Gesammelte Aufsätze und Vorträge“ S. 113; S. 21, Z. 2 v. u. lies *πόρη* für *πύρη*.

Düntzers Erläuterungen zur „Jungfrau von Orleans“ haben in der dritten Auflage wenig Veränderungen erfahren. Goethes Tagebuch bot nähere Betimmung chronologischer Daten (vgl. S. 24 *) und **)); einmal wagt D. positive dramaturgische Vorschläge, um den Schluss des zweiten Actes von Mängeln zu befreien, die Bulthaupt an ihm tadelt. Über den Nebentitel der „Jungfrau von Orleans“ weiß D. S. 41 *) auch in der dritten Auflage nichts Besseres anzuführen, als in ihren Vorläuferinnen. Dass Schiller an die Romantik der Tieck'schen Dramen, etwa an die „Genoveva“ von 1800, gedacht haben mochte, als er sein Drama eine „romantische Tragödie“ nannte, ist ihm auch diesmal nicht aufgegangen; er denkt noch immer an den „Oberon“. D. scheint nicht zu kennen, was über den Zusammenhang von Tiecks „Genoveva“ und Schillers „Jungfrau von Orleans“ im Goethe-Jahrbuch 10, 230 f. geschrieben steht; er hätte mindestens dagegen polemisiert. Denn gleich die neuen Auflagen zweier Bändchen seiner Erläuterungen Schiller'schen Lyrik sind frische Belege, dass er für alle Bemühungen der modernen Literaturhistorik nur rein negative Polemik zur Hand hat, ja sich nicht einmal bemüssigt fühlt, seine Ablehnungen zu begründen. Wenn Minor gelegentlich (2, 420) das Lied „An die Freude“ ein Bundeslied nennt, so macht D. es zu einem Gesellschaftsliede im Sinne der Freimaurer; wenn Minor weiters (eb. 421) in dem genannten Gedichte den Taumel und den Rausch einer maßlos erhöhten Lebenslust, nicht den Ausdruck maßvoller Lebensfreude sucht, so bemerkt D. natürlich von Taumel und Rausch keine Spur. Warum er entgegengesetzter Ansicht ist, erfahren wir nicht; und eine Begründung seiner Anschauungen wäre doch umsomehr am Platze gewesen, als Minor es nicht verschmäht hat, seine Auffassungen zu stützen. Minor setzt die „Freigeisterei der Leidenschaft“ und die „Resignation“ in die Mannheimer Zeit; D. kann ein solches Verfahren unmöglich zugeben. Minor lässt die beiden Gedichte aus den Stimmungen der letzten Mannheimer Zeit herauswachsen; sie sind ihm dichterische Ausdruck einer Krisis, die lediglich und allein in den letzten Mannheimer Wochen nachzuweisen ist, die er in Dresden rasch unter dem Einflusse Raphael-Körners überwunden hat. Minor hat diese Stimmung Schillers eindringlich erörtert und in ihren Ursachen begründet (2, 347 ff.). D. glaubt den wohlerwogenen und in sich gefesteten Zusammenhang mit der, ich möchte fast sagen, leichtfertigen Bemerkung zerstören zu können: Schiller habe sich in Dresden recht

wohl in die Zustände versetzen können, auf welche beide Gedichte deuten. Freilich, D. hat nie viel auf die Stimmung gehalten, aus der eine Dichtung erwächst. Ist nach seiner Meinung doch auch die Mehrzahl der Goethe'schen Gedichte nur für diese oder jene Ausgabe geschrieben worden. Gewiss bleibt es unverkennbares Zeichen dichterischer Meisterschaft, nicht unter dem Drucke momentaner Stimmung das Gefühlsleben ausströmen zu lassen, sondern abgeklärte Bilder abgeschlossener Stimmungsphasen zu bieten. Allein die genannten Gedichte entbehren doch aller Abklärung; wer möchte wohl mit den Begriffen von Meisterschaft, von besonnenem künstlerischen Schaffen an sie herantreten? Gedichte wie die „Freigeisterei der Leidenschaft", wie die „Resignation" gestattet sich kein Dichter, der die Poesie zu commandieren gelernt hat. Schiller selbst erklärt alsbald die „Freigeisterei" aus einer Aufwallung der Leidenschaft; nach D. hätte er in Dresden diese Leidenschaft künstlich aufwallen lassen. Schiller sinkt durch D.s Zumuthung auf die niedrige Stufe eines frivolen Virtuosen. — In die Interpretation der „Künstler" hat D. S. 80 einige Literaturangaben eingefügt; ich vermisse unter ihnen einen aufschlussreichen Aufsatz Karl Riegers („Mittelschule" 1887, 1, 10—22); die Entstehung des Gedichtes, über die D. vielzuwenig zu sagen weiß, war durch Rieger in neues Licht gerückt worden. Merkwürdigerweise scheint auch Grosse Riegers Aufsatz nicht zu kennen. Grosses fleißig gearbeitete Specialausgabe der „Künstler" (Berlin, Weidmann 1890) hat bei D. bisher noch keine Verwertung gefunden.

Wien, 26. Nov. 1891. Dr. Oskar F. Walzel.

Böhmens Antheil an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts von R. Wolkan, II. Theil. Ausgewählte Texte. Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase. Prag 1891. Lex.-8°. IX u. 207 SS.

R. Wolkan. Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im XVI. Jahrhundert. Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase. Prag 1891. kl. 8, V u. 178 SS.

Dem ersten Theil der Bibliographie (die ich in dieser Zeitschrift 1891, 1. Heft, S. 50—52, besprochen habe) folgte nach Jahresfrist ein zweiter Band mit Texten. Wolkan führt hier die verschiedenen Literaturgattungen der deutsch-böhmischen Dichtung des XVI. Jahrhunderts in ausgewählten, charakteristischen Vertretern vor. Er gibt Prosa und Verse, geistliche Lieder, darunter das erste deutsche Gesangbuch der Katholiken in Böhmen, das des Hecyrus, neue „Zeitungen", historische und beschreibende Gedichte, Stephanis „kurtze vnd fast lustige Satyra von einer Můlnerin vnd jren Pfarrherr", die Dramatisierung eines bekannten Schwankes, eines der prächtigsten und wirksamsten Fastnachtspiele des XVI. Jahrhun-

derts, ferner ein biblisches Drama: Meißners figuren- und scenenreiche Historica Tragoedia vom Untergang der Städte Sodom und Gomorra und von der Opferung Isaaks, die kurze, eigentlich bloß skizzierende Tragödie von den zwei hochverrätherischen böhmischen Landherren, ein längeres Stück aus des Mathesius rührend erbaulichen „Leychpredigten" u. a. So reichhaltig auch diese Auswahl ist, wünschte man doch, W. hätte von den Schätzen, die ihm zur Verfügung standen, noch mehr veröffentlicht. Dies wäre ihm bei einer etwas minder luxuriösen Ausstattung leicht möglich gewesen, ohne „den Umfang des Buches ungebürlich zu vergrößern". Wenn er Stephanis Übersetzung der Andria des Terenz gibt, warum nicht auch desselben Eunuchus-Übertragung? Dann erst könnte man Stephanis Stellung unter den zahlreichen Verdeutschern des Terenz im XVI. Jahrhundert bestimmen.

Dass W. die Orthographie der Texte streng bewahrt hat, ist sehr zu billigen. Er hat nur die Druckfehler berichtigt und seine Besserungen in der Einleitung verzeichnet. Ergänzend wäre zu bessern S. 22, Nr. 21, Z. 2 „nit" in „mit", S. 126, V. 22 „frot" in „fort", S. 129 nach Actus secundi, scaena prima fehlt die Überschrift „Pfarherr", S. 178, Z. 3 v. u. „widerstebet" ist nur ein Druckfehler für „widerstrebet". Die Bezeichnung sic, die W. hier anwendet, passt für auffallende Schreibungen und Formen, von denen man annimmt, dass sie der Verfasser beabsichtigt hat, nicht aber für unbeabsichtigte Fehler.

Die Interpunction ist bei Werken des XVI. Jahrhunderts fast immer willkürlich und sinnstörend, darum hat man in Neudrucken, um einen raschen Überblick und das Verständnis der Texte zu erleichtern, mit Recht meistens die heute üblichen und geltenden Regeln befolgt. Dies ist bei den auch in dieser Hinsicht mustergiltigen, von Prof. Braune geleiteten „Neudrucken deutscher Literaturwerke" und bei den Veröffentlichungen des Stuttgarter literarischen Vereines der Fall. W. ist diesen Beispielen leider nicht gefolgt. Er hat bei einzelnen Nummern die alte Interpunction beibehalten, bei anderen mehr oder minder selbständig nachgebessert. So zeigen Nr. I und IV nach einer häufigen Sitte des XVI. Jahrhunderts bei jedem Versausgang, auch wo der Satz nicht schließt, ein Trennungszeichen, Beistriche mitten im Satz; auch in dem Prosastück Nr. XVII sind für die heutige Auffassung Beistriche viel zu reichlich angebracht, hingegen fehlen sie fast ganz in den Nummern VI, VII, XII und andere Inconsequenzen mehr.

Unter den mitgetheilten Dichtungen verdient auch aufmerksame Beachtung der „Ritter-Orden des Podagrischen Flusses" von Fleißner, der hier nicht ohne Witz die antike Mythologie verwendet, um die Abstammung, das Wesen und den Nutzen des Podagras zu schildern. Es ist nicht eine reine Erfindung Fleißners. Die einzelnen Motive haben sich allmählich herausgebildet in der reich verzweigten humoristischen Podagraliteratur, die sich von

Lucian durch die italienische Dichtung des Mittelalters und die Erzeugnisse des Humanismus bis zu Hans Sachs, Fischart und Fleißner hinzieht. Fleißners allegorische Figuren hat später Ayrer mit selbständigen Erweiterungen in einem Fastnachtspiel auf die Bühne gebracht. [1])

Aus dem Stoffe des geplanten dritten Theiles seines Werkes, der einen Überblick über die deutsch-böhmische Literatur des Reformationszeitalters enthalten soll, hat W. vorläufig eine eingehendere Untersuchung über das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder veröffentlicht. Hier charakterisiert er vor allem Stil und Inhalt der Kirchenlieder Michael Weißes; er zeigt, dass dieser fruchtbare deutsche Liederdichter zum Theile von der lateinischen Hymnenpoesie und von Luther abhängig sei, dass er aber in viel geringerem Grade, als man bisher angenommen hatte, čechischen Vorlagen folgte und dass die überwiegende Mehrzahl seiner Schöpfungen originelle deutsche Kirchenlieder seien. Ferner erweist er Weiße als Verfasser jener Kirchenlieder, die man bisher ohne rechten Grund dem čechisch gesinnten Bischof der böhmischen Brüder, Johann Horn, zugewiesen hat. Ein ausführliches Verzeichnis zum Schlusse veranschaulicht die Verbreitung der Lieder der böhmischen Brüder in den deutschen protestantischen Gesangbüchern des XVI. Jahrhunderts. Michael Weiße nimmt hier, wie wir sehen, an weit reichender Beliebtheit den ersten Rang ein.

Diese Untersuchungen bewegen sich auf einem Grenzgebiet deutscher und čechischer Interessen. Bei der Erregtheit, mit der ähnliche Fragen heute behandelt zu werden pflegen, ist es besonders anzuerkennen, dass W. die erfreulichen Ergebnisse seiner fleißigen Studien in ruhigem, sachlichem Tone vorgetragen hat.

Prag. Dr. Ad. Hauffen.

Ipomedon in drei englischen Bearbeitungen herausgegeben von Eugen Kölbing. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner 1889.

Es ist gut, dass der „Ipomedon" einen Herausgeber von so seltener Belesenheit und Erfahrung gefunden hat, wie es Kölbing ist, oder vielmehr es ist begreiflich, dass die Herausgabe dieses großen und wichtigen Denkmals auf Kölbing gewartet hat. Das in zwölfzeiligen Schweifreimstrophen abgefasste, 8890 Verse zählende Gedicht ist nämlich nur in einer Handschrift (8009 der Chetham Library) erhalten, und zwar in einem so elenden Zustande, dass es in jeder Strophe mehrerer Conjecturen bedurfte, bis ein lesbarer Text entstand. Kölbing nennt die Abschrift mit Recht eine der nachlässigsten und sorglosesten, die in der mittelenglischen Literatur

---

[1]) Ich gedenke demnächst eine kurze Darstellung der humoristischen Podagraliteratur des XVI. Jahrhunderts zu veröffentlichen.

vorkommen. Abgesehen davon, dass der Schreiber nicht gewusst zu haben scheint, dass er es mit einer strophisch gegliederten Dichtung zu thun hatte, und daher häufig die Strophen zerstört, springt er in der willkürlichsten Weise mit Metrum und Reim um. Den Text metrisch auch nur annähernd so herzustellen, wie er aus des Dichters Hand hervorgieng, das war von vornherein unmöglich, und K. that sehr wohl daran, nur gelegentlich und auch da nur mit großer Vorsicht im Versinnern zu ändern und seine ganze Emendationskunst den Reimwörtern zuzuwenden.

Aber K. beschränkte sich nicht darauf, einen kritischen Text zu liefern, sondern suchte wie in seinen früheren Arbeiten (Sir Tristrem, Amis and Amiloun) das Denkmal nach jeder Richtung hin zu erklären und auszubeuten, und man kann es getrost sagen, dass unsere Ausgabenliteratur kein zweites Beispiel einer so liebevoll gearbeiteten, bis ins Kleinste gehenden Einleitung und so reicher Anmerkungen aufzuweisen hat. Außer der Hauptversion des Ipomedonromanes, nämlich der eben genannten Dichtung von 8890 Versen, hat K. noch die zwei anderen me. Bearbeitungen desselben Stoffes abgedruckt, das 2346 Verse zählende Gedicht „The lyfe of Ipomedon“, erhalten im MS. Harl. 2252, und die Prosabearbeitung Ipomedon nach Ms. 25 der Bibliothek des Marquis of Bath.

Die Arbeit K.s zerfällt in folgende Theile:

Einleitung. 1. Die Handschriften und Ausgaben. 2. Literaturgeschichtliches. *a*) Der Inhalt der vier Versionen des Stoffes. *b*) Das Verhältnis der drei englischen Versionen zum französischen Texte und zueinander. *c*) Methode und Stil der englischen Übersetzer. 3. Sprache und Metrik. 4. Die Einrichtung der Ausgabe. Ipomadon. The lyfe of Ipomydon. Ipomedon. Anmerkungen. Nachträge und Besserungen. Register. Personennamen. Ortsnamen. Flussnamen. Völkernamen. Thiernamen. Register zu den Anmerkungen. Abkürzungen.

Der Abschnitt, welcher das Gedicht nach seiner literaturgeschichtlichen Seite beleuchtet, ist, wie schon hervorgehoben wurde, so ausführlich und sorgfältig gearbeitet, dass K. kaum etwas wesentliches entgangen sein dürfte; besonders erwähnt sei die Behandlung der sehr zahlreichen alliterierenden Formeln, welche in musterhafter Ordnung das überreiche Material vorführt.

Gegenüber diesem Abschnitte nimmt sich der folgende etwas mager aus. Dass K. die Metrik so ziemlich aus dem Spiele gelassen hat, ist bei dem elenden Zustande der Handschrift wohl zu entschuldigen; aber in der Behandlung der Sprache hat sich der Herausgeber entschieden eine allzugroße Zurückhaltung auferlegt. Abgesehen von unwesentlichen Details fällt es auf, dass die Quantität der Vocale so wenig Berücksichtigung gefunden hat; nicht nur fehlt es an einer Zusammenstellung der in dieses Capitel einschlagenden Thatsachen, sondern selbst in der Behandlung der

Qualität macht sich der Mangel an scharfer Scheidung zwischen Länge und Kürze bemerkbar. Dann eine Frage principieller Natur. Abschnitt III heißt „Sprache und Metrik“, bringt aber nur Laut- und Flexionslehre: gehört nicht auch die Syntax in das Gebiet der Sprache? Dass die anderen Herausgeber englischer Sprachdenkmäler mit souveräner Verachtung die Syntax übersehen, war doch wohl für K. kein Grund, ein so wichtiges und so wenig bebautes Gebiet zu vernachlässigen. Die Unterlassungssünde wiegt umso schwerer, als K. in den Anmerkungen zeigt, dass er ein feines Gefühl für syntaktische Erscheinungen besitzt.

Zum Schlusse einige Kleinigkeiten, soweit es der knapp bemessene Raum gestattet.

V. 971. Lies b u s statt must; vgl. 45, 3993 u. a.

V. 1018. Die Änderung von me thynk in me thynkes an dieser wie an anderen Stellen (vgl. 1036, 1238) ist nicht berechtigt; vgl. die Zusammenstellung in der Einleitung zu Caxtons Blanchardine and Eglantine (E. E. T. S.) §. 17 C.

V. 1072. d o m e statt des handschriftlichen deme reimt nicht mit moone und gibt keinen rechten Sinn. Haben wir nicht doone = do zu lesen? Was diese Form des Infinitivs betrifft, vgl. goone 3063.

Anmerkung zu 9. Auch ae. wênan regiert den Genetiv. Elene 61, Blickling Homilies 63.

Anmerkung zu 305. in a ryche citte, in einer gewissen reichen Stadt, ist gewissermaßen directe Rede. Solche außerhalb der Construction stehende Sätze sind nicht selten. Vgl. die bekannte Anomalie mit „heißen“. Hine mon scyle on bismer hâtan se anscoda. Cura Pastoralis 45; — đone beorhtan steorran đe we hâtađ morgensteorra. Boethius S. 114; — der nennet sich der rîter rôt. Parzival 276, 21; — Grimm, Grammatik IV, 592.

Anmerkung zu 739. Der Vers macht keine Schwierigkeit, wenn man die Construction des Relativsatzes im ME. in Betracht zieht. Ine þise zenȝeþ moche uolk: ine uele maneres, ase þise fole wyfmen, þet uor a lite wynnynge, hy yueþ ham to zenne. Ayenbite, 45; —

A knight there was, and that a worthyman, That, from the tyme that he first began To ryden out, he lovede chyvalrye; — Chaucer, Prol. 43—45; — here is a worshipfull knyght sir Lamorak, that for me he shal be lord of this countreye. Morte d'Arthur, 334, 2; — sir Tristram, that by aduenture he cam .... Ibid. 407, 21.

Druckfehler: 840 wenes statt weneo; 856 kein Anführungszeichen nach maye; 4084 zu interpungieren: I praye, god gyff you sorow care; 4508 One Segamus made a fraye (ein gewisser Segamus); 4591 a slayne = have slayne.

Bielitz. Dr. Leon Kellner.

Höfler A., Grundlehren der Logik. Lehrtext und Übungen aus des Verfassers Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Wien-Prag, Tempsky 1890. 187 SS., Preis 1 fl. 20 kr.

Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern. 40 SS., Preis 30 kr. (Beide Bücher approbiert mit h. Erlass vom 25. Juni 1890.)

Im Hinblick auf Höflers Aufsätze „Zur Reform der philosophischen Propädeutik" (XI. u. XII. Heft dieser Zeitschrift 1890), welche, da sie die wissenschaftlichen und pädagogischen Winke für den Unterricht dieses Gegenstandes auf die damals soeben erschienenen Lehr- und Hilfsbücher des Verf. gründen, zugleich eine Selbstanzeige dieser Bücher darstellen, können wir uns im Folgenden auf einige kurze Andeutungen des Inhaltes beschränken, um dafür etwas ausführlicher beim Berichte über die Verwendbarkeit jener Werke im praktischen Unterrichte zu verweilen.

Der Forderung der Instructionen nach einer psychologischen Einleitung ist der Verf. durch die drei Abschnitte der Einleitung (I. Psychische Erscheinungen, II. Die Erscheinungen des Denkens, III. Logisches und nicht logisches Denken, S. 1—13) nachgekommen. Unter II ist besonders der §. 9 „Denken und Sprechen" sehr instructiv, indem durch mannigfache Beispiele von Äquivocationen und Synonymen der Schüler vor einem Vermengen von Sprech- und Denkvorgängen gewarnt wird. Wie der Ref. bei dem Unterrichte erfahren konnte, bringen die Schüler dieser Übung ein ganz besonderes Interesse entgegen. Unter III wird der Begriff der Evidenz eingeführt, welcher sozusagen das Centrum bildet, von welchem alle Gedankenfäden des Buches aus- und in welches sie wieder zusammenlaufen. Der letzte Paragraph der Einleitung definiert auf Grund des Evidenzbegriffes die Logik als „die Lehre vom richtigen Denken" — welche Begriffsbestimmung durch ihre Einfachheit von der bisher üblichen Gegenüberstellung von „Normen im Gegensatze zu Naturgesetzen des Denkens" — wohlthuend abweicht.

Es folgt die Elementarlehre, welche sich gliedert in I. „Die logischen Vorstellungen (Lehre vom Begriff)" und II. „Die logischen Urtheile (Lehre von der Evidenz)". Schluss und Beweis sind nicht, wie fast überall sonst, den Begriffen und Urtheilen, beziehungsweise der Lehre von der Definition und der Eintheilung coordiniert, sondern gemäß der psychologischen Unterscheidung nur zweier Hauptclassen von Denkvorgängen, nämlich der Vorstellungen und der Urtheile, der Urtheilslehre als Lehre von der mittelbaren Evidenz eingeordnet, nachdem „die obersten Denkgesetze" die Lehre von der unmittelbaren Evidenz abgeschlossen hatten. — Dass der Verf. in einer „neuen Logik" der Syllogistik noch immer 11 Paragraphen widmet, wird man aus den Gründen, welche er schon in seinen Programmaufsätzen von 1879 und 1884 und neuerdings in dem angeführten Aufsatz „Zur Reform" u. s. f. (S. 1118 f.) dargelegt hat, gerechtfertigt finden. Aber auch wenn der Lehrer sich be-

gnügen will, die Schlusslehre bloß an der Hand von Beispielen darzulegen, so ist ihm dies durch das reiche Material an Beispielen von Schlüssen im §. 60 ermöglicht, indem sie hier, zwar schon systematisch geordnet, doch den eigentlichen Schlussregeln vorausgehen. Auf ganz neuer wissenschaftlicher Grundlage, welche wir der Relationstheorie von A. Meinong, dem Mitarbeiter des Verf., verdanken, ist der Abschnitt „Wahrscheinlichkeitsschlüsse“ (Induction, Analogie, das Verhältnis von Induction und Deduction usw.) aufgebaut. Was die Begriffslehre des §. 27 über die Causalvorstellungen gebracht hatte, findet nun Anwendung, um die schon dem Anfänger sich aufdrängende Frage zu beantworten, mit welchem Rechte man specielle Causalurtheile fällt, obgleich ihnen (hierin im Gegensatze zu dem allgemeinen Causalurtheil, dem „Causalgesetz“) niemals Evidenz der Gewissheit zukommt.

Ebenfalls ganz anderes Gepräge als die bisher immer aus einer äußerlichen Aneinanderreihung von Definition, Eintheilung und Beweis bestehende Methodenlehre trägt dieser zweite Haupttheil der Logik bei Höfler. Die Heuristik geht der Systematik voran. Erstere hält als „die beiden Hauptaufgaben der Forschung“ Beschreibung und Erklärung auseinander und erläutert dann der Reihe nach die Begriffe von Beobachtung, Experiment, wissenschaftlichem Gesetz, Hypothese und Theorie als natürliche Stufen der Forschung, wofür ein glänzendes Beispiel im großen die Geschichte der Astronomie darstellt, welche unter Hervorkehrung der genannten logischen Typen in ihren lehrreichsten Zügen kurz erzählt wird.

Der zweite Abschnitt „Systematik“ verlangt von einem wissenschaftlichen System, dass es 1. „streng“, 2. „natürlich“ sei. Mit dem §. 97 über die Eintheilung der Wissenschaften scheint der Verf. eine Art Hodegetik beabsichtigt zu haben. Worte Überwegs über das Verhältnis „der intellectuellen und sittlichen Bildung“ machen den würdigen Schluss.

Was den Anhang „Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern“ betrifft, so hat Höfler schon in seinem Programmaufsatze von 1884 den Vorschlag gemacht, zur Belebung des propädeutischen Unterrichtes die Lectüre von Originalstellen aus Classikern einzuführen und nun diesen Vorschlag verwirklicht. Sie sollen das Substrat zu philosophisch-propädeutischen Übungen bilden, welche sich eng an bestimmte, in der Logik und Psychologie durchgenommene Gebiete anschließen und zu einem intensiveren philosophischen Studium an der Hochschule anregen. Dazu eignen sich die ausgewählten Stücke ihres klaren und zugleich bedeutungsvollen Inhaltes wegen in vollstem Maße. Speciell dem Zwecke der Logik dienen: das I. Stück aus Descartes „Über die Evidenz der inneren Wahrnehmung“, das II. Stück Locke „Über den Ursprung der Vorstellung aus der äußeren und inneren Wahrnehmung“, das III. Stück Locke „Über primäre und secundäre Qualitäten“, das V. Stück Hume „Über Causal-Vorstellungen“ (die fünf ersten Ab-

sätze), das VI. Stück Hume „Über Causalurtheile“, das VII. Stück Kant „Über analytische und synthetische Urtheile“.

Indem ich nun, wie eingangs versprochen, zur Beurtheilung der hiemit ihrem Inhalte und ihrer Gliederung nach skizzierten Bereicherungen unserer Schulbücherliteratur übergehe, betone ich, dass ich mich hiebei nicht auf allgemeine Vermuthungen (wie ich sie privatim mehrmals habe äußern hören) über die Schwierigkeit des dem Unterrichte vielfach zum erstenmal zugänglich gemachten wissenschaftlichen Materiales und über die zu seiner Absolvierung nöthige Zeit stütze, sondern auf die concreten Erfahrungen an mir und meinen Schülern beim wirklichen Unterrichte. Ich habe nämlich schon im vergangenen Schuljahr, als noch ein anderes Lehrbuch vorlag, vieles probeweise dem H.'schen Buche zum Zwecke der Belebung des Unterrichtes entnommen und lehre nun ein Semester hindurch nach demselben. Was zunächst die mehr äußerliche Frage nach der Arbeitszeit betrifft, so ließ ich mir, da ich das Überbürdungsgespenst gewissenhaft vor Augen hatte, von mehreren begabteren und auch weniger begabten Schülern berichten, wie oft sie die Lection zu Hause vorgenommen hätten; worauf die meisten erklärten, sie lesen sichs zwei- oder dreimal durch; ja einer, der, seinen Antworten nach zu schließen, eine der schwierigeren Partien der Begriffslehre ganz gut erfasst hatte, gab zur Antwort, er habe sie nur einmal durchgesehen. Wenn ich dabei auch dahingestellt sein lasse, ob nicht etwas Renommage im Spiel war, so dürfte doch aus der Antwort hervorgehen, dass die Form der Darstellung den Lernenden nicht unsympathisch ist. — Jedenfalls braucht kein Durchpeitschen des Stoffes damit verbunden zu sein, denn durch das ganze Werk H.s geht zozusagen ein individualisierender Zug, den ich einen Vorzug des Lehrbuches schon einmal [1]) genannt habe, nämlich der, dass einerseits das Buch der freien Lehrform des Lehrers keine Hindernisse in den Weg legt, andererseits aber so eingerichtet ist, dass es dem jeweiligen Schülermaterial angepasst werden kann, so dass der mit dem Buche vertraute Lehrer genau nach der individuellen geistigen Beschaffenheit der Schüler die Grenzen, bis zu denen er gehen kann, erkennen wird.

Viel wichtiger noch scheint mir aber die Würdigung derjenigen inneren pädagogisch-didaktischen Züge, von denen ich mir erwarte, dass sie H.s Buch mehr und mehr Einfluss auf die ganze Gestaltung des künftigen Propädeutik-Unterrichtes sichern werden.

Soll ein Lehrbuch überhaupt und somit auch ein Lehrbuch der Logik zur Grundlage eines geordneten Unterrichtes dienen, so ist es, wie es von den pädagogischen Autoren Herbart-Ziller'scher Richtung oft betont wurde, nothwendig, dass nicht eine mangelhafte Verknüpfung der einzelnen größeren Einheiten des Gegenstandes der stetigen und organischen Apperceptionsthätigkeit der

[1]) Diese Zeitschrift Jahrg. 1891, S. 175.

Schüler entgegenwirke. Ein Fehler nun, der einem großen Theile der gerade an unseren Mittelschulen gebräuchlichsten Logiklehrbücher Kant-Herbart'scher Richtung anhaftet, ist nach dem Dafürhalten des Ref. der, dass wenig Anhaltspunkte in dem Grundrisse selbst für Lehrer und Schüler gegeben sind, um den verbindenden Faden zwischen den Hauptheilen und auch den kleineren Einheiten verfolgen zu können. Ein solches Centrum ist dagegen in H.s Buch gegeben durch den schon oben hervorgehobenen Begriff der Evidenz. Andererseits weiß das Buch sich auch vor einseitiger und eintöniger Verfolgung eines den Schüler niemals fesselnden, bloß formalistischen Principes, worauf sich ältere Bücher so viel zu gute thaten, zu bewahren. Es zeugt von dem richtigen pädagogischen Tacte des Verf., wenn er gerade für den Anfang dieses dem Schüler völlig neuen Unterrichtes durch Abwechslung in Analyse und Synthese (Verweisung auf Schillers Charakteristik des „philosophischen Kopfes", Heranziehung einzelner „philosophischer Lesestücke" u. dgl.) das Interesse und die Erwartungen der Schüler im hohen Maße spannt. Wesentlich tragen hiezu allenthalben die Beispiele bei, die ja eine große Rolle im geordneten Logikunterrichte spielen. Reichliche Auswahl, inhaltliche Bedeutsamkeit, keinerlei Künstelei in denselben und eine Fülle von Anregung zum selbständigen Denken, das sind die Züge, welche das Beispielmaterial auszeichnen. In dem angeführten Aufsatze „Zur Reform" u. s. f. hat der Verf. selbst zugestanden und es aus den Beziehungen zwischen der Logik und seinen speciellen Fachwissenschaften, der Mathematik und Physik, zu rechtfertigen gesucht, dass die Beispiele aus diesen Fächern einigermaßen an Zahl die aus den übrigen Gymnasialfächern übertreffen. Demgegenüber ist es vielleicht manchen Fachgenossen nicht unlieb, von mir als Philologen die Versicherung zu erhalten, dass, selbst wenn man mathematische Beispiele nur insoweit heranziehen will, als sie die einfachsten Begriffe und Sätze betreffen, noch immer ein so reicher Vorrath an Beispielen aus den anderen Gegenständen bleibt, dass keineswegs Jahr für Jahr immer dieselben durchgearbeitet zu werden brauchen.

Es ist auch als ein charakteristischer Zug des vorliegenden Lehrbuches hervorzuheben, dass es dem Lehrer leicht wird, die immanente Repetition, wie sie vielfach genannt wird, anzuwenden. Die oben erwähnte Darstellung des Causalbegriffes, die Art, wie die Gewinnung des Causalbegriffes ein Beispiel für die alsbald zur Sprache kommende „*expositiò*" bildet — und wie dann später bei den Causalurtheilen das Erlernte aufgefrischt und weiter verwendet wird, möge zum Belege dienen. Ein anderer sei die ungezwungen sich ergebende Anknüpfung der letzten Paragraphe des Buches, welche noch einmal von Definition, Eintheilung und Beweis unter dem Gesichtspunkte systematischer Begriffs- und Urtheilsbildung handeln, an die gleichnamigen Capitel der Elementarlehre, wo die Begriffe und Urtheile als „gegeben" vorausgesetzt waren.

Ich kann nicht umhin, einer Bemerkung des Recensenten D. im Lit. Centralbl gegenüber, wonach der §. 27, „Ursache und Wirkung“, „aus dem Hundertsten ins Tausendste“ gehen soll, hier nebenbei anzuführen, dass ich gerade, als ich diesen Gegenstand vornahm, in der Logik hospitiert wurde. Das Urtheil über die Stunde sprach den Eindruck aus, dass die Schüler, welche nicht so sehr im zusammenhängenden Vortrage als im mündlichen Verkehr mit dem Gegenstande vertraut gemacht wurden, sich von demselben gefesselt zeigten. Auch bewies mir die Prüfung in der folgenden Stunde, dass ihnen die „drei, vier Seiten Logik“ gar keine Schwierigkeiten gemacht haben. — Und nicht minder drängt es mich, der unmöglich ernstgemeinten Auslegung, welche D. den Fußnoten der großen Ausgabe gibt, dass durch sie „bei dem Schüler eine schon ganz respectable Handbibliothek vorausgesetzt werden muss“, die offene Erklärung entgegenzustellen, dass ich als Lehrer in einer kleinen Provinzstadt, wo man nicht in Bibliotheken beliebige Wahl zwischen den Behelfen für eine ersprießliche Weiterbildung im Fache hat, den Hinweis auf die Quellen, aus denen das Buch geschöpft hat, als willkommene Anleitung zum segensreichen Vertiefen in den Gegenstand empfunden habe. Auch spreche ich ganz unumwunden das Bedauern aus, dass bei der Herausgabe der „Grundlehren“ manche anregende Darlegung der größeren Ausgabe den Augen des Schülers entzogen worden ist; so der bisher meines Wissens noch nicht erbrachte Beweis, dass und warum nur die bekannten fünf Umfangsverhältnisse zwischen zwei Begriffen logisch möglich sind (l. S. 39). Übrigens dürfen wir ja annehmen, dass wenigstens jeder Lehrer Stoff zur Belebung des mündlichen Unterrichtes aus dem größeren Werke ziehen werde, wie es der Verf. in der Vorrede zu den „Grundlehren“ angedeutet hat.

Indem ich schließlich noch anführe, dass die Verlagshandlung für deutlichen, durch zweckmäßige Abwechslung den eigentlichen Lernstoff hervorhebenden Druck und sonstige schöne Ausstattung, welche wir von den Lehrbüchern dieses Verlages gewöhnt sind, bestens gesorgt hat (an Abweichungen von der vorgeschriebenen Orthographie ist mir nur die Schreibung Brod statt Brot aufgefallen), glaube ich allen Fachgenossen die Überzeugung aussprechen zu dürfen, dass sie in H.s Büchern solche erkennen werden, welche allen Anforderungen vollständig Rechnung tragen, die man an ein gutes Lehrbuch stellen kann.

Mähr.-Trübau. Gustav Spengler.

Lehrbuch der Meteorologie für Studierende und zum Gebrauche in der Praxis. Von Dr. W. J. van Bebber, Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte. Mit 120 Holzschnitten und 5 Tafeln. Stuttgart, F. Enke 1890. 8°, 391 Ss.

Der Verf. des vorliegenden Lehrbuches, bestens bekannt durch sein treffliches „Handbuch der ausübenden Witterungskunde", stellte sich in seinem „Lehrbuche" die Aufgabe, zwischen den beiden Lehrbüchern der Meteorologie von Sprung und Mohn, von denen das erste fast durchwegs theoretisch, das zweite populär gehalten ist, die Mitte einzuschlagen und dabei gleichzeitig den klimatologischen Theil der Meteorologie, vorzüglich auf Grund der Werke von Hann und Woeikoff, zu berücksichtigen. Die meteorologischen Verhältnisse im allgemeinen, die klimatologischen im besonderen werden meist an der Hand von tabellarischen Übersichten klargelegt. Außer dem rein wissenschaftlichen Zwecke hatte bei diesem Vorgange der Verf. auch den didaktischen Zweck im Auge, den Studierenden daran zu gewöhnen, „Zahlentabellen leicht zu übersehen und aus denselben das Gesetzmäßige herauszulesen, sowie das Unsichere auch dem Grade nach zu beurtheilen". Ausgehend von der richtigen Ansicht, dass unreife Hypothesen und Speculationen mehr Schaden als Nutzen bringen können, hat sich der Verf. in seinem Lehrbuche nur an Thatsächliches gehalten und insbesonders dem rein physikalischen Theile der Meteorologie Rechnung getragen. Auf die Literatur, die gerade in diesem Gebiete der Naturwissenschaften in den letzten Jahren sehr angeschwollen ist, wurde in entsprechender Weise Rücksicht genommen, so dass der Studierende jedenfalls auf Grund der vorhandenen Angaben weitere Studien unternehmen kann.

Besonders eingehend werden in dem vorliegenden Buche alle jene Elemente und zwar in ihrer Wechselwirkung besprochen, welche auf das Wetter Einfluss nehmen; die gegebenen Erklärungen zeichnen sich durch Übersichtlichkeit und Schärfe aus. Die reichen Erfahrungen des Verf.s gerade auf dem Gebiete der Witterungskunde und in der Vorherbestimmung des Wetters werden bewirken, dass man an das Studium des vorliegenden Buches vertrauensvoll geht. Der Leser darf jedoch keineswegs erwarten, ziemlich mühelos die Lectüre des Lehrbuches der Meteorologie von v. Bebber zu vollenden; die Art der Darstellung und die Mannigfaltigkeit des in demselben Gebotenen erfordert eine gewisse Hingebung.

In der Einleitung wird die Aufgabe der Meteorologie und die Stellung dieser Wissenschaft im Gesammtbereiche der Naturwissenschaften bezeichnet und dargethan, welche Elemente in der Witterungskunde in erster Linie ins Auge zu fassen sind. Hier wird auch der Satz aufgestellt, dass weder der Mond, noch die Planeten, noch die Fixsterne (außer unserer Sonne) einen merklichen Einfluss auf unser Wetter nehmen. — Im ersten Abschnitte werden die Eigenschaften und die Höhe der Erdatmosphäre besprochen;

ferner werden allgemeine Bemerkungen über die Temperatur, deren Messinstrumente (Einrichtung und Aufstellung derselben) gemacht. S. 13, Z. 15 v. o. sollte es statt „Fundamentalpunkte" „Fundamentalabstand" heißen, da man Fundamentalpunkte nicht in 80 Theile graduieren kann. Im ganzen Verlaufe des Buches wird auf die registrierenden Instrumente der Meteorologie Rücksicht genommen; auch werden diese durch gut ausgeführte Illustrationen dem Studierenden des Buches vorgeführt. Die Temperaturverhältnisse der Atmosphäre, sowie des Landes und des Meeres erfahren eine eingehende Besprechung, ebenso die Temperaturvariationen infolge der verschiedenartigsten Umstände. Sehr lehrreich ist die am Schlusse dieses Abschnittes gegebene Zusammenstellung der Vertheilung der Temperatur über die Erde.

Im weiteren finden wir die Lehre vom Luftdrucke und die Erscheinungen desselben erörtert. In der Deluc'schen Formel (S. 87, Z. 5 v. u.) soll das Gleichheitszeichen der rechten Seite der Gleichung durch ein Minuszeichen ersetzt werden. Im Anschlusse daran werden besprochen: die periodischen Änderungen des Luftdruckes und die zeitliche und räumliche Vertheilung desselben, und im folgenden Abschnitte die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft, die Bestimmung derselben, die Perioden dieses meteorologischen Elementes. Einigermaßen befremdet, dass statt des physikalischerseits als unvollkommen erkannten Thaupunkts-Hygrometers von Daniell nicht der entsprechendere Apparat von Regnault beschrieben und erklärt wurde. Ebenso vermisst man die Theorie des Psychrometers von August, welche in Kürze und mit einfachen Mitteln hätte gegeben werden können. — Der 5. Abschnitt handelt von der Bewegung der Luft (Messinstrumente, Luftdruck und Wind, tägliche Periode der Windstärke, der Windrichtung, jährliche Perioden dieser Größen, Winde der oberen Luftschichten, verticale Luftströmungen, Fallwinde). Besonders klar dargestellt ist die Deduction des Gesetzes von Buys-Ballot. Wir empfehlen das Studium der mechanischen Betrachtung desselben insbesonders Lehrern der Physik, welche die Grundzüge der Meteorologie ihren Schülern vorführen müssen. — Die Theorie der Fallwinde ist nach Hann gegeben und lässt, was Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung betrifft, nichts zu wünschen übrig. — Im Folgenden behandelt der Verf. die Niederschlagsverhältnisse auf der Erdoberfläche und die mit denselben im Zusammenhange stehenden Erscheinungen (Wolkenbildung, Bewölkung, Regen, Schnee, Vertheilung der Niederschläge nach Zeit und Örtlichkeit). — Ein übersichtlich durchgeführter Abschnitt ist den elektrischen Erscheinungen des Luftkreises gewidmet. Die in demselben enthaltenen Thatsachen werden nicht durchwegs nach den modernsten Anschauungen erklärt. So hätten wir speciell das Potential der Luftelektricität und dessen Variationen besprochen gewünscht; auf die Untersuchungen von Franz Exner über Luftelektricität und auf einige wahrschein-

lichere Hypothesen über diese Elektricität hätte wohl eingegangen werden sollen. Entsprechender sind die eigentlichen Gewitterverhältnisse berücksichtigt und der schon ziemlich ausgebildeten Gewitterstatistik Rechnung getragen.

Im weiteren bespricht der Verf. die optischen Erscheinungen der Atmosphäre, insbesonders ausführlich die Dämmerungserscheinungen, deren Beschreibung nach Kiessling gegeben wird. Auf die Theorie der Lichterscheinungen in der Atmosphäre wird im allgemeinen nicht eingegangen. Der Abschnitt über das Polarlicht ist viel zu kärglich bedacht und unpassend unter die optischen Erscheinungen eingeschaltet.

Meisterhaft bearbeitet ist der Abschnitt über die Wechselwirkung der meteorologischen Elemente; man dürfte kaum eine geeignetere Darstellung der Beziehung der einzelnen meteorologischen Elemente zu den Witterungserscheinungen finden. — An die Besprechung der barometrischen Minima reiht sich jene der Cyclonen. Hiebei wurden vorzugsweise die Forschungen von Ferrel herangezogen, der die wichtigsten Resultate über diesen Gegenstand auf dem Wege des Calcüls erlangte. Gestalt und Ausdehnung der Cyclonen, die Luftbewegung in denselben, die Vertheilung der meteorologischen Elemente in den Cyclonen und Anticyclonen, die Tiefe der barometrischen Minima, sowie deren Veränderlichkeit und Fortpflanzungsgeschwindigkeit und deren Zugstraßen werden auf das Gründlichste erörtert. Im Anschlusse daran behandelt der Verf. die Wettertypen und zeigt, dass die barometrischen Minima auch anormale Bahnen einschlagen können. Ein specieller Abschnitt ist der Lehre von den Stürmen gewidmet. — In dem letzten Theile, der praktischen Meteorologie (Wettertelegraphie und Wetterprognose) entwickelt der Verf. seine reichen Erfahrungen auf diesem Gebiete.

Die Ausstattung des Buches ist dank der Fürsorge der Verlagsbuchhandlung, welche so regen Sinn für die Förderung der Naturwissenschaften hat, vortrefflich. Nicht nur, dass im Texte viele Illustrationen das Verständnis und die Auffassung des Vorgetragenen anbahnen, sind auch zum Schlusse des Buches gelungen ausgeführte Tafeln beigegeben, welche sich auf die Isothermen des Januar und Juli, auf die Oberflächen-Isothermen für die Monate Februar und August, auf die Isobaren und Winde im Januar und Juli, endlich auf die verschiedenen Wolkenformen beziehen. Das vorliegende Buch wird unzweifelhaft dem Studium der Meteorologie mächtigen Vorschub leisten und auch dem auf diesem Gebiete Fortgeschrittenen vielen Nutzen gewähren.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Neuere pädagogische Literatur.

Der Unterzeichnete hat in dieser Zeitschrift schon einmal auf das jährlich erscheinende Pädagogische Jahrbuch, herausgegeben von der Wiener Pädagogischen Gesellschaft, aufmerksam gemacht. Der uns vorliegende 12. Band für das Jahr 1889 (redigiert von M. Zens. Wien, Manz'sche Buchhandlung 1890, 8°, X u. 182 SS.) reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Der 1. Theil (S. 1—99) verschafft durch Aufsätze und Reden einen Einblick in die Wirksamkeit der Wiener Pädagogischen Gesellschaft; darunter verdient der klare und gründliche Aufsatz „Über die Erziehung zum Gehorsam und ihre Grenzen" von J. Mohaupt alle Beachtung auch seitens der Mittelschule. Der 2. Theil bietet „Thesen zu 62 pädagogischen Themen (als Ergebnis der Berathungen in amtlichen Conferenzen, freien Lehrervereinen usw. des In- und des Auslandes)" und eine Übersicht der freien Lehrervereinigungen und ihrer Thätigkeit, wobei auch die Mittelschule berücksichtigt ist (der I. deutsch-österreichische Mittelschultag, S. 169 f.). Auch dieser Band legt Zeugnis ab von vielseitiger Thätigkeit, ernstem Streben und gründlichem Wissen. Was außerdem bei der Lectüre besonders wohlthuend wirkt, ist das Hochschätzen der Fahne der viel verlästerten „Neuschule" und die Offenheit bei der Aufdeckung von Mängeln und Irrthümern. Nach der Ansicht des Ref. verdient das Jahrbuch auch seitens der Mittelschule alle Beachtung; wer sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen will, der sehe das auch diesem Bande beigefügte Inhaltsverzeichnis der Bände I—IX an. — Das lateinische Citat S. 12 sollte Timeo Danaos et dona ferentes heißen.

Vom Turnen handelt eine heimische Monographie, nämlich die im Auftrage des deutsch-österreichischen Kreisturnrathes von E. Kienmann verfasste Denkschrift „Das Schulturnwesen in Österreich" (Wien, Pichler 1889, 8°, 25 SS. Preis 25 kr.). Nachdem die Bedeutung des Schulturnens dargelegt worden ist, werden die bestehenden Einrichtungen angeführt und wünschenswerte Neuerungen vorgebracht. Als solche werden für die Mittelschule — nur diese wird hier berücksichtigt — u. a. angeführt: Das Turnen ist als Pflichtgegenstand an allen Gymnasien einzu-

führen; die Stellung des Turnlehrers an Mittelschulen soll eine Regelung finden; in allen Schulen sollen bei Durchführung des Schulturnens die Turnspiele inner- und außerhalb der Turnstunde eifrige Pflege finden, und den Turnmärschen und Schülerausflügen soll eingehende Beachtung gewidmet werden. — Die Denkschrift hat auch den Zweck, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise neuerdings auf den Wert und die Nothwendigkeit einer richtigen körperlichen Erziehung zu lenken. Möge dies löbliche Bemühen von Erfolg gekrönt sein!

Hieran reihen wir eine Monographie über ein zweites, ebenso häufig besprochenes Thema aus dem Gebiete der Körperpflege und Schulhygiene, nämlich über »Die Schulkurzsichtigkeit und ihre Bekämpfung« (Leipzig, W. Engelmann 1890, gr. 8°, 116 SS. Preis 3 Mk.). Der Geh. Medicinalrath und Ophthalmologe Dr. H. Schmidt-Rimpler theilt zunächst die Resultate der Schuluntersuchungen mit, die er im Auftrage des kgl. preußischen Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten anstellte, und verwertet sie in ophthalmologisch-wissenschaftlicher Hinsicht in stetem Vergleiche mit den Untersuchungen und Forschungen anderer, bald beistimmend, bald widerlegend. Auf diesem Grunde werden sodann die Beleuchtung (Fenster und Tafel), Sitz und Subsellien, Schulgebäude, Schreibmaterialien und Bücherdruck, Beschäftigung und Unterrichtsmethode in klarer und gründlicher Weise besprochen. Schließlich werden zur Bekämpfung der Schulkurzsichtigkeit folgende allgemeine Vorschläge zur Durchführung ausführlich empfohlen: 1. Die Lehrer haben sich eine gewisse Kenntnis der Schulhygiene zu erwerben; 2. ein Arzt hat in hygienischer Hinsicht Schüler und Schule zu beaufsichtigen; 3. den Eltern ist eine gedruckte Belehrung über gesundheitsgemäßen Sitz und Haltung der Kinder beim Arbeiten, über Subsellien und Beleuchtung zu geben; 4. Freigeben der Nachmittage, soweit es irgend angeht; 5. Verringerung der häuslichen Arbeiten, besonders der schriftlichen; 6. Verhütung einer übermäßigen Ausdehnung der zur Absolvierung der höheren Lehranstalten erforderlichen Zeit. — Man hat diese Frage oft zu Angriffen auf die Schule benützt. Welche Stellung der Verf. einnimmt, erhellt aus seinen Schlussworten, »dass ein Kampf gegen das weitere Umsichgreifen der Schulmyopie auf Erfolg rechnen kann, wenn Staat, Lehrer und Eltern sich zielbewusst vereinen. Aber man ... gehe in guter Kameradschaft und mit Energie dem Feinde zu Leibe!« — Außerdem erfährt man aus dem Buche manches über das, was wir das innere Leben einer Unterrichtsanstalt nennen möchten, und wovon sonst selten etwas in die weitere Öffentlichkeit dringt, z. B. S. 109 die gewiss uns Österreicher insgesammt befremdende Thatsache, dass »in einem ... Gymnasium ... die ganze wohlbesetzte Unterprima nach einjährigem Cursus als unreif zur Versetzung befunden wurde. Ähnliche Verhältnisse kommen ... nicht selten vor.« S. 110 ist eine Einrichtung erwähnt, die zwar bei uns eine einschneidende Änderung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens bedeuten würde, die mir aber doch im Interesse mancher Schüler, wenigstens für stark besuchte Mittelschulen, empfehlenswert erscheint, nämlich die Einrichtung der »Doppel-Cöten«, wobei eine Ver-

setzung nach $1^1/_2$ Jahren möglich wäre und dem Schüler nicht, wenn er einmal zurückbleibt, »unrettbar ein ganzes Lebensjahr« verloren sein muss.

Eine Richtung der Mittelschulreform zielt auf die sogenannte Einheitsmittelschule ab. Die Pläne dieser Mittelschule — es sind deren schon sehr viele aufgestellt worden — scheitern entweder an der Nothwendigkeit, wichtigste Gegenstände des Unterrichtes ausscheiden zu müssen, oder an zu großer Stundenzahl oder an Vermehrung der Jahrgänge. Die zwei ersten Klippen hat z. B. Pindter in der von uns bereits angezeigten Broschüre nicht umschifft. Die dritte Klippe erscheint in der Schrift »Das Gymnasium mit zehnjährigem Cursus« von Dr. Juling (Hannover, Verlag von K. Meyer 1890, 8°, 75 SS. 7. Heft der von uns bereits eingeführten »Schriften des deutschen Einheitsschulvereines«). Die zwei ersten dieser zehn Curse (zumeist Jahrescurse, nur mit besonders begabten Schülern Halbjahrcurse) sind gemeinsamer Unterbau; ein weiterer gemeinsamer Unterbau wird für unmöglich erklärt. Ein Hauptbestreben des Verf. ist darauf gerichtet, das Gymnasium von Schülern zu befreien, »die nicht dorthin gehören«; zu diesem Zwecke werden auch große Änderungen des »Berechtigungswesens« vorgeschlagen. Wir bemerken noch, dass die Schrift auch (8) Pläne für die einzelnen höheren Schulgattungen und deren Varianten bietet und über die Bestrebungen auf dem Felde des höheren Schulwesens des deutschen Reiches, besonders Preußens, orientiert. — Weniger weit zu einem Theile, hinsichtlich der alten Sprachen jedoch weiter gehen die »Wünsche zur bevorstehenden Reform der Gymnasien« von Dr. J. Keller (Wittenberg, R. Herrosés Verlag, kl. 8°, 26 SS. Preis 50 Pf.). Der zweite Theil enthält Vorschläge, durch welche der körperlichen Erziehung und Entwicklung Rechnung getragen werden soll (Eintritt mit dem vollendeten 10. Lebensjahre, gleichmäßige Vertheilung der Ferien und der Schulzeit auf das Schuljahr, längere Pausen und deren Verwertung auf dem Spielplatze). Der Hauptinhalt des ersten Abschnittes ist ersichtlich aus der These: »Die Ziele des altsprachlichen Unterrichtes am Gymnasium können erreicht werden in der Hälfte der jetzt darauf verwendeten Zeit, wenn die Unterrichtsmethode auf die jetzige grammatische Dressur verzichtet und das Schreibwesen, insbesondere die Extemporalien, völlig beseitigt«. Keller trifft hier fast ganz mit Pajk (in der von uns bereits angezeigten Broschüre) zusammen. Keller verzichtet nicht auf grammatisch genaues Verständnis der Lectüre und richtige Wertschätzung der Form (S. 11). Diese beiden Zielpunkte sind aber nach unserer Ansicht und Erfahrung ohne Hinübersetzen, ohne »die praktische Ausübung des theoretisch Erfassten«, wie es S. 12 richtig genannt wird, nicht zu erreichen. Dies soll jedoch nach K. auf anderem Wege geschehen, nämlich durch die mündlichen unvorbereiteten Hinübersetzungen. Aber dies mündliche Übersetzen ex tempore — das übrigens, wenigstens bei uns, auch gegenwärtig stets geübt wird — ist ja viel schwieriger als das schriftliche, vorausgesetzt dass beidemal gleiche Anforderungen gestellt werden, da bei der schriftlichen Aufgabe der Schüler mehr Zeit und Ruhe zum Nachdenken hat. Der Verf. macht also den Schülern das Lernen

nicht leichter, was er doch nach dem Vorworte will, sondern schwerer. Außerdem citieren wir aus S. 15: »Die systematische Grammatik muss aus den Händen der Schüler unterer Classen verschwinden; aus den Übungsbüchern müssen Elementarbücher werden, die, sobald es irgend angeht, kleine zusammenhängende Stücke, Fabeln, Anekdoten bringen« (wie es bei uns die Steiner-Scheindler'schen Bücher bekanntlich thun). Die durch Einschränkung von Latein und Griechisch gewonnenen Stunden theilt K. theils auf andere Gegenstände auf, einige streicht er gänzlich (S. 18 der neue Stundenplan). — So stehen also Latein und Griechisch im Vordergrunde der Reformabsichten, und es handelt sich um deren Zurückdrängung fürs Gymnasium. Auf dieses Ziel steuert auch Dr. G. Neudecker los: »Der classische Unterricht und die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken. Eine kritische Untersuchung (Würzburg, Stuber 1890, 8°, 39 SS. Preis 60 Pf.). N. deutet hinsichtlich der anderen Fächer nur an, dass deren Betrieb quantitativ verbessert werden muss, sonst handelt er fast nur vom altsprachlichen Unterricht, dessen innerer Betrieb einer durchgreifenden Änderung zu unterziehen sei. Auch er ist gegen den formal grammatischen und den Hinübersetzungsdrill (»endloser Grammatikalismus und Lateinschreiberei«). Im besonderen ist die Broschüre eine Polemik gegen O. Jägers Behauptung: »Latein lernen heißt wissenschaftlich arbeiten lernen«. In der Polemik wird vorzugsweise die Grammatik an und für sich und das Hinübersetzen ins Auge gefasst. Und in diesen Beziehungen schießt Jägers Ausspruch wohl übers Ziel hinaus; denn wir halten mit den Humanisten die Grammatik an und für sich nur für die »Thüre zur Wissenschaft«, nicht für die Wissenschaft selbst. Doch wenn der grammatische Unterricht so betrieben wird, wie die »Instructionen« vorschreiben, dass nämlich zuerst lateinischer Lesestoff vorgelegt, an diesem beobachtet und die Form oder Regel abgeleitet wird, dann ist auch dieser Unterricht wissenschaftlich, wie Pajk (a. a. O.) gut bemerkt: denn zur Wissenschaft gehört nicht bloß strenges Folgern, welches von N. fast allein berücksichtigt wird, sondern auch genaues Beobachten, behutsames Begriffsbilden und Urtheilen. Die Erlernung des Lateins fordert N. nur in dem Sinne, »dass sie unentbehrlich ist zur Gewinnung des Grades und der Intensität von historischem Verständnis, welche in der Gegenwart nicht bloß für jede wahrhaft wissenschaftliche Thätigkeit, sondern auch für die »leitenden« praktischen Berufe nothwendige Voraussetzung ist«.

Gleichfalls mit dem inneren Betriebe des Sprachunterrichtes befasst sich die kleine Schrift »Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt von F. Franke (2. Aufl. von O. Jespersen. Leipzig, Reisland 1890, kl. 8°, 36 SS. Preis 60 Pf.). Nach Erledigung der grundlegenden Vorfrage, was Sprache ist, wird die Frage beantwortet, auf welchem Wege man einen fremden Sprachmechanismus bis zur völligen Beherrschung mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwande in die Seele aufnehmen könne. Hier begegnen ähnliche Winke wie bei Keller und Pajk. So sieht der Verf. in dem Übersetzen aus der Muttersprache einen der größten Fehler der

alten Methode. An deren Stelle sollen freie Arbeiten und Sprechübungen treten. Schon aus dem letzten Satze ist ersichtlich, dass vorzugsweise das Erlernen der »lebenden« Sprachen — und zwar der französischen und der englischen — ins Auge gefasst ist. Die Methode wird nur »in groben Umrissen« gezeichnet.

In großer Wehrhaftigkeit ist geschrieben »Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen«. Von Prof. Dr. C. Conradt (Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger 1890, 8°, 48 SS.). Die Schrift ist zum größten Theile eine scharfe Entgegnung auf die allgemein bekannte Schrift P. Güssfeldts. Es sind kernige Worte, welche da vorgebracht werden. Wir heben eine bezeichnende Stelle heraus: »Der höhere Unterricht (d. i. unser Mittelschulunterricht) ruht auf den Persönlichkeiten der Lehrer. Wer diese kräftigt und erweitert, ihnen das freie und heitere Selbstvertrauen gibt, aus dem der rechte Lehrton entspringt, die Lust und Freude am Amt, der ihnen die gütige Behaglichkeit schafft, nach der die Jugend verlangt: der dient der Schule. Wer ihnen Geringschätzung zeigt, sie öffentlich herabsetzt und demüthigt, dass sie sich womöglich ihres Amtes schämen, was auch schon vorkommt, wer sie unwürdiger Dürftigkeit und kümmerlichen häuslichen Sorgen preisgibt, ... der verletzt die Schule in ihrem Lebensnerv.« Wahr ist das Wort: »So viele Enttäuschungen und Schwierigkeiten wir (den hochstehenden Eltern in ihren Kindern, unseren Schülern) bereiten müssen, so viele Gegner schaffen wir uns«. Weiters wird unter Anstellung von Parallelen Klage geführt, »dass der höhere Lehrerstand das Aschenbrödel der leitenden Stände im Staate ist«, dass die Misstände in der Besoldung schreiende sind, dass kein einziger von den studierten Ständen so niedergehalten, so abgedrängt von den Ehren und Vortheilen der höheren Ämter wird, endlich »über das Vordringen der Herren aus der Verwaltung«, welche die höheren Stellen innehaben, eine Art »von Merovingerthum (!), das denen, die wirklich am Werke stehen, im Lichte steht, ihnen das frohe Selbstgefühl und die Genugthuung an den Erfolgen verkümmert und ihnen die Ehre und den Lohn ihrer Arbeit verkürzt«. Allerdings eine Übertreibung.

An diese Schrift Conradts reihen wir jene des Gymnasialdirectors von Hamm i. W. und Abgeordneten zum preußischen Landtag K. Schmelzer, der unter dem Titel »Pädagogische Aufsätze« einen Vorschlag zur Schulreform veröffentlicht (Leipzig, R. Voigtländer 1890, 170 SS. Preis 2 Mk.). Während Conradt schließt: »Das höhere Schulwesen unseres Landes ist ein gesunder, kräftiger Baum, dem nur eine papierne Spitze übergestülpt ist«, findet Schmelzer gar vieles zu tadeln; in anderen Punkten freilich trifft er mit C. zusammen, so namentlich in den Klagen über die niedrige Stellung und geringe Geltung des Lehrerstandes und in der Forderung, dass freie Bahn für den Fachmann geschaffen und die Verwaltung der Schule von der des Cultus getrennt werde. Der Gegensatz zwischen C. und Sch. ist, wie schon der letzte Punkt zeigt, kein principieller: auch ersterer hält Weiterentwicklung und Besserung des höheren Schulwesens — durch

für Pädagogik« von Oberschulrath Sallwürk (S. 8—23), einen kürzeren Aufsatz über Haushaltungsschulen von Kamp (S. 24—27), den Anfang der ausführlichen Besprechung des Buches »Die Unnatur der modernen Schule« (S. 28—34), hierauf »Chronik der Reformbestrebungen« (S. 35—42) und eine sehr reichhaltige »Bücher- und Zeitungsschau« (S. 43—48). In derselben Weise sollen nach der »Einführung« die übrigen Hefte eingerichtet sein. Die Zeitschrift bietet also treffliche Orientierung über dieses Gebiet. Aus dem sehr gediegenen Aufsatze über »Das Staatsseminar für Pädagogik« ist u. a. ersichtlich, dass es zur Zeit, als derselbe geschrieben wurde, mit der pädagogisch-didaktischen Ausbildung der künftigen Mittelschullehrer (in unserem Sinne) im Deutschen Reiche ungefähr ebenso bestellt war wie gegenwärtig noch bei uns. Wir sagen »zur Zeit, als derselbe geschrieben wurde«; denn jetzt ist »die Einrichtung pädagogischer Seminarien in Verbindung mit höheren Lehranstalten nach bestandener Prüfung für das höhere Lehramt für Preußen eine beschlossene Sache, und sie wird wahrscheinlich in anderen deutschen Ländern Nachfolge erhalten«. So schreibt H. Schiller in seinem hiedurch veranlassten Buche über »Pädagogische Seminarien für das höhere Lehramt« (Leipzig, Reisland 1890, 8°, 171 SS. Preis 4 Mk.). Das Buch bietet eine ausgedehnte und gründliche Unterweisung über dieses bekanntlich sehr schwierige und auch bei uns vielerörterte Thema und ist unentbehrlich für jeden, der sich mit dieser Frage eingehender zu beschäftigen hat. Die nähere Behandlung des Themas wird schon aus dem Zusatze des Titels »Geschichte und Erfahrung« angedeutet: einer geschichtlichen Darstellung der Frage (S. 1—84) folgt eine Mittheilung der Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete in Deutschland — die außerdeutschen Einrichtungen sind nicht berücksichtigt — gemacht hat (S. 85—168). Der geschichtliche Überblick liefert »das erfreuliche Ergebnis, dass .... betreffs aller Hauptpunkte Einigkeit besteht. Wie man sich nämlich auch die Einrichtung der praktisch-pädagogischen Lehrerbildung sonst, namentlich betreffs des Ortes, der Zeit, der leitenden und lehrenden Persönlichkeiten denken mag, drei Punkte werden überall gefordert: theoretische Unterweisung, die Kenntnisnahme eines vorbildlichen Schulorganismus und eigene, wohlgeleitete Unterrichtsversuche« (S. 84). Wie man sieht, ist das ein weiter Rahmen, innerhalb dessen Grenzen auch unser Probejahr steht. Der Streit dreht sich darum, in welchem Ausmaße an und für sich und im Verhältnisse zu den zwei anderen jeder einzelne dieser drei Punkte zu berücksichtigen ist. Hierin steckt sich das deutsche Seminar ein höheres Niveau als unser Probejahr. Die näheren Ausführungen des Verf. verdienen umso größere Beachtung, da er sich als Director des mit dem Gießener Gymnasium verbundenen pädagogischen Seminars vielfach auf eigene Erfahrungen beziehen kann.

Von großem Interesse besonders für uns cisleithanische Österreicher ist »Beispiel eines rationellen Lehrplanes für Gymnasien« von M. Kármán (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1890, 8°, 60 SS. III. Heft der von Frick und Meier herausgegeben Pädagogischen Abhandlungen, auf welche Sammlung wir bereits aufmerksam

gemacht haben). Das Heft enthält in seinem Haupttheile (S. 7—41) in recht guter Übersetzung die Allgemeine Instruction zum Lehrplane der ungarischen Gymnasien (publiciert 1887), die inhaltlich theils unseren »Weisungen« entspricht, zum Theile Derartiges enthält, was in unseren »Instructionen« enthalten ist. (Daneben hat Ungarn noch specielle Instructionen, deren Mittheilung von Kármán »gegenwärtig noch nicht beabsichtigt ist« S. 6). Vorausgeschickt sind von K. orientierende Bemerkungen über das Werden und die jetzige Einrichtung des ungarischen Gymnasiums (S. 3—6), angeschlossen ist zur näheren Beleuchtung der Allgemeinen Instruction eine tabellarische Übersicht des Lehrplanes, welche auch das sachlich Wichtige im Lehrstoffe wenigstens in Grundzügen andeutet, nebst Bemerkungen über Inhalt und Aufeinanderfolge des literarischen Unterrichtes, insbesondere des nationalen in ungarischer Sprache. Wir machen hiermit auf diese Publication ganz besonders aufmerksam, müssen uns aber auf die Anführung folgender Einzelheiten beschränken. Bestechend ist am ungarischen Gymnasium die gesunde Einfachheit mit der Muttersprache als »Mittelpunkt und Träger aller literarischen Bildung«. In den zwei untersten Classen sind Lesestoff der Muttersprache und Geschichtsunterricht vereint, d. h. »der literarische Stoff hat zugleich die Vorbereitung für den eigentlichen Geschichtsunterricht zu besorgen«, was eine wesentliche Vereinfachung der Organisation bedeutet und es ermöglicht, dass die Geographie mehr berücksichtigt und dem Rechnen mehr als doppelt so viel Zeit eingeräumt werden kann als bei uns. (Rechnen wird in den Classen I—III in zehn Stunden wöchentlich gelehrt, bei uns in I und II in zusammen drei Stunden wöchentlich: wohl auch ein schlagender Beweis, dass hierin die Schüler bei uns überlastet sind). Ebenso beachtenswert ist, dass Geometrie und Zeichnen nicht getrennt auftreten wie bei uns an denjenigen Gymnasien, an welchen Zeichnen überhaupt obligater Unterrichtsgegenstand ist, sondern zur »zeichnenden Geometrie« vereinigt sind. Ebenso beachtenswert finden wir den Lehrplan des geographischen Unterrichtes in I—III, wonach z. B. in I »Ungarn und Europa« zu behandeln sind, wobei zugleich die Naturbeschreibung (Zoologie, Botanik und Mineralogie) einbezogen werden. Alle diese Punkte sind beachtenswert; denn Einfachheit und Concentration ist es, was uns hier begegnet, was aber unserem (und dem deutschen) Mittelschulwesen abhanden gekommen ist und eifrigst angestrebt werden muss. Latein wird am ungarischen Gymnasium in I—VIII mit 49 Stunden wöchentlich gelehrt. Auch hier halten wir manches für beachtenswert, z. B. dass der Lehrplan vom formalen Sprachbetrieb in den Oberclassen — schweigt, und dass in der obersten Classe nicht Tacitus gelesen wird, wohl aber Ciceros »ethische Schriften (z. B. de officiis)«; denn ethische Vertiefung nach der edeln und positiven Seite thut noth, und das können die Schriften des Tacitus den Schülern bei seinem Standpunkte nicht bieten. (Auch Sallust fehlt im Lehrplane, aus demselben Grunde?) Von Wichtigkeit wäre zu wissen, in welcher Weise der Lateinunterricht in I—III das Lehren der Geschichte und der Sprache Roms vereint, welche Vereinigung ja auch

bei uns Frohnau (Einheitsmittelschule und Gymnasialreform S. 94 f.), im Deutschen Reiche Lattmann (Progr. Clausthal 1888, S. 19 f.) vorschlagen. Und nun noch eine Stimme über Griechisch, das am ungarischen Gymnasium als obligater Gegenstand abgeschafft worden ist, worauf die Feinde des Griechischen uns verweisen (ohne dabei das Publicum über die Steigerung der Anforderungen auf anderer Seite aufmerksam zu machen): S. 60 sagt der Verf., dass nach den ungarischen Verhältnissen »leider dem griechischen Sprachunterrichte keine breitere Unterlage gewährt werden konnte«.

Wir haben oben angedeutet, dass uns Tacitus (mit Ausnahme der Germania) und Sallust keine für den Gymnasiasten passende Lectüre zu sein scheinen. Wir glauben überhaupt, dass der ganze altclassische Bildungsstoff des Gymnasiums einer strengen Prüfung zu unterziehen ist, wobei besonders das Princip der ethischen Einwirkung auf den Zögling zu berücksichtigen ist. Denn mag man auch über den sogenannten Gesinnungsstoff spötteln, wie es nicht gerade selten geschieht, so viel muss doch jeder ernst zu nehmende Schulmann zugestehen, dass es besser ist, Wissensstoff und Gesinnungsstoff vereint zu bieten, als bloß Wissensstoff, d. h. dass es schlechter ist, bloß das Wissen zu bereichern und den Verstand zu bilden als zugleich dem Gemüthe edle Nahrung zuzuführen und dem Willen und Charakter edle Richtung zu weisen. Einen wertvollen Beitrag in dieser Beziehung versprechen die »Untersuchungen über den Wert ciceronianischer Schulschriften« von P. Dettweiler. Die Untersuchungen sind »aus einer vieljährigen, intensiven Beschäftigung mit Cicero in den Oberclassen hervorgegangen«. Bei den Untersuchungen dient als Richtschnur, dass die Schule nicht bloß Verstandesbildung, sondern auch Pflege des Gemüthes und Hervorbringung eines kräftigen Willens erzielen, dass sie auch das Verständnis der Gegenwart, auf das doch immer aller Unterricht im letzten Ziele gerichtet sein muss, im Auge haben soll: nach unserer Ansicht der richtige Weg der Untersuchung. Das uns vorliegende I. Heft (Halle a. S., Verlag des Waisenhauses 1889, 8°, 82 SS. 2. Heft der von Frick und Meier herausgegebenen Sammlung Pädagogischer Abhandlungen) behandelt in der angegebenen Weise »Die Rede pro Roscio Amerino«. In ausführlicher und gründlicher Darlegung wird gezeigt, dass das philologisch höchst interessante Schriftwerk »pädagogisch verhältnismäßig öde ist, dass es also aus dem Kanon der Schullectüre verschwinden muss«. Dies ist auch für uns von Interesse, da ja die Instructionen unter den zu lesenden Reden Ciceros auch die pro Roscio Amerino aufführen.

Auf der Höhe der Schulwarte wandelt H. Villányi, »Die socialculturelle Bildung als Aufgabe der Erziehung« (Leipzig, G Fock 1890, 8°, 36 SS. Preis 80 Pf.). Die gediegene Abhandlung liefert einen Beitrag zur Lösung des Problems, welches sich mit dem Ausgleiche des individualen und des socialen Standpunktes in Erziehung und Bildung beschäftigt. Der Verf. begründet sein Urtheil durch psychologische und ethische Lehren und stützt es durch Hinweise auf historische Thatsachen. Die Abhandlung ist nicht bloß höchst interessant, sondern auch sehr

zeitgemäß. Denn die Jetztzeit betont fast nur das individuale Moment der Bildung und fördert so den Individualismus. »Der um das Wohl und Wehe der anderen unbekümmerte Subjectivismus wirkt decomponierend auf die Gesellschaft« (S. 14). Es sind aber »Individuum und Gemeinschaft beide gleich sehr Zweck« (S. 19). »Die der Erziehung coordinierte Bildung hat daher überall Beziehungspunkte zu den Grundlagen und Einrichtungen des socialen Lebens zu suchen« (S. 24).

Über einen wichtigen Theil des Schulorganismus handelt »Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur. Ein Dialog« von M. Hartung (Leipzig, E. Kempe 1890, 8°, 32 SS. Preis 50 Pf.). Entwicklung der Jugendliteratur (hierbei Aufzählung der wichtigsten Jugendschriftsteller), Bedeutung und Wichtigkeit derselben und Anforderungen an sie: das ist der Hauptinhalt. Der Begriff der Jugendliteratur wird zum Schlusse dahin definiert: »Eine vollkommen classische Jugendschrift, unterhaltend oder belehrend, ist in Wort und Bild der Ausdruck der der Jugend eigenen Anschauungen, Vorstellungen, Gefühle und Empfindungen in erhöhter, gereinigter Form.« Das scheint uns nach der Seite des Inhaltes zu eng: die Jugend soll nicht bloß in ihrem Sein geläutert und veredelt, sondern auch, freilich in Anknüpfung an ihr jetziges Sein, zu Höherem, zum Sein des Erwachsenen emporgeleitet werden. Woher die Aufschrift Plato? Der griechische Philosoph ist für kurze Zeit auf die Erde gekommen, hat zuerst sein Vaterland besucht, wo er bittere Enttäuschungen erlebte, und wandelt jetzt in dem Lande, das nach Herodots Beschreibung wegen Kälte völlig unbewohnbar sein soll, ist erstaunt, es hier »echt freundlich, recht wohnlich« zu finden, und knüpft mit einem Deutschen ein Gespräch an.

Eine brennende Frage der Gegenwart ist mit außerordentlicher Gründlichkeit behandelt in »Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel.« Zwei vom Allgemeinen deutschen Realschulmänner-Verein preisgekrönte Arbeiten von Fr. Pietzker und P. Treutlein. Mit 24 Figuren im Texte [zur Erläuterung statistischer Thatsachen]. (Braunschweig, O. Salle 1889, 8°, 176 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.) Unter den Ursachen des übermäßigen Zudranges werden hauptsächlich aufgeführt — wir folgen hier Treutlein, dessen Beantwortung der gestellten Preisfrage viel ausführlicher ist, dessen Hauptgedanken sich aber auch bei Pietzker finden —: »am stärksten wirken die in jeglicher Beziehung festgegründete ..... Stellung des deutschen Beamtenthums in erster und die heutige Gestaltung, vielmehr Missgestaltung des deutschen Mittelschulwesens mit seinem absonderlichen Berechtigungssystem in zweiter Reihe« (Gleichförmigmachen der Schule, Überwiegen der Schulen gymnasialer Richtung infolge der geschichtlichen Entwicklung), »dazu .... nicht eben wenige andere starktreibende Gründe, welche ihren Ursprung nehmen aus der politischen, socialen und wirtschaftlichen Gesammtverfassung unseres Vaterlandes, wie sich diese heute als das Ergebnis geschichtlicher Entwicklung wesentlich der letzten vier Jahrzehnte herausgebildet hat« (Fallen der Vorzugsrechte einzelner Stände, Verschwinden der Zoll- und der Zunftschranken, Freiheit des Gewerbe-

betriebes, Gleichheit vor dem Gesetze, allgemeine Wehrpflicht, Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz, allgemeines und unmittelbares Wahlrecht, Hebung des allgemeinen Volksschulunterrichtes, Einrichtung des Einjährigfreiwilligenwesens, außerordentliche Steigerung des Wettbewerbes auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Verhältnisse auch unter Einwirkung der fast unheimlich gesteigerten Verwendung von Maschinenkraft, der zunächst eine theilweise Lahmlegung des Handwerkes folgen musste, Bedrängnis der Landwirtschaft, die „sociale Frage“). Zur Besserung des jetzigen Zustandes werden empfohlen: Hebung oder wenigstens Minderung des falschen Ehrbegriffes und des Vorurtheiles, als sei das Leben eines „Studierten“ nothwendig ehrenvoller als eine Thätigkeit im wirtschaftlichen Erwerbsleben, wozu auch der Staat und seine Organe mitwirken könnten (z. B. durch Berufung von Technikern auch in die höheren und höchsten Stellen der Staatsverwaltung; „nicht sollte stets und fast überall der Jurist der geborne leitende Beamte sein“ S. 134), Gründung und Pflege von Colonien, Beeinflussung der wirtschaftlichen Verhältnisse (Hebung des Ansehens des Handwerkerstandes, des Gewerbes im allgemeinen und des Handels, Erleichterung der Beschaffung von Geld und Credit, Zusammenschließung zu Vereinen und Genossenschaften), als wichtigster Theil jedoch und als Kernpunkt Änderung der Schuleinrichtungen (statt der jetzigen drei parallel laufenden Mittelschulgattungen, von deren jeder ein Übergang zu einer der andern kaum oder nicht möglich ist, organische Neugestaltung des gesammten Mittelschulwesens, deren Grundzüge S. 150 ff. geboten werden: partielle Einheitsmittelschule auf der Unterstufe, auch oben Gabelung des Unterrichtes; Unterdrückung des „Ersitzens der höheren Stufen“, strenge Auswahl der (in die unterste Classe) aufzunehmenden Schüler, Änderungen in den Universitätseinrichtungen). Wie Treutlein schlägt auch Pietzker ein selbständiges, d. h. eine bis zu einem gewissen Grade abgeschlossene Bildung gewährendes Untergymnasium vor, welches wir bekanntlich haben. Letzterer verlangt außerdem Verminderung der schulmäßigen Einwirkung auf die Jugend (gegenwärtig zu viel Schreibtischarbeit und als Wirkung derselben Doctrinarismus) und dafür größere Freiheit der Aufnahme von unmittelbar aus dem Leben stammenden Eindrücken (Schulausflüge), wobei zugleich der Schüler dem Leben und der Erwerbthätigkeit desselben nicht so entfremdet würde. Doch wir müssen es uns leider versagen, noch näher einzugehen, können aber nicht umhin, die Lectüre dieser Broschüre allen, welche sich für die Frage der Schulorganisation interessieren müssen oder interessieren, dringend zu empfehlen, umsomehr als einerseits der Verf. öfters auch Österreich („die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“) berücksichtigt — wobei freilich das österreichische Realgymnasium irrigerweise mit dem preußischen identificiert wird —, andererseits die Verhältnisse bei uns im allgemeinen ebenso stehen wie im Deutschen Reiche, nämlich „dass bei einzelnen der sogenannten gelehrten Fächer, insbesondere bei den Juristen, bei den Lehrern für höhere Schulen (= Mittelschulen) .... eine Überfüllung an Candidaten für die betreffenden Stellen in der That vorhanden ist, dass die Zahl der Ärzte in den Städten fast

zu groß sein dürfte, im ganzen aber durchschnittlich wohl etwa dem seit den letzten Zeiten erheblich gestiegenen ..... Bedürfnisse entspricht, dass dagegen im Fache der »Gottesgelehrtheit« noch ein entschiedenes »Zu wenig« uns fast von allen Seiten entgegentönt«. So brennend freilich wie im Deutschen Reiche scheint die Frage bei uns im allgemeinen nicht zu sein; denn bei uns gibt es viel mehr nicht Latein lehrende, sogenannte Fachschulen — wie auch der Verf. weiß, der auch fürs Deutsche Reich eine weitere Ausbildung des Fachschulwesens vorschlägt —, und damit ist schon eine reich fließende Quelle des Zudranges zu den gelehrten Berufsarten verstopft, umsomehr als nach einer hohen Ministerial-Verordnung Schüler, welche wenig Aussicht für Vollendung der gymnasialen Laufbahn bieten, in jene Richtungen hinzulenken sind.

Sehr zu empfehlen ist das Buch »Einführung in die Pädagogik. Geschichte der pädagogischen Theorien. Allgemeine Pädagogik (Pädagogische Psychologie)«. Von Dr. J. Baumann (Leipzig, Veit u. Comp. 1890, 8°, 120 SS. Preis 2 Mk.). Der Verf. bietet in klarer Darstellung und übersichtlicher Anordnung das, was nach seiner Ansicht der Lehrer am Beginne seiner Laufbahn von wissenschaftlicher Pädagogik kennen sollte, damit seine Thätigkeit eine kenntnisvolle und erfolgreiche sei. Aus der Geschichte der Pädagogik ist nur das aufgenommen, was zu den Hauptrichtungen gehört, welche für die Gestaltung unseres Schullebens oder einschlagender Bestrebungen maßgebend waren; denn die Geschichte der Pädagogik sei für den angehenden Schulmann nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck des Verständnisses unserer pädagogischen Gegenwart. In der allgemeinen Pädagogik sind nur solche psychologische Lehren aufgenommen, über welche Einigkeit besteht, und aus welchen sich praktisch wirksame und heilsame Detailregeln ableiten lassen. Hervorzuheben ist noch, dass am Ende der einzelnen Capitel nähere Hinweise auf die wichtigste einschlägige Literatur beigefügt sind. — Ein ähnliches Werk begegnet uns in »Pädagogik im Grundriss« von Prof. Dr. W. Rein (Stuttgart, Göschen 1890, Format 16/11 Cm. Sammlung Göschen). Die 141 Seiten dieses Bändchens bieten in klarster Weise einen sehr reichen Inhalt, Orientierung über das weite Gebiet des Erziehungswesens und der Erziehungsarbeit. Rein, bekanntlich ein Meister auf dem Gebiete der Pädagogik, »schöpft aus dem Vollen« und orientiert im zweiten Theile (S. 58—138) über Begriff und Zweck der Bildung und über die Mittel derselben, sich hiebei an die Herbart'sche Theorie anschließend, deren Anhänger und Verfechter er ist. Der erste Theil (S. 17—53) handelt von den Gattungen der Bildung, beziehungsweise der Schulen und von der Schulverwaltung. Dazu kommt besonders nach jedem der zwei Haupttheile reiche Literaturangabe. Im besonderen seien hier nur folgende Stellen hervorgehoben, die gerade in der Gegenwart verkannt werden, S. 124 dass hinsichtlich der Zucht der ganze Schwerpunkt in der Persönlichkeit des Lehrers liegt, ferner dass hinsichtlich der sittlichen Bildung auf der untersten Stufe die Maximen des sinnlichen Genusses, des Angenehmen und Unangenehmen stehen, auf einer höheren die Maximen der Klugheit, auf der höchsten die sittlichen

Maximen (S. 118). Jetzt hingegen scheint uns nicht selten in der Ordnung der gebildeten Welt das zu herrschen, was S. 129 erwähnt wird, dass nämlich die innere Gesetzgebung verfälscht wird, die Maximen der Klugheit die oberste, die sittliche Gesinnung die zweite Stelle erhalten, wodurch es dann kommt, dass die sittlichen Spannkräfte nur zu bald erlahmen und die Gesellschaft sich aufgelöst sieht in eine Masse von egoistischen Bestrebungen, die in gegenseitigem Kampfe sich zu übervortheilen suchen und in materiellen Genüssen das Höchste des Erdenlebens erblicken (S. 70), ein Gedanke, der uns ähnlich oben bei Villányi begegnet ist.

Auch eine Art Mittelschulpädagogik bilden die Verhandlungen der Directoren-Conferenzen des Deutschen Reiches. Freilich ist hier das die verschiedenartigsten Unterrichts- und Erziehungsfragen betreffende Material im Laufe der Jahre mächtig angeschwollen und die Benützung nachgerade nicht mehr leicht. Bedeutend erleichtert ist sie jetzt durch „Die Directoren-Versammlungen des Königreichs Preußen von 1860 bis 1889“. Zusammengestellt von M. Killmann (Berlin, Weidmann 1890, gr. 8°, XVI u. 476 SS. Preis 12 Mk. 40 Pf.). Geboten wird nach einem Vorworte ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Einführung und Weiterentwicklung der Directoren-Versammlungen in den einzelnen Provinzen, eine Auseinandersetzung über Bedeutung und Wert derselben, eine Darstellung des Werdens und Verlaufes einer Conferenz, eine kurze Betrachtung der in den letzten 30 Jahren behandelten Themen, dann eine Zusammenstellung sämmtlicher Themen seit dem Jahre 1860, nach den Provinzen und der Zeit geordnet und im vollen Wortlaute. Den Hauptinhalt des starken Bandes (S. 30—461) bildet eine nach 30 Gruppen geordnete Zusammenstellung, wie es im Titelblatte heißt „Die Meinungsäußerungen, Wünsche, Anträge und Beschlüsse der Mehrheiten nebst einzelnen Berichten und Verhandlungen in Auszügen oder wörtlicher Wiedergabe“. Hierbei ist nur solches aufgenommen, was „von allgemeinerem Interesse, von hervorragender und dauernder Bedeutung zu sein schien“, und das unberücksichtigt gelassen, was „von rein provinziellem und vorübergehendem Interesse zu sein schien“. Den Schluss macht ein Register über den Inhalt des Bandes. Dass die außerordentlich zahlreichen und so ziemlich alle Punkte des Mittelschulunterrichtes umfassenden Themen in den genannten Verhandlungen in vielseitiger und gründlichster Weise erörtert worden sind, dürfte wohl allgemein bekannt sein, und wir erwähnen es nur, um darauf hinzuweisen, welch große Bedeutung dem vorliegenden Werke gebürt: es verdient einen Platz in jeder Mittelschulbibliothek und kann die (bis 1889 bereits 34) Bände über die „Verhandlungen“ selbst einigermaßen ersetzen, wenn die Bibliothek nicht glückliche Besitzerin derselben ist, hat aber auch neben denselben seinen großen Wert. — Hat übrigens eine Bibliothek die Bände über die „Verhandlungen“, so ist jetzt eine weitere, hierauf bezügliche Publication wohl unentbehrlich, nämlich das „Register zu den Verhandlungen der Directoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreiches Preußen seit dem Jahre 1879“. Umfassend Band I—XXXIV.

Zusammengestellt von Dr. M. Warnkross (Berlin, Weidmann 1890, gr. 8°, 81 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.). Den Hauptinhalt bilden ein systematisches, nach dem Inhalte geordnetes Register aller auf den Directoren-Versammlungen 1879—1889 behandelten Themen (S. 23—37) und ein ins einzelne gehendes Sachregister (S. 41—81). Vorausgeschickt ist die Zusammenstellung sämmtlicher Theilnehmer der Conferenzen.

Von den zwei uns vorliegenden Bänden (VIII und IX) der von Dr. K. Kehrbach herausgegebenen »Monumenta Germaniae Paedagogica« bringt der erste den zweiten Theil der »Braunschweigischen Schulordnungen von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1828«, herausgegeben von Dr. Fr. Koldewey (Berlin, A. Hofmann 1890, 8°, CXCV u. 810 SS. Preis 24 Mk.). Der erste, von uns in dieser Zeitschrift eingeführte Theil beschränkte sich auf Schulordnungen der Stadt Braunschweig; der vorliegende bringt Documente, »welche entweder nur für die Entwicklung des Schulwesens in den übrigen Theilen des Herzogthums von Einfluss und Bedeutung gewesen sind oder doch, falls sie auf die Unterrichtsverhältnisse der Hauptstadt Bezug nehmen, dieselben nicht für sich allein und getrennt, sondern im Zusammenhange mit denen des ganzen Landes berücksichtigen«. Vorausgeschickt ist eine Einleitung, welche zuerst einen Überblick über die Entwicklung des braunschweigischen Schulwesens außerhalb der Hauptstadt des Landes, sodann textkritische und bibliographische Erläuterungen zu den einzelnen Documenten bietet. Den Schluss macht ein ausführliches Personen- und Sachregister zu beiden Bänden des Werkes. Durch Einleitung, Anmerkungen und Glossar ist ein genaues Verständnis der Documente ermöglicht. Die Documente sind im allgemeinen chronologisch geordnet, doch unter Zusammenziehung von Gleichartigem. — Der andere (IX.) Band enthält den dritten Theil der »Ratio studiorum et Institutiones societatis Iesu per Germaniam olim vigentes«. Von G. M. Pachtler (1890, 30 Bogen. Preis 15 Mk.). Der erste und zweite Theil sind bereits in dieser Zeitschrift angezeigt worden. Der vorliegende dritte Theil enthält außer drei Nachträgen zum I. Bande und einer Chronologie der Stiftung von Collegien S. I. innerhalb des alten Deutschen Reiches und Belgiens, wozu eine Karte der Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Deutschen Assistenz S. I. im J. 1725 beigegeben ist, als Haupttheil die ordinationes Generalium et ordo Studiorum generalium in zwei Gruppen: erstens Verordnungen der Generäle der G. J. fürs Studienwesen überhaupt von 1609—1772, zweitens Verordnungen für die akademischen Studien in der G. J. von 1600 bis gegen 1772, innerhalb der beiden Gruppen genau nach der Zeitenfolge geordnet. Viele der Documente haben theologische und philosophische Lehrsätze und ökonomische Angelegenheiten zum Inhalt.

Schließlich liegt uns vor »Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie«. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von R. Fester (Stuttgart, Göschen 1890, 8°, X u. 340 SS. Preis 5 Mk. 50 Pf.). Das gelehrte Werk ist nicht nur für den Philosophen im engeren Sinne von Wichtigkeit, sondern auch für den Historiker, den Literarhistoriker und den Pädagogen, für den letzten insofern

es sich ja, wie schon der Name Rousseau zeigt, um wichtige Bildungsfragen handelt. Die erlauchtesten Geister, welche in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, sind: Herder, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Fr. Schlegel, Schopenhauer und Herbart, Krause, Hegel, Wilhelm von Humboldt. Bei der Darlegung der politischen, pädagogischen und künstlerischen Anschauungen wird „zwischen unmittelbarer oder mittelbarer Einwirkung und bloß ideeller Verwandtschaft" wohl geschieden.[1])

Pädagogischer Literaturbericht für die Schulen und Lehrer Österreichs. Verlag und Eigenthum von Fournier und Haberler in Znaim. Herausgeber K. Bornemann. Jahrgang I, Nr. 1, März 1891. (Jährlich 6 Nummern, Preis 60 kr.)

„Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei." Und so wäre es auch nicht gut, wenn die Mittelschule sich auf sich allein beschränkt, sondern sie muss, wenn wir lediglich die fachliche Seite ins Auge fassen, auch in Contact bleiben mit der Hochschule und mit der Volksschule. Für die Verbindung mit der Hochschule ist m. E. in genügender Weise gesorgt. Mit der Volksschule jedoch scheint uns eine engere Verbindung wünschenswert und zwar im wohlverstandenen Interesse beider Schulgattungen und der Schüler. Eine solche Verbindung ist gegenwärtig für die meisten von uns, wenn wir nicht an der Scholle kleben bleiben, sondern einen weiteren Aus- und Umblick gewinnen wollen, unmöglich oder wenigstens mit unverhältnismäßig großem Zeitaufwande verbunden; denn es gibt dermalen in unserem Reiche nicht weniger als 43 pädagogische Fachblätter. Hier tritt nun die oben genannte Zeitschrift ein. Sie setzt sich nach dem vorliegenden Programme als Hauptaufgabe, einen regelmäßigen und vollständigen Bericht über die österreichische pädagogische Fachpresse zu bieten und ein anregendes Bild zu gewähren von Umfang, Inhalt und Bedeutung unserer Fachpresse; in der Rubrik „Zeitschriften-Rundschau" sollen alle Leit- und Hauptartikel aller österreichischen Schulblätter übersichtlich verzeichnet werden.

So begrüßen wir denn vom Standpunkte des Gymnasiums aus, den wir hier einzunehmen haben, diese Zeitschrift aufs wärmste und sprechen unsere Ansicht dahin aus, dass dieselbe seitens des Gymnasiums alle Beachtung und Förderung verdient sowohl um des oben erwähnten Hauptzweckes willen, als auch wegen der Nebenaufgabe, die sie zu erfüllen strebt, nämlich der Fachliteratur Österreichs auch im Auslande gerechtere Anerkennung zu verschaffen.

Wien. J. Rappold.

---

[1]) Wir bemerken hier, dass wir selbstverständlich den geehrten Herrn Referenten seine Ansichten, namentlich die S. 169 f., selbst vertreten lassen. Anm. der Red.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programmenschau.

6. Alton J., Über die Negation des Infinitivs bei Homer. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Krumau 1890, 8°, 10 SS.

Der Verf. dieser Abhandlung stellt sich die interessante Aufgabe, die Negationsform beim Infinitiv in den homerischen Gedichten auf Grund des statistischen Materiales zu präcisieren. Es ergibt sich die Norm, dass der Infinitiv mit *μή* in all den Fällen begegnet, wo eine prohibitive Bedeutung nachzuweisen ist, wogegen der Infinitiv mit *οὐ* als die objective Verneinung (ohne jede Äußerung des Willens) charakterisiert wird. Durch Anführung zahlreicher Beispiele wird dieser Gebrauch illustriert.

Natürlich liegt nicht überall der Grund der Verwendung der Negationspartikel *μή* offen auf der Oberfläche: es ist deshalb der bezügliche Theil der Abhandlung der wichtigere. Die Gepflogenheit der älteren Sprache, die parataktische Gebrauchsweise anzuwenden, brachte es mit sich, diese Form beim prohibitiven Infinitiv auch dann festzuhalten, wenn durch Voranstellung eines einleitenden Verbums bereits die indirecte Form angebahnt ward. In mehreren Unterabtheilungen werden vom Verf. die verschiedenen Arten der prohibitiven Gebrauchsweise zergliedert. Die scheinbar widerstreitende Stelle *T* 21 sq. *μῆτερ ἐμή, τὰ μὲν ὅπλα θεὸς πόρεν, οἷ᾽ ἐπιεικὲς | ἔργ᾽ ἔμεν ἀθανάτων μηδὲ βροτὸν ἄνδρα τελέσσαι* wird ansprechend erklärt: 'kein Sterblicher soll und wird sich unterstehen, solche Waffen herstellen zu wollen'. Auch *Σ* 499 sq. *ὁ μὲν εὔχετο πάντ᾽ ἀποδοῦναι | δήμῳ πιφαύσκων, ὁ δ᾽ ἀναίνετο μηδὲν ἑλέσθαι* wird die Auffassung, 'der eine erklärt, er wünsche Alles zu geben (was billig sei), der Menge es eröffnend, der andere weigerte sich zu nehmen' mit einleuchtenden Gründen gegenüber der zweiten scheinbar naheliegenden ('der andere behauptete, nichts empfangen zu haben') vertheidigt, so dass auch hier die Negation *μηδέν* sich der allgemeinen Norm fügt.

Der Aufsatz gibt ein hübsches Beispiel dafür, wie im engen Rahmen eines Programmaufsatzes ganz interessante Detailfragen behandelt werden können. Leider stören manche Druckfehler, welche meist Accente betreffen, bei der Lectüre; unangenehm ist S. 7 im Citat *T* 21 sqq. *μῆτε ἐμή* für *μῆτερ ἐμή*.

7. Illek, Dr. F., Über den Gebrauch der Präpositionen bei Hesiod. II. Theil. Progr. des 1. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1889, 8°, 17 SS.

In dieser an eine frühere sich anschließenden Programmschrift behandelt der Verf. der Reihe nach den Gebrauch der Präpositionen *διά*,

ὑπέρ, πρός, ἀμφί, περί, μετά, ὑπό, παρά und ἐπί. Bei jeder einzelnen unterscheidet er zwischen der Verwendung in Verbindung mit den einzelnen Casus und dem adverbialen Gebrauche unter Beifügung der bezüglichen Belege aus den hesiodischen Gedichten. Warum hierbei die Fragmente des hesiodischen Corpus außer Betracht blieben, ist nicht abzusehen, zumal der Verf. außer den älteren Epen Theogonie und Erga auch die jüngere Aspis in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat. Die Kataloge und Eöen zum mindesten hätten doch noch höheren Anspruch auf Beachtung. Die Abhandlung zeugt von eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande. Dass Theog. 788 ῥέει διὰ νύκτα μέλαιναν den dunkeln Ort bedeute, lässt sich nicht erweisen. Das κέρας Ὠκεανοῖο fließt dahin 'durch dunkle Nacht', d. h. 'Finsternis umgibt es'. Im allgemeinen ist das Thema ziemlich erschöpfend behandelt und die Belege mit Fleiß gesammelt und gesichtet.

8. Illek, Dr. F., Zur Syntax des Hesiod. Progr. des 1. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1890, 8°, 14 SS.

In diesem Programm führt der Verf. zunächst frühere Arbeiten zu Ende, indem er die Verbindungen von Präpositionen bei Hesiod bespricht und hieran eine Untersuchung über die uneigentlichen Präpositionen, beziehungsweise präpositionalen Adverbia anfügt.

Das Hauptthema der Abhandlung aber bildet die Betrachtung des syntaktischen Gebrauches der verschiedenen Arten des Dativs in den hesiodischen Gedichten, welche der Verf. unter fleißiger Zusammenstellung des betreffenden statistischen Materials erörtert, und zwar den Dativ als indirectes Object, den des Interesses, der Gemeinschaft, den instrumentalen und locativischen Dativ. Betreffs einzelner Punkte wäre eine eingehendere Auseinandersetzung von Vortheil gewesen. Von den am Schlusse der Arbeit angeführten drei Beispielen des dativus temporis lassen sich zwei, Theog. 435 und Erga 282, anders auffassen.

9. Kofler J., Die Gleichnisse bei Apollonios Rhodios, namentlich in Bezug auf ihre stoffgliedernde und charakterisierende Bedeutung. Progr. des fürstbischöfl. Privatgymn. in Brixen 1890, 8°, 58 SS.

Die Gleichnisse in den Argonautika des Apollonios, deren allgemeine Inhaltsangabe der Verf. sich besser erspart hätte, behandelt er von zwei Gesichtspunkten aus: 1. insofern dieselben eine Bedeutung für die Gliederung des Stoffes enthalten, 2. insofern sie für die Charakteristik von Wichtigkeit sind.

In Bezug auf den ersten Punkt scheint mir der Verf. darin entschieden zu weit zu gehen, dass er durch die Gleichnisse förmlich den Fortgang der Handlung bestimmt sieht, so zwar, dass, wie er sich S. 5 ausdrückt, sich 'mittels derselben und mit Benutzung der ihnen oft ganz nahestehenden, unausgeführten Vergleiche ein zwar kurzer, aber die wesentlichen Momente der Sage berührender Inhaltsauszug herstellen ließe'. Er meint, die hauptsächlichsten Knotenpunkte der Handlung, die er auf S. 38 zusammenfasst, würden derart durch Gleichnisse illustriert, dass diesen eine stoffgliedernde Bedeutung zuzumuthen sei. Dass dies principiell geschehen ist, halte ich nun wenigstens in der vom Verf. angenommenen Ausdehnung für undenkbar. Dagegen war es gewiss eine Gepflogenheit des Epos, an gewissen Angelpunkten der Handlung die Situation durch passend gewählte Bilder zu beleuchten, wie an der vom Verf. gelegentlich selbst erwähnten Stelle im zweiten Gesange der Iliade, wo bei dem Auszuge der Achaeer die Gleichnisse förmlich gehäuft sind, so dass dies sogar in kritischer Beziehung Verdacht erregt.

Entschieden gelungener sind des Verf.s Ausführungen im zweiten Theile der Arbeit. Leider hat er seine Beobachtungen über die für die Charakteristik der auftretenden Personen in Betracht kommenden Gleichnisse nicht vollständig durchgeführt, indem nicht alle wichtigeren Persönlichkeiten berücksichtigt wurden. Man erwartet z. B. entschieden einen Abschnitt dieser Art hinsichtlich des Charakters der Medeia, aber über diesen Punkt geht der Verf. am Schlusse S. 57 rasch hinweg.

Nicht eben passend erscheinen in einer philologischen Abhandlung die Citate aus einem griechischen Epos in deutscher Übersetzung mit dem Vermerk 'Osiander und Schwab'. Einige auffälligere Irrthümer oder Druckfehler sollen hier verbessert werden: S. 7 liest man zweimal Pegasai für Pagasai, ebenso S. 8; S. 8 steht Rhindakos für Rhyndakos; Typhoeus heißt in der Abhandlung regelmäßig Typhonus (mit Contaminierung der Namen Typhoeus und Typhon), und zwar S. 17, S. 48 und ebenda in Anmerkung 117; S. 35, Anm. 87 muss es Apollodoros statt Apollonios heißen. Unangenehm berührt es, dass der Verfasser des bekannten Buches über das 'Leben und Werk des Apollonios', Weichert, ständig Weichart genannt wird (S. 3, Anm. 6, S. 57, 58). Einiges andere überlassen wir der Correctur des Lesers.

Prag. Alois Rzach.

---

10. Czyczkiewicz A., De Taciteі sermonis proprietatibus praecipue quae ad poetarum dicendi genus pertineant. Pars prior. Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Brody 1890, 8°, 42 SS.

Die SS. 1—5 enthalten die Einleitung, an deren Schluss der Verf. gewissenhaft die benützte Literatur angibt, die leider recht lückenhaft ist. Einige wichtige Behelfe, wie Nägelsbachs lateinische Stilistik, ferner Drägers Broschüre über Syntax und Stil des Tacitus und das lexicon Taciteum von Gerber-Greef werden allerdings später gelegentlich citiert. S. 3 wird als einzige Eigenthümlichkeit des taciteischen Stiles die poetische Färbung betrachtet, die *brevitas* und die *variatio* sind nur Mittel dazu. — Der erste Theil *de tropis et figuris* reicht von S. 5—8 und muss als sehr mager bezeichnet werden. Man möchte nämlich nach dem Titel etwas anderes erwarten, als was in dem Abschnitte wirklich vorkommt: Personification bei Substantiven und Adjectiven sowie unregelmäßige Verbindung der letzteren. — Der zweite Theil *de casuum syntaxi* füllt den Rest der Abhandlung aus, und zwar *de genetivo* von S. 8 bis 28 in drei Abschnitten, *de accusativo* von S. 28—42. S. 15 nehme ich Anstoß an dem Passivum *congruatur* statt *congruat*, ebendaselbst an *sagittas, quae virginibus pertinent*, wo *ad virgines* zu schreiben ist. — Ganz falsch wird S. 21 Ann. XV, 51 *praetesus* (?!) *lentitudinis olim* citiert statt des richtigen *lentitudinis eorum pertaesa*. — S. 22 f. begegnet dem Leser der schlimme Congruenzfehler *quae ..... natum esse existimo*. — S. 25 erklärt Cz. Ann. XV, 53 *ut quisque audentiae habuisset* in einer sehr gesuchten Weise. Ref. möchte an dieser schwierigen Stelle *audentiae* lieber als partitiven Genetiv nehmen wie Germ. 15 *conferre principibus vel armentorum vel frugum* und Caes. b. c. III, 4, 6 *huc Thessalos ac reliquarum gentium et civitatum* (scil. *milites*) *adiecerat*. Übersetze demnach: je nachdem ein jeder Courage hätte. — S. 30 entferne den Germanismus *apud haec adiectiva et participia* statt *in his* etc.; S. 36 ist unter *δ* das erste *cum* vor *propriam* zu streichen; S. 37 findet sich zu *effundere* ein seltsames Citat en. I, 70 statt an. II, 70.

Ref. kann nicht umhin, den unermüdeten Fleiß des Verf.s anzuerkennen. Derselbe gedenkt in einem zweiten Programmaufsatze nach

S. 8 auch über die anderen Casus, ferner über die Tempora und Modi sowie über die Verbindung der Sätze bei Tacitus zu schreiben.

Druckfehler sind außer den S. 42 citierten zahlreich genug, wobei ich von den ausgelassenen oder falsch gesetzten Unterscheidungszeichen ganz absehe. Daran muss jedenfalls auch die »incuria typographiae« schuld sein. Schlimm ist S. 4 *ist* statt *sit*, ebenso S. 14 die Neutra *comparativa vel superlativa*, wo man das Masculinum erwartete; S. 19 *descindendi* statt *desciscendi*. Auf dieser Seite finden sich übrigens vier Druckfehler. S. 26 ist zwischen *poetas* und *posteriores* das Wörtchen *et* ausgefallen, ebenso S. 32 in dem Citate aus Agric. 28 *eo*. — S. 39 steht sinnlos *intoirre* für *introire*; S. 41 findet sich dreimal die Schreibung *dupplex* sowie anderwärts wiederholt *quatuor* und S. 42 wie zum Abschiede *literarum* und *Calendis*.[1]) Eine Reihe anderer Verstöße habe ich übergangen. Abtheilungsfehler finden sich S. 18 *dig-nationis*, S. 20 *frat-ris* und S. 25 *pub-licae*.

Wien. Ig. Prammer.

---

11. Mager A., Is the tragedy of 'Gorboduc' one of the sources of Shakespeare's 'King Lear'? Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg 1890, 8°, 4 SS.

Der Verf. sucht in seinem Aufsätzchen darzulegen, dass Shakespeare bei seinem Lear in den beiden Punkten, in welchen er von seiner unmittelbaren Vorlage abweicht, nämlich dem Tode Lears und dem seiner zwei älteren Töchter, von Gorboduc beeinflusst worden ist, und ferner, dass der Berather in diesem Stück, Eubulus, einige Züge für Kent geliefert hat. Uns scheinen die Übereinstimmungen nicht bedeutend genug, um einer solchen Annahme einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

Wien. Dr. K. Luick.

---

12. Sommer J., I. Trigonometrie v sextě (Trigonometrie in der Sexta). II. Kterak lze mechanisovati počítání čísly neúplnými (Wie man das Rechnen mit unvollständigen Zahlen mechanisieren kann). Progr. des Comm.-Realobergymn. in Raudnitz 1890, 8°, 35 SS.

In dem ersten Aufsatze beschreibt der Verf., wie er beim trigonometrischen Unterrichte in der Sexta vorgeht. Der Grundgedanke gipfelt darin, dass er jede goniometrische Function zuerst für sich und dann erst die gegenseitigen Beziehungen verschiedener goniometrischer Functionen untersucht. Demgemäß wird der Lehrstoff in folgender Reihenfolge durchgenommen: Sinus eines Winkels im allgemeinen, Sinus des Winkels im rechtwinkeligen Dreiecke, Sinus des Winkels im schiefwinkeligen Drei-

---

[1]) Auch in der Rubrik *Emendanda* begegnet in der vorletzten Zeile ein Fehler: *Alia menda, quae incuria typographiae profecta sunt* etc. Hier fehlt *ab* vor *incuria*. Ref. muss daher dem Verf. rathen, bei der Fortsetzung seiner Arbeit ein schärferes Augenmerk auf grammatische und stilistische Fehler zu richten und bezüglich der lateinischen Orthographie das bekannte Büchlein von Brambach fleißig zurathe zu ziehen. Noch klüger wäre es freilich, wenn er sich beim Abschlusse seines Auf-[illegible]es der deutschen Sprache bediente. Dieser wohlgemeinte Vorschlag [illegible] auch von anderen jungen Autoren beherzigt werden!

ecke, Aufsuchen der Sinus und ihrer Logarithmen in den logarithmischen Tafeln. In derselben Reihenfolge wird auch von den übrigen goniometrischen Functionen gehandelt und dann erst werden die Relationen zwischen zwei oder mehreren Functionen entwickelt. Wenn wir nicht irren, so findet man eine ähnliche Zergliederung dieses Lehrstoffes in der neulich erschienenen »Schultrigonometrie« von Dr. Th. Walter. In der Einleitung zu diesem Aufsatze bemerkt der Verf., dass er ihn veröffentlicht, um seine Ansichten über diesen Gegenstand mit den Collegen auszutauschen. Wir glauben, dass dieser Grund auch dann eine Billigung verdient, wenn man mit dem Grundgedanken der Arbeit nicht übereinstimmt.

In der zweiten Abhandlung wird gezeigt, wie sich der Verf. die Procedur beim Rechnen mit unvollständigen Zahlen vorstellt. Er zeigt namentlich, wie man bei der abgekürzten Multiplication die Factoren untereinander zu schreiben hat, um nur verlässliche Ziffern im Producte zu bekommen. Bei der Division unvollständiger Zahlen trachtet er, die Anzahl der verlässlichen Stellen im Quotient aus dem wirklichen Verfahren bei der Division dekadischer Zahlen zu bestimmen, woraus er dann eine einfache Regel zur Division unvollständiger Zahlen herleitet. Dazu bemerken wir, dass eine solche Ermittlung verlässlicher Stellen schon aus dem Grunde nicht vollkommen correct sein kann, weil sie dasselbe Resultat liefert, mögen die Fehlergrenzen der zu dividierenden Zahlen eine ganze oder eine halbe Einheit der niedrigsten Stelle betragen. Darum denken wir, dass dieser Vorgang nur in den unteren Classen, wo eine genauere Bestimmung der Fehlergrenzen wirklich vielen Schwierigkeiten begegnet, am Platze ist. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf den Irrthum des Verf., dass nämlich mit den unvollständigen Zahlen nur abgekürzt gerechnet werden kann, hingewiesen. Warum könnte man mit diesen Zahlen, wenn schon einmal die Fehlergrenze des Resultates festgestellt ist, nicht auf gewöhnliche Art rechnen? Es würden doch dadurch die Resultate an Correctheit nur gewinnen, weil der durch das abgekürzte Rechnen verursachte Fehler entfiele! Beim abgekürzten Radicieren erwähnt der Verf. zweier Beispiele aus meiner Algebra, welche seiner Ansicht nach nicht vollkommen correct sind,

nämlich $\sqrt{17\cdot4780} \doteq 4\cdot180669$ und $\sqrt{193428\cdot75} \doteq 439\cdot80$
anstatt $4\cdot180670$ $439\cdot81$.

Dabei wird vom Verf. der Umstand übersehen, dass die Bedingung gestellt wurde, der Fehler des Resultates solle weniger als 10^{-6}, resp. 10^{-2} betragen, und dieser Bedingung entsprechen die von mir berechneten Resultate vollkommen. Der Fehler in dem Beispiele $\sqrt{35} = 5\cdot916797$ anstatt $5\cdot9160797$, welcher mir auch schon aus meiner lehramtlichen Praxis bekannt ist, wird in künftiger Auflage corrigiert werden. Im übrigen zeugt auch diese Abhandlung von dem ernsten Streben des Verf.s, die schwierigsten Theile des mathematischen Lehrstoffes den Schülern zugänglicher zu machen.

Karolinenthal. Franz Machovec.

---

13. Rille A., Brünner Bauwerke im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1890, 8°, 13 SS.

Der Verf. schildert zunächst die Kirchen Brünns des XVII. Jahrhunderts, welche alle den Charakter des Jesuitenstiles an sich tragen, mit verständnisvollem Eingehen auf die Grundrissconstruction und die verticale Entwicklung mit Hinweis auf Gesù in Rom, der allen diesen Bauten mehr oder minder zum Muster diente. Die Kirchenbauten des

XVIII. Jahrhunderts zeigen reichere und kühnere Formen, vielfältigen plastischen Schmuck im Äußeren und Inneren. Während für die Bauten des XVII. Jahrhunderts kein Name eines Baumeisters beigebracht werden kann, finden wir im XVIII. Moriz Grimm an der Spitze der baulichen Thätigkeit stehen, einen Meister, der zwischen 1716 und 1750 die Loretto-, Minoriten-, Karthäuser- und Barmherzigenkirche baute, dann das Landhaus, das Augustinerkloster (jetzt Statthalterei) und das Haus des Grafen Salm-Reifferscheidt (Oberfinanz-Direction).

Die mit Sachkenntnis und Begeisterung für den Gegenstand geschriebene Abhandlung ist als eine wertvolle Bereicherung der Kunstgeschichte Österreichs zu betrachten.

14. Rosner J. B., Die illustrierenden Künste und ihre Bedeutung für die Culturgeschichte. Ein Beitrag zur Kenntnis und Würdigung des Kunstdruckes. Progr. des k. k. Obergymn. zu den Schotten in Wien 1890, 8°, 42 SS.

Die Abhandlung zerfällt in drei Theile. Im ersten wird die Kunst im allgemeinen behandelt, d. h. es werden aphoristische Bemerkungen über Schönheit, Kunst, Stil usw. und über die Technik der bildenden Künste gegeben, wobei wir Klarheit und Durchsichtigkeit der Anordnung vermissen. Weitaus bedeutender ist der zweite Theil, welcher die vervielfältigenden Künste ausschließlich der auf photographischer Grundlage beruhenden Darstellungen in übersichtlicher und leicht verständlicher Weise behandelt. Im dritten Theil endlich werden die modernen Reproductionsverfahren erörtert, welche auf der Photographie fußen. Auch dieser Theil ist fachkundig behandelt und gibt dem Leser ein möglichst getreues Bild der für Laien allerdings schon fast verwirrend wirkenden, zahllosen neuen Erfindungen. Die Abhandlung orientiert daher denjenigen, welcher Aufschlüsse über die mannigfachen Zweige der illustrierenden Künste erlangen will, vollkommen und muss als eine recht brauchbare tüchtige Arbeit bezeichnet werden.

Graz. J. Wastler.

---

15. Hoszowski C., Die Bedeutung der Antiken für die Kunst und für den Unterricht im Zeichnen. Progr. der k. k. Oberrealschule in Lemberg 1890 (polnisch), 8°, 30 SS.

Auf Grund hervorragender Werke aus dem Gebiete der Kunstgeschichte und Ästhetik (Kremer, Kugler, Lemcke, Lessing, Libelt, Lübke, Overbeck, Vischer, Winkelmann) entwickelt der Verf. die Grundzüge der Geschichte der griechischen und römischen Architektonik, Plastik und Malerei, setzt auseinander, worin das Vollendete und Classische an den zwei erstgenannten Zweigen der antiken Kunst liegt, und hebt den Einfluss hervor, welchen antike Kunstdenkmäler dieser Art auf die berühmten Künstler der Neuzeit ausgeübt haben. Da nun das Schöne in der Kunst überhaupt und besonders in der antiken Kunst seinen Ausdruck findet, so kann es in derselben wiedererkannt werden, und darin liegt die Bedeutung der Kunstdenkmäler für die Bildung des menschlichen Geistes. Die Hauptgrundlage der Kunst bildet aber die Zeichnung; somit führt der Unterricht im Zeichnen in das Verständnis der Kunstdenkmäler und dadurch des Schönen selbst ein. Nach dieser die Nützlichkeit des Unterrichtes im Zeichnen begründenden Argumentation setzt der Verf. im einzelnen auseinander, nach welcher Methode das Zeichnen ertheilt werden soll, um seinem bildenden Zwecke zu entsprechen, und äußert endlich den Wunsch, dass der Unterricht im Zeichnen auch in den Gymnasien als obligater Gegenstand eingeführt werde. Eine specielle Begründung der Zweckmäßigkeit dieser Änderung in dem bisherigen Studienplane der

Gymnasien unterlässt der Verf., indem er in dieser Hinsicht auf eine darauf bezügliche Abhandlung von Prof. Johann Rotter in Krakau verweist.

Die Abhandlung des Verf.s enthält zwar nichts Neues, bietet aber die betreffenden Hauptresultate in einer übersichtlichen Zusammenstellung und in einer anziehenden Form.

Druckfehler, beziehungsweise Missverständnisse kommen hie und da vor, wie S. 5 *Anphiprostylos* anstatt *Amphiprostylos*, *prawdziwej* (Vers 7 v. o.) anstatt *doskonałej*; S. 7 *Agefandra* anstatt *Agesandra*; S. 9 wird ohne Grund Aphrodite von Venus unterschieden und *Leorchares* anstatt *Leochares* genannt; S. 10 wird in dem Entwicklungsbilde der griechischen Plastik gegen die natürliche Zeitfolge und gegen den organischen Zusammenhang über den älteren Myron nach den jüngeren Zeitgenossen Pheidias und Polykleitos gehandelt; auch wird dem Myron ein Kunstwerk »Dioskuren« zugeschrieben und dasselbe mit dem Worte »Diskuswerfer« näher erklärt. Auf derselben Seite unten steht *Agosias* anstatt *Agasias*; S. 13 *Dianna* anstatt *Diana*; S. 15 *Gnido Reni* anstatt *Guido Reni*. Überdies lesen wir S. 11 *jakieśmy* anstatt *jakeśmy*; S. 21 *maurytański* statt *mauretański*.

Lemberg. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1891, Heft 12, S. 1145).

Deutsch.

Hauler, Dr. Johann, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax in einzelnen Sätzen und zusammenhängenden Stücken nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schulz. II. Theil: Moduslehre. 6. veränd. Aufl. Wien 1891, A. Hölder. Pr. geb. 1 fl., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Dec. 1891, Z. 20.404).

Strauch, Dr. Franz, Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler. I. Abth. Aufgaben für die V. Classe. Wien 1892, A. Hölder. Pr. geh. 50 kr., geb. 66 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Jan. 1892, Z. 420).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprech- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen, II. Theil. Wien, A. Hölder. Pr. geb. 90 kr., zum Gebrauche bei dem unobligaten Unterrichte in der böhmischen Sprache an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Dec. 1891, Z. 26.697).

Mayer, Dr. Franz Martin, Geographie der österr.-ung. Monarchie (Vaterlandskunde) für die IV. Classe der Mittelschulen. 2. verb. Aufl. Mit 38 Textabbildungen und 5 Karten in Farbendruck. Wien und Prag 1892, F. Tempsky. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Dec. 1891, Z. 23.442).

Sydow-Habenicht, Methodischer Wandatlas. Nr. 5: Afrika. Oro-hydrographische Schulwandkarte. Maßstab 1 : 6,000.000. Gotha 1891, J. Perthes. Pr. 6 fl., aufgez. in Mappe 9 fl., mit Stäben 10 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Nov. 1891, Z. 23.072).

Gaideczka Josef, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien, 2. verb. Aufl. Wien und Leipzig 1892, F. Tempsky. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Dec. 1891, Z. 27.194).

Lindner, Dr. Gustav Ad., Lehrbuch der empirischen Psychologie als inductiver Wissenschaft, 10. unv. Aufl. Wien 1892, K. Gerolds Sohn. Pr. geb. 1 fl. 20 kr. (Min.-Erl. v. 11. Nov. 1891, Z. 23.116).

Rätzsch Heinrich, Lehrgang der Stenographie (Correspondenz- und Debattenschrift) nach F. X. Gabelsberger System. Neu bearb. von R. Rätzsch. 54. neu durchges. u. verb. Aufl. Ausgabe mit österr. Orthographie. Dresden 1892, G. Dietze. Pr. geh. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Dec. 1891, Z. 26.267).

Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Josef Ritter v. Lehnert, Johann Holeczek, Dr. Karl Zehden, Dr. Theodor Cicalek unter Redaction von Alexander Dorn. II. Band. Wien 1892, Volkswirtschaftl. Verlag Alexander Dorn. Pr. geh. 8 fl. Auf das Erscheinen des 2. Bandes des erwähnten Werkes werden die Lehrkörper der Mittelschulen behufs Anschaffung für die Lehrerbibliotheken aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 14. Jan. 1892, Z. 25.305).

Der wirtschaftliche Verkehr der Gegenwart. Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. K. v. Scherzer und E. Bratassević. Wien 1891, E. Hölzel. Pr. 1 fl. 50 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden behufs Anschaffung für die Lehrerbibliotheken auf dieses Werk aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 6. Nov. 1891, Z. 17.897).

Vom 9. Januar hat die k. k. geolog. Reichsanstalt die beiden Zeitschriften 'Das Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt' und 'Die Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt' wieder in eigenen Verlag übernommen und sind daher Bestellungen an die Direction der k. k. geolog. Reichsanstalt, Wien, III., Rasumoffskygasse 23 zu richten. Für die Lehranstalten, welche beide Publicationen zusammen unmittelbar von der Direction dieser Anstalt beziehen, ist der Pränumerationspreis derselben von 11 auf 8 fl. ermäßigt (Min.-Act Z. 27.434 ex 1891).

Italienisch.

Schenkl Carlo, Crestomazia di Senofonte tratta dall' Anabasi, dalla Ciropedia e dalle Memorie Socratiche annotata e corredata di un Vocabolario, d' una Carta e da 18 illustrazioni inserite nel testo. Nuova edizione conforme alla nona originale curata da G. Müller. Torino 1892, E. Loescher. Pr. geb. 1 fl. 75 kr., allgemein zugelassen.

Letture italiane per le classi inferiori delle scuole medie. Parte II, 3. unv. Aufl. Wien 1892, A. Hölder. Pr. geh. 76 kr. (Min.-Erl. v. 7. Nov. 1891, Z. 23. 665).

Defant Giuseppe, Corso di Lingua Tedesca, con un dizionarietto metodico. Parte I. Trento 1891, Morauni. Pr. geb. 1 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Jan. 1892, Z. 560).

Caruel Teodoro, Storia illustrata del regno vegetale secondo l' opera del Dott. A. Pokorny. Quinta edizione riveduta ed aumentata. Con 384 incisioni. Torino 1891, E. Loescher. Pr. geb. 1 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Jan. 1892, Z. 26.964 ex 1891).

Slovenisch.

Lésar Anton, Liturgika ali sveti obredi pri vnanji službi božji. I. und II. Theil. 3. Aufl. Laibach 1890, I. Kleinmayr u. F. Bamberg, Pr. geb. 1 fl. 15 kr., allg. zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Dec. 1891, Z. 25.398).

Rumänisch.

Isopescul Samuel, Manualu de Istorie universală pentru clasele inferióre de scóle secundare. Partea a dóua. Istoria medie. Czernowitz 1891, erzbischöfl. Druckerei. Pr. geh. 53 kr.

— — Manualu de Istorie universală pentru clasele inferióre de scóle secundare. Partea a treia. Istoria nóuă. Czernowitz 1891, erzbischöfl. Druckerei. Pr. geh. 78 kr., zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Nov. 1891, Z. 21.670).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. f. C. und U. v. 15. Dec. 1891, Z. 26.765, betreffend die Feststellung neuer Verzeichnisse der zulässigen Lehrmittel, Apparate und Modelle für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, s. Verordnungsblatt 1892, S. 3 ff.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 5. Sept. 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass die Communal-Real- und Obergymn. im II. und VI. Bezirke von Wien, die Communal-Oberrealschulen im I., IV. und VI. Bezirke von Wien und das Communal-Obergymn. im XIX. Bezirke von Wien unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Wien in die Verwaltung des Staates übernommen werden und zugleich die a. g. Ermächtigung zu ertheilen geruht, diese Maßnahme vom Schuljahre 1892/93 angefangen mit jedem Schuljahre hinsichtlich einer der genannten Communal-Lehranstalten durchzuführen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 30. Sept. 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass die Communal-Mittelschule auf der Kleinseite in Prag unter Annahme der von der Stadtgemeinde Prag angebotenen Beitragsleistung vom 1. Sept. 1892 angefangen in die Verwaltung des Staates übernommen und in zwei selbständige Lehranstalten mit böhm. Unterrichtssprache, und zwar in ein Staats-Obergymnasium mit obligatem Zeichenunterrichte in den Unterclassen und in eine Staats-Oberrealschule zerlegt werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 6. Oct. 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass mit Beginn des Schuljahres 1892/93 in der Stadt Königliche Weinberge ein Staatsgymn. mit böhm. Unterrichtssprache errichtet werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 18. April 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass das Communalgymn. in Kaaden unter Annahme der angebotenen Leistungen der Stadtgemeinde Kaaden vom 1. Januar 1892 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 29. Juni 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass das Communalgymn. in Brüx unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Brüx vom 1. Sept. 1892 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 22. April 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass in Podgórze unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde ein Staats-Obergymn. mit poln. Unterrichtssprache successive errichtet und zu Beginn des Schuljahres 1892/93 mit der I. und II. Classe activiert werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 3. März 1891 a. g. zu genehmigen geruht, dass mit Beginn des Schuljahres 1892/93 ein V. Staats-(Unter-)Gymn. in Lemberg errichtet werde.

Der Min. f. C. und U. hat der V. Classe der Privatlehranstalt der Gesellschaft Jesu in Bąkowice bei Chyrów auf die Dauer der Schuljahre 1891/92 und 1892/93 das Recht zur Führung des Namens Gymnasialclasse und das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1891, Z. 27.533).

Der Min. f. C. und U. hat der V. Classe des mit dem fürstbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum Augustineum in Graz verbundenen Gymn. vom Schuljahre 1891/92 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen verliehen (Min.-Erl. v. 17. Dec. 1891, Z. 24.562).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Johann Kirste zum a. o. Prof. der oriental. Philologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 14. Nov. 1891), der a. o. Prof. Dr. Karl Olszewski zum ord. Prof. der Chemie und der Privatdocent an der Univ. in Lemberg Dr. Julian Schramm zum a. o. Prof. desselben Faches an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 3. Nov. 1891), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Ludwig Wahrmund zum a. o. Prof. des Kirchenrechtes an der jurist. Fac. der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 6. Nov. 1891), der Privatdocent Dr. F. Michl zum a. o. Prof. der Chirurgie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 2. Dec. 1891), der a. o. Prof. Dr. Ludwig Mitteis zum ord. Prof. des röm. Rechtes an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 26. Dec. 1891), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Privatdocent für röm. Recht und österr. Civilrecht Dr. Emil Pfersche zum a. o. Prof. dieser Lehrfächer an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 13. Dec. 1891), der a. o. Prof. für Botanik Dr. Emil Heinricher zum ord. Prof. dieses Faches an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 10. Dec. 1891), der Privatdocent für Finanzwissenschaft und österr. Finanzrecht Dr. Julius Leo zum a. o. Prof. dieser Lehrfächer an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 30. Nov. 1891), Dr. Leo Graf Piniński zum ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 13. Dec. 1891), der a. o. Prof. Dr. Franz Wickhoff zum ord. Prof. der Kunstgeschichte an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 30. Dec. 1891), der a. o. Prof. Dr. Max Gruber zum ord. Prof. der Hygiene an der Univ. in Wien und der a. o. Prof. Dr. Ferdinand Hueppe zum ord. Prof. der Hygiene an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 10. Dec. 1891), der a. o. Prof. Dr. Ferdinand Kaltenbrunner zum ord. Prof. der histor. Hilfswissenschaften und der Privatdocent Dr. Rudolf von Scala zum a. o. Prof. der alten Geschichte an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 2. Jan. 1892), der ord. Prof. der gerichtl. Medicin und Hygiene an der Univ. in Innsbruck Dr. Julius Kratter zum ord. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 10. Jan. 1892). Dem Gymnasialprof. und Privatdocenten an der deutchen Univ. in Prag Dr. Josef Neuwirth wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 7. Jan. 1892).

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien der Univ.-Prof. Dr. W. Mayer-Lübke (für französische und italienische Sprache), der Prof. an der techn. Hochschule Regierungsrath G. A. Peschka, der Prof. an der techn. Hoch-

schule Dr. A. Kornhuber (für Zoologie), der Univ.-Prof. Dr. A. Lieben (für Chemie). Sonst wurde die Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1891/2 bestätigt.

Der Univ.-Prof. Dr. Franz Czerny von Schwarzenberg zum Director der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau. Zugleich wurde die Commission in ihrem gegenwärtigen Bestande für das Schuljahr 1891/2 bestätigt.

Die Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag wurde für das Studienjahr 1891/2 in folgender Zusammensetzung bestellt: Prof. Dr. K. R. von Kořistka (Präses), die Proff. K. Küpper, J. Šolin und F. Tilšer (Projectionslehre), E. Lauffer und F. Ženišek (fig. Zeichnen), A. Schultz und O. Hostinsky (Kunstgeschichte), W. Steffel (Anatomie), C. Klouček (Modellieren), J. Kelle und J. Gebauer (Unterrichtssprache).

Die Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Graz wurde in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1891/2 und jene für das Lehramt des Turnens in Lemberg ebenso für die Studienjahre 1891/4 bestätigt (Min.-Erl. v. 18. u. 25. Nov. 1891, Z. 24.696 u. 24.695).

Die Functionsdauer des Vorsitzenden der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen in Wien, des ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Josef Kolbe und der dermaligen Mitglieder dieser Commission, des ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Karl Toldt und des prov. Leiters des Turnlehrer-Bildungscurses und der Univ.-Turnanstalt in Wien Gustav Lukas wurde auf das Triennium 1891/92 bis 1893/94 ausgedehnt und der Turnlehrer an der Realschule im VII. Bezirke von Wien Maximilian Seeland zum Mitgliede der genannten Commission für das bezeichnete Triennium ernannt.

Der Volontär an der Univ.-Bibliothek in Graz Dr. Ferdinand Eichler zum Amanuensis an dieser Anstalt.

Die Zulassung des Dr. Franz Hillebrand als Privatdocent für Philosophie, des Dr. Gustav Jäger als Privatdocent für Physik und des Dr. Alfred Tauber als Privatdocent für Mathematik an der philos. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die des Dr. Tullius Ritter von Sartori-Montecroce als Privatdocent für deutsches Recht an der jurist. Fac. der Univ. in Innsbruck, die des Vicesecretärs der statistischen Centralcommission Dr. Heinrich Rauchberg als Privatdocent für Statistik an der jurist. Fac. der Univ. in Wien und des Dr. Josef Nussbaum als Privatdocent für das Gebiet der vergl. Anatomie, Histologie und Embryologie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, die des Prof. am Gymn. im IX. Bezirke Wiens Dr. Karl Exner als Privatdocent für theoretische Physik an der philos. Fac. an der Univ. in Wien.

Die Übertragung der von dem Privatdocenten Dr. Walter von Hörmann an der jurist. Fac. der Univ. in Wien erworbenen venia docendi für Kirchenrecht an die Univ. in Innsbruck wurde genehmigt, desgleichen die Übertragung der von dem Privatdocenten Dr. Leo Sternbach an der phil. Fac. der Univ. in Lemberg erworbenen venia docendi für class. Philologie an die Univ. in Krakau.

Die Ausdehnung der venia legendi des Privatdocenten für Kirchenrecht an der jurist. Fac. der Univ. in Krakau Dr. Alfred Blumenstok auf das deutsche Recht wurde genehmigt.

Der mit dem Titel und Charakter eines Statthaltereirathes bekleidete Bezirkshauptmann Josef Hejda zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Böhmen (a. h. Entschl. v. 10. Nov. 1891).

Der Generalvicariatsrath Dr. A. Walter in Feldkirch, der Decan und Pfarrer in Bregenz G. Prutscher, ferner der Oberlehrer F. Rin-

derer in Götzis zu Mitgliedern, weiter der evang. Pfarrer in Bregenz K. Krčal und der Med.-Dr. S. Steinach in Hohenems wurden zu Beiräthen des Landesschulrathes für Vorarlberg für die gesetzliche Functionsperiode ernannt (a. h. Entschl. v. 12. Nov. 1891).

Der Domscholaster des Metropolitancapitels in Wien Dr. G. Marschall, der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde H. C., Oberkirchenrath Dr. K. Witz-Stöber, der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. G. Kohn, ferner der ord. Prof. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. K. Schenkl, der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. J. Finger und der Bürgerschuldirector in Wien August Hofer zu Mitgliedern des niederösterreichischen Landesschulrathes für die nächste dreijährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 25. Dec. 1891).

Der Director des Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien Dr. J. Huemer zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 22. Dec. 1891), der Director des Gymn. in Teschen Josef Werber zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 3. Jan. 1892). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Schlesien zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien Dr. Victor Langhans zum Director des Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien (a. h. Entschl. v. 17. Dec. 1891), der Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Wilhelm Perathoner zum Director des Real- und Obergymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch (a. h. Entschl. v. 12. Jan. 1892).

Der Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt Franz Meindl zum Religionslehrer am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, der Supplent an der Realschule in Lemberg Stanislaus Ziobrowski zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryi, der Supplent am Gymn. in Sambor Zacharias Dembitzer zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Kolomea, der Supplent am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. Vincenz Śmiałek zum prov. Lehrer am IV. Gymn. in Lemberg.

Der Prof. am Gymn. in Czernowitz Adalbert Mikulicz wurde in die VIII. Rangsclasse befördert.

Auszeichnungen erhielten:

Der Prof. am I. Staatsgymn. in Graz P. Wilibald Rubatscher anlässlich der auf sein Ansuchen erfolgten Versetzung in den bleibenden Ruhestand das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 2. Dec. 1891).

Der Ministerialsecretär im Min. f. C. und U. Dr. Eduard Magner das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 24. Dec. 1891).

Der Prof. am Gymn. in Tabor August Sedláček in Anerkennung seiner verdienstvollen Thätigkeit als Conservator der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 5. Dec. 1891).

Der Ministerialrath im Min. f. C. und U. Dr. Georg Ritter von Ullrich aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopoldordens (a. h. Entschl. v. 3. Jan. 1892).

Die ord. Proff. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Theodor Meynert, Hofrath Dr. Eduard Albert und Hofrath Dr. Hermann Nothnagel das Ritterkreuz des Leopoldordens und die ord. Proff. an derselben Univ. Dr. Karl Toldt und Dr. Richard Freiherr von Krafft-Ebing den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 7. Jan. 1892).

Der Landesschulinspector Gustav Ritter von Zeynek den Titel und Charakter eines Ministerialrathes (a. h. Entschl. v. 3. Jan. 1892).

Der Religionsprof. am I. Gymn. in Graz Dr. Josef Starý wurde zum Ehrendomherrn des Domcapitels in Seckau ernannt (a. h. Entschl. v. 12. Jan. 1892).

Nekrologie.

(October 1891 bis Januar 1892.)

Am 27. Oct. in Athen der Artilleriehauptmann Georg Deneke, der im Interesse des deutschen archäol. Institutes mit topographischen Vermessungen der eleusinischen Ebene und der Insel Salamis beauftragt war.

Am 28. Oct. in Lüttich der Prof. der Philosophie an der dortigen Univ. Dr. Rörsch.

Im Oct. in Hamburg der philosophische Schriftsteller C. Radenhausen, 78 J. alt, und in Danzig der Stadtschulrath Dr. Wilhelm Cosack, 70 J. alt.

Am 3. Nov. in Detmold der Orientalist Georg Rosen.

Am 10. Nov. in Firwood bei Clevedon der Prof. der Anatomie an der Univ. in Oxford Henry N. Moseley, 46 J. alt.

Am 14. Nov. in Chur der Naturforscher Dr. Killias, 64 J. alt, und in Brüssel der Kunsthistoriker Jean Rousseau, 62 J. alt.

Am 16. Nov. in Wiesbaden die Romanschriftstellerin Amely Bölte, 80 J. alt.

Am 18. Nov. in Breslau der ord. Prof. an der theolog. Fac. der dortigen Univ. Dr. Julius F. Räbiger, im 81. Lebensjahre.

Am 19. Nov. in Berlin der a. o. Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ. geh. Medicinalrath Dr. Karl Liman, im 74. Lebensjahre.

Am 21. Nov. in Krems der Prof. an dem dortigen Gymn. Hermann Neuda, 56 J. alt.

Am 22. Nov. in Wien der emer. Oberrealschulprof. k. Rath Dr. Adolf K. Machatschek und in Budapest der emer. Prof. der Rechte an der dortigen Univ. Dr. Gustav Wenczel.

Am 26. Nov. in Berlin der Consistorialrathpräsident a. D. Dr. Th. Hegel, Sohn des berühmten Philosophen.

Am 27. Nov. in Straßburg i. E. der Generalvicar Straub, als Alterthumsforscher bekannt, und in Bremen der Dichter Ed. von Cöln, 60 J. alt.

Am 29. Nov. in Paris der Dramatiker und Romanschriftsteller Leopold Stapleaux, 60 J. alt.

Am 30. Nov. in Budapest der Ethnograph und Forscher auf dem Gebiete der vergl. Sprachwissenschaft Paul Hunfalvy, im 82. Lebensjahre, in Kopenhagen der Kunsthistoriker H. C. Stilling, 78 J. alt, und in München der ord. Prof. der Chirurgie an der dortigen Univ. geh. Rath Dr. F. Ch. von Rothmund.

Am 3. Dec. in Graz der Prof. der class. Philologie an der dortigen Univ. Regierungsrath Dr. Wilhelm Kergel, im 70. Lebensjahre.

Am 7. Dec. in Meran der ehemalige Prof. am Gymn. in Innsbruck Engelbert Winder, als Dichter und literarhistorischer Schriftsteller bekannt, 43 J. alt.

Am 8. Dec. in Königsberg i. Pr. der vormalige Rector Hermann Frischbier, als Forscher auf dem Gebiete der Sprache und Literatur Ostpreußens verdient, im 69. Lebensjahre, und in Sondershausen der Seminardirector a. D. Karl Helmrich, im 74. Lebensjahre.

Am 9. Dec. in Augsburg der Rector des dortigen Realgymn. Dr. J. Winckelmann, im 64. Lebensjahre, und in Innsbruck der Altmeister der österr. Geschichtsforschung Dr. Albert Jäger, emer. Prof. der österr. Geschichte an der Univ. in Wien, 90 J. alt.

Am 10. Dec. in Leyden der Prof. an der theol. Fac. der dortigen Univ. Dr. Kuenen.

Am 11. Dec. in Berlin das Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften Dr. J. E. Ewald, im 81. Lebensjahre, und der Schriftsteller Dr. Heinrich Benecke, im 63. Lebensjahre, in London der Geologe und Geograph Sir Andrew Cromby Ramsay, 77 J. alt, und in Basel der a. o. Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ. Dr. J. Hoppe.

Am 12. Dec. in München der a. o. Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ. Dr. Philipp Schech, 46 J. alt.

Am 14. Dec. in Breslau der ord. Prof. der Mineralogie an der dortigen Univ. geh. Bergrath Dr. Ferdinand Römer, 73 J. alt, und in Berlin der als Goetheforscher bekannte Geheimrath Löper.

Am 17. Dec. in Berlin der geh. Intendanturrath Dr. Titus Ullrich, als Dichter und Kritiker bekannt, im 78. Lebensjahre.

Am 22. Dec. in Göttingen der Prof. der oriental. Sprachen an der dortigen Univ. Geheimrath Dr. Paul de Lagarde und in Berlin der Privatdocent für Geschichte an der Univ. daselbst, Dr. S. Löwenfeld, 37 J. alt.

Am 23. Dec. in Dresden der Minister für Cultus und öffentlichen Unterricht Dr. Karl F. von Gerber, früher Prof. an den Univv. zu Erlangen, Tübingen und Leipzig, im 69. Lebensjahre, und in Frankfurt a. M. der Historiker Prof. Johannes Janssen, im 82. Lebensjahre.

Am 26. Dec. in Rovereto der emer. Director des dortigen Gymn. Schulrath Josef Maschka, 64 J. alt.

Am 28. Dec. in Nürnberg der Gymnasial-Oberlehrer an der Thomasschule in Leipzig Dr. Walter O. R. Klotz.

Am 29. Dec. in Berlin der ord. Prof. der Mathematik an der dortigen Univ. Dr. Leopold Kronecker, 68 J. alt.

Am 30. Dec. in Stuttgart der Oberstudienrath Dr. Heinrich Kraz, 40 J. alt, und auf Schloss Cacqueiranne (Var) der berühmte Chirurg Prof. Richet, 75 J. alt.

Am 31. Dec. in Budapest der Oberstudiendirector Ferdinand Lutter, als Mathematiker geschätzt, 71 J. alt.

Im Dec. in Sidney der Präsident der australischen Linaeus- und entomologischen Gesellschaft Sir William Macleay.

Am 2. Jan. in Graz der Prof. an der theol. Fac. der dortigen Univ. Consistorialrath Dr. Franz Fraidl, 45 J. alt, in Lüttich der ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Univ. daselbst Emile de Laveleye, im 69. Lebensjahre, und in Halberstadt der Director des dortigen Gymn. Dr. Gustav Schmidt, 64 J. alt.

Am 3. Jan. in Breslau der ord. Prof. der Mathematik an der dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. Heinrich Schröter.

Am 4. Jan. in Görz der Lustspieldichter Julius Rosen (Pseudonym für Nikolaus Duffek), im 69. Lebensjahre, und in London der Astronom Sir Georg Bidell Airy.

Am 5. Jan. in Brixton der Prof. der Chemie Dr. Albert J. Bernays.

Am 7. Jan. in Wien der berühmte Physiologe Hofrath Dr. Ernst Ritter von Brücke, emer. Prof. an der Univ. in Wien, im 73. Lebensjahre, und in Sondershausen der Landesarchivar Friedrich Apfelstädt, 80 J. alt.

Am 8. Jan. in Kiel der Prof. an der theol. Fac. der dortigen Univ. Consistorialrath Dr. E. W. Möller.

Am 12. Jan. in Cleve der Dichter Gustav Reinhard Neuhaus, 70 J. alt, und in Paris der Naturforscher Jean L. A. Quatrefages de Bréan, 82 J. alt.

Am 15. Jan. in Prag der emer. Prof. der Philosophie an der dortigen Univ. Dr. Johann Heinrich Löwe, 83 J. alt.

Am 17. Jan. in Augsburg der emer. Rector der Studienanstalt zu St. Anna daselbst Dr. Chr. W. J. Cron, 78 J. alt.

Am 18. Jan. in Venedig der Jesuit Cornoldi, Erneuerer der Lehre des Thomas von Aquin, 80 J. alt.

Am 19. Jan. in Halle der Director der Franke'schen Stiftungen Dr. Otto Frick, 61 J. alt.

Am 21. Jan. in Cambridge der Director der dortigen Sternwarte Prof. Couch Adams.

Am 28. Jan. in Jena der Universitätsbibliothekar Dr. Martin.

Am 30. Jan. in Berlin der ord. Prof. der Nationalökonomie an der Univ. in Göttingen Dr. Theodor Mithoff, 57 J. alt.

Im Jan. in Paris der Maler Charles Louis Müller, 76 J. alt, und in Mariahof in Steiermark der dortige Pfarrer Blasius Hauf, ge Ornithologe, im 84. Lebensjahre.

Nekrolog.

Josef Mozart.

Am 17. Januar ist der letzte jener Männer gestorben, die bei der Reform des österreichischen Unterrichtswesens in den Jahren 1848—1850 in hervorragender Weise thätig waren. Josef Mozart wurde am 11. April 1805 in Wien geboren, wo er auch seine Gymnasialstudien zurücklegte und dann an der Universität durch vier Jahre dem Studium der Rechte oblag. In der Absicht, sich dem Consulardienste zu widmen, beschäftigte er sich eifrig mit den modernen Sprachen, so dass er nicht bloß des Französischen, Englischen und Italienischen vollkommen mächtig wurde, sondern auch eine ausgebreitete Kenntnis der orientalischen Sprachen erwarb. Am 24. Juli 1834 trat er, zuerst probeweise verwendet, in das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv ein und wurde am 4. December zum überzähligen Official ernannt. Durch Decret vom 14. März 1837 wurde ihm die Stelle eines Officials in der geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlei zutheil; gleichzeitig wurde er auch in der k. k. Hofkammer verwendet. Wie sehr seine Leistungen in dieser Stellung seine Vorgesetzten befriedigten, erhellt daraus, dass 1844 der Präsident der Hofkammer Freiherr von Kübeck ihn dem Staatskanzler Fürsten Metternich besonders empfahl. So erfolgte denn schon 1845 seine Ernennung zum Hofconcipisten in der geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Als nun mit dem Jahre 1848 die Reform des Unterrichtswesens ernstlich in Angriff genommen wurde, lenkten sich die Blicke des ausgezeichneten Staatsmannes, Grafen Stadion, auf Mozart, der ihm nachdrücklich empfohlen wurde. Dieser wurde sogleich in der Studienhofcommission verwendet, zu allen Berathungen beigezogen, die damals über die Neugestaltung des Unterrichtswesens abgehalten wurden, und am 21. December 1849 auf Vorschlag des Ministers Grafen Leo Thun zum Sectionsrathe im Ministerium für Cultus und Unterricht ernannt. Am 7. August 1857 erhielt er den Titel und Charakter eines Ministerialrathes und am 22. April 1860 wurde er wirklicher Ministerialrath. Fast 14 Jahre wirkte Mozart in diesem Ministerium. Zuerst hatte er das Referat über alle Gymnasien, später das über die philosophischen Facultäten (einschließlich der mathematischen Facultäten an den Universitäten zu Pavia und Padua) und über die italienischen Mittelschulen. Was er hier geleistet hat, sichert ihm für alle Zukunft das dankbare Gedächtnis der Nachwelt. Sein größtes Verdienst ist es, dass er, als der unvergessliche Exner leider schon 1853 starb, mit großer Zähigkeit und Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der neuen Institutionen eintrat und sie dadurch gegenüber den heftigen Angriffen, die mehr als einmal ihren Umsturz drohten, durch seine geräuschlose, aber unablässige und stets wachsame Thätigkeit bewahren half. Mozart war kein Freund vieler Worte; er gewann nicht in seinem streng gemessenen Verkehr durch den Zauber seiner Persönlichkeit die Herzen, aber er war ein treuer Freund und Berather, förderte, wo er konnte, stets bereit aufstrebende Talente und wusste verdienstliche Thätigkeit, wo er sie fand, immer zu würdigen und zu lohnen. Daher ist die Zahl derer, die seine Güte genossen haben und seiner dankbar gedenken, noch jetzt sehr groß. Mit Bonitz und Seidl begründete er 1850 die Zeitschrift für österreichische Gymnasien, deren Redaction er bis 1863 angehörte. Auch treffliche

Artikel hat er für dieselbe geschrieben, so den noch heute lesenswerten Aufsatz im II. Jahrgang: 'Die verschiedenen Seiten des Unterrichtes in der Muttersprache' und jenen im VII. Jahrgang, in welchem er die Vorschrift in Betreff der Prüfungen der Candidaten des Gymnasiallehramtes vom 24. Juli 1856 eingehend würdigte. Ein großer Freund und Kenner der deutschen Literatnr hatte er schon bei den ersten Berathungen über die Reform der Gymnasien sich eingehend mit der Neugestaltung des Unterrichtes in deutscher Sprache und Literatur befasst und die Organisation desselben ist hauptsächlich sein Werk. Graf Thun erkannte ganz richtig, dass niemand so wie Mozart geeignet war, ein deutsches Lesebuch für Gymnasien zu verfassen. Und so entstand denn das Lesebuch Mozarts, das durch den feinen Geschmack bei der Auswahl, die richtige Vertheilung und Anordnung, die Berücksichtigung der verschiedenen für den Gymnasialschüler wichtigen Wissensgebiete ein wahres Muster darstellte und seinem Verfasser in der Geschichte des Unterrichtes in der deutschen Sprache ein rühmliches Andenken sichert. Wenn dieser Unterricht erfreulich gedieh und sich schön entwickelte, so hat das Buch Mozarts unleugbar dazu sehr viel beigetragen. Man kann sich denken, mit welcher Freude die Jugend nach der Dürre der früheren Zeit aus dieser frischen und reichen Quelle trank. Nicht wenige, die einstens den Unterricht aus diesem Buche genossen, haben sich dasselbe aufbewahrt und noch heutzutage ist es in manchen Familien ein Hausbuch und dient den Kindern zur Lectüre. Freilich waren damals wirklich bessere Zeiten; die Jugend war naiver und unbefangener und mehr den Idealen zugeneigt. Die fortgesetzten Anstrengungen hatten die Augen Mozarts angegriffen: die immer mehr zunehmende Schwäche derselben nöthigte ihn, um Versetzung in den bleibenden Ruhestand einzuschreiten. Am 1. August 1864 wurde ihm seine Bitte bewilligt und ihm dabei die a. h. Zufriedenheit mit seiner vieljährigen, treuen und vorzüglichen Dienstleistung ausgesprochen. Von nun an lebte er durch sein Augenleiden, das in Blindheit übergieng, gefesselt in vollkommener Zurückgezogenheit; nur wenige ihm nahestehenden Persönlichkeiten verkehrten mit ihm. Doch wenn auch sein Auge umnachtet war, blieb sein Geist hell und rege, und auch das Alter ließ denselben ungetrübt. Die Fülle des Wissens, die er sich angeeignet hatte, gewährte ihm geistige Nahrung in der Dunkelheit, die ihn umgab, und Trost in dem schweren Leiden. Er nahm an allem noch regen Antheil und wahrhaft rührend sind die Worte eines Briefes, welchen er am 27. October 1888 an den damaligen Rector Herrn Prof. Dr. E. Süss richtete. Es war der Tag, an dem die Trauerfeier für Hermann Bonitz in der Aula der Universität begangen wurde. Mozart sprach, indem er bedauerte, der Feier nicht beiwohnen zu können, in ergreifenden Worten von seinem einstigen Freunde und Mitarbeiter und gedachte des großen Werkes, das er zu schaffen geholfen hatte. Am 17. Januar schied er sanft aus diesem Leben. Sein Name wird in Österreich nicht vergessen sein.[1])

---

[1]) Vgl. die »Neue Presse« vom 23. Januar 1892, S. 5.

Die Redaction.

Berichtigungen.

Jahrg. 1891, S. 990, Z. 11 v. u. lies: rationem, S. 1144, Z. 1 v. o. lies: Hermann, S. XIII, Z. 22 v. u. lies: 1890 st. 1891 und gleich darauf: H. Löwner.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zu Livius.

1, 57, 8: *id cuique spectatissimum sit, quod necopinato viri adventu occurrerit oculis.* Obwohl durch die maßgebenden Handschriften PM *necinopinato* überliefert ist, darf es doch keinem Zweifel unterliegen, dass *necopinato,* was auch jüngere Zeugen enthalten, die richtige Lesart ist, und nicht *inopinato,* welches Winkler in seinem Aufsatze 'Die Dittographien in den nikomachianischen Codices des Livius' (I. Th. S. 39) nach dem cod. Portug. empfiehlt. Denn dies sagt uns deutlich Livius' Sprachgebrauch in der ersten Dekade, wo *necopinatus* öfters angewendet wird, *inopinatus* aber bis auf zwei Fälle, wo jedoch besondere Gründe geltend waren, fehlt: 2, 14, 6 primo Aricinos res necopinata perculerat; 2, 22, 2 Volscos — necopinata res perculit; 3, 3, 2 necopinata etiam res plus trepidationis fecit; 3, 15, 4 aliud novum malum necopinato exortum; 4, 27, 8 unde ex necopinato aversum hostem invadat; 4, 43, 3 sic in urbe ex tranquillo necopinata moles discordiarum inter plebem ac patres exorta est; 5, 8, 6 cum exercitibus necopinato ad Veios accessere; 7, 6, 9 legionibus necopinato pavore fusis; 7, 17, 9 castra quoque necopinato adgressus cepit; 8, 11, 9 Romanosque — necopinato adventu perculsurum; 9, 12, 5 colonia necopinato adventu — nocte occupata est; 9, 16, 9 praesidium — necopinato oppressum est. *Inopinatus* kommt vor 3, 26, 5 nihil tam inopinatum nec tam insperatum accidere potuit und 6, 40, 3 neque novum neque inopinatum mihi est. An der ersten Stelle bevorzugte Livius augenscheinlich *inopinatus* deshalb, weil diesem im Folgenden *insperatum* entsprechen sollte, und außerdem *necopinatus* wegen des benachbarten *nec* nicht rathsam war. Im zweiten Falle ist der Grund, weshalb *inopinatum* steht, handgreiflich; denn der Schriftsteller musste wohl den Zusammenstoß von *neque nec (neque necopinatum)* zu meiden trachten. — Nach der ersten Dekade ist der Sachverhalt allerdings ein anderer: Livius gebraucht vom 21. Buch an ohne

Unterschied *necopinatus (necopinans)* und *inopinatus (inopinans).* Über *inopinatus*, dessen Gebrauch Winkler für Livius merkwürdigerweise in Abrede stellt, vgl. noch 23, 24, 10 multitudinem inopinato malo trepidam; 26, 4, 8 ex re nova atque inopinata; 27, 43, 7 audendum — aliquid inprovisum, inopinatum; 34, 28, 10 ne inopinatum accideret; 35, 27, 16 duae res simul inopinatae perculerunt eum; 35, 35, 5 ad id quamvis inopinatum; 37, 4, 8 inopinatam rem adgredi; 38, 30, 8 primo inopinata re territi sunt; 40, 15, 14 adtonitus repentino atque inopinato malo; 42, 54, 7 perculsis inopinato adventu oppidanis.

Auch an der ähnlich verderbten Stelle 22, 4, 2 *deinde paulo latior patescit campus; inde colles insurgunt* lässt sich die ursprüngliche Lesart mit Sicherheit ermitteln. Denn für das vom P gebotene *adinsurgunt*, das einem Livius schlechterdings nicht zuzumuthen ist, muss *adsurgunt*, welches übrigens auch jüngere Handschriften aufweisen, geschrieben werden, keineswegs *insurgunt*, wofür sich neuerdings auch Luchs in seiner Ausgabe entschieden hat. Livius kennt nämlich ein *insurgere* nicht, wohl aber hat er einigemal, wenn auch nicht gerade im übertragenen Sinne von Hügeln oder Bergen, *adsurgere* gesetzt: 3, 24, 4 sed ne adsurrexisse quidem ex morbo; 4, 19, 5 adsurgentem ibi regem umbone resupinat; 9, 46, 9 consensuque — adsurrectum ei non esse; 21, 36, 7 seu manibus in adsurgendo seu genu se adiuvissent; 22, 2, 6 neque adsurgere ex voraginibus poterant; 22, 51, 6 adsurgentes quidam ex strage. Aber Curtius gibt einen passenden Beleg für *colles adsurgunt*, nämlich 3, 4, 6 quod (sc. iugum montis) cum a mari adsurgat; nicht minder Tac. Ann. 13, 38 colles — adsurgentes und Plin. N. H. 6, 56 montes adsurgunt, so dass an jener Verbindung, was die Latinität betrifft, nichts auszusetzen ist.

22, 23, 3: *utique postquam absente eo temeritate magistri equitum laeto verius dixerim quam prospero eventu pugnatum fuerat.* Livius sagt sonst nicht *verius dixerim quam*, sondern bloß *verius quam.* Hier ist jenes *dixerim* um so auffallender, weil es nicht in einer Rede, sondern in ruhiger Erzählung des Schriftstellers selbst vorkommt. Stellen, wo wir *verius quam* bei ihm finden, sind folgende: 1, 56, 9 ludibrium verius quam comes; 2, 26, 1 tumultus enim fuit verius quam bellum; 3, 47, 4 tanta vis amentiae verius quam amoris mentem turbaverat; 5, 25, 5 stipis verius quam decumae; 9, 17, 16 praedam verius quam hostem; 9, 40, 5 praedam verius quam arma esse; 21, 16, 4 cum Gallis tumultuatum verius quam belligeratum; 22, 19, 12 temptata verius pugna quam inita; 22, 53, 8 nulla verius quam ubi ea cogitentur hostium castra esse; 27, 9, 3 in exilium verius quam in militiam ablegari; 29, 36, 5 et tumultu verius quam pugna; 40, 27, 10 ab Liguribus latronibus verius quam hostibus iustis; 41, 18, 3 trucidant verius passim quam rite sacrificant. In Anbetracht dieser Reihe von Stellen kann man sich kaum der Meinung verschließen, dass an unserer

Stelle *dixerim* nicht echt und dass es somit aus dem Texte zu verweisen ist.

Ibid. 26, 1: *is iuvenis, ut primum* (P: *utrum) ex eo genere quaestus pecunia a patre relicta animos ad spem liberalioris fortunae fecit togaque et forum placuere, ... primum in notitiam populi, deinde ad honores pervenit.* So liest man die Stelle gewöhnlich nach J. Perizonius, und so auch neuerdings Luchs; aber die Verbesserung scheint nicht richtig. Wenn man fragt, wie Livius *ut primum* gebraucht, so findet man, dass er ihm vor der zweiten Hälfte der vierten Dekade recht abhold ist. Denn nur zwei Beispiele lassen sich bis dahin beibringen, nämlich 7, 6, 11 quae ut primum contacta sint ab eo und 25, 26, 13 ut primum videre — vulgari morbos. Erst vom 36. Buche an werden Beispiele dieses Gebrauches häufiger, freilich noch immer nicht häufig, nämlich 36, 19, 3 ceterum ut primum signaque et arma — aperuerunt; 36, 44, 4 ceterum ut — tumultuari primum coeptum est; 40, 54, 7 ut primum labare animum regis — sensit; 41, 2, 1 ut primum castra sunt Romana mota; 42, 41, 8 ut primum — comperi. Dagegen wendet Livius *ubi primum* in allen Theilen seines Werkes oft an, unzähligemal das bloße *ut* im temporalen Sinne. Bei diesem Sachverhalte ist es wohl ein wenig kühn, an unserer Stelle aus *utrum* ein *ut primum* zu bilden, zumal im Nachsatze *primum* wiederkehrt. Rathsamer dürfte sein zu lesen: *is iuvenis, ut ex eo genere ....*; vgl. die ähnliche Stelle 27, 8, 6 is (sc. adulescens), ut animum eius cura sacrorum et caerimoniarum cepit, ita repente exuit antiquos mores, ut nemo tota iuventute haberetur prior. Man beachte nur, dass im P, ebenso wie im V der fünften Dekade, einzelne Wörter öfters um eine oder mehr Silben erweitert erscheinen: 22, 25, 10 de[inde]; 24, 22, 6 ad[it]; 25, 32, 3 ad[is]; 28, 1, 1 sic (P: signa); 28, 28, 15 contra (P: conpinxit); 42, 34, 2 ex[o] Sabinis; 42, 54, 8 Tempe[state]; 44, 15, 5 nunc[io]; 44, 35, 22 eo die (V: eo dicto); 45, 2, 6 ad[e] gratias; 45, 32, 8 cum[i]; 45, 43, 9 Iguvium (V: igitur vium); vgl. auch W. Heraeus, *Quaestiones criticae .... Livianae* S. 4—14. Auch sonst treffen wir diese Erscheinung in den Handschriften an, z. B. Sen. rh. 341, 18 M. a[lia] lege; Quint. inst. 7, 3, 36 etiam si[milis]; id. decl. 293, 21 R. homines ad[versus] deorum; 211, 11 non id agunt, *ut[rum]* non fecerit (falsch liest Ritter ut *omnino* non fecerit); Amm. Marc. 16, 12, 22 humi[liter].

Einen solchen Schreibfehler nehme ich jetzt an Liv. 23, 16, 16, wo ich mit Ruperti, dem nunmehr auch Luchs beistimmt, lese: 'non vinci enim ab Hannibale *tunc* [entibus] difficilius fuit quam postea vincere'. Denn *tunc* ist wegen *postea* nothwendig, und etwas darüber verlangt der Sinn nicht.

Ebenso stimme ich W. Heraeus bei, wenn er meint, dass 23, 17, 7 *orerecurrunt* auf diese Weise aus *oreretur* entstanden sei. Man liest da gewöhnlich 'ne quis Capuae quoque oreretur

⟨tumultus⟩ (oder: motus)'. Livius' Gewohnheit *oriri* in ähnlichen Sätzen am Schlusse des Gedankens anzubringen macht es jedoch wahrscheinlich, dass das fehlende Substantiv irgendwo v o r *oreretur* einzuschalten ist; vgl. 2, 16, 2 ne quid . . . . repentini periculi oriretur; 2, 39, 7 ut discordia inde inter patres plebemque oreretur; 4, 7, 6 curae fuisse, ne qua iniuria in eos oreretur; 4, 45, 4 ne quid novi tumultus Labicis oreretur; 23, 5, 8 veritus deinde, ne quid — inconsulti certaminis oreretur; 23, 16, 7 priusquam aliqui motus in urbe oreretur; 25, 24, 10 ne qua intestina fraus per occasionem oreretur; 27, 22, 13 caveret, ne qua nova consilia orerentur; 29, 12, 5 ne qui motus maior in finitimis gentibus populisque oreretur; 34, 26, 4 si quid novi motus oreretur; 34, 27, 3 et ne quid intestini motus oreretur; 39, 16, 13 ne quid fraude noxiorum periculi aut tumultus oriatur; vgl. außerdem: 3, 49, 8 ne quid Verginii adventus in exercitu motus faceret; 5, 41, 5 ne quis in dissipatos ex arce — impetus fieret; 9, 22, 3 ne qua in castra vis fieret; 22, 23, 10 necunde inpetus in frumentatores fieret; 23, 16, 9 ne occupatis proelio legionibus in ea impetus fieret; 30, 4, 12 simul ne qua — eruptio ex urbe et impetus fieret; 39, 49, 11 veriti, ne quem motum misericordia praesentis tanti viri faceret.

Sodann dürfte auch die so oft behandelte Stelle 1, 21, 1 *ea pietate omnium pectora imbuerat, ut fides ac ius iurandum p r o x i m o legum ac poenarum metu civitatem regerent* hieher gehören. Denn alles, was da vorgeschlagen worden ist, passt wenig, selbst die neueste Vermuthung Cornelissens *posito legum — metu* und die Ed. Haulers *pro timo⟨re⟩*; denn *ponere metum* sagt Livius nirgends und *timore* ist wegen *metu* durchaus überflüssig und lästig: Hingegen beherzigenswert ist die Bemerkung des holländischen Gelehrten, dass man hier ein Adjectiv wie *summo* oder *anxio* bei *metu* nicht erwartet. Es versteht sich von selbst, dass die Furcht groß war, wenn sie die Bürgerschaft in Schranken zu halten vermochte, und überdies entbehrt auch das entgegengesetzte *fides ac ius* jedes Attributes; vgl. auch 1, 49, 7; 7, 25, 7; 8, 7, 20; 34, 27, 3. Man möchte daher gar nichts vermissen, wenn man läse: 'ut fides ac ius iurandum pro[ximo] legum ac poenarum metu civitatem regerent.' *Pro* mag zu *proximo* ein Interpolator erweitert haben, der den Sinn der Stelle falsch gefasst hatte.

22, 42, 11 f.: *deductique ad consules nuntiant omnem exercitum Hannibalis trans proximos montes sedere in insidiis. horum opportunus adventus consules imperii potentes fecit, cum ambitio alterius suam primum a p u d e o s p r a v a i n d u l g e n t i a maiestatem solvisset.* Die Stelle scheint nicht unversehrt. Was wird dem *primum* entgegengestellt? Wer ist unter *eos* zu denken? Denn die römischen Soldaten werden in dem unmittelbar vorhergehenden Satze nicht erwähnt. Und wozu wird nach *ambitio* auch *prava indulgentia* hervorgehoben? Denn diese *ambitio* war eben *prava in-*

dulgentia; cf. 39, 7, 3; 45, 37, 12; 5, 36, 9. Ich denke, die Stelle ist durch eine Interpolation verunstaltet, welche die Verdrängung von zwei Wörtern herbeiführte; ich lese: 'cum ambitio alterius suam primum, ⟨*deinde collegae*⟩ [apud eos prava indulgentia] maiestatem solvisset.' Die Interpolation von *prava indulgentia* hat schon C. Heraeus erkannt, *eos* aber war bereits Ruperti anstößig. *Primum deinde*, unmittelbar bei einander gesetzt, ist echt livianisch; es kommt an unzähligen Stellen bei Livius vor, vgl. 7, 39, 2; 22, 47, 8; 23, 16, 12; 24, 18, 14; 24, 19, 9; 24, 23, 6; 24, 31, 13; 27, 6, 13; 27, 50, 11; 28, 25, 5; 31, 31, 1; 34, 44, 2 u. ö.

24, 22, 2: *Polyaenus contionem et liberam et moderatam habuit. servitu⟨tis formi⟩dines* (P: *servitudinis*) *indignitatesque* (P: *indignitatisque*) *homines expertos adversus notum malum inritatos esse.* Die Verbesserung rührt von Weißenborn her und wird allgemein gebilligt; ich denke nicht, dass sie den Beifall auch wirklich verdient. Denn *formido* ist ein Substantiv, dem Livius, im Gegensatze zu Tacitus, gerne ausweicht. Man findet es in den sechs ersten Büchern nirgends, dann einigemal in den nächsten Büchern, aber immer von der Angst der Soldaten im Kampfe gebraucht und meist nicht ohne Einwirkung der Ritualsprache der Pontifices oder der Quellen, die Livius benützte, nämlich 7, 37, 16 tantumque fugae ac formidinis fuit; 8, 9, 7 terrore formidine morteque adficiatis (in einer Ritualformel); 10, 14, 20 fugae formidinisque Samnites inplevit; 10, 27, 16 agere sese formidinem ac fugam (Worte des den unterirdischen Göttern geweihten Decius); 10, 29, 4 furiarum ac formidinis plena omnia (Worte des Pontifex Livius). Späterhin meidet es Livius wieder, ausgenommen zwei Fälle, nämlich 22, 38, 3 fugae atque formidinis, wo jedoch eine Eidesformel vorliegt, und 30, 28, 8 has formidines agitando animi ipsi curas et metus augebant, vielleicht um hier mit *metus* abzuwechseln; diese Stelle ist auch die einzige, wo sich der Plural von *formido* findet. Und dieses einzige Beispiel sollte genügen, um an unserer Stelle für *servitudinis* lesen zu dürfen *servitutis formidines*? Ist das nicht gewagt? Livius hegt auch gegen Wörter Abneigung, die mit *formido* zusammenhängen, wie *formidolosus* und *reformidare*; das erstere lesen wir bei ihm nur 8, 8, 13, das zweite nur 6, 28, 6; 9, 34, 19 und 28, 41, 13. Ich möchte daher es vorziehen, einen anderen Weg zur Heilung der handschriftlichen Verderbnis einzuschlagen, und da empfiehlt es sich, einfach herzustellen: *servitutis indignitates homines expertos.* Denn *servitudinis* für *servitutis* mochte der Schreiber selbst verschuldet haben, wie er denn auch thatsächlich geschrieben hat 21, 49, 13 *virtudine* für *virtute*; 24, 25, 2 *magistratos* für *magistros*; 28, 40, 6 *opinationem* (MS) für *opinionem*; 42, 45, 4 *societationem* für *societatem*; 42, 52, 7 *dignationibus* für *indignitatibus*; 42, 63, 3 *Coronitanorum* für *Coro-*

naeorum; 45, 31, 5 *magistrationibus* für *magistratibus.* Meine Ansicht wird nicht hinfällig durch *que,* das dem *indignitates* im P angehängt ist; denn es ist zu beachten, dass eine große Versuchung da war, dasselbe anzufügen, weil *servitudinis* neben *indignitatis* (denn so hat P) stand; außerdem ist es eine bekannte Sache, dass sowohl P als auch V der 5. Dekade interpoliertes *que, et* u. dgl. oft aufweist.

Ibid. 47, 15 f.: *Romae foedum incendium per duas noctes ac diem unum tenuit; solo aequata omnia inter Salinas ac portam Carmentalem cum Aequimaelio Iugarioque vico et* (P: *in*) *templis Fortunae ac matris Matutae; et extra portam late vagatus ignis sacra — absumpsit. Et* für *in* macht nicht den Eindruck einer wahren Emendation; ich möchte bevorzugen: 'vico, *in* ⟨*iis*⟩ *templa*'; vgl. 4, 16, 7 tres — creavit, et in his L. Quinctium; 10, 20, 15 quingenti capti, in eis tribuni militum quattuor; 21, 50, 5 mille — fuere —, in his tres nobiles; 22, 49, 15 sociorumque pars caesi dicuntur, in his ambo — quaestores; 27, 12, 16 septingenti civium —, in iis quattuor — centuriones; 32, 30, 12 ducentos vivos captos, in iis Hamilcarem; 39, 13, 14 alterum iam prope populum esse, in his nobiles quosdam; 42, 66, 9 octo milia hostium caesa, in his Sopatrum et Antipatrum.

25, 29, 7: *ne plus apud vos Hieronymi quam Hieronis memoria momenti faciat: diutius ille multo amicus fuit quam hic hostis, et illius benefacta etiam re sensistis, huius amentia ad perniciem tantum ipsius valuit.* Diese Stelle ist in probabler Weise noch nicht verbessert. Luchs schreibt *re*⟨*bus aduersis*⟩; doch kann ich dies nicht billigen, da in dem andern Satz nichts jenen Worten gegenübergestellt wird. Vielmehr lässt uns *tantum ipsius* einen Gegensatz dazu nach *etiam* erwarten. Aus dem Grunde lese ich: 'et illius benefacta etiam ⟨v o s⟩ sensistis, huius amentia ad perniciem tantum ipsius valuit'. Dieses *vos* ist entweder ausgefallen und durch *re* falsch vom Schreiber ersetzt, wenn man nicht vielmehr eine Dittographie von s e nsistis annehmen will, oder man muss in dieser Silbe eine Glosse zu *vos,* nämlich *Ro.* = *Romani,* erblicken, welche die echte Lesart verdrängte.

26, 40, 17: *postquam eos ex variis causis fortuna similis conglobaverat Agathyrnam, per latrocinia ac r a p i n a m tolerantes vitam. Rapina* gebraucht Livius nie im Singular, sondern, wie Sallust u. a., immer nur im Plural; vgl. 1, 60, 2 caedibus rapinisque; 3, 57, 3 ab rapinis et caedibus; 25, 25, 9 rapinis nullus ante modus fuit; 43, 5, 4 caedes passim rapinasque et incendia facta; vgl. auch Tac. h. 3, 47 corrupto in spem rapinarum egentissimo quoque; ibd. 2, 58 per latrocinia et raptus apta bello manus. An unserer Stelle ist *rapinam* um so härter, da der Plural *latrocinia* vorhergeht. Deswegen bin ich geneigt herzustellen: 'per latrocinia ac r a p i n a s'. Der Fehler konnte entstehen, wenn der Schreiber *rapinas* dem nachfolgenden *vitam* gedankenlos anpasste.

Ibid. 46, 1: *ab terra ingens labor succedentibus erat; nec altitudine tantum moenium impediebantur, sed quod euntis ad ancipitis utrimque ictus subiectos habebant Romanos, ut latera infestiora subeuntibus quam adversa corpora essent.* Über die Stelle ist bereits mehrfach geschrieben worden, aber der Fehler ist noch nicht behoben. Denn die Vorschläge *tuentes* oder *superstantes* oder *defendentes* oder *hostis* für *euntis* genügen nicht, da *Romanos* auffallend bleibt. Oder ist dieses nicht recht ungewandt gesagt, wenn bei *impediebantur* eben *Romani* als Subject hinzuzudenken ist? Man erwartet also für *Romanos* entweder *eos* oder besser gar nichts. In diesem stilistisch fehlerhaften *Romanos* suche ich den Sitz der Verderbnis und finde darin das Subject des Satzes, welches wir da benöthigen, nämlich *Poeni.* Denn *euntis* sehe ich nicht für verderbt an, sondern für interpoliert, und zwar zur Verdeutlichung des *subiectos;* vgl. oben *succedentibus* und nachher *subeuntibus.* Somit bekommt die viel geplagte Stelle folgende makellose Form: 'nec altitudine tantum moenium impediebantur, sed quod [euntis] ad ancipitis utrimque ictus subiectos habebant Poeni, ut ...' Wegen der Stellung des Subjectes vgl. 27, 12, 8 sollicitabat ad defectionem Canusinos Poenus; 42, 43, 3 nihil enim satis paratum ad bellum in praesentia habebant Romani; 30, 34, 3 igitur primo impetu extemplo movere loco hostium aciem Romani; 10, 34, 2. Die Stelle mag so verderbt worden sein, dass wegen *subiectos* zuerst *Poenos* geschrieben wurde und dass dieses späterhin in *Romanos* übergieng, weil es dem Sinne nach unrichtig war. Übrigens sind in den Handschriften des Livius die Eigennamen öfters vertauscht, so 1, 46, 9 Lucius (Hdss.: Arruns); 3, 54, 11 Lucium (Hdss.: Aulum); 28, 7, 17 Achaeorum (PVR: Aetolorum); 32, 23, 1 cum Attalo (B: Romanis); 33, 18, 22 in Achaia (B: in Macedonia); 33, 27, 5 Elatiae (M: Athenis); 37, 58, 5 in Hispania (B: in Graecia); 38, 38, 4 ad Halyn (B: ad Tanaim); 39, 36, 8 Q. Caecilium (M: p. sulpitium); 40, 41, 9 Aulo (Mog.: Fulvio); 42, 52, 14 transgressi in Asiam (V: in Italiam); 45, 3, 6 ab Rhodio (V: Romano); 45, 26, 1 Romae (V: in Asia). Ein solcher Fehler ist wohl auch 45, 10, 2 anzunehmen, wo Livius nur 'dimissis et ipse Eumenis (V hat: adticis) navibus' geschrieben haben kann; cf. 38, 40, 3; 44, 28, 4; 44, 29, 5 u. a.

27, 8, 8: *ingressum eum curiam cum L. Licinius praetor inde eduxisset, tribunos plebis appellavit. flamen vetustum ius sacerdotii repetebat: datum id cum toga praetexta et sella curuli ei flamonio esse. praetor non exoletis vetustate annalium exemplis stare ius, sed recentissimae cuiusque consuetudinis usu volebat* (P: *usus ualebat*; VRF: *usui volebat*)*: nec patrum nec avorum memoria Dialem quemquam id ius usurpasse. Volebat* ist für mich anstößig; denn um die Meinung des Flamen zu widerlegen, dazu war für den Prätor nicht nöthig vorzubringen, was dieser wünschte, sondern es musste von ihm zu diesem Zwecke Thatsächliches an-

geführt werden. Dies wäre der Fall, wenn wir — und darauf scheint auch P hinzuweisen — läsen: 'sed recentissimae cuiusque consuetudinis usu aiebat'. Vgl. auch 27, 6, 4; 27, 5, 15; 40, 17, 4; 3, 57, 1; 7, 17, 12. Hinsichtlich der Corruptel ist zu beachten 3, 51, 13 deposituros imperium se aiebant (M: alebant); 44, 25, 9 mercedem esse aiebat (V: malebat). Für *usu aiebat* wurde zuerst *usu uaiebat* geschrieben und dies gieng in *usu ualebat* über.

28, 23, 1: *cornua hostium amplexus, in orbem pugnantis ad unum omnis occidit. atque haec tamen hostium iratorum ac tum maxime dimicantium* * * *iure belli in armatos repugnantisque edebant* (so P, andere: *edebantur*); *foedior alia in urbe trucidatio erat.* Nach *dimicantium* statuiert man eine Lücke, wo *vis et impetus* (Weißenborn), *vis et furor* (Madvig) gestanden haben sollte. Vielleicht ist nichts ausgefallen und sind nur die Endungen der Genetive falsch. Da nämlich schon durch *iratorum* der Zorn der Soldaten hinlänglich bezeichnet ist, erscheint ein *vis et impetus* oder *vis et furor* für den Satz nicht unumgänglich nothwendig; vgl. die ähnlichen Stellen 21, 14, 1 et in caedibus vix ullum discrimen aetatis ira fecerat; 2, 16, 9 ne ab obsidibus quidem — ira belli abstinuit; 24, 39, 6 nihilo remissiore militum ira, quod turbam inermem caedebant; 25, 31, 9 multa irae, multa avaritiae foeda exempla ederentur; 37, 43, 11 ab ira graviorem ediderunt caedem. Somit empfehle ich folgende Lesart: 'atque haec tamen hostes irati ac tum maxime dimicantes iure belli ... edebant'. Die Nominative konnten in Genetive umgewandelt werden, wenn der Schreiber die Worte so abtheilte: 'atque haec hostium iratorum ac tum maxime dimicantium. iure belli in armatos .....'

38, 17, 5 f.: *sed haec, quibus insolita atque insueta sunt, Graeci et Phryges et Cares timeant; Romanis Gallici tumultus adsueti, etiam vanitates notae sunt. semel primo congressu ad Aliam eos olim* (so M; dagegen B: *ad alias olim*; jüngere Hdss.: *ad Alliam olim*) *fugerunt maiores nostri; ex eo tempore per ducentos iam annos pecorum in modum consternatos caedunt fugantque, et plures prope de Gallis triumphi quam de toto orbe terrarum acti sunt.* Ich nehme hier zunächst an *olim* Anstoß; denn in der vierten Dekade erwartet man für 'einst' nicht *olim*, sondern *quondam* oder auch *aliquándo.* Schon in der ersten Dekade ist Livius mehr *quondam* als *olim* zugeneigt; denn während sich in diesen Büchern *quondam* 22mal findet, liest man daselbst *olim* nur 8mal, nämlich: 1, 7, 10 quam opulentissima olim in terris gens maximam vocet; 1, 38, 7 iam praesagiente animo futuram olim magnitudinem; 3, 41, 9 hunc enim virum egregium olim domi militiaeque — mutaverant; 7, 40, 12 dum vobis singulis, ut olim Coriolano, — obviae ab urbe veniant; 8, 4, 3 quod olim pudebat, nunc gloriari licet; 10, 6, 11 non id quod olim vix speraverint;

10, 25, 11 quod Camars olim appellabant; 10, 39, 13 auream olim atque argenteam — aciem — occidione occisam. In der dritten Dekade gestaltet sich das Verhältnis für *olim* noch schlimmer, da man es nur einmal, 22, 3, 10 quam sicut olim Camillum a Veis, C. Flaminium ab Arretio patres acciverint, nachweisen kann. Nach dieser Stelle sieht Livius, wenn man die in Rede stehenden Worte der vierten Dekade außeracht lässt, vom Gebrauch des *olim* überhaupt ab und setzt fast ausschließlich für 'einst' *quondam*; man liest dieses Wort in der dritten Dekade 31 mal, in der vierten 29 mal und in der fünften 3 mal. Bei diesem Sachverhalt muss das Vorkommen von *olim* 38, 17, 6 höchst auffallen. Der Verdacht gegen das Wort wird gesteigert, wenn man beachtet, dass es vollständig überflüssig ist und den Ausdruck sogar überladen macht, weil *primo congressu ad Aliam* vorausgeht. Ich denke daher nicht fehlzugehen, wenn ich das Adverb tilge und dessen Ursprung einer Dittographie von *Aliam* (also zuerst *aliam aliam*, dann corrigiert *aliam olim*) zuschreibe.

Sodann kann ich mich nicht mit den Worten *maiores nostri* für einverstanden erklären. Denn sie passen als Subject zu dem nachfolgenden caedunt fugantque nicht. Unter *maiores nostri* wären auch solche Römer gemeint, welche noch zur Zeit der hier angeredeten römischen Soldaten lebten, was ungereimt ist. Deswegen erblicke ich in *maiores nostri* einen späteren Zusatz, herrührend von einem Leser, der das Subject zu *fugerunt* vermisste und nicht sah, dass aus dem Vorhergehenden der Nominativ *Romani* hinzuzudenken ist. Die Stelle ist also zu schreiben: 'semel primo congressu ad Aliam [olim] eos fugerunt [maiores nostri]; ex eo tempore per ducentos iam annos — consternatos caedunt fugantque'.

Schließlich gebe ich den Kritikern zu bedenken, ob es nicht nach dem, was oben über den Gebrauch von *olim* bei Livius gesagt worden ist, ein bischen gewagt ist, das Wort aus Vermuthung 5, 5, 4 zu setzen. Zingerle liest da nach Heidenhains Vorschlag, dem übrigens auch H. J. Müller beigepflichtet hat: 'quid? illud quod proprie ad milites pertinet quibus boni tribuni plebis o l i m (PM: *cum*, V lässt es aus) stipendium extorquere voluerunt, nunc consultum repente volunt, quale est?' Wegen *nunc* wäre ein Adverb des Sinnes 'vorhin' in jenem Satze allerdings ganz passend, aber unumgänglich nothwendig ist es, denke ich, nicht. Das überlieferte *cum* konnte leicht entstehen, wenn man die Worte folgendermaßen abtheilte: 'quid illud, quod — pertinet? quibus boni tribuni plebis, ⟨cum⟩ stipendium extorquere voluerunt, nunc consultum repente volunt'. Wichtig ist, dass dieses *cum* im V fehlt. Ebenso ist nicht zu übersehen, dass Livius im vierten, fünften und sechsten Buch *olim* meidet, dagegen *quondam* einigemal anwendet; so 5, 4, 11 decem quondam annos urbs oppugnata est; 5, 11, 2 quod petissent patres quondam (so Haupt; Hdss.: quidam); 5, 54, 7 ubi quondam capite — invento responsum est; 6, 38, 6 intercessionem secessione quondam plebis partam.

Ibid. 55, 11 *librumque rationis eius, cum Lucium fratrem adferre iussisset, inspectante senatu suis ipsum manibus concerpsisse.* So schrieben Sabellicus und Budaeus; die Hdss. haben dafür *compressisse, comprensisse, conscripsisse.* Bemerken will ich, dass Livius *concerpere* sonst nicht kennt; er hat dafür an drei ähnlichen Stellen *discerpere,* nämlich 1, 16, 4 qui discerptum regem patrum manibus taciti arguerent; 39, 13, 5 qui se indicem manibus suis discerpturi essent; 45, 38, 2 et eum non iisdem manibus discerpitis; ebenso Curt. 6, 11, 8 discerpendum esse parricidam manibus eorum. Sollte nicht auch an obiger Stelle gestanden haben librumque — suis ipsum manibus discerpsisse? Vgl. 39, 46, 4 cum undique disserenasset, wo M conserenasset bietet; 41, 18, 7 priusquam digrederentur (V: congrederentur); s. auch Val. Max. 3, 6, 1 d; 9, 9, 1.

42, 23, 3: *Carthaginienses foedere inligatos silere .... illo haud ambiguo capite foederis deterreri, quo diserte vetentur cum sociis populi Romani bellum gerere. sed iam ultra superbiam crudelitatemque et avaritiam eius non pati posse Carthaginienses. missos esse qui orarent senatum, ut trium harum rerum unam ab se impetrari sinerent: ut vel ex aequo in * socium populumque, quid cuiusque esset, disceptarent vel permitterent Carthaginiensibus, ut .... se tutarentur bello.* Madvig ergänzt *in⟨ter regem⟩ socium populumque,* aber dieser Vorschlag ist gar nicht annehmbar. Einmal ist der ehrende Titel *regem socium* im Munde der heftigen Feinde Masinissas, wie Weißenborn richtig bemerkt, durchaus unpassend, dann ist *populum* ohne *Carthaginiensem* nicht befriedigend. Die Worte *in socium populumque* sind vielmehr auszuschließen; sie sind wohl nichts weiter als eine durch Abirrung des Schreibers — und dieses Versehen hat er sich leider öfters zu Schulden kommen lassen; vgl. v. Hartel, Kritische Versuche zur fünften Dekade des Livius, S. 7 f. — bewirkte Wiederholung des vorausgehenden *cum sociis populi.* Wenn man die Worte weglässt, vermisst man auch gar nichts; es ist ja selbstverständlich, dass das *ex aequo disceptare* zwischen Masinissa einerseits und den Carthagern andererseits stattfinden soll; vgl. auch 35, 16, 6 si ex aequo disceptatur; 37, 36, 5 quae disceptatio ex aequo .... relicta est; 39, 36, 1 quam non ex aequo disceptatio futura esset; 39, 46, 6 quam non ex aequo disceptatum apud Caecilium foret. Endlich meine ich, dass *Carthaginienses* nach *posse* eine fremde Hand hinzugefügt hat. Das Wort ist völlig überflüssig.

Ibid. 29, 11 f.: *Gentius rex Illyriorum — his aut illis se adiuncturus videbatur. Cotys Thrax, Odrysarum rex, iam* (V: *ei ad*) *Macedonum partis erat. Iam* für das handschriftliche *ei ad* ist keine wirkliche Emendation; *iam* ist hier ein Flickwort, das besser wegbliebe. Ich sehe in *eiad* nichts als ein anticipiertes *erat* und lasse es demnach fort.

Ibid. 46, 8: *Thebani nihil moti sunt, quamquam* ⟨*non*⟩ *nihil et damnatis principibus et restitutis exulibus succensebant Romanis. Non nihil* ist keine verlässliche Lesart. Der Sinn verlangt es nicht nothwendig; wenn es wegbliebe, vermissten wir nichts. Sodann ist hervorzuheben, dass *non nihil* sich bei Livius keiner besonderen Gunst erfreut; man liest es bei ihm nur 2, 51, 7 postero die luce orta non nihil et hesterna felicitate pugnae ferox; 28, 24, 6 licentia ex diutino, ut fit, otio conlecta et non nihil quod.... artiores in pace res erant; 30, 30, 28 non nihil etiam ob hoc.... negaverunt pacem. Livius meidet überhaupt — und hierin bildet er einen starken Gegensatz zu Caesar und Cicero — diese Art Verbindungen des *non* mit anderen negierenden Wörtern; man findet nicht bei ihm *non numquam, non nusquam, non nemo*; sogar *non nulli* findet sich bei ihm nur einmal, nämlich 34, 4, 12 atque ego non nullarum cupiditatum ne causam quidem .... inire possum in einer Rede Catos, aus deren Original *non nullarum* herübergenommen sein mag; außerdem neque — nullus einmal, 40, 20, 5 neque magnam neque nullam spem habebat. Dafür finden wir ungemein oft bei ihm *aliquot*. Hieraus folgt, dass man sich hüten muss, durch Conjectur *non nulli* in Livius' Text zu bringen, wie dies selbst von H. J. Müller 24, 5, 12 versucht worden ist, dessen *non nullos* auch Zingerle acceptierte. An unserer Stelle hätte Livius umsomehr statt *non nihil* einen anderen Ausdruck, z. B. *aliquantum*, gewählt, da *nihil* kurz vorher angewendet ist. Ich glaube daher nicht fehlzugehen, wenn ich das zweite *nihil* streiche, indem ich es als fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden ansehe. Diese Ansicht wird erheblich dadurch unterstützt, dass es im V viele Beispiele gibt, wo ein oder zwei Wörter in kurzem Zwischenraum aus dem Vorhergehenden irrigerweise wiederholt werden; vgl. 42, 23, 7 et scituros, quid dedissent [quid]; 42, 23, 10 semel ipsis satius [ipse] esse; 42, 47, 5 astu magis quam vera — bella [magis quam] maiores; 43, 4, 6 ut is eo tempore in [eo] agro; 43, 7, 10 libera corpora [liberata] in servitutem abrepta; 43, 14, 4 id ut ita [ut] esse scirent; 43, 14, 8 ut qui eorum [qui] in Italia; 44, 2, 3 atque inde pergere [inde] (so lese auch ich, dies verlangt eben auch der livianische Sprachgebrauch); 44, 22, 8 quiesse sit melius. nec quid [melius]; 45, 7, 5 adversus advocatos in consilium considere [adver] iussit; 45, 12, 6 censet senatus. tum demum Popilius [senatum]; 45, 23, 17 quam illa fuit, legationis satis [fuit] magnum; 45, 27, 3 hostiliter saevierant. ad Aeniorum quoque [hostiliter] urbem diripiendam; 45, 28, 4 magnificentia, sed disciplina institutisque memorabilem [acsilentiam (= acficentiam)] (so Vahlen, wohl richtig); 45, 31, 8 eorum, qui nihil [eorum] praeter; 45, 32, 6 in aliquis ministeriis regiis, etiam qui in [ministeriis] legationibus fuerant; 45, 35, 1 dein turba alia captivorum [turbalia]. Dieser Schreibfehler liegt wohl auch 44, 6, 17 patefactisque bello factis ad Pydnam vor; nur ist allerdings

nach Weglassung von *factis* die Stelle nicht in Ordnung; man erwartet noch ein Substantiv zu *patefactis*, etwa 'patefactisque bello ⟨aditibus⟩ ad Pydnam....' Dies dürfte durch das wiederholte *factis* verdrängt worden sein. Gewagt ist Vahlens 'c u n c t i s aditibus', wie ich demnächst zeigen werde, wo ich den Gebrauch von *cunctus* bei Livius besprechen werde; dabei wird auch *cunctam* 44, 1, 5 ita ad c u n c t a m (V: adiunctam) militarem disciplinam als wenig wahrscheinlich erscheinen. Eine Wiederholung aus dem Voranstehenden nehme ich an 44, 26, 14 et quorum multitudinem ipsi non timeant. apparebat omnibus mercedem [multitudinem] timere nec quicquam aliud. Denn für das eingeklammerte *multitudinem* verlangt der Sinn kein anderes Substantiv. Auch 44, 35, 7 'vim facere: confertis et uno f a c i e n t i b u s resistere Macedonas non posse' dürfte dasselbe Versehen enthalten. Nur ist da nach Ausscheidung des *facientibus* der Sinn nicht vollständig; wahrscheinlich hat die Wiederholung von *facere* das Echte verdrängt. Ich ergänze die Lücke folgendermaßen: 'vim facere: confertis et uno ⟨a g m i n e e u n t i b u s⟩ resistere.....' Doch für *euntibus* könnte man auch *venientibus* oder *subeuntibus* schreiben; alle drei Ausdrücke sind hier passend und livianisch. Ferner rechne ich hieher 42, 14, 3 et exasperavit animos ferocia [animai] Harpali; denn *nimia*, was man da liest, ist nicht nothwendig; 45, 2, 3 prosequentiumque trahentes turbam in forum [aturbi] perrexerunt. senatus forte in curia erat. Für *aturbi* stellt man her *ad curiam*, aber dann ist das nahe *in curia* ungelenk gesagt; ein Pronomen wäre dafür zu erwarten. Schließlich emendiere ich auf diese Art 45, 36, 2 quoniam hora [quam] octava diei esset; man liest für quam 'iam', aber dies ist nach quoni a m gewiss lästig. Diese Art Fehler in V ist sehr zu beachten; sonst könnte man leicht an vielen Orten der letzten Dekade zu schlechten Vermuthungen verleitet werden, wie es auch thatsächlich Harant mehrfach widerfahren ist.

44, 14, 6: *Prusiae preces magis quam postulatio fuere profitentis et ad id tempus se cum Romanis stetisse et quoad bellum foret, staturum; ceterum cum ad se a Perseo legati venissent de finiendo cum Romanis bello, e i s e* (V: *etis*) *pollicitum deprecatorem apud senatum futurum; petere, si possent......, se quoque in gratia reconciliatae pacis ponerent. Ei se* ist gewiss nicht richtig; *se* ist, da *se — staturum* vorhergeht, lästig und das hdsl. *etis* deutet etwas anderes an. Es ist zu verbessern: 'e i s pollicitum'. Vgl. 25, 1, 11 ut eis (P: etis) religionibus; 44, 16, 3 etquis für equis; 44, 35, 15 etus für eos; 44, 3, 10 vitae für viae; 44, 43, 4 vidae für viae u. a.

Ibid. 16, 1: *litterae deinde recitatae Q. Marci consulis sunt, quem ad modum saltu superato in Macedoniam transisset: ibi et ex aliis locis commeatus* (V: commeatus remp.) *prospectos in hiemem habere et ab Epirotis — sumpsisse.* Ich glaube nicht, dass in *remp.*

etwas enthalten ist, wie H. J. Müller meint. Ich halte es für ein Einschiebsel jemandes, der nicht sah, dass *Q. Marcium consulem* zu *habere* hinzuzudenken sei, und somit das Subject nach seinem Gutdünken einfügte. Auf diese Weise ist auch 40, 51, 7 interpoliert: *habuere et in promiscuo praetores pecuniam.* Denn *praetores* ist falsch, weil sich der Gedanke auf die im Voranstehenden erwähnten Censoren bezieht. Also ist zu schreiben: 'et in promiscuo [praetores] pecuniam.' Man liest 'et in promiscuo praeterea pecuniam'; aber *praeterea* ist nach *et* (= *etiam*) unnütz. Auch dial. de or. 39 findet sich dieser Fehler, wie ich in meiner Ausgabe S. 100 gezeigt habe. Es ist dort zu lesen: 'et testibus silentium [patronus] indicit'. Ebenfalls Quint. decl. 374, 10 R. hätte der neue Herausgeber einen derartigen Zusatz tilgen sollen, nämlich: 'et si quid supra haec momenti [fortuna] praesens indicium habet, accusare eum qui exorandus sit'. *Forte etiam*, was Ritter nach Rohde schreibt, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil *forte* gegen den Sprachgebrauch dieser Schrift zu weit von si quid gestellt ist.

Ibid. 45, 10: *sed aliquotiens dicere incipientem cum lacrimae praepedissent, — de templo descendit.* Die Herausgeber folgen hier mit Unrecht Grynaeus, der *praepedissent* für das überlieferte *pependissent* geschrieben hat. Denn nur aus der zweiten Hälfte der ersten Dekade kann man Beispiele für *praepedire* beibringen, im ganzen bloß fünf, nämlich 7, 36, 3 quo praepediti nec arma inpigre capere — poterant; 8, 38, 13 sine modo — sese praeda praepediant; 9, 6, 4 quod pudor praepediebat; 9, 14, 14 ni respectus equitum — praepedisset animos; 9, 44, 12 lassitudo ac vulnera fugam quoque praepedissent. Nach der ersten Dekade gibt Livius das Wort völlig auf und gebraucht ständig und zwar sehr oft nur *impedire.* Darnach muss man a. a. O. verbessern: 'cum lacrimae ⟨im⟩pedissent'. Das hdsl. *pependissent* wird wohl entstanden sein, nachdem *impedissent* seine Präposition eingebüßt hatte.

Nicht ganz richtig ist, was Schmalz in seiner *lateinischen Stilistik*, selbst in ihrer zweiten Auflage S. 552, über den Gebrauch von *praepedire* bemerkt; er schreibt: 'Ähnlich ergieng es dem Verb. *praepedio*; dies hat bereits Plaut. verwendet, dann aber erst wieder der auct. b. Hisp.; nun ist es auch erklärlich, warum Cic. und Caes. sich dem Wort gegenüber ablehnend verhielten. Aber Sall. begünstigte es umsomehr, und die Augusteer Livius und Ovid führten es wieder so nachhaltig ein, dass es in der Folgezeit, bei Plin. min. und Tac., dem von den Classikern empfohlenen impedio erfolgreich Concurrenz machte'. Denn durch die oben genannten fünf Beispiele, die in der Fülle von Stellen mit *impedio* ganz verschwinden, kann Livius *praepedio* der folgenden Generation gewiss nicht nachhaltig ans Herz gelegt haben, und was vollends Sallust betrifft, so hat dieser das *praepedire* so gut wie völlig gemieden; denn, wie ich schon in meiner Ausgabe

des Bellum Iugurthinum S. 86 hervorgehoben habe, hat er es bloß Iug. 28, 5, wenn anders die Überlieferung dortselbst richtig ist, gesetzt, dagegen *inpedio* mehr als zehnmal gebraucht.

Ibid. 32, 2: *montes ingentis altitudinis spem faciebant, eo magis quia nullos apertos emergerent* (V: *euergentt*) *rivos, occultos contineri latices, quorum venae in mare permanantes undae miscerentur.* Das transitive *emergere* ist nicht livianisch; vgl. 5, 52, 1 vixdum e naufragiis prioris culpae cladisque emergentes; 9, 10, 4 emersisse civitatem ex obnoxia pace; 21, 25, 9 aegre in apertos campos emersit; 22, 3, 1 cum tandem de paludibus emersisset; 25, 38, 20 ex omni profecto saevitia fortunae emersurum esse; 27, 38, 7 ne emergere ex Bruttiis... posset; 29, 32, 9 equites... inter virgulta ulterioris ripae emerserunt; 42, 2, 5 sub existentibus glebis pisces emersisse; 44, 37, 9 donec luna in suam lucem emersit. Wenn wir daher unsere Stelle mit dem sonstigen Sprachgebrauch des Livius in Einklang bringen wollen, sind wir gezwungen, wenigstens zu schreiben: quia nulli aperti emergerent rivi, occultos contineri latices. Zu den überlieferten Accusativen mochte occultos den Anlass gegeben haben.

45, 37, 9: *in statione severius et intentius institisti; vigiliae* (V: *vigiliae si*) *acerbius et diligentius circumitae sunt. Instare in statione = stare in statione* ist weder livianisch noch lateinisch; deswegen scheint Madvigs Vorschlag 'intentius stetisti' richtig. *Institisti* nahm daher seinen Ursprung, dass der Schreiber *vigiliae* als Dativ auffasste und zu *stetisti* zog; dass er dies that, zeigt klar das interpolierte *si* vor *acerbius.* Er verstand demnach die Stelle so: in statione severius et intentius ⟨in⟩stitisti vigiliae, ⟨si⟩ — circumitae sunt. Abzulehnen ist Mor. Müllers Vorschlag *institit tibi,* weil man nach den anderen Sätzen der Stelle das Verbum am Schlusse des Gedankens erwartet; vgl. 'iter fecisti', 'ex itinere isti', 'passus est'. Ebenso wie hier ist auch c. 2, 9 *stabant* zu *instabant* im V erweitert: 'naves, quae in Tiberi paratae instructaeque ⟨in⟩stabant, ut, si res posceret, in Macedoniam mitterentur'. Hier scheint der Schreiber die Worte folgendermaßen abgetheilt zu haben: 'naves, quae in Tiberi, paratae instructaeque. ⟨in⟩stabant (sc. homines), ut, si — posceret, — mitterentur'. Doch kann auch dieses instabant durch instructaeque hervorgerufen worden sein. Endlich ist 2, 43, 8 'aut, si aliud nihil, stare instructos' zu erwähnen, wo ebenfalls in den Hdss. *stare* zu *instare* verschrieben ist.

Prag. Rob. Novák.

Zur *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles.

In der rasch angewachsenen Literatur zur *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles findet sich bereits auch mancher Wink über die Quellen des Werkes und man hat dabei gewiss mit Recht mehrfachen Einfluss der Atthiden als unzweifelhaft angenommen[1]), wie einst schon Rose an den Fragmenten diese Beobachtung gemacht hatte. Namentlich wird Androtion als eine der derartigen Quellen unserer Schrift nicht ungern hervorgehoben; bezüglich des Kleidemos (oder Kleitodemos), dessen Benützung auch denkbar schiene, bemerkt Cauer[2]), dass er darüber nur zu sagen vermöge, dass dessen Atthis wenigstens an zwei Stellen andere Nachrichten bot, als die *Ἀθηναίων πολιτεία.* Das würde aber eine Benützung der Schriften des Kleidemos für einzelne Angaben doch nicht von vornherein ganz ausschließen, da ja Cauer selbst anderseits auch wieder Abweichungen von Androtion constatieren muss[3]) und ebenso Abweichungen von anderen, ganz sicher verwerteten Schriftstellern, selbst mit gelegentlicher Polemik[4]), nachgewiesen sind. Ist Kenntnis des Kleidemos, den ja dann Pausanias[5]) unter den Ältesten dieser Gattung so sehr hervorhebt, ohnehin wahrscheinlich, so dürfte vielleicht die Stelle *Ἀθηναίων πολιτεία* cap. 14, 4 (p. 41 Ken., p. 14 Wilam.) doch noch einen etwas bestimmteren Anhaltspunkt geben. Wenn da in dem Berichte über Peisistratos und über das als Athene verkleidete Mädchen nach der Nennung Herodots, aus dem das Vorhergehende mehrfach wörtlich entlehnt ist[6]), schließlich bezüglich des Mädchens hinzugefügt wird, dass dasselbe nach einigen Gewährsmännern (*ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν*) eine *στεφανόπωλις* war, und wenn wir dann bei Athenaeus XIII, 609 c nach derselben Angabe mit einer Zugabe am Ende Berufung auf Kleidemos treffen (*ὡς Κλείδημος ἱστορεῖ ἐν ὀγδόῳ Νόστων*), so könnte dieser Wink immerhin beachtenswert erscheinen. Dabei ist es auch nicht uninteressant, dass in jener bei Athenaeus wörtlich aus Kleidemos citierten, für Aristoteles aber bei seinem Zwecke entbehrlichen Zugabe, das Mädchen sei später die Frau des Hipparchos geworden[7]), doch wenigstens

---

[1]) Vgl. z. B. A. Bauer, liter. u. histor. Forschungen zu Aristoteles' *Ἀθ. πολ.* S. 31. F. Cauer, Hat Aristoteles die Schrift v. St. d. A. geschrieben? S. 40.

[2]) l. c. S. 38.

[3]) S. 39.

[4]) Vgl. z. B. Bauer l. c. S. 32.

[5]) X, 15, 5.

[6]) An einer d i r e c t e n Benützung kann hier wohl doch kaum gezweifelt werden. Vgl. z. B. Herod. I, 59 *ἔσχον τὴν ἀκρόπολιν*, Arist. l. c. *κατέσχε τὴν ἀκρόπολιν.* Herod. I, 60 *τὴν τυραννίδα οὔκω κάρτα ἐρριζωμένην*, Arist. *οὔπω δὲ τῆς ἀρχῆς ἐρριζωμένης.* Herod. *περιελαυνόμενος δὲ τῇ στάσι ὁ Μεγακλέης ἐπεκηρυκεύετο Πεισιστράτῳ*, Arist. *περιελαυνόμενος ὁ Μεγακλῆς τῇ στάσει πάλιν ἐπικηρυκευσάμενος πρὸς τὸν Πεισίστρατον* usw.

[7]) Vgl. dazu auch Grote-Meißner Gr. G. II, 408.

auch noch ein Ausdruck mit einem von Aristoteles ebenfalls verwerteten und nicht aus Herodot entlehnten sich auffallend deckt (Kleid. *τὴν παραιβατήσασαν αὐτῷ γυναῖκα*. Arist. *παραιβατούσης τῆς γυναικός*). Dass übrigens in der seit Schweighäuser [1]) mehr besprochenen Stelle des Athenaeus die der wörtlich aus Kleidemos angeführten Zugabe unmittelbar vorangehenden Worte *στεφανόπωλις δὲ ἦν* auch auf Kleidemos als Quelle weisen, ergibt unbefangene Betrachtung des ganzen Zusammenhanges und wird auch von C. Müller in den Fragmenten des Kleidemos [2]) deutlich anerkannt.

Innsbruck. Anton Zingerle.

[1]) VII, 306, wo auch das wörtliche Citat aus Kleidemos zuerst richtig festgestellt erscheint.
[2]) Fragm. hist. Graec. I, 364.

Zu Horaz carm. II 10, 9.

Bekanntermaßen hat seinerzeit die Kritik Anstoß genommen an dem überlieferten:

saeuius uentis agitatur ingens
pinus, et celsae grauiore casu
decidunt turres feriuntque summos
fulgura montes.

Der gesunde Menschenverstand hat sich nun längst gegen das proponierte saepius ausgesprochen. Da aber doch erst jüngst dasselbe wieder einen gewissen Anklang gefunden zu haben scheint, so mag es verstattet sein, an dieser Stelle einer Paraphrase zu gedenken, die — bisher, so viel ich weiß, übersehen — der Sache einfach ein Ende macht. Isid. Synon. II. 89 (p. 520 Areu.): Alta arbor a uentis fortius agitatur et rami eius citius in ruina confringuntur, excelsae turres grauiori casu procumbunt. Altissimi montes crebris fulminibus feriuntur. Eine nicht misszuverstehende Autorität, die älter ist als alle Handschriften.

Wien. J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Über den zweiten Theil der Odyssee. Von Dr. C. Reichert. Berlin, Mayer u. Müller 1889. 8°, II und 92 SS.

„Der Inhalt dieses Buches beschränkt sich erstens auf den Nachweis, dass der Verf. der Fortsetzung des alten Nostos weder unabhängig von der Telemachie und den Büchern $\varkappa\mu$ noch vor deren Aufnahme in die Odyssee, sondern mit genauer Kenntnis und unter Benutzung derselben nicht nur ν 184—ψ 296, sondern den ganzen zweiten Theil ν—ω verfasst habe, kurz, dass der Fortsetzer und Bearbeiter Kirchhoffs identisch seien; zweitens auf den Versuch, diejenigen Stücke, welche der Redactor, d. h. der vereinigte Fortsetzer und Bearbeiter, geschrieben hat, von denjenigen zu sondern, welche auf eine ältere Überlieferung zurückgeführt werden müssen" (s. Vorwort).

Die Composition der Odyssee ist somit nach des Verf.s Ansicht (S. 88 f.) auf einen einzigen Redactor zurückzuführen, dem wir sowohl die Fortsetzung des alten Nostos, als auch die Verbindung der Telemachie mit demselben verdanken. Doch ist dieser zweite Theil der Odyssee keine einheitliche Schöpfung eines Dichters, sondern verdankt seinen Ursprung redactioneller Thätigkeit. Mit den von ihm benutzten Vorlagen hat der Redactor frei und willkürlich geschaltet: sie lieferten ihm nur das Material, aus dem er seine Odyssee nach eigenem Plane schuf. Dabei benutzte er nicht nur Einzellieder, z. B. den Faustkampf des Iros mit Odysseus, sondern vor allem ein Lied von größerem Umfange, dessen Inhalt die Ereignisse von der Ankunft des Helden auf Ithaka bis zur Ermordung der Freier darstellte. Der Gang der Handlung in demselben war etwa folgender: In Lumpen gehüllt kommt Odysseus in die Hütte des Eumaios und gibt sich dem Hirten gegenüber als ein von phoinikischen Schiffern beraubter Kreter aus. Nachdem er von Eumaios über die Zustände in seinem Hause Aufschluss erhalten und diesem über Odysseus wichtige Nachrichten gegeben hat (ξ 456; 158—164 und 171—184 sind

interpoliert S. 44—48), begibt er sich in die Stadt, um Penelope Botschaft zu bringen (ο 307—339, S. 58). Er betritt sein Haus von niemandem erkannt, denn seine Züge sind gealtert und seine Gestalt, die zwar noch den früheren Helden verräth, verbirgt sich hinter der armseligen Kleidung. Am Abende des Tages, an welchem Od. sein Haus wieder betreten hat, erfolgte der Schemelwurf des Eurymachos (σ 346 ff., S. 66—70) und, nachdem die Freier das Haus verlassen hatten, die durch Telemach vermittelte Zusammenkunft der beiden Gatten (S. 52 f., 73—75); sodann die Erkennung des Helden durch seine Gemahlin (S. 29 f.), die Verabredung des Freiermordes (τ 53—508, S. 21—26) und dessen Ausführung am folgenden Tage (χ 1—99, S. 31, 310—326, 381—390, S. 35) im Anschlusse an den Bogenwettkampf (S. 26—28).

„Das ist", sagt der Verf., „in großen Zügen der Inhalt des Bogenwettkampfliedes". Er benennt es „ein Lied von größerem Umfange" und setzt es als solches in Gegensatz zu „Einzelliedern". In welchem Sinne aber, erfahren wir aus seinem Buche nicht; und doch wird es sich darum handeln müssen, ob er das unterscheidende Merkmal bloß in seinem größeren Umfange findet und ihm trotz desselben ebenso wie seinem Liede vom Faustkampfe mit Iros Selbständigkeit und innere Abgeschlossenheit (S. 66) zugestehen, oder ob er nicht auch die Möglichkeit gelten lassen will, dass dieses „Bogenwettkampflied von größerem Umfange" etwa dem Streben sein Dasein verdanke, die in einer älteren Dichtung behandelten Abenteuer des Odysseus von dem Punkte an, wo sie jene gelassen hat, fortzusetzen und die Leiden des Helden der glücklichen Lösung zuzuführen. Ist das letztere der Fall, dann bestehen Kirchhoffs Aufstellungen mit ziemlich unwesentlichen Änderungen zu recht, dieses „Bogenwettkampflied" ist die Fortsetzung des alten „Nostos", der Fortsetzer und der Bearbeiter der Odyssee sind nicht identisch, und was der Verf. im Vorworte mit so großem Nachdrucke zu leisten versprach, das hat er dann nicht nur nicht gehalten, sondern er hat sogar die von ihm bekämpfte Ansicht erst recht bewiesen.

Man wird vielleicht diese Darlegung sophistisch schelten und ihr vorwerfen, dass sie dem Verf. Unterstellungen zuschiebe, für welche sich aus seinen eigenen Worten keine Grundlagen gewinnen lassen. Sie will aber nur dies darthun, dass er mit unklaren Begriffen hantiert: er übernimmt Kirchhoffs „älteren Nostos" offenbar ganz in dessen Sinne „als ein selbständiges, abgeschlossenes Ganzes, aber nicht etwa ein episches Volkslied im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern bereits in die Periode der sich bildenden Kunstform der Epopoee gehörig" (Kirchh. Comp. S. VIII), und will doch ein Lied von größerem Umfange, das dort anhebt, wo jener geendet hat, das dieselben Voraussetzungen übernimmt und einen dort angedeuteten Stoff zur Erledigung bringt (vgl. ι 535, λ 115—118), nicht als dessen Fortsetzung gelten lassen.

Das kann die Forschung nicht fördern, und zwar umsoweniger, da an einen von den Ergebnissen derselben bereits überholten Begriff angeknüpft wird. Ich kann ebensowenig an den selbständigen Bestand von Reicherts „Bogenwettkampflied" in dem von ihm angegebenen Umfange glauben, wie an den von Kirchhoffs älterem Nostos, eine Mittelgattung zwischen dem epischen Liede von dem Inhalte, wie er sich aus Angaben der homerischen Dichtungen selbst (ϑ 74—82, 499—520) erkennen lässt, und dem Epos, ist mir unfassbar, eine „sich bildende Kunstform der Epopoee" erscheint mir als ein willkürlich zu einem bestimmten Zwecke erfundenes Auskunftsmittel; der Dichter, der den Odysseus seine Abenteuer selbst erzählen lässt, kann nicht dessen Aufenthalt bei den Phaiaken allein zum Vorwurfe seiner Dichtung gemacht haben, und der Dichter, der die Aussetzung auf Ithaka, den Freiermord und des Helden Wiedervereinigung mit seiner Gattin berichtet, kann nicht bezüglich der für die Entwicklung der Ereignisse nothwendigen Voraussetzungen auf eine andere Dichtung verweisen. Mir ergeben sich der alte Nostos und das Bogenwettkampflied als Eines, als verschiedene Theile einer Dichtung: als das alte Epos von der Heimkehr und Rache des Odysseus, welches mit andern epischen Dichtungen dem Bearbeiter bei der Herstellung unserer Odyssee als Vorlage gedient hat.

Der Verf. construiert sich sein Bogenkampflied, die originelle Dichtung, die der Redactor bei seiner Bearbeitung benützte, aus beträchtlichen Stücken von ξ τ φ und dem Anfange von χ. In demselben geht die Wiedererkennung der Gatten dem Freiermorde voraus, dessen Ausführung gemäß der gemeinsamen Verabredung erfolgt. „Alle diejenigen Verse des Buches φ müssen als später eingeschoben betrachtet werden, welche zu der Annahme einer zwischen den beiden Gatten stattgefundenen Verabredung des Freiermordes nicht passen", heißt es S. 26; daher werden φ 80—100, 188—244, 359—379, 380—392 (S. 26—28) ausgeschieden und dem Dichter der Verwandlung zugesprochen. 1—83 gehören demnach zum echten Bestande der so gekennzeichneten Dichtung, und der Verf., der mit solchem Scharfsinne Widersprüchen nachzuspüren, mit solcher Genauigkeit einzelnen Versen den ihnen allein zukommenden Platz anzuweisen weiß, sieht entweder im Eingange des Gesanges φ, in den Versen 55 f. und dem Tone der Rede der Penelope 68—79 volle Übereinstimmung mit der Voraussetzung einer vorausgehenden Verabredung des Freiermordes, oder er hält doch die sich hier darbietenden Anstöße für noch geringfügiger als Seeck, der sie zwar auch nicht anerkennen will, aber doch nicht mit Stillschweigen über sie hinweggehen zu können glaubt (Quellen S. 12). Mit dem Redactor will er sich hier wohl nicht helfen, dem sieht er sonst ziemlich genau auf die Finger: er könnte es auch gar nicht, denn in diesem Stücke ist so echte und schöne Dichtung vorhanden, dass sie dem Manne, dessen

Sünden gegen den gesunden Sinn nur dem Unvermögen, selbst zu schaffen statt zu compilieren, zuzuschreiben sind, gar nicht zugemuthet werden darf. Umsomehr Veranlassung wird aber der Leser haben, sich von den klar dargelegten Gründen v. Wilamowitz' und Anderer, warum der Redaction der letzten Bücher der Odyssee auch eine von den Voraussetzungen jenes Bogenkampfliedes abweichende Vorlage zugrunde gelegen haben muss, eher bestimmen zu lassen als von den unausgesprochenen des Verf.s

Gab es nun aber eine alte Dichtung, welche die Veranstaltung des Wettkampfes auf eine plötzliche Eingebung der Athene, auf einen letzten Versuch der Penelope, sich aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien — sie konnte ja dabei immerhin von der Hoffnung geleitet sein, dass niemand den Bogen werde spannen können — zurückführte, eine Dichtung also, in welcher der Freiermord ohne vorherige Verabredung der beiden Gatten zur Ausführung kam, so musste diesem die Wiedererkennung der Gatten folgen, und in einer solchen Dichtung wenigstens war der ἀναγνωρισμός in ψ an seinem Platze. Auch der Verf. erkennt in einem Theile von ψ ursprüngliche Dichtung an. „Ursprünglich verlief die Handlung so, dass Penelope ihren Gemahl inmitten der erschlagenen Feinde fand" S. 19; τ und ψ wurden erst später miteinander verbunden, denn aus ψ 83 f. geht hervor, dass „Penelope ihren heimgekehrten Gemahl noch nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen" hat (S. 24); „mit ψ 177 beginnt wieder ein Stück originaler Dichtung", welches bis ψ 240 reicht (S. 38); auch die Verse 289—296 können für echt gehalten werden (S. 39). Damit sind nun aber auch die Aufschlüsse des Verf.s über den echten Bestand von ψ, von welchem er nur noch die dem Dichter der Verwandlung zugehörigen V. 28—31, 43—51, 73—77, 111—176, 241—288 ausschließt, zu Ende und er überlässt uns ganz unseren eigenen Vermuthungen über den Charakter dieser „ursprünglichen, originalen Dichtung", welche von anderen Voraussetzungen ausgeht als das Bogenkampflied. Ist sie ein selbständiges Lied? Ist sie ein Theil einer größeren Dichtung? Vielleicht einer Fortsetzung des alten Nostos? Das nun wohl doch nicht, denn sonst wäre es mit der behaupteten Identität des Fortsetzers und Ordners wieder vorbei.

Es ist reine Willkür φ 1—79 von dem ἀναγνωρισμός in ψ, der genau von denselben Voraussetzungen wie jenes Stück ausgeht, zu trennen. Der Verf. aber geht noch weiter: er trennt auch die Penelopeepisode in σ, trotzdem er zugestehen muss, dass auch sie ein Einverständnis der Gatten zur Voraussetzung hat, von seinem Bogenkampfliede, in welchem der Verlauf der Ereignisse eben auf dieser gemeinsamen Verabredung beruht. Die Übereinstimmung des Tones der Erzählung in diesem Stücke von σ besonders mit φ 101 bis 139 kommt gar nicht in Betracht; sozusagen im Handumdrehen, in knappen sieben Zeilen, ist nachgewiesen, dass aus σ 250—256 zwei Verse besser in τ 124 ff. passen, und damit ist nun dar-

gethan, dass diese Episode „entweder für ein vom Redactor überarbeitetes Einzellied oder für ein Bruchstück eines größeren Liedes zu erklären“ ist (S. 81). Der Verf. gesteht sonst Interpolationen und Verschiebungen von der Hand des Bearbeiters zu, aber natürlich müssen diese Mittel die von ihm beliebten Zwecke fördern!

Im Verlaufe dieser Darlegungen haben wir wiederholt von dem „Dichter der Verwandlung“ gehört. Man glaubt, mitten in der Seeck'schen Terminologie drinnen zu sein, und irrt dabei gründlichst, denn dieser Dichter und der Redactor sind dem Verf. ein und derselbe. Das geht schon aus der Behandlung hervor, die er dem Gesange *ν* angedeihen lässt. „Ganz *ν* von Vers 184 an ist von einem Dichter geschrieben, der *κμ* und die Telemachie gekannt hat“ (S. 6). „Ist das aber der Fall, dann kann als sicher angenommen werden, dass der Verf. von *ν* 184 ff., d. h. der Fortsetzer Kirchhoffs und der Bearbeiter, dem wir die Einfügung der Telemachie verdanken, identisch sind“, und „die Verse 184 ff. dem Bearbeiter zuzuschreiben, empfiehlt sich auch wegen der ganzen Art der Darstellung, die in vieler Beziehung der des Buches *α* ähnlich ist“ (S. 8). Gegen die Annahme, dass das Motiv der Verwandlung vom Bearbeiter herrühre, soll gewiss kein Anstand erhoben werden, das ist ja schon von Anderen mit guten Gründen erwiesen worden. Die Begegnung des Odysseus mit Athene aber halte ich für einen Bestandtheil ursprünglicher Dichtung und bin darin durch alle Einwendungen des Verf.s nicht einen Augenblick schwankend geworden. Gleich 189 findet er einen Widerspruch in *ἤδη δὴν ἀπεών* und *περὶ γὰρ θεὸς ἠέρα χεῦεν*, als ob die Gedanken, Odysseus hätte sein Vaterland trotz der langen Abwesenheit erkannt, wenn es nicht im Nebel gelegen, und er hätte es trotz des Nebels erkannt, wenn er nicht so lange abwesend gewesen wäre, nicht wohl mit einander vereinbar wären. Aber dem Verf. ist der *θεός* eben Athene, über Kirchhoffs treffliche Athetese von 190—193 geht er leicht hinweg. Daher fragt er auch (S. 9): „Weshalb in aller Welt will sie verhindern, dass Od. .... Ithaka erkenne?“ Es ist aber doch eine schöne, tief ergreifende und zugleich mit der nächtlichen Heimführung durch die Phaiaken wohlbegründete Erfindung, dass Od., der sich gegen seine Erwartung allein und verlassen im Morgengrauen an der Küste findet, das Ziel seines zwanzigjährigen Sehnens verkennt und die geliebte Heimat statt mit Freudenthränen mit Ausbrüchen der Verzweiflung begrüßt, und sie gibt andererseits ein ganz ungezwungenes Motiv dafür ab, dass Athene zu seinem Troste und Schutze herbeieilt. Dann wird der formelhafte Ausdruck naiven Localpatriotismus', der Land und Landesbrauch überall bekannt wähnt, in *ν* 237 getadelt und behauptet, er sei aus *ι* 273, wo er vollkommen an seinem Platze stehe, entlehnt: dort aber hat Od. gerade berichtet, dass er von Troia hierher verschlagen sei, so dass die Vermuthung des Kyklopen *ἢ τηλόθεν εἰλήλουθας*, wenn sie nicht eben bloß formelhaft gebraucht wäre, nicht viel Scharf-

sinn verrathen würde, während sie dem Manne gegenüber, den man an einer entlegenen Stelle des Landes ohne Spuren kürzlicher Ausschiffung antrifft, doch nicht so ganz ohne Sinn ist. Die Beschreibung der Insel ferner hält er für verfehlt und aus δ 605 ff. entlehnt: im einzelnen ist dies wohl richtig nachgewiesen, aber er soll nicht behaupten, dass diese Beschreibung überhaupt ungehörig sei, dass Athene, wenn sie den Odysseus errathen lassen wollte, wo er sich befindet, nicht ν 248 selbst den Namen der Insel nennen dürfte (S. 7). Der Bearbeiter mag hier seine Hand im Spiele haben, aber eine Beschreibung der Insel, aus der Od. sein Vaterland errathen konnte[1]) und an deren Schlusse doch der Name selbst genannt wird, hat an und für sich an dieser Stelle nichts ungehöriges. Dann wird die Erzählung des Odysseus ν 256—286 beanstandet: ν 282 sei aus κ 31 entnommen, wo sowohl die Müdigkeit des Helden besser begründet ist, als auch der Umstand, dass er allein vom Schlafe übermannt wird. Doch ist wohl die während des Sturmes ausgestandene Angst und Mühe eine hinreichende Begründung seiner Müdigkeit, und dass er allein geschlafen hätte, sagt der Dichter ja gar nicht. „Warum verlassen ihn die Phönizier heimlich? Warum lassen sie ihm seine Schätze? Warum verkaufen sie ihn nicht als Sclaven? Die ganze Erzählung ist absurd! Warum lügt er der Göttin überhaupt etwas vor?“ fragt der Verf. weiter, und meint, auf diese Fragen ließe sich keine Antwort finden. Die Phoiniker erklärt Od. selbst für ehrliche Leute ν 277; erst der Sturm hätte eine Änderung ihres Betragens veranlasst. Der Held hat aber doch gar keinen Grund, dem ersten Besten, der ihm begegnet, gleich mitzutheilen, dass er Blutschuld auf sich geladen hat, wenn das Verfahren seiner Schiffsgenossen sich nicht aus diesem Umstande erklären lassen sollte. Dass er nun aber in seiner Lage nicht gleich mit der Wahrheit herausrückt, scheint den Umständen so angemessen, dass man sich darüber den Kopf wahrlich nicht zu zerbrechen braucht. Od. erfährt von einem ihm ganz fremden Jünglinge auf seine Nachfrage, dass er sich in Ithaka befinde, und sollte nun Glauben zu finden voraussetzen, wenn er darauf antwortete: In Ithaka also! Schön! Ich bin nämlich euer seit zehn Jahren verschollener König[2]).

---

[1]) Ich denke sie mir etwa nach dem Vorbilde von ι 21 ff., wo das *ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος* einen passenden Übergang zu ν 248 f. gäbe.

[2]) Wie der Verf. bei der Interpretation verfährt, zeigt sich am klarsten bei der Behandlung, die er den V. ν 291 f. (S. 4) angedeihen lässt. Er versucht sich zunächst in Constructionsübungen, ohne zu bedenken, dass es eben kein Kunststück ist, bei derartigen Gedankenverbindungen freierer Art auch auf eine absurde Fügung der Satzbestandtheile zu kommen. Nachdem er aber die formell richtige Construction mit scheinbarer Mühe herausgefunden hat, erklärt er „den Conditionalsatz *εἴ σοι ἀντιάσειεν* für völlig überflüssig“. Man möchte nun voraussetzen, dass er z. B. in ε 73 f. auch an *ἐπελθών*, in Ν 127 an *μετελθών* den gleichen Anstoß nehmen müsste. Aber er citiert schon auf der nächsten

Ich muss gestehen, ich habe diese Scene trotz einzelner Störungen stets mit Vergnügen gelesen: Die Göttin der Klugheit, die ihrem Lieblinge in seiner höchsten Noth zuhilfe eilt und gleich mit einem Lügenmärchen begrüßt wird, das ihr zeigt, dass er fast auch ohne sie seiner heiklen Lage gewachsen wäre — der schlaue Odysseus, der einmal mit seinen Erfindungen an den Unrechten kommt — mir scheint, es liegt in alledem ein Hauch so liebenswürdigen Humors, wie er eben nur der Schöpfung eines wahren Dichters zutheil werden kann. Eine solche muss, glaube ich, diesem Theile des Gesanges *ν* zugrunde liegen. Der Redactor hat daran nur gestört, selbst geschaffen hat er diese Scene nicht.

Der Verf. spricht aber auch von Stücken des zweiten Theiles der Odyssee, die der Telemachie angehören oder vom Dichter derselben herrühren (S. 53, 54, 58, 87, 88). Zwar macht er wiederholt den Vorbehalt, dass zu einer sicheren Entscheidung eine eingehendere Untersuchung der Telemachie, von welcher er hier absehen müsste, nöthig wäre, aber trotzdem lässt seine Ausdrucksweise keinen Zweifel, dass seiner Ansicht nach von diesem Dichter herrührende Stücke dem Bearbeiter der Odyssee auch im zweiten Theile dieses Gedichtes als Vorlage gedient haben. Wenn nun einerseits eine ursprüngliche Odysseusdichtung, in welcher Telemachos eine bedeutende Rolle spielen soll, und andererseits eine ursprüngliche Telemachie vorausgesetzt wird, die auch die Heimkehr und Rache des Odysseus behandelt hat, so ist es mir unerfindlich, wie doch wieder behauptet werden kann, erst der Redactor habe die Odyssee mit der Telemachie vereinigt. Eine Dichtung der zweiten Art, eine Odyssee also, in welcher Odysseus selber hinter seinen Sohn zurücktreten müsste, erscheint mir geradezu als ein Unding. Meines Erachtens kann der Name einer ursprünglichen Telemachie nur *βγ* und einem Theile von *δ* zukommen; was die Fortsetzung dieser Dichtung enthalten habe, darüber sind nur Vermuthungen gestattet, und es dürfte nicht ungereimt erscheinen, diese zunächst an den Namen des Telemachos zu knüpfen, der darauf hinzudeuten scheint, dass ihn die alte Sage zur Zeit der Rückkehr seines Vaters in der Ferne Kämpfe und Abenteuer bestehen ließ. Überall, wo im zweiten Theile der Odyssee Telemachos in den Vordergrund treten soll, macht sich die unglückliche Hand des Bearbeiters durch empfindliche Störungen bemerkbar, und dessen eigenste Schöpfung, das Motiv der Verwandlung, ist ganz offenbar nur zu dem Zwecke erfunden, um den Vater bei dem Sohne, auf welchen andere Erkennungszeichen keine Wirkung haben können, durch das Wunder der Rückverwandlung angemessen zu legitimieren. Und nicht glücklicher beweisen sich die neueren Ordner, sobald sie in ihren Phan-

---

Seite unbefangen *ἀργαλέον σε, θεά, γνῶναι βροτῷ ἀντιάσαντι* (*ν* 312), ohne die eben gewonnene Überzeugung auf diesen Vers zu übertragen und das *ἀντιάσαντι* als »völlig überflüssig« zu verdächtigen.

tasiegebilden einer ursprünglicheren Odyssee eine hervorragende Bethätigung des Telemachos in Anspruch nehmen: die Seeck'sche „Odyssee der Telemachie" kann man getrost als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnen, und auch unserem Verf. ist um des Jünglings willen allerhand Menschliches widerfahren. In seinem Bogenkampfliede erbittet sich der noch unerkannte Odysseus seines Sohnes Vermittlung für eine Zusammenkunft mit Penelope, „da er ihr wichtige Nachrichten über ihren Gemahl geben könnte". Telemachos gewährt diese, geht aber dann selbst mit aller Seelenruhe schlafen (S. 74 f.). Der Verf., der mit Entschiedenheit die Forderung aufstellt, eine zutreffende Erklärung dürfe „nicht die Absicht des Dichters, sondern müsse das Motiv aufweisen, welches nach des Dichters Darstellung die handelnde Person bestimmt" (S. 9), begnügt sich hier damit, festzustellen, dass Telemachos bei der Unterredung nicht zugegen sei, ohne über seine auffallende Theilnahmslosigkeit sich weiter zu beunruhigen. Und im Verlaufe desselben Bogenkampfliedes „ergreift Telemachos auf ein Zeichen des Vaters" die von Penelope „als Siegespreis für den Bettler herbeigeschafften Waffen" (S. 36), erzählt er uns, wo und wann aber die Erkennung von Vater und Sohn stattgefunden, darüber erfahren wir nichts.

Solcher Widersprüche wunderlichster Art gibt es noch mehrere, die alle aufzuzählen zu weit führen würde. Dass auch manche richtige und feine Bemerkung in dem Buche zu finden ist, soll nicht geleugnet werden, aber jedes bedeutungsvollere Ergebnis der Untersuchung ist schon von andern treffender erwiesen worden, und die eigenen Aufstellungen des Verf.s sind zu verschwommen, als dass sie Beifall finden könnten, oder so willkürlich und haltlos, dass sie nothwendig Widerspruch erfahren müssen. Die Unklarheit des Ausdruckes und die Eigenmächtigkeit, mit welcher Erklärungsmittel bald verworfen, bald wieder in Anwendung genommen werden, lassen eine Befriedigung bei der Lectüre dieses Buches nicht aufkommen; diese wird aber überdies noch durch eine Unzahl von Druckfehlern in dem Texte der griechischen Belegstellen und von störenden Versehen in den Citaten erheblich beeinträchtigt.

Prag. A. Th. Christ.

Demosthenes' ausgewählte Staatsreden. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Ferdinand Rösiger. I. Bändchen: Die hellenischen Reden: Über die Symmorien; Für die Freiheit der Rhodier; Für die Megalopoliten. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1892. VIII u. 103 SS.

Die drei hellenischen Staatsreden, wie sie seit Dionysius genannt zu werden pflegen, in einer für Schüler geeigneten Form zu commentieren, entspricht für gewisse Gymnasien Deutschlands, wo ihre Lectüre in der obersten Classe gepflegt wird, einem praktischen Bedürfnisse. Die Ausgabe will aber auch dazu beitragen,

dass im allgemeinen diesen Reden als Gegenstand der Schullectüre mehr Beachtung geschenkt werde. Bezüglich der Eignung der Megalopolitana zu diesem Zwecke habe ich bei anderer Gelegenheit[1]) gewisse Bedenken nicht unterdrücken können; dagegen stimme ich unbedenklich für die Heranziehung der beiden anderen Reden, sowohl was ihre Form der Darstellung als auch ihren Inhalt anbelangt. Der Ausblick auf das Verhältnis Griechenlands zum persischen Osten, welches in dem politischen Leben Athens in der Mitte des IV. Jahrhunderts eine so große Rolle spielt, bietet Gelegenheit, des Redners Wirksamkeit auf diesem Gebiete als Gegenstück zu jener dem macedonischen Norden gegenüber den Schülern vorzuführen; ja selbst die in einem Theile der vierzehnten Rede behandelten Vorschläge zur Reform der athenischen Marine bieten des stofflichen Interesses genug. Andererseits wird man vielleicht nicht ungern mit einer dieser Reden, welche der Vorzüge der Demosthenischen Diction in gleichem Maße wie die Philippischen theilhaftig sind, dagegen an sprachlichen Schwierigkeiten hinter diesen zurückstehen, die Lectüre des Redners beginnen.

Für den genannten Zweck empfiehlt sich die vorliegende Ausgabe als gediegenes Hilfsmittel. Allerdings dürfte sie ihrer Anlage nach mehr für die Privatlectüre als für den eigentlichen Schulgebrauch dienlich sein. Denn die in den Einleitungen und im Commentar hervortretende Ausführlichkeit, besonders in der Darstellung der einschlägigen historischen und politischen Beziehungen, sowie in der Erklärung des Gedankenzusammenhanges und der Disposition gehen weit über den Rahmen dessen hinaus, was man für die häusliche Präparation des Schülers für den Unterricht für erforderlich oder geeignet halten möchte. Aber selbst in jenem Betracht wäre da und dort größere Knappheit in der Erklärung wünschenswert, desgleichen eine Ausdrucksweise, die der Fassungskraft und dem Wissensgebiete des Schülers besser entspräche. Ich zweifle z. B., dass nachstehender Satz (in der Erklärung zu XVI, 10) selbst einem Primaner zu völligem Verständnis kommen wird: „... wie ja damals namentlich unter dem Einflusse der akademischen Schule und anderer Doctrinäre der Versuch gemacht wurde, Sätze der Privatmoral ohneweiters auf die Politik zu übertragen". Im übrigen lassen jedoch sowohl Einleitungen als Anmerkungen geschmackvolle Form nirgends vermissen und überall die Gründlichkeit erkennen, mit der die betreffende Literatur benutzt wurde. Grammatische Erörterungen sind in richtigem Maße nur dem jeweiligen Bedürfnis der Stelle angepasst, noch weiter zurück tritt die Rücksichtnahme auf stilistische und rhetorische Dinge. Dagegen fehlt es nicht an nützlichen Winken für eine gute Übersetzung.

Der Text ist im Anschlusse an die vorhandenen kritischen Ausgaben gestaltet, ohne selbständige Neuerungen aufzuweisen.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1891, S. 109 f.

Öfters begegnet man statt der Lesart des Codex Σ die der Vulgata, wo diese das Bessere zu bieten scheint. Nach diesem gewiss richtigen Vorgange hätte auch XIV. 17 *ταῦτα* nach *τὰ μὲν σώματα* mit der Vulgata gestrichen werden sollen, was ja die anderen Herausgeber gleichfalls thun. Die oft gewaltsamen Mittel, mit welchen Blass das Kürzengesetz überall zur Geltung bringen will, verschmäht R. mit Recht; dagegen heißt es wohl die Rücksicht auf die Schreibung der Handschriften zu weit treiben, wenn er sogar die Setzung des ephelkystischen *ν* scheut, durch welches die sonst jedenfalls gemiedene Häufung von Kürzen beseitigt werden kann. (Vgl. XV. 10 *γέγονε πόλεμος*.) Auch die Ungleichmäßigkeit in der Anwendung der Elision, welche der Herausg. Vorw. p. VI anerkennt, halte ich nicht für gerechtfertigt, da durchaus nicht überall die Rücksicht auf Deutlichkeit für diese Inconsequenz maßgebend war. An einigen Stellen ist dem Zweifel an der Echtheit einzelner Wörter durch deren Einklammerung Ausdruck gegeben; über die Gründe der Annahme einer Interpolation gibt der Commentar keine Aufklärung. Bei dem Umstande, dass nicht selten scheinbare Änderungen im Texte aus bloßem Versehen entstanden sind, bin ich wenigstens bei e i n e r Stelle über die wahre Absicht des Herausgebers im Unklaren. Es sind nämlich XIV. 24 die Worte *οὕτω πολὺ . . . ἀποσχήσομεν* als interpoliert bezeichnet, wofür ich so wenig einen Grund erkenne, dass ich fast vermuthe, sie sollten in r u n d e n Klammern stehen, um als Parenthese charakterisiert zu werden.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen zum Texte und Commentar der XIV. und XV. Rede. In jener, §. 1, ist *ποιεῖν* im Texte nach *ἐγκωμιάζουσι* ausgefallen. Die Bemerkung zu *ἀξίως* wirkt irreführend; es war vielmehr daran zu erinnern, dass *ὧν* mit *ἀξίως* zu verbinden ist. — §. 2. *ἂν* gehört nicht zu *παρασκευάσασθαι*, sondern zu *δύνασθαι*. — §. 12. Ist die Stellung von *οὗτος* nach *φόβος* absichtliche Neuerung? (In den Handschriften steht es nach *μείζων*!) — §. 28. Vor *ὁ καιρός* ist *οὗτος* ausgefallen. — XV. 11. *Ὅτι* ist nicht direct abhängig von *λογίζομαι*, wie das nachfolgende *ταῦτα* zeigt; vielmehr gilt die zu §. 9 gemachte Bemerkung auch für diese Stelle. — §. 16. Wie die Anmerkung beweist, ist im Texte zu lesen *αἰτία τοῖς πολλοῖς*; in der Vulg. ist allerdings überliefert *πολλοῖς αἰτία*, doch ohne Artikel. — §. 23. Ungenau ist die Bezeichnung von *ἔχοιεν ἂν* als Potential der V e r g a n g e n h e i t. — Hier und im nächsten Paragraphen hätte *οὐ* im Conditionalsatze hervorgehoben werden sollen. — In der XVI. Rede ist §. 4 *τεκμήρασθαι*, §. 22 *ὠρέγοντο* zu lesen.

W i e n. F r a n z S l a m e c z k a.

Mitsotakis J. K., Praktische Grammatik der neugriechischen Schrift- und Umgangssprache mit Übungsstücken und Gesprächen. Stuttgart u. Berlin, Spemann 1891. XII u. 260 SS.

An Hilfsmitteln zur Erlernung der neugriechischen Sprache, deren Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben noch immer nicht die gebürende Würdigung zu finden scheint, hat es in neuerer Zeit nicht gefehlt. Wir nennen hier: Deffner, Leitfaden der deutschen, griechischen und französischen Conversationssprache, Athen 1874, die Grammatiken von Vlachos, Leipzig 1876, und dessen Chrestomathie, Leipzig 1883[2], von J(e)annarakis, Hannover 1877, von Vincent und Dickson, in deutscher Bearbeitung von Sanders, Leipzig (1881) 1890, den neugriechischen Sprachführer von Wied, Leipzig 1886[2], und von demselben „Die Kunst, die neugriechische Volkssprache — leicht zu erlernen", Wien 1890, endlich Jannaris (= J(e)annarakis), Echo der neugriechischen Umgangssprache, Leipzig 1891. Vgl. Krumbacher, Byzantinische Literaturgeschichte S. 395. Alle diese Bücher sind entweder zu elementar gehalten oder zu breit und theoretisch angelegt oder beschränken sich ausschließlich auf die Schriftsprache, mit deren alleiniger Kenntnis man in Griechenland bekanntlich nicht weit kommt, oder ausschließlich auf die sogenannte Volkssprache.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, dass Herr Mitsotakis, gegenwärtig Docent des Neugriechischen an der Universität in Berlin, sich entschlossen hat, ein Buch zu verfassen, das in praktischer Weise Schrift- und Umgangssprache zugleich berücksichtigt. Das Werk, welches den fünften Band der Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin bildet, zerfällt in zwei Haupttheile: 1. Formenlehre, 2. Syntax, welchen ein Anhang folgt mit kurzen Bemerkungen über die Wortbildung und den Spiritus asper; den Schluss bilden Schriftproben, ein Register der Druckfehler und Berichtigungen.

Nach einer kurzen Einführung in die Lautlehre wird die Flexionslehre in der üblichen Abfolge der Redetheile in der Art behandelt, dass an das vorausgeschickte Paradigma der einzelnen Abschnitte sich die erläuternden Bemerkungen anschließen, deren praktische Anwendung in den in der Schrift- und Umgangssprache zugleich gebotenen Übungssätzen zum Ausdruck kommt; an diese reihen sich dann kurze Aufgaben zur Übertragung in das Griechische, sodann Gespräche ausschließlich in der Umgangssprache mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung. Eine Ausnahme von diesem Vorgange macht nur der ziemlich umfangreiche Abschnitt der unregelmäßigen Verba, indem der Verf. sich auf einzelne Sätze beschränkt, ohne jedoch die gerade hier merklich abweichende Umgangssprache je aus den Augen zu verlieren.[1]) Obige Anordnung macht

---

[1]) Dass der Unterschied zwischen Schrift- und Umgangssprache sowohl in Bezug auf die Flexion als auf die Wahl der Worte kein ge-

es dem Lernenden möglich, einerseits die grammatikalischen und lexikalischen Unterschiede der beiden Sprachen, andererseits die in manchen Stücken von dem Deutschen abweichende Wortstellung auf Schritt und Tritt genau verfolgen zu können. In dieser praktischen Methode, die sich von jedem überflüssigen theoretischen Ballast befreit hat, liegt der Hauptvorzug dieser Arbeit, und M. ist vollkommen berechtigt, sein Buch im Gegensatz zu den von seinen Landsleuten Vlachos und Jannarakis verfassten als praktische Grammatik zu bezeichnen. Von diesem Gesichtspunkte aus werden denn auch Regeln, wie S. 105: Das Futurum wird vom Aorist gebildet, oder: Vom Aor. pass. wird das pass. oder med. Particip. perf. gebildet (S. 114) u. a. beurtheilt werden müssen.

Der zweite Theil gibt eine ausreichende Übersicht über die Hauptpunkte der Syntax mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebrauches. Der Verf. konnte sich hierbei umso kürzer fassen, als ja das Neugriechische durch Aufgeben des synthetischen Gefüges des Altgriechischen vielfach den analytischen Charakter der heutigen Sprachen angenommen hat. Befremdend ist die Erklärung des Accusativs der Zeitdauer durch Ausfall von *ἐπί* (S. 222) und des sog. accus. graecus bei Adjectiven der Eigenschaft durch Wegfall von *κατά* (S. 223). Die Verbindung zweier Sätze durch *μὲν — δὲ* wird im Deutschen wohl häufiger statt durch und (S. 213) durch während, aber, dagegen wiedergegeben.

Im Anhang bespricht der Verf. die Wortbildung nach den beiden Erscheinungsformen der Ableitung und Zusammensetzung und fügt als Ergänzung zu dem in der Lautlehre S. 6 über den Spiritus Bemerkten ein Verzeichnis der mit dem Spiritus asper versehenen Wörter hinzu. Eine sehr willkommene Beigabe sind endlich die Schriftproben S. 246 ff., die uns den Unterschied zwischen den geschriebenen und gedruckten Buchstaben in fünf Mustern vorführen: Empfehlungsbrief, Handelsbrief, Wechsel, Schuldschein, Einladung zur Mahlzeit und abschlägige Antwort darauf.

ringer ist, mögen folgende willkürlich herausgegriffene Beispiele bezeugen: Schriftsprache *ἐξήχθησαν* — Umgangssprache *ἐξαχθήκανε. ἐξέβαλλον — ἔβγαλα. ἂς ἴδωμεν — ἂς δοῦμε. ἔκβηθι — ἔβγα. θᾶττον ἢ βραδύνον — ἀργὰ ἢ γρήγορα. τὸ πλοῖον ἐβυθίσθη — τὸ καράβι ἐβούλιαξε. ἔλθετε εἰς τὴν οἰκίαν — ἐλᾶτε ʼς τὸ σπίτι. δὲν θέλεις πλέον; — δὲ θὲς πειό; ὁ φονεὺς δὲν συνελήφθη εἰσέτι — ὁ φονιᾶς δὲν ἐπιάσθηκε ἀκόμα.* Interessant ist, dass manche Redensarten aus der attischen Sprache noch heute fortklingen, wie *τίς οἶδε* (S. 178), *οὐκ οἶδα τὸν ἄνθρωπον* (S. 178), *τί μέλλει γενέσθαι*, während andererseits in der alten Sprache ganz geläufige Verba heute nur eine sehr beschränkte Verwendung finden. So z. B. ersetzt *ἔχω* sein Futurum und seinen Aorist in der Regel durch die entsprechenden Zeiten von *λαμβάνω* (S. 161), für *ἕπομαι* tritt mit Ausnahme der Formen *ἕπεται, ἕπονται* und *εἵπετο* meist das Verbum *ἀκολουθῶ* ein, für *καλῶ* gebraucht die Umgangssprache *φωνάζω*, auch *κράζω*, für *συλλέγω* das Verbum *συνάζω* oder *μαζόνω. μαζεύω*. Von dem alten Präsens von *εἰμί* ist nur die Form *εἶ* gebräuchlich in dem Anruf der Schildwachen: *τίς εἶ*; halt, wer da? (S. 158).

Unklarheiten und Verstöße gegen den deutschen Sprachgebrauch finden sich selten und werden bei einem Nichtdeutschen leicht entschuldigt werden. Ich rechne dahin S. 74: Die Vervielfältigungszahlen antworten auf die Frage: wie vielfach? S. 183: Was ist das für ein fortgeworfenes Papier? S. 185: Ich habe mich mit Johann getroffen. — Kleinere Versehen im Drucke, die im Verzeichnis der Druckfehler S. 258—260 nicht berichtigt erscheinen, ließen sich noch manche aufweisen. S. 154 lies *ἀποδείχθηκε* st. *ἀποδείχθεκε*, S. 184 *ἐσαπήθηκα* st. *ἐσαπήδηκα*, S. 169 *πάντοτε* st. *πάνοτε*.

Das auch vortrefflich ausgestattete Buch sei allen, die in das Neugriechische praktisch eingeführt werden wollen, aufs wärmste empfohlen.

Wien. F. Hanna.

T. Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. Adiunctae sunt partes selectae ex libris III. IV. VI. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Anton Zingerle. 3. verb. Aufl. Wien und Prag, F. Tempsky 1892.

Die vorliegende Auflage bietet schon in formeller Hinsicht Neues, das zu loben ist. So ist der Druck größer, infolgedessen der lateinische Text 320 SS. (247²) umfasst; Platz könnte noch gewonnen werden, wenn sich der Herausgeber entschlöße, die Periochae wegzulassen, welche, inhaltlich und sprachlich unbedeutend, in den Schulen ohnehin nicht gelesen werden. Ferner sind die Beigaben in deutscher Sprache gegeben und dem Text folgt ein Anhang. Die sehr knapp und präcise gehaltene Einleitung, bei deren Abfassung A. Christ und G. Hergel thätig waren, gliedert sich in zwei Theile: der erste (über die römische Geschichtsschreibung bis auf Livius) hebt bloß die einzelnen Perioden der römischen Geschichtschreibung in charakteristischer Weise hervor und vermeidet so das Anhäufen bloßer Namen, welches die meisten derartigen Einleitungen für die Schule wenig geeignet macht; der zweite Theil handelt über „Titus Livius" in knapper und erschöpfender Weise.

Die Gestaltung des Textes verräth nicht nur die gründliche Literaturkenntnis und das scharfe Urtheil des gelehrten Kritikers, sondern auch den richtigen Takt und die maßvolle Beschränkung des besonnenen Schulmannes. Das Fehlen des kritischen Anhanges ersetzt Z. dadurch, dass er in dieser Zeitschrift bei der Besprechung mancher Ausgaben die Gelegenheit ergreift, auch den Standpunkt seines Verfahrens darzulegen. So wurden die meisten seiner Änderungen in den ersten zwei Büchern bereits im vorigen Jahrgang, S. 520 ff. erörtert (1. 1. 3, 3. 4, 19. 6, 21. 1, 24, 7, 32. 2 und 8, 54. 9, 56. 7; — 2. 2. 4, 7. 6, 8. 3, 10. 4, 21. 4, 34. 6, 41. 9, 44. 6, 46. 4; außerdem 21. 44. 9 und 22. 37.

10). In der Editio maior der Bücher I—V finden wir bereits: 1. 2. 1 ⟨simul⟩ petiti, 2. 6 super N. flumen, 25. 9 Curiatios, 32. 10 tum nuntius, 34. 5 apta potissimum; 2. 6. 2 ex ipsis ortum, 19. 8 contraque, 34. 2 qualis ⟨esse⟩ clausis solet, 34. 10 fruantur. Verändert wurden drei für Schüler anstößige Stellen: 1. 34. 3, 39. 5 und 2. 18. 2; wäre 1. 4. 7 nicht auch der gleiche Vorgang zu empfehlen? Sonst notierte Ref.: 1. 7. 5 ist bos als Fem. gebraucht (Stroth), 9. 1 civitatium (st. -tum, alte Lesart), 19. 2 adsuesci (-ere, Novák), 26. 6 infelici arbore (alte Lesart), 26. 8 ita (de) provocatione (Tan. Faber); — 2. 3. 7 iis litteris ab Tarquiniis reddunt (scheint ein Druckversehen zu sein), 34. 3 sed (quaesitum) in Siciliam (Crevier), 45. 1 ist praeterea nach memoria gestellt (Cornelissen), 54. 5 paritori, Druckversehen st. apparitori, 56. 4 via (vis, U und Koch). Diese Änderungen sind leicht und in einer Schulausgabe gewiss erlaubt und zweckentsprechend.

Eine größere Anzahl von Veränderungen weist die neue Auflage in den Büchern XXI und XXII auf, in denen die Luchs'sche Ausgabe gewissenhaft benützt wurde. Da Z. eine Besprechung mehrerer Stellen in Aussicht gestellt hat, möge einstweilen eine Gruppierung der Abweichungen von der zweiten Auflage genügen. In Übereinstimmung mit dem L.'schen Text schreibt Z.: 21. 10. 9 dii homines⟨que⟩, 10. 12 posset, 13. 8 ex his (rebus), 31. 11 gurgites gignit, 34. 4 aspernandos, 42. 3 (et ut) cuiusque, 49. 6 ⟨ut⟩ Lilybaeum, 49. 8 missi, 49. 9 ⟨ita⟩ moderati, 52. 9 ⟨is tum⟩ conlega, 54. 3 singuli, 56. 9 traiecto, 57. 3 inde, quod, 57. 12 miles duci; — 22. 4. 2 pervenerat, 4. 4 detectae, 9. 5 Hadrianum⟨que⟩, 10. 2 eam (esse) salvam, 12. 10 finitimo⟨que⟩, 13. 6 Caiatinumque, 16. 3 voluntate fuit, 22. 18 acta per eum, 23. 6 plures, 27. 8 fortunam eam, 31. 1 escensiones, 34. 11 eum populum, 38. 8 ⟨ab⟩ urbe, 39. 8 si (hic), quod, 49. 10 ⟨L.⟩ Aemilium, 53. 1 ⟨Q.⟩ Fabius M., 57. 1 recitatis, 59. 17 (sed) si; von Luchs vermuthet, aber von diesem nicht in den Text aufgenommen ist: 21. 33. 5 simul (ab) iniquitate; 55. 2 levem⟨que⟩ aliam, 22. 60. 10 castra ⟨sineret⟩.

Von den übrigen Änderungen sind zu erwähnen: 21. 19. 11 abire ⟨e⟩ finibus (Fügner), 20. 1 ibi iis (K. Heraeus), 26. 7 Volcarum ipsorum (Büttner), 34. 9 reliquerat (Lipsius), 38. 6 Taurini Hannibali (Dederich), 40. 7 paene nach duabus gestellt (Riemann; vgl. jedoch hierüber H. J. Müller, Jahresb. 1889, S. 6 f.), 49. 7 ne quid (P), 57. 1 quo ⟨a⟩ portis (Heerwagen); — 22. 1. 11 ita ⟨in⟩scriptam (H. J. Müller), 3. 11 ⟨pro⟩lapsum (H. J. Müller), 13. 4 ut vor promissa gest. (Gronov), 14. 7 quieti (Drechsler), 19. 7 et (ad) naves (H. J. Müller), 30. 8 ⟨hi⟩ sentire (Riemann), 33. 5 ⟨ad⟩ obsides (Fügner), 35. 4 in adversando (Fügner), 50. 11 ad sescenti (Gronov), 51. 5 insistunt (Madvig). Mit diesen Lesarten kann man sich, wenn auch 21. 38. 6, 22. 51. 5 paläographisch schwer zu rechtfertigen sind, in einer Schulausgabe einverstanden erklären.

Was schließlich die ausgewählten Partien aus den Büchern III—VI betrifft, so lesen wir jetzt: 3. 50. 10 ⟨simul⟩ eadem, 52. 2 resne queant; 4. 7. 8 ⟨certare⟩ supersedit, 8. 2 senatus equitumque centuriae (wie bereits in der Ed. maior), 8. 2 ⟨eius⟩ essent (Luterbacher); 6. 36. 3 ⟨ii⟩ haudquaquam (H. J. Müller), 38. 1 qui legum (Fr. 1) und 38. 3 s. ⟨ad⟩ civem (Hss.). Im übrigen ist der Text auch orthographisch verbessert und mehr auf eine einheitliche Schreibung Rücksicht genommen; vgl. 22. 6. 8 e saltu (K. Heraeus), 20. 2 ex quadraginta.[1]) Man sieht also, dass Z. in seiner bekannten gründlichen Weise den Text verbesserte und schulgerecht machte.

Der Index ist vielfach verbessert und enthält außer geographischen Namen auch mythologische, nunmehr ohne Anführung gelehrter Werke.[2])

Neu ist ferner ein Anhang, welcher 1. „die römische Staatsverfassung", 2. „einiges über das römische Kriegswesen" (in seiner historischen Entwicklung, eine willkommene Ergänzung des Anhanges in der 4. Aufl. der Prammer'schen Ausgabe von Cäsars Bell. Gall.) und 3. „die Divination bei den Römern" behandelt; 1 und 2 steuerte J. Jung, 3 G. Hergel bei. Diese Arbeiten haben selbstverständlich nur das Bedürfnis der Schüler im Auge und ersparen dem Lehrer so manche weitläufige Bemerkung. Der Verleger hat noch ein übriges gethan, indem er drei Abbildungen (Hühnerkäfig für die auspicia pullaria, Augur mit dem lituus und Extispicium) beigab. Somit wird das vorzügliche Buch auch in seiner neuen Gestalt gewiss überall die verdiente freundliche Aufnahme finden.

Waidhofen a. d. Thaya. Dr. Adolf Schmidt.

Statius Lied von Theben. Deutsch von A. Imhof. Mit gelegentlichen sachlichen und kritischen Erläuterungen. 2 Theile. Ilmenau und Leipzig, Aug. Schröters Verlag 1885 u. 1889. 8°. 326 SS.

Die vorliegende, H. Keil gewidmete Übersetzung ist als reife Frucht langjähriger Arbeit eines gründlichen Forschers mit Freuden

---

[1]) Stehen geblieben ist im 2. Buche noch: 31. 6 disiluere; ferner 4. 3. 11 a Tarquiniis (s. H. J. Müller, Jahr. B. 1888, S. 108 u. 110, Fügner Lex. Liv. Sp. 10 u. 19); alliciendae 1. 8. 5, allicere 1. 47. 7; allocutus 21. 48. 2, 22. 38. 13, vgl. 1. 28. 1, 22. 58. 2 u. s.; execrantibus 1. 59. 13, s. 2. 58. 8; extat 1. 18. 2, extitit 3. 33. 10, vgl. 1. 25. 14; 22. 2. 9 u. 11 u. s.; invicem 3. 34. 8, s. 1. 40. 6, 2. 12. 6; quidquam 6. 35. 7; priores regis 1. 35. 7; transducto 22. 17. 7, s. 1. 28. 7, 2. 38. 3, 22. 45. 5.

[2]) Lies Inuus 1. 5. 2; alphabetisch zu ordnen sind die Unterabtheilungen bei: Flaminia, Galli, Hispani, Mars, Saguntini, vicus; die Quantität ist nicht bezeichnet bei: Fīcana, Praetūtianus, Salassii Montāni, Spēs, vīcus scelerātus. — In den Karten wurde noch nicht nachgetragen, resp. verbessert: I. Cartala, Hermandica, A*pp*enninus, L. Tras*u*men*n*us; s. die Überschrift: Roma & Carthago secundi belli *p*unici tempore. II. fehlt das Lupercal; s. Graecia ma*j*or.

zu begrüßen. Sie beruht auf sorgfältigen, bereits vor Jahrzehnte erschienenen Studien (De Silvarum Statianarum condicione critic Halle 1859. Ecloga ad uxorem, emendavit et adnotavit A. Imho 1863. Emendationes Statianae. 1867) und auf eindringendem Ve ständnisse des eigenartig schwierigen Originals und ist sehr g schmackvoll und gewandt geschrieben. K. W. Bindewalds Übe tragung (der ersten acht Gesänge, Stuttgart-Leipzig 1868) hä keinen Vergleich damit aus.

Nicht unbedeutende Schwierigkeiten bereiten dem Übersetz in metrisch-prosodischer Beziehung die zahlreichen Eigennamen Hier hat sich auch I. mit Recht eine größere Freiheit der Bewegun gewahrt. Zweisilbige Namen werden, zum Theil in Übereinstimmun mit dem griechischen Accente, auf der Endsilbe betont, drei- un viersilbige Namen auf der ersten und letzten Silbe, also Delph Gorgó, Haemón, Ladón, Orpheús u. a.; Álpheós Eúrotás, Kýllen Ásterión, Ástyagés, Aútonoé, Eúrydiké, Gárgaphié u. a. Einig Eigennamen haben nach Bedarf des Verses auch die sonst i Deutschen übliche Betonung, wie Deípyle, Hippómedon, Thiódama Tisíphone. Gegen die antike Quantität wird betont Amýmone, A chemóros, Kapáneus (neben Kapaneús), Thamýris. Vgl. 6, 287. 92. 6, 731. 4, 182. 10, 313. Gewagt ist es, wenn Worte w Indes, Entschluss zu Beginn des Verses stehen: 2, 47. 4, 19 Die durch den Vers geforderte Betonung Quéllgöttinnen, Göt werdúng (4, 683. 12, 498) wird durch den mündlichen Vortra ausgeglichen. Auch die ziemlich häufige Unterdrückung des to losen e und i im Inlaute hat in der Eigenart des sprachliche Stoffes seine Begründung und Rechtfertigung. Neben einz'ger, en schuld'gen, ew'ger, läst'gem, stein'ge, Wahnwitz'ger, würd'ger erscheint auffällig der Versschluss Helmbuschs 9, 698. Umgekeh begegnen Formen wie zerstreuete, edele, dunkelen, eitele nur ga vereinzelt. Lajos zweisilbig gemessen 11, 702 berührt wohl n in Österreich-Ungarn eigenthümlich. Hart oder undeutlich klin der Ausdruck an folgenden Stellen: 1, 661 f. „Es belohnt d gerechte Schicksal, wer es verdient". 5, 637 „Und warf stum den bekümmerten vor die gezeigten Gewässer." 6, 754 „Wenn die grausigen Geier erlaubt" (nämlich h a b e n). 9, 708 „Aber schwingt vordrängend den Speer auf die ihn bedauern." Doch d sind mehr oder weniger Kleinigkeiten, deren Hervorhebung de verdienten Verfasser nur überzeugen möge, dass ich seine Arbe einer genauen Durchsicht unterzogen habe. Die Beurtheilung sein Leistung wäre aber höchst einseitig, würde ich nicht auch d erheblichen Förderung von K r i t i k und E r k l ä r u n g des Dichter die den beigegebenen Anmerkungen zu danken ist, noch besonde gedenken. I.s Kritik ist maßvoll und besonnen. Mehrfach wird d überlieferte Wortlaut mit günstigem Erfolge vertheidigt: 1, 48 2, 50. 78. 186. 9, 560. 624. 10, 308. 758. Die Vermuthunge anderer wurden in sorgfältiger Auswahl verwertet und daneben ein

Anzahl eigener Vorschläge eingestreut. Aus der Zahl dieser führe ich als besonders einfach beispielsweise folgende an: 1, 460 nolis. 2, 590 impeditat numerus. 4, 96 alte. 206 aptius isto fors deus. 550 quo dissipat umbras quove ciet sparsas. 6, 363 quae solis praecipitet noctem, quae porrigat. 371 propinqui. 9, 51 mutus. 907 crimen. Welche Wichtigkeit der Interpunction bei den alten Autoren zukommt, ist bekannt. Auch hierin hat der Übersetzer mehreres selbständig geändert: 3, 508. 4, 401. 7, 126. 10, 168. 11, 730. 12, 180. Die Anmerkungen enthalten neben Erklärungen schwieriger Stellen auch sprachlich interessante Beobachtungen und berühren die Echtheitsfrage gewisser Verse: vgl. 2, 607. 5, 127. 197. 201. 223. 6, 246. 363. 505. 8, 24. 9, 123. 10, 198. 219.

Im Anschlusse hieran möge es gestattet sein, die Stelle 3, 195—198, welche I. in ausführlicher Begründung als corrupt zu erweisen und durch die Vermuthung bis sena ingentes im V. 198 zu heilen sucht, etwas ausführlicher zu besprechen. Ich denke, bei entsprechender Erklärung des Wortes bina werden so ziemlich alle von I. geäußerten Bedenken schwinden. Der überlieferte Wortlaut darf nicht so verstanden werden, dass bei der feierlichen Bestattung der Niobiden durch jedes der sieben Thore Thebens zu gleicher Zeit je zwei Leichen getragen worden seien. Die Zahl der Thore ist ja gar nicht genannt. Dass sie bekannt ist, genügt neben bina nicht. Bina funera sind Leichenpaare, etwa je ein Sohn und eine Tochter der Niobe. Der Ausdruck „sie drängten die Leichenpaare durch die mächtigen Thore“ mag hyperbolisch sein, ist aber doch dem Dichter zuzutrauen. Auch 8, 351 f. heißt es: „so eng wird jedes der sieben Thore dem Zug, der stauend hinausstrebt“, und 12, 665 f. heißt es gar: at procul ingenti Neptunius agmina Theseus angustat clipeo, wozu I. bemerkt: „eig. Theseus engt den Zug ein, denn wo der Riese im Zuge sich befand, da mussten die neben ihm marschierenden Krieger sich zusammendrücken“. Dass sich übrigens der Begriff des Adj. ingens sehr abgeschwächt hat, ist eine bekannte Thatsache“.

Das Nachwort, S. 319—326, berührt gewisse Mängel der Kohlmann'schen Ausgabe der Thebais und weist die Conjecturen von Bährens zu Silv. III 3, 179. V 2, 54 ff. III 5, 60 als verfehlt, sowie noch weitere Entlehnungen desselben von Bursian nach. Den Schluss bilden „Berichtigungen und Nachträge“ und ein „Verzeichnis der sachlich und kritisch erläuterten Stellen“.

Ich schließe mit dem lebhaften Wunsche, es möge dem Verf. recht bald vergönnt sein, uns mit einer ebenso gelungenen Übertragung der Silvae zu erfreuen.

Wien, 9. Nov. 1890. R. Bitschofsky.

---

zu begrüßen. Sie beruht auf [illegible]
erschienenen Studien (De Silv[illegible] Übersetzen aus dem Deutschen
Halle 1859. Ecloga ad uxor[illegible]ssen mit besonderer Rücksicht-
1863. Emendationes Statian[illegible]r und mit Hinweisungen auf
ständnisse des eigenartig[illegible], Scheindler, Schmidt, Schultz
schmackvoll und gewandt[illegible]ach. I. Abtheilung: Aufgaben für
tragung (der ersten [illegible] 1891. gr. 8°. X u. 52 + 52 SS.
keinen Vergleich dam[illegible] 72 kr.

Nicht unbedeutend[illegible] der österreichischen Gymnasien
in metrisch-prosodisc[illegible]büchern des lateinischen Stiles
Hier hat sich auch [illegible]: streng systematische Leitung
gewahrt. Zweisilbig[illegible]sicht sowie Anschluss an die Schul-
mit dem griechi[illegible] auch dem Wortschatze nach, das
viersilbige Namen[illegible] Büchlein, welches, für die Quinta
Gorgo, Haemon[illegible] demnächst seine Fortsetzung finden
Asterion, [illegible]gestrebt.

[illegible]ystematischen Aufbau in grammatisch-
[illegible] so hat Str. nach der in den Grammatiken
[illegible] die Regeln über Subject, Prädicatsnomen
[illegible] Congruenz, die Casus- und endlich über
[illegible], in welch letztere Rubrik Str. auch
[illegible]reiht, in die Übungen verarbeitet, ganz
[illegible], welche das bezeichnete Material der
[illegible] Quinta recapituliert und erweitert wünschen.
[illegible] die systematische Anlage des Ganzen, das
[illegible] im Unterrichte zu überschlagen, und daraus
[illegible] geringe Umfang des Büchleins: da dieses
[illegible] zu werden bestimmt ist, so enthält es nur
[illegible] in den circa 40 Wochen des Schuljahres,
[illegible] ohne Anstrengung — manche Nummer besteht
[illegible] Absätzen — durchgearbeitet werden können. Was
[illegible]achtung des Buches nicht mit Unrecht könnte
[illegible] dass nämlich das Jahr um Jahr sich gleich
[illegible]ngsmaterial erfahrungsmäßig die Vererbung der
[illegible] und fördert, das fällt darum nicht allzuschwer
[illegible] das Examen dem Lehrer hinlänglich Gelegenheit
[illegible]eugen, ob der Schüler den (noch zu besprechenden)
[illegible]stischen Commentar und das Vocabularium ge-
[illegible] d. i. selbständig gearbeitet hat. Jedenfalls
[illegible] nicht gering anzuschlagenden Vortheil, welchen
[illegible] besagte Weise erreichte, lückenlose Fortschritt in stili-
[illegible] bietet, nicht einem Bedenken opfern, das gegen
[illegible] Übungsbücher erhoben werden könnte, aber mit Rück-
[illegible] anderweitige Vorzüge nicht erhoben wird.

[illegible] weiteres betrifft den Inhalt von Str.s Übungen. Sämmt-
[illegible] Stoffe sind mit Ausnahme der drei ersten Stücke, welche über
[illegible] und die Cycliker handeln, der Schullectüre der beiden Pro-
[illegible] Xenophon und Livius entnommen oder stehen mit ihr in
[illegible] Zusammenhange. Die Aufnahme der Nummern über Xeno-

phon rechtfertigt Str. durch den Hinweis auf die mit dem Griechischen herzustellende Fühlung des Lateinischen: damit könnte man sich nun völlig einverstanden erklären, wenn Str. nicht den Inhalt der Xenophontischen Anabasis skizziert hätte. Ref. fürchtet nämlich, dass, wenn außerdem auch noch deutsch-griechische Übungen im Anschluss an die Anabasis in der Schule vorgenommen werden, was in der Regel geschieht, der Autor dem Schüler auf diese Weise denn doch verleidet werden könnte. Es begnüge sich demnach das lateinische Übungsbuch mit einer Darstellung von Xenophons Leben und Schriften, und die von Str. verfolgte Tendenz, den griechischen Unterricht mit dem lateinischen in angemessenen Contact zu bringen, kommt hinreichend zur Geltung. Hingegen voll und rückhaltslos wird man das Geschick des Verf.s anerkennen, womit er es trotz aller Anlehnung an Livius vermeidet, nach Art der herkömmlichen und nur allzu verbreiteten sogenannten Variationen wässerige Paraphrasen zur Lectüre des Autors zu geben: durch Einlagen aller Art weiß Str. 'in die Livianischen Stücke einen frischeren Zug zu bringen', wie sich das Vorwort ausdrückt, welches in dieser Beziehung nachzulesen ist.

Auch in formeller Beziehung sucht Str. wohlüberlegten Anschluss an die Autorenlectüre. 'Es erfolgen', sagt er, 'nicht bloß im Commentar zahlreiche Verweisungen auf Livius, sondern es finden sich auch im Text, wo es der Inhalt gestattete, ganze, volle Anklänge an diesen Autor. Im übrigen musste ich mit meinen Citaten auch auf Nepos und Cäsar zurückgreifen und Bekanntes auffrischen oder vorbereitend auf Cicero, den Stilisten par excellence, hinweisen, wie ja in ähnlicher Weise der hohe Ministerial-Erass (vom 1. Juli 1887) von den Übungsbüchern der unteren Classen es fordert, dass sie auf die Lectüre der zuerst zu lesenden Classiker vorzubereiten haben.' Darf Ref. dem Eindruck vertrauen, den er aus der Durchsicht des grammatisch-stilistischen Commentars, sowie des Wort- und Phrasenschatzes gewonnen, so hat Str. an Wortmaterial nichts in Anwendung gebracht, was innerhalb der von ihm bezeichneten Autoren gar nicht zu finden oder doch als Singularität zu bezeichnen wäre. Es bildet diese Seite des Buches vielleicht den augenfälligsten Gegensatz zu den bekannten Stilübungen von Süpfle, welche wegen ihres Inhaltes, mehr aber noch wegen des dem Kreise unserer Schullectüre fernliegenden Vocabelschatzes, den der Schüler unter Süpfles Anleitung sich anzueignen gezwungen ist, für unsere Anstalten weniger geeignet erscheinen, als man nach ihrer Verbreitung vermuthen könnte.

Nicht unberührt bleibe endlich die Textierung der Stücke. 'Der deutsche Text ist nicht lateinischen Zwecken dienstbar gemacht, sondern tritt in wahrhaft heimischer, nicht fremdartiger Hülle dem Leser entgegen' kann nur Str. von seiner Arbeit sagen. Thatsächlich fußt denn alles, was Str. bringt, auf classischen Schriftstellern, von denen G. Grote, Duncker, Peter und Schlosser genannt seien; und

wenn auch selbstverständlich die zu Rathe gezogenen Werke nicht ohne wesentliche Änderungen benutzt werden konnten, so macht doch die Form nirgends den Eindruck, als sollte Übersetzungsmaterial geliefert werden: ein Vorzug, der nicht leicht einem Übungsbuche von der Art des Str.schen nachgerühmt werden kann.

Zum Schluss noch ein Wort über das beigegebene, besonders paginierte Heft, enthaltend den grammatisch-stilistischen Commentar, einen alphabetisch geordneten Index einiger stilistischer Anmerkungen des Commentars und einen (gleichfalls alphabetischen) kleinen Wort- und Phrasenschatz. Der Commentar bringt dasjenige unter, was sonst die Fußnoten enthalten. Die gegebenen Winke, durchaus kurz, präcis und weitgehender theoretischer Auseinandersetzungen sich enthaltend, werden von wenigen, leicht zu behaltenden Musterbeispielen beleuchtet. Besonders gelungen scheint dem Ref. die lehrreiche Kürze der synonymischen Unterscheidungen, die nahezu auf treffende Übersetzungen sich beschränken; vgl. z. B. S. 2: 'Unterscheide *memoria* (Tradition), *res gestae* (Stoff der Geschichte) und *historia* (schriftliche Darstellung der *res*).' Der kleine Wort- und Phrasenschatz, dem die Aufgabe des Lexikons zufällt, welch letzteres also für den Schüler entbehrlich werden soll, scheint nicht reich genug bedacht; wenigstens sind, um nur einiges anzuführen, nach des Ref. Erfahrung Bedeutungen wie mehrentheils S. 27, angeben (die Motive) ebd., geschichtliches Ereignis ebd., hochstehen S. 22, spät (späte Zeiten) S. 32, Gebet verrichten ebd., feierlich schwören S. 33 (vgl. Nr. 40 [7])), in Fülle vorhanden sein S. 47, Liebkosung S. 49 dem Quintaner gewöhnlichen Schlages unbekannt.

Bemerkungen sonstiger Art wären folgende.

S. 21, Z. 5 v. o. erheischt die Wendung 'stark in Zweifel ziehen' (*in dubitationem* oder *dubium vocare*) eine Belehrung darüber, ob 'stark' durch ein Adverb oder Adjectiv wiederzugeben ist. Letzteres ist bekanntlich bei *dubium* unmöglich. — Ebd. Z. 7 v. o. gibt Str. zu den Worten 'Sprache Roms' die Note: 'Adjectiv!' Darnach wird der Schüler fälschlich *lingua Romana* übersetzen. Hier wäre übrigens auch der Ort, über den Unterschied von *Latinus* und *Romanus* zu belehren. — Ebd. will Str. Z. 4 v. u. 'nur' durch 'das stärkere *nihil nisi*' wiedergegeben haben; besser *nisi nihil*. — Zu S. 31, Z. 1 v. o. 'unter vier Augen' bietet Str. die Übersetzungen *secreto, inter parietes*; vgl. auch *remotis arbitris* Sall. Cat. 20, 1 und Cic. Off. III §. 112. — Ebd. Z. 9 v. u. hat es statt 'bei seinem Leben' wohl 'bei seinen Lebzeiten' zu heißen. — S. 47, Z. 13 f. v. u. ist bei den Worten 'die nothwendigsten Lebensbedürfnisse' vor dem Gebrauch des Superlativs zu warnen. Vgl. Str. 4 [4]). — S. 49, Z. 5 f. v. u. wird der Schüler schwanken, ob er hinter *iure iurando adigi* (*obstringi*) den Acc. c. inf. oder *ut* gebrauchen soll; thatsächlich kommt bei synonymen Wendungen auch letzteres vor: vgl. Cäs. b. G. I 30, 5; VII 66, 7. — Nach

S. 21 des Commentars heißt *vita moresque* 'moralischer Lebenswandel'. Allein vgl. Nep. Cat. 3, 5 und Tac. Agr. 1, 1. — Ebd. S. 25 findet sich die ungebräuchliche Perfectform *sustentus* statt *sustentatus*.

Wien. J. Golling.

Karl Borinski, Grundzüge des Systems der articulierten Phonetik. Zur Revision der Principien der Sprachwissenschaft. Stuttgart, Göschen 1891. 8°. 66 SS.

Unter der Phonetik, welche Gegenstand dieser Schrift ist, versteht der Verf. eine Wissenschaft, welche mit Philologie im engeren Sinne sich ebenso berührt, wie mit Lautphysiologie, Grammatik und Literaturgeschichte, ja sie umfasst neben der Sprache — als 'semantische Phonetik' — auch die Musik, als 'melische Phonetik'.

Nur über die semantische Phonetik will er hier einiges mittheilen. Man könnte diesen Zweig ja mit dem alten Namen Sprachwissenschaft benennen; aber die Methode, mit welcher der Verf. ihre Stoffe bearbeiten will, ist eine neue. Darum wohl auch der neue Name.

Wenn die vorliegende Arbeit 'Grundzüge des Systems' heißt, so ist damit zuviel gesagt: sie ist eine Ankündigung des systematischen Werkes über diesen Gegenstand, das der Verf. vollendet hat, und enthält die Hauptgliederung desselben. Den Titel 'Grundzüge' hätte ich gerechtfertigt gefunden, wenn der Verf. nicht bloß einzelne Mittheilungen über die Hauptergebnisse seiner Untersuchung (in methodischer Hinsicht natürlich) gemacht, sondern auch die theoretische Begründung seiner Grundsätze geliefert hätte. Aber er spricht vorwiegend über die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen und bedient sich einer aus seinem System bereits erwachsenen Terminologie, ohne die mit ihr zu verbindenden Vorstellungen genau zu bestimmen. Er lässt daher dem Leser viel zu weiten Spielraum der Deutung.

Die Lectüre der Schrift ist deshalb schwierig und wegen jenes Mangels an Bestimmtheit in den Kunstausdrücken stellenweise in stilischer Beziehung unangenehm. Mehr Deutsch wäre sehr erwünscht gewesen.

Bei alledem aber erweckt sie von dem angekündigten Werke rege Erwartungen. Hält dieses, was die Einleitung verspricht, so sind in der That neue und fruchtbare Gesichtspunkte für Sprachwissenschaft wie für Poetik gewonnen.

'Phonetik.. gründet sich auf den von lebenden Wesen mit bestimmt bezeichneter Wirkung hervorgebrachten Schall. Es handelt sich also in einer phonetischen Wissenschaft um akustische Semantik' (s. 1); und ..viva vox — et significabilis... heißt das Motto der Schrift. 'Der Laut ist nicht etwa ein nur physiologisch bedingtes

Geräusch. Er ist kein thierischer und von Haus aus kein pathologischer Schrei' (s. 6). Der Laut als Schall und die mit ihm verbundene Bezeichnung sind dem Verf. eins und untrennbar. Davon geht er aus.

Der Nutzen der 'Phonetik par excellence' (der Lautphysiologie) scheint ihm daher sehr gering. 'Was kommt für die linguistische Erkenntnis bei diesem Abstecher in den anatomischen Hörsaal heraus?' fragt er (s. 9).

Es gebe bisher drei Versuche, in die unendliche Reihe der Laute 'Discretion' zu bringen: die grammatische, die lautphysiologische, die akustische (s. 7).

Die Methode des Verf. vereint alle drei, geht jedoch auf die Lautqualitäten, d. h. fasst die (articulierten) Sprachlaute als qualitative Wertbestimmungen im Flusse der unendlichen quantitativen Verschiedenheiten auf. Auf erkenntnistheoretischem Wege gelangt er zur Ansicht, dass neben der quantitativen Unterscheidung ein Streben nach qualitativer Abschätzung (Wertbestimmung) dieser Unterschiede vorhanden sei. Dasselbe sucht Ordnung in die unendlich zahlreichen ('continuierlichen') quantitativ unterschiedenen Übergänge zu bringen; es setzt Grenzen fest und eine Mitte derselben: B. spricht von Polen und Äquator.

In diesem Sinne ist er auch Anhänger der Ansicht, dass *a* der Ausgangspunkt zur Bestimmung der Vocalreihe sei, der lautliche Äquator; ja er will durch seine Betrachtungsweise diese auf physiologischem Wege gewonnene (jedoch nicht unbestrittene) Meinung mancher Phonetiker recht eigentlich als richtig erweisen.

Des Verf. Plan ist nun, den Gesetzen dieser qualitativen Wertbestimmung in Lautsystem nachzugehen. S. 17 f. stellt er mehrere sehr bemerkenswerte Ergebnisse in Aussicht.

Da er den Laut als Lautwirkung betrachtet, ist er ihm gleichzeitig Thätigkeit — 'Lautenergie': er stellt daher die Laute unter ein Gesetz des Gleichgewichtes, das in ähnlicher Weise zahlenmäßig auszudrücken sei, wie die Harmonien und Harmonienfolgen in der melischen Phonetik. Von diesem Standpunkte aus will er bestimmte Stellung zu den Erscheinungen des Lautwandels gewinnen und verheißt auch hier überraschende Ergebnisse (S. 19 ff.). Jetzt erst würden im eigentlichen Sinne Lautgesetze möglich sein. Denn was man heute Lautgesetze nennt sind bloß 'Bezeichnungen der puren, nackten Thatsachen der Sprachgeschichte'. Die etwas ausführlichere Polemik Borinskis gegen diesen Missbrauch des Begriffes 'Gesetz' S. 23 ff. ist sehr dankenswert und ganz geeignet, den Zank um die 'Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze' als einen Streit um den Bart des Propheten zu kennzeichnen.

Die Untersuchungen über den Lautwandel — in welchen ein zweites organisches Gesetz vom 'principiellen Ausgleich in den qualitativen Momenten' (S. 22) eine bedeutende, aber nicht näher erklärte Rolle spielt — werden den zweiten递theil seines Werkes bilden.

Hier scheint eine Trennung der Einheit einzutreten, in welcher Borinski den artikulierten Laut als bezeichnenden Klang ursprünglich auffasste. Denn er untersucht hier bloß das Sprachmaterial. Diesem stellt er dann gegenüber den die Bezeichnung selbst durchdringenden Zug der Sprache zu generalisieren, den er ein morphologisches Princip der Sprachbildung nennt, die 'Analogie' S. 28 f.

Im dritten Theile aber, der die Wortbildung (besser wohl Wortschöpfung) behandelt, scheint die ursprüngliche Einheit wieder hergestellt und der Begriff der 'semantischen' Phonetik sich zu vollenden. B. stellt den Satz auf, 'dass es dieselben Momente sind, die der Schöpfung des Wortes, wie seiner künstlerischen Verwendung zugrunde liegen, dass der Ursprung der Sprache zu allen Zeiten vor uns liegt in den Schöpfungen der Poesie' (S. 34).

Über die theoretische Begründung dieser 'Grundzüge' erlaubt die Schrift kein Urtheil, da sie dieselbe noch nicht gibt. Derzeit hängt alles noch ab von dem 'Eindrucke', den der Leser aus ihr mit fortträgt. Zustimmung wie Bedenken hängen augenblicklich noch völlig in der Luft. Klar und deutlich ist das von frischer und zuversichtlicher Kühnheit getragene Streben, Richtungen, die in der Sprachforschung nebeneinander giengen, zu vereinigen, von Einzelvorstellungen zu einer Gesammtanschauung zu gelangen. Daher auch der übers Ziel schießende Angriff auf die Lautphysiologie als Einzelwissenschaft: die oben erwähnte Frage nach ihrem Nutzen ist vollgiltig damit beantwortet, dass sie uns beobachten gelehrt hat, und dass gerade die Vereinigungsbestrebungen des Verf. ohne sie und ohne das, was wir durch sie gelernt haben, nicht möglich wären, oder zum mindesten ohne empirisch gewonnenes Material arbeiten würden. Ist andererseits das Werden der Sprache genügend, ja überhaupt berücksichtigt? Oder ein Einzelbedenken: Die Lautqualitäten (d. h. die in ihrem Gegensatze deutlich erkennbaren Stufen verschiedener Quantitätsverhältnisse) sind gerade von dem erkenntnistheoretischen Standpunkte des Verf. aus etwas Subjectives: sie erscheinen als Qualitäten, werden als solche aufgefasst. Sind sie apriorisch oder nicht? Der Verf. betont aber mehrfach, dass er auf dem Boden der Erfahrung steht; er findet diese qualitativen Lautstufen in den Sprachen also wohl vor. Dennoch wird er in seinem System alle 'Beziehungen der Lautqualität, die dem Sprachorgan überhaupt möglich sind', erschöpfen, 'ohne Rücksicht, ob sie in irgend einem Articulationssystem Verwendung finden oder nicht.'

Aber es ist dem Inhalte dieser Schrift gegenüber durchaus noch nicht an der Zeit in die Kritik der Methode selbst einzugehen. Diese Anzeige will auch nicht sowohl zur Lectüre des vorliegenden Heftes auffordern, als soweit sie es vermag auf das zu erwartende Werk selbst hinweisen und bekennen, dass der Ref. es mit Spannung erwartet.

Es kommt ja wohl vor, dass eine fähige wissenschaftliche Phantasie ungeschult ist oder mit zu geringen Voraussetzungen arbeitet; man pflegt auch zu sagen, es sei zuweilen leichter über eine Sache zu 'philosophieren', als sie zu beobachten. Derlei Einwendungen, die gerade die Art dieser Abhandlung nahelegen könnte, wollte der Verf. wohl die Spitze abbrechen, indem er dem Texte 'Anmerkungen' nachschickte. Er sagt von ihnen etwas gönnerhaft: 'Wenn ich außerdem wagte, in den beigegebenen Anmerkungen einige Tropfen aus dem Meere der hier zugrunde liegenden Einzeluntersuchungen beizubringen, so glaubte ich im Sinne derer zu verfahren, denen der Zugang zur höheren Theorie und den Problemen selber auf allen Gebieten nur an der Hand der Einzelfragen möglich scheint.' Aber er hat in ihnen ein giltiges Zeugnis thatsächlich niedergelegt, dass er als Fachmann in den verzweigten Fragen, die er behandelt, mitzureden berechtigt ist. Und darum hege ich das Vertrauen, dass seine ausführlichere Darstellung uns in der That Neues und Anregendes lehren werde. Näher aber und im einzelnen will ich mit dem kritischen Gehalte der Anmerkungen mich hier deshalb nicht beschäftigen, weil er im Zusammenhange mit den methodischen Anschauungen des Textes selbst steht und diese derzeit nicht spruchreif sind. Darum will ich hier auch nicht über etymologische Vorschläge, wie sie in dem Ansatze sprehhan — prehhan (Anm. 5) sich ausdrücken, oder über die Polemik gegen die Nasalierung (Anm. 16), oder gegen den 'lautlosen Augenblick' bei Verschlusslauten (Anm. 24) urtheilen.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Stuttgart. G. J. Göschen'sch Verlagshandlung.

29. 30. Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. 1890. CXLIII u. 367 SS. Preis 5 Mk. 80 Pf.

31. Über die bildende Nachahmung des Schönen von Carl Philipp Moritz. 1888. XLIV u. 45 SS. Preis 90 Pf.

32. Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Joh. Anton Leisewitz. 1889. LXVIII u. 143 SS. Preis 2 Mk.

33—38. Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgegeben von A. Sauer. 1890. CIX u. 422 SS. Preis 8 Mk. 40 Pf.

Die Seuffert'schen Neudrucke sind vor Jahresfrist aus dem Verlage der Gebrüder Henninger in Heilbronn in den von rühriger neuer Hand geleiteten der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart übergegangen; fortab gibt es keine Heilbronner Neudrucke mehr. Ein solcher Verlagswechsel wirft kein gutes Licht auf die Prosperität des Unternehmens; auch die Seuffert'sche Sammlung hat unter der Apathie des Publicums zu leiden. Sicherlich finden sich unter den bisher erschienenen achtunddreißig Heften

mehrere Gaben von unschätzbarem Werte; der Neudruck der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772, die Edition der „Ephemeriden und Volkslieder" von Goethe, der A. W. Schlegel'schen Vorlesungen von 1801—1804, letztlich die Reproduction der seltenen „Schleswigischen Literaturbriefe" und der ebenso seltenen Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen" von C. Ph. Moritz, sie alle bieten treffliche Grundlagen zu seminaristischen Übungen. Und wenn auch bei einzelnen der Gaben sich rechten ließe, ob sie nothwendig waren oder nicht, immerhin kann der geringe geschäftliche Erfolg einer für die intimere Kenntnis der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts hochwichtigen Sammlung nur beklagt werden. Die Ursache desselben glaube ich freilich in den hohen Preisen einzelner Hefte zu erblicken. Die Seuffert'sche Sammlung hatte billig angefangen; doch bald hat sie aufgehört, mit Pfennigen zu rechnen. Sollten Mk. 4·20 für die kleinen kunsthistorischen Schriften von Heinrich Meyer nicht zu viel Geld sein? Vertheuert wurden die Neudrucke durch allzu umfangreiche Einleitungen; statt eine knappe Einführung, einen Commentar des Nothwendigen zu bieten, hat man vorgezogen, literarhistorische Untersuchungen voranzustellen. Dergleichen fände der Gelehrte ebenso bequem in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, während das weitere Publicum durch ein den Text an Umfang erreichendes Vorwort abgeschreckt wird, das statt einer Erläuterung des Gebotenen lediglich neue Fragen und Probleme bietet. Auch die beste literarhistorische Untersuchung ist ephemer, und Ephemeres sollte nicht an Texte gebunden werden, die doch nicht nur für heute und morgen, sondern für viele Jahrzehnte neu gedruckt worden sind. Die interessanten Hypothesen von Joh. v. Antoniewicz zu Joh. Elias Schlegels ästhetischen Schriften haben scharfen und zum Theile nicht unberechtigten Widerspruch erfahren; und soll denn die verfehlte Basis, auf der Weizsäcker die Theorien Heinrich Meyers aufgebaut hat, auf Generationen weiter vererbt werden?

Innerhalb der neueren Hefte hat Sauer, heute neben Suphan fraglos die gewiegteste Autorität und der erfahrenste Specialist auf dem Gebiete der Editionen, eine Ausgabe, nicht einen Neudruck der „Poetischen Werke" von J. P. Uz geliefert. Sauers „Uz" gibt der deutschen Philologie ein eminentes Muster, wie neuere Autoren zu edieren sind, und durch seinen hohen methodischen Wert wird das Buch sicherlich lange als glänzendes Beispiel allen auf diesem Felde Mitstrebenden vorschweben; die Einleitung bietet in weiser, streng methodischer Beschränkung nicht eine Monographie über Uz, nicht eine Geschichte der anakreontischen Dichtung; sie verfolgt lediglich die äußere Geschichte der einzelnen Ausgaben. In Sauers „Uz" sind die Seuffert'schen Literaturdenkmale zum erstenmale von ihrem Principe abgegangen, nur Neudrucke, nicht Ausgaben mit philologischem Apparate zu geben. Denn auch R. M. Werners Edition des „Julius von Tarent" von Leisewitz verfolgt andere

Absichten. Sie ist ein Erbstück des früh verstorbenen Freundes, des Leisewitzbiographen Gregor v. Kutschera. Allerdings hat Werner das meiste noch hinzuthun müssen, und vor allem eignet ihm die Einrichtung des Buches. Werner gibt einen genauen Abdruck des Originalmanuscripts und erweitert den Apparat nur durch das Material für die weitere Textgeschichte des Dramas; die Einleitung fasst zusammen, was sonst noch für die Entwicklungsgeschichte nothwendig ist. Klärlich beabsichtigt Werner, nicht ein Muster philologischer Textbehandlung, sondern eine Grundlage für Arbeiten zu schaffen, die das Gebiet der Poetik bebauen. An seiner Ausgabe des „Julius von Tarent" soll gelernt werden, wie ein Dichtwerk entsteht, wenn dessen Verfasser ein feinsinnig urtheilender Denker ist, wie Leisewitz.

Im Gegensatze zu Sauers „Uz" und zu R. M. Werners „Julius von Tarent" möchte ich Auerbachs langersehnten Neudruck der Moritz'schen Abhandlung zu den oben charakterisierten Ausgaben mit allzu breit gehaltener Einleitung zählen. Ich habe an anderem Orte geäußert, welche Bedenken ich gegen das Detail des Auerbach'schen Vorwortes hege [1]); hier sei nur fetgestellt, dass eine nach Möglichkeit vollständige Geschichte der Wirkung von Moritz' Schrift besser als selbständige Monographie aufträte, eine lückenhafte keinesfalls dem Neudrucke derselben angehängt sein sollte.

Auch von Weilens Einleitung zu den „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur" hätte ich lieber an anderer Stelle gelesen, um so lieber, als sie eine wirkliche Förderung einzelner in ihr erörterter Fragen bedeutet. Leicht hätte sich aus dem reichen, von dem Herausgeber beherrschten Materiale eine Geschichte der Shakespeare-Erkenntnis im 18. Jahrhundert bilden lassen, die man doch zunächst nicht in der Einleitung eines Neudruckes der „Schleswigischen Literaturbriefe" sucht. Weilen hatte sich bisher nur als Kenner der dramatischen Literatur bewiesen; jetzt hat er in relativ kurzer Zeit den widerhaarigen Stoff der Ästhetik des 18. Jahrhunderts zu seinem Eigen gemacht und dank eindringlicher Kenntnis umfangreiches und förderndes Material zutage gebracht. Doch gerade die Menge hätte ihn abhalten sollen, den gesammten Stoff zu einer Einleitung zu verwerten; das 150 Seiten zählende Vorwort leidet an einer schwer übersehbaren Disposition, da es zugleich eine allerdings nicht abschließend Monographie über Gerstenbergs ästhetische Ansichten, eine Übersicht der Shakespeareliteratur des 18. Jahrhunderts und ein Commentar der Briefe ist. Letztere wenigstens hätte Weilen besser separat von Seite zu Seite fortschreitend zusammenstellen sollen, wie der Herausgeber der Wilhelm Schlegel'schen Vorlesungen es gethan hat. Die Einleitung hätte stilistisch gewonnen.

---

[1]) Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur: Anzeiger 17, 260 ff.

Ich kann hier nicht im Detail die Vorzüge der Weilen'schen Arbeit darlegen. Nur Einzelnes sei hervorgehoben. Zunächst die Verfasserfrage. Weilen hat die Zahl der äußeren Zeugnisse nicht stark vermehren können, während Redlich in der Lage gewesen zu sein scheint, aus jetzt nicht zugänglichen Papieren Aufschluss zu geben. Eindringliche stilistische und inhaltliche Vergleichungen mit den Gerstenberg-Artikeln der „Hamburger neuen Zeitung" haben den Mangel äußerer Zeugnisse zum Theile ersetzt. Freilich hat Weilen nur Jahrgang 1767 und 1768 zur Verfügung gehabt; für 1769 und 1770 war er auf handschriftliche Concepte Gerstenbergs angewiesen. Immerhin ist Helfr. Peter Sturz endgiltig aus dem Kreise der Mitarbeiter verbannt; der wichtige 20. Brief ist für Gerstenberg gewonnen, er ist zum Theile in Gerstenbergs Nachlass handschriftlich erhalten; leider gibt der Herausgeber keine näheren Daten im krit. Anhange; als Übersetzer der Neuen Edda ist Kleen wahrscheinlich gemacht.

Sicherlich sind die beiden großen Tendenzen der „Merkwürdigkeiten", der Shakespearecult und der Geniecult, aus Gerstenbergs Kopfe entsprungen. Über Shakespeare und über das Originalgenie hat Gerstenberg für Deutschland Neues zu sagen gewusst; von ihm hat der Sturm und Drang die beiden Tendenzen überkommen, um sie zu den ersten Thesen seines Programmes zu erheben. So klar im großen und ganzen die Wirkung Gerstenbergs auf die Stürmer und Dränger ist, dennoch dürfte im einzelnen manches noch näherer Bestimmung bedürfen. Auch vor Gerstenberg hat man in Deutschland und insbesondere im Auslande Shakespeare und Genie zu würdigen gewusst. Was also ist das wesentlich Neue, das Plus den Vorgängern gegenüber? . . .

Die Untersuchung wird erschwert durch die eigenthümliche Verbindung, in welcher der wachsende Ruhm Shakespeares mit der besseren Erkenntnis des Genies sich befindet. Vor allem in England: Frankreich hat über das Genie Förderliches geliefert, ehe es zu einer intimeren Kenntnis Shakespeares gekommen war.

Weilen hat, was Max K o c h in seinem Buche „Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswig'schen Literaturbriefe" (München 1879) geboten hatte, durch emsige Studien erweiternd und vertiefend, zur Shakespearefrage reiches Material beigebracht.

Zwei Bücher haben, von England ausgehend und alsbald von Deutschland recipiert, die S h a k e s p e a r e f r a g e in lebhaften Fluss gebracht; Weilen würdigt sie eingehend und sucht ihre Wirkung auf Deutschland festzustellen: Young's Schrift „On original composition" von 1759 (vgl. Einl. S. IX ff., XV ff.) und Henry Home's (Lord Kames oder Kaimes) „Elements om Critism" von 1763—1766 (vgl. ebd. S. XVIII f.). Beide sind wichtig genug, um ihnen ein Wort zu widmen.

Y o u n g's Aufsatz (vgl. K. H. v. S t e i n „Die Entstehung der neueren Ästhetik", Stuttgart 1886, S. 136 ff.) ist eines der an-

regungsreichsten Documente der „Querelle des anciens et des modernes“. Der Streit zwischen antik und modern, den Perrault zwar nicht zuerst angeregt, aber doch zuerst in bestimmte Formeln gebracht hatte, bekam durch Young eine ganz neue Wendung. Perrault und seine Anhänger haben ihre Waffen lediglich den Gesetzen poetischer Technik des 17. Jahrhunderts entlehnt. Solcher principieller Ablehnung eines historischen Urtheils gegenüber stellt sich Young in seiner Vertheidigung der Modernen auf einen ganz entgegengesetzten Standpunkt. Während die Franzosen letztlich einschränkend, beengend wirken, sucht er Gleiches wie sie durch größte Liberalität der Grundsätze zu erreichen. Er will gleiches Recht für Alle; der moderne Dichter soll seinem Talente keine der Antike entlehnten Fesseln anlegen. An dieselbe Quelle soll er sich wenden, aus der Homer geschöpft hat: an die Natur. Sichtlich verspürt man in Youngs Buche den belebenden und erfrischenden Hauch des Locke'schen Empirismus. Wie Lockes „Essay concerning human unterstanding“ von 1690 mit dem Scholasticismus und Cartesianismus aufgeräumt und die englische und französiche Philosophie des 18. Jahrhunderts ein- für allemal in eine empiristische Richtung gelenkt hat, so will Young an Stelle unfruchtbarer Erörterungen alter Grundsätze eine echte Empirie, eine aus der Natur geschöpfte Poetik setzen.

Was in seinem Buche wie eine dunkle Ahnung durchblitzt, hat Lockes Schüler Henry Home verwirklicht. Seine „Elements of Critcism“ (vgl. v. Stein a. a. O. S. 202 ff.) sind der erste principielle Versuch einer Ästhetik, die lediglich auf psychologischer Empirie aufbaut. Die psychische Genesis der Gefühle des Schönen und Erhabenen will Home klargetellt wissen, ehe er an eine gesetzgebende Ästhetik schreitet. Sein erster Versuch ist mangelhaft ausgefallen und bald überholt worden; dennoch hat er mächtig gewirkt, und gerade in Deutschland. Meinhardts Übersetzung hat dem Buche hier eine weite Verbreitung verschafft; die Home überholenden Schriften von Alison, Yeffrey, Dugald Stewart haben in Deutschland nie durchgegriffen; zu mächtig ist alsbald die intuitivisische Ästhetik Shaftesburys eingedrungen. Die Intuitivisten, allen voran Shaftesbury und Hutcheson, haben die sorgsam Schritt vor Schritt setzende Empirie zu überflügeln geglaubt, wenn sie ohne psychologische Begründung einen besonderen inneren Sinn für die Empfindung des Schönen annahmen, welch letzteres sie für eine objective, den Gegenständen inhaerierende Eigenschaft halten zu dürfen glaubten. Herder hat sich von den blendenden Ausführungen Shaftesburys hinreißen lassen, und die idealistische Philosophie der Gegner Herders hat in Shaftesbury verwandte Gedanken gefunden. Die neuere psychologische Ästhetik ist nicht nur in England durch Bain und Herbert Spencer, sondern auch in Deutschland durch Scherer und Wilhelm Dilthey zu der Richtung Homes zurückgeführt worden.

Während der Lockianismus in England den Boden für eine gerechte Würdigung Shakespeares vorbereitete, haben in Frankreich die Locke'schen Impulse nicht den gleichen Erfolg gehabt. Nach wie vor beherrscht die Ästhetik Boileaus das Kunsturtheil. Selbst Diderot hat sich in Missurtheilen gefallen (vgl. etwa in der Ausgabe seiner Werke durch Assézat 7, 137). Wenn er auch gegen Voltaire, dessen Stellung zu Shakespeare Weilen ausführlich erörtert (Einleitung S. XI ff.), den englischen Dramatiker vertheidigt, über eine an Einschränkungen und Cautelen reiche Billigung kommt er nicht hinaus. „Convenez", schreibt er den 29. September 1762 an Voltaire, „Convenez, que c'est un homme bien extraordinaire que Shakespeare. Il n'ya pas une de des scènes dont avec peu de talent on ne fît grande chose. Est ce qu'une tragédie ne commencerait pas bien par deux sénateurs qui reprocheraient à un peuple avili les applaudissements qu'il vient de prodiguer à son tyran? Et puis quelle rapidité et quel nombre!" Mag Diderot auch wirklich ein andermal Shakespeare dem Freunde gegenüber mit dem heil. Christoph von Notre Dame in Paris verglichen haben — dieser sei das Werk eines Steinmetzen und doch könnten die größten Männer unter seinen Füßen durchschreiten (vgl. „Correspondance de Métra" 1787; 6², 425) — den Tenor seines Urtheils bietet doch der Artikel „Génie" der Encyklopädie: „Le sublime et le génie brillent dans Shakespeare comme des éclairs dans une longue nuit." —

Die durch Young und Home in Deutschland angeregten Urtheile, wie sie Weilen verfolgt, dann insbesondere die Wielandische Shakespeareübersetzung, die er trefflich charakterisiert, lassen Gerstenbergs Verdienst klar hervortreten. Er hat, um es kurz zu sagen, zum erstenmal in Deutschland eine von den besten Ideen der englischen Kritik getragene Charakterisierung der Dramen Shakespeares zu liefern verstanden, um erst in August Wilhelm Schlegel oder vielleicht besser in Caroline einen würdigen Nachfolger zu finden. Weder Lessing, noch Herder haben eine Gesammtcharakteristik geboten.

Die Geniefrage hat Weilen nicht wesentlich über Max Koch gefördert; auch ich kann im engen Rahmen einer Anzeige nur flüchtige Blicke auf ein umfangreiches Material werfen, dessen erschöpfende Analyse ich mir für andere Gelegenheit vorbehalte.

Gerstenberg nennt im zwanzigsten Briefe — er kommt vor allen in Betracht — seine Vorgänger in Deutschland (S. 216, 12 ff.); einige Versehen Max Kochs und Weilens stillschweigend corrigierend gebe ich die bibliographischen Daten. In Deutschland hat zuerst Sulzer über das Genie gehandelt in seiner „Analyse du génie" („Histoire de l'Académie des Sciences et belles Lettres 1757", Berlin 1759), deutsch in Nicolais Berliner „Sammlung vermischter Schriften" (1760) und in Sulzers „Vermischten philosophischen Schriften"² 309; besprochen wurde Sulzers Schrift von

Mendelssohn im 92. Literaturbriefe, neuerdings trefflich analysiert von Braitmaier „Geschichte der poetischen Theorie usw." 2, 62 ff. In der genannten Berliner „Sammlung" 2, 131 ff. und 3, 1 ff. hat Resewitz dem Thema zwei Aufsätze gewidmet; der erste wurde recensiert von Mendelssohn im 93., der zweite im 208. Literaturbriefe; sämmtliche drei Literaturbriefe (92 f. und 208) bespricht Braitmaier a. a. O. 2, 189. Als dritter hat in einer selbstständigen Arbeit der Geschichtsschreiber des Grotesk-Komischen, C. F. Flögel, das Wort ergriffen in den „Vermischten Beiträgen zur Philosophie und den schönen Wissenschaften" (Breslau 1762); der Aufsatz ist mit einigen Veränderungen in Flögels „Geschichte des menschlichen Verstandes" übergegangen (Breslau 1776, [3] 15—61). Mit Flögels Aufsatz beschäftigt sich Resewitz im 317.—319. Literaturbriefe.

An der citierten Stelle des 20. Briefes erwähnt Gerstenberg lediglich die drei selbständigen Arbeiten Sulzers, Resewitzens, Flögels. Jedenfalls hat er auch die sechs genannten Literaturbriefe gekannt. Zwar meint er von jenen, sie enthielten alle recht gute Anmerkungen; allein was diese Gelehrten Genie nannten, sei nur bestimmte Fähigkeit, und genüge nicht, das Werk des Genies von Meisterstücken großer Köpfe ohne Genie zu unterscheiden. — „Dies letzte verstehe ich nicht", lässt sich Gerstenberg von seinem Interlocutor einwenden. Ich möchte es dem letzteren nicht übel nehmen, wenn er auch nach den Aufklärungen Gerstenbergs so klug als wie zuvor ist. Uns gibt die in ihrer Terminologie entwickeltere Ästhetik der Neunzigerjahre des 18. Jahrhunderts die Interpretation an die Hand. Gerstenberg meint die von dem Sturme und Drange praktisch, von der Romantik theoretisch durchgeführte Scheidung von Genie und Correctheit. Die Romantik, in Schillers Fußtapfen wandelnd und durch ihn an die Verwertung des Kant'schen Freiheitsprincipes für ästhetische Fragen gewöhnt, hat sich leichter verständlich machen, ihre Lieblingsthese besser begründen können, als der schleswigische Literat. Für Schiller und für die Romantik ist das Genie Temperamentssache; ein wenig lebhaftes Naturell, eine Temperamentstugend wird leicht den Regeln eines poetischen Kanons nachkommen; dem starken Temperamente wird der Widerstreit von Trieb und sittlichem Freiheitsprincipe weit schwerer fallen; nur bei diesem darf die letztliche glückliche Einigung von Trieb und Freiheit als Verdienst betrachtet werden. — Gerstenberg ist zu solcher strenger Formulierung nicht gekommen; er hat das dunkle Gefühl, Johnson, Corneille, Virgil seien aus anderem Holze geschnitzt, als Homer und Shakespeare. Wer diese letzteren Genies nennt, darf jene nicht mit gleichem Namen bezeichnen. Allerdings ist gerade zu Gerstenbergs Zeit mit dem Worte Genie unglaublicher Missbrauch getrieben worden; ein Blick in Herders „Fragmente" lehrt, wie jene neue, in den Kinderschuhen wandelnde Literatur die ersten schwachen Ansätze aufsteigender Bewegung mit

dem Ehrentitel des Genies gewürdigt hat. Da werden die Lange, die Pyra, die Gleim oder gar eine Karschin ohne Zaudern als Genies aufgezählt ... Gerstenbergs, wenn nicht theoretisch, doch praktisch scharfe Scheidung hat mächtig gewirkt. Sie hat beigetragen, dem Genie die exceptionelle Stellung zu schaffen, welche der Sturm und Drang ihm zuerkennt.

Freilich haben die schwankenden Begriffsbestimmungen des 20. Briefes auch ihre Schuld an der Maßlosigkeit des Sturmes und Dranges. Erst die Achtziger- und Neunzigerjahre, erst Goethe und Schiller haben gezeigt, dass Genie und Maß vereinbar ist.

Wie ist Gerstenberg zu seinen ästhetischen Neuerungen gekommen? Nur eine Durchmusterung seiner Vorläufer in England, Frankreich und Deutschland kann es lehren.

Den Reigen der englischen Ästhetiker, die über das Genie geschrieben haben, eröffnet mit einem feinsinnigen Aufsatze der „Spectator" (Nr. 160). Schon er definiert das Originalgenie im Sinne der Stürmer und Dränger. Mit scharfer Polemik gegen den Missbrauch des Wortes setzt er ein. Ausschließlich die alles Angelernten entbehrende natürliche Begabung lasse das Genie Dinge schaffen, die über alle Producte des bel esprit hoch hinausragen. Was die von Regeln nicht gebrochene Kraft des Homer zustande gebracht hat, war Vergil nicht gegönnt. Und gewaltiger trete noch die Macht der Naturpoesie im Alten Testamente, insbesondere bei Salomon hervor. Gegen Homer und Salomon, gegen Pindar und Shakespeare kann Plato und Aristoteles, Vergil und Cicero, Milton und Bacon nur in zweiter Linie in Betracht kommen; jene sind wilde, regellose, aber erhabene Pflanzen eines glücklichen Klimas, diese hat bei aller Größe ihrer natürlichen Dispositionen eine ordnende und regelnde Hand eingeschränkt. Hochinteressant, wie der englische Kritiker an seinem Shakespeare das kleinliche Raffinement verdammen lernt, mit dem die französische Ästhetik das Drastische der biblischen und homerischen Gleichnisse verfolgte. Über die Nachfolger des Spectatorartikels in England kann ich mich kurz fassen und im wesentlichen auf Weilen (Einl. S. IX ff.) verweisen. Eine weitere Annäherung an Gerstenberg war schwer möglich, nur ein Ausbau des großentworfenen Programmes. Wenn Warton 1756 den „man of rhymes" dem Genie gegenüberstellt, bietet er nur eine andere Formulierung des Spectatorgedankens. Auch Young zieht nur die Consequenzen für den schaffenden Dichter vom Gesichtspunkte der querelle des anciens et des modernes; was v. Stein (a. a. O. S. 137 ff.) in glänzender Charakteristik über Young vorbringt, muss mit Hinblick auf den von ihm nicht genannten Spectatorartikel modificiert werden: Wiederholung der Gedanken des „Spectator" ist die Scheidung des männlichen und weiblichen Genies; jenes, Shakespeare etwa, komme aus den Händen der Natur, wie Pallas aus dem Kopfe des Zeus; ein Swift hingegen ist mit Gelehrsamkeit tingiert. Eher modificiert der mächtig treibende Refor-

mator Young die Ideen des Spectatorartikels im Sinne der Franzosen, wenn er bedauert, dass Shakespeare nicht einer gebildeteren Zeit angehört habe. — Freilich, hinreißender und impulsiver hat keiner über das Genie gesprochen, als Young!

So schwer ein Überbieten des Spectatorprogramms war, England war nicht müssig. Nicht das Geniale eines kühnen ersten Wurfes, aber sorgsam feinsinnige Vertiefung bietet ein Buch, das gleichzeitig mit den „Merkwürdigkeiten" in London erschienen ist und im großen und ganzen den Standpunkt bezeichnet, den die englische Ästhetik um 1767 dem Genieprobleme gegenüber eingenommen hat. William Duffs umfangreiche Abhandlung: „An essay on original genius and its various modes of exertion in philosophy and fine arts, particularly in poetry" ist durch Alexander Gerards „Essay on genius" von 1774 bald überholt worden; und gerade in Deutschland hat Garves Übersetzung des Gerard'schen Essay (1776) ihm allen Boden entzogen (vgl. über diesen v. Stein a. a. O. S. 219); dennoch ist die exacte und übersichtliche Darstellung Duffs mindestens historisch interessant.

Zum Genius nothwendig ist dem Verf. zufolge Phantasie, Urtheil, Geschmack; strenge trennt er den Originalgenius von dem Genius überhaupt. Stärkere und umfangreichere Phantasie, größere und tiefere Erkenntnis der umliegenden Welt, die stärksten Farben in hellster Beleuchtung sind ihm eigen; rascher und ausgebreiteter ist die Fähigkeit der Combination; zum Schöpfer macht ihn seine intensive und plastische Phantasie. Neue Gedanken, neue Lichter gehen von ihm aus. Wenn er auf der einen Seite durch jede Art der Erfindung ergötzt, entschlägt er sich doch nicht eindringlichster Prüfung von Ursache und Wirkung. Das Genie also ist Maximum auf allen Gebieten; Mängel und Fehler, die einem Übermaße natürlicher Kraft entsprängen, bleiben unerwähnt.

Duff verfolgt das Originalgenie in Philosophie und Kunst; merkenswürdig ist insbesondere das Schlusscapitel: Mit richtigem Blicke erkennt er die Schwierigkeiten, welche dem dichterischen Genius im modernen Leben entgegenstehen. Nicht Studium und nicht Bücher könnten das Genie schaffen; Armut und Reichthum, die Folgen der Cultur, hemmen seine freie Entwicklung; die Ruhe einfacher, ländlicher Verhältnisse thut ihm noth, während das vorwärts drängende, in stetem Wettkampfe befindliche Leben moderner, großer Städte seine besten Kräfte lahmlegt... Was der englische Empirist aus sorgsam zusammengetragenem Materiale ableitet, hat die spätere Ästhetik, befruchtet von Rousseau, insbesondere aber Schiller, zu grandiosen welthistorischen Constructionen des Gegensatzes von Natur und Cultur ausgeweitet. Dem Freunde Goethe weiß Schiller darzulegen, was er verloren hat, nicht auf griechischem Boden geboren zu sein[1]).

---

[1]) Duff hat seinen theoretischen Auseinandersetzungen im Jahre 1770 Charakteristiken einzelner Dichtergenies folgen lassen; Homer,

Die französische Kritik des 18. Jahrhunderts ist überhaupt, insbesondere indes in der Geniefrage, ebenso durch die Literatur des 17. Jahrhunderts, durch Corneille, Racine und Boileau zu einseitiger Auffassung hingeleitet worden, wie auf die englische Ästhetik Shakespeare befreiend gewirkt hat.

Dubos, geistreich, feinsinnig, aber nichts weniger als philosophisch geschult, überdies wenig gefördert von Huarte mit seinem von Lessing 1752 übersetzten „Examen de los ingenios" (Madrid 1566) und von Barclai mit seinem „Portrait du caractère des hommes, des siècles et des nations", Dubos hat eine recht unbestimmte Definition des Genies geboten, der man auf den ersten Blick ansieht, dass sie fürchtet zu viel zu sagen, und die lieber zu wenig sagt: „on appelle génie", meint er, „l'aptitude qu'un homme a reçu de la nature, pour faire bien et facilement certaines choses que les autres ne sçauroient faire que très-mal, même en prenant beaucoup de peine". Das war denn freilich eine grobe Unterscheidung von begabten und beschränkten Menschen! Auch von Stein hat die geringe Tragweite von Dubos' Ansichten erkannt (a. a. O. S. 237).

Louis Racine dringt im 12. Capitel seiner „Reflexions sur la poésie" (Amsterdam 1745) tiefer in die Sache; nicht begabt und unbegabt, sondern génie und esprit bringt er in Gegensatz. Wie die Mehrzahl seiner Aufsätze läuft auch dieser auf eine Apologie des berühmten Vaters hinaus: nicht nur Corneille, auch Jean Racine ist ihm Genie. Wie der Spectator, contrastiert er auch esprit und Genie; nur reduciert sich jener einem Genie Racine gegenüber nicht auf ein in tüchtiger Arbeit zu tadellosen Producten gelangendes Talent, sondern ganz auf das, was man im 18. Jahrhundert „Witz" nannte; auf eine lebhafte, glückliche und glänzende Phantasie, die bis zu einem gewissen Punkte zu Erfolgen führt. Ovid ist esprit, Vergil Genie.

Fontenelles Aufsatz „Sur la poësie en général" von 1749, auf den Braitmaier (a. a. O. 2, 190, Anm. 1) aufmerksam macht, bedient sich anderer Terminologie: Talent im Sinne unseres Genies, esprit etwa im Sinne unseres Talents; sein Talent ist die unbewusste Kunstthätigkeit, der gegenüber dem esprit, der bewussten, zu seinem Rechte verholfen werden soll. Fontenelle ist dem Genie abgünstig; dem denkenden Künstler will er eine gerechtere Würdigung zutheil werden lassen. Das stimmt zu seinen sonstigen Tendenzen (vgl. v. Stein S. 83). — Von Witz ist keine Rede.

Trublets Aufsatz „Du génie" in seinen „Essais sur divers sujets de littérature et de morale" (Paris 1754) ist dem Genie auch nicht sonderlich günstig. Die großen, aber vereinzelten Schön-

---

Ossian, Shakespeare, Spencer, Milton, Ariost, Tasso werden vorgeführt in seinen »Critical observations on the writings of the most celebrated original geniuses in poetry«.

heiten, die es schafft, setzt er den einheitlichen, fehlerlosen Producten des esprit gegenüber. Nicht für ihn hatte schon im 17. Jahrhundert Buckingham die Formel des „faultless monster“ geprägt (vgl. v. Stein S. 149). Genie und Geschmack blieben ihm unvereinbar.

Tiefere Blicke als von dem bornierten Trublet erwarten wir von Diderot. Sein anonymer Artikel „Génie“ in der Encyklopädie (1757) wird dem Gegenstande gerechter. Er vertritt die Bedeutung des Universalgenies; seine Seele sei weiter, größer, alle Eindrücke wirken stark in ihm nach, jede Idee, die ihm nahegebracht wird, setzt sich in Gefühl um, von allem empfängt es Anregung und alles bewahrt es treu auf. Außergewöhnliche Apperceptionskraft ist ihm eigen, wie die neuere Psychologie das nennt. Dennoch hindert auch in Diderots Augen die Höhe des Standpunktes, den es einnimmt, das Genie an einer nur der eisernsten Consequenz möglichen Stärke im Detail. Viel zu impulsiv, verstößt es auf Schritt und Tritt gegen den Geschmack. Als Feldherr, mag es Alexander der Große oder Condé heißen, wird es die consequente Ausdauer, die Combinationsfähigkeit eines Marlborough oder Turenne nicht erreichen. Obgleich zu gut in der englischen Ästhetik bewandert, um Vergil noch als Genie zu fassen, macht Diderot dem Genie Homers die Eleganz des römischen Dichters zum Vorwurf. Von solchen Anschauungen kommt Diderot auch zu der oben citierten Stelle von den Genieblitzen in der langen Nacht Shakespeare'scher Kunst. — Dennoch stellt der Artikel „Encyclopédie“ der Encyklopädie das Genie dem Versificateur Boileau gegenüber, wörtlich mit Wartons 'man of rhymes' übereinstimmend. Dem 17. Jahrhundert weist er die ausübende Kunst, dem 18. die Theorie zu: „Le génie ne connait point les règles; cependant il ne s'en écarte jamais dans ses succès“. Anders hat der Sturm und Drang auch nicht gesprochen; allein die Äußerung steht vereinzelt da. Diderots in Deutschland durch Lessings Übersetzung damals bekannteste Schrift: „De la poësie dramatique à M^r. Grimm“ spricht ein böses Wort über die Inspiration des Dichters: „Telle est la différence de l'esprit et du génie, que l'un est toujours présent, et que souvent l'autre s'absente.“ Wenn es nicht inspiriert ist, wäre das Genie ein recht banales Ding! — Ein damals nicht gedrucktes Fragment allein kommt auf die Einschränkung des Gebrauches von Genie zurück; nicht Livius, nur Tacitus sei Genie (bei Assézat 3, 536).

Racine, Fontenelle, Trublet und Diderot kennen alle den Unterschied von Genie und esprit; dennoch ist ihre Auffassung nicht dieselbe. — Erst Helvétius hat den Ausgleich gefunden. Sein umfangreiches Buch „De l'esprit“ (1758), als dessen Mitarbeiter sich Diderot bekannt hat, darf sich einer mächtigen Wirkung auf seine Zeit rühmen, dennoch liegt seine Stärke nicht in kritischer Schärfe, nicht in tiefeindringender Analyse. Seinen Einfluss dankt er den materialistischen Ideen, die er vertritt. Ihm

sind die einzigen sittlichen Motoren Freude und Schmerz, der Egoismus allein sichere Basis einer ersprießlichen Ethik. Solche Tendenzen lassen auch in der Geniefrage ein nebuloses Schwärmen nicht zu. Wenn auch Helvétius, alles eher denn ein elastischer Geist, ein gewandter Schriftsteller, stark ins Schematisieren verfällt, sobald er die verschiedenen Erscheinungsformen des Genies durchprüft, immerhin bedeutet der vierte Theil seines Buches „Des différents noms donnés à l'esprit“ einen wesentlichen Fortschritt. Das ist Lessing'sche Art, die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes bis in die letzten Verzweigungen zu verfolgen, um Klarheit in den Vorstellungen zu schaffen. Ohne strenge Systematik, die nur bei deductiven Methoden sich leicht ergibt, unterscheidet er zehn Arten des esprit: le génie, l'esprit fin, l'e. fort, l'e. de lumière oder lumineux, l'e. étendu, l'e. penétrant, le goût, le bel esprit, l'e. du siècle, l'e. juste. Die verschiedenen esprit-Arten, welche die Vorgänger dem Genie gegenübergestellt hatten, erscheinen vollzählig.

Wenn die englische Ästhetik das Genie an sich in Betracht gezogen hatte, wenn sie ihm direct auf den Leib gegangen war, so dankt die französische Kritik ihre Erfolge der Untersuchung des Gegensatzes von Genie und esprit. Keiner hat diese Untersuchung eindringlicher durchgeführt als Helvétius; er hat auch das meiste erreicht. Er sieht die Größe des Genies in dem Umfange des Gebietes, welches er beherrscht, und in der Bedeutung desselben: „On obtient le titre d'homme de génie, si les idées forment un grand ensemble, sont fécondes en vérités et intéréssantes pour l'humanité“. In der Kunst wird das Genie dem Talente Lehrer sein, welch letzteres nur im kleineren Genre Befriedigendes leistet. Und zwar ist nur das Epos umfangreich und bedeutend genug, um als Werk des Genies gelten zu dürfen; das einzelne Drama nicht. Corneille wird nur durch die ganze Reihe seiner Meisterwerke zum Genie gestempelt. — Auf diesem umfangreichen Gebiete muss das Genie schöpferisch wirken. Erfindung ohne Genie ist denkbar, Genie ohne Erfindung nicht. Besonders charakteristisch für Helvétius ist die Anschauung, man müsse im richtigen Augenblicke hervortreten, um Genie zu werden; nur wer das Glück hat, im entscheidenden Momente das Tüpfelchen auf das I zu setzen, erlange den Ehrentitel des Genies. In ungünstiger Epoche kann auch eine außerordentliche Begabung seiner verlustig gehn... So fördernd die einzelnen Gesichtspunkte von Helvétius sind, so hoch er das Genie ansetzt, dennoch weht durch die Ausführungen Diderots ein frischerer, an den Sturm und Drang erinnernder Luftzug.

Gegenüber der Geschichte der Geniefrage in England und Frankreich, welche ich nur in ihren wichtigsten Etappen habe erörtern können, bieten die analogen Bemühungen in Deutschland ein trauriges Bild. Wir besitzen eine ausführliche und geistreich historisch entwickelnde Geschichte des Wortes Genie in Deutsch-

land in dem über fünfzig Spalten langen Artikel Hildebrands in Grimms Wörterbuch (4, 1, 2, 3396—3449; des Bandes 7. Lief. von 1886); sie scheint, so viel ich sehe, wenig Beachtung gefunden zu haben. Selbst der fleißige Braitmaier kennt sie nicht, obwohl gerade für ihn eine solche Materialiensammlung in dem bücherarmen Tübingen sehr wichtig gewesen wäre. Leider gibt Hildebrand wenig über die nächsten Vorgänger Gerstenbergs; über Gerstenberg selbst gar nichts. Nur einmal (12, h, γ) citiert er nach Adelung eine von diesem ohne Quellenangabe gebrachte These Gerstenbergs: „Das Genie schafft, das Talent setzt nur ins Werk" (Neudruck S. 220, 11).

Sulzer ist von Dubos angeregt, scheint nur dessen Definition zu kennen; was sollte der Pedant mit dem geistreichen Aperçu des Franzosen anfangen, dessen gute Seite, die weise Beschränkung, für ihn nur eine Falle war? Sein Recensent Mendelssohn hat die Sache weiter getrieben. Er kennt noch den für die Geniefrage wenig förderlichen Baumgarten (vgl. Braitmaier 2, 188) und Trublet, aus dessen Essay er sich den Satz holte, nur ein mittelmäßiger Kopf könne ein Meisterwerk schaffen; mithin schafft auch für Mendelssohn das Genie phantastisch Regelloses. Besseres bietet sein 208. Literaturbrief. Resewitz hatte sich gegen Helvétius' Scheidung von Genie und esprit de lumière gewendet; er nämlich findet in der Fähigkeit „anschauender Erkenntnis" den Vorzug des Genies. Der esprit lumineux des Helvétius besteht aber gerade in der Gabe, dunkle und schwer zugängliche Wahrheiten deutlich zu machen. Mendelssohn wurde durch Resewitzens Polemik zu der Frage gebracht, ob das Genie mit dem Verstande empfinden könne. Man lese bei Hildebrand (10, d) nach, inwieweit Mendelssohn mit dieser Frage das Problem der intuitiven Erkenntnis aufgeworfen, welches später in Schillers „Künstlern" seinen blendendsten dichterischen Ausdruck gefunden hat. Ich kann den Gedankengang nicht weiter verfolgen, da er ganz von Gerstenberg abführte. Denn die Frage des wissenschaftlichen Genies, das von Kant energisch geleugnet worden ist, berührt der schleswigische Literat nicht.

Genie und Witz, allein nur im Sinne Racines, trennt Resewitz auch. Näher an Gerstenberg heran, kommt er erst in der Besprechung Flögels. Flögel scheidet mit richtiger Verwertung französischer und englischer Ansichten die Genies nicht nach ihren Gebieten, sondern nach ihren Fähigkeiten. Das gemeine Genie, folgert Resewitz, könne durch Verwahrlosung erstickt werden, das große niemals. Das hatte schon Young behauptet. Ebendeshalb leugneten Flögel und Resewitz auch die Epochentheorie des Helvétius; ganz und gar nicht bedürfe das Genie eine günstige Epoche, um durchzudringen.

Immerhin haben die deutschen Ästhetiker vor Gerstenberg nicht viel mehr als die Antithese von Genie und Witz recipiert, die Lessing sich bis zur Hamburgischen Dramaturgie nicht hat entgehen lassen,

die ihm zur Polemik gegen Voltaire die besten Waffen geliefert hat. Überhaupt verräth Lessing die genaueste Kenntnis der ausländischen Arbeiten über die Geniefrage vor Gerstenberg. Nicht nur, weil er im 103. Literaturbriefe Wartons „man of rhymes" und Diderots „versificateur" citiert. Die Hamburgische Dramaturgie arbeitet mit den Sätzen des „besten französischen Kunstrichters unter den neuen", Diderots, wenn sie behauptet, das Genie kenne keine Regeln, übertrete sie indes nie.[1])

Gerstenberg, der, auf Winckelmann gestützt, exacte Definitionen in Kunstsachen vermieden wissen will, nähert sich in seinen positiven Angaben zumeist der Antithese von Genie und Talent im Sinne von Helvétius. Schöpferisch ist auch sein Genie; allein diese Eigenschaft erschöpft sein Wesen nicht; denn im wörtlichen Anklange an Helvétius behauptet er: „Wo Genie ist, da ist Erfindung, da ist Neuheit, da ist Original, aber nicht umgekehrt" (S. 228, 4). Den Flögel-Resewitz'schen Modificationen der Theorien des Franzosen entsprechend nimmt auch er an, dass Genie sich immer durchringe, Talent nicht vordringe, wenn es ihm an Gelegenheit fehlt (S. 220, 9). Ganz zu Helvétius stimmt seine Erklärung, das Epos, nicht das Drama sei vermöge seiner inneren Natur Werk des Genies[2]). In der Begründung weicht er allerdings ab und greift tiefer.

Was er als Definition des Genies gibt, ist neu. Ihm ist Genialität die Fähigkeit des „Betruges höherer Eingebung", auf Inspiration, auf Enthusiasmus beruhender Illusion. Schon 1765 in seiner Übersetzung der „Bride" von Beaumont und Fletcher ist die Illusion verwertet. Wer Illusion zu erregen weiß, bedarf ängstlicher Beobachtung der Regeln nicht (vgl. v. Weilens Einl. S. XXIX) — eine Idee Mendelssohns (vgl. Braitmaier 2, 81 f.), welche Lessing etwa in der Geisterfrage der Voltaire'schen „Semiramis" für Hamlet ins Feld führt. Jetzt gibt er die Forderung der Illusion positiv; jetzt ist sie ihm wesentliches Merkmal des Genies.

Max Koch (S. 102) meint, in der Lehre von der Illusion sei im Grunde nur die alte schweizerische Theorie von der Nothwendigkeit des Wunderbaren, Überraschenden verborgen; Weilen scheint diese Auffassung zu billigen (S. LXVIII.). Wenn die Schweizer

---

[1]) Um Missdeutungen zu vermeiden, betone ich ausdrücklich, dass Johann Adolf Schlegels Excurs „Vom Genie in den schönen Künsten" erst in der dritten Auflage seines Batteux vom Jahre 1770 erschienen ist, also außerhalb des Rahmens meiner Untersuchung fällt.

[2]) Wenn auch seit Scaliger — wie Max Koch (S. 107) richtig bemerkt — das Epos als summum opus der Poesie gegolten hat, möchte ich doch annehmen, dass Helvétius nicht ohne Einfluss auf Gerstenberg geblieben ist. Ein anderes ist es, ob der junge Klopstock unter dem Einflusse des Miltonübersetzers Bodmer das Epos obenansetzt, ein anderes, wenn ein in der Verehrung des Corneille und Racine erzogener Franzose es dem Drama voranstellt. Um so wichtiger wird der Zusammenhang, in den das Epos von Helvétius wie von Gerstenberg mit dem Genie gebracht wird.

schon herbeibemüht werden sollen, so wäre im besten Falle an die Bemerkungen Bodmers gegen Conti zu denken, welche er anknüpfend an das inaniter angere und die falsi terrores des Horaz über dramatische Illusion vorbringt. Ich begnüge mich auf Braitmaier (1, 188 f.) zu verweisen; sehr richtig findet dieser das punctum saliens in Bodmers Ausführungen in einem steten Wechsel der Illusion und der Auflösung derselben, welcher Wechsel das Wesen des tragischen Effects sein soll. — Dass Gerstenberg anderswo hinaus will, zeigt schon seine Bezeichnung der dramatischen Illusion als einer unpoetischen. Ich begreife nicht, wie Koch zu seiner Auffassung gekommen ist; er hat ja erkannt, dass Gerstenberg plastische Gestaltungskraft austrebt, „den höchsten sinnlichen Ausdruck, den die Illusion erreicht" (S. 225, 30). Doch vielleicht trifft auch diese Umschreibung nicht ganz zu; denn von plastisch im Gegensatz zu musikalisch, wie Schiller die Begriffe gegenüberstellt, ist keine Rede. Gerstenberg spricht von der dichterischen Energie, von der Kraft, vermöge welcher jeder bestimmte Gegenstand mit allen seinen Verhältnissen, Beziehungen und Phänomenen mittelbar oder unmittelbar zur Individualität des Dichters in innigste Beziehung kommt. Nicht die Illusion ist gemeint, die Dubos verwirft, die J. C. König nur bei strenger, idealischer Wahrheit, bei getreuer Nachahmung der Natur für möglich hält; auch nicht was Diderot in der Abhandlung „Über die dramatische Dichtkunst" unter diesem Namen vorführt: „Der Dichter müsse sich der Vernunft und der Erfahrung eines verständigen Menschen zu bedienen wissen, so wie die Wärterin der Einfalt des Kindes". „Ein gut Gedicht ist ein Märchen, das wert ist, vernünftigen Menschen erzählt zu werden" (vgl. Lessing, Hempel 11, 2, 261). Vielleicht schwebt Gerstenberg der Gedanke dunkel vor, der dichterische Process sei mehr als eine auf verstandesmäßigem Wege erreichte Nachahmung der Natur [1]). Unausgesprochen liegt in seinen Worten das Bewusstsein, dichterische Thätigkeit sei ohne Phantasie nicht möglich, Phantasie im modernen Sinn gedacht. Freilich fehlt ihm das Wort, wie eine halbwegs richtige Vorstellung; seinen Zeitgenossen ist Phantasie lediglich eine auf bedeutendem Gedächtnis beruhende Erfindungsgabe. Die pathologische Seite des Problems, die zu reger Phantasie nothwendige Steigerung der Nerventhätigkeit, welche von Wahnsinn richtig abzugrenzen, eine der Lieblingsaufgaben moderner Psycho-

---

[1]) Man gestatte bei dieser Gelegenheit die Berichtigung eines kleinen Versehens v. Weilens. S. LXVIII spricht er von dem »Baumgarten'schen Spruch von der Nachahmung der schönen Natur«. Der Baumgarten'sche Grundsatz (S. 227, 9) ist natürlich nur das, was Gerstenberg über die »sinnliche Idee« (S. 226, 25), die oratio sensitiva perfecta, vorbringt. Die »Nachahmung der schönen Natur« ist das Princip von Batteux. Wenn Gerstenberg die letztere als »Grundsatz, nicht als Mittel« (S. 227, 10) anerkennt, so hat, glaube ich, Max Koch (S. 104 f.) diese dunkle Wendung genügend erklärt.

logie ist, war ihnen fremd. Dergleichen Fragen warf man lieber unter dem Gesichtspunkte der Inspiration, des Enthusiasmus auf.

Auch die Ergründung des Enthusiasmus war seit Plato nicht weit vorgeschritten. Der virtuose Shaftesbury sucht in seinem Briefe über den Enthusiasmus (von 1708) eine Vermittlung seiner Lebenskunst mit ihm. Für Shaftesbury ist er ein furor, der nur selten Gutes stiftet. Tiefer dringt der Artikel des Librettisten und Dramaturgen Cahusac in der Encyklopädie; er scheidet strenge zwischen furor poeticus und Enthusiasmus. Sehr fein interpretiert er den schöpferischen Enthusiasmus als Analogon des intensiven Eindruckes, den der Anblick eines Kunstwerkes erregt. Doch reduciert sich ihm das Ganze auf eine Verstandesoperation. Besser noch hat Marmontel in seiner „Poétique française“ (Paris 1763) dem Schleswiger Literaten vorgearbeitet. Von dem Artikel der Encyklopaedie befruchtet, protestiert auch er dagegen, den Enthusiasmus als „fureur vague et aveugle“ zu fassen. „C'est la passion des moment, dans sa verité, sa chaleur naturelle“. Hier findet sich die von Gerstenberg geforderte Steigerung des Gefühls, welche dem Dichter möglich macht, sich mit seinen Geschöpfen zu identificieren. Marmontel allerdings möchte den Enthusiasmus nicht weit über das Gebiet der Ode ausdehnen. In Gerstenbergs Augen sind Epos und Ode die besten Felder zur Bethätigung der Phantasie. Mit richtigem Blicke hat er herausgebracht, um wie viel mehr im Drama die Technik mitzureden hat — eine unverkennbare Vertiefung des Aperçus von Helvétius.

Mag gerade die absichtlich in verschwimmenden Farben gehaltene Darstellung der durch den dichterischen Enthusiasmus erzeugten Illusion Anklänge an Diderot oder an Duff bieten, ein wesentlicher Fortschritt gegenüber französischer und englischer Ästhetik ist dem Herausgeber der „Merkwürdigkeiten“ nicht abzusprechen. Diderot kommt über die Betonung des intensiveren Schaffens nicht hinaus, welches das Genie von anderen Menschen scheidet. Auch Duff hat zu dieser Intensität dichterischer Thätigkeit nur wenig fördernde Erörterungen über Phantasie geboten. Auch er weiß noch nichts von dem der Phantasie zugrunde liegenden Enthusiasmus, nichts von der gesteigerten Nerventhätigkeit des Dichters. Zeigen doch die ebenso sorgsamen, als mühsam kleinlichen Untersuchungen der Associationsgesetze, wie sie Gerard noch anstellt, wie wenig reif die Zeit für die von Gerstenberg mehr instinctiv geahnten, als klar ausgesprochenen Gedanken war. Der Sturm und Drang hat aus ihnen Gutes und Böses geschöpft; Gerstenbergs Worte lassen ebenso den Titanen Prometheus zu, wie sie die glückliche „Dumpfheit“ Goethes anticipieren, der wir die schönsten Blüten des ersten Weimarer Zehnjahrs danken. Andere haben freilich die Berechtigung einer nach schlechtem Tabak und nach schlechtem Weine duftenden Kneippoesie aus ihnen herausgelesen. Auch Bürger hätte aus den mehr impulsiv kühn hinge-

worfenen, als zur höchsten Klarheit durchdachten Sätzen Gerstenbergs eine Apologie seiner widerlichsten Producte sich zurechtzimmern können. — Wie böses Blut solche Missdeutungen gemacht haben, wolle man in den geschickt ausgewählten Zeugnissen bei Hildebrand nachlesen.

Einige kleinere Verstöße und Versehen Weilens namhaft zu machen, muss ich den Fachgenossen überlassen, die über mehr Raum gebieten; im Interesse der Verwohlfeilung des Ankaufspreises wäre der den Briefen angehängte Neudruck der „Skalden" vielleicht besser unterblieben, zumal da Hamel das Gedicht im Anhange seiner Klopstockausgabe (Kürschners Deutsche National-Literatur 48, 289 ff.) reproduciert hat.

Wien, 27. Jan. 1891. Oscar F. Walzel.

Caxton's Blanchardyn and Eglantine c. 1489. From Lord Spencer's unique imperfect copy, completed by the original French and the second English version of 1595, edited by Dr. Leon Kellner. London 1890, E. E. T. S. extra series LVIII. CXXVI u. 242 SS.

Eine Reihe Caxtondrucke wurde in den letzten Jahren neu oder doch sorgsamer als bisher herausgegeben; nicht so sehr aus einem sachlichen Interesse an den Werken, welche zuerst der Popularisierung durch die Presse wert erschienen, denn dafür hätten die bisherigen Ausgaben genügt, sondern vielmehr mit Rücksicht auf den Sprachgebrauch des ersten englischen Buchdruckers. Bei ihm wird ja die Schriftsprache zuerst greifbar, und die bedeutsame Frage nach ihrem Aufkommen, ihren dialectischen Quellen und culturellen Entwicklungsfactoren lässt jetzt sogar die früher so beliebte Durchforschung der mittelenglischen Dialecte als eine Vorfrage für eine Weile in die zweite Linie treten.

So wurde auch der höfische Ritterroman vom edlen Friesenprinzen Blanchardyn, der seinen Eltern davonlief, um Heldenthaten auszuführen, und von der Königin Eglantine, welche ihn zuerst wegen eines geraubten Kusses hasste, um ihn später wegen seiner Tapferkeit zu lieben, hauptsächlich wegen seiner sprachlichen Form neugedruckt. Der Herausgeber hat der Grammatik 115 Seiten der Einleitung gewidmet und kaum den zehnten Theil davon den verwandten Fassungen der Geschichte. Während die Preisschrift von H. Römstedt die Laut- und Flexionslehre bei Caxton behandelt, hat Kellner gleichzeitig die Syntax bearbeitet. In beiden Fällen lag die Aufgabe so, dass, ausgehend vom Bestande Chaucers, durch den ja der Londoner Dialect zuerst eine allgemeine literarische Geltung gewann, der Sprachgebrauch Caxtons auf Neuerungen zu durchsuchen war, und diese hinwiederum auf ihr Fortleben bei Shakespeare. Die Syntax Chaucers, welcher Caxton um ein Jahrhundert vorangieng, war bereits von Einenkel nach verschiedenen

Seiten beleuchtet worden; die Syntax Shakespeares, der Zustand des Englischen ein Jahrhundert nach Caxton, am besten repräsentiert von Abbott. Die Zwischenstufe ist jetzt in Kellners Einleitung descriptiv dargelegt; für den, der auch vergleicht, ergibt sich wie bei der Laut- und Flexionslehre, dass der erste Buchdrucker nicht durch ein theoretisches Regulieren, sondern durch einen auf den Durchschnitt gerichteten, daher ziemlich consequenten Eclecticismus die Fixierung des Sprachgebrauches förderte. Die Beispielsammlung ist reicher, als man beim ersten Durchblättern ermisst; gute Anordnung und eine löbliche Wortkargheit lassen den überquellenden Stoff übersichtlich erscheinen; die Abwesenheit unnatürlich geistreicher Erklärungen ist besonders angenehm. Unter den Alterthümlichkeiten fällt die Stellung des Objects vor dem Verb im Relativsatze auf, z. B. that so grete a dysplaysure hath don' oder 'that hathe my londe dystroyed (S. CIV). Unter den Neuerungen wäre u. a. auf das Auftauchen von those = illi (aus dem nördlichen Dialecte) noch zu verweisen. Recht dankenswert ist die Liste von Wiederholungen und Anakoluthen, die den Stil Caxtons charakterisieren, als den eines Mannes, der eben erst in vorgerückten Jahren die Elle mit der Feder vertauschte.

Phonetische Studien. Zeitschrift für wissenschaftliche und praktische Phonetik mit besonderer Rücksicht auf die phonetische Reform des Sprachunterrichtes herausgegeben von W. Vietor. II. Bd. 2. Heft Marburg i. H., N. G. Elwert 1889. S. 113–242.

Henry Sweet, A Primer of Spoken English. Oxford, Clarendon Press 1890. XII u. 97 SS.

Dass der Lehrer des Englischen halberwachsenen Schülern nur dann eine gute Aussprache mitzutheilen vermag, wenn er durch phonetische Studien sein Ohr und seine Aufmerksamkeit ausgebildet hat, wird doch allmählich zur herrschenden Ansicht der neuphilologischen Kreise, und der Zeitschrift Vietors kommt sie sichtlich zu statten. Engländer, Ungarn, Norweger und Deutsche haben zu dem vorliegenden Hefte beigesteuert. Ein nachgelassener Aufsatz von Evans kritisiert das Bell'sche Vocalsystem, mit besonderer Rücksicht auf die Ersatzstellungen der Sprechwerkzeuge, wornach z. B. beim a die Zungenspitze um drei Zoll variieren kann. Ist auch zwischen den so verschieden producierten a ein Unterschied, so leuchtet doch ein, dass ein Vocalsystem eigentlich nicht nach der Stellung der Zunge, sondern nach der Form der Schallröhre einzutheilen wäre; ob der Schallraum weiter vorn oder rückwärts gebildet wird, ist nicht wesentlich und hängt hauptsächlich von der Articulationsbasis eines Volkes oder Dialectes ab. Über die Aussprache des Schriftdeutschen in Ungarn handelt J. Balassa; über die Quantität der romanischen Vocale Joh. Storm; über das Resultat der Phonetik für den ersten Sprachunterricht der Taubstummen, welches noch immer recht gering ist und doch

eigentlich der praktische Prüfstein dieser Forschungen wäre, referiert H. Hoffmann. — Bei den Miscellen fällt die Jagd nach englischen Grammatiken des 17. und 18. Jahrhunderts auf, welche W. Bohnhardt und F. Holthausen anstellen. So unselbständig derartige untergeordnete Grammatikschreiber auch waren, bereichern sie doch das Material für eine Geschichte des Frühneuenglischen, die man bald als eine Hauptaufgabe der Anglistik empfinden wird. — Unter den Recensionen zeichnet sich eine Anzeige des Sweet'schen „Elementarbuches für gesprochenes Englisch" von R. M'Lintock dadurch aus, dass sie mit ihren empörten Protesten gegen diese ungeschminkten Transscriptionen des wirklichen Conversations-Englisch lebhaft bestätigt, was Sweet über die Befangenheit des Ohrs durch das Schriftbild seit Jahren gepredigt hat.

Auf Sweets „Primer of spoken English", der nichts anderes als eine Fortsetzung und englische Ausgabe des eben genannten „Elementarbuches" ist, sei bei dieser Gelegenheit im Interesse theoretischer wie praktischer Linguistik eindringlich hingewiesen. Denn diese beiden Bändchen sind nicht bloß das beste Hilfsmittel zur Einübung einer genauen Aussprache, sowie eine Ergänzung zu allen bisherigen Aussprachswörterbüchern, die ja mehr lautieren lehren als reden; sondern sie zeigen auch praktisch, wie Dialecte genau zu fixieren sind, wie Wortklang und Syntax zusammenhängen, wie das gesprochene Wort vom geschriebenen sich unterscheidet, wie sich Klangübergänge vor unseren Augen in ein noch so viel gebrauchtes Idiom einschleichen. Die wichtigste Veränderung, welche Sweet gegenüber dem „Elementarbuche" jetzt getroffen hat, besteht in einer anderen Accentbezeichnung. Früher waren die Wörter zu Lautgruppen vereinigt, deren erste Silbe, wenn nichts besonderes angegeben war, ohneweiters für accentuiert galt; im „Primer" aber steht jedes Wort für sich, und nur das Fehlen oder die Schwächung eines Vocals verräth dessen Unbetontheit. Der Versuch ist interessant, aber nicht ganz glücklich. Sweet war gezwungen, für die unbetonten i, u, o, ou, ai, au eigene Schreibungen einzuführen, nämlich ĭ, ŭ, ŏ, ŏu, əi, əu. Ich misse nicht die Wortgruppen des „Elementarbuches", denn die Hinüberziehung des Endconsonanten vom einen Worte zum Vocale des nächsten Wortes, wie sie dem Englischen eigen ist, war doch nicht ausgeprägt, und die Zwischenräume verführten leicht zu ungehörigen Pausen. Aber ich fürchte, so viele ungewohnte Zeichen verwirren und schrecken ab. Lieber möchte ich betonte Vocale durch das eine gemeinverständliche Accentzeichen markieren. Vocale, die es nicht tragen, sind dann eo ipso flüchtig auszusprechen. Auch einige neue Consonantenzeichen möchte ich sparen; ferner den langen e-Laut lieber mit i^j ausdrücken und den langen u-Laut mit u^w, denn S.s 'sijing' und 'duwing' kann leicht zu Einführung eines Spiranten verführen. Wichtig wäre es dafür andererseits, die langsam gesprochenen Vocale und Consonanten durch dickeren Druck hervorzuheben, damit

der Lernende erfährt, wo er in diesen conversationell rasch zu sprechenden Sätzen — beim langsamen Reden ändert sich ja sofort die Aussprache — sich Punkte des Verweilens und Ruhens gönnen darf. Der erste Satz im alten „Elementarbuch“ würde sich darnach so ausnehmen: ˌpiʲ**p**l yúʷ**s**(t) tə þiŋk đi ə́əþ wəz ə k**a**ind əv flǽ**t** kéi**k** wi(đ) đə s**i**ʲ ɔl ráund it. — Der wissenschaftliche Wert des „Primer“ wird durch diese praktischen Wünsche aber nicht berührt; denn er besteht darin, dass wir wieder eine Anzahl natürlicher Redewendungen in exacter Transscription gewinnen, welche für Feinheiten der Partikelaussprache, der Betonungsabstufungen für verschiedene Redetheile, der Emphase usw. auszubeuten jetzt ebenso leicht wie lohnend wäre. Was lebendige Linguistik betrifft, sind hier die schönsten Entdeckungen zu machen.

Straßburg i. E. A. Brandl.

Kainz C., Praktische Grammatik der armenischen Sprache für den Selbstunterricht. I. Classische Sprache. II. Neu-armenische Sprache mit einem neu-armenisch-deutschen und deutsch-neu-armenischen Wörterbuch und zahlreichen Lesestücken. Wien-Pest-Leipzig, Hartleben. s. a. (1892), 8°, VIII u. 196 SS. (Bd. XXV der Kunst der Polyglottie.)

Das Büchlein soll zunächst das Armenische als eine der wichtigsten modernen Handelssprachen des Orients lehren. Da aber zur Erlernung der jetzigen armenischen Umgangssprache eine gewisse Kenntnis der classischen Literatursprache, des sogenannten Alt-Armenischen nothwendig ist, so hat der Verf. das letztere Idiom zur Grundlage seiner Darstellung genommen und das Neu-Armenische als Ergänzung desselben behandelt, ein Plan, den jedermann nur billigen kann.

In der Darstellung des Alt-Armenischen folgt der Verf. namentlich Petermann, in jener des Neu-Armenischen dagegen vorwiegend armenischen Quellen. Das Buch ist dadurch, dass ein Mitglied des Mechitharisten-Ordens das Manuscript revidiert und der Druck in der Druckerei der P. P. Mechitharisten stattgefunden hat, als ganz gut zu bezeichnen und kann auch von denjenigen, welche das Alt-Armenische zu philologischen oder linguistischen Zwecken studieren wollen, wegen der reichhaltigen Übungsbeispiele mit Nutzen gebraucht werden.

Was ich an dem Buche vor allem auszustellen habe, ist die Transscription. Ein Wort wie aschcharhkh sieht in der That greulich aus! Dagegen ist ašχarḫq jedermann klar. Wie soll jemand ohne Lehrer chathsch (χatšh, tšh = aspiriertes tš), chontschial aussprechen lernen!

Geradezu einander widersprechend sind S. 13, wo o im Inlaute wie uo ausgesprochen wird (entgegen der Regel S. 11) und S. 47, wo es richtig o lautet. In gleicher Weise wimmelt die Wiedergabe des Buchstaben Jetsch von Widersprüchen.

Die Lesestücke aus Eznik (S. 83) und Tšamtšean (S. 86) sind offenbar Petermann entnommen. Wie der Verf. dazu kommt, S. 79 Zerwanus, S. 75 Hormistus, S. 84 Hormistes zu schreiben, ist mir unbegreiflich. Was sollen die lateinischen Endungen an diesen altpersischen Namen bedeuten? — Dass die armenische Schrift der türkisch-persischen der Einfachheit wegen vorgezogen wird, ist unrichtig. Die armenische Schrift ist nicht einfacher als die arabische, respective die türkisch-persische, aber klarer.

Rügen müssen wir Fehler wie S. 16: Präsenz statt Praesens, S. 35: vulpure vidente = a fox seeing, S. 63: Ethymologie, S. 99: beiläufig fünf Tage (statt: ungefähr fünf Tage) usw.

Geradezu das Buch verunzierend müssen wir den folgenden Satz der Vorrede bezeichnen: „Es sei jedoch nicht im geringsten meine Absicht, auf den oben genannten Vorgänger Steine zu werfen, denn es scheint mir mehr denn fraglich, ob ich ohne der beiden armenischen Grammatiken von Ajdĕn und der Durchsicht meines Manuscriptes durch ein Mitglied der Wiener Mechitharisten-Congregation Ersprießlicheres geleistet hätte.“

Seidel A., Praktische Grammatik der malayischen Sprache nebst einem Lesebuche, sowie einem malayisch-deutschen und einem deutsch-malayischen Wörterbuch. Wien-Pest-Leipzig, Hartleben. s. a. (1892), 8°, X u. 176 SS. (Bd. XXXIV der Kunst der Polyglottie.)

Die olivengelben und lichtbraunen Bewohner der Inseln, welche den indischen und den pacifischen Ocean erfüllen, bilden eine eigene, die sogenannte malayische Rasse und ihre Sprachen sammt jener der schwarzen Mischlingsbevölkerung gehören zu einem einzigen Sprachstamme, den man den malayisch-polynesischen nennt. Da zu dieser Rasse und zu diesem Sprachstamm auch die Bevölkerung des östlichen Theiles und des Centrums der afrikanischen Insel Madagaskar gezählt werden muss, so ist die räumliche Ausdehnung der Malayo-Polynesier eine beispiellos große. Sie reichen von Madagaskar und Sumatra im Westen bis zur Oster-Insel im Osten und von den Philippinen und Sandwich-Inseln im Norden bis Neu-Seeland im Süden.

Unter den zahlreichen Idiomen der westlichen Abtheilung dieses Sprachstammes nimmt, was räumliche Verbreitung und Wichtigkeit für den Handel anlangt, das Malayische den ersten Rang ein. Die Malayen sitzen vornehmlich auf der Insel Sumatra und der Halbinsel Malaka; sie finden sich aber auf allen Inseln und dem benachbarten Festlande, wenigstens an den Küsten als Kaufleute angesiedelt.

Die malayische Sprache, die seit der Einführung des Islams mit arabischer, in neuester Zeit auch mit unserer lateinischen Schrift geschrieben wird, ist eine wahre Mischsprache. Neben dem malayo-polynesischen Sprachgut, dem natürlich auch die Grammatik angehört, finden wir in ihr noch folgende fremde Elemente: 1. indische, theils dem Sanskrit, theils dem Tamul'schen, theils den modernen

indischen Sprachen arischer Abstammung entnommen, 2. arabische, mit denen 3. auch die persischen eindrangen, 4. europäische, vorwiegend dem Holländischen oder Englischen, seltener dem Spanischen und Portugisischen entnommen. Infolge dessen ist das wissenschaftliche Studium des Malayischen, obwohl seine Grammatik zu den einfachsten und leichtesten gehört, die man sich nur denken kann, mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden.

Der Verf. des vorliegenden Büchleins verfolgt rein praktische Zwecke und für diese hat er ein sehr brauchbares, in seiner Art vortreffliches Product geliefert. Man wird unter seiner Anleitung bei einigem Fleiß die Sprache des gewöhnlichen Lebens bald erlernen.

Es sei mir gestattet, Einiges mitzutheilen, das ich mir beim Durchsehen des Büchleins angemerkt habe.

Die Laute tj, dj, nj klingen ganz so wie die entsprechenden čechischen und magyarischen, nur haben sie noch ein leise klingendes j hinter sich. Die beiden arabischen Buchstaben Ḍād und Ẓā klingen wie dl. Dieses dl ist das stumme l, welches im Mexicanischen am Ende der Wortformen häufig vorkommt. Beim Pronomen hätte der Verf. sagen können, dass dasselbe durch Substantiva vertreten wird. Das Pronomen der 1. Pers. Sing. sahâja bedeutet „Genosse, Freund" und ist dem Sanskrit entnommen, geradeso wie tûan das Pronomen 2. Pers. Sing. = „Herr" ist. jang (S. 45) ist kein Relativpronomen, sondern bloß eine Relativpartikel. Dass das Futurum durch Partikeln bezeichnet werde (S. 51), ist unrichtig. Die Worte mâu, hendak sind keine Partikeln, sondern Verba. Die Wörterverzeichnisse sind manchmal gar zu lakonisch abgefasst und stellen an das Gedächtnis des Lernenden große Anforderungen, z. B. S. 55: abdanken tinggal-kan karadjâan, undur deripada takta karadjâan. Hier sollte für den Anfänger eine Übersetzung gegeben werden: „stehen lassen die Königswürde, herabsteigen vom Throne der Königswürde". — S. 56: backen buat roti. Dies heißt nicht „backen", sondern „Brod bereiten". — S. 60: kosten = ada harga-nja = „es ist sein Wert" usw.

Dass Marsden holländisch geschrieben hat, ist ein Irrthum; sowohl seine Grammatik als auch sein Lexikon sind englisch geschrieben.

Wien. Friedrich Müller.

Genealogischer Hand- und Schulatlas von Dr. Ottokar Lorenz, Prof. an der Universität Jena. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1892. 8°, VIII u. 43 SS. Mit 32 Tafeln.

Den geistreichen Ausführungen über Genealogie und Generationenlehre [1]) ließ Prof. Lorenz unmittelbar ein Werk folgen, das

[1]) Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Zweiter Theil. Leopold von Ranke, Die Generationenlehre und der Ge-

geeignet ist, die Übertragung der aufgestellten Theorie ins Praktische anzubahnen, zu besserer Auffassung der Geschichte eine Grundlage zu schaffen und zu wesentlicher Erleichterung des Geschichtsunterrichtes beizutragen. Kaum ist jemals einem wirklichen Bedürfnisse mehr entsprochen worden, als es mit Lorenz' Genealogischem Atlas geschieht, und man fühlt die hohe Befriedigung nach, von welcher der Verf. bei der Veröffentlichung dieses Werkes erfüllt war. An mancherlei historische Arbeit gesteht der Gelehrte froh herangetreten zu sein, wohl aber glaubt er versichern zu dürfen, dass er bei keinem seiner Bücher in gleichem Maße die Überzeugung haben durfte, etwas so Nützliches und Nothwendiges gethan zu haben, wie es bei diesem genealogischen Abrisse der Fall ist. Wie es nur kommen konnte, dass in der sonst so reichhaltigen Geschichtsliteratur unserer Tage eine so empfindliche Lücke bestand? Die Vertiefung in Specialuntersuchungen, ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, beherrscht zunächst zu sehr die historischen Studien. Was der Forschungstrieb zutage fördert, muss einstweilen noch der ordnenden, abschließenden Zusammenfassung entbehren. Die ausschließliche Beschränkung auf das Besondere aber behindert die höhere Auffassung und die freie Beherrschung des Ganzen. Sodann hat man sich in dem gegenwärtigen Betriebe der Geschichte an die Herrschaft der abstracten Ideen gewöhnt, so dass die Persönlichkeit zuweilen ganz im Hintergrunde bleibt, während doch aus der vollen Erkenntnis des Individuums, seiner Abstammung und Entwicklung das richtige Verständnis seiner Wirkungen zu gewinnen wäre. Die politische Anschauung endlich, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zur Geltung gekommen ist, und die ganze Richtung, in der sich unser öffentliches Leben nun durch drei Generationen bewegt, hat vollends zur Geringschätzung der Genealogie geführt und in einer gewissen Beziehung eine entschiedene Abneigung gegen diese wichtige Hilfsdisciplin der Geschichte mit sich gebracht.

Die Genealogie ist aber der Anfang der Geschichte und bildet den Grundstoff dieser Wissenschaft. Was sie bietet, ist unmittelbar gewiss; es ist das gegebene Element aller historischen Vorgänge. Die fortlebenden Gedanken selbst entwickeln sich durch die Generationen hindurch; gewisse Ideen vererben sich und pflanzen sich fort, und indem sie durch die Generationen wandern, gestalten sie sich aus oder bilden sich um. Diese Vererbung und Fortpflanzung ist eine hohe Frage, durch welche die Bedeutung der Genealogie für die Geschichte erst in der Zukunft noch erkannt werden wird[1]). Die Genealogie ist daher auch mit der Geschichte so

---

schichtsunterricht. Von Dr. Ottokar Lorenz, Prof. an der Universität Jena. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1891. 8°, XII u. 416 SS.

[1]) Lorenz a. a. O. II 257 f., I 275 f.

innig verwachsen, dass sie vernünftigerweise nicht in solcher Selbständigkeit wie Numismatik oder Heraldik gedacht werden kann. Die alten Culturvölker betrieben die Geschichte zunächst nur genealogisch. Homer und Herodot kannten das Gesetz der Generationen, und die Bibel hat durch die nachdrückliche Hervorhebung der vier Stammütter Thamar, Rahab, Ruth und Bethsabee im Stammbaume Christi schon eine wichtige Seite der genealogischen Methode vorgezeichnet. Derselbe Weg, den die alten Völker einschlugen, ist der natürliche, auf dem der einzelne Mensch zu klarer Erkenntnis aller Verhältnisse gelangen kann. Man macht sowohl an sich selbst bei eigenen Studien, als auch an Schülern beim Unterrichte die Wahrnehmung, wie leicht und nachhaltig die geschichtlichen Thatsachen an der Hand der Genealogie sich dem Gedächtnisse einprägen. Es brauchen nur neben der geographischen Karte zweckmäßig eingerichtete Stammtafeln beim Studium und Unterrichte vor den Augen zu liegen, und es drängen sich alle Dinge, die in Betracht kommen, sammt der chronologischen Fixierung dem Bewusstsein zu unveräußerlichem Besitze auf. Denn was man mit dem Auge sieht, behält man leicht und immer, während man vergisst, was man nur hört oder nur aus der Lectüre durch umständliche Abstraction sich erst im Geiste herstellen muss, eine Operation, die den einen anstrengt und den andern langweilt.

An der richtigen Erkenntnis hat es in dieser Sache niemals gefehlt, und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man sich Geschichte ohne Genealogie nicht denken. Mit Recht verlegte man sich in der Renaissance auf dieses Gebiet als auf die Grundlage alles geschichtlichen Studiums. Zwar ward das Interesse dafür zuerst in den höchsten Kreisen rege, als der Wunsch erwachte, die Reihen der Vorfahren kennen zu lernen, und die Fürsten selbst begannen, sich Stammbäume anfertigen zu lassen. Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., sowie die Kurfürsten von Sachsen Friedrich der Weise und Johann Friedrich schenkten den darauf abzielenden Forschungen ihre Theilnahme und gewährten großmüthige Unterstützung.

Bald aber bemühte man sich, wissenschaftliche Behandlung in die Sache zu bringen, und es thaten Rainer Reineck und Hieronymus Henninges, in höherem Maße aber Elias Reusner (1589) und Anton Albizzi (1600) dazu die ersten Schritte. Fehlte diesem Bemühen auch die kritische Kunst, so war doch die Grundlage geschaffen, auf der man weiterbauen konnte. Franzosen verwerteten die Genealogie bald mit Geschick für die historischen Studien. Bahnbrechend sind die kritischen Forschungen, die der fleißige André Duchesne anstellte, worauf Chifflet, Bouchet und Blondel, dann Chazot, Hozier und Justel folgten, und die Brüder Scävola und Ludwig Sainct-Marthe (1619) und der emsige Augustiner Père-Anselme (Pierre de Guibours 1674) mit ihren Arbeiten über das Königshaus hervortraten. In England begründete William Dugdale diese Studien (1675), worauf bald Francis Sandford eine genealogische Geschichte der

Könige von England schrieb (1707). Auch in Deutschland hatte man sich schon zu dem Gedanken aufgeschwungen, dass die Genealogie auf dem urkundlichen Beweise sich aufbauen müsse. Diese Richtung ward durch Nikolaus Rittershausen an der Universität Altdorf (1653) und Philipp Jacob Spener, den berühmten Heraldiker (1668), sowie durch den Benedictiner Gabriel Buzelin in Weingarten angebahnt. Was man so im 17. Jahrhundert erreicht hatte, wurde im 18. weitergebildet. Bald veröffentlichte Jacob Wilhelm Imhof fleißige Arbeiten (1701); aber alles, was bisher geleistet war, ward durch das bedeutende Werk von Joh. Hübner, dem gelehrten Rector des Johanneums in Hamburg (1725, 1737), verdunkelt, dem sich Samuel Lenz mit Erläuterungen (1756) und später (1822—1825) die Königin Sophie von Dänemark mit Supplementen anschlossen. Durch größere Gründlichkeit glänzt fast gleichzeitig Joh. Ludw. Lev. Gebhardi aus Braunschweig (1730) und wurde selbst wieder durch seinen Sohn Ludw. Albr. Gebhardi (1776) übertroffen, dessen bedeutende Arbeiten unvollendet blieben. Eine ganze Folge verdienter Namen reiht sich an, Ranft, Eckhardt, Treuer und Gatterer, der sich bemüht, die Genealogie als Wissenschaft zu begründen (1788). Höhere Ziele setzte sich in formaler Hinsicht Joh. Steph. Pütter aus Iserlohn, der bekannte Staatsrechtslehrer an der Universität Göttingen, der durch seine Beziehungen zu einzelnen Höfen und durch seine staatsrechtlichen Studien zur Beschäftigung mit unserem Gegenstande geführt worden war (1768). Schließlich verfasste Christoph Wilhelm von Koch aus Buxweiler, Professor der Rechte in Straßburg, der in der französischen Revolution eine wichtige Rolle spielte, zwei noch heute schätzbare genealogische Werke über die souveränen Häuser von Westeuropa (1782), dann die von Nord- und Osteuropa, von denen das letztere erst nach seinem Tode († 1813) von Schöll herausgegeben wurde.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts schien es sowohl in Frankreich, wo man eine neue Ära der europäischen Staatenbildung unter dem ersehnten Prestige gekommen glaubte, als auch in Deutschland, wo nach dem Reichsdeputationshauptschluss und dem Gewaltacte der Mediatisierung veränderte Zustände eintraten, nicht unzweckmäßig, eine genealogische Zusammenstellung für die gesammte Geschichte unter neuen Gesichtspunkten zu veranstalten. Zunächst gab Emanuel Augustin Dieudonné Comte de Las Cases in Paris (unter dem Namen A. Lesage) einen historisch-genealogischen Atlas heraus (1803), dem die oberste Unterrichtsverwaltung am 20. Frimaire XII und das auswärtige Amt am 21. Nivose XII und später das Ministerium des Louis Philippe am 4. März 1831 die schmeichelhafteste Anerkennung zollten. Napoleon I., der, durch diese Arbeit aufmerksam geworden, den Verf. an sich heranzog, äußerte später auf St. Helena seine stets zunehmende Bewunderung dafür. „*Quels détails, quel ensemble! c'est admirable.*“ Das Werk erfreute sich

auch außerhalb Frankreichs großer Beliebtheit, wurde immer neu gedruckt und erschien noch 1841 in neuer Auflage. Mag dieser Atlas ungenau, dilettantisch und wie immer gescholten werden, er leistete durch die praktische Anordnung, durch das treffende Urtheil in den Bemerkungen, durch die Wärme der Sprache und den Elan der Auffassung in weiten Kreisen ganz vortreffliche Dienste. Aus Hübner excerpierte dann Traugott Gotthilf Voigtel, Professor in Halle, mit Verbesserungen und Fortsetzungen seine genealogischen Tabellen zur Erläuterung der europäischen Staatengeschichte für Freunde der Wissenschaft und Studierende auf Universitäten und Schulen (1811). Eine umfassendere Arbeit lieferte (1831) J. F. Dammberger in seiner Fürstentafel der Staatengeschichte und in dem Fürstenbuche, womit er leider geringen Beifall erzielte. Man zog sich nun engere Grenzen und gedachte auf beschränktem Gebiete genauer zu arbeiten. Friedrich Maximilian Örtel in Meißen nahm die Geschichte der europäischen Staaten des 19. Jahrhunderts vor (1846), und seine genealogischen Tafeln hiezu waren ein für den Handgebrauch nützliches Buch. Die in der Mitte unseres Jahrhunderts regierenden Fürstenhäuser fanden eine ausgezeichnete Bearbeitung durch Camill Behr in einem prächtig ausgestatteten Werke (1852), das die kritisch beste Leistung des Jahrhunderts ist und (1870) eine neue Auflage erlebte. Ein großes Unternehmen begann Karl Hopf (1858) in seinem historisch-genealogischen Atlas, in welchem leider die genaueren Angaben ausgeschlossen sind; doch starb der durch seinen Sammelfleiß berühmte Historiker im 42. Lebensjahre († 1873) und kam mit seiner Arbeit nicht über die Häuser von Deutschland hinaus. Eine musterhafte Leistung wollte Ludw. Adolf Cohn mit der Neubearbeitung der Voigtelschen Stammtafeln schaffen, indem er zur Sicherstellung der Daten alle erreichbaren Hilfsmittel und Quellen prüfte; aber auch er starb schon, während der erste Theil gedruckt wurde. Dagegen erfuhren die Örtel'schen Tafeln für das 19. Jahrhundert eine vollständige Neubearbeitung durch Friedrich Theodor Richter, der am 13. November 1876 kurz vor Erscheinen seines Werkes starb. Richters ebenso elegante wie gründliche genealogisch-historische Einleitung ist eine Fundgrube interessanter Beziehungen in der Geschichte. Durch den Hinweis auf die Bedeutung der Stammütter hat Richter eine der wichtigsten Fragen der Genealogie angeregt. Für numismatische Zwecke hat fast gleichzeitig Hermann Grote, der berühmte Numismatiker zu Hannover, im 9. Bande seiner Münzstudien eine Menge Stammbäume zusammengestellt, die sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit auszeichnen, aber ihrer Natur nach sich vorzugsweise auf regierende, münzende Häupter beschränken. England, Frankreich und Italien sind in diesem Jahrhundert mit großen Leistungen für ihre Länder hervorgetreten. *L'art de vérifier les dates,* ein unübertreffliches Nachschlagewerk, ist das Beste, was für Frankreich gemacht worden ist. John Bernard Burke, der die

grundlegenden Arbeiten seines Vaters fortsetzte, hat sich für die Genealogie der englischen Gentry unsterbliche Verdienste erworben, und für die Genealogie und Geschichte der italienischen Familien hat Conte Pompeio Litta ein Werk von einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, von einer Pracht und Gediegenheit der Ausstattung geschaffen, wie kein anderes Land eines gleichen sich rühmen kann. Das Wichtigste jedoch, was in den letzten Decennien auf dem Gebiete der Genealogie geleistet wurde, ist in Specialwerken, in Monographien und Zeitschriften zerstreut. So sind Untersuchungen über die älteren deutschen Königs- und Kaiserfamilien in den Regestenwerken, in den Jahrbüchern des deutschen Reiches, Publicationen der historischen Commission und anderwärts niedergelegt; die schlesischen Fürstenhäuser sind von Grotefend, das Haus Wettin von Hofmeister bearbeitet; für Hohenzollern waren Stillfried, Schmid u. a. thätig, für Habsburg eine Reihe von Forschern bis Huber und Schulte. Bei Abfassung größerer Werke über Weltgeschichte empfand man längst die Nothwendigkeit, das Verständnis durch genealogische Bilder zu unterstützen. Aber auch für Schulen bemühte man sich in einzelnen Fällen die Genealogie zu verwerten. Rector Friedrich Kurts z. B. war in seinen vorzüglichen Geschichtstabellen sehr darauf bedacht, auch dieser Forderung gerecht zu werden. Abgerissene Stücke von Stammtafeln suchte man als gelegentliches Beiwerk in den Schulbüchern unterzubringen, wo es leider nicht möglich ist, den genealogischen Stoff in dem wünschenswerten Ausmaße aufzunehmen, während dies mit den oft vermissten bündigen Charakteristiken von Persönlichkeiten und Ereignissen eher der Fall wäre.

Der in den großen Arbeiten niedergelegte Schatz und die Masse der aus Specialuntersuchungen gewonnenen neueren Ergebnisse bedürfen indessen vor allem einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Umarbeitung, um für höhere Zwecke brauchbar zu werden. Es harren aber auch die wichtigeren Thatsachen schon einer allgemeinen Verwertung für den Unterricht. Wie es an einem genealogischen Atlas in großem Stile noch heute fehlt, so wurde für Studienzwecke eine geeignete Zusammenstellung des gesammten Stoffes von allen, die den Nutzen der Genealogie aus Erfahrung kennen, in hohem Grade vermisst. Dem letzteren Bedürfnisse sucht nun Hr. Prof. Lorenz mit seinem prächtig ausgestatteten und dabei spottbilligen Handatlas abzuhelfen [1]).

Der Atlas besteht aus 32 Tafeln, welche die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des Abendlandes an der Hand der Familien- und Geschlechtsabfolge dem Auge des Lesers vorführen. Der Hauptvorzug dieses Werkes besteht in der synoptischen Methode der Darstellung. Die Stammbäume der verschiedenen Familien sind in

---

[1]) Vgl. »Die Presse«, 44. Jahrg., Nr. 340, Freitag, den 11. December 1891, S. 13.

mehrfache Theile zerlegt, und die Zeitgenossen verschiedener Häuser sind, sowie sie historisch in Beziehung zu einander stehen, unter genauer Einhaltung der Generationen zu einem Bilde, einem Zeitbilde, vereinigt. Man sieht z. B. auf Taf. VIII die Habsburger und Wittelsbacher im 13., 14. und 15. Jahrhundert, dann wieder auf Taf. XXII Baiern, Österreich und Lothringen im 16. 17. und 18. Jahrhundert. Unter dem Striche sind besondere Verwandtschaften, Tendenzheiraten, Erbfolgestreitigkeiten, Ländervereinigungen u. dgl. in reizenden kleinen Bildern zusammengestellt. Lehrreich und anregend sind die auf 43 Seiten vorangeschickten Erläuterungen, aus denen Geist und Leben in die Tafeln strömt.

Ob die Tafeln zu viel oder zu wenig enthalten, kann man erst aus dem Gebrauche beurtheilen. Mit der Zeit wird sich das richtige Maß feststellen lassen. Bei einer Arbeit dieser Art haben naturgemäß Rathgeber von Erfahrung ein weites Feld nützlicher Thätigkeit; Fehlendes nachzutragen wird aber für jeden Leser eine gute Übung sein. Der Verf. wollte den Stoff möglichst beschränken und stellte es dem Leser anheim, Ergänzungen hinzuzufügen. Schon um der Gleichförmigkeit willen müssten wohl manche Persönlichkeiten noch aufgenommen werden. So würde z. B. auf Taf. XIII (Valois, Lancaster, York) in einer Anmerkung zu dem Hinweise „Mortimer“ im Hause Clarence noch die Descendenz zu geben sein, nämlich die Lady Philippa, die Tochter des Lionel Duke of Clarence, und daneben ihr Gemahl Edmund Mortimer, dann von den Kindern dieses wichtigen Stammpaares mindestens Roger († 1398), der präsumptive Thronfolger, und schließlich dessen Kinder Edmund Earl of March († 1424) und Anna Mortimer, die Trägerin der freilich durch den Parlamentsbeschluss vom 30. September 1399 entkräfteten Erbrechte des Hauses York und Stammmutter aller folgenden Könige von England. Durch dieses Bild macht man sich eben den Krieg der Rothen und der Weißen Rose verständlich. Auf Taf. XIX ist im Hause Medici noch Maria, Tochter des Großherzogs Franz, Stammutter der Bourbonen, zu erwähnen (vgl. Taf. XXIII), auch Margareta, Tochter Cosmus' II., Ahnfrau der Farnese und der Bourbonen in Spanien, könnte aufgenommen werden, weil sie als Erbin von Toscana zu betrachten ist und die Erbansprüche als Gemahlin des Herzogs Odoardo I. von Parma an das Haus Farnese bringt. Und eben von dieser mediceischen Margareta an könnten die Farnese vervollständigt werden; es kommen nur ihr Sohn Ranuzio II. (1647—1694) und dessen drei Söhne, nämlich aus zweiter Ehe Prinz Odoardo († 1693) nebst seiner Tochter Elisabeth, Erbin von Parma (und rechtmäßig von Toscana), Stammutter der Bourbonen in Spanien, Neapel und Parma, jener ehrgeizigen Königin, die man dann auf Taf. XXIII wiederfindet, sodann aus dritter Ehe Franz (Herzog 1694—1727) und Anton Franz (der letzte Herzog, 1727—1731), der bereits aufgenommen ist. „Die Häuser Pfalz in allen Linien“ (Taf. XXVIII)

und „Oldenburg in allen Zweigen" (Taf. XXXI) lassen eine Andeutung ihrer schwedischen Linie oder wenigstens einen orientierenden Hinweis auf die Anführung derselben in Taf. XXIV (Schweden und Polen) vermissen; ein Wörtchen würde genügen, um an die schwedischen Verwandten zu erinnern. Wenn Brüder nicht nach der Altersfolge nebeneinander stehen, so waren wohl besondere Gründe bestimmend, von der natürlichen Reihenfolge abzuweichen. Was auf Taf. V und VII die Söhne Leopolds III. des Heiligen betrifft (dessen Vater Leopold II. nach Huber I, 235 im Jahre 1095 starb), so haben zwar Herr Hofrath von Zeißberg in der Allgemeinen Deutschen Biographie und Herr Prof. Huber in den Mittheilungen des Instituts für öst. Geschichtsforschung II, 383 und Gesch. Österreichs I, 242 darauf hingewiesen, dass Heinrich II. Jasomirgott älter ist als Leopold IV., der erst der dritte Sohn war; allein die Voranstellung des letzteren geschah eben aus praktischen Gründen, da derselbe seinem älteren Bruder in der Regierung vorangieng. Raumverhältnisse bedingten es leider, dass im Hause Habsburg (Taf. VIII) Albrecht III. und Leopold III., Ernst der Eiserne und Friedrich IV. umgestellt werden und dass Friedrichs des Schönen Bruder Heinrich und bei den Wittelsbachern Otto der Faule von Brandenburg nicht Platz fanden. Auf der Tafel zur neuesten Geschichte könnten im Hause Würtemberg die Herzoge Eugen († 1822) und Alexander († 1833), Brüder des Königs Friedrich I., aufgenommen werden, um die für die Geschichte und Succession in Betracht kommende Descendenz in der Wurzel anzudeuten, auch der Prinz Paul, Bruder des Königs Wilhelm I. und Großvater des jetzigen Königs. Doch solche Dinge lassen sich von selbst je nach Bedarf in Ordnung bringen, und es wird sich die Gelegenheit finden, die fraglichen Punkte genauer zu erörtern, als es hier möglich ist.

Mit diesem rühmlichen Unternehmen ist in einer höchst wichtigen Sache einmal ein Anfang gemacht. Jedenfalls haben sich Verf. und Verleger mit diesem nützlichen Werk den wärmsten Dank verdient. Es kann nicht gezweifelt werden, dass dieser Atlas die weiteste Verbreitung und größte Anerkennung finden wird.

Wien. Franz Weihrich.

Annual reports of the board of regents of the Smithsonian-Institution to 1888.

Am 10. August 1846 erlegte James Smithson in die Staatscasse der Vereinigten Staaten die Summe von 515.169 Dollars zum Zwecke der Gründung eines Institutes zur Vermehrung und Ausbreitung der Wissenschaften. Dieses „Smithsonian-Institut" ist keine Staatsanstalt, sondern die Gründung eines Einzelnen; die Ausführung wurde allerdings ganz dem Gutdünken des Staates überlassen. Heute beträgt der Fond 703.000 Dollars; die Interessen dieses

Capitales bilden aber nur einen Theil der Einnahmen dieser amerikanischen Akademie der Wissenschaften, da die Regierung der Vereinigten Staaten für specielle Zwecke große Summen bewilligte und zwar für den Tauschverkehr mit den fremden Ländern 12.000 Dollars, für die ethnologische Erforschung Nordamerikas 40.000, für Gebäulichkeiten 15.000, für das National-Museum 116.000, so dass sich das Gesammteinkommen des Institutes im Verwaltungsjahre 1888 auf 295.067 Dollars, also beiläufig auf 590.134 fl. ö. W. belief. Diese Ziffern zeigen, mit welchen reichen Mitteln unsere Mitbürger jenseits des Oceans an die wissenschaftliche Arbeit gehen.

Verwaltet wird das Smithsonian-Institut durch einen Ausschuss — the boards of regents —, der gebildet wird aus dem jeweiligen Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten, dem obersten Richter (chief-justice), drei Senatoren, drei Mitgliedern des Repräsentantenhauses, zwei Bürgern aus dem Staate Washington und vier Bürgern aus den anderen Staaten. Als ausführendes Organ steht dem Smithsonian-Institute ein ganzes Heer von wissenschaftlichen, technischen und administrativen Beamten und Dienern zur Seite. Der Zweck des Institutes, „Vermehrung und Ausbreitung der Wissenschaften", wird, außer durch zahlreiche Geldunterstützungen an Gelehrte für bestimmte Forschungen, erreicht durch eine große Anzahl von Publicationen, die unter dem Namen der Contributions (Smithsonian) of knowledge bereits in allen großen Bibliotheken der Welt bekannt sind (jetzt 25 vols stark), dann der Miscellaneous collections (jetzt 33 Bände), endlich der Annual reports. Einen sehr großen Umfang hat der Schriftentausch mit allen Staaten der Welt angenommen. 1865 betrug durch dies Exchange-System die Bibliothek des Smithsonian-Institutes 40.000 Bände; sie wurde dann der Bibliothek des Congresses in Washington einverleibt und ist jetzt über 250.000 Bände stark. Nur einige Handbibliotheken sind von ihr abgetrennt, so die secretary library, the editors library etc.

Endlich, und das ist vielleicht eine der wichtigsten Aufgaben, steht noch unter der Verwaltung des Institutes das gewaltige, jährlich sich erweiternde National-Museum.

Der Annual report für 1888 liegt nun in zwei dicken Bänden vor, welche nebst dem Verwaltungsberichte die wissenschaftliche Thätigkeit des Institutes in ihrer doppelten Hinsicht auf die Vermehrung und Verbreitung des Wissens nachweist. Der erste Band der Reports enthält den Report of the board of regents und den „General appendix" von 700 Seiten, der vor allem eine Übersicht geben will über die Fortschritte in den einzelnen Wissenschaften, aber auch in den „Memoirs of a general character" selbständige Arbeiten der wissenschaftlichen Beamten des Institutes bringt. Ausführliche Records of science (die obenerwähnten Berichte über die Fortschritte in den verschiedenen Gebieten), finden wir über Astronomie, Geologie, Poläontologie, Petrographie, dynamische Meteorologie, Chemie, Botanik und Anthropologie, meist mit ausführlichen

Verzeichnissen der neuen Erscheinungen in der Literatur der betreffenden Zweige. Wie man sieht, sind es vorzugsweise die naturhistorischen Disciplinen, welche hier behandelt werden.

Unter den Miscellaneous papers ist eines besonders interessant von Jules Marcou: Ameriques, Amerigo Vespucci and America, in welchem der Verfasser ausführlich seine bereits bekannte Ansicht verficht, dass der Name „America" durchaus nicht von Amerigho Vespucci, sondern vom Indianerstamme der Amerriker (the Amerriques) und der Sierra Amerrique stamme, welche Christoph Colombo bei seiner letzten Fahrt 1502 am Festlande von Amerika kennen lernte. Doch kommt der Name des Gebirges und Volkes erst 1872 in die Literatur, es ist daher diese Namenshypothese einstweilen mit Vorsicht aufzunehmen.

Der zweite fast 900 Seiten zählende Band enthält den Report of the U. S. National-Museum, welches vom Smithsonian-Institut verwaltet wird. Auch dieses Museum ist groß angelegt und dürfte der ganzen Anlage nach dem naturhistorischen Hofmuseum in Wien entsprechen. Es ist in 19 Departements eingetheilt: 1. arts and industries, 2. ethnology, 3. prehistoric anthropology, 4. mammals, 5. birds, 6. reptiles und batrachians, 7. fishes, 8. vertebrate fossils, 9. mollusks, 10. insects, 11. marine invertebrates, 12. comparative anatomy, 13. invertebrate fossils, 14. fossil plants, 15. recent plants, 16. minerals, 17. lithology, 18. metallurgy, 19. living animals. Jedes dieser Departements gibt nun über den Zuwachs des Jahres einen eigenen ausführlichen Report. Auch hier, wie im ersten Bande sind wieder selbständige Arbeiten angehängt, meistens über ethnologische Fragen, so z. B. eine Arbeit: „The coast Indians of Southern Alaska and Northern British Columbia by Albert P. Nillack", über Fire making apparates, und von Thomas Wilson „a study of prehistoric anthropology, handbook for beginners", welches bei dem Mangel passender Handbücher denen, welche sich der praehistorischen Anthropologie widmen wollen, kurze und klare Belehrung bietet.

Wien. Dr. J. Himmelbaur.

Cohen Hermann, Kants Begründung der Ästhetik. Berlin, Dümmler 1889. 433 SS.

Der Verf., den wir aus seinen früheren Schriften, namentlich „Kants Theorie der Erfahrung" und „Kants Begründung der Ethik" als genauen Kenner und großen Verehrer Kants kennen gelernt haben, unternimmt es, mit vorliegendem Buche den Beweis zu erbringen, dass erst die „Kritik der Urtheilskraft" eine wissenschaftliche Ästhetik begründet hat, und versucht, diese Ästhetik in einigen Punkten weiter zu entwickeln. Das Buch enthält unstreitig manchen guten Gedanken, manchen Tiefblick und manche

sehr lesenswerte Ausführungen, allein der Verf. hat es dem Leser etwas zu schwer gemacht, diese Vorzüge zu genießen. Die Schreibweise ist nämlich im ganzen eine derartige, dass sie vollkommen geeignet wäre, von der Lectüre philosophischer Bücher abzuschrecken. Außerdem ist der Verf. ein so entschiedener Kantianer, dass er zur Kritik namentlich der späteren Systeme fast nichts anderes vorbringt, als die Verschiedenheit von Kant, womit seiner Ansicht nach auch das Unrichtige der Theorie nachgewiesen ist. Trotzdem bereut Ref. nicht, sich die Mühe genommen zu haben, das Buch durchzuarbeiten. Es gibt doch mancherlei Anregung, und bei ästhetischen Untersuchungen ist das ja die Hauptsache. Eine kurze Angabe des Inhaltes wird den Lesern des Buches vielleicht etwas Zeit und Mühe sparen helfen.

Nach einer historischen Einleitung (S. 1—91), worin besonders Winckelmanns Verdienste richtig und treffend charakterisiert sind, folgt die „Systematische Einleitung", welche zuerst das „Object der Natur", dann das „Subject der Sittlichkeit" bespricht. Als Hauptverdienst Kants um die Philosophie bezeichnet hier der Verf. die Feststellung verschiedener, voneinander unabhängiger und nicht aufeinander zu reducierender Bewusstseinsrichtungen. So wie Natur und Sittlichkeit das Erzeugnis verschiedener, aber gleich ursprünglicher, gleich gewisser Seelenthätigkeiten, des Verstandes und der Vernunft sind, so fallen die Urtheile über Zweckmäßigkeit wieder einer eigenen Richtung des Bewusstseins zu, nämlich der „Urtheilskraft". In dieser Selbständigkeit der ästhetischen Urtheile, findet Cohen, liege erst die Möglichkeit einer wirklich wissenschaftlichen Ästhetik. Sehr richtig ist hier die Ausführung, dass das ästhetische Bewusstsein seine Objecte erst erzeuge und dass erst die Kunst die Schönheit der Natur enthülle (104), allein entschiedene Verwahrung muss dagegen eingelegt werden, dass für die ästhetische Untersuchung die psychologische Untersuchung unzureichend sei. Man kann in Bezug auf Erkenntnistheorie darüber streiten, ob dieselbe als von jeder Psychologie unabhängig zu fassen sei, oder nicht. Allein in Bezug auf Ästhetik kann es sich doch um nichts anderes handeln, als die ästhetischen Urtheile und Gefühle so zu analysieren, dass ihre Entstehung aus den psychischen Elementen klar werde. Gerade in dieser Analyse hat auch Kant Bedeutendes geleistet, und darin erblicke ich sein Hauptverdienst um die Ästhetik.[1])

Im 1. Capitel (S. 144—221) „Die Gesetzlichkeit des ästhetischen Bewusstseins" wird dann die Selbständigkeit, Eigenart, Allgemeingiltigkeit der ästhetischen Urtheile auseinandergesetzt und als deren Quelle das Gefühl als „freies Spiel der Verstandeskräfte bezeichnet". Sehr ansprechend ist S. 154 die Ausführung vom

[1]) Vgl. Ed. Kulke, Die beiden Grundprobleme des Schönen. Österreich.-ungar. Revue, 8. Bd., 4. Heft (1890).

Fühlen als der Urthatsache des Bewusstseins, die da ist, bevor ein specieller Bewusstseinsinhalt, die Empfindung, sich abhebt, und die auch in den complicierten psychischen Vorgängen nicht aufhört, den Untergrund zu bilden. Nicht recht begreiflich ist es aber, wie man bei Betrachtung dieses „Fühlens" soll von Lust und Unlust absehen können, in denen ja eben das Fühlen besteht. Es kommt eben darauf an, das Gefühl als selbständige Seelenthätigkeit neben Erkennen und Wollen auszuzeichnen und in diesem Gefühl das Organ für das Schöne zu finden. Dieses Organ soll dann wie das Schöne eine Vermittlung und Verbindung herstellen zwischen Natur und Freiheit, zwischen Wahrheit und Sittlichkeit. Dabei soll aber doch wieder etwas Eigenartiges, Neues herauskommen. Gewiss ist nun einiges Richtige in dieser Bestimmung der ästhetischen Urtheile, allein der ganze dazu aufgebotene kritische Apparat, der so überaus schwerfällig functioniert, scheint dabei nicht nur überflüssig, sondern störend zu sein.

Im II. Capitel (S. 224—305) kommt der „Inhalt des ästhetischen Bewusstseins" zur Besprechung. Hier sucht C. die Kantische Anschauung weiter zu entwickeln. Inhalt des ästhetischen Bewusstseins ist das Gefühl, das hervorgerufen durch das freie Spiel der Vorstellungskräfte ein harmonisches Zusammenwirken dieser Kräfte bewirkt und darin die innere Zweckmäßigkeit erblicken lässt. Dabei weist Kant auf eine Verwandtschaft des Ästhetischen mit dem Moralischen hin, ohne diese jedoch genauer zu bestimmen. C. nun meint, „Natur und Sittlichkeit sind beide für die Kunst nur Stoffe. Beide müssen einander durchdringen. Die Natur muss durch Sittlichkeit, die Sittlichkeit durch Natur hindurchgehen, wenn sie Kunst werden sollen" (231). Kant hat dies nicht ausdrücklich gesagt, allein es finden sich, meint C., Andeutungen dafür, dass er so oder ähnlich gedacht habe. Diese Frage lässt sich selbstverständlich nicht mit Sicherheit entscheiden, allein sicher ist, dass durch die Weiterentwicklung C.s das Verhältnis des Schönen zur Natur und zur Sittlichkeit an Klarheit sehr gewonnen hat. Indessen werden auch diese Ausführungen, so sympathisch sie auch sind und so gewiss sie auch vielfach Richtiges enthalten, wegen des transscendentalen und apriorischen Charakters der Deduction heute wenige überzeugen. Ref. möchte nur hervorheben, dass man allgemein das Bedürfnis zu fühlen scheint, einen innigen Zusammenhang zwischen Kunst und Moral nachzuweisen, was besonders gegenüber der naturalistischen Ästhetik, welche zur alten Naturnachahmung zurückkehren, aber an die Stelle des warmen Naturgefühles die nackte Brutalität der Thatsachen setzen möchte, so recht geboten erscheint. Ref. hat selbst die Absicht, diesem Thema eine eingehendere Behandlung zu widmen, da er aber nicht weiß, wann es ihm bei seinen Berufsgeschäften möglich sein wird, die Arbeit abzuschließen, so sei es gestattet, auf die kurzen Bemerkungen zu verweisen, die Ref. über diesen Punkt in der Beil. zur Allg. Zeitung vom 16. und 17. Mai 1890 gemacht hat.

Zwischen die beiden Formen der ästhetischen Objecte, zwischen das Schöne und Erhabene möchte C. den Humor einschieben. Diese Ergänzung Kants scheint dem Ref. ebensowenig glücklich, wie die ganze Behandlung des Erhabenen (S. 271—303), wo auch die Darstellung selbst sich in etwas zu erhabenen, für gewöhnliche Erdenkinder nicht leicht erreichbaren Regionen bewegt.

In dem darauffolgenden, ebenfalls nicht bedeutenden Abschnitt über die Künste (S. 303—335) findet sich S. 320—328 eine Auseinandersetzung mit Richard Wagners Musikdrama, die Wagners Kunstrichtung gänzlich ablehnt, derselben jedoch in keiner Weise gerecht wird.

Der letzte Abschnitt behandelt die Freunde und Gegner der kritischen Ästhetik (S. 335—431). Hier wird die kritische Ästhetik gegen Schelling und Hegel vertheidigt, dagegen die Weiterbildung derselben durch Schiller mit Recht sehr hoch gestellt. Besonders Schillers Einführung des „Spieltriebs" und dessen Bedeutung wird S. 399 sehr schön dargestellt. Auch Goethe nimmt der Verf. als Anhänger der kritischen Ästhetik in Anspruch und zeigt wirklich durch geschickte Anführung einiger Stellen, dass Goethes Begriff des „Ideals" von Kant beeinflusst sei. Herbart wird S. 405—411 scharf kritisiert. Doch wird C. diesem Philosophen ebensowenig gerecht wie Richard Wagner. Viele werden noch heute mit Herbart der Ansicht sein, dass durch psychologische Analyse das wahre Wesen der Poesie gefunden werden könne. Dann wird Schopenhauer kurz bekämpft, Selgers Begriff der „Ironie" mit großer Achtung genannt, gegen Fries' Identification von Religion und Kunst Stellung genommen. Zum Schluss weist dann der Verf. darauf hin, Kants kategorischer Imperativ, den man als formal verschreie, enthalte nichts geringeres als die Beseitigung aller confessionellen und nationalen Schranken durch den allgemein menschlichen Begriff des unmittelbar gewissen und allgemein verpflichtenden Sittengesetzes. Diese Einigung der Menschheit hilft die Kunst vollziehen. Ohne die Eigenart der Individuen und Nationalitäten zu vernichten, stellt sie doch das rein Menschliche in ihnen dar und, indem sie die Seelenkräfte harmonisch in Gefühl auflöst, hat sie den Punkt gefunden, wo die Nationen eins sind. Diese kosmopolitische Kunst haben Schiller und Goethe gefunden, dieser Zug ist urdeutsch und darum ist es auch kein Wunder, dass die Deutschen die Begründung der Ästhetik gefunden haben.

Man sieht, es sind schöne und tiefe Gedanken, die der Verf. in ästhetischen Dingen hat, und man muss an solchen Stellen immer mehr bedauern, dass er nicht psychologisch analysiert und nicht verständlicher schreibt. Gerade die Forscher, die Kant ausdeuten wollen, müssten es sich besonders angelegen sein lassen, klar und verständlich zu schreiben.

Im einzelnen sei noch bemerkt: S. 7 will der Verf. einen Unterschied zwischen *ἰδέα* und *εἶδος* constatieren, während die

beiden Ausdrücke durchaus promiscue gebraucht werden. S. 340. Als Merkmal des Classischen überhaupt soll die Wahrung des Eigenthümlichen und das Interesse am System gelten. Solche Begriffe lassen sich überhaupt nicht durch genaue Merkmale bestimmen und überhaupt nicht aus diesen Merkmalen die Classicität deducieren. Was wirklich classisch ist, darüber entscheidet endgiltig nur die Nach- und Fortwirkung desselben bei den nächsten Generationen.

Druckfehler sind ziemlich zahlreich; manche sind nur durch Conjectur richtig zu stellen, so muss es S. 406, Z. 11 u. statt „Natur" heißen „Statue".

Im ganzen wird man sagen müssen, dass hier eine achtungswerte Denkarbeit vorliegt, deren Resultat hätte kürzer und gefälliger dargestellt werden sollen.

Wien. Dr. W. Jerusalem.

Die Spectralanalyse in einer Reihe von sechs Vorlesungen mit wissenschaftlichen Nachträgen. Von H. E. Roscoe. 3. Aufl., neu bearbeitet vom Verf. und Arthur Schuster. Mit 123 Holzstichen, Chromolithographien, Spectraltafeln usw. Braunschweig, Vieweg und Sohn 1890, 8°, 466 SS., Preis 16 Mk.

Wenn wir die früheren Auflagen des vorliegenden Buches mit der gegenwärtigen vergleichen, so finden wir, dass einige Theile des Buches vollkommen umgearbeitet oder ganz neu geschrieben wurden und dass die möglichste Vollständigkeit in der Erörterung der neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Spectralanalyse angestrebt und erreicht ist. Man muss anerkennen und hervorheben, dass in den Rahmen des Buches nur solche Forschungen aufgenommen wurden, welche als abgerundet und für weitere Zeiten hinaus als abgeschlossen betrachtet werden können. Die vorliegende dritte Auflage ist im engsten Anschlusse an die vierte englische Ausgabe verfasst. Um auch dem Weitergehenden Entsprechendes zu bieten, sind in den Anhängen, welche den einzelnen Vorlesungen angeschlossen wurden, die Beobachtungsmethoden und die theoretischen Erläuterungen, sowie die Darstellungen der einzelnen Instrumente weiter ausgeführt, als es im Texte der Vorlesungen selbst möglich gewesen wäre. Demselben Zwecke dient die Übersicht der Literatur am Schlusse des Werkes, in welcher man die wichtigsten Abhandlungen, Aufsätze und Vorlesungen über Spectralanalyse vom Beginne ihrer Einführung in die Chemie bis in den Anfang des Jahres 1886 verzeichnet findet. Zur besseren Orientierung in diesem äußerst reichhaltigen Verzeichnisse wurde dasselbe in drei Gruppen getheilt, und zwar nimmt die erste Gruppe Bezug auf die wesentlichsten theoretischen, physikalischen, instrumentalen Abhandlungen, die zweite auf die Abhandlungen, in denen die Spectralanalyse irdischer Körper erörtert wird, die dritte auf

solche, die von der Anwendung der Spectralanalyse auf die Vorgänge im Kosmos handeln. Diese wertvolle Arbeit wurde von Heinrich Schmitt geleistet, der die Verf. auch in der Übersetzung des Werkes unterstützte.

Die erste Vorlesung enthält die Entdeckung der Dispersion des Lichtes, die Eigenschaften der verschiedenen Strahlen, die Darstellung des Unterschiedes der prismatischen und Beugungsspectra, die Beschreibung der Erscheinung der Fraunhofer'schen Linien. In den Anhängen werden jene Auszüge aus Newtons Optik gegeben, welche sich auf die Zerlegung des weißen Lichtes und die Zusammensetzung der farbigen Strahlen beziehen. Weiter wird der Anwendung des Magnesiums als Lichtquelle für die Zwecke der Photographie gedacht und dann der Forschungen über die chemischen Wirkungen der einzelnen Theile des Sonnenlichtes, wobei das von Roscoe angegebene, von Darwin verbesserte Actinometer beschrieben ist.

Die zweite Vorlesung umfasst die Untersuchungen über die ununterbrochenen Spectra leuchtender fester Körper, über die discontinuierlichen Spectra glühender Gase, über die Spectra einfacher Körper und die Einrichtung der verschiedenen Spectroskope; speciell werden die Spectra der Alkalimetalle und Erdalkalimetalle besprochen. Im Folgenden wird die Empfindlichkeit der spectralanalytischen Methode und deren Anwendung bei physiologischen Untersuchungen erörtert und gezeigt, wie eine Reihe von Elementen auf spectralanalytischem Wege entdeckt wurde. — In der dritten Vorlesung wurden folgende Gegenstände besprochen: Die Spectren der schweren Metalle, die Untersuchung des Lichtes der elektrischen Entladung, die ultravioletten Strahlen, die Spectren von ametallischen Elementen, der Unterschied zwischen Linien- und Bandenspectren und die Beziehung derselben auf die Molecular-Beschaffenheit der Elemente, die Methode von Lockyer zur Untersuchung der Spectren, die Spectren zusammengesetzter Körper, der Übergang der Linienspectren in continuierliche. — Die vierte Vorlesung umfasst die Untersuchungen über Absorption, welche als auswählende bezeichnet wird, über die darauf bezugnehmenden Anwendungen der Spectralanalyse in der Medicin und in der Technik, über die Fluorescenz- und Phosphorescenz-Erscheinungen. Besonderes Interesse wird die Besprechung der Construction der feineren Spectroskope und die Anwendung der Beugungsspectra erregen. — In der fünften Vorlesung wird die Chemie der Sonne im allgemeinen und der Sonnenatmosphäre im besonderen ausführlich dargestellt. — Die sechste Vorlesung ist der spectralanalytischen Untersuchung des Mondes, der Planeten, der Fixsterne, der Nebelflecken und der Kometen gewidmet.

In diesem Abschnitte werden auch die Studien von Huggins über die Bewegung der Sterne im Weltraum, von Lockyer über die Bewegungen in der Sonnenatmosphäre eingehend gewürdigt. —

Die beigegebenen Tafeln sind mit der größten Präcision ausgeführt und unterstützen das Studium des überaus gehaltvollen Werkes, das allen Freunden der Naturwissenschaften auf das beste anempfohlen werden kann, wesentlich. Die glänzende Ausstattung des Buches gereicht unserem deutschen Buchhandel zur größten Ehre.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften: Nr. 17. Abhandlungen über symmetrische Polyeder von A. Bravais (1849). — Nr. 18. Abhandlungen über den Speichel von C. Ludwig, E. Becher und Conrad Rahn (1851). — Nr. 19. Abhandlungen über die Anziehung homogener Ellipsoide von Laplace, Ivory, Gauß, Chasles und Dirichlet. — Nr. 20. Abhandlung über das Licht von Christian Huygens. Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig 1890.

Der Herausgeber des ersten der vorliegenden Schriftchen wollte die bisher wenigen Forschern bekannten Arbeiten von Bravais, dessen Theorie der regelmäßigen Punktsysteme wohl in vielen Fällen eine ausreichende Erklärung für die Eigenschaften einer krystallisierten Substanz zu geben vermag, weiteren Kreisen bekannt machen und auf diese Weise die Arbeiten des genannten Forschers über theoretische Krystallographie wieder ins rechte Licht setzen. Dieselben dürften — wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt — sich insoferne als wichtig erweisen, als es in der nächsten Zeit einer der Hauptgegenstände der Forschung auf diesem Gebiete sein wird, „für bestimmte krystallisierte Substanzen durch das Studium ihrer physikalischen Eigenschaften, Krystallisationsverhältnisse usw. Anhaltspunkte aufzusuchen für Schlüsse auf ihre Molecularstructur". Die Notiz über die symmetrischen Polyeder der Geometrie erschien im Jahre 1849 im Journale für reine und angewandte Mathematik von Liouville und zeichnet sich durch klare und elegante Darstellung aus. Die vorliegende Übersetzung der umfangreicheren Denkschrift: „Mémoire sur les polyèdres de forme symétrique", von welcher Möbius sagt, dass sie in echt geometrischem Geiste geschrieben ist, kann als eine durchwegs gelungene bezeichnet werden.

Das zweite der vorliegende Hefte umfasst „neue Versuche über die Beihilfe der Nerven zur Speichelabsonderung" von C. Ludwig, eine „Mittheilung eines Gesetzes, welches die chemische Zusammensetzumg des Unterkieferspeichels beim Hunde bestimmt" von E. Becher und C. Ludwig, und die „Untersuchungen über Wurzeln und Bahnen der Absonderungsnerven der glandula parotis beim Kaninchen" von Conrad Rahn. Wenn auch der Ref. diese Schrift — soweit sie allgemein verständlich ist — mit Interesse verfolgte, so enthält er sich doch als Nichtfachmann einer Inhaltsangabe und eines Urtheiles über die genannten Abhandlungen.

In Nr. 19 werden die grundlegenden Arbeiten über die Anziehung homogener Ellipsoide der berühmtesten Ana-

lytiker, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, dem Leser vorgeführt. Zuerst ist es die Abhandlung von Laplace, welche im Jahre 1782 in der „Mécanique céleste“ dieses Forschers veröffentlicht wurde und seitdem die Grundlage für alle Arbeiten dieser Art gebildet hat. Im Folgenden finden wir die Abhandlung von Ivory „Über die Anziehung homogener Ellipsoide“. In derselben wird die Kraft berechnet, welche ein Körper von gegebener Form und Dichte auf ein bestimmt gelegenes Massentheilchen ausübt; dann wird die Gestalt ermittelt, welche eine ganz oder theilweise flüssige Masse annimmt, wenn auf dieselbe gleichzeitig die gegenseitigen Anziehungen der einzelnen Theilchen wirken, sowie eine Fliehkraft, die von einer Rotation jener Masse um irgend eine Achse herrührt. Daran schließt sich die „Theorie der Anziehung homogener Ellipsoide“ von Carl Friedrich Gauß. In dieser Abhandlung sind einige Vorbetrachtungen allgemeinster Art vorausgeschickt, die allerdings heutigen Tages durch rein geometrische Erörterungen in kürzerer Weise erledigt werden. — Im Jahre 1838 trat Chasles mit seiner berühmten Abhandlung über eine „neue Lösung des Problems der Anziehung eines heterogenen Ellipsoides auf einen äußeren Punkt“ hervor. Diese hier vorgeführte Schrift unterscheidet sich von den Arbeiten der früher genannten Mathematiker vorzugsweise dadurch, dass sie auf synthetischen Grundlagen aufgebaut und fortgeführt ist. Chasles stützt sich bekanntlich auf den Satz von Ivory: Nimmt man auf der Oberfläche eines von zwei confocalen Ellipsoiden zwei Punkte S, m beliebig an und nennt S', m' die beiden correspondierenden Punkte der Oberfläche des anderen, so sind Sm' und $S'm$ einander gleich. Unzweifelhaft ist die Lösung des Problems, die Chasles gegeben hat, die eleganteste und diejenige, welche am schnellsten zum Resultate führt. — In der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften wurde am 14. Februar 1839 von Lejeune-Dirichlet eine in dem vorliegenden Heftchen wieder abgedruckte Abhandlung über eine neue Methode zur Bestimmung vielfacher Integrale gelesen, welche für das Attractionsproblem von größter Bedeutung geblieben ist. Prof. Wangerin, der dieses Heft neu bearbeitet hat, gibt zu den erwähnten fünf Abhandlungen wertvolle Anmerkungen. In diesen wird die Geschichte des Problems in vollkommen entsprechender Weise behandelt, wobei die einzelnen Stellen, soweit sie in den bemerkten Abhandlungen einer Interpretation bedürfen, eingehend commentiert werden. Recht treffend charakterisiert Wangerin die Antheilnahme jeder der Forscher an dem Attractionsproblem. Auf die neueste Literatur wird in diesen Anmerkungen die gebürende Rücksicht genommen.

Von großem Interesse für den Physiker ist die in dem letzten der vorliegenden Hefte wieder abgedruckte Abhandlung von Christian Huygens „über das Licht“. In derselben werden „die

Ursachen der Vorgänge bei der Zurückwerfung und Brechung des Lichtes und besonders bei der eigenthümlichen Brechung des isländischen Spathes dargelegt". Herausgegeben wurde diese epochemachende Abhandlung von Huygens in der „Bibliothek der Classiker der exacten Wissenschaften" von Prof. E. Lommel, dem man dafür danken muss, dass er in mustergiltiger Weise die Leser in den Gedankenkreis Huygens eingeführt und durch wertvolle Anmerkungen über das Leben und Wirken dieses bedeutenden Forschers den Entwicklungsgang desselben der heutigen Generation dargelegt hat. Die Abhandlung über das Licht enthält zunächst einen Abschnitt über die geradlinige Ausbreitung der Strahlen, in welchem das von Huygens in die Wissenschaft eingeführte und nach ihm benannte Princip beleuchtet und verwendet wird. Im zweiten Abschnitte finden wir dieses Princip auf das Problem der Zurückwerfung des Lichtes angewendet. Der dritte Abschnitt handelt von der Brechung des Lichtes. An dieser Stelle wird auch des berühmten Fermat'schen Theoremes gedacht. Weiters wird die atmosphärische Strahlenbrechung besprochen und gezeigt, dass ein Lichtstrahl sich in einer Curve fortpflanzt, welche alle Wellen unter rechten Winkeln schneidet. Der nächste sehr ausführliche Abschnitt ist der eigenthümlichen Brechung des isländischen Spathes gewidmet. Welche Vortheile zur Erklärung der hieher gehörigen Erscheinungen das Princip von Huygens bietet, tritt hier genügend zutage. Von besonderem Interesse sind auch die Ansichten Huygens über die Structur und Molecularverhältnisse, über die Gründe der Spaltbarkeit des Kalkspathes nach bestimmten Richtungen. Aus denselben erhellt der tiefe philosophische Sinn des berühmten holländischen Forschers. Geometrisch von Bedeutung und durch die Art der Darstellung fesselnd, zugleich ein wesentlicher Beitrag zur Katoptrik und Dioptrik ist der Schlussabschnitt, in welchem die Gestalt der durchsichtigen Körper erörtert wird, die zur Brechung und Zurückwerfung dienen. In diesem Abschnitte findet man die grundlegenden Bemerkungen über das Zustandekommen und die Eigenschaften der katoptrischen und dioptrischen Brennlinien.

Möge das Unternehmen, die Classiker der exacten Wissenschaften dem deutschen Leserkreise vorzuführen, die weitgehendste Beachtung erlangen und in der bisherigen Weise fortschreiten! Es liegt dies im Interesse wahrer und gründlicher Forschung.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen in Preußen.

Mit Spannung erwartete man das Endergebnis der Verhandlungen über die Reform des preußischen Mittelschulwesens. Zwar konnte man schon nach dem Ausfall der Berliner Conferenz einen Schluss auf die Zukunft ziehen, aber nicht mit Sicherheit; denn die Conferenz hatte nur eine berathende Stimme und ihre Beschlüsse waren bloß Vorschläge; die Entscheidung lag in den Händen des Ministeriums. Durch dessen Erlass vom 6. Januar d. J., mit welchem die neuen Lehrpläne und Prüfungsordnungen für höhere Schulen bekannt gemacht wurden[1]), ist nun die Entscheidung erfolgt und nach dem langen, heißen Kampfe wird wohl eine Zeit der Ruhe eintreten, deren die Schule dringend bedarf, wenn sie etwas Gedeihliches leisten soll. Die Ungewissheit und der Widerstreit der Ansichten lähmt die Kraft der Lehrer und übt auch auf die Schüler, da diese Fragen in den ihnen zugänglichen Tagesblättern besprochen werden, einen hemmenden und schädigenden Einfluss aus.

Wer nun nach den Vorgängen, die den eigentlichen Anstoß zu der ganzen Bewegung gaben, eine durchgreifende Umgestaltung des Mittelschulwesens erwartete, musste sich bei dem Einblick in die neuen Lehrpläne sehr enttäuscht fühlen. Diese fügen sich so ziemlich den Beschlüssen der Conferenz an, ja sie sind sogar hie und da conservativer als jene Die Einheitsschule, von der manche träumten, ist nicht zustande gekommen. Gymnasium und Realschule vertreten wie bisher die verschiedenen Richtungen des Studiums und Lebens, und auch das Realgymnasium, gegen das sich die Conferenz ausgesprochen hatte, ist nicht beseitigt worden; denn es hat sich, wie besonders die Äußerungen der Stadtgemeinden zeigten, in Preußen eingelebt und als unentbehrliches Bedürfnis herausgestellt. So haben sich also die Befürchtungen, mit welchen die Freunde des humanistischen Gymnasiums der Entscheidung des Ministeriums entgegensahen, nicht verwirklicht. Das Gymnasium hat seinen Charakter beibehalten, und die classischen Studien sind wie bisher die Grundlage des Gymnasialunterrichtes.

---

[1]) Siehe das Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen. Berlin 1892, Januar-Februar-März-Heft, S. 199 ff.

Gegenüber diesen Thatsachen sind die Änderungen im Einzelnen nicht von Bedeutung. Die neuen Lehrpläne nähern sich, wie dies schon bei den Beschlüssen der Conferenz der Fall war, in vielen Stücken den bei uns geltenden. Wir wollen uns daher nicht auf eine eingehende Würdigung derselben einlassen, sondern begnügen uns damit, sie hier in tabellarischer Übersicht vorzuführen und daran einige kurze Bemerkungen über den Lehrplan des Gymnasiums zu knüpfen.

A. Lehrplan der Gymnasien.[1])

Gegenstände	VI	V	IV	III B	III A	II B	II A	I B	I A	zusammen	gegen bisher
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19	± 0
Deutsch und Geschichtserzählungen	3 1 } 4 (3)	2 1 } 3 (2)	3(2)	2	2	3(2)	3(2)	3	3	26	+ 5
Lateinisch	8(9)	8(9)	7(9)	7(9)	7(9)	7(8)	6(8)	6(8)	6(8)	62	— 15
Griechisch	—	—	—	6(7)	6(7)	6(7)	6(7)	6	6	36	— 4
Französisch	—	—(4)	4(5)	3(2)	3(2)	3(2)	2	2	2	19	— 2
Geschichte u. Erdkunde	2(3)	2(3)	2 2	2 1	2 1	2 1	3	3	3	26	— 2 s. Deutsch
Rechnen und Mathematik	4	4	4	3	3	4	4	4	4	34	± 0
Naturbeschr.	2	2	2	2	—(2)	—	—	—	—	8	— 2
Physik, Elemente d. Chemie u. Mineralogie	—	—	—	—	2	2	2	2	2	10	+ 2
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	—	4	± 0
Zeichnen	—(2)	2	2	2 (—)	2(—)	—	—	—	—	8	+ 2
Zusammen	25 (28)	25 (30)	28 (30)	30 —	30 —	30 —	28 (30)	28 (30)	28 (30)	252 (268)	— 16

Zu diesen Stunden treten als allgemein verbindlich hinzu je drei Stunden Turnen von VI bis I A und je zwei Stunden Singen in VI und V. Da dieselben nicht als eigentliche Arbeitsstunden zu betrachten sind, werden sie nicht mitgezählt. Befreiungen vom Turnen finden nur auf Grund ärztlicher Zeugnisse und in der Regel nur auf ein halbes Jahr statt. Die für das Singen beanlagten Schüler sind, Einzelbefreiungen auf Grund ärztlicher Zeugnisse wie in VI und V vorbehalten, auch von IV bis I A zur Theilnahme an dem Chorsingen verpflichtet. Zur Fortsetzung des Zeichnens in je 2 Stunden bis zur obersten Classe sind überall Veranstaltungen getroffen; ebenso wird zur Erlernung des Englischen oder des Hebräischen in je 2 Stunden von II A bis I A Gelegenheit gegeben. Die Meldung zu diesem Unterricht verpflichtet zur Theilnahme auf mindestens ein halbes Jahr. Durch die Klammern zu Deutsch und Latein ist angedeutet, dass diese beiden Gegenstände thunlichst in einer Hand zu vereinigen sind.

---

[1]) Die kleinen in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen das frühere Stundenausmaß.

B. Lehrplan der Realgymnasien.

Gegenstände	VI	V	IV	III B	III A	II B	II A	I B	I A	zusammen	gegen bisher
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19	± 0
Deutsch u. Geschichtserzähl.	3 1 } 4	2 1 } 3	3 }	3	3	3	3	3	3	28	+ 1
Latein	8 }	8 }	7 }	4	4	3	3	3	3	43	— 11
Französisch ...	—	—	5	5	5	4	4	4	4	31	— 3
Englisch	—	—	—	3	3	3	3	3	3	18	— 2
Geschichte und Erdkunde	2	2	2 2	2 2	2 2	2 1	3	3	3	28	— 2
Rechnen und Mathematik ..	4	4	4	5	5	5	5	5	5	42	s. Deutsch — 2
Naturbeschreib.	2	2	2	2	2	2 }	—	—	—	12	± 0
Physik........	—	—	—	—	—	3 }	3 }	3 }	3 }	12	± 0
Chemie u. Mineralogie	—	—	—	—	—	—	2 }	2 }	2 }	6	± 0
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	—	4	± 0
Zeichnen......	—	2	2	2	2	2	2	3	2	16	— 2
Zusammen...	25	25	29	30	30	30	30	30	30	259	— 21

Hinsichtlich des Turnens und Singens gelten dieselben Bestimmungen wie am Gymnasium. Die Klammern bei Deutsch und Lateinisch haben dieselbe Bedeutung wie oben. Durch die Vereinigung der naturwissenschaftlichen Fächer in einer Hand soll ermöglicht werden, jedem einzelnen dieser Fächer zeitweise die Stunden beider zuzuwenden.

C. Lehrplan der Oberrealschulen.

Gegenstände	VI	V	IV	III B	III A	II B	II A	I B	I A	zusammen	gegen bisher
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19	± 0
Deutsch u. Geschichtserzähl.	4 1 } 5	3 1 } 4	4 }	3	3	3	4	4	4	34	+ 4
Französisch ...	6 }	6 }	6 }	6	6	5	4	4	4	47	— 9
Englisch	—	—	—	5	4	4	4	4	4	25	— 1
Geschichte und Erdkunde	2	2	2 2	2 2	2 2	2 1	3	3	3	28	— 2
Rechnen und Mathematik ..	5	5	6	6	5	5	5	5	5	47	s. Deutsch — 2
Naturbeschreib.	2	2	2	2	2 }	2 }	—	—	—	12	— 1
Physik........	—	—	—	—	2 }	2 }	3 }	3 }	3 }	13	— 1
Chemie u. Mineralogie	—	—	—	—	—	2 }	3 }	3 }	3 }	11	+ 2
Schreiben.....	2	2	2	—	—	—	—	—	—	6	± 0
Freihandzeichn.	—	2	2	2	2	2	2	2	2	16	— 8
Zusammen...	25	25	28	30	30	30	30	30	30	258	— 18

Zu diesen Stunden treten als allgemein verbindlich hinzu je 3 Stunden Turnen von VI bis I A und je 2 Stunden Singen in VI und V.

Gegenüber diesen Thatsachen sind die Änderun
nicht von Bedeutung. Die neuen Lehrpläne nähern si
bei den Beschlüssen der Conferenz der Fall war, in
bei uns geltenden. Wir wollen uns daher nicht a
Würdigung derselben einlassen, sondern begnügen u
tabellarischer Übersicht vorzuführen und daran einig
über den Lehrplan des Gymnasiums zu knüpfen.

A. Lehrplan der Gymnasie

Gegenstände	VI	V	IV	III B	III A	II B
Religion	3	2	2	2	2	2
Deutsch und Geschichtserzählungen ..	3 } 4 (3); 1 }	2 } 3 (2); 1 }	3 (2)	2	2	3 (2)
Lateinisch ..	8 (9)	8 (9)	7 (9)	7 (9)	7 (9)	7 (8)
Griechisch ..	—	—	—	6 (7)	6 (7)	6 ([illegible])
Französisch .	—	— (4)	4 (5)	3 (2)	3 (2)	3 ([illegible])
Geschichte u. Erdkunde ...	2 (3)	2 (3)	2 / 2	2 / 1	2 / 1	2 / 1
Rechnen und Mathematik.	4	4	4	3	3	[illegible]
Naturbeschr.	2	2	2	2	— (2)	—
Physik, Elemente d. Chemie u. Mineralogie	—	—	—	—	2	
Schreiben...	2	2	—	—	—	
Zeichnen ...	— (2)	2	2	2 (—)	2 (—	
Zusammen ..	25 (28)	25 (30)	28 (30)	30 —	30	

Zu diesen Stunden treten als
Stunden Turnen von VI bis I A und j
Da dieselben nicht als eigentliche
werden sie nicht mitgezählt. Befre
Grund ärztlicher Zeugnisse und in
statt. Die für das Singen beanla
auf Grund ärztlicher Zeugnisse wi
IV bis I A zur Theilnahme an d
setzung des Zeichnens in je 2 Stu
Veranstaltungen getroffen; ebens
des Hebräischen in je 2 Stund
Die Meldung zu diesem Unterr
destens ein halbes Jahr. Durc
ist angedeutet, dass diese beid
zu vereinigen sind.

---

[1]) Die kleinen in Klamm
Stundenausmaß.

Es war zu erwarten, dass bei dieser Reduction hauptsächlich das Latein die Kosten tragen werde. Und dies hat sich auch erfüllt. Schon in dem Lehrplane von 1882 erlitt das Latein eine Einbuße von neun Stunden, jetzt verliert es fünfzehn. Die Lectüre tritt in den Vordergrund, das Lateinschreiben wird auf ein engeres Maß beschränkt. Dass es aber doch noch in Betracht kommt, ersieht man daraus, dass beim lateinischen Unterricht als allgemeines Lehrziel nicht bloß „Verständnis der bedeutenderen classischen Schriftsteller der Römer“, sondern auch „sprachlich-logische Schulung“ bezeichnet wird. Minder betroffen wird das Griechische, das schon im Lehrplan von 1882 zwei Stunden abgeben musste; denn es verliert nur vier. Das Französische, das 1882 vier Stunden mehr erhalten hatte, muss zwei abtreten, Geschichte und Erdkunde ebenfalls zwei; die Geschichte wird aber insoferne entschädigt, als dem Geschichtsstoff im deutschen Unterrichte eine hervorragende Stellung zugewiesen ist. Die deutsche Sprache erhält eine Vermehrung von fünf, das Zeichnen eine von zwei Stunden. Im naturwissenschaftlichen Unterricht erfolgt insofern eine Verschiebung, als die Naturbeschreibung auf die vier untersten Classen beschränkt wird und daher an die Physik zwei Stunden überlassen muss.

Man sieht, dass die Änderungen im Stundenausmaß nicht von großer Bedeutung sind; viel einschneidender aber sind diejenigen, welche das Lehrziel der Gegenstände im allgemeinen und das der einzelnen Classen, den Lehrgang und die Methode, die Aufgaben usw. betreffen. Diese Bestimmungen sind von großer Wichtigkeit und werden zum Theile eine völlige Umgestaltung des Unterrichtes, der Lehrbücher und Hilfsmittel herbeiführen. Eine Würdigung derselben, die zudem nur eine eingehende sein könnte und auch von mehreren Fachmännern im Verein ausgeführt werden müsste, hier zu geben, liegt uns ferne. Über manches wird man erst dann sicher urtheilen können, wenn durch die Erfahrung erprobt ist, welchen Erfolg man auf den neu eingeschlagenen Wegen erzielen kann.

Von großer Tragweite sind die neuen Bestimmungen über die Maturitätsprüfung, namentlich dadurch, dass hier Befreiungen im weitesten Umfange zugelassen werden. Nach §. 10, 4, a der Verordnung hat die Befreiung von der ganzen mündlichen Prüfung dann einzutreten, wenn der Schüler b e i t a d e l l o s e m B e t r a g e n sowohl in sämmtlichen verbindlichen Fächern vor Eintritt in die Reifeprüfung als auch in sämmtlichen schriftlichen Prüfungsarbeiten mindestens das Prädicat „genügend“ ohne Einschränkung erhalten hat. Dies scheint eine ganz besonders strenge Censur der schriftlichen Arbeiten vorauszusetzen; denn sonst muss man annehmen, dass die Zahl der Prüflinge bei der mündlichen Prüfung eine sehr geringe sein wird; ja es kann leicht an manchen Anstalten die mündliche Prüfung ganz entfallen. Man kann daher nicht leugnen, dass §. 11, 1 „Mehr als zehn Schüler dürfen in der Regel nicht an einem Tage geprüft werden“ einen etwas komischen Eindruck macht; denn was muss das für eine Prima sein, bei der z. B. 20 nicht einmal die Note „genügend“ ohne Einschränkung in sämmtlichen schriftlichen Arbeiten erhalten haben?

Weiter wird jedem Examinanden, der in einer solchen Arbeit mindestens das Prädicat "genügend" ohne Einschränkung erhalten hat, die mündliche Prüfung aus dem betreffenden Gegenstande erlassen. Da sich nun die mündliche Prüfung bloß auf Religion, Latein und Griechisch, Geschichte und Mathematik [1]) erstreckt und auch noch ziemlich weitgehende Compensationen stattfinden, ist die Reifeprüfung zu einem wahren Schatten herabgesunken. Nur die unterste Schicht der Prima, Schüler von schwachem Talent oder solche, die geradezu unfleißig waren, wird das mündliche Examen abzulegen haben, es sei denn, dass einer oder der andere bessere Schüler aus was immer für einem Grunde nicht die Sittennote "tadellos" erhalten hat und deshalb die Prüfung aus Religion und Geschichte (denn von der Prüfung aus den anderen Gegenständen ist er ja gewiss dispensiert) ablegen muss.

Neu ist die Einführung einer Abschlussprüfung nach dem sechsten Jahrgange neunstufiger höherer Schulen, wornach das Gymnasium in eine Unter- und Oberstufe zerfällt. Diese Prüfung verdankt ihre Einführung nicht sowohl didaktischen als anderen Rücksichten, auf welche wir hier nicht eingehen können. Sie ist eine Vorläuferin der Reifeprüfung und dient dazu, dieselbe zu entlasten und auf das oben bezeichnete Maß einzuschränken. Auch hier findet eine schriftliche Prüfung statt, welche aus einem deutschen Aufsatze, je einer Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische, in das Griechische und in das Französische und drei mathematischen Aufgaben besteht. [2]) Die Gegenstände der mündlichen Prüfung sind dieselben wie bei der Reifeprüfung; nur tritt zur Geschichte noch Erdkunde hinzu. Auch hier gelten die oben bezeichneten Erleichterungen und Compensationen.

---

[1]) Die Physik kommt nur insofern in Betracht, als physikalische Fragen mit mathematischen verbunden werden können.

[2]) Bei der Reifeprüfung ist eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, eine aus dem Griechischen und Französischen ins Deutsche und eine mathematische Arbeit anzufertigen.

Die Redaction.

M. Gückel, Heinrich Braun und die Bayerischen Schulen 1770—1781. Erlanger Doctordissertation. München 1891. 8°, 109 SS.

Der Verf. schildert in eingehender, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Darstellung das Leben des Benedictiners Heinrich Braun, geboren zu Trostberg an der Alz 1732 und gestorben zu München 1792, und der reichen Thätigkeit, welche dieser Mann als erster Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu München, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Theologie, der classischen Philologie, der deutschen Sprache, der orientalischen Sprachen, der Philosophie und Pädagogik und besonders als Reformator des gesammten bairischen Schulwesens entfaltete. Die Schrift wird nicht bloß für die Schulmänner, sondern auch für die Germanisten und als ein Bild jener Zeiten und der Kämpfe, die sie bewegten, auch für die Historiker von großem Interesse sein.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. In der ersten Hälfte des Monats Mai erscheint unter dem Titel: „Erzherzog Franz Ferdinand v. Österreich-Este, authentische Mittheilungen über das Studienleben des Erzherzogs“, eine umfassende Darstellung der Jugendzeit des Prinzen. Dem Schriftsteller Eugen Baron d'Albon, welcher von Seite des Erzherzogs Franz Ferdinand zur Herausgabe des Werkes die Genehmigung erhalten hat, wurde gleichzeitig vom Erzherzog Karl Ludwig die Erlaubnis ertheilt, sich an alle ehemaligen Lehrer seines ältesten Sohnes um Beiträge wenden zu dürfen. Mit solchen werden in dem Werke u. a. vertreten sein: Hofrath Dr. Onno Klopp, Univ.-Prof. Hofrath Dr. v. Weiß in Graz, Gymn.-Director Stefan Kapp, Schulrath Prof. Dr. Knauer, Ministerialsecretär Dr. Max Vlad. Ritter v. Beck, Custos Dr. Adolf Bruder in Innsbruck, Prof. Wörndle v. Adelsfried, Prof. Dr. v. Dezsö, Major Preschel, Prof. Lafarge in Graz, Custos Dr. Domanig, Hof-Organist Pius Richter, Willibald Hengg vom Hofopernorchester u. m. a. Das Werk erscheint im Verlage von Dirnböcks Buchhandlung.

Literarische Miscellen.

Friedrich Lübkers Reallexikon des classischen Alterthums für Gymnasien. 7. verb. Aufl. herausgegeben von Prof. Dr. Max Erler, Rector des Gymn. in Zwickau. Leipzig, Teubner 1891. gr. 4°, VI u. 1332 SS.

Die siebente Auflage unterscheidet sich von der sechsten mehr als jene von der fünften; denn der Herausgeber hat theils mit Hilfe der älteren Mitarbeiter eine Reihe von Artikeln neu bearbeitet und andere revidiert, theils hat er neue Mitarbeiter gewonnen, welche ihre Sorgfalt den Artikeln über Geschichte und Geographie des Orients und über griechische und römische Geschichte zugewendet haben, um sie dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend zu gestalten. Auch die Pläne und Abbildungen haben vielfach eine Vermehrung und Erneuerung erfahren. Darnach kann das allgemein verbreitete Buch auch fernerhin bestens empfohlen werden.

Ausgeführter Lehrplan im Deutschen für die mittleren und oberen Lehranstalten. Ein Entwurf von Dr. E. Schnizzel, Oberlehrer. Berlin, Gärtner 1881. 8°, XVI u. 95 SS.

Im Vorworte die üblichen Klagen über Mangel an Vorschriften. Die armen Deutschlehrer! Wann die einmal wissen werden, was sie zu

thun haben. Weiter Klagen über die geringe Stundenzahl und Wunsch nach Vermehrung auf vier Stunden. Es gibt aber genug Lehrer, die über eine solche Vermehrung sehr unglücklich wären, da sie mit den vorhandenen Stunden schon nichts anzufangen wissen. Das Zweckmäßigste wäre Vermehrung der fachmännischen Lehrer. Dann würde es sich zeigen, dass für alles aufs beste gesorgt ist, dann würden auch so überflüssige Bücher wie das vorliegende nicht geschrieben werden, die dem Fachmanne nichts bieten und andere durch die Fülle des zusammengestopften Stoffes nur verwirren. Damit soll aber gegen den Verf. nichts gesagt sein. Er ist ohne Zweifel ein ernsthafter, kenntnisreicher Mann, der die Literatur seines Gegenstandes ordentlich beherrscht. Und von dem letzteren Gesichtspunkte aus mag seine Schrift auch Fachmänner einigermaßen anregen. Auf Einzelheiten einzugehen ist wohl zwecklos, so manches wäre zu bemerken (S. 72 z. B. wird von 'Euripides' Iphigenie in Tauris nach Schiller' gesprochen). Auch Stilistisches soll dem Verf. nicht vorgehalten werden, da er im Voraus Nachsicht erbittet. Aber die übrigen (mit Goethe zu reden) Folgelosigkeiten der Schreibung hätte er sich ersparen können — 'wo möglich' neben 'womöglich', 'nacheinander' neben 'mit einander', 'im Einzelnen' neben 'im einzelnen' und dann wieder 'im Einzelnen', natürlich 'Entwickelung' neben 'Entwicklung', 'nahegebracht' neben 'nahe gebracht' und wieder 'nahegebracht', 'voraus genommen' neben 'vorausgenommen', 'Ähnliches' neben 'ähnliches' usw. — wenn die Lehrer in solchen Dingen so nachlässig sind, was wollen sie von den Schülern verlangen?

Sprachliche Briefe. Betrachtungen über Zerrüttung der Formenlehre. Deutschlands Lehrern und Lehrerinnen gewidmet von einem Schüler Jacob Grimms. Zweite Auflage. Darmstadt, Aigner 1891. gr. 8°, 80 SS.

Der Verf. ist ein begeisterter Verehrer des Alten. Was einmal war, gilt ihm alles schön und gut, schlecht alles, was ist. Er jammert über Zerrüttung der neuhochdeutschen Schriftsprache und möchte sie um einige Jahrhunderte zurückschrauben. Er möchte abändern: 'Rother Wein, rotis Weinis, rotam Weine', er möchte sagen: 'liebi Frau', 'größist, jüngist, kürzist, längist' u. dgl. neben 'raschest, mattest' usw., weiter 'hesso-nassauisch, rheino-westfälisch, preußo-brandenburgisch', er will schreiben 'weit und brait, mein Klaid, Weishait', er möchte abwandeln 'ich trank, wir trunken, ich tränke, ich half, wir hülfen, wir bunden, wir funden' (wenigstens in feierlicher Rede, denn man sagt ja auch 'wir wurden'), weiter 'hub, gehaben, ich sod, du sodest, er sod, wir sotten, ich gieße, du geußest, er geußt, wir gießen, ich gauß, wir gußen, ich wöllte', er wäre geneigt zu sagen 'Preise Waizens und Gerstes gefallen, Ausgabe Zeitungs' (denn man sagt ja auch 'Zeitungs-Ausgabe'), 'Erlaubnis Versammlungs und Feiers nachgesucht' usw. Solche Vorschläge sind nicht ernst zu nehmen. Der Verf. wüthet natürlich ('selbstredend', wie er in merkwürdigem Gegensatze zu seinen sonstigen Bestrebungen mit einem ganz 'neuzeitlichen' Worte sagt) auch gegen die 'Fremdwörterei' und bringt allerlei neue Wörter: 'drahten' für 'telegraphieren', 'bewahrsam' für 'conservativ', 'zwiehebsam' für 'reduplicierend' u. dgl. Er möchte statt Griechisch Gothisch lernen lassen und aus Luthers Bibel recht viele alte Wörter einführen, um so vielleicht die Fremdwörter auszurotten. Alle diese Mittel werden wohl ebensoviel helfen, als die der Sprechgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Jede Sprache ist so wie das Volk, dem sie dient. Es ist also ganz in der Ordnung, dass die deutsche Sprache alle Eigenheiten ihres Volkes wiederspiegelt. Wer sich dieser Einsicht verschließt, denkt ganz unhistorisch, denn er verkennt das Recht des ewiwordenen. So ist aus der vorliegenden Schrift nicht viel Brauchbares Forzu gnnen. Erwähnenswert wäre etwa außer ganz Selbstverständlichem Gedie derung, die Genitivumschreibung mit 'von', das zunächst den

Ablativ ersetzt, möglichst zu meiden, die starke Declination nicht zu unterdrücken, das Niederdeutsche (Preußische) nicht zu viel Einfluss auf die Schriftsprache gewinnen zu lassen, was sich z. B. in der Verwechslung von Dativ und Accusativ und in der Beeinträchtigung des Conjunctivs äußert, das Futurum passivum, wo es angeht, lieber durch 'sollen', als durch 'werden' zu umschreiben. Über Orthographie, Zusammenschreibung und Pflege des Altdeutschen sagt der Verf. manches Beachtenswerte, lässt sich aber überall zu argen Übertreibungen fortreißen. Über die kindische, Jakob Grimm nachgeäffte und doch himmelweit von ihm entfernte Sprache wollen wir kein Wort verlieren.

Wien. Johann Schmidt.

Dante Alighieris Göttliche Comödie metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. 4. unv. Abdruck der bericht. Ausgabe von 1865—66, 3 Bände. Leipzig, Teubner 1891. 8°, I: XX u. 285 SS., II: VIII u. 320 SS., III: XII u. 414 SS.

Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, dass, wie dieser vierte Abdruck zeigt, das Interesse für diese ruhmvolle Leistung des königlichen Forschers ungeschwächt fortdauert; denn dies liefert den Beweis, dass dieses Buch noch immer seinen Platz in der Literatur behauptet und jetzt, wo der Verf. schon seit fast zwanzig Jahren aus dem Leben geschieden ist, wesentlich der Wert der Leistung und die Bewunderung des Dichterwerkes für die weitere Verbreitung entscheidend ist. Wir empfehlen dasselbe aufs wärmste für die Schülerbibliotheken. Strebsamen Schülern der beiden obersten Classen wird durch die Benützung dieses Buches ein großer Genuss und zugleich eine bedeutende geistige Förderung geboten werden.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten bearbeitet von J. Neubauer und J. Diviš. 5. Jahrgang 1892. Wien u. Prag, F. Tempsky 1892, gr. 8°, X u. 339 SS. Pr. geb. 2 fl. 75 kr.

Der fünfte Jahrgang dieses Buches, das als unentbehrliches Nachschlagebuch eine große Verbreitung genießt, zeichnet sich durch die gleichen Vorzüge aus wie die früheren Jahrgänge und gibt von dem unermüdlichen Streben der Redaction, allen Anforderungen zu genügen, Zeugnis. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit welchen man bei einer solchen Arbeit zu kämpfen hat, wird dies noch mehr würdigen. — Das Amt eines Prüfungscommissärs wurde nur da angeführt, wo es nicht direct zur Stellung der betreffenden Persönlichkeit gehört und mehr als eine Auszeichnung zu betrachten ist. — Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig.

Neubauer J., Statistisches Verzeichnis aller für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien, Realschulen, Lyceen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und Lehrerseminarien mit deutscher Unterrichtssprache bestellten Personen. Elbogen, im Selbstverlage des Verfassers 1891, kl. 8°, 120 SS. Preis 55 kr.

Die Lehrpersonen werden nach den Jahren und Tagen ihrer Anstellung angeführt und in den einzelnen Gruppen die Landesschulinspectoren, Directoren, Professoren der einzelnen Rangclassen usw. geschieden. Tabellen und ein Namensverzeichnis erleichtern den Gebrauch. Das

Büchlein wird als Anhang zu dem Jahrbuche vielen, ganz besonders der jungen Lehrerwelt zur bequemen Orientierung willkommen sein. Für die Genauigkeit der Angaben bieten die bekannten schätzbaren Arbeiten des Verf.s eine ausreichende Bürgschaft.

Krippenkalender für 1892 herausgegeben vom Wiener Central-Krippenverein, 40. Jahrgang, 8°, 670 SS.

Dieser Kalender ist bekanntlich eines der verlässlichsten Nachschlagebücher für Wien. Der vorliegende Jahrgang nimmt auf die Veränderungen, welche durch die Erweiterung Wiens hervorgerufen worden sind, eingehend Rücksicht, namentlich was die Post und die Telegraphen betrifft, und bietet auch einen hübschen Plan von Groß-Wien. Daneben finden wir andere wertvolle Beigaben, z. B. Aphorismen von Frau Baronin Ebner-Eschenbach und einen Aufsatz über die Pflege des Neugeborenen von Prof. Widerhofer. Erwägt man nun, dass der Preis nur 1 fl. beträgt und das ganze Reinerträgnis zu Gunsten der sieben Vereinskrippen verwendet wird, in denen täglich 400 Kinder Wartung und Verköstigung finden, so empfiehlt sich dieses nützliche Buch für dieses Jahr und die folgenden von selbst zur Anschaffung.

Kurzes Vademecum für den Bewerber des philosophischen Doctorgrades an den Universitäten Deutschlands und der Schweiz nebst einem Anhange, enthaltend die Promotionsordnungen der österreich. Universitäten. München, Verlag der Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Pößl 1892, 12°, 33 SS.

Das Büchlein ist für den Gebrauch Studierender bestimmt, gibt aber in seiner Zusammenstellung auch eine für weitere Kreise nicht uninteressante Übersicht über die an den verschiedenen Universitäten geltenden Verordnungen hinsichtlich Erwerbung des Doctorgrades. Es kann daher auch in Ämtern als ein bequemes Handbüchlein mit Nutzen verwendet werden.

Programmenschau.

16. Zahradnik J., Der Versbau der Ilias und Odyssee (čechisch). Progr. des k. k. Gymn. in Pisek 1890, 8°, 31 SS.

Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gestellt, gewisse typische Eigenthümlichkeiten, welche die epische Sprache in der Penthemimeres des homerischen Verses zeigt, näher zu untersuchen und zusammenzustellen. Mit Recht weist er darauf hin, dass sich bei der Pflege des epischen Liedes in den alten Sängerschulen gewisse Normen für die Handhabung der Verstechnik gebildet haben, die im Laufe der Zeit einen stereotypen Charakter annahmen und so gleichsam zu einem Schema wurden, nach dem die Dichter ihre Verse bauten. In ähnlicher Weise ist ja die ausschließliche Anwendung des altionischen Dialectes conventionell, ebenso die stehenden Epitheta, die bekanntlich mitunter der gerade geschilderten Situation geradezu widersprachen, desgleichen die ständige Stellung gewisser Wendungen im Anfang des Verses, oder im Hemistich oder am Ende, ebenso die epische Fülle. Nur so erklärt sich auch der Umstand, dass zur Bezeichnung gewisser Situationen stets der gleiche Vers wiederkehrt, so als Anrufungsformel des Zeus *Ζεῦ πάτερ, Ἴδηθεν μεδέων, κύδιστε, μέγιστε*, zur Angabe des Tages *Ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς*, des Abends *Ἦμος δ' ἠέλιος κατέδυ καὶ ἐπὶ κνέφας ἦλθε* usw. Das Resultat dieser interessanten, auf statistischen Daten ruhenden Observa-

tionen ist folgendes: Die Penthemimeres bildet *A* eine Satzgrenze, und zwar steht sie *a*) vor einem Hauptsatz, der sich an einen gleichen Satz anschließt, 1. ohne Conjunction, wie *Β* 330, wohin auch Fragesätze gehören, so *Ι* 77, 2. mit Conjunctionen, so *καί* (seltener *τέ* oder *τέ — τέ*), *τέ — καί, ἠδέ, ἰδέ, οὔτε, οὐδέ, μηδέ, ἤ*, am häufigsten aber *δέ*. Letzteres verbindet sich am liebsten mit den Pronominalen *ὁ δέ, ἡ δέ, τὸ δέ* in allen Casus, am häufigsten findet sich aber doch der nom. sing. masc. Ferner verbindet sich *δέ* mit *σύ* (am zahlreichsten im Nominativ), mit zweisilbigen Präpositionen *ἀνά, ἀπό, διά, ἐπί, κατά, μετά, παρά, περί, ὑπό*. seltener mit einsilbigen (B 451, *Δ* 447, *Ε* 307, *Τ* 350). Manchmal gesellen sich zu *δέ* noch die Wörtchen *τέ* und *ἄρα*, so *Β* 268, 456, *Γ* 11, *Ε* 836 u. a. m. Außer *δέ* werden die Sätze nach der Penthemimeres noch eingeleitet mit *ἀτάρ, ἀλλά* und *γάρ*, welch letzteres wie *δέ* die zweite Stelle im Satze einnimmt und sich mit denselben Wörtern wie *δέ* verbindet, so mit *ὁ, ἡ, τό, σύ, ἀπό, περί, παρά* u. a., außerdem geht häufig ein *μάλα* voraus. *b*) Die Penthemimeres findet sich als Satzscheide vor einem coordinierten Satze, der sich an einen Nebensatz mit *καί* anschließt (*Α* 458, *Β* 132, 282, 364, *Γ* 235, *Τ* 446 u. a.), häufiger vor einem subordinierten. Letzteres ist *a*) am häufigsten ein Relativsatz mit *ὅς, ἥ, ὅ, ὅ, ἥ, τό, ὅστε, ὅσπερ, ὅστις, οἷος, ὅσος*, mit den Adverbien *ὅθι, ὅθεν, ὅπῃ, ἵνα*; *ὡς* leitet entweder einen Vergleichungssatz ein (*Γ* 415, *Ι* 103 etc.) oder steht bei Vergleichen in einem zusammengezogenen Satze, so *Ι* 14, *Α* 239 u. a. *b*) der subordinierte Satz ist ferner ein Declaratio- oder Causalsatz mit *ὅτε* (oder *ὅ*), *c*) ein Temporalsatz mit *ὅτε* selten mit *ὁπότε* und *εὖτε* (*εὖτ' ἄν*), während wir letzteren Conjunctionen an anderen Stellen öfter begegnen, *d*) sehr häufig ein Temporal- oder Causalsatz mit *ἐπεί*, *e*) seltener ein Infinitivsatz mit *πρίν* oder *πάρος*, *f*) ein Finalsatz mit *ἵνα, ἵνα μή* oder *μή*, *g*) manchmal ein Temporal- und Finalsatz mit *ὄφρα* oder letzterer mit *ὅπως*, *h*) ein finaler Infinitivsatz, *i*) seltener ein hypothetischer oder concessiver Satz mit *εἰ* (*εἰ καί, καὶ εἰ, οὐδὲ εἰ, μηδὲ εἰ*). *B*. Verse mit der Penthemimeres zeigen folgende Eigenthümlichkeiten: 1. Die beiden Vershälften bestehen der Symmetrie wegen aus parallelen oder correlativen Sätzen oder aus einem Satzgefüge. *Α* 280, *Δ* 439, *Ω* 781. 2. Die Penthemimeres trennt die Apposition *a*) im ersten Hemistich (*Α* 113—114), *b*) im zweiten Hemistich (*Α* 69), *c*) in beiden zugleich (*Γ* 121—122). 3. Die Penthemimeres trennt gleichartige Satztheile und zwar sind zu beachten *a*) zusammengezogene Sätze, in welchen zwei gleichartige Satztheile, wie zwei Objecte, Subjecte, Prädicate, Participien, Infinitive u. a. so gestellt sind, dass das eine mit dem ersten Hemistich endet, das zweite mit dem zweiten Hemistich anfängt (*Α* 293, *Δ* 450), *b*) zusammengezogene Sätze, welche in der Regel ein gemeinschaftliches Subject haben und gleichmäßig auf beide Halbverse vertheilt sind. Die Wortfolge ist anaphorisch oder chiastisch (*Α* 95, 192), *c*) Hexameter, in denen zwei coordinierte Substantiva mit Attributen symmetrisch auf beide Vershälften vertheilt sind in anaphorischer oder chiastischer Folge (*Α* 157, 339), *d*) in gleicher Weise zwei Participien oder Infinitive (*Α* 23, 187), *e*) Verse, in deren erstem Theil ein Substantiv mit irgend einem Satztheile steht, im zweiten Theil abermals ein Substantiv, das mit einem Attribut, gewöhnlich einem epitheton ornans versehen und mit dem vorausgehenden durch copulative oder disjunctive Conjunctionen verknüpft ist, so dass sich auch hier eine gewisse Symmetrie ergibt (*Δ* 258, *Ε* 602), *f*) Verse, deren erste Hälfte aus zwei coordiniert verbundenen Substantiven besteht, die zweite aus einem dritten Substantiv, das in gleichem Casus wie die zwei ersten steht und ein Attribut bei sich hat. Manchmal ist die Ordnung die umgekehrte (*Β* 460, 520). *g*) Verse, die aus vier symmetrisch geordneten Wörtern gebildet sind (*Α* 115, *Β* 235). 4. Die Penthemimeres bildet die Grenze heterogener Verbindungen oder Satztheile und zwar steht *a*) die Participialconstruction sehr häufig am Ende des ersten Hemistichs oder am Ende des zweiten, *b*) die Infinitiv-

construction in gleicher Weise. *c*) Oft greift ein zusammengezogener Satz aus dem vorausgehenden Vers mit einem Theil in den nachfolgenden und endigt vor der Penthemimeres (freilich oft auch vor der Trithemimeres oder der bukolischen Cäsur oder sogar am Versende) *Α* 4—5. *d*) Die Penthemimeres ist die Grenze vielsilbiger Wörter, welche das ganze erste Hemistich ausfüllen und gewöhnlich Patronymica, Adjectiva oder Verba, seltener andere Redetheile sind (*Β* 540—541). Im zweiten Hemistich findet sich die Erscheinung nur *Ο* 678 und *Ψ* 264. Ferner stehen *a*) zwei copulativ oder disjunctiv verknüpfte Substantiva in der ersten oder zweiten Hälfte des Hexameters als Subject, Attribut, Object u. dgl., *b*) ebenso zwei Adjectiva mit oder ohne Conjunction. Stehen sie in der zweiten Vershälfte, so füllt größtentheils das erste Adjectiv den dritten und vierten, das zweite den fünften und sechsten Fuß aus. Hier stehen auch synthetisch die Götterepitheta *Α* 607. *c*) Zwei oft synonyme Verba füllen das erste oder häufiger das zweite Hemistich aus, ebenso *d*) zwei Adverbien, *e*) zwei adverbiale Bestimmungen ausgedrückt durch zwei präpositionale Ausdrücke, oder ein Adverb und eine adverbiale Bestimmung. Manchmal vertreten die Präposition die localen Suffixe *θεν*, *δε*. *f*) Auch findet sich im ersten und zweiten Halbvers ein mit einem Attribut versehenes Substantiv. Das Attribut ist entweder ein Adjectiv oder ein Substantiv im gleichen Casus oder im Genetiv. *g*) In ähnlicher Weise steht eine adverbiale Bestimmung ausgedrückt durch ein mit einem Attribut versehenes Substantiv und eine Präposition, welch letztere entweder an der Spitze oder in der Mitte zwischen Substantiv und Attribut steht. Das Attribut ist entweder ein Adjectiv oder ein Substantiv im Genetiv; oft finden sich auch zwei Attributive, und zwar entweder zwei Adjectiva oder ein Adjectiv und ein Substantiv im Genetiv. *h*) Endlich finden sich auch Hexameter, in deren beiden Hälften symmetrisch adverbielle Bestimmungen mit Attributen stehen, so *Β* 461, *Δ* 454, und *i*) Verse, in denen auf beide Hälften symmetrisch vertheilte vier Wörter entweder ein Satzganzes oder nur einen Theil eines Satzes bilden, so *Α* 189, 315, 499 u. a.

Das sind in gedrängter Zusammenfassung die wichtigen Resultate obiger Abhandlung, der wir eine weitere Verbreitung wünschen, als sie gewöhnlich Programmarbeiten beschieden ist, zumal sich aus dieser Untersuchung wohl manche Indicien für die Genesis der homerischen Dichtungen werden gewinnen lassen.

Arnau. F. J. Drechsler.

---

17. Nader, Dr. E., Shakespeares Coriolanus als Gegenstand der deutschen Lectüre in der VII. Realschulclasse. Progr. der Communal-Oberrealschule im I. Bezirke von Wien 1890, 8°, 15 SS.

Es ist keine Frage, dass das Prüfen des Inhaltes der Privatlectüre in eingehender Weise vorgenommen werden muss, damit der Zweck der Lectüre erfüllt wird; denn nur auf diese Weise kann man sich überzeugen, dass sich die Schüler mit dem Stücke, welches aufgegeben wurde, ernstlich beschäftigt haben, und ihnen dasjenige, was nicht verstanden wurde, klar machen. Dass bei der Privatlectüre von Dramen die Inhaltsanalyse gleichzeitig dazu benützt werden soll, den scenischen Aufbau der Handlung zu veranschaulichen, indem bei jeder einzelnen Scene ihre Bedeutung für die Fortführung der Handlung angegeben wird, ist gleichfalls zweifellos. Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes tritt für die angeführten Sätze ein, und an Gustav Freytags Technik des Dramas anknüpfend, will er an dem Drama Coriolanus, welches in geradezu mustergiltiger Weise die Gesetze des dramatischen Aufbaues veranschaulicht, die Gliederung einer Tragödie zeigen und dabei darthun, wie er dieses Stück seinen Schülern erklärt.

Dass sich Coriolanus für die Schülerlectüre unter den Dramen Shakespeares besonders eignet, ist allgemein bekannt. Der Realschullehrplan für Böhmen ordnete schon in den Sechzigerjahren an, dass in der VII. Classe Julius Cäsar oder Coriolan gelesen werden sollen, und der Normallehrplan vom Jahre 1879 nahm diese Bestimmung für sämmtliche Realschulen auf.

18. Blume L., Festrede zur Grillparzer-Feier 14. Januar 1891 am k. k. akademischen Gymnasium in Wien. Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1891, 8°, 10 SS.

Diese vom Hauche warmer Begeisterung getragene und vornehm stilisierte Festrede will der Jugend das Leben und Wirken des großen heimischen Dichters in Kürze vor Augen führen und sie zur eifrigen Beschäftigung mit seinen Werken anregen. Der Redner weist auf das specifisch Österreichische in Grillparzers Wesen hin und auf den Umstand, dass der Dichter mit seiner Heimat innig verwachsen war. Darin erblickt er auch die Gewähr für ein leichtes Verständnis desselben von Seite unserer Jugend. Der Verf. schließt mit den wahren Worten: „Was nicht sterblich war an Grillparzer, das wird leben, so lange die Sprache leben wird, in der er gedichtet hat".

Wien. F. Prosch.

---

19. Zarzycki S., Stosunek księcia siedmiogrodzkiego Jérzego Rakoczego II. do rzeczypospolitéj polskiéj od wyprawy tegoż na Polskę w. r. 1657 do końca wojny szwedzkiéj w 1660 r., na podstawie źródeł i monografij (Das Verhältnis Georg Rákóczys II. zu Polen von seinem Zuge dahin im J. 1657 bis zum Ende des Schwedenkrieges im J. 1660, auf Grundlage von Quellen und Monographien). Progr. des k. k. Gymn. in Kolomea 1890, 8°, 75 SS.

Die vorliegende Arbeit erscheint als Schluss eines Aufsatzes, welcher im vorjährigen Programm der genannten Anstalt erschien. Derselbe handelte über das Verhältnis Georg Rákóczys II. zu Polen seit dem Beginne des Schwedenkrieges bis zum Zuge desselben nach Polen im Jahre 1657. Mit den Rüstungen Rákóczys zu diesem Zuge schloss die Studie, und hier setzt die Fortsetzung ein.

Während der Vorbereitungen zum Zuge hatte sich der politische Horizont schwer umwölkt. Österreich und Russland traten gegen die Pläne Rákóczys auf; die Türkei hatte ihre Einwilligung nicht gewährt; vom Chan aus der Krim kamen beunruhigende Nachrichten; desgleichen wurde berichtet, dass die Machtstellung Karl Gustavs in Polen erschüttert sei, und dass Dänemark zum Kriege gegen denselben rüste. Trotz diesen misslichen Verhältnissen beschloss Rákóczy sein Vorhaben auszuführen; durch Schnelligkeit glaubte er seinen Gegnern zuvorkommen zu können; schon am 8. Januar 1657 brach er mit seinen Bundesgenossen aus Samos Ujvar auf.

Als Rákóczy nach einem gefahrvollen Marsche über die schneebedeckten Karpathen Polen betrat, gestalteten sich die Verhältnisse für ihn zunächst so günstig, dass er hoffen durfte, sein Ziel, die polnische Krone, zu erreichen, ohne sich zu seinem Bündnisse mit den Schweden zu bekennen; Rákóczy glaubte die Polen dadurch gewinnen zu können, dass er die Rolle ihres Beschützers spielte. Aber bald überzeugte er sich, dass dieser Plan undurchführbar sei. Die Partei, welche einst ihr Heil bei ihm gesucht hatte, war nicht mehr; und sein zuchtloses Heer erregte

den Hass der Bewohner. So sah sich Rákóczy gezwungen, mit Karl Gustav in Verbindung zu treten, und jetzt warf er auch die polenfreundliche Maske ab, die er bisher getragen hatte. Mit schrecklicher Wuth fällt er über das arme Land her; auf vierzig Meilen in der Runde wird dasselbe in eine menschenleere Öde verwandelt. Dann zieht er in Krakau ein und eilt von hier nordwärts zur Vereinigung mit dem Schwedenkönig, der in Eilmärschen anzieht.

In diesem gefahrvollen Zeitpunkte raffen die Polen alle ihre Kraft zusammen. Österreich wird zuhilfe gerufen, die Dänen werden zum Kriege gereizt, das Heer und die Finanzen geordnet. Den vereinigten feindlichen Heeren wagen die Polen nicht in offener Feldschlacht entgegenzutreten, aber sie verstehen es, durch geschickte Manöver dieselben zu ermüden und zu entmuthigen. Die Gefahr des bevorstehenden Dänenkrieges veranlasst Karl Gustav schließlich zum Abzug nach Preußen. Rákóczy nimmt noch Warschau, die zweite Hauptstadt Polens; da ruft aber der Schwedenkönig den Rest seiner Truppen ab, denn der Krieg mit den Dänen ist ausgebrochen.

Mitten im Herzen des feindlichen Landes sieht sich Rákóczy verlassen. Vergebens sind seine Bemühungen, mit Polen Frieden zu schließen; enttäuscht tritt er den Rückzug an. Da erhält er Kunde, dass ihn Österreich in Polen und Ungarn anzugreifen beabsichtige, dass die Polen schon in sein Land eingefallen wären, dass sie die Karpathenpässe besetzt und ihm diese Rückzugslinie abgeschnitten hätten. Jetzt artet sein Rückmarsch in wilde Flucht aus. Von den polnischen Scharen verfolgt, wendet er sich nach Podolien. Aber kaum hat er dieses erreicht, so wird ihm berichtet, dass die Tataren auf Befehl des Sultans heranziehen. Um diesen nicht in die Hände zu fallen, sieht er sich zum schmählichen Frieden mit den Polen gezwungen. Durch polnisches Gebiet flüchtet er sich in sein Land; sein Heer fällt aber den Tataren zum Opfer.

In einem »Epilog« schildert der Verf. die nun folgenden Verhandlungen betreffs der Erfüllung des mit den Polen eingegangenen Vertrages und die traurigen Folgen des Zuges Rákóczys für sein Land. Alle seine Ausführungen müssen als gelungen und lehrreich bezeichnet werden.

20. Vulović S., Nastava u Boki Kotorskoj. Poviestne bilježke (Das Unterrichtswesen in der Bocca di Cattaro. Historische Notizen). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Cattaro 1890, 8°, 29 SS.

Um die Kunde der Heimat zu fördern und vorzüglich die Culturverhältnisse derselben zu beleuchten, hat es der Verf. unternommen, Notizen über das Unterrichtswesen in der Bocca di Cattaro zu sammeln. Die Ergebnisse seiner Bemühungen theilt derselbe in der vorliegenden Studie mit. Dieselbe verfolgt die Entwicklung des Schulwesens in dem genannten Gebiete seit seinen Anfängen bis in die Gegenwart und bietet reiche diesbezügliche Mittheilungen.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Entgegnung.

Im 8. und 9. Heft (Jahrg. 1891) finde ich eine Recension meines Programmaufsatzes vom Schuljahre 1889/90. Trotz der Anerkennung, die mir der Herr Verf. derselben sowohl in Einzelheiten als auch im allgemeinen dadurch zollt, dass er den erwähnten Aufsatz als »sehr lesenswert« bezeichnet, fühle ich mich doch der ausgesprochenen Tadel wegen zur Entgegnung gezwungen. Zunächst muss ich den Vorwurf zurückweisen, dass ich in meiner Abhandlung die Zählung des Richtungswinkels einer Geraden unbedingt auf die Grenzen zwischen Null und 180° be-

Rec. wolle die Güte haben, meine Arbeit
...ich leicht überzeugen können, dass
...ohne jede Voraussetzung bezüglich
..., und dass die von ihm aus meinem
...ich nur zur Vereinfachung des Ge-
$\frac{a x_1 - b}{\sqrt{1 + a^2}}$ dienen soll, so lange man
...mmt, was ja doch in den meisten Fällen
...ens findet er auch ein Beispiel, in welchem
...hme eines erhabenen Richtungswinkels Folge
...ass auch in diesem Falle die obige Gleichung
...e Deutung der $\sqrt{1 + a^2}$ unzweifelhaft functio-
...r über das Lehrbuch von Hočevar gemachte Be-
... richte ich an den Herrn Kritiker die Bitte, das
...n dem angeführten Buche noch einmal sorgfältig zu
... dann wahrnehmen, dass die bezüglich der Halbierung
...eines Dreieckes von Hočevar gemachte Annahme, die
...seien alle von innen nach außen gerichtet, mit seiner
...setzung $0 \leq \varphi < 180$ im Widerspruch steht. Ebenso leicht
...in zu erkennen, dass unter Berücksichtigung des im vorher-
...Paragraphen desselben Lehrbuches enthaltenen Zusatzes 1 nur
... Innenwinkel durch Subtraction der Normalgleichungen halbiert
...kann. Am sichersten aber ist es, von der Richtigkeit meiner
... sich beziehenden Äußerung die Überzeugung zu erlangen, wenn
...ich die Mühe nimmt, ein specielles Beispiel genau nach den von
...var festgesetzten Normen durchzuführen. Will der Herr Rec. die Mühe
...ht sparen und dasselbe Beispiel auch nach den von mir gegebenen
...egeln rechnen, so wird er dann kaum mehr eine Richtigstellung derselben
verlangen.

Wien. W. Hofmann.

Erwiderung.

Durch die vorstehende Entgegnung veranlasst, will ich diejenigen meiner Anschauungen, welche der Herr Verf. nicht zu theilen scheint, in folgenden Sätzen kurz präcisieren. 1. Die Gerade ist an sich ein zweideutiges Gebilde; sie besteht aus zwei eindeutigen Gebilden, den Strahlen. 2. Man kann weder von einer Richtung der **Geraden**, noch von der Richtung der Perpendikel einer **Geraden** sprechen; die Richtung der Perpendikel eines Strahles ist von der Richtung dieses Strahles abhängig. 3. Bestimmen mehrere Gerade eine geschlossene Figur, z. B. ein Dreieck, so ist der Richtungssinn der Seiten dieser Figur durch den Umfahrungssinn der Figur bestimmt. Die Perpendikel der Seiten müssen entweder **alle nach außen** oder **alle nach innen** gerichtet sein. (In dieser Anschauung ist auch die angefochtene Annahme in Hočevars Lehrbuch begründet.) 4. Die Gleichungen der Symmetralen der Innenwinkel **können**, wie Hočevar richtig darthut, **nur** durch Subtraction der Normalgleichungen der Seiten des Dreieckes bestimmt werden. Demgemäß **muss ich meine Worte**: »Die gegen Hočevars Lehrbuch der Geometrie für Realschulen §. 241 gerichtete Bemerkung wird der Verf. unterdrücken, wenn er die Bezeichnung der positiven und negativen Seiten der Geraden berichtigt haben wird«, vollständig **aufrecht erhalten**. Über die Mängel der analytischen Geometrie in Hočevars Lehrbuch zu sprechen, hatte ich bei der Besprechung des Programmes des Herrn Verf.s keine Veranlassung; ich hoffe jedoch, diesen Gegenstand an anderem Orte ausführlich erörtern zu können.

Baden. Hans Wittek.

Entgegnung.

Herr Director Dr. R. Latzel hat im Jahrgang 1891, S. 917, meinen im Verlage von F. Tempsky erschienenen „Leitfaden der Botanik für die oberen Classen der Mittelschulen" einer im allgemeinen freundlichen Besprechung unterzogen. Er hat hierbei an einige dankenswerte Anregungen tadelnde Bemerkungen gefügt, auf welche ich Nachstehendes entgegnen möchte. Der beschränkte, mir hierbei zur Verfügung stehende Raum zwingt mich zu möglichster Kürze. Ich bin zu einer ausführlichen Erörterung meiner Gesichtspunkte in einem naturwissenschaftlichen Fachblatte gerne bereit, wenn dies der Herr Ref. wünschen sollte.

Ref. hält es für zweckmäßiger, die Pilze den Algen, die Lebermoose den Laubmoosen voranzustellen. Ich halte die umgekehrte, von mir angewendete Anordnung pädagogisch[1]) für unbedingt richtiger. Die nothwendige Ableitung der Begriffe der Zelle, der Zellbestandtheile und Zellenverbände ist bei Behandlung der Pilze sehr schwierig, da wichtige Bestandtheile den Pilzen ganz fehlen, da eine klare, verständliche Demonstration von Objecten auf große Schwierigkeiten stößt. Wesentlich günstiger gestalten sich diese Verhältnisse bei den Algen, die überdies ein schrittweises Vorwärtsgehen bei dem Unterrichte über den anatomischen Bau, über die Lebensvorgänge usw. ermöglichen. Auch die Voranstellung der Laubmoose vor die Lebermoose ist pädagogisch geboten, wissenschaftlich gerechtfertigt. Die Unterscheidung der früher betrachteten Familien von den Muscineen, insbesondere aber die Darstellung des stufenweisen Fortschrittes in der Organisation macht die Betonung der Gliederung in Blatt und Stamm unbedingt nothwendig. Wie soll diese Gliederung bei Betrachtung eines Lebermooses, wie *Marchantia*, verständlich gemacht werden? Auch mit Rücksicht auf die Verbreitung und Bedeutung der Formen ist es gewiss zweckmäßiger, den Begriff des „Mooses" von den Laubmoosen abzuleiten.

Die Anführung „so vieler Arten" von Basidiomyceten konnte unmöglich durch bloße Citation der Figuren auf den Tafeln ersetzt werden, da im Texte verschiedene Bemerkungen über Merkmale, Verwendung, Vorkommen usw. nothwendig waren.

Zu einer Änderung des Namens „Schwamm" für gewisse größere Pilze werde ich mich auch in Zukunft nicht entschließen können. Wenn alle Lehrbücher die Namen „Hauspilz", „Feuerpilz", „Fliegenpilz" statt der üblichen Bezeichnungen „Hausschwamm", „Feuerschwamm", „Fliegenschwamm" brächten, so würden die letzteren doch gewiss nicht verdrängt. Übrigens gebraucht der Herr Ref. selbst in der mit Prof. Mik herausgegebenen 17. Aufl. von Pokornys „Pflanzenreich" auf S. 165 die Namen „Buchenschwamm", „Hausschwamm".

Die wissenschaftliche Berechtigung der Vereinigung der Betulaceen und Cupuliferen zur Familie der Cupuliferen, der Amygdaleen, Pomeen und Roseen zur Familie der Rosaceen muss jedem, der die einschlägige Literatur kennt, klar sein.[2]) Von Seite der Schule sollte diese Vereinigung eher gewünscht als getadelt werden. Wir erhalten durch sie Familien, welche sich durch auffällige, leicht auffindbare Merkmale

---

[1]) Nur dieser Standpunkt kommt hier in Betracht, da bekanntlich wissenschaftlich Algen und Pilze als parallele Entwicklungsreihen aufzufassen sind.

[2]) Vgl. über Cupuliferen: Bentham & Hooker, Genera plantarum III, 1, S. 403; Wiesner, Lehrb. II, S. 277; Prantl, Lehrb. d. Bot. 6. Aufl. S. 257; Eichler, Blütendiagr. I, S. 11 usw. — über Rosaceen: Eichler, a. a. O. II, S. 495; Bentham & Hooker, a. a. O. I, S. 600; Focke in Engler u. Prantl, Natürl. Pflanzenfam. III, S. 3; Wiesner, Lehrb. II, S. 30 f. usw. usw.

charakterisieren lassen, während die Trennung in mehrere Familien die Einsichtnahme in schwierige, den Schülern notorisch schwer verständliche morphologische Verhältnisse nöthig macht. Zudem irrt der Ref., wenn er behauptet, ich hätte *Betula* zum Hauptrepräsentanten der Cupuliferen gemacht, und vorschlägt, ich solle hiefür *Corylus*, *Quercus* und *Fagus* nehmen; ich habe *Betula*, *Corylus* und *Quercus* als Hauptrepräsentanten angeführt, damit auch die Möglichkeit andeutend, die drei Unterfamilien der Betuleen, Coryleen und Fageen zu unterscheiden. *Fagus* habe ich nicht eingehender behandelt infolge des im ganzen Buche festgehaltenen Principes, nur solche Pflanzen als Hauptrepräsentanten zu wählen, welche leicht und in instructiven Exemplaren für die Schule beschafft werden können. Ref. dürfte die Schwierigkeiten kennen, welche die Beschaffung blühender Buchenzweige in brauchbarem Zustande bereitet. In Bezug auf die Familie der *Rosaceae* sei berichtigend erwähnt, dass sie nicht, wie Ref. meint, früher »*Rosiflorae*« hieß; letzteres ist ein Reihenname, aber kein Familienname.[1])

Bei der gleichfalls beanstandeten Vereinigung der Gattungen *Anemone*, *Hepatica* und *Pulsatilla* befinde ich mich in Übereinstimmung mit den maßgebendsten wissenschaftlichen Werken und Lehrbüchern.[2])

Den Namen »fruchtbechertragende Pflanzen« habe ich der Bezeichnung »Becherfrüchtler« vorgezogen, weil ich consequent die Familiennamen in analoger Weise bildete mit Ausnahme jener Fälle, in denen allgemein gebräuchliche Namen, wie Gräser, Palmen u. dgl. existieren. Mir kommen Namen wie »fruchtbechertragende Pflanzen«, »hahnenfußartige Pflanzen« usw. bezeichnender und richtiger gebildet vor, als die rein künstlich, aber nicht weniger als glücklich geschaffenen Namen wie »Becherfrüchtler«, »Hahnenfüße« usw.

Wenn der Herr Ref. als Repräsentanten statt *Mnium* lieber *Polytrichum*, statt *Rumex* lieber *Polygonum Fagopyrum* gesehen hätte, so erinnere ich ihn daran, dass *Polytrichum* infolge des abweichenden Blatt- und Mützenbaues, des Besitzes eines Diaphragmas im Sporogon ganz ungeeignet ist, zum Vertreter der Moose gewählt zu werden, dass ferner in den Monaten, in welchen der botanische Unterricht an unseren Mittelschulen ertheilt wird, jedenfalls eine *Rumex*-Art, nicht aber *Polygonum Fagopyrum* überall lebend und blühend zu erhalten ist.

Der Tadel, dass *Lactuca* als Vertreter der Compositen gewählt wurde, ist ebenso wie der, dass bei den Amygdaleen von einem ausgehöhlten Kelche die Rede ist, hinfällig, da die betreffenden Stellen sich bloß in einem der, vermuthlich dem Herrn Ref. zugekommenen Probeexemplare fanden, dagegen in der eigentlichen Auflage des Buches gar nicht vorkommen.

Wien. Dr. R. v. Wettstein.

Erwiderung.

Die voranstehende Entgegnung hat mich im Hinblick auf den Umstand, dass ich das fragliche Lehrbuch nicht bloß im »allgemeinen einer freundlichen Besprechung unterzogen«, sondern gewiss sehr günstig beurtheilt habe, recht unangenehm berührt. Die zumeist nebensächlichen »tadelnden Bemerkungen«, welche ich mir erlaubt habe,

[1]) Vgl. Eichler, Blütendiagr. II, S. 495.

[2]) Vgl. z. B. Eichler, a. a. O. II, S. 154; Bentham & Hooker, a. a. O. I, S. 4; Warming, Handbuch S. 275; Prantl in Englers botan. Jahrb. IX, S. 248; derselbe in Engler u. Prantl, Natürl. Pflanzenfam. III, 2, S. 62.

wurden großentheils als bloße Wünsche hingestellt, wegen deren Nichterfüllung bei Neuauflage des Buches niemand den Verf. zur Rechenschaft gezogen hätte. — Obwohl ich alle von dem Herrn Verf. angegriffenen Punkte meiner Recension zu vertheidigen und aufrechtzuhalten in der Lage bin, ziehe ich es doch vor, eine förmliche und weitläufige Polemik zu vermeiden, und überlasse es getrost dem Urtheile der Fachcollegen zu entscheiden, ob meine Bemerkungen und Wünsche betreffs des Leitfadens der Botanik von Dr. R. v. Wettstein berechtigt sind oder nicht.

Klagenfurt. Dr. R. Latzel.

Kundmachung.

Vom Ministerium für Cultus und Unterricht werden unter der Voraussetzung der verfassungsmäßigen Bewilligung des erforderlichen Credites Stipendien im Betrage von 800—1000 fl. zu Studienreisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern vom Jahre 1893 ab verliehen. Um diese Stipendien können sich Lehrer und Supplenten an Mittelschulen bewerben, welche die vollständige Lehrbefähigung für classische Philologie oder für die Geschichte und Geographie erlangt haben und eine mindestens dreijährige Verwendung als selbständige Lehrer an einer Mittelschule ausweisen können. Die Stipendisten werden auf die Dauer des Sommersemesters einschließlich der Hauptferien beurlaubt und bleiben während dieser Zeit im vollen Genuss ihrer normalmäßigen Bezüge. Für die Reisen wird eine allgemeine Instruction erlassen werden; nach Vollendung der Reise haben die Stipendisten dem Ministerium für Cultus und Unterricht Bericht zu erstatten. Der Bewerbungstermin ist für das Solarjahr 1892 der 31. Mai. Dem auf dem vorgeschriebenen Dienstwege einzubringenden Bewerbungsgesuche sind beizulegen:

1. das curriculum vitae,
2. das Lehrbefähigungszeugnis,
3. die Qualificationstabelle sammt Verwendungszeugnissen,
4. wissenschaftliche Arbeiten.

Dem Bewerber steht es frei, in seinem Gesuche jene besonderen Zwecke anzugeben, welche er auf der Studienreise zu verfolgen beabsichtigt.

(Min.-Erl. vom 1. März 1892, Z. 23.250 ex 1891.)

Berichtigung

zu dem Aufsatz 'Die Deutschinstructionen und ihre Gegner' im Supplementheft zu 1891.

Zu S. 70. Im 4. Band des Lesebuches von Lampel findet sich keine Zusammenfassung der Dichtungsarten. — Zu S. 72, Z. 13 st. Dorenwek l. Dorenwell.

Wien. J. Schmidt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Neue Quellen zur Geschichte der älteren romantischen Schule.

Mitgetheilt von Oskar F. Walzel.

(Vgl. Jahrg. 1891, S. 486 ff.)

VII. Carl August Schlegel an den Bruder August Wilhelm.[1])

1. Am Bord des Farmers d. 26. Jun. 1782.

Lieber Wilhelm

Es ist endlich wohl einmal Zeit daß ich mich gegen Dich rechtfertige, Dir auf Deine öftern lieben Briefe nicht geantwortet

---

[1]) Von den vier Brüdern Wilhelm Schlegels ist neben Friedrich weitaus der anziehendste C. August (Klette Nr. 11; vgl. Haym S. 869 f.); seinem Andenken hat Wilhelm zu Anfang 1800 die der Goethe'schen 'Euphrosyne' nachgebildete Elegie 'Neoptolemus an Diokles' (S. Werke 2, 13 ff.) gewidmet. Thatendrang, der in Deutschland keine Befriedigung fand, hatte August Schlegel im Jahre 1782 mit einem hannöverischen Regimente im Dienste der englisch-ostindischen Compagnie nach Ostindien geführt. Schon am 9. September 1789, erst 28 Jahre alt, starb er zu Madras, nicht ohne sich vorher als militärischer Schriftsteller und Geograph ausgezeichnet zu haben; vgl. auch meine Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels an Wilhelm S. 509. Bieten Joh. Adolf Schlegels Briefe an den fernweilenden Sohn einen Einblick in die kümmerlichen Verhältnisse einer führenden deutschen Theologenfamilie und in die Zustände deutschen Gelehrtenlebens im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, so spiegeln sich in den Mittheilungen C. August Schlegels an seinen Bruder die Bestrebungen einer an literarischen Interessen lebhaft theilnehmenden Gesellschaftsschicht, die in entwicklungsreicher Zeit eine Vermittlung des Alten und Neuen, ein Verständnis für alle gleichzeitigen Regungen nicht gewinnen kann und ähnlich wie später Wieland und Herder die weite Kluft, welche das sogenannte 'goldene Zeitalter' der Literatur des 18. Jahrhunderts von der Zeit Goethes trennt, nicht begriffen hat. So wie C. August dürfte zu jener Zeit auch Wilhelm gedacht haben. — Auch die Briefe C. August Schlegels sind Eigenthum der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden, deren Leitung ich neuerlich meinen Dank abstatte.

— und für das Geschenk Deiner neuen Gedichte Dir nicht gedankt zu haben — meine vielen Geschäfte werden mich vielleicht schon bey Dir entschuldigt haben — oder vielleicht mehr wie das — Vergessenheit. Nimm mir das nicht übel, daß ich Vergessenheit meiner von Dir fürchte, ich zweifle gar nicht an Deiner brüderlichen Liebe — aber ich weis es leyder nur zu wohl — und zerstört mir diese Bemerkung oft den süßen Gedanken, der mir in den Stunden sehnssuchtsvoller Rückerrinnerung Wonne giebt: daß itzt in eben den Augenblick vielleicht eine Freund oder Geschwister oder sonst verbrüderte Seele an mich denkt, mich zurückwünscht: — daß unsre Gedanken durch sinnliche Vorstellungen geleitet sein wollen — und also mit diesen auch zugleich allmählig das Andenken verschwindet. Eben das ist lieber Wilhelm die Ursache daß ich die sinnlichen Andenken so sehr liebe — und um desto öfterer an euch zu denken, eine kleine Dieberey zu begehn nicht gescheut habe. Das ists auch was mir Deinen Gedichten einen besondern Werth gibt, ohne dem, welchen ihnen ihre eigenthümliche Güte gibt. Dir eine besondre Critik über diese Stücke zu machen erlaubt mir weder die Gelegenheit, noch das Papier, und mögte Dir auch wohl wenig daran gelegen sein — ich hoffe aber Du nimmst mir einen allgemeinen, guten Rath in Ansehung Deiner Poesie nicht übel. Kenntniß der Schönheiten der Natur, und einiges warmes Gefühl derselben, die der Dichter mehr oder weniger besitzt, gibt zuverläßig seinen Poesien nach eben diesen Maastabe Schmuck und Anmuth. Dieses Gefühl ists nicht was Dir fehlt, und wünscht ich nichts mehr, als daß Du alle die herrlichen und großen Anblicke der Natur die ich itzt sehe und sehen werde, mit mir theilen könntest, Du würdest sie gewiß beßer gebrauchen; diese Schauspiele die von Homer bis auf unsre Zeiten allen großen Dichtern den Stof zu den erhabensten Gedanken und Vergleichungen gegeben haben. Aber dieß ists nicht was ich sagen wollte, außer diesem Gefühl der schönen Natur, müßen Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens, mit erwärmenden Hauch dem Gedicht Leben und Seele geben — ich drücke mich schlecht und undeutlich aus, aber ließ Popens Epistel from Abailard to Eloisa — oder die Choriambische Ode auf die Freundschaft, aus den Bremer Beyträgen [1]), und Du wirst mich besser verstehn. Kurz, so wie der Keim des Wohlwollens der uns zur Mittheilung gegeben ist, beynah der Quell aller unserer glücklichen Empfindungen ist, so erhöhet er auch alle Kräfte der Sele und gibt uns durch seine geheime, nur durch feine Selen zu empfindenden Ausflüße, das Vermögen, unmittelbar auf andre zu würken, und in ihnen eben diese seligen

[1]) Pope hatte seine 'Epistle from Eloisa to Abelard' 1716 veröffentlicht. — Weiters meint August Schlegel wohl die Ode 'An einen Freund'. (Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes. Bremen u. Leipz. 1751, 6, 191) gez. 'B.'.

Empfindungen zu erwecken, — und daß ist meiner Meinung nach der Hauptzweck des Dichters. So kann also keiner als derjenige der diese Empfindungen, und alle die feinen nachhallenden Saiten des menschlichen Herzens kennet die er berühren muß um nicht bloß dem Ohre und der Phantasie — sondern auch dem Herzen harmonisch zu werden: großer und erfreulicher Dichter zu sein. — Und um diese Gefühle, wovon ich gewiß überzeugt bin, daß sie Dir in mehr wie gewöhnlichem Maaße eigen sind, zu entwickeln, was würde Dir hiezu zweckmäßiger sein — als Freundschaft — nicht den Popanz meine ich den man gewöhnlich mit diesem Namen betitelt — sondern diese göttliche Freundinn der Menschheit, die den Leidenden tröstet — und dem Glücklichen vor allem Eckel sichert — die durch unaussprechliche Gefühle, und hohem Enthusiasmus der uns Selbstgefühl unsers Werths gibt, auch allein, fähig ist uns zu beglücken. — Lieber wenn ich nicht fern von Dir wäre, wollt' ich dieser Freund sein — und Du würdest der meinige werden. — Aber nun hats das Schicksahl anders gewollt, — und wir sind uns fern. Suche Bester also diesen Freund — der Dir damals, wie ich Dich verließ noch fehlte, — ich bin gewiß überzeugt daß Du ihn findest — und auch davon bin ich überzeugt, daß so lange der Mensch diese Quelle des Glücks ungenutzt versiegen läßt — er nie wahres Glück — nie Stillung der geheimen Sehnsucht, und ihm selbst unerklärbaren, unruhigen Leere des Herzens empfinden wird. Leb wohl, und schreib mir so oft es die Umstände erlauben

Dein

Dich liebender Bruder
CA. Schlegel.

2. 3. Fort St. George d. 1. Febr. 84.

Lieber Wilhelm

Für Deinen Brief vom 9 Merz 84, der nach meiner geringen Meinung sehr gut geschrieben war danke recht sehr. — ich freue mich das Du die Gefühle der Freundschaft hast kennen lernen — sie erweitern das Herz und erheben die Sele — erhöhen auch unser Glück da sie den engern Wirkungskreiß des Wohlwollens ausdehnen. Dieß wirst Du alle kennen lernen und ganz neue Scenen (um figürlich zu reden) für Deine Empfindung erblicken. —

Daß Du wie Du dich ausdrückst Deine Ideen von Liedern nicht mehr in das Gewand der Sprache hüllst gefällt mir eben nicht — nimm Dich in Acht das der Rost nicht zu tief einfreße.

ich kann Dir hier aus Indien wenig interreßantes mittheilen ich will daher da ich erst gestern dem Begräbniße eines Braminen beygewohnt deßen edle Einfalt mich sehr gerührt eine kleine poetisch prosaische Beschreibung deßelben beyfügen — von denen

dabey gebräuchlichen symbolischen Ceremonien erwähne nichts, weil das in manchen Reisebeschreibungen zu finden. [1]) —

Welch schluchzender Klageschrey unterbricht die Stille des Todtengefildes? — —

Ohne heuchelnden Pomp bringen die jammernden Freunde einen Leichnam in Leinwand gehüllt. —

Sie setzen ihn nieder [2]) — In Entfernung sitzen die Weiber, um mit ihrer lauteren Klage nicht die ernste trübe Stille zu stören; sie sind nicht geschmückt, nicht in Trauergewänder gehüllt — Betrübniß ist ihr Trauergewand — aufrichtige Thränen ihr Schmuck. [3]) —

Von fern ächzt die jammernde Klage der Gattinn und Tochter leise über den Todten hin, ernst und still bereiten die Männer den Scheiterhaufen. —

Nun enthüllen sie den Leichnam. — Glatt ist seine Stirn [4]) und ruhig sein Blick — er wird wohl wandeln durchs nächtliche Thal. —

Sie legen ihn auf den Scheiterhaufen. —

Lauter und lauter naht sich das Jammergeschrey. [5]) —

Wankend leitet die Mutter den sinkenden Sohn. —

Des Knaben Klage verstummt, mit grausendem Schweigen und mit bebender Hand ergreift er das Feuer — blickt auf den

---

[1]) Die folgende Schilderung hat Wilhelm ausführlich verwertet in dem Gedichte: 'Die Bestattung des Braminen. Eine Phantasie an meinen Bruder in Ostindien.' (Götting, Musenalmanach 1787, 110 ff. s. Werke 1, 82 ff.) In dem obencitierten Gedichte 'Neoptolemus an Diokles' lässt er den Bruder sich auf sie beziehen: 'Ernster betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen, Der zum Wandel den Geist haucht in den Schooß der Natur'. In unserm Gedichte, das ganz im Schiller'schen Stile gehalten ist, dehnt Wilhelm die knappen Angaben des Bruders zu vierzehn achtzeiligen Strophen aus. Die folgenden Anmerkungen sollen die frappantesten Übereinstimmungen andeuten; bis auf einzelne Effecte hat August Schlegel dem Bruder vorgearbeitet. Das Ganze ist ein glänzender Beleg, in welchem Grade schon der junge Wilhelm Schlegel seine Poesie zu commandieren verstanden hat.

[2]) V. 43. schweigend setzen sie den Leichnam nieder.

[3]) V. 37 ff. Nicht in Trauerfarben gehn die Weiber
Prangen mit Geschmeid' und Perlen nicht,
Kummer schmückt die abgehärmten Leiber
Thränen salben ihr Gesicht.

[4]) V. 49 f. Die welken Wangen
Und die glatte Scheitel wie so schön!

[5]) V. 81 ff. Still! Denn lautres Weherufen kündet
Nun den letzten, letzten Abschied an;
Sieh den Knaben, der das Opfer zündet,
Angeschmiegt an seine Mutter nahn!
Er vollbringt, hinweggewendet, mit Beben,
Fast betäubt, das grausame Gebot,
Sieht, gleich Blitzen, Flammen sich erheben,
Fühlet tief im Innern Tod.

Vater — gen Himmel — zündet — und sinkt unter der Last seines Schmerzes.

Es erhebt sich nochmals die laute Klage der Weiber, dumpf ertönen ihre Brüste unter der schlagenden Hand, sie raufen das fliegende Haar. [1])

In ernster Stille und stummer Trauer sitzen die Männer ums Grab —

Die Flamme lodert. [2]) —

Es wenden sich die Männer und Weiber, wallen über die Schädel hin [3]), — leiser und immer leiser zittert die Klage übers Todtengefild [4]) — und die einsam wehende Flamme [5]) sendet den aufgelösten Körper der fliehenden Sele nach. —

Wenn anders dieß Gemählde in seinen kurzen Perioden darstellend genung ist, so dächt ich müßt' es sich in einem anpaßenden Vers vortrefflich ausnehmen — und Du würdest mir ein sehr großes Vergnügen machen wenn Du dich bemühen wolltest es in selben einzukleiden. — Du schreibst mir zwar daß Du Dich itzt zur Academie zubereitest — aber nicht welchen Stand Du erwählst. — ich habe daher gute Ursache zu glauben daß Du Theologie studiren werdest — ich wünsche Dir hiezu Glück. — hätt ich itzt zu wählen so würde dieß meine Wahl sein. —

Du findest in selben Erfüllung aller Stände der Natur, Du kannst in selben Freund Mitbürger Gatte Vater sein. — Ja was noch mehr ist das edle praerogativ öffentlich zum Volke reden zu können ist itzt auf selben allein eingeschränkt. — auch gibt dieser Stand mehr Aufmunterung zum Guten und einen ausgebreiteten Wirkungskreis — ist wenigern Verführungen ausgesetzt und schenkt ein ruhigeres Leben.

so hoffe ich denn bester Bruder wann ich einst wieder zurückkehre Dich recht glücklich und zufrieden zu umarmen. Dieß ist der Wunsch Deines Dich zärtlich liebenden Bruders

CA. Schlegel.

---

[1]) V. 89 ff. Schreiend ras't am Rand der rothen Gluten
Jedes Weib, zerrauft die Locken, wäscht
Die zerpochte Brust mit Thränenfluten,
Deren Guß den Brand der Qual nicht löscht.
Fest am Boden haftend, bläßer, stummer,
Fürchterlicher sitzt der Männer Kreiß,
Gram belastet, schwer wie Sterbeschlummer,
Ihren Glieder starrend Eis.

[2]) V. 97. Und die Flamme lodert.

[3]) V. 33 f. Schädel zittern
Dumpfertönend unter jedem Schritt,

[4]) V. 101. Irrend tönt das ächzende Gewimmer
Und gedämpft, durch's wehende Gefild.

[5]) V. 109. Einsam weht die Flamme!

4. Fort St. George d. 26. Aug. 1784.

Lieber Wilhelm

Deinen Brief vom ..... habe ich erhalten und mit vielem Vergnügen Deine angenehmen Schilderungen der Freuden die unsere Eltern durch ihre Kinder und Freunde genießen, gelesen.

Wenn ich an die vielen Seufzer gedenke die die äußerste Sorgfalt in der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder, ihnen gekostet, so ist dieses wohl die geringste Belohnung, die sie verdienen, zu deren Erhöhung Du wie ich gewiß überzeugt bin durch Fleiß und Sparsamkeit auf der Academie daß Deinige beytragen wirst.

Du wirst mir zwar freylich mit recht antworten daß ich gerade derjenige unter Deinen Brüdern bin der das wenigste Recht hat, Dir diesen guten Rath zu ertheilen — aber nimm ihn immer mit dem Geständniß meines Unrechts an, wie ich ihn gebe — brüderlich.

Ohne Zweifel hast Du während meiner Abwesenheit, — Deine Wißenschaften sehr erweitert — und auch gewiß Deine literarische Kenntniße und eigene Fähigkeiten dazu.

Sey doch so gut und schreib mir wie es itzt in unsern liebem Vaterland in diesem Stücke außiehet. — Dauert das süße Reich des Musenalmanachs mit rosenumkränzten Scepter noch immer — oder hat es Teutschland eingesehn, daß für unsre nordische Sprache, bieder und hoch wie sie ist — die verzerrten Empfindeleyen, (die nie, selbst in der weichlichen Sele eines Orientalens gefühlt wurden) und der weiche Flötenton der sie allein leidlich machen kann, nicht anpaßend ist? —

Schreiben die Müller und die Wezels[1]) noch immer Romane die in den Herzen unserer Landpfarrers Töchter, und den Schränken der Curländischen Edelleute, ihrer Unsterblichkeit Ende bey der Trauung oder dem Concurse sehn?

Sucht noch jedes neu auftretende wahre Genie die Sprache nach seiner Laune umzubilden — und schreien ihnen dann gleich alle die Sünder von Kraftmännern und dergl. nach, äffen ihre Fehler ohne ihre wahren Schönheiten zu empfinden —?

Ist die Sprache endlich im Hafen unter den Schutz eines übersehenden Genies angelangt.

Wir sind noch lange nicht wo wir sein müssen und sein können. — Wir wären auch wirklich däucht mir ein großes Theil weiter, wenn nicht Klopstock und andere wirklich große Männer, gesucht hätten den alten Grund umzureißen — immer hätte es gut sein mögen diesen Grund gleich anfangs zu legen — aber itzt da

---

[1]) Joh. Gottw. Müller v. Itzehoe (1744—1828), der Verf. des Siegfried von Lindenberg. — Johann Karl Wezel (1747—1819); neben Müller der fruchtbarste Verfasser komischer Romane im 18. Jahrhundert. Beide werden regelmäßig zusammen genannt, um die Gattung zu charakterisieren; vgl. etwa Waitz' 'Caroline' 1, 55.

schon die Hälfte des Gebäudes fertig — hieße es uns muthwillig um 1 Jahrhundert zurücksetzen. — und es kann endlich mit diesem alten Grunde ein Gebäude werden, das es an wahrem, innern Gehalte denen aller andern Nationen zuvorthut. —

Ich weiß nicht, ich sehe immer auf Dich, als auf den, dem unser um die Teutsche Litteratur so sehr verdienter Vater — den Ruhm der Schlegelschen Familie in diesem Fache — um ihn zu vermehren, zum besondern Erbtheil überlaßen wird.

Es ist dieses zwar ein großes Ziel — denn bis itzt war noch immer der Name — Schlegel — unter den Häuptern. — Ohne unermüdeten Fleiß — (denn ohne diesen scharrt sich selbst das Genie, nur einen dürftigen, mit den ersten Jugendjahren verwehenden, Schatz, in den Feldern der Phantasie zusammen) gelangt man dahin freylich nicht. — aber die Größe des Zwecks — und der Stolz auf Deinen Namen und Vorfahren wird Dich hiezu anfeuern.

Weil dieser Brief doch einmal von nichts wie Litteratur, Styl etc. handelt, so will ich Dir noch eine Bemerkung mittheilen die mir bey dem Studio der englischen Schriftsteller aufgestoßen.

Es wird Dir bekannt sein daß im Anfang eh unsre Sprache Original ward, sie sich mehr nach der französischen als nach der englischen gebildet, — ich glaube es könnte ihr noch zum Vortheil gereichen, wenn wir etwas von der Gedankenfülle des englischen Styls annähmen, dabey müßten wir uns aber sehr in acht nehmen, ihnen die Art ihrer Stärke des Ausdrucks (die oft mehr bizarrerie wie wahre Kraft besitzt und oft ins unedle fällt — besonders in einigen ihrer Poeten — von welchen Fehler wie Du selbst finden wirst der erhabne Joung [1]) nicht frey ist) nicht nachzuahmen.

Jetzo däucht mich ist so wie ganz Engelland auf ihre Litteratur sehr sur le declin, ihre Wochenschriften werden elend — und die neuen Romane sind nur sehr mittelmäßig — unter andern habe ich einen the young Philosopher gefunden der ein bloßer Auszug aus dem Agathon [2]) ist — welches er aber nicht eingesteht. Uebrigens ist die teutsche Litteratur den Engelländern noch ziemlich unbekannt und vor 2 Jahren sprach ich mit verschiedenen Englischen Belletristen, so den Gesnerischen Tod Abels weit beßer fanden wie den Messias. Kürzlich ist der Werther übersetzt und Nathan von Raspe [3]) übertragen worden; beide mit Beyfall. — Doch ich habe schon viel unnützes Zeug geschwatzt, und vom guten Styl in einem sehr schlechten geschrieben. Den wenigen übrigen Platz dieses Blattes laß mich noch dazu anwenden Dich ohne bilderreichen und edlen Ausdruck aber wahr und bieder zu versichern daß ich Dich herzlich liebe — und ich es bisweilen drüber vergeße das ich in Indien

---

[1]) Edward Young (1684—1765), der Verfasser der Nachtgedanken.

[2]) Gemeint ist natürlich Wielands Roman; eine Übertragung ins Englische von 1773 notiert Joerdens 5, 355.

[3]) Werther: London 1779; Nathan v. Raspe: eb. 1780.

bin — wenn meine Sehnsucht — nicht nach dem leeren Namen Vaterland — sondern nach euch die ich liebe, mir den allzusüßen Traum schenkt — daß ich Dich noch einst als reifenden Mann an diesen Busen drücken soll.

CA. Schlegel

P. S. Noch eins bester Bruder, was ich bald vergessen hätte — Du gehst itzt nach der Academie oder doch bald — und ich gedenke itzt etwas Geld stehn zu laßen — damit es nun für meine Angriffe gesichert ist — so nimm Du es in Verwahrung — über die Zinsen wollen wir in 8 Jahren Abrede nehmen.[1])

Zu Plinius dem Jüngeren.

Bemerkungen zu der gleichnamigen Abhandlung von Rob. Novák im 12. Hefte d. 42. Jahrg. (1891) S. 1067 f. dieser Zeitschrift.

Als ich Nováks Abhandlung las, war ich besonders auf die Besprechung der Stelle paneg. c. 13 gespannt, da ich einen neuen Vorschlag, wie die offenbar verderbte Überlieferung zu verbessern sei, oder wenigstens neue Gründe für den einen oder den anderen der bisherigen Verbesserungsversuche erwartete. Statt dessen sehe ich nur die — übrigens schon von Kraut (Über Syntax und Stil des jüngeren Plinius, Schönthal 1872, S. 25) gemachte, von mir bestätigt gefundene — Beobachtung, dass Plinius den Gebrauch von *haud* gemieden habe, mit dem Hinweis auf Quintilians Sprachgebrauch verzeichnet und weiter unten die Bemerkung: „Keils *nec* dürfte das Ursprüngliche treffen". Dagegen ist meine eingehende Erörterung dieser Stelle mit keinem Worte erwähnt. Ähnliches gilt von den beiden übrigen Stellen c. 25 u. 62. Es scheinen demnach dem Verf. meine Besprechungen ganz entgangen zu sein. Ich verweise ihn daher auf S. 165 ff. meiner 'Observationes criticae ad paneg. Lat.' im 3. B. der 'Acta sem. phil. Erlang.' 1884.[2]) Bei Berücksichtigung dieser Ausführungen wäre vielleicht der Verf. theilweise zu anderen Ergebnissen gelangt. Nebenbei bemerke ich noch, dass ep. II 19, 4 die Lesart *intentio languescit (intentio relanguescit* bei Keil), die der Verf. empfiehlt, sich schon in dem Texte der Amsterdamer Ausgabe (von Cortius und Longolius 1734) findet, wo in der Anmerkung ebenfalls auf eine der vom Verf. beigezogenen Stellen (ep. III 9, 19) hingewiesen wird. Dies hätte wohl erwähnt werden

---

[1]) Der Schlussatz ist unleserlich. Selbstverständlich umschreiben die letzten Worte nur zartsinnig ein Geldgeschenk; August Schlegel hat seine Minna von Barnhelm nicht vergeblich gelesen!

[2]) Über die gegen den Sprachgebrauch verstoßende Einführung von *haud* in den Text der übrigen Paneg. habe ich außer a. a. O. S. 167, Anm. 5, 183 f. in meinen Bemerkungen 'Ad panegyricos Latinos', Wiener Stud. VI, S. 323 u. bes. IX, S. 173 gehandelt.

müssen, da durch Verschweigung dieser Thatsache der Eindruck hervorgerufen wird, als hätten wir es mit einem ganz neuen Verbesserungsvorschlage zu thun.

Wien, Jan. 1892. Karl Im. Burkhard.

Kritische Miscellen.

Cic. de lege agr. II 5, 13: *Ineunt tandem magistratus tribuni plebis; contio valde exspectatur P. Rulli, quod et princeps erat agrariae legis et truculentius se gerebat quam ceteri.* Die Handschriften haben *contio tandem*, Lambin und Baiter tilgen *tandem*, Kayser liest willkürlich *concitata iam pridem exspectatione*, Mueller schreibt *valde*, welches sich bei Cassius Cic. Fam. XVI 19: *litteras tuas valde exspecto* findet. Der Stelle scheint mehr ein stärkerer Ausdruck zu entsprechen. Daher schreibe ich *avide exspectatur*, welches Cicero selbst so gebraucht Phil. XIV 1, 1: *Ante vero, quam sit ea res, quam avidissime civitas exspectat, adlata, laetitia frui satis est màximae praeclarissimaeque pugnae* und den Positiv Fam. XII. 4, 2 und ad Att. XVI 10, 2.

Ebendaselbst II 19, 50: *Adiungit agros Bithyniae regios, quibus nunc publicani fruuntur, deinde Attalicos agros in Cherroneso, in Macedonia, qui regis Philippi sive Persae fuerunt, qui item a censoribus locati sunt et certissimum vectigal* ††. So lesen wir bei Mueller, *locati sunt, certissimum vectigal* vermuthet Karsten Mnes. 1878, S. 302 sq. Ich glaube, dass die Lücke vor *et* zu suchen und dort ein dem *certissimum* entsprechender Superlativ ausgefallen ist. Vergleicht man nun Stellen, wie Cic. de imp. Pomp. 6, 14 *cum de maximis vestris vectigalibus agatur*, ibid. 7, 19 *vectigalia maxima* und besonders ibid. 2, 6 *aguntur certissima populi Romani vectigalia et maxima,* so darf man wohl annehmen, dass auch an unserer Stelle mit Interpungierung hinter *locati* zu schreiben sei: *qui item a censoribus locati sunt maximum et certissimum vectigal.*

Cic. pro L. Val. Flacco 27, 6 lesen wir bei Mueller: *Atque haec cuncta Graecia, quae fama, quae gloria, quae doctrina, quae plurimis artibus, quae etiam imperio et bellica laude floruit, parvum quendam locum, ut scitis, Europae tenet semperque tenuit, Asiae maximam oram bello superatam cinxit urbibus, non ut munitam coloniis illam † generaret, sed ut obsessam teneret.* Von den Handschriften bietet *generaret* T W, *gentem* S, *augeret* F, Klotz, du Mesnil schreiben *regionem*, Baiter, Kayser [*illam gentem*]; aber diese Accusative sind nach *maximam oram* ganz überflüssig. Auch erheischt die Concinnität in *generaret* ein Verbum zu suchen, das ebenso dem *teneret* entspricht wie *munitam* dem *obsessam.* Mueller vermuthet reserviert *regeret,* der Überlieferung näher stehend ist *gubernaret.*

Cic. or. cum senatui gratias egit 12, 30 lesen wir in den Handschriften: *Sed ut in ipsis dis immortalibus non semper eos-*

dem atque alias alios solemus et venerari et precari, sic in hòminibus de me divinitus meritis omnis erit aetas mihi ad eorum erga me merita praedicanda atque recolenda. An der Überlieferung *erit aetas mihi ad* nahm man Anstoß, so auch Mueller, der dazu bemerkt: *non eo solum nomine me quo Heumannum et Marklandum offendit: certe desideratur 'conferenda' aut 'vix satis (erit)'* ... Ich selbst dachte einmal an *omnis spectabit aetas mihi ad.* Indes, glaube ich, werden wir an der überlieferten Lesart festhalten können, wenn wir Stellen berücksichtigen, wie Cic. in Verr. IV 15, 33 *tum primum intellexi ad eam rem istos fratres Cibyratas fuisse;* ibid. V 60, 157 *ad eamne rem fuit haec suburbana ac fidelis Sicilia,* pro Cluent. 32, 87 *cum ipsa pecunia ... non modò quanta fuerit, sed etiam ad quam rem fuerit, ostendat,* ad Att. III 7, 2, vgl. VI 1, 14 *erit ad sustentandum, quoad Pompeius veniat,* pro Sest. 42, 91 *res ad communem utilitatem,* Caes. b. c. I 101, 2 *rebus quae sunt ad incendia,* ferner *nihil ad rem, quid ad rem* u. ä. Der ganze Ausdruck scheint eine Wendung der Umgangssprache zu sein (vgl. Richter zu Verr. IV p. 50).

Cic. or. cum populo gratias egit 1, 3 liest man gewöhnlich mit Halm: *Res familiaris sua quemque delectat; reliquae meae fortunae reciperatae plus mihi nunc voluptatis adferunt, quam tum in incolumitate adferebant. tum incolumitatis* haben die codd. ausgenommen P[1], *incolumes* Lg 25, Klotz; Mueller bemerkt: *in incolumitate dubitanter scripsi, commendare nolo iucunditatis.* Und in der That ist nicht recht einzusehen, unter welchem Einfluss aus *incolumitate* das handschriftliche *incolumitatis* entstanden sein sollte. Vielleicht empfiehlt sich unter diesen Umständen die Conjectur *quam statu incolumitatis.*

Cic. de domo sua or. ad pontifices 4, 8 ist überliefert: *Primum dico senatoris esse boni semper in senatum venire nec cum iis sentio, qui statuunt minus bonis temporibus in senatum ipsi non venirent non intellegentes hanc suam nimiam perseverantiam vehementer iis, quorum animum offendere voluerint, gratam et iucundam fuisse.* Jeep Progr. v. Wolfenb. 1862 p. 7 sq. schlägt vor *ipsis non venire licere,* woran sich jedoch wie bei der vulg. *statuunt ... ipsi non venire* der folgende perfectisch gehaltene Gedanke nicht recht anschließt, weshalb andere *statuerunt ... ipsi non venire* ändern. Bei dieser Lesart muss dann aber *ipsi* mit Recht auffallen, das man für den Sinn entschieden missen kann. Daher setzen Baiter, Klotz, Mueller, letzterer mit der Bemerkung 'plura desunt' vor *ipsi* den Asteriscus. Vielleicht ist die Lücke durch *qui contra statuunt ... temporibus, in senatum cum ipsi non venirent* ... auszufüllen, wodurch auch *ipsi* eine hinreichende Erklärung fände. Der Sinn der Stelle wäre dann folgender: Nach meiner Ansicht, sagt Cicero, ist es die Pflicht eines tüchtigen Senators, jederzeit in den Senat zu kommen, und deshalb kann ich nicht jenen beipflichten, welche für bewegtere Zeiten das Gegentheil behaupten, obwohl sie doch aus eigener Erfahrung (in senatum cum

ipsi non venirent) hätten lernen sollen (non intellegentes), dass eine solche Abstinenz den Gegnern nur erwünscht komme.

In derselben Rede 37, 99 bieten die Handschriften: *Quare dirumpatur licet ista furia atque audiat haec ex me, quoniam lacessivit: bis servavi (rem publicam), qui consul togatus armatos vicerim, privatus consulibus armatis cesserim.* Baiter und Kayser schreiben *Quare (dirump. licet ista furia atque aud. — lacessivit,) bis* und ähnlich Klotz *Quare disr. licet ista furia atque audiat — lacessivit: bis.* Aber der mit *atque audiat* anhebende Satz kann doch unmöglich als Fortführung des vorausgehenden concessiven Gedankens gefasst werden. Deshalb liest Madvig Adv. II, p. 223 sq. mit Streichung des *atque*: *furia, audiet* und Mueller nach einer Vermuthung Baiters *furia atque **, audiat.* Soviel scheint gewiss, dass mit *audiat* der Nachsatz beginnen muss. Mueller verweist wohl auf die Stelle de har. resp. 2, 4: *Cum his furiis et facibus ... bellum mihi inexpiabile dico esse susceptum,* ohne aber daraus weitere Consequenzen zu ziehen. Ich glaube, wenn wir eine andere Stelle unserer Rede, die Mueller entgangen zu sein scheint, in Betracht ziehen, nämlich 38, 102, wo es einige Paragraphe nach unserer Stelle heißt: *Ista autem fax ac furia patriae* und vielleicht noch die Liviusstelle XXI 10, 11 *hunc iuvenem tamquam furiam facemque huius belli odi ac detestor* vergleichen, so werden wir wohl die Vermuthung nicht gewagt finden, dass auch an der oben erwähnten Stelle die alliterierende Verbindung *furia ac fax* herzustellen sei. Der Ausfall der Worte *ac fax* zwischen den Nachbarworten ist begreiflich.

Ebendaselbst 53, 136 wird überliefert: *Quid? ... cum P. Scaevola pontifex maximus pro collegio respondit: 'Quod in loco publico Licinia, Gai filia, iniussu populi dedicasset, sacrum non viderier'. Quam quidem rem quanta severitate quantaque diligentia senatus, ex ipso senatus consulto facile cognoscetis.* Das in den Handschriften fehlende Verbum zu *senatus* ergänzen die alten Herausgeber durch *sustulerit*, das abgesehen von seiner paläographischen Unwahrscheinlichkeit sich auch nicht recht mit *diligentia* verknüpfen will, Mueller setzt im Text ein Kreuz, in der adnotatio vermuthet er *qua quidem in re ... fuerit.* Leichter, meine ich, wird die Stelle lesbar gemacht, wenn wir *quam quidem rem quanta* t r a c t a v e r i t *severitate* herstellen.

Cic. de haruspicum responsis or. 3, 4 bieten die Handschriften: *Videbam illud scelus tam importunum, audaciam tam immanem adulescentis furentis, nobilis, volnerati non posse arceri otii finibus; erupturum illud malum aliquando, si impunitum fuisset, ad perniciem civitatis.* Mueller erklärt *nobilis* in der adnotatio critica für corrupt und in der That lässt sich *nobilis* neben *furentis* und *volnerati* auf keinerlei Weise rechtfertigen. Ein Besserungsversuch wurde, wenn ich nicht irre, noch von keiner Seite gewagt. Wäre nicht mit Beziehung auf *non posse arceri* o t i i *finibus* der Gegensatz *m o b i l i s* für den Zusammenhang erträglicher?

Liv. IV 17, 12: *Et dictator Romanus haud procul ad confluentis consedit in utriusque ripis amnis, qua sequi munimento poterat vallo interposito.* So lesen wir in den Handschriften, nur bietet der Mediceus für *uallo* die leichte Variante *nullo.* Von conservativen Erklärungen dieser schwierigen Stelle sind die von Drakenborch, Weißenborn und Luterbacher zu nennen. Ersterer erklärt: *consedisse dictatorem, qua situs riparum permitteret, ut numimento sive vallo interposito tectus eas adire posset,* was Harant mit Recht zurückweist, indem er sagt: *qua enarratione nihil horum, quae oportuit, docemur nec quid sit munimento sequi ... nec cur e regione amnis potissimum muniri castra debuerint, quasi ex ea parte, ratibus videlicet, aggressurus fuerit hostis, nec quid attinuerit, eandem rem duplici verbo (munimento vel vallo) declarari.* Auch Weißenborn gelingt es nicht, mit der Deutung: 'zu *sequi* ist, wie es scheint, wieder *ripas* zu denken und der Sinn des Ausdruckes 'wo oder wie weit die Ufer einander nahe genug waren, dass er mit der Befestigung von dem einen zum andern gelangen, den Raum zwischen beiden befestigen konnte, führte er (zwischen den Flüssen *interposito*) einen Wall auf" den dunklen Ausdruck aufzuhellen. Denn zugegeben, bei *sequi* sei *ripas* zu ergänzen, ist doch der von W. aufgestellte Gedanke, der Dictator habe nur da einen Wall gezogen, wo oder wie weit die Ufer nahe genug waren, weder an und für sich plausibel, da er die bloße Nähe der beiden Flussufer und nicht, wie zu erwarten ist, andere Terrainverhältnisse (vgl. die unten citierte Cäsarstelle) als ausschlaggebendes Moment bei der Anlage der Verschanzungen bezeichnet, noch ist überhaupt anzunehmen, dass Livius diesen von W. statuierten Sinn in so unklaren Worten, wie *qua sequi munimento poterat,* zum Ausdruck gebracht hätte. Der Parallelismus der aus Caes. b. g. VII 74, 1 angezogenen Stelle *regiones secutus quam potuit aequissimas pro loci natura XIIII milia passuum complexus pares eiusdem generis munitiones ... perfecit* trifft abgesehen davon, dass hier das Verb nicht objectlos steht, entschieden darum nicht zu, weil es nicht *secutus munimento* heißt. Man versuche nur *munimento* einzufügen und die vorhin durchsichtige Structur wird unklar. Es müsste doch *regiones sequi in muniendo* oder ähnlich, nicht aber *munimento* lauten. Luterbacher paraphrasiert: 'Der Dictator schlägt ein Lager auf, dessen westliche Seite durch den Tiber und dessen südliche Seite durch den Anio gesichert ist. Dann zieht er im Nordosten des Lagers von einem Fluss zum andern in einer Bogenlinie, so gut er dieser wegen der Beschaffenheit des Terrains folgen kann, einen Wall zwischen sich und den Feinden.' Woraus ist denn aber zu entnehmen, dass die Befestigung bogenförmig lief, und was ist bei *sequi* als Ergänzung zu denken, wenn es 'so gut er der Bogenlinie folgen kann' bedeuten soll? Diese Auslegung ist zu gekünstelt, als dass sie genügen könnte. Außerdem bleibt auch hier der Ablativ *munimento* unerledigt. Nach diesen Erwägungen wird man sich wohl kaum der Meinung verschließen können, dass die Über-

lieferung an unserer Stelle verderbt ist. Änderungsvorschläge wurden bisher meines Wissens von zwei Seiten gewagt. Novák (Listy phil. 1883, p. 20) schlägt nach XXXIX 2, 3 vor: *qua sequi hostis non poterat* zu schreiben: *munimento nisi qua sequi hostis poterat nullo interposito* oder *nisi qua sequi hostis poterat munimento nullo interposito.* Die Corruptel erkläre sich so, dass der Abschreiber von *amnis* zu *nisi* abirrte und so *munimento* übersprang, das dann über die Zeile geschrieben und hinter *sequi* in den Text gesetzt wurde. Dadurch sei *hostis*(?) verdrängt worden, wenn es nicht etwa einfach wegen des gleichen Auslautes mit *poterat*(?) ausfiel. Diese Annahme ist aber paläographisch recht unwahrscheinlich. Auch dünkt es mir unpassend, den Gedanken zu betonen (*nisi ... nullo*), dass der Dictator nirgendwo anders, außer wo feindliche Gefahr drohen mochte, eine Verschanzung aufführen ließ. Auf der richtigen Fährte war Madvig (T. Liv. hist. Rom. lib. vol. I, p. I. Hauniae 1886) mit *qua assequi poterat* und der Erläuterung: *non secundum ripas fluminum vallum interpositum est, sed in spatio inter utrumque flumen patenti, quatenus muniendo rem exequi dictator potuit.* Aber auch diese Lesart ist eben wegen des beigefügten *munimento* nicht ohne Bedenken. Hieße es einfach *qua assequi poterat,* so läge aus dem folgenden *vallo interposito* die Ergänzung (sc. *vallum interponere*) auf der Hand; so aber geräth man in nicht geringe Verlegenheit, was dann zu *assequi* als Object zu denken ist, da die obige Ergänzung (*vall. interp.*) neben *munimento* geradezu unmöglich ist. Die Worte *quatenus rem muniendo exequi dictator poterat* erläutern wohl die sachliche, nicht aber die grammatische Seite der Frage. Dagegen gewinnt die Construction und Exegese dieser Stelle mit einem Schlage an Licht und Klarheit, wenn wir mit einer leichten Änderung statt *sequi* den Begriff *saepire* einführen und *qua saepire munimento poterat* (sc. *dictator ripas*) oder *qua saepiri munimento poterant* (sc. *ripae*) herstellen. Über den Gebrauch des Verbs genügt es auf V 5, 2 *operibus ingentibus saepta urbe est,* XXV 25, 8 *castraque tectis parietum suo muro saepta,* XLIV 39, 3 *cum munimentis ea (castra) saepissent* usw. zu verweisen. Die Entstehung der Form *sequi* lässt sich bei Annahme der in Handschriften vorkommenden Schreibweise *sepiri* leicht denken.

Vell. Paterc. II 38, 2 lesen wir bei Halm im Texte: *Primus in Siciliam traiecit exercitum consul Claudius, sed provinciam eam ... fecit Marcellus Claudius. primus Africam Regulus nono ferme anno primi Punici belli **; sed ... P. Scipio Aemilianus ... in formulam redegit provinciae,* in der adnotatio critica: 'fort. *belli aggressus est,* was sicherlich zu weit abliegt und daher um vieles problematischer ist als die Lesart des Gelenius: *primus in Africam* (*sc. traiecit*). Vergleichen wir aber Stellen wie II 5, 1: *penetratis omnibus Hispaniae gentibus*; 39, 1: *Gallias primum a Domitio Fabioque .. intratas cum exercitu;* 105, 1: *intrata protinus Germania;* 5, 1: *aditis, quae vix audita erant;* 107, 3: *victor*

omnium gentium locorumque, quos adierat Caesar; 40, 2: *tum victor omnium, quas adierat, gentium* usw., so werden wir eher in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch des Autors den Ausfall von *penetravit* oder *intravit* (etwa zwischen *primus* und *Africam*) oder von *adiit* nach *belli* anzunehmen berechtigt sein.

Val. Max. I 8, 17: *Tantam et tam aequalem fortunae pariter atque amicitiae societatem quis non ipsius caelestis concordiae sinu genitam, nutritam et finitam putet? et tam* hat Torrenius, *tantam* B, *tam* b (manus secunda vel tertia Bernensis). Gleich möglich ist doch *tantam tamque aequalem.*

Val. Max. II 7, 15 überliefern die Handschriften: *Quo tempore tam iniusto, tam gravi propter immane rei publicae damnum etiam tribunus militum adulandus èrat.* Dass *iniusto* unhaltbar ist, geben alle Kritiker zu. Von versuchten Besserungen sind *luctuoso, maesto, angusto, iniquo* zu nennen. Für meine schon früher aufgestellte Conjectur *FVNESTO* verweise ich jetzt auf eine ganz parallele Stelle bei Florus, deren Anführung ich in den Wörterbüchern vermisse, nämlich epit. 13, 2: *quod tempus populo Romano nescio utrum clade funestius fuerit an virtutis experimento speciosius.*

Curt. Ruf. III 9, 25: *Ergo non mediocris omnium animos (incessit) formido — quippe itineri quam proelio aptiores erant* — ... So ergänzt man gewöhnlich das in den Handschriften fehlende Prädicat zu *formido,* allerdings ohne jede paläographische Wahrscheinlichkeit. Novák fügt hinter *formido*: *occupavit* ein. Für annehmbarer halte ich vor *quippe itineri* den Ausfall des Verbums *cepit,* über dessen Gebrauch Liv. I 57, 10, XXV 22, 1, XXIII 20, 7 zu vergleichen sind.

Ann. Senecae suasoriarum I 12: *Tumidum est: ὄρους ὄρος ἀποσπᾶται. Vergilius quid ait? rapit haud partem exiguam montis. Ita ⟨a⟩ magnitudine discedit, ut non imprudenter discedat a fide.* So schreibt richtig Kießling statt des überlieferten *ita magnitudinis cedat studet* in BSTaV und *ita magnitudini sedat sed ut* in Tb. Nur möchte ich in *STVDET (SEDVT)* etwas mehr als *ut* sehen, nämlich *SIC, VT,* so dass dann in dem Satze *ita a magnitudine discedit sic, ut* das *ita* auf das vorausgehende *haud partem exiguam montis, sic* hingegen auf den folgenden Consecutivsatz hinweist.

L. Ampel. lib. mem. VIII 11. In diesem mit *Miracula mundi* betitelten Capitel heißt es: *Ilio lapis quadrata, ubi Cassandra fuit alligata; quam si ante tangas aut fricueris, lac demittit; ex altera autem parte similiter si frices, * ac si sanguinem remittit.* So bei Wölfflin. Ein Heilungsversuch wurde bisher meines Wissens nicht gemacht. Um die Stelle wenigstens lesbar zu machen — und weiter beansprucht auch meine Vermuthung nichts — ändere ich *ACSI* in *LAPIS.* Bezüglich der Wiederholung vergleiche z. B. §. 10: *Athenis Minervae aedes nobilis, cuius ad sinistram clipeus appositus, quem digito tangit: in quo clipeo medio Daedali est imago ita collocata, quam si quis imaginem e clipeo velit tollere, perit totum opus.*

Arnau. ——— F. J. Drechsler.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aristoteles' *πολιτεία Ἀθηναίων.* Ediderunt G. Kaibel et U. de Wilamowitz-Möllendorff. Berolini, apud Weidmann. MDCCCXCI. 8°, XVI u. 100 SS. Preis 1 Mark 80 Pf.

Die Hochflut der Aristotelesliteratur mag wohl schon bei manchem Mitforscher nicht etwa aus egoistischen Gründen, sondern vor allem im Interesse der Sache den Wunsch geweckt haben, dass eine gewisse Ruhepause eintreten möge, damit nicht durch vorschnelle Veröffentlichung mehr oder minder gewagter Conjecturen, Erklärungen und Hypothesen das Gewirre der Meinungen zu einem unentwirrbaren Chaos führe, sondern vielmehr die Ergebnisse wohlüberlegter, gründlicher Forschung, wenn auch langsam, unser Wissen von der Entwicklung und dem Organismus der attischen Verfassung, beziehungsweise von dem Werte der neuen Quelle in Wahrheit weiter fördern.

Als Nachtrag zu der in dieser Zeitschrift 1891, S. 502 u. 973 citierten Literatur erwähne ich nunmehr: Die Facsimile-Ausgabe von Kenyon, die Ausgabe von Leeuwen-Herwerden und folgende Schriften: Ad. Bauer, Literarische und historische Forschungen zu Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*, München 1891; P. Meyer, Des Aristoteles Politik und die *Ἀθηναίων πολιτεία*, Bonn 1891, wo der Nachweis erbracht wird, dass zwischen beiden Schriften keine Widersprüche vorliegen; Th. Gomperz, Die Schrift vom Staatswesen der Athener und ihr neuester Beurtheiler, Wien 1891, gegen Rühl gerichtet, dessen Zweifel an der Echtheit der Schrift (im Rhein. Mus. XLVI, S. 426 ff.) mit Glück zurückgewiesen sind; P. Cassel, Vom neuen Aristoteles und seiner Tendenz, Berlin 1891, eine Schrift, die, allerdings ohne zu überzeugen, den Nachweis versucht, dass die *Ἀθηναίων πολιτεία* ein Lehrbuch für den königlichen Prinzen Alexander sei, „welchem offenbart werden soll, dass in der Republik kein Heil sei“ (S. 9), hingegen

mit Erfolg gegen Cauer und Schvarcz sich wendet, der gleichfalls Aristoteles' Autorschaft leugnet (Aristoteles und die *Ἀθηναίων πολιτεία*, Leipzig 1891 und in der ungarischen Revue 1891, S. 341 ff.) und für Demetrius von Phaleron eintritt; ferner Grunzel, Aristoteles und die *Ἀθηναίων πολιτεία*, Leipzig 1891. Betreffs Übersetzungen und einzelner Abhandlungen in den verschiedenen Zeitschriften, wie: Niemeyer in Jahrb. f. Phil. 1891, S. 408 ff.; De Santis in Riv. di Filologia XX, S. 147 ff.; J. Cholodniak im Journal des kais. russischen Ministeriums für Volksaufklärung 1891, S. 58 ff. (russisch); Th. Reinach in Revue des études grecques IV 14, 82 u. 143, verweise ich auf P. Meyer, der S. 64—72 einen genauen, systematisch geordneten Literaturnachweis bietet. [1])

In der vorliegenden Ausgabe nun liegt uns eine Arbeit vor, die, völlig frei von dem Fehler der Überhastung, bei der ausgedehnten Quellen- und Literaturkenntnis, dem klaren Urtheile und der damit sich paarenden glücklichen Combinationsgabe der beiden Gelehrten Bedeutendes leisten musste, wofür die Aristoteles- und Alterthumsforscher in gleicher Weise denselben zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Insbesondere ist es der zweite, systematische Theil, in welchem die Herausgeber originelle, anerkennenswerte Verbesserungsvorschläge vorbringen, während im ersten Theile ihnen vieles vorweggenommen war.

Wenn Ref. nun ausdrücklich erklärt, dass diese Thatsache auch durch Nennung derjenigen Gelehrten, welche zuerst die jeweilige Lesart vorgebracht haben, hervorzuheben gewesen wäre, so thut er dies nicht etwa in kleinlicher Tadelsucht; er ist vielmehr der Überzeugung, dass die Herausgeber in der Mehrzahl der Fälle unabhängig, vielleicht auch zu gleicher oder früherer Zeit als jene Fachleute, die zuerst die Conjecturen veröffentlichten, die Fehler der Handschrift corrigierten oder die Lesung feststellten. Doch, meint er, entspricht es erstens vor allem dem praktischen Zwecke einer kritischen Ausgabe, anzugeben, ob und wer außer dem Herausgeber den Änderungsvorschlag (zuerst) vorgebracht hat; zweitens hat es zugleich, insbesondere mit Rücksicht auf die jüngeren Forscher, einen moralischen Wert, wenn auch von Koryphäen der Wissenschaft die Vorgänger genannt werden. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass in unserer Zeit, zumal auch in Erstlingsschriften, eine vornehmthuende Nichtbeachtung, beziehungsweise Nichtnennung von Vorgängern sich hervorthut, meist allerdings mit dem beliebt gewordenen Schlagworte: „Diese oder jene Schrift ist veraltet", während die sogenannten veralteten Werke oft die Quellen- und Literaturkenntnis dieser strengen Beurtheiler wesentlich unterstützen, vielleicht auch allein ermöglichen.

---

[1]) Vgl. denselben in Z. f. d. Gymnasialwesen 1892, S. 144 ff.

Versuchen wir nunmehr, das Einzelne in der Einrichtung der Ausgabe genauer zu skizzieren.

Die Vorrede hebt zunächst (S. III) die Wichtigkeit des Fundes und in anerkennender Weise Kenyons Verdienst hervor, handelt hierauf S. IV über die vier volumina der Handschrift, die auch durch die Buchstaben (α, β, γ) bezeichnet seien. Der Besitzer der Handschrift habe das zweite und vierte Volumen einem mercennarius zugewiesen, das erste und dritte Volumen aber selbst beschrieben. Dies erkenne man aus der Eigenart der Schrift (S. V f.). Im Gegensatze zu Kenyon nämlich nehmen die Herausgeber nur zwei Hände an, von denen die eine in Cursivschrift den 1. und 3., die zweite in zierlicher Uncialschrift den 2. und 4. Theil der Handschrift geschrieben habe; die erste Hand zeichne sich durch ziemliche Correctheit aus, weise aber Abbreviaturen auf, welche der zweiten mangeln, die ihrerseits wiederum viele orthographische Irrthümer sich zu schulden kommen lasse. Auf die erste Hand seien auch die Correcturen im 2. und 4. Volumen zurückzuführen; übrigens giengen viele Fehler auf den Archetypus zurück, der selbst aus zwei Exemplaren, einem zuverlässigeren (I. und III. Volumen) und einem nachlässiger geschriebenen (II. und IV. Volumen) zusammengesetzt worden sei. Die Emendation habe daher in den letzteren Theilen freieren Spielraum als in den ersteren.

S. IX f. ist der Besprechung der Berliner Fragmente gewidmet, welche nur wenig Ausbeute für die Feststellung des Textes gegeben hätten.

S. X f. betonen die Herausgeber mit Recht, dass sie die Grammatikertexte nur sehr vorsichtig zur Verbesserung der vorliegenden Handschrift heranziehen durften.

S. XII ff. legen sie ihr eigenes Verfahren dar und bieten unter anderem eine Erklärung ihrer Zeichen, vor allem der verschiedenen Klammern.

Dem Texte selbst ist der kritische Apparat beigegeben, welcher knapp gehalten ist und dadurch an Übersichtlichkeit gewinnt; während der Ref. oben sich dafür aussprechen zu müssen glaubte, dass in den Noten durchwegs jener hätte gedacht werden sollen, welche zuerst eine Emendation vorgebracht haben, muss er sich anderseits völlig damit einverstanden erklären, dass die Herausgeber davon Umgang nahmen, die oft lange Reihe von Conjecturen zu erwähnen, welche als unrichtig oder unnöthig verworfen werden mussten. In den Noten sind ferner jene Quellen verzeichnet, die entweder zur Herstellung des Textes unmittelbar benützt werden können oder eine innige Beziehung zu den einzelnen Stellen zeigen. Nicht gering ist das Verdienst, welches sich die Herausgeber durch die Sicherstellung vieler Lesungen der Handschrift erworben haben, wodurch so manche Conjectur nachträglich ihre Bestätigung erfuhr, so manche überflüssig wurde. Bemerkenswert ist die Vorsicht und Zurückhaltung, mit der die

Herausgeber bei der Aufstellung neuer Conjecturen vorgiengen; dass letztere überall Beachtung, in vielen Fällen unbedingte Billigung finden müssen, soll eine allerdings keineswegs vollständige Zusammenstellung am Schlusse der Anzeige erweisen.

Vorher sei noch des Umstandes Erwähnung gethan, dass die Herausgeber sich auch der Aufgabe unterzogen, die einzelnen Capitel in Paragraphen zu zerlegen; es wäre wünschenswert, dass man sich in der Eintheilung der einzelnen Abschnitte baldigst einigte, damit so eine einheitliche Citiermethode ermöglicht wäre.

Was die Capiteleintheilung anlangt, so stimmen die Herausgeber mit Kenyon im allgemeinen überein, nur C. VI, XXV, XLII, XLIX, LVI, LIX ziehen sie je den letzten, mit μὲν eingeleiteten Satz (bei Kenyon) zu dem folgenden Capitel, an dessen Beginn der Satz mit δέ steht. Dass sie hierin das Richtige getroffen haben, zeigt der Periodenbau (vgl. VI: *ταύτην μὲν οὖν χρὴ νομίζειν ψευδῆ τὴν αἰτίαν εἶναι* und VII: *πολιτείαν δὲ κατέστησε καὶ νόμους ἔθηκεν ἄλλους*); übrigens bleibt sich Kenyon selbst nicht consequent, da er C. IX, XXXI, XXXV, XLI das richtige Verfahren einschlägt.

Hinsichtlich der Paragrapheneintheilung kann sich Ref. nach Durchsicht des ganzen Werkes fast in allem mit den Herausgebern einverstanden erklären; nur in folgenden Fällen fühlt er sich zu Änderungsvorschlägen veranlasst: C. XVIII scheint es besser, §. 2 bereits mit *ὁ δὲ Ἵππαρχος* beginnen zu lassen und bei *ἐρασθεὶς γὰρ* den §. 3 anzusetzen, so dass sich die Nummern der folgenden Paragraphen um 1 erhöhten; C. XXIX beginnt §. 3 besser mit *Κλειτοφῶν δὲ τὰ μὲν ἄλλα* als mit dem vorhergehenden Satze: *ἐξεῖναι δὲ καὶ τῶν ἄλλων κτλ.*; C. XXX würde es sich empfehlen, zwischen §. 4 und 5 noch einen Paragraphen anzusetzen, nämlich bei *τὰς δ' ἕδρας ποιεῖν τῆς βουλῆς*, ebenso C. XXXIV zwischen §. 1 und 2 bei dem Satze: *ἔπειτα βουλομένων Λακεδαιμονίων*, ferner C. XXXVII zwischen §. 1 und 2 bei dem Satze: *νόμους εἰσήνεγκαν*, endlich C. XL zwischen §. 2 und 3 bei *ἑνδεκάτη δ' ἡ μετὰ τὴν ἀπὸ Φυλῆς κ. τ. λ.* Im Vorbeigehen sei erwähnt, dass C. XXI die Bezeichnung des §. 2 bei *πρῶτον μέν* ausgefallen und bei C. XXX die Ziffer 6, bei C. XXXI und C. XLII die Ziffer 3 um eine Zeile zu hoch gerathen ist.

Wo von Aristoteles Dichterstellen citiert werden oder Beziehungen auf bestimmte Autoren sich vorfinden, ist sofort im Texte die Stelle entsprechend bezeichnet, desgleichen sind am Rande die nöthigen Jahreszahlen zu den einzelnen Ereignissen beigesetzt.

Nunmehr sei eine Reihe von Lesungen, beziehungsweise Conjecturen erwähnt, die dem Ref. zuverlässig und wertvoll zu sein scheinen:

C. II §. 3: *τοῖς πολλοῖς τῶν κατὰ τὴν πολιτείαν τ[ὸ] δου[λ]εύειν* für *τῶν κατὰ τῆς πολιτείας [ἀρχῶν μὴ μετ]έχειν* (bei Kenyon 2. Ausgabe).

C. III §. 2: [*πρῶτον*] *δὲ τὸν Ἴωνα μετεπέμψαντο* für *ὅθεν καὶ τὸν κ. τ. λ.*; §. 5: [*οὗτο*]*ι μὲν οὖν χρόνον τοσοῦτον προέχουσιν ἀλλήλων* für [*οὗτοι*] *μὲν οὖν* [*ἐς*] *τοσοῦτον προέχουσιν ἄλλων*.

C. VIII §. 5: [*ἀγαπ*]*ῶντας* für [*ἀποστά*]*ντας*.

C. X §. 2: *ἡ μνᾶ* — [*ἕλκ*]*ουσα παρὰ* [*μικρ*]*όν* für *ἡ μνᾶ* — [*ἔχο*]*υσα παρα*[*πλήσ*]*ιον*.

C. XI §. 1: *ἀποδημίαν ἐποιήσατο* für *ἀποδημίαν ἐλογίσατο*.

C. XIV §. 2: [*οὐκ ἔπει*]*θεν* für *πράττει οὐ*]*δέν*.

C. XVI §. 2: *ὥστε διατρέφεσθαι γεωργοῦντας* für *δια*[*μπε*]*ρὲς ἐγεωργοῦντο*; §. 9: *προσ*[*ή*]*γετο* für [*ὠφέλησεν*].

C. XIX §. 3: Die Tilgung von *αἰεί* vor *αἰαῖ*.

C. XXI §. 3: *οὐ* [*συν*]*έπιπτεν ἂν ἀναμίσγεσθαι* für *οὐ συνέπιπτεν ἀναμίσγεσθαι*.

C. XXII §. 1: *καινοὺς δ' ἄλλους* für *τοὺς δ' ἄλλους*; §. 3: *διαλιπόντες* für *καταλιπόντες*.

C. XXIV §. 3: Die Tilgung von *καὶ τῶν συμμάχων* nach *τῶν φόρων καὶ τῶν τελῶν*.

C. XXVII §. 4: *τῶν πολλῶν εἰσηγητής* für *τῶν πολέμων εἰσηγητής*; *χείρους γενέσθαι* für *χείρω γενέσθαι*.

C. XXIX §. 1: *Πυθοδώρου τ*[*οῦ Ἐπι*]*ζ*[*ήλ*]*ου*; schon Poland: *Πολυζήλου*.

C. XXXVII §. 1: Die Tilgung von *καὶ* vor *κατὰ τὴν στρατείαν*.

C. XXXVIII §. 2: *συλλαβόντες Δημάρετον*.

C. XXXIX §. 1: *αὐτοκράτορες ἐ*[*αυ*]*τῶν* für *αὐτοκράτορες ἐ*[*πὶ πᾶσ*]*ιν*; §. 5: *εἴ τίς τινα αὐτοχειρίᾳ ἔκτεινεν ἢ ἔτρωσεν*, nachdem schon Herwerden mit *αὐτοχειρίᾳ κτείναι ἢ τρῶσαι* vorangegangen war.

C. XL §. 3: *οἱ δῆμοι κρατήσαντες* für *οἱ δημοκρατήσαντες*.

Dies die Verbesserungen im ersten Theile, sei es durch richtige Lesung oder durch glückliche Conjectur gewonnen; noch mehr war im zweiten Theile zu leisten; Ref. verweist vor allem auf C. 47, 48, 53, 54, 56, 57, 63. Besonders schwierig, daher um so wertvoller ist die Verbesserung des fragmentarisch überlieferten letzten Theiles, dessen Verständnis die Herausgeber durch ihre Behandlung wesentlich gefördert haben.

Den Beschluss der Ausgabe bildet des Heraclides Epitome, welche gleichfalls mit Noten versehen ist, ferner eine Fragmentensammlung zur Politeia mit Unterscheidung der echten, gefälschten und unrichtig auf die Politeia bezogenen Fragmente. Der Index ist genau und übersichtlich.

Somit wird jeder Beurtheiler bestätigen müssen, was die Herausgeber im Vorworte von ihrer Thätigkeit sagen: Fecisse igitur nobis videmur quod potuimus, und wird sich freuen, dass

die Ausgabe von Männern herrührt, deren „Können" so weite Grenzen hat.

Wien, im Januar 1892. Victor Thumser.

Paul Wendland, Neu entdeckte Fragmente Philos nebst einer Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Schrift 'De sacrificiis Abelis et Caini.' Berlin, Reimer 1891. gr. 8°, X u. 152 SS. Preis 5 Mark.

Seitdem Schürer in seiner 'Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi'[2] II. Theil (Leipzig 1886) die ältere und neuere Literatur zu Philon genau verzeichnet hatte, ist diese gerade in den letzten Jahren um einige bedeutende Erscheinungen bereichert worden. Dem lange genug ungebürlich vernachlässigten Religionsphilosophen wandten Philologen, ebenso wie Theologen ein warmes Interesse zu. Engländer (Harris), Franzosen (Massebieau) und Deutsche (v. Arnim) haben gleich Treffliches zum Verständnisse Philons beigesteuert, sei es dass sie neue Bruchstücke aus verlorenen Schriften ans Licht zogen, oder in das Labyrinth der bekannten Werke durch Classificierung Ordnung zu bringen, sei es endlich, dass sie aus einer genaueren Durchforschung des philonischen Schriftencorpus für die Geschichte der griechischen Philosophie Gewinn suchten. Cohns und Cumonts Ausgaben philonischer Schriften haben zugleich mit fruchtbaren sprachlichen Untersuchungen den Anfang gemacht. Eine auf möglichst vollständiger Benutzung der directen und indirecten Überlieferung beruhende Ausgabe des Philon wird vom Verf. der vorliegenden Schrift angekündigt, welche jedes der vorerwähnten Gebiete der Philon-Forschung gleichmäßig befruchtet.

Vorerst werden uns neue Texte vorgelegt. Wendland hat das Glück gehabt, in einer jungen Florentiner Philon-Handschrift, Laur. LXXXV, 10 (F), ein Stück aufzufinden, welches eine auffällige, doch von niemand vorher bemerkte Lücke der Schrift über die Opfer (*Περὶ τῶν εἰς τὰς ἱερουργίας ζῴων καὶ τίνα τῶν θυσιῶν τὰ εἴδη*) auf das Beste ausfüllt. Dass nur F diesen Defect der sonstigen Überlieferung beseitigt, gibt einen deutlichen Fingerzeig für den hervorragenden Wert dieser Handschrift. Zum edierten Texte selbst sei bemerkt, dass S. 11, 4 das kurz nacheinander wiederholte *ἀνάγεται* von Wendland, dem Usener mit der Conjectur *καὶ μάλιστα* (S. 146) beistimmt, mit Unrecht verdächtigt wird, wie dies Stellen *Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου* ed. Cumont S. 3, 4. 14, 20. 31, 24. 33, 15 beweisen. Dass auch der Hiatus nach *αι* nichts Auffälliges hat, darauf hat der Verf. S. 9 (vgl. auch *περὶ ἀφθ.* 8, 3. 8, 16) aufmerksam gemacht.

Schürer a. a. O. S. 838[22] hatte darauf hingewiesen, dass eine genauere Durchforschung der Florilegien, namentlich der noch nicht edierten, eine ansehnliche Ausbeute an kleinen Fragmenten

liefern würde. Die neu gefundenen Bruchstücke aus dem verlorenen Buche *Περὶ μέθης* geben ihm recht. Die S. 21 veröffentlichte Sentenz *Τῷ ὄντι πολύχουν μὲν καὶ πολυφορώτατον ἐν ἀνθρώπων ψυχαῖς τὸ κακόν, ἐσταλμένον δὲ καὶ σπάνιον τὸ ἀγαθόν* fand ich auch im Par. gr. 1168 s. XIV, der fol. 69ᵛ —72ᵛ Apophthegmen aus Philon — allerdings ohne nähere Quellenangabe — enthält. — Die dritte Abhandlung enthält eine sehr ergebnisreiche Quellenuntersuchung zu des Procopius von Gaza *Εἰς τὴν γένεσιν ἐκλογαί*, in dessen Werk, wie dies überzeugend dargethan wird, die nur armenisch erhaltenen, von Aucher ins Lateinische übersetzten Bücher Philons *Τῶν ἐν γενέσει ζητημάτων καὶ λύσεων* und *Τῶν ἐν ἐξόδῳ ζητημάτων καὶ λύσεων* stellenweise fast wörtlich vorliegen. Daran wird der begründete Wunsch geknüpft, dass ein des Armenischen Kundiger Auchers Übertragung für jene Partien, deren griechischer Text jetzt aus Procopius neugewonnen ist, einer Revision unterziehen möge. Nachdem noch kurz auf die Abhängigkeit des Theodoret von Philon hingewiesen wurde, geht der Verf. auf das Verhältnis des Origenes zu Philons Quaestiones ein, da jener an den Stellen, wo Procopius Gedanken Philons in veränderter Form wiedergibt, als wichtige Mittelquelle zwischen Beiden stehe.

Wenn diese Theile, in welchen sich Wendland als ungewöhnlich kundiger Führer auf einem von der breiten Heerstraße abgelegenen Forschungsgebiete zeigt, mehr den Theologen anziehen dürften, so wird der Philologe an der letzten Abhandlung, welche die ursprüngliche Gestalt der Schrift 'De sacrificiis Abelis et Caini' wiederherstellt, sein volles Genügen finden. Als wichtiges und unanfechtbares Resultat der Untersuchung ergibt sich, dass die Schrift *Περὶ τοῦ μίσθωμα πόρνης εἰς τὸ ἱερὸν μὴ προσδέχεσθαι* weder nach der besten Überlieferung, noch nach ihrem Inhalte ein eigenes Buch im philonischen Schriftencorpus zu bilden habe, sondern einen integrierenden Bestandtheil des Werkes *Περὶ γενέσεως Ἀβελ καὶ ὧν αὐτὸς καὶ ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ Κάϊν ἱερουργοῦσιν* ausmache, welches, wie dies bereits Mangey angemerkt hat, in dieser Gestalt vom Kirchenvater Ambrosius De Cain gelesen und benutzt worden sei. Freilich hat der englische Herausgeber diesen Weg nicht weiter verfolgt („cum reliqui codices ordinem editorum librorum sequuntur, nolui eum invertere" I 167), und das Verdienst, die Consequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen zu haben, gebürt vollauf der ebenso methodischen, als scharfsinnigen Untersuchung des Verf.s. Keine Frage, dass das Wohlgefallen an diesem „rhetorischen Prachtstück" der Grund gewesen ist, es schon früh aus dem ursprünglichen Zusammenhange zu reißen [1]). Wie durch diese

---

[1]) Auf ein ähnliches Beispiel eines versprengten Philon-Stückes führt uns die Bemerkung des Schreibers im Laur. F, wo wir zum Schlusse f. 557ᵛ lesen: *Ταῦτα ἐν ἑνὶ τῶν ἀντιγράφων εὕρομεν παρεμβεβλημένα*

Tilgung eine systematische Interpolation in einer Classe von Handschriften verursacht wird, dies mit dem Verf. zu verfolgen, ist sehr lehrreich.

Das Buch sei besonders Jenen empfohlen, deren Studien die reizvollen Grenzpfade berühren, wo Philologie und Theologie sich die Hände bieten. Der Verf., welcher sich auf diesem Pfade mit voller Sicherheit bewegt, hat damit seinen Beruf zum künftigen Philon-Editor vollauf dargethan.

Wien. Siegfried Reiter.

Jannaris A. N., Wie spricht man in Athen? Echo der neugriechischen Umgangssprache. Mit einem vollständigen Specialwörterbuch von K. H. Gelbert in Athen. Leipzig, Giegler 1891. 166 SS.

Der Zweck dieser 'Echo der neueren Sprachen', von denen schon eine stattliche Reihe vorliegt, ist, in Unterhaltungen aus dem wirklichen Leben den Lernenden mit der gesprochenen Sprache vertraut zu machen. Der Verleger hat für die Bearbeitung dieses Bändchens den durch mehrere sprachliche Werke (Kretas Volkslieder 1876, Neugriech. Grammatik 1878, Deutsch-neugriech. Handwörterbuch 1884 u. a.) wohlbekannten griechischen Gelehrten Jannaris (auch Jannarakis) gewonnen. Das Büchlein setzt bei dem Lernenden schon einige grammatische Vorkenntnisse voraus, zu deren Aneignung sich Wieds Buch „Die Kunst, die neugriech. Volkssprache durch Selbstudium — zu erlernen", Wien 1889, empfehlen dürfte. Die dem täglichen Leben mit seinen mannigfachen Erscheinungsweisen entnommenen, vorwiegend in Gesprächsform abgefassten Übungsbeispiele sind gut gewählt und gewähren zugleich einen interessanten Einblick in das Leben des griechischen Volkes. Zu bedauern ist, dass der Herausgeber uns nicht auch aus dem Lexikon der untersten Volksschichten, z. B. der Lastträger, Bootsführer u. a. einige Muster vorgelegt hat. Den Schluss der Übungen, von K. Th., einem Hörer der Philosophie, verfasst, bildet ein Gespräch zwischen einem Einheimischen und einem Deutschen, der sich längere Zeit in Athen aufhielt, in welchem unter anderem sich einige praktische Winke betreffs der Aussprache gewisser Consonanten finden.

Das beigefügte Wörterverzeichnis leidet an dem Übelstand, dass die alphabetische Ordnung nicht strenge eingehalten wird und manche Verba wie *ἀναβαίνω*, *κρύβω* erst in dem folgenden Verzeichnis der unregelmäßigen Verbalformen aufgesucht werden müssen, wie auch *δάσκαλος* erst s. v. *διδάσκαλος* vorkommt. Hier wären für Anfänger entsprechende Verweisungen am Platze gewesen. Aber

---

τῷ περὶ τοῦ ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον, οὐ προσηκόντως οὐδὲ προσφυῶς, ἅπερ ἡμεῖς ὅμως ἅπασιν ὑπετάξαμεν Φίλωνος εἶναι νομίσαντες. Das in der Handschrift nun folgende Stück gehört zu *Περὶ μέθης* §. 15—21 (= I 366, 38 M).

auch mit den angeführten deutschen Bedeutungen langt man bei der Übersetzung der griechischen Stücke nicht immer aus — ganz ungebräuchlich ist „zu Pferde herausgehen“ (S. 125) für *βγιαίνω καβάλα* — und die Orthographie des zweiten Theiles steht mit der des ersten nicht selten im Widerspruch. Vgl. S. 17 *καβάλλα* — W. *καβάλα*, S. 26 *κόμπος* — *κόμβος*, S. 39 *Γειῶργι* — *Γεώργιος*, *τρακόσια* — *τριακόσια*, S. 51 *χρωστοῦμε* — *χρεωστῶ*, S. 92 *ἀκόμα* — *ἀκόμη*, S. 95 *ἐκύτταζον* — *κυτάζω*. Vorangeschickt sind dem Wörterverzeichnis knappe Bemerkungen über die Aussprache der einzelnen Buchstaben und über die lautlichen und graphischen Veränderungen, welche bestimmte Consonanten in ihrem Zusammentreffen miteinander erleiden, z. B. *πρᾶμμα* für *πρᾶγμα*, *βρεμμένος* f. *βεβρεγμένος*, *ἦρθε* f. *ἦλθε*, *κίντυνος* f. *κίνδυνος*, *χτῆμα* f. *κτῆμα*, *νύφη* f. *νύμφη*, *ἄθη* f. *ἄνθη* u. dgl. — Der Druck ist sorgfältig und die Ausstattung ansprechend.

Das Büchlein sei denen, die sich ein anschauliches Bild von der in der Hauptstadt Griechenlands üblichen Verkehrssprache verschaffen wollen, bestens empfohlen.

Wien. F. Hanna.

Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie von Dr. phil. Josef Murr. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandlung 1890, 8°, VIII. u. 324 SS.

Der Verf. gieng darauf aus, unter Benützung der vorhandenen Literatur eine möglichst vollständige Sammlung der auf die Pflanzen bezüglichen altgriechischen Mythen, sacralen Gebräuche und religiösen Anschauungen zustande zu bringen. Ein gewiss sehr dankenswertes Unternehmen, da Dierbachs „Flora mythologica“ aus dem J. 1833 in einem großen Theile längst veraltet ist, die „Mythologie des plantes ou les légendes du règne végétal“ von A. de Gubernatis aber vermöge der einseitigen Stellung und der recht oft doch allzu phantastischen Erklärungsweise des berühmten Mythologen irreführt und bei dem großen Umfange und der eigenthümlichen Anlage des Werkes eine rasche und genaue Orientierung über Einzelheiten häufig geradezu unmöglich macht. Im Interesse einer solchen wird daher auch nicht leicht jemand einen Vorwurf gegen den Verf. erheben, weil er durch Aufnahme mancher zwar weniger mythologisch bedeutsamer, aber als besonders heil- und zauberkräftig angesehener Gewächse sein Buch gleichzeitig zu einer Art von Repertorium für die bei den altgriechischen Classikern am meisten genannten Pflanzennamen und deren annehmbarste Deutung zu gestalten suchte. Muss sich doch der Philologe, wo ihn seine Untersuchungen auf dieses Gebiet führen, entweder mit den lange überholten Handbüchern der älteren Zeit behelfen oder bei Be-

nützung so mancher neueren Arbeiten dieser Art eine Vorsicht walten lassen, die demjenigen, der nicht über eingehende botanische Kenntnisse zu verfügen hat, doppelt peinlich fällt. Dass aber der Verf. gerade auf diesem Gebiete ein zuverlässiger Führer ist, hat er durch seinen Aufsatz im Programme des Innsbrucker Gymnasiums vom J. 1888 bereits hinlänglich erwiesen.

Man wird auch diesem Buche des Verf. die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass es mit großer Sachkenntnis und besonderem Fleiße geschrieben ist. Seinem eigentlichsten Zwecke aber wird es trotzdem in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht entsprechen können, da der Verf. leider in den Belegen zu häufig das Zeugnis seiner Vorgänger anruft, statt die griechischen Schriftsteller zu citieren. Dieses Verfahren bringt es mit sich, dass nicht einmal der alte Dierbach, den der Verf. fast auf jeder Seite in den Anmerkungen anzieht, überflüssig gemacht wird, und es nimmt sich eigenthümlich aus, wenn der Verf., wie z. B. S. 62, „wenig bekannte Sagen“ nicht anders zu belegen weiß, als durch den Hinweis auf einen Autor, gegen den er in der Vorrede den Vorwurf erhebt, dass es in seinem Werke „bei dem Mangel einer Quellenangabe vielfach nicht möglich ist zu bemessen, ob eine bestimmte Anschauung rein griechischen oder rein römischen Vorstellungskreisen angehört oder ob etwa eine im römischen Kleide erscheinende Mythe auf griechischen Ursprung zurückgeht“. Wer, um einem augenblicklichen Bedürfnisse zu entsprechen, sich aus dem vorliegenden Buche rasche und bündige Auskunft holen will, wird sich oft arg enttäuscht finden; warum war es wohl nöthig, z. B. für die *βαλλαχράδαι* auf „Boetticher Baumkultus p. 311“ zu verweisen, da das Citat „Plut. quaest. Gr. 51“, für welches man sich überdies nur auf p. 218 bei Boetticher Sicherheit verschaffen kann, doch nicht mehr Raum einnimmt und in der Fassung des Textes beide Autoren fast wörtlich übereinstimmen? Murr hätte entschieden besser gethan, sich aller Polemik bezüglich der mythischen Deutung der einzelnen Gottheiten, die doch nur bestimmte Kreise interessieren kann, zu enthalten und dafür die Belegstellen so vollständig und so genau zu bieten, als dies nur immer möglich war. Er scheint denn doch nicht überall „gewissenhaft auf die alten Quellen selbst zurückgegangen zu sein“, wenn er S. 211 bezüglich des arkadischen Brauches, die Panstatue zur Zeit der Noth mit Meerzwiebeln zu peitschen, bloß auf die Schol. zu Theokrit verweist, während doch in dem betr. Idyll selber der Brauch deutlich genug ausgesprochen ist VII, 106 ff.:

κἢν μὲν ταῦτ᾽ ἔρδῃς, ὦ Πὰν φίλε, μή τί τυ παῖδες
Ἀρκαδικοὶ σκίλλαισιν ὑπὸ πλευράς τε καὶ ὤμους
τανίκα μαστίσδοιεν, ὅτε κρέα τυτθὰ παρείη,

und die Schol. über die richtige Deutung desselben nichts treffendes beibringen. Bemerkenswert ist dabei auch der Umstand, dass der Verf. dieses Peitschen für eine missverständliche Auffassung eines

älteren Bewerfens hält und somit der überzeugenden Darlegung Mannhardts in den Myth. Forsch. S. 113—153 weniger Glaubwürdigkeit beizumessen scheint als der Creuzer'schen Symbolik.

Diesen Mängeln gegenüber braucht kein besonderer Nachdruck darauf gelegt zu werden, dass sich noch so manches beibringen ließe, das man in einem derartigen Handbuche nicht gerne vermisst. Der Verf. wird es sich wohl selber nicht entgehen lassen, die nothwendigen Ergänzungen zu einer späteren Vervollständigung seines Werkes vorzubereiten. Besonders was Brauch, Sitte und selbst den Aberglauben betrifft, dürfte die Durcharbeitung der Werke Mannhardts und anderer Forscher noch manche Ausbeute ergeben: Die Entzauberung des Iphiklos durch Melampus, die Aussendung des Pharmakos und die *ἐξέλασις Βουλίμου* hätten an passender Stelle — die erste etwa unter *ἄχερδος* (s. Schol. Od. λ 287, 290), die zweite bei der Feige, die dritte beim Keuschlamm — wohl Erwähnung finden können und würden so manchem Philologen, der nicht durch Specialstudien auf die entlegenen Fundstätten geführt wird und die verschlungenen Pfade der mythologischen Forschung nicht mitzuwandeln in der Lage ist, durch die sich aufdrängenden Analogien Belehrung und Anregung geboten haben.

Die Benützung des Buches wird durch vier Indices wesentlich erleichtert, doch dürfte auch hier noch mancher Hinweis nachzutragen sein: so fehlt im mythologischen Index „Perigune S. 197" ganz, wie es auch bei Theseus S. 197 nicht angezogen ist.

Der Druck wurde mit der nothwendigen Sorgsamkeit überwacht; einzelne Versehen (S. 212, Anm. 3 Gädechus st. Gädechens) werden leicht berichtigt.

Prag. A. Th. Christ.

Cicero. Sein Leben und seine Schriften von Friedrich Aly. Mit einem Titelbilde. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1891, 8°, 194 SS.

Es ist eine veritable 'Rettung' Ciceros, die Aly in dem zu besprechenden Buche versucht. Schlimm genug, dass eine solche nöthig geworden ist! Aber welcher Freund Ciceros wüsste nicht, dass sie es ist, dass es heutzutage geradezu Mode geworden ist, von Cicero und seiner Bedeutung als Mensch und Schriftsteller in der wegwerfendsten Weise zu sprechen, seitdem Drumann jenes mit dem Schein wissenschaftlicher Objectivität ausgestattete Urtheil über ihn gefällt hat, ein Urtheil, das an Schärfe und Gereiztheit des Tones von Mommsen womöglich noch überboten wurde. So spricht denn neuestens auch M. Schanz in seiner 'Römischen Literaturgeschichte' (vgl. Müllers Handb. d. class. Alterth., XV. Halbb., S. 269) von Cicero als 'einer gefallenen Größe'. — Aly war schon früher in einem sehr lesenswerten Aufsatz in der Berliner Ztsch.

für d. Gw. 1888, S. 721—736, als Anwalt Ciceros gegen dessen Gegner und für die unanfechtbare erziehliche Bedeutung der Lectüre ciceronischer Schriften eingetreten. In dem vorliegenden Buche nun, das, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, bestimmt ist, einem weiteren Kreise von Freunden des classischen Alterthums Ciceros Leben zu erzählen, ist A. noch einmal, aber in ausführlicher Weise darauf eingegangen, die geschichtliche Auffassung dieses Römers, die wie nicht leicht eine andere von der Parteien Hass und Gunst verwirrt ist, nachzuprüfen, und zwar geht er hiebei, genau so, wie Ciceros Gegner es thun, von den eigenen Schriften Ciceros, als von der allein richtigen Basis, aus. Des gelehrten Ballastes ist dabei seine Darstellung ganz entkleidet, nicht als ob das Buch darum nicht auch bestimmt sein könnte, in fachmännischen und gelehrten Kreisen seine Wirkung zu thun, d. h. eine objective Auffassung Ciceros anzubahnen; aber der Fachmann ist auch ohne diese gelehrten Verweisungen imstande, A.s Auffassung und Urtheil zu controlieren, während diese ohne Interesse sind für jene weiteren Kreise der Freunde des classischen Alterthums, in denen gerade Mommsens übellaunige und gereizte Kritik an verschiedenen Stellen seiner Römischen Geschichte, die sich ja gleichfalls an ein weiteres als das eng begrenzte philologische Publicum wendet, so viel Schaden gestiftet hat. — Indes sieht A. mit Recht einen gefährlicheren Feind in dem großen Werke Drumanns, der ja, wie bekannt, mit dem Schein vollster wissenschaftlicher Unbefangenheit auftritt und auf beinahe 1000 Seiten seiner Geschichte Roms mit zahllosen Citaten aus Ciceros eigenen Schriften das vernichtende Urtheil, Cicero sei ein jämmerlicher Schwächling und charakterloser Wicht gewesen, zu stützen scheint. Doch mit Recht verwahrt sich A., wie vor ihm freilich schon andere, gegen die parteiische Gruppierung der Citate und die unwissenschaftliche Ausnützung des Briefwechsels Ciceros [1]), die nimmer als gewichtige historische Documente hätten angesehen werden sollen bei einem Manne, der bei der Lebhaftigkeit und nervösen Reizbarkeit seines Temperaments so leicht zu Stimmungen, die nicht lange vorhielten, sich hinreißen ließ. Ciceros Unglück war es eben, wie Boissier treffend bemerkt, dass, während sicherlich auch bei anderen vorübergehende Anwandlungen die Reinheit der Gesinnung trübten und Empfindungen auftauchten, deren sie sich später schämen mochten, er allem, was ihn drückte, sofort mit der Feder Ausdruck gab und es so zu seinem Unglück verewigte. Ein derartiger Briefwechsel könne nur von einem praktischen Weltmanne richtig gewürdigt werden, nicht aber von einem pedantischen Stuben-

---

[1]) Mir scheint Boissier 'Cicéron et ses amis', p. 19 über ein solches Verfahren richtig geurtheilt zu haben mit den Worten: Un jour, un commentateur curieux étudiera ces confidences trop sincères, et il s'en servira pour tracer de l'imprudent, qui les a faites, un portrait à effrayer la posterité. Un esprit sage ne se laisse pas abuser par l'artifice de ces citations perfides.

gelehrten. — Drumann befindet sich aber, wie A. ganz richtig ausführt, in einer Selbsttäuschung, wenn er erklärt: 'Ich habe die einzelnen Züge jeder Art, mithin auch die schlechten, zu einem Ganzen vereinigt, und dieses überrascht und verstimmt. Vielmehr habe er das ganze Leben des Redners in zahllose Atome aufgelöst und dieselben vereinzelt unter die trübe Lupe eines voreingenommenen Kritikers genommen. Und hiemit ist das richtige Wort gefunden, das vieles in diesem Widerstreit der Meinungen erklärt. Es gebricht in der That Drumann bei aller Gelehrsamkeit doch an objectiver Wahrheitsliebe. Was unsere Sympathie für Cicero herabdrücken kann, kehrt er geflissentlich hervor, während dessen verdienstliche Thaten und Schriften in den Hintergrund gedrängt oder, wo dies nicht angeht, doch die Motive der Handlungen verdächtigt werden. Was ist nicht alles Cicero zum Vorwurfe gemacht oder zu seinen Ungunsten ausgelegt worden vom Beginne seiner öffentlichen Thätigkeit bis zu deren Ende! So muss man A. vollkommen beistimmen, wenn er in der Rede *pro Sex. Roscio Amerino*, in dem Auftreten des jugendlichen Anwaltes gegen den mächtigen Chrysogonus, den Günstling des furchtbaren Sulla, einen Beweis des unerschrockenen Mannesmuthes des Redners sieht. Warum hätte denn sonst kein namhafter Vertheidiger der verzweifelten Sache sich anzunehmen gewagt? Und wenn Drumann (VI, 244) ganz ohne jede äußere Begründung vermuthet, Cicero habe einige Stellen, die Anstoß erregen konnten, erst hinterher eingefügt, so ist das entschieden eine böswillige und zugleich frivole Annahme. Auch der streng rechtlichen, musterhaft pflichtgetreuen Amtsführung Ciceros als Quästor in Lilybäum zollt A. die gebürende Anerkennung. Cicero hielt sich eben in der That rein von jener unlauteren Habgier, die die überwiegende Mehrzahl seiner Zeitgenossen befleckte. Und man muss sich unwillig abwenden, wenn man bei Drumann liest (VI, S. 253), Cicero sei nur deshalb uneigennützig gewesen, weil ihm sein Prätor ein gutes Beispiel gab. Das darf uns freilich nicht wundern bei einem Manne, der ruhig erklärt, Cicero habe auch im Processe des Verres nur deshalb von diesem sich nicht bestechen lassen, weil er mehr als stirnlos hätte sein müssen, wenn er seinen guten Ruf untergraben hätte. Auch in der Provinz Kilikien hat ja Cicero nach Drumann nur aus Klugheit nicht geraubt. (!) Den Vorwurf, dass es im Processe des Verres dem Redner nicht so sehr darum zu thun war, dem gebeugten Recht zum Sieg zu verhelfen, als vielmehr seine glänzende Beredsamkeit zu zeigen, weist A. gleichfalls als ganz unbillig zurück, da ja doch für alle aufwärts strebenden Männer dasselbe Gesetz gelte, die ehrlich erworbene Tüchtigkeit zu Ehren zu bringen und das eigene Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. — So begleitet A. Schritt für Schritt das Verhalten Ciceros in den einzelnen Phasen seines Lebens und sucht, ohne die großen Schwächen und Fehler Ciceros zu verkennen, doch gegenüber den leidenschaftlichen Urtheilen der Gegner

eine unbefangene Würdigung herbeizuführen. Seinen Ausführungen bis ins Detail zu folgen, ist uns hier nicht möglich. Nur Einzelnes sei noch hervorgehoben. Bekanntlich war, was Cicero für sein größtes Glück hielt, sein Consulat, in Wahrheit sein Unglück bei Mit- und Nachwelt. Denn durch die Erlangung desselben und die Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung fühlte er sich in dem Wahne bestärkt, zum Staatsmann berufen zu sein, wozu ihm alles fehlte; und daraus entsprang weiters jene unaufhörliche geschmacklose Selbstverherrlichung und Selbstberäucherung, die bis zum Überdruss in seinen Schriften wiederkehrt. Aber doch darf man ihm auch hierin, wie A. mit Recht hervorhebt, nicht alles absprechen wollen; denn entschieden hat er gegenüber den unausgesetzten Mordanschlägen Catilinas Muth bewiesen und durch die umsichtige Entdeckung und thatkräftige Unterdrückung der Verschwörung sich ein unleugbares Verdienst um den Staat erworben, was sogar Sallust, gerade kein Freund Ciceros, zugesteht. Wenn man sich trotzdem mit Vorliebe an die gesetzwidrige Hinrichtung der Verschworenen klammert, die Mommsen 'eine grauenvolle That', 'einen Act der brutalsten Tyrannei' nennt (R. G. III[8], S. 191), während der gefühlvolle Drumann mitleidig von der 'Erwürgung der fünf Wehrlosen' und 'von dem durch Cicero zu Tode gehetzten Catilina' spricht, so fertigt A. einen so wohlfeilen Tadel schlagend ab (S. 60) mit den Worten: 'Aber wie liegt doch die Sache? Verdient hatten jene verlotterten Hochverräther den Tod ohne allen Zweifel und nur offenbare Böswilligkeit kann 'die Erwürgten' bedauern. Eine andere Frage war es, ob es die Noth gebot, das Gesetz zeitweilig außer Kraft zu setzen. Wir wissen aus der neuesten Geschichte, dass eine formelle Rechtsverletzung das größte Verdienst sein kann, das sich ein großer Staatsmann um die öffentliche Wohlfahrt erwirbt. Leider war Cicero nicht der Mann, das unter seiner Leitung unternommene Wagnis kühn zu vertreten.' Kurz, Gerechtigkeit verlangt A. für seinen Helden, nicht mehr; er verlangt, dass man ihn mit Berücksichtigung menschlicher Unvollkommenheit beurtheile, nicht aber den Maßstab absoluter Sündenlosigkeit an ihn lege. Was Cicero aus Kleinmüthigkeit und Schwäche früher auch gesündigt, hat er, worauf A. mit gutem Grund großes Gewicht legt, durch sein mannhaftes Auftreten gegen Antonius[1]) und besonders dadurch gesühnt, dass er für die von ihm verfochtene Sache auch tapfer zu sterben wusste. Freilich haben seine Gegner auch bezüglich seines Todes den einzigen abweichenden Bericht Pollios, der ungünstiger lautet, bevorzugt.

---

[1]) Es kommt hier vor allem die erste phil. Rede in Betracht, mit der er den Kampf gegen Ant. aufnahm, eine Rede, die, gleich trefflich in Inhalt und Form, zu den besten Leistungen des Redners gehört. Ist dies der Grund, fragt A., weshalb sie von seinen scharfen Kritikern, die doch jede Äußerung seiner Schwäche mit criminalistischer Gewissenhaftigkeit buchen, so rasch übergangen wird?

Wir sind am Schlusse. Die Anzeige dieses Buches hat sich naturgemäß etwas eingehender gestaltet, weil wir es hier mit einem, wie es scheint, bedeutungsvollen Symptom einer Umkehr und Einkehr in der Beurtheilung eines so hervorragenden Repräsentanten der römischen Literatur zu thun haben, dessen Schriften heute noch das Rückgrat der lateinischen Lectüre unserer Gymnasien bilden. Dass auf jene überschwengliche und fast fanatische Verehrung Ciceros und des Ciceronianismus, wie sie seit dem Wiedererwachen der classischen Studien im Schwange war, eine Reaction eintrat, wäre an sich nicht zu verwundern. Aber man ist da eben ins andere Extrem verfallen, was noch weit mehr zu verwerfen ist. Oder richten sich Urtheile wie die Mommsens, Cicero sei nur durchaus Pfuscher gewesen, gleichviel welchen Acker er pflügte, und eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, dass die grässliche Gedankenöde seiner Reden jeden Leser von Herz und Verstand empöre, dass er überhaupt nur das unwürdige Gefäß gewesen sei, auf das etwas von der Gewalt übergegangen, die die lateinische Sprache besitze — richten sich, frage ich, solche Urtheile, trotzdem sie von einem der größten Gelehrten deutscher Nation ausgesprochen wurden, nicht von selbst? Nein, Cicero ist, wie A.s Buch zeigt, noch immer keine 'gefallene Größe'. Die Wahrheit über ihn hat übrigens schon ein alter Beurtheiler, Livius, treffend folgendermaßen ausgesprochen (Fragm. 49, vol. IV. p. 232 ed. Hertz): '*Si quis virtutibus eius vitia pensarit, vir magnus ac memorabilis fuit*'. — Dem Buche A.s aber, das auch durch eine gefällige, formgewandte Darstellung sich auszeichnet, möchte Ref. eine möglichst große Verbreitung sowohl in Kreisen der Fachgenossen als auch in jenem weiteren Kreise von Freunden des classischen Alterthumes von Herzen wünschen. Auch für reifere Schüler des Gymnasiums würde das Buch in hervorragender Weise zur Lectüre sich eignen. Die Correctheit des Druckes, sowie die äußere Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Satiren und Episteln des Horaz mit Anmerkungen von Lucian Müller. I. Theil: Satiren. Wien Prag-Leipzig, Tempsky-Freytag 1891. XXXII u. 277 S. Preis 4 fl. 80 kr. (8 Mk.)

Wenn wir auch an Commentaren zu den Satiren und Episteln des Horaz keinen Mangel hatten, wenn dieselben auch jüngst durch Kießlings Ausgabe schöne Ergänzungen in mehrfacher Beziehung erhielten, wird doch das vorliegende Buch L. Müllers überall Interesse erwecken. Ist ja der Name des durch seine vielseitige Thätigkeit bekannten Gelehrten mit den Forschungen auf dem Gebiete der römischen Poesie im weitesten Sinne immer doch in besonderer Weise verknüpft und er scheint uns selbst im Vorworte seinen Stand-

punkt und die Berechtigung dieser Ausgabe präcise dadurch angedeutet zu haben, dass es sich ihm besonders um Verwertung dieser reichen Erfahrungen für die Erklärung der in Rede stehenden Dichtungen des Horaz handelte. Dieses Bestreben tritt auch wirklich im ganzen Verlaufe als der den reichen Inhalt umfassende Hauptrahmen hervor und wird der Ausgabe bleibenden Wert sichern. Die Bemerkungen über den Sprachgebrauch der römischen Dichter seit Ennius und über die Entwicklung desselben, die genauen Beobachtungen über Metrisches und Sprachliches bei Horaz in seinen verschiedenen Dichtungen, über die gegenseitigen Verhältnisse der Dichter, wobei dem Herausgeber des Lucilius auch naheliegend mancher Nachtrag über denselben und über die Stellung des Horaz zu diesem speciellen Vorgänger sich ergab, sind hier in übersichtlicher Weise schön zusammengefasst. Die durchweg frisch geschriebenen Einleitungen zu den einzelnen Satiren wenden namentlich der Entstehungszeit erneute Aufmerksamkeit zu und behandeln nach Vermittlung des Grundgedankens mehrfach auch sonst Zweifelhaftes verschiedener Art; wir erwähnen als Beispiel in letzterer Beziehung die Auseinandersetzung der Einleitung zu Sat. I, 10 über die vielbesprochenen acht ersten Verse, wo der Verf., nun von seiner früheren Ansicht abgehend, den Horaz'schen Ursprung vertheidigt und die Geschichte jener Verse, sowie der ganzen Satire bündig und geistreich zu beleuchten sucht. Auf dem Gebiete der Kritik hat der Herausgeber sonst im wesentlichen die in seinen kritischen Textausgaben des Horaz verfochtenen Grundsätze und namentlich die Ansicht über die Blandinischen Handschriften festgehalten, wobei auch die Erörterungen der von ihm in Abhandlungen und Zeitschriften veröffentlichten Beiträge hier ausführlicher verwertet, respective vereint werden konnten. In Einzelheiten wird aber gar manches neuer Überlegung unterzogen, hie und da die Leseart geändert und mehrfach steht jetzt im Texte das Zeichen eines Verderbnisses mit Angabe von Heilungsversuchen in den Anmerkungen. Die hierauf sich beziehenden Auseinandersetzungen bilden neben der früher genannten Gruppe einen Kernpunkt des Commentars, welcher jedem Kritiker, wenn er auch etwa nicht mit allem in gleicher Weise einverstanden sein sollte, interessant und anregend erscheinen muss. Die Anmerkungen zu den sogenannten Realien sind, wie der Herausgeber im Vorworte selbst hervorhebt, im ganzen knapper gefasst und es zeigt sich auf diesem Gebiete meist das Bestreben, nur das für das Verständnis der Horazischen Stellen zunächst Nothwendigste möglichst präcise zusammenzufassen; doch finden sich hier und dort auch Hinweise auf das Nähere in einschlägigen Werken. Fast möchten wir aber solche Winke mit Rücksicht auf das in der Vorrede gewünschte große Publicum noch etwas erweitert sehen. Für angehende strebsame Philologen sind dieselben in abgekürzter, den Umfang des Buches nicht belastender Form ohnehin nützlich; man denke beispielshalber nur daran, wie

Sat. II, 5 trotz der schönsten speciellen Einleitung der zusammenfassende Überblick über das ganze Capitel der „Erbschleicherei" bei den Römern in Friedländers Sittengeschichte I, 367 ff. ergänzend wirken kann. In ein paar Fällen wären derartige kurze Hinweise vielleicht auch theilweise zur Vermittlung größerer Gleichmäßigkeit als einfachstes Mittel zu empfehlen, ohne deswegen bei einer neuen Auflage die oben hervorgehobenen Schwerpunkte dieses Commentars zu verschieben. So sähe man neben den in dem schönen Kerne des Buches gelieferten Bemerkungen über die Entwicklungsgeschichte des Sprachlichen und Metrischen wohl nicht ungerne hie und da auch wenigstens kurze Andeutungen über die Entwicklungsphasen des mythologischen Apparates in der römischen Dichtung, z. B. gleich zu Sat. I, 1, 68 bei Tantalus, wofür Ref. einst den Überblick im Progr. Königsberg 1877, II, p. 5 zu vermitteln suchte; oder auf dem Gebiete der Alterthümer dürfte in einem Buche von diesem Range der meist gut gewählten Haupterklärung bisweilen die Erwähnung einer bis in die neueste Zeit heraufreichenden Streitfrage kurz anzureihen sein, z. B. Sat II, 8, 54 bei den aulaea durch ein Citat auf Marquardt Privatl. I, 302. Auch eine Äußerlichkeit wollen wir bei solchen kleinen Winken für eine neue Auflage nicht übergehen: durch den Mangel der Buch- und Satirenzahl am Kopfe der einzelnen Seiten wird Gelehrten, welche das Buch gewiss auch oft für einzelne Partien zu Rathe ziehen werden, das schnelle Auffinden oft erschwert.

Doch genug. Wir konnten im Rahmen dieser Besprechung von dem Umfange des Ganzen nur ein möglichst treues Hauptbild vorzuführen suchen, und wir glauben, es werde kaum jemand nach ebenso genauer Durchsicht dem Urtheile widersprechen, dass dieses neueste Werk L. Müllers sehr wertvolle Ergänzungen zur Erklärung dieser Partie der Horazischen Dichtungen liefert und zugleich in weiteren Kreisen anregend wirken wird.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Keller O., Lateinische Volksetymologie und Verwandtes. Leipzig, Teubner 1891. 8°, X u. 387 SS. Preis 8 Mk.

Den Ursachen nachzugehen, welche die regelmäßige Entwicklung der Laute stören, ist oft ebenso anziehend wie die regelmäßige Entwicklung selbst zu verfolgen, ja den richtigen Einblick in das Leben und Weben der Sprache wird man dort eher gewinnen als hier. Freilich ist der Weg ein weniger leichter, sind der verlockenden Abwege so viele, dass man öfter in Gefahr läuft, irre zu gehen, und nur äußerste Vorsicht und Umsicht nach allen Seiten hin zu einem glücklichen Ziele führt, zu jenem Grade von Wahrscheinlichkeit, den wir als das Ende unserer Untersuchungen bezeichnen dürfen. Das vorliegende Buch beschäftigt sich ausschließ-

lich mit solchen Abweichungen vom geraden Wege, die Volksetymologie kennzeichnet sich gerade durch „das Überspringen der Regeln“ (S. VI), man hat es also mit einem ebenso interessanten als schwierigen Stoff zu thun. Was der Verf. nun bringt, sind theils altbekannte, von ihm und andern gelehrte Dinge, theils neue Zusammenstellungen, und zwar sind es fast stets die Lehnwörter im Lateinischen, zum Theil auch im Griechischen, die ihm das Material zu seinen Untersuchungen gegeben haben. Man wird dafür dankbar sein, umsomehr als das lateinische Fremdwörterbuch noch zu schreiben ist, man wird aber auch einigermaßen überrascht sein, wenn man sieht, wie viel vom lateinischen Wortschatz nicht echt ist — vielleicht auch nur dem Verf. nicht echt scheint: denn nur zu oft stellt er die bloße Möglichkeit der Entlehnung hin und überlässt es dem nachdenkenden Leser, das Für und Wider zu entscheiden, gibt er selbst die Gründe und Beweise seiner Annahme nicht an. Ich muss gestehen, dass sie mir oft nicht klar geworden sind, dass ich, sonst keineswegs dem Grundsatz abhold, dass jede Sprache sehr viel fremdes Gut enthalte, dem Verf. in vielen Punkten nicht zu folgen vermag und dass ich folglich auch glaube, er habe der Volksetymologie viel zu viel Spielraum eingeräumt.

Indem ich dem Titel des Buches folge, will ich zunächst eine Anzahl grundlegender Fragen besprechen, gemäß denen die Volksetymologie anzunehmen oder abzulehnen ist. Der Verf. wirft gleich auf der ersten Seite den Sprachvergleichern den Fehdehandschuh hin: „Mag man auch hundertmal „von autoritativer Seite aus“ erklären, dass gr. *θεός* und lat. *deus* nicht zusammenhängen können, weil dies gewissen Lautregeln widerspreche, der gesunde Menschenverstand wird sich stets wieder gegen eine solche Zumuthung stellen.“ Ich weiß nicht, ob der Römer, der den Griechen *theós* mit stark aspiriertem *t* sprechen hörte, dabei so unmittelbar an sein *deus* erinnert wurde, ich fürchte ferner, der „gesunde Menschenverstand“ eines Reisenden, der in der Tatra auf seine Frage als Antwort *jes* hört, könnte unmittelbar an Zusammenhang mit dem gleich bedeutenden engl. *yes* denken, obschon jenes aus *jest* entstanden einem gr. *ἐστί* entspricht, also mit diesem gar nichts zu thun hat, ich will aber einfach die Frage umdrehen: warum muss der griechische Name der Gottheit mit dem lateinischen identisch sein? An die graeco-italische Ursprache glaubt doch wohl der Verf. nicht mehr, wenigstens hat er durch den Hinweis darauf, dass manche früher als verwandt angesehene Wörter entlehnt sind, jener Auffassung eine Hauptstütze entzogen, und da nun die andern indogermanischen Stämme im Gottesnamen jeder seinen eigenen Weg einschlägt, weshalb sollen die Italiker und Griechen hier zusammengehen? Was der Verf. unter „gesundem Menschenverstand“ versteht, das ist, meine ich, bewusstes oder unbewusstes Zusammenbringen von bedeutungsverwandten und formähnlichen Wörtern ohne Rücksicht darauf, ob diese Formähnlichkeit von jeher

bestanden habe oder erst das Ergebnis einer Umgestaltung sei es des einen, sei es der beiden verglichenen Wörter sei; es ist die Leugnung jeder historischen Entwicklung, es ist mit einem Wort die Volksetymologie.

Wer die Erscheinungen des unregelmäßigen Lautwandels erkennen und beurtheilen will, muss zunächst den regelmäßigen beherrschen, sonst läuft er Gefahr, vieles als unregelmäßig zu bezeichnen, was es gar nicht ist. Dieser Gefahr ist K. nicht entgangen. So heißt es S. 115, *vacatio* sei unter Einfluss von *evocati* zu *vocatio* umgeändert worden. Damit verträgt sich zunächst das historische Verhältnis von *vocare vocatio vacuus vociuus* zueinander gar nicht, wie denn überhaupt von all den *o*-Formen nur die e i n e, allerdings ursprüngliche *vocuus* erwähnt wird, es ist aber auch der Bedeutungszusammenhang zwischen *vacatio* und *evocati* ein mir nicht recht verständlicher. Die Frage löst sich in völliger Übereinstimmung mit der Thatsache, dass das älteste Latein *vacuus* aber *vocare vocatio* schreibt, dahin, dass die ursprüngliche Form *voc*- ist, die bei folgendem halbvocalischen *u* sich zu *vac*- verändert nach einem von Thurneysen, Zeitschr. vgl. Sprachf. XXVIII 154—162, Havet, Mém. Soc. lingu. V 43, eingehend begründeten, auch von Stolz in Iwan Müllers Handbuch II[1] 622 = II[2] 258 aufgenommenen Lautgesetze. — Nach einem längst anerkannten Grundsatze haben alle Lautgesetze eine bestimmte Wirkungszeit. Bei ihrem Eintreten ergreifen sie alle Wörter, welche die Sprache gerade besitzt, ohne Rücksicht darauf, ob einzelne derselben ursprünglich fremden Ursprunges seien, und alle die während der Zeit ihrer Dauer neu aufgenommenen verfallen ihnen unfehlbar. So ist seit der Gracchenzeit jedes nachtonige *o* zu *u* geworden, außer wenn ihm *v, e, i* vorangieng, also speciell *famolos* zu *famulus* usw., und dieses Gesetz, d. h. die Unfähigkeit, außer nach *v, e, i* in tonloser Silbe vor *l* ein *o* auszusprechen, hielt sich noch bis in die Kaiserzeit hinein. Wenn also vor dem Zeitalter der Gracchen aus *se dolo* ein Adjectiv gebildet wurde, so musste es damals *sedolos* lauten, und wenn gr. ἐπι-στολή aufgenommen wurde, so sprach man es *epistola*. Als dann aber *famolos* sich zu *famulus* wandelte, da trat auch *sedulus, epistula* ein, nicht infolge von Volksetymologie, sondern weil die articulatorischen Bedingungen in allen drei Wörtern dieselben waren. Dasselbe gilt, wenn *se dolo* ἐπιστολή in den römischen Wortschatz eintraten, als *famolos* schon *famulus* gesprochen wurde: sie mussten zu *sedulus, epistula* werden, nicht infolge einer bewussten Annäherung an die Diminutiva, sondern infolge der Ungewohnheit der Aussprache *-olus -ola*. Bei Beobachtung dieser Thatsache fallen sehr viele Beispiele weg.

Ein Drittes ist das Folgende. Die lateinische Sprache hat sich im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung immer weiter entwickelt, ohne dass die Schreibung dieser Entwicklung auch nur im entferntesten Rechnung getragen hätte. Manche Veränderung hat aber

doch bald da bald dort sich auch in die Schrift Eingang zu verschaffen gewusst und steht nun für den, der sie in ihrer Vereinzelung betrachtet, als ungesetzmäßig, als ein Product meinetwegen der Volksetymologie da, sie ist aber für den, der die ganze Sprachentwicklung im Auge hat, durchaus regelmäßig. Womit sich gleich ein Weiteres verbindet. Je mehr Sprache und Schrift auseinandergiengen, umso mehr mussten die Schreiber, namentlich die nachdenkenden, bei vielen Wörtern in Verlegenheit kommen, wie sie zu schreiben haben, gerade wie heutzutage manch einer sich im Deutschen den Kopf darüber zerbricht, wann er *t*, wann *th* zu schreiben habe und sich zu einem „Ethymologie" verleiten lässt, weil ja viele griechische Wörter *th* enthalten. Darf man das als Volksetymologie bezeichnen? Ich wähle eine Anzahl Beispiele. Im 3. Jahrhundert war ziemlich überall *b* zwischen Vocalen zu *v* geworden, klangen also *avena* und *habena* gleichmäßig *avena*. Wie sollen nun die Schreiber *Danuvius* wiedergeben, mit *v* oder mit *b*? Die einen schrieben nach dem Gehör, die andern klügern rechneten aus, dass ja in vielen Wörtern *v* durch *b* wiedergegeben werde, und sicher kam diese Schreibung einem fremden Namen zu. Dass dabei der eine und andere an *nubes* gedacht habe (S. 8), ist möglich, aber nicht nothwendig, und auf alle Fälle handelt es sich um eine lediglich orthographische Thatsache. Verwandt damit ist das folgende Beispiel (S. 10): *viscla*, das nach K. mit Anlehnung an *fistula* zu *Vistula* latinisiert wurde. Zunächst ist doch zu erinnern, dass (nach Georges) bei Plinius *Viscla* und *Visculus* steht, nur bei Mela *Vistula*, dass also auch hier die „volksetymologische" Umprägung nicht allgemein ist. Weiter aber hat *fistula* kurzes, zur Zeit, als die Römer die Weichsel kennen lernten, schon offenes, nach *e* hinneigendes *i*, *Vīscla* dagegen langes, geschlossenes; endlich war der Anlaut des deutschen Wortes bilabiales *w*, der des lateinischen labiodentales *f*, also von jenem himmelweit verschieden, so dass nur der Ausgang *-la* und das *s* den beiden Wörtern gemeinsam war. Hätten die Römer *wīscla* nicht sprechen können, so würden sie *vīscula* daraus gemacht haben, aber nie und nimmer *vistula*. Diese letztere, ich betone nicht allgemeine, sondern dem Schreiber des Mela angehörige Form, erklärt sich wieder nur als ungeschickte, aber analogische Wiedergabe der Lautgruppe *-scla*, die man auch in *ascla*, *fiscla* sprach, hier aber nach historischer Überlieferung *astula*, *fistula* schrieb. Auch noch auf andere Weise hat der Umstand, dass der Verf. Sprache und Schrift nicht auseinanderhält, Irrthümer zur Folge gehabt. S. 65 wird aus Plinius Valerius *cibulla* angeführt, das aus *cepulla* „in Anschluss an *cibus*" entstanden sein soll. Dagegen ist zu sagen, dass weder zur Zeit des Plinius Valerius noch auch Jahrhunderte später *cipulla* mit demselben Labiallaute gesprochen wurde wie *cibus*, denn als nordital. *cibolla*, prov. *sebula* entstand, lautet *cibus* längst *cevo*; es handelt sich also bei Pl. Val. entweder um eine Gedankenlosigkeit oder um eine alberne, der

Aussprache direct widersprechende Etymologie eines Schreibers, oder aber um die romanische Form, also um die wirkliche Aussprache *cibúlla*, der aber, wenn der Schreiber auch cl.-lat. *cibus* nach seiner Aussprache geschrieben hätte, nur *civus* entsprechen könnte.

Ich komme nun zum letzten Bedenken allgemeiner Art. Es ist eine Thatsache, an der nun einmal nicht zu rütteln ist, dass das Lateinische mit den andern indogermanischen Sprachen aus einer gemeinsamen Grundsprache entstanden ist, dass also sein Wortschatz zum Theil aus uralter Zeit überkommen ist, dass sich aber zu dem überkommenen theils zahlreiche Lehnwörter, theils allerlei Neubildungen gesellt haben, und die Aufgabe der Etymologie ist es, diese verschiedenen Bestandtheile auseinander zu sondern. Der Verf. nun sucht möglichst viel aus dem Lateinischen selbst oder durch Entlehnung aus dem Griechischen zu erklären und stellt sich selten die Frage, ob dies wirklich nöthig sei, ob nicht die verwandten Sprachen auf etwas anderes weisen. So soll *sine* über *sēne* aus *sedne* entstanden und der Bedeutung wegen an *sinere* angelehnt sein. Nun deckt sich in der Bedeutung völlig lat. *sine* und gr. *ἄνευ*, gr. *α* kann aber aus *sn̥* entstanden sein, vgl. *ἄταρ* mit *sonder*, und so kämen wir auf **sn̥ēu*, das im Lat. zu *sine* werden musste, vgl. für den Auslaut *rite* aus *riteu* zu dem *u*-Stamm *ritus*. Zwischen den zwei Möglichkeiten war also zu entscheiden. Die größere Wahrscheinlichkeit hat doch wohl die letztere für sich. Oder S. 68: Nach *pollex* von *porlicio* ist *allex* gebildet, die Nebenform *allus* wird wohl die ursprünglichere sein. Zunächst ist diese Herleitung von *pollex* mit der Bedeutung schwer vereinbar, da doch bei den Römern so wenig wie bei andern Völkern der Daumen der winkende Finger ist. Es wird also eine Deutung, die begrifflich besser passt, den Vorrang verdienen, auch wenn sie auf vorlateinische Zeiten zurückgreift. Was sodann *hallus* betrifft, so ist die Endung nicht sicher überliefert, Löwe Prodr. 273 hält *hallux* für ursprünglich. Sehen wir uns nach einem Anhaltspunkt für die erste Silbe um, so entpricht dem lat. *hal-* abulg. *gol-ěmŭ* groß, dem *pol*. gr. *πολύ*, lat. *polleo*, dem *dux dex* ein **doix dicis*, das sich in ahd. *zeha* wiederfindet, wie J. Schmidt, Plur. der idg. Neutra 83 erkannt hat. Es hat also ursprünglich *pol-dux pol-dicis* der starke Finger, *hal-dux hal-dicis* die große Zehe bestanden, dann ist vom Obl. auf *-ic* ein neuer Nom. auf *-ex* gebildet worden, der bei dem allgemein gebräuchlichen *pollex* die alte Form völlig verdrängte, wogegen neben dem seltenen *hallex* auch noch als Rarität bei Glossatoren *hallux* bewahrt blieb. Auf diese Weise sind, ich meine einfacher, beide Wörter etymologisch klar, und zudem verstehen wir nun, weshalb das eine in der Doppelform existiert.

Man sieht, dass ich dem Verf. in seinen Grundlagen nicht zu folgen vermag, dass ich also auch die Zahl der Beispiele für Volksetymologie bedeutend weniger hoch anschlage und dass ich ihm vollkommen beipflichte, wenn er in der Einleitung ausführt,

dass das Lateinische außerordentlich arm an volksetymologischen Schöpfungen sei. Wenn ich nun noch auf den Inhalt im einzelnen eingehe, so liegt es in der Natur der Sache, dass ich namentlich diejenigen Wörter bespreche, in denen ich anderer Ansicht bin als der Verf., und dass ich ferner absichtlich diejenigen übergehe, deren eingehendere Behandlung er für später verheißt.

Zunächst wird die Latinisierung von Orts- und Personennamen besprochen, woraus *Esquiliae* zu *Aesculum* und die Ausführungen über *Trasimenus*, *Procobera*, *Utica*, *Argiletum*, *Ancile* hervorgehoben werden mögen. Daneben aber ist vieles falsch: frz. *Epernay* verlangt nicht **Aspernacum*, sondern kann ebensogut aus *Asprenacum* entstanden sein; *Nicepor* aus *νικέφορος* soll an *Marcipor* angelehnt sein, während es doch ganz regulär nach den altlateinischen Lautgesetzen aus der griechischen Form gebildet ist; *Bellorophon* ist nicht durch Anlehnung an *bellum* aus *Bellerophon* entstanden, da das Wort dann ja *Bellirophon* lauten müsste, sondern durch Assimilation des tonlosen *e* an das betonte *o*; bei *Polydemes* = *Pollux* haben wieder bekannte Lautgesetze: Fall von *u* und Assimilation von *ld* zu *ll* gewirkt, nicht Anlehnung an *polluceo*(!). — Es folgen Sacralnamen, dann Thierbezeichnungen, wo das Verhältnis zwischen *fiber* und *biber* wohl auch nicht zutreffend dargestellt ist: *biber* ist einfach die germanische oder keltische Form, die bei einem dem Norden angehörigen Thiere nicht weiter auffallen kann; und wenn neap. *mologna* aus *meles* sein erstes *o* einer Anlehnung an *mollis* verdanken soll, so ist dagegen einzuwenden, dass für den Italiener, der *ll* ganz anders ausspricht als *l*, der Anklang an *mollis* doch nicht so offen liegt; dass vielmehr wiederum das erste *o* durch das zweite hervorgerufen ist, wofür gerade die italienischen Mundarten zahllose Beispiele geben; dass *excetra* aus *ἔχιδνα* entstanden sei, *fulica* aus *φαλαρίς*, *attilus* aus *ἔτελις*, vermag ich wenigstens nicht zu glauben. Übrigens müssten die Pliniushandschriften einmal auf die Schreibung des letzten Wortes durchgesehen werden, da nach Maßgabe von ital. *adello* nur eine Form mit einfachem *t* möglich ist. *Aranea* aus *aragnea* in Anlehnung an Adj. auf *-aneus* sich entstanden denken, gienge doch wohl nur an, wenn *ara-* als Stammwort bestände, außerdem ist die Annahme nicht nöthig, da *aragh-s-nea* als Grundform für beide Wörter genügt, gerade wie **legsna*, **lagsnos* im Lat. zu *lena*, im Griech. zu *λαγνός*, *mugsla* im Lat. zu *mula*, im Griech. zu *μυχλός* wird. Dagegen ist es durchaus richtig, wenn *tippula* als Lehnwort aus *τίφη* erklärt wird, aber wiederum hat die Volksetymologie hier nichts zu schaffen, da ja die griechischen Aspiraten im Altlateinischen zwischen Vocalen stets durch gedehnte, tonlose Verschlusslaute wiedergegeben werden: *struppus*, *supparum*, *braccium*, *broccus* u. a. Auch *atriplex* aus *ἀδράφαξυς*, *laserpiceum* aus *lac serpicium*, *acridium* aus *δακρύδιον* dürften zutreffend gedeutet sein. Dagegen ist *ūrtica* aus gr. *ὄρτυγα* nicht

an *ūrere* angelehnt, wie die Verschiedenheit der Vocalquantität zeigt, sondern gr. *ο* wie so oft durch *u* wiedergegeben, *coctana* hat bloß orthographischen Wert, *sulfur* verdankt sein *f* kaum *sufflare*(!), sondern ist dialectisch; wenn *alumen* aus *ἄλοιμα* entlehnt ist, zeigt es nicht Anlehnung an *lūmen* und *alūmnus*, sondern Wiedergabe von gr. *οι* durch *ū*, wie *Puni* usw., und was das Verhältnis von *πίττωμα* zu *bitumen* betrifft, so ist es eher so zu fassen, dass ein oskisches *bitumen*, das im Stamm genau skr. *g'atu*, anord. *kvada* entspricht, im Griechischen umgestaltet wurde. Wo kommt übrigens *πίττωμα* vor? Betreffs *vidubium* statt *viduvium*, „weil meistens mit Sorgen und Zweifeln umgeben“, ist auf das anfangs über *b*, *v* Bemerkte zu verweisen. Dagegen scheint mir *adulescens* aus *ἀδολέσχης* wieder ein glücklicher Gedanke, ebenso *moretum* aus *ἁμορίτης*. Aber dass *obturare* aus *optūrundare* stamme, ist eine noch stärkere Zumuthung, als dass es direct zu *τυρός* gehöre. — *Anclare* soll wieder sein *c* der Volksetymologie verdanken: aber wird denn nicht *stloppus* zu *scloppus* und, wie der Verf. selbst sagt, *vetlus* zu *veclus* auf rein lautlichem Wege? — *Matera* soll aus *madera* in Anlehnung an *materia* entstanden sein, die Form mit *d* in gr. *μάδαρις* und cambr. *medyr* vorliegen. Aber cambr. *medyr* beweist im Gegentheil, dass die gallische Form *t*, nicht *d* hatte, s. Thurneysen, Kelto-romanisches S. 107.

Verwechslung zwischen Schrift und Sprache begegnet S. 135 in mehreren Beispielen. Da seit dem 3. Jahrhundert *st-*, *ext-*, *inst-* gleichmäßig als *'st* gesprochen wurden, so ist es nicht verwunderlich, wenn auf einer Inschrift vom Jahre 408 *extivus* für *aestivus*, in Glossen *extuosus*, oder, da *rct* auch schon früh zu *rt* geworden war, dass *arctus* statt *artus* geschrieben wird. Darf man diese Orthographica mit den wirklich gesprochenen Umformungen auf eine Stufe stellen? Dasselbe gilt S. 136 von *infeminatus* für *effeminatus*. — *Mendax* soll für *mentax* in Anlehnung an *mendum* stehen: Thurneysen hat in der Zeitschr. vgl. Sprachf. XXVI. 301 eine lautliche Rechtfertigung des *d* versucht, die vorzuziehen ist. — Zu *peierare*, das der Verf. volksetymologisch an *pejor* angelehnt denkt, ohne sich zu äußern, weshalb *e* statt *o* eintrete, vgl. J. Schmidt, Pluralbildungen S. 148. — *temptare* „kommt von *tendere* und sollte *tentare*“ heißen. Nach den gewöhnlichen lateinischen Wortbildungsgesetzen würde man jedoch *tensare* oder *tenditare* erwarten, nicht *tentare*. *Temptare* soll nach *contemptus* gebildet sein, wobei man aber den begrifflichen Zusammenhang vermisst. Mit demselben Recht könnte man erwarten, dass z. B. *jentare* zu *jemptare* geworden wäre. In der Bedeutung deckt sich mit dem lat. *tem-p-tare* genau lit. *tem-ti*, es wird also *tem* alt und *mt* zu *mpt* geworden sein wie in *contemptus* aus *contemtus*.

Ich lasse manches andere beiseite, muss aber doch ganz entschieden Protest einlegen gegen Cap. 37: „Wörter mit volksetymologisch veränderter Bedeutung“. Wenn der Verf. zwei homonyme

Wörter findet, so erklärt er sich die verschiedenen Bedeutungen daraus, dass ein und dasselbe Wort durch Einfluss eines in der Bedeutung ganz verschiedenen, aber formähnlichen einen ganz neuen Sinn angenommen habe. So soll *fundator* Gründer und *fundator* Schleuderer ein und dasselbe sein, nur das letztere in der Bedeutung durch *funda* beeinflusst. Man vermisst auch hier wieder die Nothwendigkeit einer solchen Annahme. Was steht denn der Erklärung, *fundator* Schleuderer sei direct von *funda* gebildet, entgegen? Und warum kann von *iter* Reise nicht ein *iterare* reisen abgeleitet werden, das mit *iterare* von *iterum* nur zufällig in der Form übereinstimmt?

Die folgenden Capitel, die allerlei lautliche Erscheinungen besprechen, übergehe ich, obwohl sie auch zu Einwendungen viel Anlass böten, und will nur noch hinweisen auf die Graecisierung von Fremdwörtern, wo manche zutreffende Deutung zu finden ist. — Der zweite Haupttheil beschäftigt sich mit Etymologien und Formen von Lehnwörtern. Dass der Verf. darin weiter geht als Weise, ist nur anzuerkennen, und in gar vielen Dingen hat er wohl das Richtige getroffen. Aber wiederum schießt er oft über das Ziel hinaus, weil er sich statt durch strenge Kriterien lieber durch den „etymologischen Instinct“ leiten lässt. Dass z. B. *siliqua* aus ξυλικὴ entlehnt sei, halte ich schon darum für wohl möglich, weil das sard. *tiliba* darauf hinweist, dass der Anlaut *s* hier anders gesprochen wurde, als in den übrigen mit *si-* anlautenden Wörtern; zugleich freilich ergibt sich daraus, dass nicht „sicher“ Anlehnung an *silex* stattgehabt hat, denn dieses lautet sard. *silige*, nicht *tilige*. Auch der Excurs über *bal(i)neum* ist sehr dankenswert; ferner will ich noch *pumilio* aus πυγμαλίων, *aerumna* aus αἰρομένη, *lamna* aus ἐλαομένη, *antemna* aus ἀνατεταμένη hervorheben. Dagegen ist die Schwierigkeit in *Melerpanta* = Βελλεροφόντης dadurch nicht gehoben, dass K. eine ganze Reihe von Beispielen für Wechsel von *b, m, v, f* anführt. Was er aus Schuchardts Vocalismus beibringt, würde wohl von Schuchardt selbst nicht als beweiskräftig anerkannt werden; wenn das alemannisch-schwäbische *munzig* mit *winzig* identisch ist, so liegt Assimilation an das *n* vor, βαρνάμενον steht für μαρνάμενον, wo μρ- zu μβρ geworden ist, vgl. βροτός aus μροτός; dass *melior* und βελ-τίων zusammengehören und von Wurzel *vel* stammen, ist eine willkürliche Annahme, die der gewöhnlichen Zusammenstellung von *melior* mit μᾶλλον gegenüber durch nichts vertheidigt werden kann, skr. *vari* = lat. *mare*, lat. *madeo* = ahd. *wazzar* haben auch nichts miteinander zu thun — kurz, wenn man nicht nach Voltaire'schem Recept Etymologie treibt, so ist so ziemlich alles in diesem Artikel Aufgezählte anders zu deuten. Umso angenehmer berührt es, gleich nachher durchaus richtige Äußerungen über *plátea* u. dgl., über *satura* zu finden, ferner *crassantus* aus χρύσανθος, *inuleus* (nicht *hinnuleus*) urverwandt mit ἔνελος, *rosa* oskische Form von ῥοδέα. — Den Schluss

bildet eine Untersuchung über römische und griechische Menschenopfer, die sich meiner Beurtheilung entziehen. Unter den Nachträgen finde ich *esca* aus *ἰξική* Lockspeise. Ich kenne das griechische Wort nicht und finde als ältere Bedeutung des lateinischen Speise überhaupt, nicht speciell Lockspeise. Statt es also aus einem in der Bedeutung nicht recht passenden und uns gar nicht überlieferten griechischen Wortes herzuleiten, ist es wohl besser, es als urverwandt mit dem form- und bedeutungsgleichen lit. *ėsćá* zu betrachten. Nicht ganz zutreffend ist auch, was über *cicindela* und *cicendula,* beides Namen für Leuchtwürmchen, S. 353 gesagt wird. Wir haben vielmehr nur *cicindela* Leuchtwurm, wogegen *cicéndula* bei dem von K. citierten Servius Lampe bedeutet. Für letzteres Wort scheinen bei Isidor und in Glossen *cicindile, cicendilia* und vielleicht auch *cicindéla* vorzukommen, doch ist die handschriftliche Gewähr dieser Schreibungen noch zu prüfen. Diese zwei Wörter bedürften einer genauen Untersuchung, wobei auch die romanischen Formen zu berücksichtigen wären, die Mussafia, Zeitschr. f. rom. Phil. II 467 bringt. Endlich *retundus* spätlat. aus *rotundus* unter Einwirkung von *re-*. Ich hege Zweifel, ob ich auch die Möglichkeit nicht ableugne. Es gibt nämlich ein spätlateinisch-romanisches Lautgesetz, wonach *o-ó* oder *o-ú* zu *e-o, e-u* dissimiliert wird: *seróre* liegt vor in altfrz. *serour,* prov. *serór,* ital. *sirochia* mit regelrechtem *i* aus *e*; **fermosus* für *formosus* in span. *hermoso, *befulcus* ital. *bifolco* usw., so dass also ein Zwang zur Annahme von Umdeutung der Anlautssilbe wiederum nicht vorliegt.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. Carl Stegmann, Oberlehrer am Progymnasium zu Geestemünde. 5. Aufl. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1890. 8°, X u. 250 SS.

Da die 5. Auflage der vorliegenden Grammatik, was Anordnung und Fassung der Regeln anbelangt, abgesehen von der Neufassung und Berichtigung des §. 211 über die Stellvertretung des Futurs in conjunctivischen Nebensätzen, keine wesentliche Abweichung von der 4. Auflage aufweist, glaubt Ref. auf das hinweisen zu können, was er in dieser Beziehung bei der Besprechung der 3. und 4. Auflage dieses Buches Jahrg. 1890 dieser Zeits. S. 42 ff. gesagt hat.

Diesmal hat der Verf., da eingreifende Änderungen des vortrefflichen Buches nicht erforderlich waren, sein Augenmerk auf das Einzelne gelenkt und durch Streichung von unnöthigen oder nicht ganz richtigen Kleinigkeiten, durch Hinzufügung von klärenden Ausdrücken, durch Ersetzung nicht vollkommen zweckmäßiger Beispiele durch passendere, durch stilistische

Änderungen und durch öftere Anwendung kleineren Druckes gezeigt, dass er seinem Buche die gleiche liebevolle Sorgfalt zugewendet hat wie bisher, um, wo es ihm nothwendig erschien, die Regeln präcis, durchsichtig und leicht verständlich zu gestalten. Der Verf. hat auf diese Weise den — Ref. glaubt damit nicht zu viel zu sagen — allseitig anerkannten Wert seines Lehrbuches noch erhöht.

Abgesehen von dem schon angeführten §. 211, wo nicht bloß die Berichtigung und kürzere Fassung der Regel und die Sonderung des Haupt- und Nebensächlichen durch großen und kleinen Druck vorgenommen wurde, sondern auch passendere Beispiele an die Stelle der früheren traten, ist in nicht weniger als 29 Paragraphen die bessernde Hand ersichtlich: Coordinierung statt der früheren Subordinierung oder umgekehrt findet sich §. 6 und 187, 5 unter gleichzeitiger Kürzung der Regel; Kürzung §. 24; 40, 4 und 5; 101, 4; 229; 235; Erweiterung §. 52 c; 241, 2; durch Angabe theilweiser Übersetzung §. 115 a; 130; 144; 159; Hinzusetzung einer Anmerkung über den deutschen Ausdruck „Gefühl für, Sinn für" §. 260; Berichtigung §. 78 Anm. und 265, 1; Hinzufügung von Phrasen und Beispielen oder Ersetzung dieser durch passendere §. 262 c; 268; 137 b; Streichung §. 102 Anm.; 119; 135; Umstellung §. 137 Anm.; stilistische Änderung §. 43 unter r; 153; 258 b; 264; kleinerer Druck außer §. 6 noch 26 und 29, 1.

Bedenken hegt Ref. bezüglich der einfachen Gleichstellung von videre und audire mit dem Participium und dem acc. c. inf. §. 194. Dies kann zu Fehlern führen, wenn sehen = einsehen, hören = Kunde bekommen ist. §. 236, 1 a sollte mindestens in einer Anmerkung oder durch Hinweisung auf Stellen bei den betreffenden Conjunctionen der Gebrauch von ut, ne, quin nach Demonstrativen berührt werden. §. 269, 2 non iam auch = noch nicht. Erwünscht wäre auch die Anbringung des im Anhang II, Anm. 1 über den Schalttag des Februar Gesagten in der Monatstabelle, wie Ref. in seiner Grammatik zuerst versucht hat.

Ausstattung und Druck sind zweckmäßig und tadellos. Ref. wünscht diesem wirklich musterhaften Lehrbuche im Interesse der Schule die weiteste Verbreitung.

H. Weber, Lateinische Elementar-Grammatik. I. Theil: Formenlehre; bearbeitet von R. Flex. 2. verb. Aufl. Gotha, A. Perthes 1890. 8°, XVI u. 196 SS. Preis Mk. 2.

Von der Überzeugung geleitet, dass man dem Schüler auf den untersten Stufen des Lateinunterrichtes die Grammatik in der elementarsten Form vorlegen müsse mit Beiseitelassung aller linguistischen Gelehrsamkeit, hat sich der Verf. das Ziel gesteckt, den Schüler auf möglichst schnellem und sicherem Wege über die nicht zu vermeidende Unannehmlichkeit des Formenlernens hinwegzuführen.

Unter Beibehaltung der altüblichen Darstellungsweise richtet er sein Augenmerk nur darauf, alles Unnöthige und Überflüssige unbedingt zu streichen, dagegen alles Nöthige und Wissenswerte dem Schüler in der seinem geistigen Standpunkte entsprechenden Ausführlichkeit und Vollständigkeit zu bieten. Ohne mit dem Verf. über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, bereits auf der untersten Stufe mit der allerdings dieser Stufe angepassten und eingeschränkten genetischen Behandlungsweise der lateinischen Sprache einen Erfolg zu erzielen, rechten zu wollen, obgleich viele erfahrene und gewiegte Schulmänner für die neue Richtung eintreten und auf Erfolge hinweisen, wodurch ein so absprechendes Urtheil, wie das des Verf.s, mindestens auffällig erscheint, kann Ref., der jede Überzeugung achtet, bestätigen, dass der Verf. mit großer Gewissenhaftigkeit und mit didaktischem Takte alles beseitigt hat, was für den Schüler der untersten Stufen die Sicherheit des Könnens erschwerender Ballast ist.

In den Genusregeln und bei der Aufzählung der abweichenden Perfect- und Supinformen sind alle in der Schullectüre überhaupt nicht oder selten vorkommenden Wörter oder Formen beseitigt. Die Wortbildungslehre ist bis auf die nicht zu entbehrende Bildung der Adverbien auf e und ter gestrichen. Die sogenannte griechische Declination ist gar nicht aufgenommen. Von der Syntax ist nur so viel gebracht, als der Schüler auf den untersten Stufen zum Verständnisse der ersten Lectüre wissen muss, und das in einer so elementaren Form, dass es der Anfänger auch wirklich verstehen und begreifen kann. Anzuerkennen ist auch, dass bei vielen Beispielen die deutsche Übersetzung in gelungener Form erscheint, um den Schüler zu correcter Übersetzung anzuleiten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat der Verf. sich auch bemüht, die Reimregeln in gutem Deutsch vorzuführen.

Wünschenswert wäre es allerdings, wenn der Verf. bei der Verdeutschung lateinischer Phrasen sein Augenmerk darauf gerichtet hätte, zunächst solche deutsche Wendungen zu wählen, die, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, mit den lateinischen sich decken, und daran erst die freien zufügen, ein Vorgehen, das schon vielfach in lateinischen Grammatiken sich findet. Zu vermeiden sind unbedingt Wendungen wie §. 171, 7: 'es ist mir ein Bedürfnis an Büchern (libris mihi opus est)'. Der Tendenz des Büchleins widerstrebend ist die Trennung des Genetivs des Maßes und der Zahl (§. 145, 4) von dem Qualitätsgenetiv, die Anführung von poscere usw. aliquem aliquid §. 162, 4; die Construction libri mihi opus sunt, dux nobis opus est, während die persönliche Construction bei neutralen Pronomen und Adjectiven als Subject und die unpersönliche in Wendungen wie quid opus est exemplo, quid libris übergangen werden §. 171, 7; beim untergeordneten Attribut §. 217 *B*, *c* ein Substantiv mit einer Präposition (Caesaris in Hispania res secundae), das auf dieser Stufe gar nicht zu erwähnen ist, da sich leicht fehlerhafte Anwendungen

daraus ergeben durch Verallgemeinerung dieser Gebrauchsweise, die doch nur auf gewisse Verbindungen beschränkt ist. Endlich musste super unter den Präpositionen mit dem Accusativ aufgeführt werden, da die Verbindung mit dem Ablativ poetisch und nachclassisch und deshalb super mit Recht nicht unter den Präpositionen mit dem Accusativ und Ablativ erscheint.

Dass der Verf. is, ea, id als persönliches Pronomen der 3. Person neben ego und tu setzt und die drei vocalischen Conjugationen zusammenstellt und die dritte oder consonantische als letzte folgen lässt, sind, wenn auch vereinzelte, so doch immerhin erfreuliche Zugeständnisse, die der neuen Richtung gemacht wurden. Vielleicht werden bei neuen Auflagen, die Ref. der fleißigen und wohl überlegten Arbeit wünscht, noch andere folgen.

La sintassi della lingua latina esposta con ordine logico ad uso dei ginnasi da Francesco Chiminello, Dottore in lettere e Professore nel R. Ginnasio Piazzi. Vol. 1°, Parte Teorica. Sandrio, Tipografia A. Moro e C. 1889. XII e 167 pg. Prezzo 2 Lire.

Die logische Entwicklung der syntactischen Spracherscheinungen wäre sehr bildend und für die Schule wünschenswert, wenn die Grammatik noch Endzweck und nicht mehr bloß Mittel zur Einführung in das Verständnis der Autoren wäre. Infolge der Beseitigung alles Überflüssigen und alleiniger Beibehaltung alles dessen, was in der Schullectüre vorkommt, kann wohl von einer gründlichen Erkenntnis des Wesens der grammatischen Erscheinungen und ihres organischen Zusammenhanges keine Rede mehr sein. Die Grammatik hat den Schüler nur mit den von der Muttersprache abweichenden Einzelerscheinungen der fremden Sprache vertraut zu machen, und auch dies nur in sehr bescheidenem Umfange, da sie nur ein sehr kleines Gebiet der literarischen Geistesproducte aus einer kleinen Spanne der langen Zeit ihrer Entwicklung berücksichtigen darf. Für die Schule dürfte daher der vorliegende Versuch schwer zu verwerten sein. Aus dem organisch gegliederten Stoffe wird sich nicht leicht Einzelnes nach Bedürfnis lostrennen lassen, wie in einem Buche, bei dem nicht immer ein innerer Grund für die Gliederung maßgebend ist und oft aus didaktischen Gründen äußerlich Ähnliches in einer Gruppe vereinigt erscheint; alles lernen zu lassen dürfte kaum die der Grammatik knapp zugemessene Zeit gestatten. Hemmend würde in dieser Beziehung auch der Umstand wirken, dass viel zu viel Worte auf die Vorführung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen und Regeln verwendet sind, während ein Schulbuch durch größtmögliche Kürze und präcise Fassung des Lernstoffes sich auszeichnen soll. Dazu kommt, dass der Tendenz entsprechend auch poetische, vor- und nachclassische, sowie auch seltene und vereinzelte Spracherscheinungen berücksichtigt werden mussten, die bei dem heutigen Zwecke des grammatischen Studiums für den Schüler nur Ballast sind und die Befestigung der nothwendigen Regeln hindern.

Ref. versagt dem Versuche seine Anerkennung nicht; derselbe ist recht lehrreich und verdient, dass man ihn nicht abseits liegen lasse, da sich manches Gute und für die Schule Verwendbare darin findet. Dass am logischen Aufbau manches auszustellen ist, sowie auch hie und da bezüglich der Erklärung und Einkleidung der syntactischen Spracherscheinungen nicht das Richtige getroffen ist, will Ref. nicht besonders betonen. Ein derartiger Erstlingsversuch bringt dies eben mit sich; mit der Zeit und neuer Umarbeitung schwinden allmählich diese Gebrechen.

Nicht zu billigen ist der kleine Druck (Colonel und Nonpareille) und die große Anzahl von Druckfehlern, deren es außer den vielen angeführten noch manche übersehene gibt. Der kleine Druck allein dürfte schon ein Hindernis für die Einführung des Buches an öffentlichen Unterrichtsanstalten sein.

Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz, geh. Regierungs- und Provincial-Schul-Rath zu Münster. 21., ber. Ausgabe. Ausgabe für Österreich, besorgt von Emanuel Feichtinger, Prof. am k. k. Staatsgymnasium zu Salzburg. Wien, Friese u. Lang 1890. Druck u. Verlag von F. Schöningh in Paderborn. 8°, VII u. 268 SS. Preis geb. fl. 1·30.

Der Herausgeber dieser für Österreich bestimmten 21. Auflage der weit verbreiteten Grammatik hat in der Anordnung des Stoffes nichts geändert, so dass die Paragraphe vollständig mit denen der 20. Auflage übereinstimmen, aber das Einzelne einer genauen Durchsicht unterzogen und vielfach in inhaltlicher und formeller Beziehung Änderungen in der Formenlehre und Syntax vorgenommen, von denen die meisten als recht gelungene zu bezeichnen sind. Ref. hat an zwölf Stellen in der Formenlehre und an 41 in der Syntax stilistische Verbesserungen gefunden. Streichung von überflüssigen oder selten vorkommenden Wörtern oder Spracherscheinungen, Kürzung von Regeln oder Beseitigung einzelner und Zusammenziehung mehrerer, um Klarheit, Einfachheit und Übersichtlichkeit zu erzielen, kommt in der Formenlehre an 29 und in der Syntax an 14 Stellen vor. Erweiterungen durch Zusätze, um Irrungen zu vermeiden, und Beifügung der deutschen Übersetzung zu den Beispielen sind in der Formenlehre an vier und in der Syntax an fünf Stellen vorgenommen worden. Vereinzelt sind passendere Beispiele an die Stelle der vorhandenen getreten (vgl. §. 257). Umstellungen von Regeln und Beispielen behufs klarerer Übersicht kommen in der Syntax fünfmal vor. Auch typographische Änderungen finden sich, um Wichtigeres gegenüber Minderwichtigem ersichtlich zu machen (vgl. §. 27, 5 u. a.).

Trotz der vielen Streichungen findet sich noch manches, das im Interesse des Buches wegbleiben konnte. So ist die Wortbildungslehre viel zu ausführlich für die Tendenz des Buches; auch kann vieles aus der Formenlehre, das in die Syntax gehört und

sich thatsächlich dort wieder findet, gestrichen werden. Ferner ist in der allgemeinen Genusregel §. 4 „Städte" wegzulassen, desgleichen virus und pelagus §. 19, ebenso proboscis, idis der Rüssel §. 29, 2. Wegbleiben kann auch §. 53, Z. 3; §. 56, Z. 4 und in der Syntax §. 246 Anm., 264, 5 persuasum habeo und 272, Zus. 1 „oder mit ut". Nicht zu billigen ist die Streichung „welches der Stamm heißt" §. 10, da §. 14 unter Voraussetzung einer Erklärung vom Stamm gesprochen wird, §. 175 II, Zus. 2 und 249, Z. 1 „leider". Unrichtig ist die Änderung in §. 27, 1, da sedes ium und um, vates aber in der classischen Prosa nur um hat. Auffallend ist die Entfernung von accipiter und volucris aus der Regel und ihre Verweisung in den Zusatz; die beiden Wörter konnten bleiben, wo sie waren, oder ganz weggelassen werden; 223, 4, Z. 1 muss es „nur" statt „meist" heißen; 236, 3, Z. 2 muss „meist" wegfallen; derartige Zusätze gehören nicht in ein Lernbuch, finden sich aber leider häufig und sind hie und da geradezu falsch, wie 242, 3. Anm. oft (wohl immer in den betreffenden Fällen) u. a. Kaum zu halten ist 278, Zus. die Betonung von mensäque auf der vorletzten Silbe, ferner die wechselnde Betonung und der nach der verschiedenen Betonung angenommene Unterschied der Bedeutung von itaque §. 154, Z. 1 und §. 278. Unrichtig ist ferner die Hinzufügung zum Zus. 7 des §. 232, dass das fut. conj. durch futurum sit ut usw. umschrieben wird. Zu berichtigen ist die Fassung des Zus. 1, §. 238 etwa in der Weise: non dubitare kein Bedenken tragen steht mit dem Infinitiv, das positive Bedenken tragen wird durch vereri, timere, cunctari mit dem Infinitiv ausgedrückt; ferner muss §. 251, wo ne mit dem Imperativ nicht zu erwähnen ist, da erst gelegentlich der Dichterlectüre darauf aufmerksam gemacht werden kann, also lauten: noli mit dem Infinitiv und ne mit der 2. Person Perfecti, wenn das Verbot an eine bestimmte Person ergeht oder mit der 2. Person Präsentis, wenn an eine allgemeine (= man), und in der Gesetzessprache mit dem Imperativ futuri. Dabei muss dann das Beispiel mit ne sepelito in großem Druck und daneben noch je ein Beispiel mit einem Verbot im Präs. und Perf. conj. erscheinen, dagegen im Zus. ne mit dem Conjunctiv nebst den Beispielen gestrichen werden. Die Hinzufügung von fut. ex. in Klammern zu Präs. oder Futurum in §. 232, 1 kann leicht Veranlassung zu einem Irrthum bieten, da der Schüler es als Erklärung zu futurum fassen und glauben kann, dass das Fut. ex. mit dem Ausdrucke Fut. gemeint sei. Weil Ref. fürchtet, dass durch die eingeführten Schlagwörter „präsentische und perfectische Consecutio" leicht eine Begriffsverwirrung bei den Schülern und dadurch die Setzung falscher Zeiten hervorgerufen werden kann, will ihm auch diese Neuerung nicht recht gefallen. Bedenklich ist durch die vorgenommene Kürzung der Regel §. 234, 4. Z. geworden; auch kann man sich mit manchmal nicht zufriedengeben, man will wissen wann? Es ist zu schreiben:

Der Potentialis der Gegenwart und Vergangenheit; bei ersterem Präsens und Perfect für das deutsche Präsens, bei letzterem Imperfect für das deutsche Plusquamperfect. Ungenau ist auch §. 228, 2, da der Schüler nicht erfährt, wann er den historischen Infinitiv anwenden kann. Identisch sind doch gewiss Imperf. und histor. Infinitiv nicht. Unvollständig ist §. 236, 3, Zus. 1, da die Angabe fehlt, dass auch nach verneinten Verben des Fürchtens ne non st. ut steht. Wünschenswert wäre auch §. 288 eine Angabe, wie der Schüler vorkommendenfalls den Schalttag im Februar auszudrücken hat, ferner §. 34 die Bedeutung „Stadtbezirk" für tribus und 29, III 3 geronnene st. dicke (concretum). Zu tadeln ist 91, 2 die Verdeutschung „ich bin loben wollend".

Druckfehler finden sich selten. Ref. bemerkte nur §. 103 volvi st. volvo, 164, Z. 7 zu Grunde und I b 1 ebend. zu Theil. Sollte §. 66 und 68 im Vorworte auch ein Druckfehler sein? Ref. hat keine so wichtige Änderung daselbst gefunden, denn in §. 66 ist nur Zus. 1 und 4 weggelassen und in §. 68 nur Zus. 1, der eine Erklärung für die angewendeten Klammer gibt, hinzugefügt. Die Ausstattung ist gut. Ref. empfiehlt das Buch, in dem das eifrige und gewissenhafte Streben des Herausgebers, dasselbe zu vervollkommnen und allen Anforderungen entsprechend zu gestalten, überall ersichtlich ist.

Kurzgefasste lateinische Grammatik von Dr. J. Lattmann, Gymnasialdirector und H. D. Müller, Prof. und Oberlehrer a. D. 6. Aufl., unter Mitwirkung der Verfasser besorgt von Dr. H. Lattmann, Gymnasiallehrer. Göttingen, Vanderhoeck u. Ruprechts Verlag 1890. 8°, XII u. 324 SS. Preis Mk. 3.

Auch der Verf. dieser Grammatik konnte sich dem allseitig mehr und mehr hervortretenden Verlangen, den Lernstoff einerseits zu beschränken und zu vereinfachen, andererseits ihn durch einfache und klare Fassung bei übersichtlicher Gruppierung lernbarer zu gestalten, nicht entziehen. Nach beiden Richtungen ist er, wie es von einem so gewiegten Schulmanne nicht anders zu erwarten war, in der vorliegenden 6. Auflage seiner Aufgabe gerecht geworden.

In der Formenlehre ist der Abschnitt über die wichtigsten Regeln der Lautlehre gestrichen und sind die unentbehrlichen geeignetenorts eingefügt worden. Ferner sind alle selteneren Wörter und für die Schule minder wichtigen Bemerkungen weggeblieben. Die Genusregeln, nach den Stammauslauten mit Berücksichtigung des Nominativs zusammengestellt, sind bei ihrer nunmehrigen Kürze im Ausmaße von circa zwei Seiten kaum bündiger und fasslicher zu gestalten. Der durch diese Kürzungen gewonnene Raum wurde dazu verwendet, die Paradigmen der Declination und Conjugation übersichtlicher und vollständiger zu gestalten und in das Verbalverzeichnis jene Composita in ausgedehnterem Maße aufzunehmen, die eine verschiedene Bedeutung des Grundwortes erkennen lassen.

Weitaus die Mehrzahl der Änderungen findet sich in der Syntax und in dieser wiederum in dem Abschnitte von der Lehre der Zeiten und den nominalen Verbalformen (§. 98—127). Scharf geschieden und lichtvoll durchgeführt sind diese nach ihrem selbstständigen Gebrauche und in ihrer Beziehung aufeinander. Indem von diesem Gesichtspunkte aus die Bedeutung und Gebrauchsgrenze derselben durch bündige Regeln und passende Beispiele fixiert ist, wird der Schüler dahingeführt, ohne die mechanischen Regeln der sogenannten consecutio temporum die richtige Zeit in den conjunctivischen Nebensätzen gerade so zu setzen, wie in den indicativischen. Dass diese Darsstellung zugleich eine große Kürzung des Lernmaterials im Gefolge gehabt hat, bedarf keiner ausdrücklichen Bestätigung. Natürlich musste diese Umgestaltung der Tempuslehre bei der Behandlung der Nebensätze berücksichtigt werden, und es stellte sich auch theilweise die Nothwendigkeit heraus, dieselben, namentlich die Temporalsätze, umzuarbeiten. Auch hiebei ergaben sich wesentliche Kürzungen von selbst. Vereinfacht ist ferner die Kongruenz des Prädicats (§. 69) durch glückliche Zusammenfassung des Zusammengehörigen, die dem Abschnitte auch eine wesentliche Kürzung eintrug. Ref. muss es sich versagen, auf die weiteren Kürzungen und Verbesserungen, wie auf die übersichtlichere und kürzere Gestaltung der Abschnitte über das Gerundium und Gerundivum (§. 87—90), der Bemerkungen über den Tempusgebrauch in den Consecutivsätzen (§. 150—152), der Nebensätze mit obliquer Beziehung (§. 142) und die übersichtlich gegliederten und trefflich umgearbeiteten Abschnitte über cum (§. 169—174) und die conditionalen Bedingungssätze (§. 179—180) einzugehen. Fast jeder Abschnitt zeugt durch seine trefflichen stilistischen Änderungen oder inhaltlichen Berichtigungen, durch Streichung überflüssiger Anmerkungen, sowie übersichtlichere Gruppierung von der Sorgfalt und dem Geschick des Herausgebers und der Gewissenhaftigkeit, mit der er alle einschlägigen Erscheinungen der Literatur verfolgt und benützt hat. Hervorzuheben ist, dass auch die Beispiele eine Sichtung erfahren haben; ein Zuviel derselben erscheint beseitigt und bei den übrig gebliebenen sind infolge strenger Beachtung der inductiven Unterrichtsmethode Änderungen oder Umstellungen vorgenommen worden; der Schüler der 3. Classe findet zunächst Beispiele aus der Lectüre der 2. Classe, ja auch manchen Satz der in der 1. Classe durchgearbeiteten Fabeln bei den Paragraphen vom nominalen Prädicate, dann bei der Casuslehre Nepossätze aus den mittlerweile durchgearbeiteten Partien dieses Schriftstellers. Erst im Stoffe für die 4. Classe finden sich Cäsarsätze und in dem für die oberen Classen reservierten Stoffe Cicerobeispiele. Auf diese Weise eignet sich der Lernende Neues immer auf der Basis des bereits Bekannten an.

Die Grammatik trägt in dieser Neugestaltung den reducierten Bedürfnissen der Schule Rechnung, ohne jedoch durch bloße Beschränkung auf die für das Lesen der Autoren nothwendigen Einzelregeln das Recht aufzugeben, weiterhin als selbständiges Bildungsmittel an unseren Gymnasien zu gelten. Das günstige Urtheil, das Ref. über die 5. Auflage (1885, S. 918 d. Zs.) ausgesprochen hat, gilt in erhöhtem Maße von dieser neuen Auflage. Ref. wünscht dem Buche, das durch Ausstattung und Druck weitgehenden Anforderungen genügt, die weiteste Verbreitung.

E. Bergers Lateinische Grammatik. 12. Aufl., bearbeitet von Dr. C. Wagener und Dr. G. Landgraf. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, VII u. 343 SS. Preis Mk. 3.

Die vorliegende Grammatik soll auch in der neuen, vielfach verbesserten Auflage ein Vademecum der Schüler für das ganze Gymnasium auch bei der Lectüre der lateinischen Dichterwerke und der Schriften des Tacitus sein. Von diesem Gesichtspunkte aus darf sie nicht verurtheilt werden, wenn sie mehr enthält, als die nun üblichen kurzgefassten Grammatiken, die nur den Sprachgebrauch der classischen Prosa berücksichtigen. Der Lehrer der unteren Classen hat freilich eine schwierige Aufgabe bei ihrem Gebrauche und muss sorgfältig das ausscheiden, was nicht oder selten in den von den Schülern zunächst zu lesenden Autoren sich findet. Wählt er ein für diese Stufe gut gearbeitetes Übungsbuch, so wird er sich die Auswahl dessen, was fest eingelernt werden muss, erleichtern. Alles übrige wird später nachzutragen sein oder zum Nachlesen bei in den Autoren vorkommenden und bei dieser Gelegenheit erklärten Eigenthümlichkeiten des lateinischen Sprachgebrauches vorbehalten bleiben.

Indem die Herausgeber von diesem Gesichtspunkte ausgiengen, ließen sie die Anordnung des Stoffes im großen und ganzen unverändert und nahmen nur hie und da Kürzungen und Verschiebungen vor, um den Stoff fasslicher und übersichtlicher zu gestalten. Bezüglich der Aufnahme wissenschaftlicher Errungenschaften auf dem Gebiete der Sprachentwicklung verhält sich das Buch sehr conservativ, nur schwer abzuweisende finden sich darin. Die Zahl der Beispiele wurde, wo es geboten schien, verringert, minder passende wurden durch zweckentsprechendere ersetzt oder Verbesserungen im Wortlaute derselben vorgenommen, sowie auch viele falsche Citate berichtigt.

Wenn sich auch das Buch die Aufgabe gestellt hat, dem Schüler bei seiner Lectüre über alle Spracherscheinungen Aufschluss zu geben, so gibt es doch trotz der vorgenommenen Kürzungen, namentlich in der Formenlehre noch vieles, was gestrichen werden kann, ohne dass das Buch seinen Grundsätzen untreu zu werden braucht. Ref. weist auf die Unregelmäßigkeiten der Declination, die Defectiva, die Pluralia, die Impersonalia, auf die Wortbildungs-

lehre hin. Vieles davon kann wohl dem Lexikon überlassen werden. Wörter wie scopae, scrobis, scalper und scalprum oder repetundae, das übrigens kein Substantiv ist, u. dgl. anzuführen, ist unnöthig. Auch wird es gut sein, manche Regel auf die vorkommenden Fälle zu beschränken und nicht durch die Fassung der Regel den Glauben zu erwecken, als ob sie auf viele Fälle sich erstrecke, wie z. B. §. 44 bezüglich des Genetivs der Wörter der 4. Declination auf i, der nur auf senati und tumulti in der Gymnasiallectüre beschränkt ist. Ref. erwähnt dies deshalb, weil gerade auf die Fassung der Regeln von den Herausgebern große Sorgfalt verwendet worden ist, wie sie denn überhaupt, wenn man den oben angedeuteten Gesichtspunkt im Auge behält, ihre Aufgabe nach allen Seiten hin gewissenhaft und erfolgreich durchgeführt haben. Neben dem Streben, den Schülern der oberen Classen alles zu bieten, was sie zum Verständnisse der Lectüre benöthigen, haben sie auch die Auswahl des Lehrstoffes auf den unteren Stufen zu erleichtern durch Anwendung typographischer Hilfsmittel Sorge getragen.

Die Ausstattung ist gefällig, der Druck correct. Zu den angeführten Druckfehlern fügt Ref. noch Priados st. Paridos §. 38 *c* und empfiehlt das Buch der Beachtung der Fachgenossen.

Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. 34. verb. Aufl. Bearbeitet von Dr. M. A. Seyffert, Prof. an dem städt. Gymnasium zu Brandenburg a. H. und Dr. W. Fries, Director der lat. Hauptschule zu Halle a. S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1890. 8°, IV u. 303 SS. Preis Mk. 2·50.

Im Verlaufe von wenigen Jahren hat dieses bewährte Schulbuch zweimal eine so wesentliche Umgestaltung erfahren, dass es ein neues geworden ist, nämlich in der 30. und der vorliegenden 34. Auflage. Wenn schon jene durch zweckmäßigere Eintheilung und Gruppierung des Lehrstoffes, durch Ausscheidung vieles Unwesentlichen, besonders auf dem Gebiete der Casuslehre, schulmäßiger gestaltet wurde (vgl. 1888 dies. Zeitschr. S. 338 f., 1889 S. 234 ff. und 1890 S. 46 f.), so dass eine gleichzeitige Benützung derselben mit den vorhergehenden schon durch die geänderte Paragraphierung unmöglich war, so ist das in weit größerem Umfange bei der vorliegenden 34. Auflage der Fall, da nun auch nach den dort aufgestellten Grundsätzen die Formenlehre und die übrigen Abschnitte der Syntax eine weitere Umgestaltung erfuhren, die abermals eine neue Paragraphierung nach sich zog. Den Ergebnissen der grammatischen Wissenschaft ist dabei noch mehr als bisher Rechnung getragen worden.

Vor allem waren die Herausgeber darauf bedacht den Lernstoff auf das Nothwendigste einzuschränken, und haben daher bedeutende Kürzungen in der Formenlehre und Syntax vorgenommen. So enthält die Einleitung nun nur sechs Paragraphe statt der dreizehn früheren, sind die Bemerkungen über die Decli-

nation der griechischen Wörter (§. 20, 25, 36) stark reduciert, wurden bei der Anführung der Unregelmäßigkeiten in den Declinationen alle selten vorkommenden Wörter (§.43—46) ausgelassen. In dem in die Conjugation einleitenden Abschnitte sind, abgesehen von der Zusammenziehung des Inhalts von vier Paragraphen in einen (§. 61), nun auch in dem Paragraphen über die Ableitung aller Zeiten von den drei Stammformen (§. 64) alle Beispiele weggelassen, da sie ja ohne Kenntnis der einzelnen Conjugationen dem Schüler unverständlich bleiben. Ferner sind die zum Zwecke der Einübung zu jedem Paradigma früher hinzugefügten Verba nun gestrichen, sowie im Verzeichnisse der wichtigsten Verba nach ihren Stammformen alles in der classischen Prosa nicht Vorkommende (tundo, mando, scansum, sugo, incesso, amicio, opperior und eine Anzahl von Incohativen). Eine bedeutende Kürzung hat auch der Paragraph über die Bildung der drei Stammformen erfahren (§. 71). Dass er dafür an Klarheit, Übersichtlichkeit und systematischer Gruppierung gewonnen hat, fällt sofort in die Augen. Wo eine Weglassung oder Kürzung den Herausgebern nicht räthlich schien, haben sie wenigstens typographisch das minder Wichtige ersichtlich gemacht. Eine weitere Kürzung dürfte nach der Ansicht des Ref. noch die Wortbildungslehre vertragen. Die Verminderung der Paradigmen, der Ersatz durch passendere, die wissenschaftlichere Behandlung des Geschlechts der Wörter im allgemeinen unter Weglassung der allgemeinen Reimregeln, die strenge Durchführung der Gliederung der 3. Declination nach Stämmen, wobei übrigens ohne irgend eine Bemerkung grus und sus an die I-Stämme angehängt werden, sowie die übersichtliche Gruppierung und das Streben, auch durch stilistische Änderungen bei den Genusregeln und sonst Kürze und Klarheit zu erzielen, verdienen anerkennend hervorgehoben zu werden. Die Umstellung von unus, solus usw. hinter das Pronomen indefinitum ist eine Folge der Berücksichtigung und Verwertung der Ergebnisse der grammatischen Wissenschaft. Nicht einverstanden ist Ref. damit, dass die Herausgeber das Pronomen reflexivum sui, das in den früheren Ausgaben am Schlusse der Pronomina stand, wieder neben ego und tu gestellt haben, was, wie Ref. schon oft bemerkt hat, zu Irrungen führen kann. Warum nicht is, ea, id, dessen oblique Casus, wenn auch nicht ganz, so doch annähernd für die des deutschen Pronomens der 3. Person gebraucht erscheinen, für diese neben ego und tu setzen?

Um alle Änderungen in der Syntax aufzuzählen, müsste man fast jede Regel und jede Anmerkung anführen. Überall begegnet man Kürzungen, Berichtigungen, Entfernungen von Beispielen, Ersetzungen durch passendere, Erweiterungen, wo es nöthig ist, Umstellungen und neuen Gruppierungen. Ref. kann daher, ohne die minder bedeutenden, die in einfacher Kürzung bestehen, wie §. 108 Anm. 1; §. 126 Anm. 3 und 4;

§. 197 (Streichung der Anm.); §. 273; 277 Anm. 3; 116; 117 (Weglassung von Beispielen); 257 (Streichung einer überflüssigen Erweiterung) oder 191, 1 (Erweiterung durch eine Anm.); 210; 229 (Aufzählung der Conjunctionen vor den betreffenden Regeln) oder 208 (noli mit Inf. zum Ausdrucke des Verbotes aus der Anm. in die Regel genommen) oder einfachere und bezeichnendere Sätze statt der frühern wie §. 193 u. dgl., zu berühren, nur auf eingreifendere Änderungen hinweisen. Eine solche hat der Ablativ (§. 135 bis §. 146) durch Umstellung und Umarbeitung der einzelnen Abschnitte erfahren. Die einzelnen Regeln erscheinen nun in folgende fünf Gruppen geordnet: 1. Ablativ der Trennung, 2. der Beschränkung, 3. der Ursache, des Mittels, des Werkzeugs, 4. der Art und Weise und 5. des Ortes und der Zeit. Berichtigt und gekürzt ist die Regel über die Verba, welche abweichend vom Deutschen im Lateinischen transitiv sind und den Accusativ regieren §. 108; über den Ausdruck der Strafe bei den gerichtlichen Verben 131 Anm. 2; über die Behandlung der Folgesätze irrealer Bedingungssätze, wenn sie in den Infinitiv treten §. 252, wobei die Umschreibung mit futurum esse, fuisse ut mit Recht widerrathen wird. Hervorzuheben ist die übersichtliche Gliederung §. 96—97; 114; 120, 167 Anm. 2; 189, wo die Tempora lichtvoll nach Zeitstufe und Zeitart gruppiert sind und die Beziehung beider aufeinander tabellarisch ersichtlich gemacht ist; 196 über die Gleichzeitigkeit und Vorzeitigkeit; 200 Abweichungen von der consecutio temporum; 202—206 der unabhängige Conjunctiv und 221—246. Theilweise umgestellt, erweitert und übersichtlicher gegliedert ist die Lehre vom Particip §. 264—272. Gekürzt und klar gruppiert erscheint die Lehre vom Gerundivum §. 280. Auch die Lehre von den coordinierenden Conjunctionen ist durch starke Kürzung und Umarbeitung der einzelnen Partien übersichtlicher geworden §. 283—288. Vereinzelt Vorkommendes ist weggelassen, wie §. 276 der Dativ des Gerundiums bei Adjectivis. Um Verwandtes zu vereinigen und so die Erlernung zu erleichtern, sind auch Umstellungen in einzelnen Abschnitten vorgenommen worden, wie z. B. causa und gratia mit dem Genetiv hinter den subjectiven und objectiven Genetiv §. 125 oder der Qualitätsgenetiv zum Qualitätsablativ §. 146. Auch der Abschnitt über die Prosodie ist stark gekürzt worden; so finden sich z. B. nur drei zweisilbige und zwei dreisilbige Füße angeführt statt der früheren vier zweisilbigen, acht dreisilbigen und acht viersilbigen, dagegen ist der Wert derselben durch beigedruckte Viertel- und Achtelnoten versinnlicht.

Unangenehm und misslich ist die abermalige Änderung der Paragraphierung. Bei der weiten Verbreitung dieser Grammatik haben sich viele Übungsbücher an dieselbe angelehnt und die Citate in ihnen würden jetzt wieder nicht stimmen, wie beim Erscheinen der 30. Auflage, da die Übungsbücher infolge ihrer weniger ausgedehnten Verwendung in ihren Auflagen nicht gleichen Schritt

halten; das würde zu Irrungen führen oder beim Aufsuchen Zeitverlust verursachen. Die Verff. haben darum rechtgethan, dass sie in dieser Auflage wenigstens die Paragraphenzahl der 30. bis 33. Auflage in Klammern beigefügt haben. Im übrigen ist wenig an dem Buche auszustellen. Super konnte geradezu unter die Präpositionen mit dem Accusativ eingereiht werden, da die Verbindung mit dem Ablativ in der classischen Prosa nicht üblich ist.

Die Ausstattung ist schön, der Druck correct. Die Verbreitung des Buches wird durch diese Umarbeitung nur gefördert werden.

Wien. Heinrich Koziol.

Deutsches Leben in der Vergangenheit. Von Aug. Sach. Zweiter Band. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1891. 8°, VI u. 875 SS. Preis Mk. 6.

Mit erstaunlicher Raschheit ist dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Theile dieses bedeutenden culturhistorischen Werkes nunmehr der abschließende zweite gefolgt. Ich gebe zunächst wieder eine Übersicht über den reichen Inhalt: Den Beginn macht ein Abschnitt über gesellschaftliche Zustände und Anschauungen des scheidenden Mittelalters. Das detailreiche, viel Unerfreuliches behandelnde Capitel zeigt, wie alles einer Entscheidung, einer neuen Ordnung der Dinge zudrängt. Viele Citate aus Quellenschriften werden eingestreut. Eine Überfülle des Stoffes tritt hier wie sonst oft hervor.

In Cap. 2. Fahrende Schüler wird uns anschaulich die Lebens- und Leidensgeschichte eines gewissen Johannes Butzbach aus Franken erzählt, der als Knabe in die Welt hinauszog, um die Wissenschaft zu suchen. Darauf folgt die ähnliche Geschichte von einem Schweizerknaben, Thomas Platter. Mit der allmählichen Entwicklung des Universitätslebens, dessen Licht- und Schattenseiten, beschäftigen sich noch drei Capitel im Zusammenhange: C. 19, 20, 28.

Cap. 3 behandelt die Entstehung, Organisation, äußere Erscheinung und Kampfesweise der frommen, d. h. tüchtigen, wackeren Landsknechte. Als poetische Probe ist verwertet das Lied 'von der Schlacht bei Pavia', ferner fand Aufnahme die Lebensbeschreibung des Wilibald von Schauenburg, eines Vorläufers des berühmten Frundsberg. An dieser Stelle sei auch erwähnt C. 40. Das Reichskriegswesen und C. 41. Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts.

Wie billig sind mehrere Abschnitte den Glaubenswirren gewidmet. Ich nenne: Kirchliche Zustände und religiöse Anschauungen vor der Reformation; Aus der Zeit des Glaubenshaders; Die lutherische Geistlichkeit im 16. Jahrhundert. Besonders was die reformatorische Bewegung vorbereitete und bedingte, wird mit größter Ausführlichkeit mitgetheilt, wobei allerdings der protestan-

tische Standpunkt des Verf.s etwas stark betont wird. Die Darstellung ist schonungslos, ja grell; sie geht zurück auf die Werke von J. Köstlin, L. v. Ranke, Lenz, v. Bezold u. a.

Dankbare Capitel für den Culturhistoriker sind die düsteren, greuelreichen Zeiten der Bauernaufstände und des 30jährigen Krieges. Letzterer wird in sechs Capiteln (ca. 100 Seiten) behandelt. Die Verwelschung, die Geldnoth, die Gegenreformation, städtisches und ländliches Leben werden dabei besonders berücksichtigt. Die Rückwirkung der geänderten Verhältnisse auf die Literatur und umgekehrt erörtert in Bezug auf die Volkslyrik anschaulich 'Deutsches Leben im Volksgesange der Reformationszeit'. Mit Vergnügen bemerkt Ref., dass Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, und Hoffmann v. Fallersleben 'Geschichte des deutschen Kirchenliedes' verwertet wurden.

Gewisse Vorzüge und Mängel des Buches zeigt recht deutlich das weit ausgreifende 8. Capitel 'Die Entwicklung der nhd. Schriftsprache'. Auf anerkannten Forschungen beruhend, wird eine Fülle von sprachlichen Thatsachen historisch vorgeführt, doch — wie ich glaube — für jeden Nichtgermanisten in schwer überblickbarer Form. Luthers Sprache wird gut charakterisiert.

Der trockene, gelehrte Ernst, der sonst naturgemäß in einer Culturgeschichte zu herrschen pflegt, wird manchmal durch eine novellenhaft abgefasste Partie angenehm unterbrochen, wie: 'Der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein am Hofe Karls V.'; — 'Ein deutscher Gesandter auf der Reise nach Italien 1529' u. ö.

Andere Capitel behandeln Spiele und Feste des 16. Jahrhunderts, aber auch als trauriges Gegenbild 'Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. Das in jeder Beziehung so wichtige und interessante 16. Jahrhundert liefert außerdem noch Bilder über die Hansen, Seeraub, Fastnachttreiben, Meistersinger, Studentenleben und Kunst jener Zeit. Das eigentlich Literarische kommt auch hier wieder zu kurz (vgl. Bd. I, Cap. 55 und meine Besprechung in dieser Zeitschrift, Jahrg. 41, S. 1096).

Unter dem Titel: Zeitstimmen aus dem Schlusse des 16. Jahrhunderts werden zahlreiche Proben der Schauerchronik jener Zeit mitgetheilt, wie sie die ältesten Zeitungen verbreiteten. Auch über das 18. Jahrhundert äußern sich an einer späteren Stelle (C. 42) solche 'Zeitstimmen', diesmal auf Grund der Schilderungen von Justus Möser nach dem siebenjährigen Kriege.

Hervorhebung verdienen ferner die bekannten Erscheinungen des 'Alamode-Wesens im 17. Jahrhundert' und der Hexenprocesse, dieser traurigsten Verirrung menschlicher 'Cultur'. Drei Abschnitte beschäftigen sich mit dem gewerblichen Leben des 17. Jahrhunderts.

Das 18. Jahrhundert bereits betreffen: 'Das Privat- und Familienleben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts'; 'Kaiser und Reich'; 'Reichsgrafschaften und kleine Fürstenthümer'; 'Geist-

liche Staaten'; 'Reichsritterschaft'; 'Reichskriegswesen'; 'Soldatenleben'; 'Bauernleben'; 'Leibeigenschaft'; 'Landwirtschaft'. Auch über Geheimbünde und Räuberwesen werden wir belehrt.

Die Napoleonische Zeit wird merkwürdigerweise kaum berührt, aber ein umfangreicher Abschnitt handelt von den geistigen und politischen Strömungen und gesellschaftlichen Zuständen nach den Befreiungskriegen.

Hiermit sind wir in unser Jahrhundert eingerückt, das nur mehr in seinen ersten Jahrzehnten und auch da nur skizzenhaft behandelt wird. Maßgebend hiefür war offenbar des Verf.s Plan (s. Titel des Werkes), deutsches Leben in der Vergangenheit zu beschreiben.

Recht anheimelnd ist die Lectüre dieser Schlusscapitel, die manches Eigenartige aus dem Leben unserer Großeltern anschaulich vorführen. So behandelt C. 50 den Dorfschulmeister der alten Zeit, das folgende ländlichen Brauch und ländliche Sitte, andere Capitel Norddeutsche Bauernhäuser, Kinder- und Volksspiele, welch letzteres Capitel ebenso wie das den Volksaberglauben der Gegenwart betreffende schöne Ausblicke in die Vergangenheit, ja in die graue Vorzeit, wie nicht minder vergleichende Hinweise auf unser Zeitalter enthält. Das Schlusscapitel (55) spricht von 'Straßen, Verkehr und Reisen heute und zur Zeit der Großväter' und klingt ungefähr in folgende Worte aus: „— unsere Kinder und Enkel werden die dampfende Locomotive, wie den weltbeherrschenden Telegraphen mit derselben Gleichgiltigkeit betrachten, wie wir alle ein gedrucktes Buch in die Hand nehmen, ohne daran zu denken, welch ein Wunderwerk des menschlichen Geistes wir auch in diesem besitzen, und welch erstaunliche Umwandlung es in dem Leben der Völker hervorgerufen hat".

So reichhaltig das Werk ist, so vermisst man doch wichtige Cultureinflüsse, namentlich vom 18. Jahrhundert an, und es würden gewiss noch öfter Lücken zutage treten, wenn nicht durch das Fehlen des so nöthigen Wort- und Sachregisters jedes Zusammenfassen und Nachschlagen fast unmöglich gemacht wäre. So werden die Heroen unserer Literatur kaum ein paarmal genannt, das Aufblühen der Dicht- und Tonkunst, das siegreiche Vordringen der Technik wird zu wenig im Zusammenhange gewürdigt. Von der Entwicklung unseres Gymnasialunterrichtes, der an Wichtigkeit keinem anderen nachsteht, ist nie die Rede, norddeutsches Leben wird gegenüber süddeutschem und noch mehr gegenüber Deutsch-Österreich stark bevorzugt.

Methode und Stil verdienen wieder alles Lob, ich verweise in dieser Beziehung auf meine Besprechung des ersten Bandes (Jahrgang 1890, S. 1095 fg.).

So hat uns denn der gelehrte Verf. den Riesenbau deutscher Cultur, wie er es versprochen hat, „in einzelnen abgerundeten und aus sich selbst verständlichen Bildern nach den verschiedensten

Richtungen zur Darstellung und zum lebendigen Verständnis" gebracht, und dafür gebürt ihm Dank und Anerkennung. Eine Überzeugung drängt sich dem Leser immer wieder von neuem auf: Die Cultur eines Volkes ist nie etwas Abgeschlossenes, jeder Zeitraum ist nur ein Übergangsstadium, das auf Vergangenem fußt und Künftiges vorbereitet. Die Ideale, Anschauungen und Satzungen wechseln ewig, und wenn auch trotz wiederholter Rückfälle die geistige und materielle Bildung unaufhörlich weiterschreitet, wer vermöchte anzugeben, wo das Ziel liegt? Unserem Zeitalter aber, das überall am Hergebrachten rüttelt und alles Heil von Reformen erwartet, möchte man die Worte des Verf.s zurufen, die auf S. 653 zu lesen sind: „Die 'schlechten Zeiten' wollen niemals vergehen. Wie die Nachgebornen als 'gute alte Zeit' das bezeichnen, was nichts als Trübsal war für die Zeitgenossen, so erschien diesen wieder die frühere Vergangenheit, die ihren Vätern trübselig vorkam, nur in rosigem Lichte. Durch alle Zeiten bewährt sich die alte Erfahrung, dass Leiden und Beschwerden in dem Bewusstsein der Menschen zurücktreten, die wohlthätigen Folgen aber bleibend empfunden werden".

Kurzgefasste deutsche Grammatik für Schulen und Fortbildungsanstalten. Von Prof. Dr. W. Gerberding und K. Beyer. 5. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 80 SS. Preis cart. 80 Pf.

Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. Von Dr. Adolf Matthias. Düsseldorf, Verlag von Schmitz und Olbertz 1892. 160 SS. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf.

Deutsche Schulgrammatik von H. Seeger. Für die Classen von Sexta bis Tertia. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1891. 8°, 116 SS. Preis br. 1 Mk. 30 Pf.

Es scheint noch immer ein Bedürfnis nach neuen Schulgrammatiken der deutschen Sprache vorhanden zu sein, oder handelt es sich in vielen Fällen dieser Art um persönlichen Ehrgeiz oder buchhändlerische Speculation?

Was die vorstehenden Lehrbücher betrifft, so ist das erstgenannte allerdings keine neue 'Erscheinung (s. bereits Zeitschrift f. d. ö. Gym., Jahrg. 1887, S. 683 fg.). Die Verff. selbst sagen zutreffend: „Soviel wir sehen, hat sich unser Buch vor allem durch zweckmäßige Beschränkung und methodische Anordnung des Lehrstoffes — — Freunde erworben." Der Lehrgang ist für die elementare Unterrichtsstufe (vgl. den unklaren Titel) berechnet. „Wir gehen überall von der sprachlichen Thatsache aus, beschreiben sie — — finden das ihr zugrunde liegende Gesetz und fassen dieses in eine möglichst kurze und klare Regel." Als nachahmenswerte Eigenthümlichkeit erwähne ich, dass mit der Satzlehre begonnen wird und das Wichtigste aus der Formenlehre jedesmal an geeigneter Stelle angeführt ist. Natürlich fehlt es nicht an Beispielen und Aufgaben, die der Anlage des Büchleins gemäß ebenfalls nach

Inhalt und Form einfach sind. Diese fünfte Auflage ist im großen und ganzen ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden. Ein Mehr an Überschriften, Declinations- und Conjugationschemen würde die Übersichtlichkeit sehr fördern.

Die beiden anderen Bücher erscheinen zum erstenmale auf dem Büchermarkte. Es muss an vielen Anstalten Deutschlands schlimm mit dem Deutschunterrichte bestellt sein, wenn man Klagen liest, wie sie z. B. Matthias seinem Buche voranschickt. Es soll u. a. den Beweis führen, dass „mit diesem Unterrichte nicht nothwendigerweise die tödlichste Langeweile verknüpft zu sein braucht". Wir denken, dass dies zu verhüten, immer nur der Lehrer, nie aber das Buch imstande sei.

Charakteristisch für dieses Buch ist Folgendes: Es ist bestimmt für die drei unteren Stufen höherer Lehranstalten (Sexta, Quinta, Quarta), gibt aber keine Systematik. Es verlangt schon einige Vorkenntnisse und geht von bestimmten Voraussetzungen aus, Vollständigkeit ist nicht angestrebt. Wort- und Satzlehre scheidet es nicht, das Wort wird als Bestandtheil des Satzes betrachtet. Die Methode ist fallweise bald inductiv, bald deductiv. Es soll nicht benützt werden zu schriftlichen Übungen, es soll nicht auswendig gelernt werden. Bemerkenswert ist ferner, dass nicht auf einer Stufe ein ganzes grammatisches Capitel erledigt wird. Jede folgende Stufe knüpft vielmehr in gleicher Reihenfolge Neues und Schwieriges an. Eine zusammenhängende Interpunctionslehre wurde absichtlich nicht gebracht, sondern die einzelnen Regeln aufgetheilt. Die Beispiele sind im Gegensatze zum früher besprochenen Büchlein meist aus der Lectüre genommen und eigenartig gewählt, „denn das Eigenartige haftet besser im Gedächtnis als das Alltägliche". Auch das Denken sollen sie anregen. „Wüstenwanderung stärkt nicht, wohl aber Wanderung über Berg und Thal." Bedenklicher ist die Bevorzugung poetischer Beispiele mit der Begründung, dass solche den Sprachschatz bereichern, die Gedanken und den Stil der Schüler poetisch beeinflussen usw. Ich stehe nicht an, diesen Grundsatz, der der Phantasie gleichsam den Vorrang vor der Verstandesthätigkeit einräumt, für die grammatische Disciplin als gefährlich zu bezeichnen.

Orthographische Übungen fehlen, Laut- und Wortbildungslehre sind noch nicht aufgenommen. Über den Gebrauch des sonst empfehlenswerten Buches sind einige Winke beigegeben.

Durchweg wird mündliche Wechselarbeit und denkende, sprachbetrachtende Thätigkeit gefordert. Probatum est! Bekannte Lehrbücher sind benützt, der Druck sehr übersichtlich gehalten.

Seegers Lehrbuch ist in erster Linie für die unteren und mittleren Classen eines Realgymnasiums bestimmt. Es schließt sich mehr an die hergebrachte Anlage deutscher Grammatiken an, als die beiden eben besprochenen. Die Syntax tritt hier gegenüber der Formenlehre zurück mit der merkwürdigen Begründung, dass den

weiteren Ausbau der französische Unterricht zu besorgen habe. Der Einfluss Kerns äußert sich mehrfach, ohne die Selbständigkeit zu beirren; auch auf andere Grammatiken wird entweder zustimmend (s. Hoffmann) oder polemisierend (s. Wilmanns) Bezug genommen. Einige bedenkliche Neuerungen und gekünstelte Eintheilungen (vgl. §. 3, 28), deren Nothwendigkeit weder sachlich, noch didaktisch erwiesen ist, dürften der Weiterverbreitung des Buches im Wege stehen.

Auch S. verlegt den Schwerpunkt des Unterrichtes in die mündlichen Übungen und verwirft die häuslichen schriftlichen Arbeiten. Vom Inhalte seien noch hervorgehoben einzelne lauthistorische Bemerkungen, die sich ja immer mit Vortheil verwerten lassen. Auch über die Wortbildung wird ausführlich gehandelt. Von der niederdeutschen (speciell mecklenburgischen) Sprache wird öfter als der dem Schüler vertrautesten ausgegangen, auf Französich und Englisch wiederholt Bezug genommen.

Auf die Zusätze und Berichtigungen S. VII sei hingewiesen. Übrigens gäbe es noch manches zu feilen S. z. B. den Satz (S. 59): 'Hab ich mich erschrocken'!

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

A. Holder, Altkeltischer Sprachschatz. 1. Lief. A — Atepatus. Spalte 1—256, 2. Lief. Atquiacus — brānos. Spalte 257—518. 8°. Leipzig, Teubner 1891.

Was bei römischen und griechischen Schriftstellern, auf Inschriften und Münzen an altkeltischem Sprachmateriale vorkommt, zusammenzustellen, kritisch zu sichten, unter der bald großen, bald kleinen Zahl von Varianten die richtige Form auszuwählen, ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die in erster Linie der Sprachforscher, dann aber auch der Philologe und der Historiker freudig begrüßen wird. Die Hauptsache bei einem derartigen Werke ist die Feststellung alles dessen, was thatsächlich vorhanden ist, ohne jede Rücksicht auf das, was die sprachgeschichtliche Theorie, die Etymologie, die Lautlehre usw. erwarten lassen. Denn einmal sind unsere Kenntnisse der keltischen Sprachgeschichte vorläufig noch zu lückenhafte, als dass eine Reconstruction des Altgallischen schon möglich wäre, und dann soll ja überhaupt erst durch das Material des Sprachschatzes die Möglichkeit gegeben werden, das Verhältnis des Altgallischen zum Altirischen und Altbritanischen zu bestimmen. Man kann daher mit etwelcher Übertreibung sagen, dass derjenige für das Werk am berufensten ist, der am wenigsten von keltisch versteht, der also nicht in Versuchung kommt, dem Sicheren auch das Mögliche gleichzustellen. Leider hat Holder dieser Versuchung nicht widerstehen können, er ist vielmehr bestrebt, bei Eigennamen eine Deutung zu geben, bei Appellativen die lateinischen, griechischen, indischen Verwandten anzuführen, muss sich aber, da er selber

nicht Linguist ist, auf Anderer Angaben verlassen und hat sehr oft sich keineswegs sicherer Führung anvertraut. Schlimmer ist, dass er mitunter den etymologischen Velleitäten zuliebe die sichere Überlieferung ändert. Herodot nennt einen König der Tartessier Ἀργανθώνιος und alle römischen und griechischen Schriftsteller stimmen in der Schreibung mit ϑ, *th* überein. Holder aber schreibt **Argantonios* und deutet es als Silbermann, wozu gar kein Anhalt vorliegt, da auch ein altgallisches *arganto* (307, 32) nicht belegt, sondern nur erschlossen und zwar meines Erachtens falsch erschlossen ist. Neben *Anisus*, dem alten Namen der Enns, findet sich in Frankreich ein *Anisola* als Flussname: da nun jenes kurzes ĭ hat, so setzt H. auch *anĭsola* an, von der Voraussetzung ausgehend, dass die beiden Wörter bis auf das Suffix identisch seien. Aber liegt irgend eine Nöthigung zu dieser Annahme vor? Wollte man über das Sichere, nämlich über *anisola*, mit nicht bezeugter Vocalquantität, hinausgehen, so hätte zunächst die heutige Namensform *anille*, die H. anführt, befragt werden müssen, und diese führt eher auf *anīsola*. So ließe sich an noch vielen Beispielen zeigen, dass das bloß Erschlossene, also die Etymologien, die Quantitätsangaben und die Silbentrennung überall sorgfältig der Prüfung und sehr häufig der Besserung bedürfen. Um so uneingeschränkteres Lob verdient, was eigentlich die Aufgabe des Werkes ist, die Sammlung an sich. Man glaubt es dem Verf. gerne, dass er 16 Jahre auf die Arbeit verwendet hat: es dürfte in der That schwer sein, noch irgend Lücken von Belang nachzuweisen; die Citate sind durchweg zuverlässig, die Belege mit der wünschenswerten Ausführlichkeit gegeben. Auch darin wird man dem Verf. durchaus zustimmen, dass er nicht nur sicher keltische Namen aufgenommen hat, sondern auch solche, die möglicherweise iberisch oder ligurisch oder sonst was sind: zuviel ist hier besser, als zuwenig. So darf man, trotz der gerügten Mängel, die, einmal bekannt, keinen irreführen werden, der Fortsetzung des großen Unternehmens alles Gute wünschen.

Was nach Erscheinen der ersten Lieferung dem Verf. öffentlich oder privatim an Besserungsvorschlägen mitgetheilt worden ist, das hat er schon dieser zweiten nach Kräften zutheil werden lassen. Der etymologischen Speculation ist ein viel kleinerer Raum gewährt, die Quantität der Vocale nur da angegeben, wo sie überliefert ist, so dass das Werk also auch an Zuverlässigkeit bedeutend gewonnen hat. Was man vielleicht noch bedauern wird, ist, dass er bei der Reconstruction von gallischen Ortsnamen aus neufranzösischen Formen nicht immer die genügende Vertrautheit mit den französischen Lautgesetzen aufweist und so mitunter Namen bringt, denen die danebengestellten romanischen lautlich nicht entsprechen können. So ist der Name des dem heutigen *Ardèche* entsprechenden Flusses, der uns nur abgekürzt als *Atr.* überliefert ist, als *Atricca,* nicht *Atrica* zu ergänzen; *Autoialum* kann nicht die Grundlage von

Auteuil sein, da *t* hätte fallen müssen, es ist also das überlieferte *Altógilo* beizubehalten: ebenso wird das überlieferte *Avĕra*, nicht das erschlossene *Avāra* als das allein richtige erwiesen durch *Evre*, denn *Avara* hätte entweder *Eve* oder *Avère* (vgl. *Oise* aus *Isăra*) ergeben; dem heutigen *Attichy* entspricht urkundlich *Attipiacus*, während H. 257 **Atepiacus* ansetzt; woraus aber die romanische Form nicht hätte entstehen können. Auch sonst wären mehrfach Doppelconsonanten zu schreiben. — Manche Zusammenstellungen sind auch zweifelhaft oder geradezu unrichtig. So ist *Authon* 290 zu *Augustomagus*, nicht zu *Augustodunum* zu stellen; *Oizé* 282 kann nicht *Anciacus*, *Balavo* 335 auf einer Merowinger Münze nicht = *Baillou* sein, wenn es nicht etwa ein Fehler für *BAΛIAVO* ist, was H. 336 anführt; *Bouhy* = *Baugiacus* 361 widerspricht den Lautgesetzen, *Beleneuve* gehört zu *Belenava* wie S. 370 richtig, nicht zu *Bellenavus*, wie S. 387 gesagt wird, *Bezu* weist auf *Bisuco* S. 429 nicht *Bisagum* S. 226, *Blossac* ist von *Blatiacus* zu trennen; und so wäre noch einiges zu streichen. Einzelne Artikel geben mir anderwie zu Bedenken Anlass. *Aureonuus* 295 wird mit Recht dem frz. *Evron* gleichgestellt, die frz. Form aber setzt ein *avr-*, nicht *aur-* voraus, ist also für die Aussprache des alten Wortes von großer Wichtigkeit. Die verschiedenen *Bagnolum* 332, *Baniola*, *Baniolum* 341, *Bannolus* 342, denen immer *Bagneule*, *Bagneux*, *Baigneux* usw. entspricht, dürften *ba[l]neola*, *ba[l]neoleum*, also gut lateinisch sein. Auch an *Basilgeacus* zweifle ich: heute heißt der Ort *Basoges*, was auf *Basilica* zurückgeht. Bei *basium*, das ich hier gerne sehe, war rum. *buză*, span. *bezo*, *buz*, portg. *beiço* wegzulassen. *Bedus*, Flussname, jetzt *le bied*, ist vielleicht germanisch, wenigstens entschließt man sich schwer, dieses *bied* von dem Appellativum *bied*, *biez*, Flussbett, Mühlgraben, zu trennen, dieses aber stammt aus dem fränkischen *bed*. — Dass *bĕtŭla* an erster, *bĕtulla* an zweiter Stelle steht, (S. 212), überrascht, da gerade Bücher wie das vorliegende dazu dienen sollten, fehlerhafte Schreibungen (und eine solche ist *betula*) endgiltig aus der Welt zu schaffen. Von den angeführten romanischen Formen vermag ich ital. *bettulla* und *bedella* in keinem italienischen Wörterbuche zu finden, und ital. *betula* zeigt nur, dass die italienischen Lexikographen ihren lateinischen Collegen eine falsche Form abgeschrieben haben, wirklich volksthümlich ist *bidóllo*. — *Bonoclio* S. 491 auf einer Merowingermünze ist wohl dasselbe, wie das darauffolgende *Bonoialus*. *Bositto* S. 495 dürfte Diminutivum des germanischen *Boso* sein; *Boxum* S. 501 ist wohl sicher nichts anderes, als das Holz bedeutende Appellativum (frz. *bois*, *buis* usw.), dessen Ursprung allerdings nicht ganz deutlich ist. Zu *braca* finde ich die Bemerkung „daneben *bracca*“, aber in allen Belegen *brāca*. Die Schreibung mit *cc* ist ebenso wertlos, wie etwa *foemina* oder ähnliches, was heute doch längst aufgegeben ist. Unter den romanischen Formen ist rum. *brăcie* zu streichen. — Diese wenigen

Aussetzungen stehen natürlich in gar keinem Verhältnisse zu dem vielen Guten, das diese zweite Lieferung bietet: sie sollen nur dazu dienen, sie von den Fehlern, die ihr noch anhaften, zu reinigen.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Naturwissenschaftliche Anwendungen der Differentialrechnung. Lehrbuch und Aufgabensammlung. Von Dr. A. Fuhrmann, ord. Prof. an der königl. technischen Hochschule zu Dresden. Mit 28 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Ernst & Korn 1888. 8°, 148 SS.

Naturwissenschaftliche Anwendungen der Integralrechnung. Lehrbuch und Aufgabensammlung. Von demselben. Mit 73 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Ernst & Korn 1890. 8°, 268 SS.

Schon wieder eine Aufgabensammlung aus der Differential- und Integralrechnung! wird der Leser ausrufen. In der That. Für diese genannten Disciplinen haben wir wirklich keinen Mangel an guten Büchern. Doch mit den beiden oben genannten Büchern lassen sich die vorhandenen Übungsbücher nicht vergleichen. Erstere bilden die zwei ersten Theile eines in sechs Theilen erscheinenden Werkes: „Anwendungen der Infinitesimalrechnung in den Naturwissenschaften, im Hochbau und in der Technik.“ Während unsere bisherigen Aufgabensammlungen zur Infinitesimalrechnung hauptsächlich die mechanische Einübung der Regeln und eine gewisse Gewandtheit im Differenzieren und Integrieren als Endziel erzwecken und höchstens bei geometrischen Aufgaben noch bei der Einkleidung der Bedingungen in die mathematischen Formeln über die mechanische Seite hinausgehen, ist der Zweck der vorliegenden Sammlung ein viel höherer. Es handelt sich in den Geist der Analysis einzudringen, mindestens sich für die Fälle der Praxis die Lösung der Probleme selbst zurecht zu legen — ohne dabei das in den gewöhnlichen Aufgabensammlungen angestrebte Ziel der mechanischen Einübung der Operationsgesetze und Regeln außeracht zu lassen. Dass eine solchen Anforderungen genügende Aufgabensammlung nicht als eine systematische Anordnung von Übungsbeispielen zu den einzelnen Paragraphen der Lehrbücher gedacht werden könne, ist selbstverständlich. Im vorhinein wollen wir betonen, dass das Maß der Kenntnisse aus der Analysis, welches diese beiden Übungsbücher erfordern, ein wirklich minimales ist; es beschränkt sich auf die Fundamentalgesetze des Differenzierens und Integrierens, auf die einfachsten Kenntnisse der analytischen Geometrie, wie selbe in einem etwa dreistündigen Collegium gelehrt werden können. Aufgaben, die besondere Kunstgriffe erfordern, wie die Integration gewisser bestimmter Integrale, welche strenge genommen in das Programm der Vorlesungen gehören, sind hier ausgeschlossen. Eine oberflächliche Durchsicht der vorliegenden beiden Theile dieser Sammlung lehrt, dass die Aufgaben instructiv

sind, mit Sorgfalt ausgewählt wurden, und dabei, worauf besonders Wert zu legen ist, keine langen Formelentwicklungen oder Zifferrechnungen erfordern, welche den Anfänger von der Bearbeitung der Aufgaben nur abschrecken, die Aufmerksamkeit auf Nebensächliches ablenken und dadurch den eigentlichen Zweck solcher Übungen verfehlen.

Eine genauere Angabe des Inhaltes der vorliegenden Sammlung ist in Kürze nicht möglich; es müsste fast jede Aufgabe erwähnt und zum Theile besprochen werden. Die Anführung der einzelnen Capitel liefert den Beweis, dass die Übungen alle Arten von Aufgaben umfassen, welche in den gewöhnlichen Sammlungen behandelt sind. Als wertvoll erscheint die Angabe der Quellen, aus welchen die einzelnen Aufgaben geschöpft sind.

Erster Theil. Cap. I. Differenzen und Differentiale. Einfache und mehrfache Differentiation. Die Bedeutung und die Praxis der Differentiale werden an Aufgaben der Geometrie, an physikalischen Begriffen erörtert. Cap. II. Linien und Flächen, wieder angewandt auf geometrische und physikalische Aufgaben. Cap. III. Vieldeutige Symbole. Cap. IV. Maxima und Minima. Cap. V. Reihen. Man ersieht aus dieser Inhaltsangabe, dass die Differentialrechnung in ihren einzelnen Theilen eine erschöpfende Berücksichtigung gefunden hat. Nur für Cap. V. hätten vielleicht die trigonometrischen Reihen, wo namentlich die höhere Geodäsie und Astronomie sehr brauchbares Material bieten, eine ausführlichere Berücksichtigung finden können.

Zweiter Theil. Cap. I. Einfache Integrationen. Cap. II. Mehrfache Integrationen. Hier verdienen besonders die genauen Angaben der Grenzbestimmungen für die aufeinanderfolgenden Integrationen — für Anfänger in der Regel nicht sehr leicht — hervorgehoben zu werden. Cap. III. Differentialgleichungen erster Ordnung. Cap. IV. Differentialgleichungen zweiter Ordnung.

Ein Bedenken wird man vielleicht geltend machen, dass ohne Angabe der physikalischen Theorie solche naturwissenschaftliche Aufgaben unmotiviert erscheinen. Der Verfasser gibt für den mit den Principien der Physik vertrauten Studierenden genügende Erläuterungen. Die Vortheile, welche der Lehrer der Physik genießt, wenn er sein Thema durch solche Aufgaben, wie in der vorliegenden Sammlung gegeben sind, geschulten Hörern vorzutragen in der Lage ist, sind bedeutend. Der mathematische Theil kann dann in den Vorlesungen außerordentlich gekürzt werden. Übrigens pflegt man auch bei rein mathematischen Vorlesungen nicht selten auf die Bedürfnisse der Physik hinzuweisen. Wie unmotiviert erscheint z. B. die wichtige Theorie der Kugelfunctionen, will man selbe getrennt von jeder physikalischen Anwendung vortragen; wie naturgemäß treten diese Functionen auf, wenn sie mit dem Potential in Verbindung gesetzt werden, wozu nur wenig einleitende Bemerkungen aus der Mechanik nöthig sind.

Heutzutage, wo die Anforderungen an das praktische Leben von Tag zu Tag gesteigert werden, empfiehlt es sich, rechtzeitig

den Studierenden zu gewöhnen, aus kurzen Angaben der Erfahrung die mathematische Einkleidung der Aufgaben sich selbst zu bilden, und für diesen Zweck dürfte die vorliegende Sammlung besonders geeignet sein. Auch für Seminarübungen in den Anfängen der Analysis lassen sich aus dieser Sammlung vorzügliches Material holen. Mit derselben würden gerade solche Übungen sich für die studierende Jugend ebenso anregend als nutzbringend gestalten.

Graz. Joh. Frischauf.

Die analytische Geometrie der Ebene. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Dargestellt und mit vielen Aufgaben versehen von Dr. H. Servus, Privatdocent an der kgl. technischen Hochschule zu Charlottenburg und ordentlicher Lehrer am Friedrichs-Realgymnasium zu Berlin. Mit zahlreichen Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1890. gr. 8°, 128 SS.

In dem vorliegenden Lehrbuche der analytischen Geometrie der Ebene werden die Elemente dieser Wissenschaft in einer Weise vorgetragen, wie sie der Verf. des Buches in seinen an der kgl. technischen Hochschule zu Berlin gehaltenen Vorlesungen mehrfach erprobt und mit dem besten Erfolge in Anwendung gebracht hat. Ohne viele einleitende Worte wird der Studierende in das Gebiet der Gleichungen von geometrischen Gebilden eingeführt und die theoretisch gewonnenen Resultate werden durch einschlägige Beispiele erläutert. Die verschiedenen Formen der Gleichung einer Geraden sind hier aufgestellt und erläutert. Vermisst haben wir an dieser Stelle die Gleichungen von Winkelhalbierenden, welche sich in der einfachsten Art aus den Gleichungen der in der Normalform gegebenen Schenkel des Winkels ergeben. Vermisst werden unter anderen auch die Andeutungen zur Lösung von Aufgaben, wie es die Probleme der Winkelhalbierenden eines Dreieckes, der Seitenhalbierenden, der Höhen und dergleichen sind. Solche Probleme dürfen keineswegs in einem Lehrbuche der analytischen Geometrie unberücksichtigt bleiben. — Auf die Beschaffenheit der Coefficienten einer Kreisgleichung ist zu wenig Bedacht genommen. Die rein analytische Herleitung der Gleichung einer Tangente einer Curve im allgemeinen als Grenzfall der Secante finden wir ebenfalls an keiner Stelle. Gerade in der Herleitung bekannter Beziehungen der geometrischen Figuren auf dem Wege der analytischen Geometrie dürfte der besondere didaktische Wert der letzteren erblickt werden; überraschend zugleich und fesselnd wirkt auf den Schüler die elegante Deduction planimetrischer Theoreme auf analytischem Wege. Diesem Umstande ist in dem vorliegenden Buche wenig Rechnung getragen worden. — Die Theoreme von dem Pole, der Polaren, der Potenzlinie usw. sind in diesem Buche nicht aufgenommen worden. — Ob es für den Unterricht in der analytischen Geometrie ersprießlich ist, die Gleichung einer Curve

voranzustellen und aus derselben die Eigenschaften derselben, darunter auch die charakteristischen zu deducieren, möchten wir sehr bezweifeln. Der gegentheilige Vorgang entspricht den didaktischen Forderungen entschieden besser. Den bezeichneten Vorgang finden wir bei der analytischen Erörterung der Kegelschnittslinien, die übrigens eine ganz vortreffliche genannt werden muss. Auch bei der Ableitung der Tangenten geht in erster Linie der Verf. so vor, dass er die Construction derselben angibt und zeigt, dass thatsächlich die construierte Gerade nur einen einzigen Punkt mit der Curve gemeinschaftlich hat. Die Betrachtung der Tangentengleichung der Parabel, sowie der Sehnendreiecke der verschiedenen Ordnungen finden wir sehr zweckentsprechend, da die Formel für die Fläche eines Parabelstückes sich allgemein und ohne jedwede Künstelei ergibt. — In der Geometrie der Ellipse und Hyperbel ist den conjugierten Diametern die entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt worden, ebenso wurden die Asymptoteneigenschaften der zuletzt genannten Curve in das rechte Licht gesetzt. — Von besonderem Interesse und seltener Eleganz ist die Deduction der Volumina der Rotationskörper, welche durch Drehung einer Kegelschnittslinie um eine Achse entstehen. Der Verf. stützt sich bei diesen Berechnungen auf das Theorem: Wenn ein Körper die Eigenschaft besitzt, dass eine beliebige zu den Grundflächen parallele Durchschnittsebene eine algebraische ganze Function zweiten Grades ihres Abstandes von einer Grundfläche ist, und wenn man die in der halben Höhe des Körpers gelegte Durchschnittsfläche den Mittelschnitt nennt, so ist der Inhalt des Körpers gleich dem arithmetischen Mittel aus der oberen und unteren Grundfläche mehr dem doppelten Mittelschnitte, diese Summe multipliciert mit dem Drittel der Höhe des Rotationskörpers. Nun werden die Formeln für den Inhalt des Rotationsparaboloides, des Ellipsoides und der beiden Rotationshyperboloide entwickelt. — In einem Anhange werden die Anwendungen des schiefwinkeligen- und Polarcoordinaten-Systems gezeigt, die Relationen zwischen den Scheitelgleichungen der Parabel, Ellipse, Hyperbel aufgestellt, die Tangentengleichung eines Kegelschnittes deduciert, desgleichen die Normalengleichung in allgemeinster Weise abgeleitet und schließlich die Ableitung der Curven aus der allgemeinen Gleichung des zweiten Grades gegeben. Die dem Buche beigegebene Aufgabensammlung ist sehr wertvoll und wird in vortheilhaftester Weise gebraucht werden können. Vorzugsweise wird das Gebiet der analytischen Geometrie der Kegelschnitte herangezogen, um stereometrische Aufgaben zu lösen. Weniger Berücksichtigung fanden Exempel über geometrische Ortsbestimmungen. Wichtig erscheinen dem Ref. auch jene Aufgaben, in welchen die Discussion von Gleichungen und die Bestimmung von Kegelschnitten gefordert wird. — Wir können das eigenartig angelegte Buch nach eingehender Prüfung für Unterrichtszwecke empfehlen.

Grundzüge der theoretischen Chemie von Lothar Meyer. Mit zwei lithographierten Tafeln. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1890, 8°, 206 SS.

Das vorliegende Buch, dem Nestor der physikalischen Wissenschaften, Prof. Franz Neumann, anlässlich der zweiundneunzigsten Wiederkehr seines Geburtstages gewidmet, ist nicht bloß dazu bestimmt, die Bedürfnisse der Studierenden zu befriedigen, sondern auch jenen Freunden naturwissenschaftlicher Forschung zu dienen, „welche nicht die Absicht und die Zeit haben, sich in die Einzelnheiten chemischer Forschung zu vertiefen, jedoch gerne die allgemeineren Ergebnisse derselben kennen lernen wollen". Demgemäß wurden die Beobachtungen und Messungen, ebenso die Untersuchungsmethoden der neueren physikalischen Chemie nur in gedrängter Kürze skizziert und auf die allgemeine, vom Verf. so richtig bezeichnete „philosophische" Übersicht des Gebietes das Hauptgewicht gelegt. — Wenn jemand berufen ist, den Leser in das Gebiet der neueren chemischen Anschauungen einzuführen, so ist es in erster Linie L. Meyer, der an dem Aufbau der heutigen theoretischen Chemie den größten Antheil genommen hat. War er es doch, der im Vereine mit anderen Forschern auf die Periodicität der physikalischen Eigenschaften der Elemente, auf den Zusammenhang derselben mit dem Atomgewichte und dem Atomvolumen der Elemente aufmerksam gemacht und so der chemischen Forschung neue Bahnen eröffnet hat. Wir besitzen gerade seit kurzer Zeit treffliche Einführungen in die theoretische Chemie, von denen wir nur die uns genauer bekannten Lehrbücher von Ira Remsen und W. Ostwald hervorheben wollen. Besonders Ostwalds Buch „Grundriss der allgemeinen Chemie", das in sehr kurzer Zeit die zweite Auflage erlebte, hat dazu wesentlich beigetragen, dem Studium der physikalischen Chemie mächtig Vorschub zu leisten, dem Studium einer Wissenschaft, für welche in so beredter Weise Ostwald auf der Naturforscherversammlung zu Heidelberg eingetreten ist. Gerade das Studium dieses Grenzgebietes zwischen Physik und Chemie lässt deutlich die innige Verwandtschaft der beiden Wissenschaften erkennen.

Wenn uns die Resultate der Forschung in so klarer Weise vorgeführt werden, wie es in diesem Buche geschehen ist, so haben wir vollen Grund, dem Verf. Dank für die gebotene Gabe zu zollen. Zuerst werden die Eigenthümlichkeiten der chemischen Vorgänge, sodann die Methode der Forschung, die Entwicklung chemischer Theorien, die stöchiometrischen Gesetze, die von Dalton in die Wissenschaft eingeführte atomistische Hypothese besprochen. Die folgenden Abschnitte handeln eingehend von den Atom- und Äquivalentgewichten, von den Bestimmungsmethoden der Molecular- und Atomgewichte. Hierauf entwickelt der Verf. in Kürze die Prout'sche Hypothese von der Einheitlichkeit des Stoffes und gelangt — ausgehend von den Triaden Döbereiners — zur Darlegung der

Ordnung der Elemente nach der Größe der Atomgewichte und zur Erörterung der Periodicität der physikalischen Eigenschaften der Elemente, des elektrochemischen Verhaltens, des chemischen Wertes und dessen Bestimmung, was alles in klarer Weise auseinandergesetzt wird. Insbesondere verdient der Satz vollste Beachtung, dass der chemische Wert mit Sicherheit nur aus der Zusammensetzung solcher Verbindungen abgeleitet werden kann, welche nur je ein Atom des mehrwertigen Elementes in dem Molecüle enthalten. Die weiteren Abschnitte sind der Erforschung der Constitution chemischer Verbindungen gewidmet. Hierbei wird die Bestimmung der Verkettung durch Synthese und Analyse aus den physikalischen Eigenschaften, sowie aus dem chemischen Verhalten dargethan. Dann handelt der Verf. über die physikalische Isomerie und Allotropie, berührt kurz die absolute Größe der Molecüle und Atome und erörtert dann die Aggregationsverhältnisse der Körper. Ebenso wertvoll vom Standpunkte des Physikers wie von jenem des Chemikers sind die Bemerkungen über Dichte und Raumerfüllung der festen Körper und Flüssigkeiten. In dem Abschnitte über die Beziehungen zwischen dem Gefrierpunkte der Lösungen und dem Moleculargewichte ihrer Bestandtheile wird auf die bemerkenswerten Forschungen von F. M. Raoult aufmerksam gemacht. Auf den Begriff des osmotischen Druckes, der von Pfeffer in die Wissenschaft eingeführt wurde, beziehen sich die folgenden Betrachtungen. Das Wesen und die Eigenschaften des Gaszustandes werden sehr klar charakterisiert, wobei die Resultate der kinetischen Gastheorie zur Erklärung der betreffenden Erscheinungen herangezogen werden. Die Lehre vom chemischen Umsatze, von den Ursachen und der Fortsetzung desselben im allgemeinen, von der Dissociation der Gase, der tropfbaren Flüssigkeiten und der starren Körper im besonderen, die Anwendung der Elektrolyse zur Trennung der Dissociationsproducte, die Theorie des zeitlichen Verlaufes des Umsatzes, die Theorie der Massenwirkung, der Avidität der Säuren sind in den Schlussabschnitten des Buches dargestellt. Durch diese Erörterungen kommt der Verf. zu dem wesentlichen Ergebnisse, dass die chemischen Theorien als kinetische zu betrachten sind, insoferne sowohl die Atome als auch die aus ihnen zusammengesetzten Molecüle als lebhaft bewegte Massentheilchen zu betrachten sind, deren Beziehungen zu einander wesentlich durch Größe und Form ihrer Bewegungen bestimmt werden.

Wir können das Studium dieses genussreichen Buches auch den Physikern aufs wärmste empfehlen. Jedenfalls muss der Unterricht der Chemie an unseren Mittelschulen (was ja im Interesse dieses Gegenstandes liegt) in solche Bahnen gelenkt werden, wie sie durch die Arbeiten von Ostwald und Lothar Meyer vorgezeichnet sind.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Astronomie. Von A. F. Möbius. 7. Aufl. von Prof. H. Cranz. Mit 29 Figuren und Tabelle. — Sammlung Göschen Nr. 11. XVI u. 111 SS. Preis 80 Pf.

Pädagogik im Grundriss. Von Prof. Dr. W. Rein, Director des pädagogischen Seminars an der Universität Jena. — Sammlung Göschen Nr. 12. XVI u. 141 SS. Preis 80 Pf.

Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie dargestellt von Dr. Th. Elsenhans. Mit 13 Textfiguren. Sammlung Göschen Nr. 14. XVI u. 135 SS. Preis 80 Pf.

Da die drei angeführten Büchlein einer „Sammlung" angehören, deren Zusammengehörigkeit zunächst in den äußeren Merkmalen gleicher Ausstattung und gleichen Preises gegeben ist, so sei sogleich hervorgehoben, dass sich die „Sammlung Göschen" schon in diesen äußeren Merkmalen gegenüber vielen derartigen Unternehmungen aufs vortheilhafteste auszeichnet. Wenn man eines der hübsch und zweckmäßig ausgestatteten Bändchen zur Hand nimmt und sieht, dass man eine ganze Wissenschaft binnen zwei Stunden durchlesen und um 80 Pfennige schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, so muss man dem Verleger für so einladende Gaben Dank wissen, selbst ehe man noch vom Kern der schmucken Schale gekostet hat.

Was nun den Inhalt betrifft, so können wir den des ersten der drei Bücher, der Astronomie, fast ohne jede Einschränkung aufs wärmste empfehlen. Der Lehrgang ist derjenige von den Erscheinungen zu den Erklärungen, in denen von der täglichen scheinbaren Umdrehung des Himmels (S. 1), später analog von der scheinbaren Bewegung der Sonne (S. 27), den scheinbaren Bewegungen der Planeten (S. 65) ausgegangen und jeweilig zur kopernikanischen Theorie vorgeschritten wird. Mit dieser logisch wie didaktisch gleich anerkennenswerten Anlage verbindet das Buch allerlei kleine Verbesserungen der herkömmlichen Darstellung, durch die es sich über das Niveau bloß populär-unterhaltender Darstellung erhebt und den eigentlich wissenschaftlichen Charakter wahrt; so z. B. schon durch die im Grund- und Aufriss dargestellten Figuren 1, 2, 4, 7 usw. der Himmelsphäre (wobei allerdings einige Ellipsen durch Kreise vertreten sind) statt der sonst nur zu häufig in mehr oder minder zweifelhafter Perspective gegebenen Darstellungen. Auch die Figuren 8 und 9, 13, sodann die der Bahnschleifen für Venus und Mars, Fig. 20 und 21, seien besonders erwähnt; schließlich die sinnreiche Übersichtstafel „Die vorzüglicheren bei uns sichtbaren Sternbilder nach ihrer gegenseitigen Lage geordnet" (S. 111). — Manches in der Anlage und in Einzelheiten erinnert an Epsteins vortreffliche „Geonomie"; so z. B. dass der allgemein verbreitete Ausdruck „Präcession" durch den richtigen „Rückwärtsgehen der Äquinoctien" ersetzt ist (S. 89). — Mathematische Formeln sind fast ganz vermieden, aber auch ohne solche weiß die Darstellung gerade in quantitativen Dingen eine solche

Bestimmtheit zu wahren, dass der Leser, welcher im räumlichen Vorstellen die Schulung besitzt, wie wir sie etwa in den mittleren Classen des Gymnasiums erzielen, sich überall trotz schlichter und einfacher Darstellung wahrhaft unterrichtet, nicht nur durch allerlei bloß für den Augenblick die Phantasie reizende Daten dogmatisch belehrt fühlt.

Reins „Pädagogik" erörtert alle in das Gebiet einschlagenden Gegenstände mit einer für den knappen Raum geradezu überraschenden Vollständigkeit, ab und zu sogar mit einer gewissen behaglichen Breite. Dass zuerst die „praktische Pädagogik" (A. Von den Formen der Erziehung: I. Einzelerziehung, II. Massenerziehung, 1. Private oder Anstaltserziehung, 2. Öffentliche oder Schulerziehung. B. Von der Schulverwaltung: 1. Verfassung, 2. Ausstattung, 3. Leitung, 4. Lehrerbildung) und dann erst die „theoretische Pädagogik" dargestellt wird, mag dem Widerspruch des strengen Systematikers begegnen, verdient aber selbst wieder als sozusagen pädagogische Concession an das Interesse des Lesers, der sonst nur zu leicht sich durch die Abstractionen eines rein deductiv vorgehenden Systems abgeschreckt fühlt, den Dank desjenigen, der, was der Pädagogik noththut, zunächst in den concreten Anlässen des Schul- und Erziehungslebens würdigen gelernt hat.

Werfen wir indes behufs rascherer Orientierung doch zuerst den Blick auf die theoretischen Grundlagen, so fällt auf, dass Reins Büchlein ganz der Herbart-Ziller'schen Observanz angehört und alle Vorzüge und Mängel der Herbart'schen Pädagogik nach Inhalt und Methode der Beweisführung aufweist. — Den wichtigsten Vorzug sehen wir in der hochsinnigen Wahl des obersten Zieles aller erziehenden Thätigkeit, der Ausbildung eines constanten „guten Willens" (S. 68). Alle anderen Ziele — nach Rousseau „mitten unter Culturmenschen einen Naturmenschen zu erziehen", nach Locke „den Zögling für die Welt vorzubereiten, die mit den Weltleuten im Bunde zu sein pflegt" (— ob in diesen Worten die letzten Absichten der angeführten Denker ohne Voreingenommenheit wiedergegeben sind, bleibe dahingestellt —), nach Pestalozzi „die harmonische Ausbildung aller Kräfte" u. s. f. — können unschwer als inferior oder vag erwiesen werden im Vergleich zu jenem einen, von rein ethischer Wertschätzung bestimmten obersten Ziele, dem mit Recht alle intellectuellen Einwirkungen des erziehenden und umsomehr des bloßen Fachunterrichtes untergeordnet werden. Aber wie sieht es mit der concreten Ausgestaltung jener allgemeinen ethischen Formel aus? Mit einer merkwürdigen Unbefangenheit wird da auf Herbarts „fünf Ideen" verwiesen (S. 67). Wer auch nur einen flüchtigen Einblick gewonnen hat in die ethische Forschung der Gegenwart, muss wissen, dass diese Forschung nun und nimmer stehen geblieben ist bei Herbarts Methode, geschweige denn bei seinen Resultaten. Derlei Mängel in der Ableitung der ethischen

Principien (auch „Principien" können sehr wohl „abgeleitet" werden — man denke an die „Principien der Mechanik" — und sollten zum mindesten nie einem Schulhaupt bloß nachgebetet werden) sind für den wissenschaftlichen Wert des pädagogischen Systems auch dann nicht unschädlich gemacht, wenn es als „erste Aufgabe" der theoretischen Pädagogik bezeichnet wird (S. 58), „zu zeigen, wie aus der Ethik das Ziel der Erziehung abzuleiten sei". Wenn für die ganze theoretische Pädagogik die „Übersicht" gegeben wird:

A. Die Lehre vom Zwecke der Erziehung. Teleologie (Ethik)

B. Lehre von den Mitteln der Erziehung. Methodologie (Psychologie)

so vermissen wir vor allem neben dem Hinweise auf Psychologie und Ethik die Erwähnung der Logik, welche doch dem planmäßig Unterrichtenden, insoferne er sich der Anleitung zur Denkarbeit als des fruchtbarsten Mittels der Erziehung bedient, jeden Augenblick nicht nur in groben Schemen, sondern in ihrer feinsten Organisation zu Diensten stehen sollte. Und wenn ferner der Verf. von der Psychologie sagt, dass „bei der Dunkelheit, welche noch auf diesem Gebiete herrscht, bei der verschiedenen Ansicht vom Wesen der menschlichen Seele und bei der außerordentlichen Schwierigkeit, welche sich hier der Methode der Forschung entgegenstellt", gleichwohl „sich der Erzieher vertrauensvoll einer Psychologie zuwenden" (S. 73) wird, in der wir nach dem Gebotenen (S. 79, 93, 109) sogleich wieder ausschließlich die Herbart'sche erkennen — so müssen wir dieselben Bedenken wie bezüglich der ethischen so auch bezüglich der psychologischen Grundlegung erheben.

Aus dem ersten Theile, „Praktische Pädagogik", wird an dieser Stelle insbesondere die Haltung des Verf. gegenüber dem Problem der Gymnasialreform interessieren. Hier einige seiner Sätze: „Bis in die Gegenwart hinein hat das Gymnasium eine verhältnismäßig große Festigkeit und Unumstößlichkeit besessen. Veränderungen in dem bestimmenden Hauptfactor, dem Culturideal der gebildeten Kreise, bereiten sich eben nur sehr langsam vor" (S. 36). „Man wird also zu billigen Reformen sich wohl oder übel entschließen müssen: 1. Die Neugestaltung erstreckt sich zunächst auf die Lehrerbildung.. 3. Das Griechische muss in den Vordergrund treten. 4. Hauptaufgabe bleibt die Vertiefung in den Inhalt der classischen Werke. 5. Die Fabel von der „formalen Bildung" muss aufgegeben werden.. 7. Das ästhetische Moment, welches zur Erfassung der alten Welt von so grundlegender Bedeutung ist, muss in wirksamerer Weise hervortreten.. 9. Den realistischen Fächern (Naturwissenschaft, Mathematik, Geographie) ist ein breiterer Raum und eine intensivere Betreibung einzuräumen" (S. 39, 40).

Das dritte Büchlein, Elsenhans' „Psychologie und Logik", umgrenzt seine Aufgabe und Hilfsmittel in den folgenden Sätzen des Vorwortes:

„Das folgende Bändchen hat den Zweck, durch eine kurze Darstellung der Psychologie und der Logik in die Wissenschaft der Philosophie einzuführen. Je nach der Auffassung der philosophischen Propädeutik wird es auch als Lehrbuch für höhere Schulen benützt werden können. Der Inhalt ist zwar durch die Absicht bestimmt, wirklich zu philosophischem Denken anzuleiten und von der Arbeit der Philosophie eine Vorstellung zu geben; es wurde aber streng der vorbereitende Standpunkt der empirischen Psychologie und der Logik gegenüber der Erkenntnistheorie festgehalten."

„In der Psychologie schließt sich der Verfasser am meisten an Höffding und Lotze, in der Logik an Sigwart an, doch ohne dem letzteren in der Voranstellung des Urtheils zu folgen. Von wissenschaftlichen Werken wurden aus dem Gebiet der Psychologie besonders benützt: Höffding, Psychologie in Umrissen; Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie; Lotze, Grundzüge der Psychologie; aus dem Gebiet der Logik: Sigwart, Logik; Überweg, System der Logik; Wundt, Logik; Mill, System der deductiven und inductiven Logik."

Was nun die Ausführung dieses Programmes betrifft, so sei vor allem als Hauptvorzug des Werkchens wieder die klare und prägnante Form der Darstellung hervorgehoben, welche bei aller Kürze doch nicht formel- und schemenhaft wird. Will man den gebotenen Inhalt als einen anderweitig wissenschaftlich wenigstens relativ gesicherten gelten lassen, so konnten die Resultate als solche kaum kürzer und zugleich einfacher und übersichtlicher mitgetheilt werden. Leider aber können wir unsererseits die hiemit gemachte Voraussetzung wissenschaftlicher Unanfechtbarkeit keineswegs überall, ja vielleicht nicht einmal zum größeren Theile als wirklich erfüllt zugeben. Es gibt Paragraphe, so z. B. „§. 10. Vorstellung und Wahrnehmung", von welchen wir kaum einen einzigen Satz unterschreiben möchten. „Die Empfindung .. kann in der Seele wiedererzeugt werden als eine Art Erinnerungsbild, und heißt dann Vorstellung". Aber zugegeben, dass der Terminus „Vorstellung" ohne anderweitige Unzukömmlichkeiten so eng gefasst werden dürfe, dass „Vorstellung = Erinnerungsvorstellung" wird, so drängt sich doch die Frage auf: Können wir uns denn nicht auch vergangene psychische Inhalte „vorstellen", die wir doch schon das erstemal nicht, wie etwa die physischen Inhalte Licht oder Schall, „empfunden", sondern durch „innere Wahrnehmung" erfasst haben müssen? Ferner „es findet eine Wahrnehmung statt, wenn ich dieselben [doch wohl nur gleiche?] Empfindungen wieder habe und die neuen [also doch neue?] Empfindungen werden dann als dieselben [?] wieder erkannt". Also nehme ich eine Erscheinung überhaupt nie wahr, wenn sie für mich zum erstenmal auftritt? Wenn ferner zur Illustration des Unterschiedes zwischen Empfindung und Wahrnehmung die Erscheinung der Wortblindheit angeführt wird „wo die Empfindung, das Hören des gesprochenen, das Sehen

des geschriebenen Wortes noch da ist, aber das Verständnis seiner Bedeutung, d. h. die Fähigkeit zur Wiedererzeugung der dazu gehörigen Vorstellung fehlt“, so folgt, dass nach des Verf. Terminologie alle Nicht-Wortblinden, wenn sie das „Wort“ sehen oder hören, die „Bedeutung“ — „wahrnehmen“! Das aber dürfte selbst bei größter Definitionsfreiheit, die wir dem Psychologen wie jedem anderen Forscher zugestehen wollen und müssen, doch eine höchst irreführende Ausdrucksweise sein, nach welcher wir sagen müssten, dass etwa ein Mathematiker, der das Wort „Logarithmus“ hört und regelrecht den Sinn des Wortes dazu denkt, nun diesen „Logarithmus“ — wahrnimmt. Da hat doch längst schon eine viel primitivere Psychologie unangreifbar festgestellt, dass das „Hören“ des Wortes eine ganz heterogene zweite Vorstellung, die der „Bedeutung“, durch Association auslöst — und beim „Sehen“ in der Regel erst durch eine zweigliedrige Associationskette, indem an die Gesichts- die Gehörs- und an diese erst die „Bedeutungs“-Vorstellung associiert ist. Auch was der Verf. am Schlusse des Paragraphen über eine allgemeinere Verwendung des Wortes Vorstellung sagt, vermag das Schiefe der früheren Ausführungen nicht mehr ins Gleichgewicht zu setzen. Wir wissen wohl, dass Höffding die Schuld an dieser Verwirrung trifft, die nun hier in der kurzen, auszugsweisen Darstellung umso fühlbarer wird: aber von der Pflicht solcher Überprüfung noch so beliebter Theorien darf man auch den Verfasser eines Elementarbuches nicht loszählen. — Ein zweites Beispiel sei die Behandlung der Frage, „wie es überhaupt möglich ist, dass die unräumliche Seele räumliche Bilder auffassen kann; sie hat ja wohl die eines räumlich ausgedehnten Hauses, aber diese Vorstellung ist nicht selbst ausgedehnt. Darauf beruht [sic!] die Theorie von den Localzeichen, die Lotze aufgestellt hat, d. h. die Ansicht usw.“ (S. 32). Abgesehen davon, dass sich in diesem unvermittelten „Darauf beruht“ doch gar zu naiv der Charakter des bloßen „Auszuges“ verräth, darf man denn derlei Lösungen eines Problems zum Schulgebrauch empfehlen, wenn es sich doch nur allzuleicht jedem einigermaßen denkenden Schüler aufdrängt, dass das Problem von vornherein schief formuliert ist? Wenn man es räthselhaft findet, „dass die unräumliche Seele räumliche Bilder auffassen kann“, so ist es doch genau ebenso räthselhaft, dass die doch wahrscheinlich nicht farbige Seele Farben auffasst. Dass hier Lotze die Autorität ist, welcher die Verantwortung für die zu so naheliegenden Einwürfen reizende Theorie zugeschoben wird, kann wohl dem Verf., nicht aber dem Schüler imponieren. Und ebenso steht es, wenn es später (S. 45) heißt: „Der eigentliche Willensact veranlasst immer eine Veränderung in der Außenwelt“, als wenn wir nicht ebenso „eigentlicher“ Willensacte bedürften, um uns einen Namen ins Gedächtnis zu rufen, einen unschönen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen u. dgl., was doch allgemein anerkannte Leistungen des Willens nicht in der Außen-, sondern

der „Innenwelt" sind. Hier wäre wahrscheinlich Wundt die schuldtragende Autorität. — Indem ich aber diesem Bedenken gegen einzelne vom Verf. nicht hinreichend kritisch streng aufgenommenen Lehren sonst so vielfach verdienter Forscher Ausdruck gebe, sei nicht verschwiegen, dass ich auch im ganzen die Wahl gerade der angeführten Originalwerke für eine glückliche, dem Stande der psychologischen Forschung der Gegenwart wohl entsprechende halte.

Wir dürfen nicht ebenso wie bei diesen Einzelheiten aus der „Psychologie" bei einer wissenschaftlichen Kritik der „Logik" verweilen, sondern bemerken nur zur Orientierung, dass gegenüber den ziemlich ausführlich dargestellten scholastischen Theilen die Induction und Analogie so kurz (S. 118, 119, 128—133) abgethan wird, dass man wohl sagen muss, es nehme der Verf. in der Logik im ganzen eine beiweitem conservativere Haltung ein als in der Psychologie.

Dagegen seien noch einige Worte zur wichtigen, ja principiellen Frage gestattet, ob man wünschen könne, dass ein Büchlein wie das vorliegende — selbst wenn man von Bedenken gegen den wissenschaftlichen Inhalt ganz absieht oder vielleicht solche gar nicht hegt — als Lehrbuch der philosophischen Propädeutik dem Schulunterricht zugrunde gelegt werde? Die Frage wird nahegelegt durch den Gesammttitel der Sammlung Göschen: „Schulausgaben aus allen Lehrfächern". Da möchte ich nun auf den wesentlichen Unterschied hinweisen, der besteht einerseits zwischen „Schulausgaben" einzelner Werke der schönen Literatur (1.—9.), welche ursprünglich den Anstoß zur Veranstaltung der „Sammlung" gegeben zu haben scheinen, und andererseits einem möglichst knapp gefassten Leitfaden für den astronomischen und dann wieder für den philosophischen Schulunterricht. Die Ansprüche der Schule an das Lehrbuch sind in den drei Fällen offenbar von Grund aus verschiedene: Für die schöne Literatur handelt es sich — bei aller Anerkennung für die Verdienste, die sich hier die passende Auswahl des zu Bietenden erwerben kann — doch wesentlich um die äußerlich correcte und zweckmäßige Darbietung des unveränderlich gegebenen Literaturproductes. Das Büchlein über „Astronomie", welche als solche kein selbständiger Unterrichtsgegenstand weder des Gymnasiums noch sonst einer hier in Betracht kommenden Lehranstalt ist, kann höchstens dem Physiklehrer die Einhaltung eines bestimmten Lehrganges nahelegen und im übrigen eifrigen Schülern zur Privatlectüre empfohlen werden (was der Unterzeichnete im abgelaufenen Schuljahr gethan hat); die Kürze ist hier für die Zusammenstellung gesicherter Resultate ein unzweifelhafter Vortheil. Wenn dagegen die „Psychologie und Logik" geradezu Anspruch macht, für die philosophische Propädeutik als Schulbuch im herkömmlichen Sinne des Wortes zu gelten, so müssen wir — ohne im übrigen an dem gegenwärtig modernen Ruf nach kurzen Lehrbüchern Kritik üben zu wollen — an unserer anderweitig wieder-

holt geäußerten und begründeten Überzeugung festhalten, dass von allen Unterrichtsfächern die philosophische Propädeutik es am wenigsten verträgt, ja am meisten in ihren wesentlichen Aufgaben gefährdet wird, wenn das Schulbuch den Schein erweckt, als ließen sich hier starre Resultate anlernen, statt dass das philosophische Denken eine erste Anregung zu lebendiger Bewegung erhält. Dies zu sagen verpflichtet uns unser Gewissen auf die Gefahr hin, dass es als Votum pro domo genommen wird. Ob nicht Ähnliches bezüglich der „Pädagogik" zu sagen wäre, lasse ich dahingestellt, weil es ein Eingehen auf die Bedürfnisse des Seminarunterrichtes erheischte. Im übrigen aber sei auch bezüglich der beiden letztgenannten Büchlein anerkannt, dass sie wenigstens vollauf das halten, was sie in den Vorreden versprechen und bei ihrem Umfang füglich halten können.

Wien. Dr. A. Höfler.

Dr. H. Baumgartner, Taschenbuch der Naturkunde. Ein praktisches Nachschlagebüchlein über naturhistorische Gegenstände und Begriffe für jeden Naturfreund. 3. Aufl. Wien, A. Hölder 1890. kl. 8°, 212 SS. u. 24 leere Blätter für Notizen.

Es ist selbstverständlich, dass dieses Taschenbüchlein bei seinem geringen Umfange nur das Wichtigste über eine Auslese von naturhistorischen Objecten und Begriffen nach Art eines Lexikons bringen konnte. Wir müssen jedoch gestehen, dass der Verf. einen guten Griff in Bezug auf die Auswahl der besprochenen Objecte gemacht hat und sich einer bündigen und klaren Ausdrucksweise bedient. Nachahmenswert erscheint uns das Verfahren, den betonten Vocal der Fremdwörter mittelst fetter Buchstaben im Druck hervorzuheben. In der That ist daher das Taschenbuch der Naturkunde nach Form und Inhalt ein praktisches Nachschlagebüchlein, das seinen Zweck in anerkennenswerter Weise erreicht. Die großen Anfangsbuchstaben für die Gattungsnamen vermissen wir ungern.

Dr. W. Medicus, Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch. Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Herbarien. Lief. 1. Kaiserslautern, A. Gotthold 1890. 8°, 32 SS. Mit 8 Tafeln in Farben und dem Bilde des Verfassers. Preis 1 Mk.

Vorliegendes Werk, das in 10 Lieferungen à 1 Mk. vollständig vorliegen soll, wird wegen des Besitzes von 78 Farbentafeln und der enormen Billigkeit merklich ausposaunt. Es soll zum botanischen Studium sowie zum Nachschlagen bei der Bestimmung deutscher Pflanzen benützt werden. Wir lassen es jedoch völlig dahingestellt, ob ein Buch mit äußerst lückenhaftem Texte und mit tief unter der Mittelmäßigkeit stehenden Abbildungen diesen Zweck jemals wird erreichen können. Man vergleiche nur die Charaktere der so klar und einfach gebauten, schon dem laienhaftesten Pflanzenfreunde

verständlichen Familien der *Liliiflorae* (VII.—XII. Familie bei Medicus) miteinander und man wird staunen müssen, mit welchem Geschick hier die einfachsten morphologischen Verhältnisse unklar dargestellt und das Wesentliche vernachlässigt wurde. Aber auch an anderen Orten begegnen uns in dieser Flora krasse Unrichtigkeiten, welche durch Benützung einer ganz beliebigen Flora von Deutschland leicht hätten vermieden werden können.

W. Müller und Dr. F. Pilling, Deutsche Schulflora zum Gebrauche für die Schule und zum Selbstunterricht. 1. Theil mit 48 Farbentafeln. Gera, Th. Hofmann 1892. 8°. Preis 4 Mk. 20 Pf.

Wir stimmen den Worten der Verff. vollkommen bei, dass in vorliegender Schulflora durch die bewährte Meisterhand W. Müllers in Gera in Wahrheit etwas in seiner Art Vollendetes geboten wird. Die 48 Tafeln, die uns vorliegen, sind geradezu von künstlerischer Vollendung und von einer Naturwahrheit der Farbe, wie wir ihr leider nur selten begegnen. Dabei zeigt das Arrangement der in Naturgröße dargestellten trefflichen Habitusbilder mit den von sachkundigem Auge ausgewählten Analysen in vollem Maße eine ungewöhnliche künstlerische Begabung des Schöpfers dieser lebenswahren Pflanzenbilder. Nach dem Plane soll die deutsche Schulflora in vier Theilen erscheinen, welche den vier aufeinander folgenden Stufen des botanischen Unterrichtes entsprechen. Der erste Theil hat 48 Pflanzenbilder erhalten, um die Hauptformen der Organe der Blütenpflanzen zur Anschauung zu bringen; der zweite Theil (mit 64 Bildern) wird die Hauptfamilien der Blatt- und Spitzkeimer in ihren Merkmalen klarlegen. Der dritte und vierte Theil wird auf je 64 Tafeln die wichtigsten Ordnungen der frei- und verwachsenkronblätterigen Dikotylen, respective der kronenlosen Blattkeimer, Spitzkeimer und Nadelhölzer enthalten. Jeder Theil bildet für sich ein Ganzes und alle zusammen stellen einen Atlas der deutschen Schulflora dar, der 240 Tafeln in Farbendruck mit erklärendem Text enthalten soll. Der erste Theil wird sechs, der 2.—4. Theil je acht Lieferungen à 70 Pf. umfassen.

Bei der Vorzüglichkeit des Gebotenen und bei der voraussichtlich raschen Einbürgerung dieser Schulflora als sehr gutes und zweckentsprechendes Anschauungsmittel ist der geringe Preis nur freudig zu begrüßen. Wir freuen uns, dieses treffliche Werk anzeigen zu können, und werden uns beeilen, über das Erscheinen der weiteren Theile zu berichten.

Dr. F. O. Pilling, Lehrgang des botanischen Unterrichtes auf der untersten Stufe. Unter methodischer Verwendung der 48 Pflanzenbilder des 1. Theiles der deutschen Schulflora. Gera, Th. Hofmann 1892. 8°, 132 SS. 71 Abbild. im Text. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Der durch seine hervorragende Lehrthätigkeit rühmlichst bekannte Verf. bezweckte in diesem für Lehrer bestimmten Lehrgange eine „genaue und übersichtliche Beschreibung der Pflanzen zu bieten,

welche die 48 Bätter des ersten Theiles der oben besprochenen „Deutschen Schulflora" darstellen, dadurch in die Gestaltlehre und in die Elemente der Systemkunde methodisch einzuführen und angehenden Lehrern und Lehrerinnen den Lehrgang und Lehrstoff für den ersten Unterricht in der Pflanzenkunde zurecht zu machen". Meisterhaft scheint uns dies durchgeführt. Die präcisen Beschreibungen sind entsprechend der Tafelfolge der „Deutschen Schulflora", welche wieder dem nach der Jahreszeit successiv zu beschaffenden Pflanzenmaterial angepasst ist, nach einem streng logischen, leicht fasslichen Fragenschema punktweise entworfen; denselben folgen kurze allgemeine Erläuterungen, an welche sich Fragen zur Gestaltlehre und Systemkunde zugleich mit angehängten Antworten angliedern. Den Schluss des Werkes bilden Wiederholungsfragen über die Hauptorgane der Blütenpflanzen, welche in Frage und Antwort übersichtlich einen mit Figuren bereicherten Abriss der Gestalt- und Systemkunde bieten. Aber nicht nur in dem mit besonderer Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis durchgearbeiteten speciellen Theile zeigt sich der Verf. als gewiegter, durch gediegene Fachkenntnisse hervorleuchtender Pädagoge, sondern auch in den kurzen Vorbemerkungen, welche derselbe zur Methode des Unterrichtes in der Botanik in dem Büchlein niedergelegt hat, zeigt sich ungewöhnlich klar und scharf das richtige, auf Erfahrung gestützte Verständnis für die Aufgaben des naturwissenschaftlichen Unterrichtes. Wir können ohne Vorbehalt aussprechen, dass sich Pillings Lehrgang wohl in den Händen jedes Lehrers befinden sollte, und empfehlen ihn der Lehrerschaft auf das allerwärmste.

Becholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal, Dr. J. Bechhold. 1. Lief. Frankfurt a. M., H. Bechold 1891. 8°.

In sorgfältiger Bearbeitung wird uns in diesem compendiösen Handlexikon (es sollen circa 10 Lieferungen à 80 Pf. erscheinen) in verständlicher Form Aufklärung über sämmtliche Naturkörper, über deren praktische Verwendung, über Chemie, Physik usw. gegeben. Als zweckmäßig dürfte sich die Einbeziehung der medicinischen Wissenschaften und Arzeneikunde bewähren.

Dr. M. Krass und Dr. H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht dargestellt. 6. verb. Aufl. 8°, 218 SS. mit 213 eingedruckten Abbildungen. Preis brosch. 2 Mk. 10 Pf., geb. 2 Mk. 45 Pf.

Die sechste Auflage dieses guten Schulbuches hat gegenüber der fünften nur wenige Verbesserungen erfahren. Wir empfehlen aber den Verff. die Entfernung oder den Austausch einiger falscher und unklarer Bilder, als: 27 f, 28 b, 30 b, 50 b, 67, 110, 177 (rechts), 180 (1), 207.

Wien. G. v. Beck.

Karl Faulmann, Historische Grammatik der Stenographie. Übersichtliche Darstellung der Systeme der Stenographie von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart auf Grundlage von Originalstudien. Wien, Bermann u. Altmann 1888. 8°, VIII u. 376 SS. Preis fl. 4·80.

Bermanns rühriger Verlag hat sich um die Wissenschaft der Stenographie ein entschiedenes Verdienst durch die Herausgabe von Faulmanns Historischer Grammatik der Stenographie erworben. Wahrlich nicht geringer ist das Verdienst des Verf.s selbst, der mit wahrem Bienenfleiße alles zusammengetragen hat, was sich über die stenographischen Systeme aller Zeiten und Völker theils an Bemerkungen der betreffenden Verff., theils an schon zusammenfassenden Darstellungen irgendwo vorfand, der es aber auch nicht unterließ, Systeme einzureihen und zu besprechen, über deren Eigenheit er sich erst selbst durch eindringendes Studium unterrichten musste. Alles dies überreiche Material, von dem nur die wichtigsten Partien ausführlicher behandelt werden konnten, ist sehr geschickt und übersichtlich nach Ländern und Systemen geordnet, so dass die historische Entwicklung viel besser hervortritt, als wenn etwa alphabetische oder zeitliche Abfolge das Princip der Eintheilung abgegeben hätte. Die Hauptsysteme sind durch Wiedergabe der Alphabete und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, auch durch Schriftproben charakterisiert; nur wären letztere gewiss auch instructiver geworden, wenn für die Stenogramme stets derselbe Text gewählt worden wäre. In eigenen Tabellen werden dann noch die Systeme der einzelnen Länder übersichtlich nebeneinandergestellt.

Um die Fülle des Gebotenen in etwas zu charakterisieren, sei erwähnt, dass, nachdem über die Namen der Geschwindschrift kurz gehandelt worden ist, zuerst die Geschwindschrift bei den Alten und im Mittelalter erörtert wird; ein großer Theil der Darstellung ist der englischen und deutschen Stenographie gewidmet, dann folgen die französischen, italienischen, niederländischen, slavischen und ungarischen Systeme. In den Capiteln, wo sich der Verf. mit der Gabelsberger'schen Stenographie und seinem eigenen aus dieser abgeleiteten System beschäftigt, ist die Objectivität des Geschichtsschreibers wohl gewahrt.

Ein chronologisches Verzeichnis stenographischer Autoren, nach Ländern geordnet, sowie ein sorgfältiges Register erhöhen die praktische Verwendbarkeit des Buches, an dem bloß der Titel 'Grammatik der Stenographie' etwas befremdet.

Wien. K. Tomanetz.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Behandlung deutscher Dramen als Privatlectüre.

Da dem deutschen Unterrichte in den oberen Classen österreichischer Gymnasien nur drei Stunden wöchentlich zufallen, haben die Instructionen nothgedrungen einen sehr beträchtlichen Theil des zu behandelnden Lehrstoffes der Privatlectüre zugewiesen. Privatlectüre aber kann nie die Schullectüre ersetzen, schon deswegen, weil die Schüler beim Lesen sich nur zu gern auf die Aneignung des Rein-Stofflichen beschränken. Es ist nun Sache des Lehrers, bei der Besprechung in der Schule andere wichtige Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, es fragt sich nur welche und in welcher Aufeinanderfolge. Insbesondere aber ist eine derartig streng methodisch geordnete Besprechung bei der Dramenlectüre von nöthen, weil ja von der VI. bis zur VIII. Classe hauptsächlich Dramen der häuslichen Lectüre zufallen und auch deshalb, weil diese Dichtungsgattung als die kunstvollste unter allen auch die Aufmerksamkeit des Lesers am vielseitigsten in Anspruch nimmt.

Es liegt in dem mehr skizzierenden Charakter unserer Instructionen, dass sie wie in anderen Fragen so auch in der vorliegenden sich auf allgemeine Andeutungen beschränken. So heißt es S. 98: „Die Privatlectüre ...... werde vom Lehrer in der Weise geleitet, dass in einer bestimmten Stunde das aufgegebene Stück nach Inhalt und Form einer prüfenden Besprechung unterzogen wird.“ Man kann nun betreffs der Dramenlectüre im Zweifel sein, ob in der angezogenen Stelle unter „Stück“ etwa bloß ein Act eines Dramas oder das ganze Drama zu verstehen sei. Es sei gleich hier bemerkt, dass für die Besprechung eines ganzen Dramas eine Stunde nicht genügt, vielmehr lehrt die Erfahrung, dass zu einer solchen Besprechung, wenn sie aufs sorgfältigste die Mitte zwischen zuviel und zuwenig hält, drei Stunden beansprucht werden. Allerdings können diese drei Stunden oft nur durch die äußerste Ökonomie des Unterrichtes erübrigt werden. — Wie nun die Besprechung „nach Inhalt und Form“ einzurichten sei, darüber geben die Instructionen keinen näheren Aufschluss, und wenn wir auch Instr. S. 96 lesen, dass „die formalen Zwecke

der Lectüre die Hauptsache sind, gegen die alles andere, so wünschenswert es sein mag, zurückstehen muss«, so wird dadurch die Sache nicht klarer, da bekanntlich die Instructionen für den deutschen Unterricht in der Auffassung der »formalen Zwecke« recht unbestimmt gehalten sind theilweise auch in diesem Punkte den Instructionen anderer Disciplinen geradezu widersprechen.[1]) Es bleibt also dem Lehrer überlassen, sich gewisse methodische Gesichtspunkte für die Besprechung der Dramenlectüre selbst zu suchen. Leider ist meines Wissens diese Frage noch nirgends selbständig behandelt, sondern höchstens flüchtig gestreift worden. Für die Lectüre der Dramen in der Schule existieren allerdings vorzügliche Hilfsmittel, aber man darf nicht vergessen, dass es etwas ganz anderes ist, mit den Schülern in der Schule selbst zu lesen und eine Privatlectüre zu besprechen.

Da wir zahlreiche inländische und ausländische Ausgaben von deutschen Dramen haben, die mit einem forlaufenden Commentar und einer allgemeinen Einleitung versehen sind, könnte man versucht sein, in ihnen die Vorbilder für die methodische Behandlung der Dramen zu erblicken, und etwa folgendes Verfahren anwenden: Man gibt den Schülern eine solche Schulausgabe in die Hände, fragt erst den Inhalt des Dramas im einzelnen ab, dann den Inhalt der Einleitung. Doch gegen ein solches Verfahren erheben sich gewichtige Bedenken. Zunächst sind die Einleitungen recht ungleichartig und auch ungleichwertig. Manchem Drama, welches ohne besondere Voraussetzungen sich lesen lässt, ist eine weitläufige Monographie vorangeschickt, dafür besteht die Einleitung zu manchem großen historischen Drama in einigen dürftigen Notizen. Besonders auffällig ist es, dass in diesen Einleitungen (ich habe insbesondere österreichische Schulausgaben vor Augen) die Gesichtspunkte der allgemeinen Betrachtung gar so sehr wechseln. Ein Schüler — und für die Belehrung von Schülern sind doch diese Ausgaben in erster Linie berechnet — könnte ein Dutzend solcher Einleitungen zu Dramen studieren, und zum Schluss wüsste er doch nicht, worauf es bei der Lectüre eines j e d e n Dramas ankomme, unter welchen Gesichtspunkten er selbständig ein Drama lesen müsste, um es zweckmäßig zu lesen. Die bunte Verschiedenheit in den Einleitungen muss jugendliche Leser verwirren.

Die meisten dieser Einleitungen sind nun nach folgenden Gesichtspunkten abgefasst: 1. Entstehen des Dramas. 2. Stoff und Behandlung desselben. (Zu unbestimmt und umfangreich!) 3. Bedeutung desselben in der Entwicklung des Dichters. 4. Ort und Zeit der Handlung. In einigen Fällen finde ich die Einleitung folgendermaßen disponiert: 1. Historischer Hintergrund. 2. Hauptquelle. 3. Skizze des Inhaltes und der Charaktere. 4. Haupthandlung und dramatische Einheit. 5. Ort und Zeit der Handlung. 6. Entstehen des Dramas. 7. Bedeutung des Dramas in der Entwicklung des Dichters — also ziemlich viele Punkte, aber in willkürlicher Abfolge. Gewissermaßen den Gegensatz zu dieser Einleitung bietet folgende, die

---

[1]) Vgl. J. Loos, Material und formal, die didaktischen Leitbegriffe der neuen Instructionen für Gymnasien und Realschulen, S. 9 ff.

einem großen, historischen, in jeder Beziehung eigenthümlichen Drama vorangeschickt ist: 1. Historische Grundlage. 2. Entstehen des Dramas und Aufnahme. Also nur zwei Gesichtspunkte! Man könnte nun einwenden, dass diese Verschiedenheit der Einleitungen ganz naturgemäß sei, da ja auch die Dramen verschieden seien, bei dem einen komme es auf dieses, bei einem andern auf jenes Moment besonders an. Ich gestehe das zu, aber ich behaupte, dass die Dramen, als derselben Dichtungskategorie angehörig, als auf denselben Kunstgesetzen fußend, zahlreiche wesentliche Merkmale gemeinsam haben, und diese innere Verwandtschaft sollte in der Gleichheit der allgemeinen Einleitungen deutlich zum Ausdruck kommen. Diese Forderung gilt vorzüglich von der großen Gruppe der historischen Dramen.

Doch noch eine Erwägung anderer Art lässt es gerathen erscheinen, von den Einleitungen der Schulausgaben bei der Controle der Privatlectüre grundsätzlich abzusehen. Es ist oft unmöglich und manchmal geradezu unzulässig, allen Schülern die Anschaffung derselben Schulausgabe aufzutragen. Wenn aber verschiedene Ausgaben in den Händen der Schüler sind, dann muss der Lehrer seinen eigenen Weg der methodischen Behandlung einschlagen. Dies muss er ja auch in dem Falle thun, wenn zwar dieselbe Schulausgabe in den Händen der Schüler liegt, aber die Einleitung derselben nicht genügt.

Aus diesen und manchen anderen Gründen, deren Erörterung beiseite bleiben mag, empfiehlt es sich, dass der Lehrer sich ein selbständiges Verfahren für die Behandlung der dramatischen Privatlectüre zurechtlege und dasselbe bei der Betrachtung eines jeden Dramas beibehalte. Es könnte scheinen, dass ich dadurch der schablonenmäßigen Behandlung das Wort rede; durchaus nicht, die Kernpunkte der Betrachtung können immer dieselben sein, nur muss das Verfahren ein naturgemäßes sein, nur muss es Modificationen im einzelnen ertragen. Der naturhistorische Unterricht bietet dafür eine belehrende Parallele. Wie mannigfach sind die Formen der Pflanzen, oft erscheinen sie schier unvergleichbar, und doch wird der Botaniker bei Betrachtung eines Exemplars immer dieselbe Betrachtungsweise einhalten, so dass diese endlich den Schülern selbst eigen wird. Und so kann auch der Lehrer des Deutschen, schon wenn er das erste Drama zur Privatlectüre aufgibt, geradezu den ganzen Weg den er bei der Besprechung einschlagen will, den Schülern skizzieren. Die Schüler werden dann ein für allemal wissen, „worauf beim Lesen zu zu achten sei.“[1]) Im einzelnen Falle aber wird der Lehrer nur angeben müssen, welcher Gesichtspunkt vor anderen ganz besondere Beachtung erheische, z. B. Charakterzeichnung, Technik usw.

Es lässt sich nun nicht leugnen, dass die Schüler im Anfang einen solchen „Beobachtungsapparat“ etwas schwer handhaben, doch diese natürliche Unbeholfenheit verschwindet bald, und sie lernen richtig und genau „sehen“. Nur darf man die Sache nicht überhasten wollen und schon beim zweiten oder dritten Drama eine allseitige Übersicht und tiefe

[1]) Instr. S. 98.

Einsicht verlangen. Denn es ist bekanntlich nicht leicht, beim Lesen die Aufmerksamkeit zugleich nach mehreren Richtungen anzuspannen und mehr als eine Vorstellungsreihe zu bilden.

Doch nun könnte man mir vorhalten, das empfohlene Verfahren sei nicht psychologisch, es sei deductiv, während doch der Unterrichtsbetrieb gegenwärtig im großen ganzen inductiv sei. Dieser Einwand wäre nicht berechtigt. Denn wenn ich die Zielpunkte der Besprechung angebe, dann die Besprechung selbst vornehme, um zu diesen Zielpunkten zu gelangen, so bleibt trotzdem die Behandlung eine inductive. Wenn der Lehrer der Mathematik das Resultat einer Rechnung im vorhinein angibt, dann die Rechnung mit den Schülern durcharbeitet, so bleibt das ganze Verfahren trotzdem ein inductives.

Es sei mir nun gestattet, in gedrängtester Kürze den Gang der Betrachtung eines Dramas anzudeuten, welches den Schülern zur Privatlectüre zufiel.

Voraussetzung: Den Schülern ist eine Frist von 3—4 Wochen zur Durcharbeitung gesetzt. Eine bestimmte Ausgabe des Dramas anzuschaffen ist ihnen nicht zur Pflicht gemacht. Die allgemeinen Gesichtspunkte, wie sie im folgenden entwickelt werden, sind ihnen im voraus mitgetheilt und jene davon besonders hervorgehoben worden, die für den besonderen Fall in erster Linie in Betracht kommen.

Besprechung des Dramas selbst:

I. Der Titel. Es mag auf den ersten Blick scheinen, dass eine Besprechung desselben nebensächlich sei. Doch ist sie es nicht, wenn man bedenkt, dass die Schüler sich die Titel des Gelesenen gewöhnlich mit bedauerlicher Oberflächlichkeit aneignen. Überdies steht ja der Titel in nothwendigem Zusammenhang mit dem Inhalt des Stückes, so dass sich an jenen oft schon vorläufig orientierende Fragen über diesen knüpfen lassen, wenn auch Lessing, allerdings mit besonderer Rücksicht auf Lustspiele, sagt: „Der Titel eines Stückes muss kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalt verräth, desto besser ist er.“ Manchmal gibt der Titel zu ganz bestimmten literar-historischen Bemerkungen Anlass, wie bei „Cabale und Liebe“. Eine eingehendere Rechtfertigung des Titels aus dem Inhalt hat allerdings meist erst am Schluss der Besprechung ihren Platz.

II. Das Personenverzeichnis. Bei geschlossenen Büchern haben die Schüler die Hauptpersonen des Dramas zu nennen, womöglich nach Gruppen geordnet, z. B. die Personen in der Umgebung Götzens, die episodisch auftretenden Gestalten. — Bei einzelnen unachtsamen Schülern kann man hier eine kleine Aufmerksamkeitsprobe in der Weise vornehmen, dass man sie nach den Schicksalen bestimmter Personen im Stücke fragt.

III. Der Ort der Handlung. An die kurze Besprechung, welche über die Träger der Handlung gepflogen worden ist, schließen sich einige Fragen über den Schauplatz derselben, über wichtige örtliche Umstände, über den Wechsel des Schauplatzes (Einheit des Ortes). Derartige Betrachtungen können mitunter zu ausgeführten Situationszeichnungen erweitert werden.

IV. Die Zeit der Handlung. In Bezug auf die Zeit (vorzugsweise bei historischen Dramen) werden jetzt gleich die wichtigsten Angaben über den historischen Hintergrund des Stückes gemacht, und zwar theils aus dem Stücke selbst, theils aus dem geschichtlichen Unterricht. Eine nähere Erörterung, inwiefern sich Geschichte und Drama entsprechen, und inwiefern sie in einzelnen Punkten voneinander abweichen, gehört an eine spätere Stelle.[1])

V. Besprechung der einzelnen Scenen. Bei der Besprechung derselben wird in erster Linie nach dem Gesammtinhalt gefragt, dann werden in knappster Form inhaltliche und sprachliche Einzelheiten (doch voneinander getrennt) erörtert. Hier kommen auch Vordeutungen, Fälle tragischer Ironie und insbesondere auch jenes Ineinandergreifen, jene Wiederaufnahme einzelner Motive zur Sprache, welche Goethe als „Verzahnung“ bezeichnet hat. Hierauf wird das Verhältnis der Scene zum Vorausgehenden ins Auge gefasst. Manche Scenen haben im Verlaufe der Handlung hauptsächlich eine abschließende, manche eine vorbereitende Bedeutung (Scenenbündel), manche Scenen haben einen mehr illustrativen Charakter (Volksscenen in „Egmont“, verschiedene Scenen in „Götz“). — Oft ist die Frage am Platze, welchen Beitrag eine gerade in Rede stehende Scene zur Charakteristik der Hauptperson oder einer andern Person des Stückes liefere. — Bei einer Monologscene ist anzudeuten, wodurch sie bedingt ist, welchen Zweck sie hat. — Am Schluss der Besprechung eines Actes ist der Fortschritt der Handlung kurz festzustellen.

VI. Übersicht über den Gang der Handlung. Grundidee des Stückes. Auf die scenenweise Besprechung folgt ein kurzer Rückblick über die ganze dramatische Handlung. Sie wird jetzt in Bezug auf ihre Einheitlichkeit geprüft. Ist sie nicht streng einheitlich (Götz, Don Carlos), dann werden die jeweiligen inneren oder äußeren Gründe für diese Erscheinung aufgesucht. — Hier schließt sich naturgemäß die Frage nach der Grundidee an. Doch ist bei der Besprechung dieses Punktes Vorsicht und Mäßigung geboten, denn leicht kann man sich in ganz unfruchtbare Erörterungen verlieren. Überdies setzt eine Discussion über diese Frage meist ein gereifteres Denken voraus, als man von Obergymnasiasten erwarten kann. Dasselbe gilt (allerdings in beschränkterem Maße) bezüglich der sogenannten tragischen Schuld des Helden oder der Heldin.[2])

VII. Schematische Darstellung der Handlung in technischer Beziehung. Es ist mir natürlich nicht möglich anzugeben, ob diesem Punkte der Betrachtung eines Dramas in der Praxis im allgemeinen viel Beach-

---

[1]) Man wird durch Punkt II, III und IV jenen Grundsatz gewahrt finden, der bei erzählenden Lesestücken und kleineren epischen Gedichten in unteren Classen ebensowohl in Anwendung gebracht werden muss, wie bei größeren epischen Dichtungen in den oberen Classen, nämlich scharfe Fixierung der Dichtung nach den Hauptpersonen (Träger der Handlung), nach Ort und Zeit.

[2]) Sehr gehaltvolle Darlegungen über diese Seite der Betrachtung bei Dr. Paul Goldscheider: Die Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Classen höherer Lehranstalten, 1889, S. 18 ff.

tung geschenkt wird oder nicht. Wenn man aber nach den deutschen Aufsatzthemen, wie sie in den verschiedenen Programmen enthalten sind, schließen darf, so möchte ich fast annehmen, dass diese Seite der methodischen Behandlung von Dramen bisher nicht die verdiente Würdigung gefunden habe. Und doch ist sie m. E. für die Totalauffassung eines Dramas für den Schüler geradezu unerlässlich, weil dadurch die Auffassung eines Dramas als Kunstwerk sehr wesentlich gefördert wird. Jedoch die Grundzüge des Aufbaues klarzulegen geschieht auf jene einfachste und sinnreichste Weise, wie sie G. Freytag in seiner „Technik des Dramas“ 4. Aufl. S. 100 ff. entwickelt hat. Dr. Hermann Unbescheid hat dann (in seinem „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lectüre“ 2. Aufl. 1891) die Freytag'sche Schematisierungsmethode auf die Dramen Schillers, die in der Schule gelesen werden, und noch auf einige von Goethe und Lessing mit großer Sorgfalt übertragen und im einzelnen begründet, so dass sein Buch für den Lehrer des Deutschen im Obergymnasium ein ausgezeichnetes Hilfsmittel geworden ist. — Ich kann nun aus Erfahrung bestätigen, dass die Schüler gerade diesem Theile der Betrachtung eines Dramas ein außerordentliches Interesse entgegenbringen und nach einiger Übung mit ziemlicher Sicherheit ein Drama nach seinen „fünf Theilen und drei Stellen“ [1]) analysieren. Man erreicht durch diese Einführung der Schüler in die Organisation dramatischer Schöpfungen zunächst den Vortheil, dass sie einen klaren Überblick über den Bau des jeweiligen vorliegenden Stückes erhalten, man erreicht aber auch den Vortheil, dass sie künftighin nicht urtheilslos Dramen bloß ihrem stofflichen Gehalt nach in sich aufnehmen, dass an die Stelle ungezügelter Schwärmerei ein verständnisvolles Genießen tritt. Auf diese Weise werden die Schüler angeregt, den Pfaden der dichterischen Phantasie mit Aufmerksamkeit zu folgen und sozusagen beim Lesen dem Dichter nachzudichten. [2]) — In den Einleitungen zu unseren Schulausgaben finden sich Dramenanalysen in dem angegebenen Sinne nur ganz vereinzelt.

VIII. Charakteristik der Personen. Hatten wir es bisher hauptsächlich mit der dramatischen Handlung und ihrem Verlauf zu thun, so wendet sich jetzt die Aufmerksamkeit den Charakteren der handelnden Personen zu. Es empfiehlt sich, die Personen nur in den wichtigsten Umrissen zu zeichnen, da zur Ausführung einer detaillierten Charakterzeichnung meist die Zeit mangelt. Für den Vorgang beim Charakterisieren ist jedoch zweierlei zu merken. Man suche bei jeder Person womöglich den Grundzug ihres Charakters zu ermitteln und von diesem weitergehend die Nebenzüge zu entwickeln. Es gilt damit jener oberflächlichen Charakterisierungsmanier entgegenzutreten, die sich meist in Schüleraufsätzen breit macht, und die sich darin gefällt, eine Anzahl Charaktereigenschaften hervorzuheben und unvermittelt nebeneinander zu stellen. Ferner ist es sehr angezeigt, die Personen ihrem Charakter nach nicht zu isolieren, sondern sie nach irgend einem angemessenen

---

[1]) G. Freytag a. a. O. S. 100.
[2]) Vgl. Unbescheid a. a. O. S. 8.

Grundsatz zu gruppieren und auch der von dem Dichter beabsichtigten Charaktercontraste zu gedenken. Ein schönes Beispiel für eine Charaktergruppe mit feiner Abstufung der Charaktere bietet bekanntlich Goethes Tasso: Tasso — Prinzessin — Alfonso — Leonore — Antonio.[1])

IX. Classificierung des Dramas. Charaktertragödie? Romantische Tragödie? Schicksalstragödie? Dramatisches Gemälde? In den meisten Fällen ist die Classificierung schon im Titel enthalten, und es ist nur Sache der Besprechung, dieselbe aus dem Stücke zu rechtfertigen.

Damit wäre die Betrachtung des Dramas selbst abgeschlossen, und jetzt erst, nachdem der Schüler sozusagen festen Boden unter den Füßen hat, kann man Blicke nach rückwärts und vorwärts werfen, jetzt erst ist das zu besprechen, was nicht aus dem Drama herausgelesen werden kann, was nicht direct im Drama enthalten ist, aber zum Drama in näherer Beziehung steht, also zunächst:

X. Die äußere Entstehung des Dramas, d. h. unter welchen Umständen der Dichter zur Conception der Dichtung gelangt ist, zu welcher Zeit, und welche Unterbrechungen dieselbe erfahren hat usw. Während der Unterricht bisher in dialogischer Form vor sich gegangen ist, tritt in diesem und dem folgenden Punkte zum erstenmal die darbietende Unterrichtsform ein.

XI. Vorlage. (Hauptquelle). Der vom Dichter benützte Rohstoff wird den Schülern nur im nothwendigsten Umfange vorgeführt. Alles Nebensächliche, was im Drama keinerlei Entsprechung findet, wird weggelassen. Denn eine eingehendere Vergleichung (z. B. Goethes Iphigenie verglichen mit der Euripideischen) kann nur Sache einer speciellen Aufgabe sein.

XII. Behandlung des Stoffes. Motive der Vorlage wurden ausgeschieden — warum? Andere aufgenommen — woher? (aus dem Wesen des Dichters? aus seiner Umgebung? aus einer bestimmten literarischen Tradition?) Personen der Vorlage wurden weggelassen — warum? Neue Figuren geschaffen — zu welchem Zwecke? Bestimmte persönliche Verhältnisse historischer Gestalten wurden verändert — aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke? Zeitlich auseinander liegende historische Thatsachen wurden zusammengerückt — weshalb? (Form des Unterrichtes dialogisch.)

XIII. Bedeutung des Stückes in der Entwicklung des Dichters. Der Ideengehalt des vorliegenden Stückes oder die Tendenz desselben wird früheren Stücken desselben Dichters oder den Stücken anderer gegenübergestellt. Innere Verwandtschaft, äußere Ähnlichkeit. (Behandlung dialogisch.)

XIV. Sprache, Stil und Form des Stückes. (Dialogisch.)

XV. Aufführung des Stückes und Aufnahme beim Publicum. (In darbietender Form.)

---

[1]) Gute Winke für die Charakterisierung dramatischer Gestalten bietet L. Eckardt: „Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen.“ 3. Aufl. 1883, S. 119 f.

XVI. Literarische Nachwirkung: z. B. Götz — Ritterdramen. (Darbietend.)

Nach dieser größtentheils gemeinsamen Arbeit wird in der nächsten (gewöhnlich in der dritten Stunde) das, was über das Drama als Ganzes erörtert wurde, geprüft, also das was unter die Punkte VI—XVI fällt. Ich pflege dem Schüler allein das Wort zu lassen, denn es handelt sich jetzt um Wiedergabe bekannter Dinge. Da nun die Aufnahme des Prüfungsstoffes vorzugsweise in dialogischer Form vor sich gieng, die Reproduction dagegen in zusammenhängender Rede erfolgt, da überdies jede Frage auf einen ziemlich großen Vorstellungscomplex sich bezieht, so stellen sich derartige Prüfungen zugleich als zweckmäßige Redeübungen dar. Die Aufstellung neuer Gesichtspunkte wird beim Prüfen grundsätzlich vermieden.

Durch die eben skizzierte Art der Betrachtung dürften die Schüler ein klares und auch relativ vollständiges Bild von einem Drama erhalten. Die Zahl der Gesichtspunkte dürfte dem einen oder dem andern der Fachgenossen eher zu groß als zu klein erscheinen. Aber es müssen ja nicht alle Punkte bei einem jeden Drama zur Sprache kommen, auch nicht der eine so ausführlich wie der andere; es kommt eben auf den einzelnen Fall an.

Krumau. Adolf Hausenblas.

Rößler, Dr. K. J., Geschichte der königlich sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig, Teubner 1891. 8°, XII u. 323 SS.

In einem schön ausgestatteten, mit zwei Plänen, die den 1886 begonnenen und 1891 beendeten Neubau der Anstalt darstellen, geschmückten Bande liegt vor uns die ausführliche Geschichte der ehrwürdigen Schule, die sich um den Unterricht und die Wissenschaft so große Verdienste erworben hat. In dem Vorworte berichtet der Verf. über seine Vorgänger, namentlich über den um die Geschichte dieser Schule verdienten Lorenz und über die Quellen, die er bei seiner Arbeit benützte. Dann behandelt er S. 1—94 die äußere Geschichte der 1550 durch den Kurfürsten Moritz begründeten Lehranstalt, S. 95 bis zu Ende deren innere Geschichte bis auf die neueste Zeit. Seine auf gründlichem Studium der Quellen beruhende und anziehende Darstellung wird man mit großem Interesse lesen. In ihr spiegelt sich das ganze Leben Mitteldeutschlands, die Nöthen, welche die Kriege mit sich brachten, die geistigen Kämpfe auf dem Gebiete der Theologie und Pädagogik usw. Die bedeutenden Schulmänner und Gelehrten, welche an der Schule wirkten, werden uns in treffender Charakteristik vorgeführt. Indem wir dem Verf. unseren Dank für seine schöne Gabe aussprechen, können wir nur wünschen, dass die Schule auf der alten Grundlage fortbestehen und blühen möge, als eine Stätte sorgsamer und segensreicher Pflege der classischen Studien.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Q. Horatius Flaccus. Recensuit Guilelmus Mewes. Volumen alterum. Berolini, Calvary 1891. 8°, 188 pag.

Bei der Neubearbeitung der größeren Orellischen Horazausgabe hat Mewes für die Feststellung des Textes aus der großen Zahl der von Keller und Holder für ihre kritische Ausgabe herangezogenen Handschriften sich bloß auf eine Auswahl der maßgebendsten beschränkt, anderseits aber den von jenen Kritikern zu wenig beachteten Lesearten der Blandinii, besonders des Bland. vetust. zu größerer Wertschätzung zu verhelfen gesucht. Um nun auch jenen, die sich nicht im Besitze der commentierten Ausgabe befinden, diesen verbesserten Text und kritischen Apparat zugänglich zu machen, entschloss sich M. zu einem Wiederabdruck derselben. Neu aufgenommen in den kritischen Noten erscheinen nur zwei Bemerkungen, zu S. I 10, 27: oblitos Bentley Haupt, Vahlen und zu v. 31: atqui Bentley, Meineke, Vahlen, dagegen ist zu S. II 2, 35 weggefallen: quid F. In der praefatio werden auch die Lücken, welche einzelne Codices aufweisen, genauer verzeichnet als dies in der großen Ausgabe geschehen ist, daher vielleicht die im kritischen Apparate wiederholten Hinweise darauf, wie zu S. I 4, 122; 10, 40; Epist. I 8, 7 entfallen konnten. — Ein Index enthält die alphabetisch geordneten Anfänge der einzelnen Gedichte. Der Druck ist sehr sorgfältig, S. 52 Note steht deiunde für deinde.

Diese kritische Ausgabe wird für jeden, der sich mit Horaz beschäftigt, unentbehrlich sein.

Detto W. A., Horaz und seine Zeit. Ein Beitrag zur Belebung und Ergänzung der altclassischen Studien auf höheren Lehranstalten. 2., verb. Aufl. Berlin, Gärtner 1892, 8°, VI u. 184 SS.

Diese zweite Auflage zeigt gegenüber der ersten (vgl. diese Zeitschrift 1884, S. 338 f.) keine durchgreifenden Änderungen, doch hat der Verf. den Wünschen der Recensenten zumeist Rechnung getragen und so besonders auf Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung fußend einen neuen Abschnitt über die Werke des Dichters und dessen Stellung in der römischen Literatur eingeflochten (S. 11—17). Weggefallen ist mancher überflüssige Zusatz, am Schlusse des Buches aber, jedenfalls durch ein Versehen, der Abschnitt X (die Sentenzen des Dichters) um ein gutes Stück, Politisches und Charakteristik der Lebensalter enthaltend, zu kurz gekommen. Bei genauerer Durchsicht des Buches hätten aber noch manche einzelne Mängel, besonders des Ausdruckes beseitigt werden können. Sehr

709, κ 105, Υ 335, λ 127, ο 441, ψ 274, ω 260, Φ 578 sind stets medial. 3. Δειμαίνω hat Ω 354—357 im medialen Futurum Passivbedeutung. 4. Ἔχω ist medial Φ 342—345, Π 248, Ρ 696 = Ψ 397 = δ 705, Υ 172, ι 472, passiv λ 277—279 und λ 334 = ν 2 nach Vergleichung mit Ζ 398, Π 109, Ρ 368, Ρ 644, Σ 130, 197, ϑ 182, ι 145, ε 123, ι 168 und ν 200. 5. Κραίνω hat Ι 625—626 passive Futurbedeutung. 6. Κρίνω steht π 269, sowie Σ 209, Β 385, ω 507 im medialen Präsens, διακρίνω im pass. Aorist Γ 98, 102, Π 306, ω 532. 7. Κτείνω und die Composita ἀποκτείνω und κατακτείνω stehen überall passivisch, so der Indicativ des Aoristes Ο 437, Ρ 472 verglichen mit Ε 558, Λ 691, Ν 780, γ 108, δ 537, des Futurums Ξ 481, das Particip κτάμενος Γ 375, Δ 494, Ε 21, 28, Ν 262, 660, Ο 554, Π 757, Σ 337 = Ψ 23, Σ 499, Χ 75, Ψ 775, π 106, χ 401 = ψ 45, χ 412, Χ 72, Φ 146, 301. Letzteres steht nicht perfectisch, aoristisch nur Ο 554, Σ 337, Δ 494, Ν 660, Ψ 23 = Σ 337, Φ 146 und Χ 73. 8. Λείπω ist überall medial, auch Π 294 (?). 9. Λύω hat passive Bedeutung Φ 114 = ω 345, δ 703 = ψ 205, ε 212, χ 68, ι 297, Η 16, Ο 435, Π 341, Ω 1 verglichen mit Π 805, Σ 31, σ 341, Ρ 298, δ 794 = σ 189, ϑ 360, Ε 296 = Θ 123 = Θ 315. 10. Οὐτάω steht in den Formen οὐτάμενος und οὐταμένην Λ 659 = 826 = Π 24, Ν 764, Ξ 128, 379, 518, Ρ 86, λ 40, die sämmtlich perfectisch zu fassen sind. An den vier ersten Stellen ist das Particip mit βεβλημένος verbunden (vgl. λ 535—536). 11. Πείθω hat passive Bedeutung im Aorist und medialen Futurum. Letzteres behielt dieselbe auch in der classischen Prosa (πείσομαι = πεισθήσομαι), was nur als Nachwirkung aus homerischer Zeit aufzufassen ist. 12. Πέρθω und διαπέρθω stehen passiv Ω 729, Π 708, ο 384 verglichen mit Β 374 = Δ 291, Ν 816, Μ 15. 13. Πίμπλημι und ἐμπίπλημι haben in den Formen πλῆτο und πλῆντο ξ 267 = ρ 436, Φ 300, 16, Σ 50, Ρ 499, ϑ 57, Φ 607, Ψ 777, ϑ 16, μ 417 = ξ 306—307 passive Bedeutung, wenn wir neben ξ 267 stellen Υ 156 und Θ 214, neben Ρ 499 = Ρ 211 und Ρ 573, neben Φ 607 und ϑ 16 die Stelle Π 349. 14. Σεύω, 15. Συμφέρω (Θ 400) sind medial. 16. Τελευτάω Ν 100, ϑ 506—510, ι 510—513 passivisch. 17. Τελέω und ἐκτελέω. Mit οἴω, οἴομαι, ἔλπομαι, φημί verbunden steht im passiven Sinne τελέεσθαι Α 204, Η 353, Μ 217, α 201 = ο 173, γ 226, π 347, χ 215, ψ 284, mit μέλλω Β 36, β 156. Dass τελέεσθαι an diesen Stellen Futurum ist, zeigen Stellen wie Μ 66, Ν 747, Τ 64, υ 180, ρ 7 und Β 694, 724, Ε 205. Die passive Bedeutung erhellt aus δ 663—664 = π 346—347 und ξ 159 und τ 305. 18. Τεύχω hat im medialen Futurum gewöhnlich auch mediale Bedeutung, nur Ε 652—654 = Λ 443—444 ist passiv zu fassen. Vergleiche Μ 345, Φ 585, 322. 19. Τρέω ist Μ 65—66 passivisch. 20. Φϑίνω, ἀποφϑίω und ἐκφϑίνω. φϑιμένου ist Π 581 passiv; denn Π 585 ist zu κεχόλωσο δὲ κῆρ ἑτάροιο φϑιμένοιο zu ergänzen und die Stelle gleicht dann Δ 494, Ν 660, Σ 337, Υ 23. Auch Σ 499 steht ἀποφϑιμένου und ι 161—164, μ 327 = 332 der mediale Aorist passivisch. 21. Φιλέω hat passives Medialfuturum in α 123, ο 281. Vergleiche Ν 628 und den passiven Gebrauch von φιλήσομαι in der classischen Prosa. 22. Χέω endlich und die Composita haben im medialen wie im passiven Aorist reflexiven Sinn. So manches wird natürlich nach wie vor subjective Annahme bleiben, zumal die homerische Sprache in eine Art Übergangsperiode fällt, wo unter anderem auch die Bildung der Genera fluctuierte, ein Umstand, der uns lediglich die gleiche Bedeutung medialer und passiver Formen bei Homer erklären lässt.

22. **Hanačík A., Achilles.** II. Theil (čechisch). Progr. des k. k. Gymn. in Prag (Korngasse) 1890, 8°, 45 SS.

Der zweite Theil der vorliegenden Abhandlung handelt in ähnlicher Weise wie der erste unter steter Berücksichtigung der homerischen und außerhomerischen Tradition über Memnon, den Tod des Achilles, über

Polyxena, über den Kampf um Achills Leiche, über seine Bestattung und sein Leben nach dem Tode. Ein Schlusscapitel erwähnt noch den Streit um Achills Waffen, die Opferung der Polyxena, das Traumgesicht Agamemnons, die Polydora, Deidamea, Helena, Penthesilea, Iphigenia, Medea und Neoptolemos. Daran schließt sich eine ausführliche, vielfach apologetisch gehaltene Charakteristik des Helden. Der Wert der Arbeit liegt, wie schon hervorgehoben wurde, in der sorgfältigen Zusammenstellung des ganzen, in der Überlieferung zerstreut niedergelegten, biographischen Details, sowie in einer gewandten, durch geschickte poetische Einlagen anziehend gestalteten Form.

23. Veverka V., Übersetzungsproben aus griechischen Lyrikern (čechisch). Progr. des Comm.-Realgymn. in Wittingau 1890, 8°, 18 SS.

Der Verf. erörtert zunächst die großen Schwierigkeiten, mit denen man bei der Übersetzung alter Classiker in moderne Sprachen überhaupt zu kämpfen hat und die sich speciell bei der lyrischen Poesie der Griechen nachgerade unüberwindlich gestalten und zwar hauptsächlich wegen unserer lückenhaften Kenntnis der antiken Rhythmik und der unzertrennlichen Verquickung der musikalischen und poetischen Verhältnisse, da, wie H. Flach bemerkt, die ältesten Lyriker auch Musiker gewesen sind und die gesammte Kunstlyrik der Griechen erst durch eine epochemachende musikalische Reform — die Erfindung der Tonleiter und der dadurch erzeugten Verbesserung der Flöte und Zither — ermöglicht wurde. Unter solchen Umständen billigt der Verf. im ganzen den Grundsatz, den M. Schmidt in seiner Übersetzung der Olympischen Siegesgesänge Pindars aufstellte, den Pindar so singen zu lassen, wie ein gleichbegabter und gleichgesinnter Dichter des deutschen Volkes unter gleichen Verhältnissen gesungen haben würde. Wo es also möglich war, wurde das Originalmetrum gewahrt, aber der Reim hinzugefügt, anderswo wieder das ursprüngliche Maß beibehalten und endlich ausnahmsweise das Metrum dem Reime angepasst. Die einzelnen Übersetzungsproben werden nach Bergks Ausgabe aus Alkman, Alkaios, Sappho, Ibykos, Anakreon und den anakreontischen Liedern, aus Simonides von Keos, Bakchylides, Mimnermos, Ion von Chios, Archilochos, Simonides von Amorgos, Xenophanes und Theognis geboten. Einzelne Fußnoten enthalten sachliche Erläuterungen.

24. Šafařovic G., Von den Anklägern in Rom (čechisch). Progr. des Communalgymn. in Hohenmauth 1890, 8°, 29 SS.

Der Verf. bespricht nach Zumpt, Friedländer, Lange u. a. das römische Anklageverfahren zur Zeit der Könige, der Republik und der Kaiser, schildert hierauf besonders in Anschluss an A. Duméril: Origine des délateurs et précis de leur histoire pendant la durée de l'empire romain (Annales de la faculté des lettres de Bordeaux 1881), das damals in Rom üppig wuchernde Delatorenwesen, erörtert die Gründe seines stetigen Wachsthums und bietet schließlich nach Tacitus eine chronologisch geordnete Zusammenstellung der berüchtigtesten Angeber und ihrer Verbrechen.

Arnau. F. J. Drechsler.

---

25. Kliment Josef, Über den Einfluss der römischen Monarchie auf die heimische Beredsamkeit (Jaký vliv měla monarchie římská na domácí řečnictví?). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Trebitsch 1890, 8°, 28 SS.

Es wird der Beweis geliefert, dass das öffentliche Leben der Kaiserzeit nur einen ungünstigen Einfluss auf die römische Beredsamkeit üben

konnte. Das stärkste Hindernis bildete die kaiserliche Machtbefugnis selbst, neben welcher der Senat nur ein Scheinwesen blieb; mit dem Schwunde der alten Verfassung geräth auch die Eloquenz auf dem Forum und vor Gericht in Verfall und verliert vollends ihre Bedeutung in den Versammlungen. Im einzelnen wird dann das Verhältnis der Cäsaren zur Beredsamkeit verfolgt und die Abhandlung schließt mit einer Betrachtung der Schulrhetorik. Als neuer Beitrag zu dem nicht neuen Gegenstande kann diese Arbeit nicht bezeichnet werden. Doch ist der Stoff gut und übersichtlich zusammengestellt. Trotz der zahlreichen Citate scheint der Verf. mehr aus zweiten Quellen als aus eigenem Studium der römischen Literatur geschöpft zu haben. Sonst hätte er Gelegenheit gefunden, auch die rhetorische Kunst der römischen Historiker, besonders die des Tacitus, näher zu würdigen. Genauer war auch auf die Beredsamkeit einzelner Cäsaren einzugehen. Des Kaisers Claudius — übertreibend wird er als gänzlich borniertes Individuum dargestellt — rednerische Leistung wird nicht berührt, trotzdem der Vergleich der inschriftlich erhaltenen Rede mit der Überarbeitung des Tacitus ein interessantes Resultat ergibt. Einseitig wird der Verfall der Redekunst zumeist dem schädlichen Einflusse der Despoten zugeschrieben. Aber man vergisst, dass auch die Kaiser bei ihrer Beschäftigung mit Kunst und Literatur dem Geschmacke der Zeit unterlagen. Und Geschmacksverirrungen kehren in der Weltliteratur periodisch wieder, ohne dass dieselben auf Rechnung der Monarchie zu setzen wären. Die so interessante afrikanische Eloquenz hätte mehr Beachtung verdient. Nur vorübergehend wird auch der Einfluss der griechischen Sophistik erwähnt, dem der Verf. bei Erörterung der Suasorien mehr Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Was die Declamationen anbelangt, so kehrt in den Handbüchern traditionell die Auffassung wieder, welche uns diesen Literaturzweig als Product höchster geistiger Beschränktheit und Lächerlichkeit bezeichnen will. Stellt man sich aber auf den Standpunkt der damaligen Schuldidaktik, in der nur die Declamation ihre Existenzberechtigung besass, so wird man bei objectiver Lectüre jenes Urtheil sicher modificieren. Aus den Aufsatzbüchern unserer Schulmänner könnte man manches Seitenstück zu Senecas Sammlung auffischen, und es fällt doch niemand bei, deswegen das Ganze zu verurtheilen. Zu S. 16 der Abhandlung möchte Ref. noch nebenbei bemerken, dass nach H. J. Müllers Ausgabe der Rhetor Seneca allgemein als L. Annaeus Seneca citiert wird, nicht M. Ann. Seneca, und dass es zum mindestens noch immer controvers ist, ob der Philosoph auch die unter seinem Namen geführten Tragödien geschrieben hat.

26. Čapek Jos., Zwei Sophonisben (Dvě Sofonisby). Progr. des böhm. k. k. Neustädter Gymn. in Prag 1890, 8°, 14 SS.

Es handelt sich um Feststellung des Verhältnisses von Geibels preisgekrönter Tragödie (1873) zu Guldeners gleichnamiger böhmischer Dichtung (Prag 1875). Zu diesem Zwecke wird der Inhalt der beiden Tragödien ziemlich ausführlich dargestellt, der Aufbau untersucht, die Charaktere der Hauptpersonen analysiert und aus dem Vergleiche das sichere Resultat gewonnen, dass Guldeners Werk von Geibel völlig unabhängig geblieben ist. Verschieden ist nicht nur das Technische der Composition, sondern auch die Idee, auf welcher der tragische Conflict beruht, verschieden die Charakterzeichnungen. Anklänge von Reminiscenzen an Geibel sind selten zu finden. Der Verf. hat also seine Aufgabe gelöst. Ref. muss aber anmerken, dass die Beschränkung auf Geibels Gedicht den Wert der Untersuchung ziemlich beeinträchtigt. Dieser Gedanke muss sich bei jedem böhmischen Leser natürlich einstellen. Denn mag es auch von Interesse gewesen sein, zu erweisen, dass Guldener in der Gestaltung des antiken Stoffes selbständig vorgegangen ist, so war es doch bei einem Thema von so allgemeiner Verwendung, wie es das hochtragische Schicksal der

edlen Sophonisbe ist (man vgl. jetzt die Göttinger Dissertation von A. Andrä: Sophonisbe in der französischen Tragödie mit Berücksichtigung der Sophonisbebearbeitungen in anderen Literaturen; der I. Theil, die französische Literatur behandelnd, ist 1890 in Oppeln erschienen), angezeigt, nicht nur die hervorragenderen Erscheinungen der Weltliteratur heranzuziehen, sondern auch eingehender die zweite böhmische Sophonisbe, J. Durdíks 'Karthaginka', zu vergleichen. Eine solche Untersuchung hätte den Wert und das Verhältnis beider Gedichte festgestellt und einen verdienstlichen Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte geliefert. Dass in der böhmischen Literatur solche nach den Gesetzen der neueren rationellen Kritik ausgeführte Einzelstudien durchaus nicht überflüssig sind, wird wohl von niemand bestritten.

Prerau. Alois Fischer.

---

27. Filzi J. B., Über moralisch-praktische Erziehung und über den Wert der Homerlectüre für dieselbe. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mitterburg 1890, 8°, 29 SS.

Seit Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung hört man immer wieder die Behauptung, dass die modernen Dichter den alten an Ideengehalt weit überlegen seien. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht lässt sich schon an den homerischen Dichtungen zeigen, aus denen ein ganzes Lebensideal hergestellt werden kann. Einen Theil dieser Aufgabe hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung zu lösen unternommen, aber freilich nicht viel davon durchgeführt. Nach einer entbehrlich scheinenden Einleitung über die Bildung des Charakters werden fast nur die Familienverhältnisse besprochen und dabei das Selbstverständlichste mit Beispielen bestätigt, alles andere dagegen kurz abgethan. Durch eine zweckmäßigere Eintheilung hätte die Arbeit an Wert gewonnen. Im einzelnen finden sich hie und da Missverständnisse und auch der sprachliche Ausdruck gibt manches zu bessern, aus dem ganzen aber spricht eine Gesinnung, die Anerkennung verdient.

28. Klement, Dr. K., Bemerkungen zum Unterrichte in der deutschen Grammatik. Progr. des Comm.-Obergymn. im XIX.[1] Bezirke von Wien 1890, gr. 8°, 29 SS.

Die Abhandlung geht von der irrigen Voraussetzung aus, dass durch die neuen Instructionen die deutsche Grammatik in einigen Classen Selbstzweck geworden sei. Grammatik darf an der Schule nie Selbstzweck sein. Dass die deutsche Grammatik in den beiden untersten Classen bei uns nur dem Lateinunterricht zu dienen hat, sieht der Verf. selbst ein. Ebenso weiß er, welche Beschränkung der grammatische Unterricht in der fünften und sechsten Classe jüngst erfahren hat. Und worin die Bestimmungen für die fünfte Classe etwa zu weit greifen, das dürfte durch die Praxis auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Aber eben diese Bestimmungen geben dem Verf. Anlass, hier einen Abriss der Substantivdeclination vorzulegen, wie er sich ihn den Schülern gegeben denkt. Es ist eine eingehende Darstellung nach Stämmen unter gelegentlicher Berufung auf die Casusbildung im Lateinischen und Griechischen, wovon die Schüler nicht viel wissen. Der Versuch dürfte schon daran scheitern,

---

[1]) Da uns zwei Anzeigen vorliegen, wollen wir ausnahmsweise beide bringen, um die verschiedenen Anschauungen, die über diesen Punkt obwalten, zu constatieren. Anm. d. Red.

dass die Mehrzahl der Lehrer dieser Stufe nicht fachmäßig gebildet ist. Aber auch Fachmänner dürften sich hüten, eine Darstellung zu geben, die gerade das Gegentheil von dem Beabsichtigten erzielen würde. Was den Schülern vom Neuhochdeutschen aus begreiflich ist, z. B. die Umlautbildung, noch geläufige alterthümliche Wendungen, Eigennamen u. dgl. mehr, vorzubringen wird der Lehrer gewiss nicht versäumen. Alle Versuche aber, darüber hinauszugehen und den Schülern Anschauungen vorzutragen, die eine Kenntnis älterer und ältester Sprachzustände voraussetzen, müssen in Zukunft ebenso misslingen als bisher.

29. Blumer J., Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. Progr. der Comm.-Oberrealschule in Leitmeritz 1890, gr. 8°, 84 SS.

Der Verf. gibt in dem Vorliegenden nur einen Theil der von ihm übernommenen Arbeit. Er behandelt vom Genuswandel nach der Bedeutung zunächst das natürliche Geschlecht, dann das grammatische Geschlecht und zwar bei den Namen von Thieren, Pflanzen, Mineralien, Örtlichkeiten, Körpertheilen, Baulichkeiten, kirchlichen, gelehrten und sprachlichen Dingen, Kriegsachen, Kleidungsstücken. Der zweite Theil soll außer dem Schluss des ersten die Besprechung des Genuswandels nach der Form bringen. Es ist eine fleißige Arbeit, die nur begreiflicherweise nichts Neues bietet. Wenn der Verf. seine Mühe nicht als verloren ansehen will, muss er die Schrift in den Buchhandel bringen.

Wien. Johann Schmidt.

---

30. Grudziński St., Lenore in Polen. Progr. des k. k. Obergymn. in Bochnia 1890, 8°, 40 SS.

Der Verf. vermuthet in einer polnischen Ballade, die er dem Volksmunde abgelauscht hat, das Original zu Bürgers „Lenore" gefunden zu haben. Er theilt den Urtext und eine wortgetreue Übersetzung desselben mit; trotz einiger Wendungen, die an Bürger anklingen, kann ich nicht glauben, eine Beeinflussung des deutschen Gedichtes sei von hier ausgegangen und möchte vielmehr annehmen, dass ins polnische Volkslied einige Züge des vielbekannten und, wie ich aus des Verf.s Schrift entnehme, auch in Polen mehrfach übersetzten und nachgeahmten Gedichtes Bürgers gekommen sind. Der Verf. hat außerdem fünf Prosaerzählungen aus Polen und Kleinrussland mitgetheilt, welche den Lenorenstoff behandeln und in wertvoller Weise unsere Kenntnis von dieser in Europa allgemein verbreiteten Sage bereichern. Endlich enthält die Abhandlung eine Darstellung der Aufnahme der Bürger'schen Ballade in Polen und weist die verschiedenen Dichtungen nach, welche durch Anregung derselben entstanden sind. Unter anderem theilt der Verf. auch ein in Urfahr bei Linz gedrucktes Volkslied mit, welches er mit Recht als grässliche Entstellung der Bürger'schen Ballade bezeichnet. Der Verf. hat auf die Sammlung seines Materials Zeit und Mühe verwendet und durch die Arbeit unsere Kenntnis der Lenorensage in dankenswerter Weise bereichert.

31. Klement, Dr. K., Bemerkungen zum Unterrichte in der deutschen Grammatik. Progr. des Communal-Obergymn. im XIX. Bezirke von Wien 1890, 8°, 29 SS.

Die Lectüre des Schriftchens, von welchem in Karl Graesers Verlag ein Separatabdruck erschienen ist, kann den Fachgenossen bestens empfohlen werden. Der Verf., welcher als classischer Philologe mit dem

deutschen Unterrichte am Untergymnasium zu thun hatte und sich in das Historische der deutschen Grammatik tüchtig eingearbeitet hat, stellt sich auf den Standpunkt der Instructionen, nach welchen bereits in der III. und IV. Classe der grammatische Unterricht mit Rücksicht auf die Fortentwicklung der lebendigen Sprache ertheilt und dadurch der grammatischen Aufgabe des Obergymnasiums vorgearbeitet werden soll. Nun sollte sich allerdings nach der Forderung der Instructionen die Sprachbetrachtung auf ältere Sprachstufen nur insoweit beziehen, als das gegenwärtige Deutsch noch Reste älterer Formen beispielsweise in Zusammensetzungen und formelhaften Constructionen aufweist. Doch ist es keine Frage, dass es geradezu unmöglich ist, so bald man durch derartige Überreste in eine frühere Sprachstufe geführt wird, diese unberücksichtigt zu lassen. Man ist bereits mitten im Historischen! Die Instruction bewegt sich in einem Zirkel, und seit das Mittelhochdeutsche am Gymnasium wieder zugelassen ist, ist jenes Verbot überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen. Natürlich muss davor gewarnt werden, sich von dem eigentlichen Ziele zuweit zu entfernen, und die Vorführung älterer Formen wird in sparsamem Maße und in den unteren Classen nur ganz ausnahmsweise vorkommen.

Aus der Lectüre der oben genannten Arbeit scheint mir hervorzugehen, dass der Verf. in diesen principiellen Punkten mit mir übereinstimmt. Er ist der Ansicht, dass die gesicherten Resultate der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft nicht nur der lateinischen und griechischen, sondern auch der deutschen Schulgrammatik zugute kommen sollen. Er macht in seiner Abhandlung den Versuch, eine schwierige Frage zu lösen, über welche ich während meines vorjährigen Unterrichtes in der III. Gymnasialclasse gleichfalls viel nachgedacht habe; wie nämlich bei der zusammenfassenden Behandlung der Substantiva diese mit Hinblick auf die gegenwärtige Flexion nach Stämmen geordnet werden können. Der Verf. geht bei seiner Eintheilung gewiss sehr verständig zuwerke, ich habe aber doch das Bedenken, er gehe mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zeit und die Fassungskraft der Schüler etwas zu weit, und würde wünschen, dass sich sein Schema vereinfachen ließe.

Die einleitenden Blätter, welche in Kürze die Geschichte des Unterrichtes in der deutschen Grammatik an den Gymnasien Österreichs skizzieren, werden manchen Lesern ebenfalls willkommen sein.

Wien. F. Prosch.

---

32. Klement K., Einige Notizen über den Magistrat der kgl. Stadt Mähr.-Neustadt im XVII., beziehungsweise im XVIII. Jahrhundert bis zu seiner gänzlichen Umgestaltung durch das Hofdecret vom 24. Februar 1786. Progr. des Landes-Realgymn. in Mähr.-Neustadt 1890, 8°, 30 SS.

Den Stoff zu dem dankenswerten Aufsatze entnahm der Verf. den Acten, welche in der dortigen Rathhauscapelle, die 1782 aufgelassen wurde, aufgespeichert sind; sie gehören zumeist dem XVIII. und der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts an, nur ausnahmsweise greifen sie ins XVII. Jahrhundert zurück.

Den sieben kgl. Städten Mährens, zu welchen Neustadt gehörte, stand die freie Verfügung über das Gemeindevermögen, sowie die Ausführung derjenigen Geschäfte zu, welche jetzt die politischen und Justizbeamten der unteren und mittleren Instanz besorgen. Das ausübende Organ war der Magistrat, dessen jährliche Erneuerung — eigentlich nur eine gegenseitige Wiederernennung der bisherigen Mitglieder — mit großen

Auslagen verbunden war, welche Leopold I. umsomehr zu beseitigen suchte, als die Städte die Interessen ihrer Schulden nicht bezahlen konnten. Doch erst Maria Theresia schuf hierin bessere Zustände.

Weiterhin wird die Einrichtung des Magistrats behandelt, dessen frühere Eintheilung in einen äußeren und einen inneren Rath 1726 aufgehoben wurde; dasselbe kaiserliche Rescript verminderte die Zahl der Rathsmitglieder auf 10 und setzte für wirtschaftliche Fragen einen Bürgerausschuss ein. Dass der Rath nicht allzu eifrig war, beweist die Verordnung von 1727, welche bestimmte, wie oft, wie lange und an welchen Tagen wöchentlich Sitzungen abzuhalten seien! Wichtig ist dann namentlich die kaiserliche Resolution von 1734, derzufolge für die Rathsstellen besonders „juridice literata Subjecta“ zu berücksichtigen seien; doch gab es 1751 im Rathe erst einen einzigen Juristen und niemals mehr als drei. Joseph II. verfügte, um an Pensionen zu ersparen, dass bei den Nachwahlen pensionierte Officiere gewählt werden sollten (die Rathsstellen waren besoldet).

Das letzte Viertel des Aufsatzes handelt von den Hauptzweigen der Magistratsverwaltung, die nicht am besten bestellt war; konnte doch, wie ein kaiserl. Erlass vom J. 1727 beweist, der damalige kgl. Richter, d. h. das landesfürstliche Controlsorgan, die Stadt „theils auch ohne des sametlichen Magistrats Vorwissen“ mit 23.000 fl. Schulden belasten!

33. Schmidt K. A., Beiträge zu einer Reform des geschichtlichen Unterrichtes an der Oberrealschule. Progr. der k. k. Oberrealschule im III. Bezirke in Wien 1890, 8°, 38 SS.

Der Verf. geht von der Klage der Überbürdung aus; er bezeichnet seinen sehr lesenswerten Aufsatz als einen Beitrag zur Lösung dieser Frage. Nachdem er der Anschauung Ausdruck gegeben hat, dass an der Realschule neben dem Unterrichte in den modernen Sprachen der in Geographie und Geschichte am dringendsten einer ausgiebigen Entlastung bedürfe, weist er überzeugend nach, dass gegenwärtig in der 5. Classe die römische Kaiserzeit, in der 6. die österreichische Geschichte, in der 7. die allgemeine nach 1815 viel zu kurz komme und dass außerdem keine Zeit für ersprießliche Wiederholungen übrig bleibe. Diesen Übelständen kann nur durch eine bedeutende Einschränkung des Lehrstoffes abgeholfen werden; er empfiehlt: 1. Beseitigung des Unterrichtes in der Geographie an der Oberrealschule; 2. die Culturgeschichte soll in die allgemeine Geschichte verarbeitet, die Kunstgeschichte dem Zeichenunterrichte überlassen werden; 3. der Lehrstoff, namentlich der kriegsgeschichtliche, soll gründlich gesichtet; 4. der Unterricht an der Unterrealschule auf griechische, römische, deutsche und österreichische Geschichte beschränkt werden. Im weiteren Verlaufe wird die Abhandlung theilweise zu einer Kritik unserer Lehrbücher der Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen; die wichtigsten Wünsche des Verf. sind: Anführung der Quellenstellen, innige Verbindung der politischen und der Culturgeschichte, eingehende Gliederung des Stoffes, Beschränkung der Kriegsgeschichte, Behandlung der römischen Kaiserzeit nach sachlichen Gesichtspunkten, Berücksichtigung der Ranke'schen Weltgeschichte.

Der Aufsatz bekundet eingehende Kenntnis der einschlägigen didaktischen Literatur, volle Wertschätzung des geschichtlichen Unterrichtes und ein sicheres Urtheil über dessen Bedürfnisse.

Villach. A. Zeehe.

---

34. Sofka F., Allgemeine Bemerkungen über das Freihandzeichnen. Progr. der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke (Margarethen) in Wien 1890, 8°, 25 SS.

Der Verf. bespricht den Nutzen des Freihandzeichnens in didaktischer und allgemein bildender Beziehung. Die »Bemerkungen« würden auch einleuchtend sein, ohne das langathmige Citat aus dem verzopften Schriftsteller und »Kunstmaler« Joh. Merken von 1782, welches doch nur den Rang eines Stil-Curiosums beanspruchen kann. Es wird dann eine Zusammenstellung der verschiedenen Baustile geboten, wobei merkwürdigerweise dem »Holzbaustil« neben der »Renaissance« und der »Barocke« eine selbständige Stellung angewiesen ist. Zum Schlusse werden über die in der Schule geübten Techniken des Zeichnens einige praktische Bemerkungen und Winke gegeben.

Graz. J. Wastler.

Entgegnung.

Jahrgang 1891, S. 1040 f. ist eine Recension meiner Abhandlung über Platons Euthyphron erschienen, in welcher der Hr. Ref. anlässlich der Athetese der Worte: τὸ γὰρ θεομισὲς ὂν καὶ θεοφιλὲς ἐφάνη (Euth. 9. c. XI.) folgende Erörterung gibt: »Ob der Verdacht des Verf.s in dieser Hinsicht begründet ist, mag dahingestellt bleiben. Mir wenigstens scheint der logische Zusammenhang der zu sein: Durch den Beweis, dass etwas allen Göttern missfällig sei, würde für die Definition des ὅσιον kein Anhaltspunkt gewonnen sein, zumal sich herausgestellt hat, dass es Fälle gibt, in denen diese Thätigkeit den einen Göttern wohlgefällig, den anderen dagegen missfällig erscheint; es müsste daher zuerst constatiert werden, in welchem Verhältnisse die Begriffe des θεοφιλές und θεομισές zu dem Begriffe des ὅσιον stehen.«

Diese Erörterung steht im directen Widerspruche mit der Logik und jenem allbekannten Barbaralehrsatze, wornach das allen Göttern Wohlgefällige auch jedem einzelnen Gotte ohne Ausnahme wohlgefällig sein muss. Auch der Hinweis des Hrn. Ref. darauf, dass dies eben in unserem Dialoge sich herausgestellt hätte, ist ganz verfehlt. Denn obwohl hier — in der negativen Hälfte des Dialoges — der eingebildete, aber beschränkte Religionsweise Euthyphron falsche und unwürdige Ansichten über Streit und Kampf unter den Göttern vorbringt, so wird er doch von Sokrates widerlegt und belehrt, dass wenn er die Götter zum Maßstabe der Sittlichkeit nehmen will, er solche unwürdige Begriffe von denselben fallen lassen müsse, welchem Verlangen Euthyphron auch willig Folge leistet. Diese Behauptung ist also kein allgemein giltiger Grundsatz und kein ὁμολογούμενον, auf dem weitergebaut werden könnte, sie dient anderen Zwecken. — Aus eben demselben Grunde hätte der Hr. Ref. die Athethese jener Worte nicht in Zweifel ziehen sollen. Sie sind an jener Stelle unmöglich, denn da wird an eine Meinungsverschiedenheit unter den Göttern nicht mehr gedacht und in der ὑπόθεσις steht ausdrücklich ἅπαντες = τῶν θεῶν οὐδεὶς τὸν τοιοῦτον θάνατον ἡγεῖται ἄδικον εἶναι — mithin muss das, was alle Götter φιλοῦσι oder μισοῦσι, ohne Ausnahme entweder θεοφιλές oder θεομισές sein, und τὸ θεοφιλές kann niemals φανῆναι θεομισές. Also nicht deshalb, weil τὸ θεομισὲς ἐφάνη θεοφιλές, führt jener Definitionsversuch zu keinem Resultate, sondern deshalb, weil, wie ich zur Evidenz gezeigt habe, bloß ein Beispiel des ἀνοσίου gegeben wäre. Sokrates will denselben logischen Fehler, in den Euthyphron zum zweitenmale verfällt, nicht wieder besprechen und bricht die Untersuchung ab.

Wenn der Hr. Ref. weiter bemerkt, es müsse zuerst constatiert werden, in welchem Verhältnisse das *θεοφιλὲς* zum *ὅσιον* stehe, so kommt das daher, dass er den Dialog, wie auch meine Abhandlung nur flüchtig durchgesehen hat, denn sonst würde ihm nicht entgangen sein, dass wir 1. dies nicht erst zu machen brauchen, da dies im Dialoge (cap. XII bis XIII) ausgeführt ist, und 2. dass gleichfalls im Dialoge gezeigt wird, dass das *θεοφιλὲς* den Begriff des *ὅσιον* nicht definieren könne, indem es bloß ein *πάθος*, ein accidens, eine Eigenschaft desselben ist.

Nicht aus Versehen, wie der Hr. Ref. meint, sondern mit gutem Grunde ist S. 13 „der Götter“ in den Text aufgenommen. Er möge die Stelle nur gründlicher untersuchen, und er wird finden, dass dort wirklich *οὐδεὶς οὔτε θεῶν οὔτε ἀνθρώπων* und weiter *καὶ ἄνθρωποι καὶ θεοὶ* steht. — Wenn der Hr. Ref. endlich behauptet: „Über die Richtigkeit meiner Argumentationen S. 43, Z. 12 ff. könnte man streiten“, so dürfte er auch hierin nicht mehr Recht haben. Nach meiner Meinung würde er besser gethan haben, wenn er aus dem Inhalte meiner Abhandlung für den Leser mehr ausgehoben hätte, z. B. dass ich in der ersten Hälfte des Dialoges nur zwei Definitionsversuche angenommen, während ihrer bei Wohlrab noch drei sind — also einer bedeutenden Partie des Dialoges eine andere Bedeutung angewiesen habe.

Tarnopol. Andreas Jazierski.

Erwiderung.

Was der vom Hrn. Verf. in seiner Entgegnung herangezogene sogenannte Barbara-Schlussmodus mit meiner Anzeige über seine Abhandlung zu thun hat, ist nicht einzusehen. Es handelt sich doch nicht darum, ob eine That, welche allen Göttern wohlgefällig ist, auch jedem einzelnen Gotte wohlgefällig sei, sondern darum, ob der Begriff des Heiligen durch den des allen Göttern Wohlgefälligen unter der Bedingung vollständig definiert werden könne, dass es Thätigkeiten gebe, welche den einen Göttern wohlgefällig, den anderen dagegen missfällig erscheinen. Dass aber Sokrates, wiewohl er die Ansicht Euthyphrons über die Meinungsverschiedenheit der Götter in Sachen der Sittlichkeit offenbar nicht theilt, dennoch in seiner Unterredung mit ihm diese volksthümliche Ansicht nicht nur an anderen Stellen, sondern wahrscheinlich auch 9, C, XI berücksichtigt, das folgt nicht nur aus dem, was im Dialoge dieser Stelle vorausgieng, sondern auch besonders aus dem, was derselben unmittelbar unter D nachfolgt (*ὃ δ' ἂν οἱ μὲν φιλῶσιν, οἱ δὲ μισῶσιν κτλ.*). Wenn ich in der kurzen Auseinandersetzung meiner Ansicht über die strittige Stelle hinzufügte: „es müsse zuerst constatiert werden, in welchem Verhältnisse die Begriffe des *θεοφιλές* und *θεομισές* zu dem Begriffe des *ὅσιον* stehen“, so nahm ich natürlich gerade darauf Rücksicht, dass diesem Postulate der weitere Verlauf des Dialoges wirklich entspricht, und ich kann mir nicht erklären, wie denn der Hr. Verf. dazu gekommen ist, mir den Gedanken zu unterschieben, dass „wir das erst zu machen brauchen“. Wenn er weiterhin behauptet, dass er in der polnischen Übersetzung der Stelle 8, IX, B (*Τί δέ; ἀνθρώπων, ὦ Εὐθύφρον, κτλ.*) nicht aus Versehen, sondern aus gutem Grunde neben den Menschen auch die Götter genannt hat, so erwidere ich darauf, dass ein solcher Grund dennoch den Platon selbst nicht bewogen hat, im Sinne des Hrn. Verf.s an dieser Stelle zu schreiben. Ob ich endlich aus der Abhandlung des Hrn. Verf.s dem Leser hätte Mehreres mittheilen sollen, als ich mitgetheilt habe, darüber an dieser Stelle zu streiten, würde ohne lange Auseinandersetzungen, welche der mir hier zugebote stehende Raum nicht verträgt, nicht leicht zu einem Resultate führen. Ich habe in meiner Anzeige über die Abhandlung des Hrn. Verf.s im ganzen günstig geurtheilt und unter

anderen demselben Besonnenheit im Urtheilen nachgerühmt; jetzt muss ich zweifeln, ob ich in dieser letzteren Hinsicht nicht zu weit gegangen bin; jedenfalls berechtigt zu diesem Urtheile nicht die vorliegende Entgegnung.

Lemberg. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

Nekrolog.

Prof. Dr. **Vitus Graber.**

Am 3. März 1892 starb fern von der Heimat in Rom der Professor der Zoologie an der Universität in Czernowitz Dr. Vitus Graber, ausgezeichnet als Mann der Wissenschaft und als Lehrer. Geboren am 2. Juli 1844 zu Weer (Pfarre Kolsass) im Unterinnthal in Tirol als der Sohn eines Sensenschmiedes, besuchte er 1858—1864 das Gymnasium in Innsbruck und bezog dann die dortige Universität, wo er sich vorwiegend naturhistorischen Studien und ganz besonders der Zoologie widmete, auf deren Gebiet er späterhin so Hervorragendes leisten sollte. Sein Lehrer war Professor Dr. C. Heller, an dem er stets mit treuem Herzen hieng. Im Jahre 1866 zog er mit der akademischen Schützencompagnie an die lombardische Grenze und erhielt die Schützenmedaille. Schon während seines Trienniums verfasste er die Abhandlung über die Orthopteren der Umgebung Innsbrucks (sie wurde 1867 in den Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien veröffentlicht), und errang damit den von der philosophischen Facultät ausgeschriebenen Preis. Im December 1867 legte er die Lehramtsprüfung ab und erwarb im Januar 1868 den Doctorgrad. Hierauf begab er sich nach Wien in der Absicht, dort seine Studien fortzusetzen und sich zu habilitieren. Da ihm aber die Mittel fehlten, nahm er die ihm vom k. k. Reichskriegsministerium angebotene Stelle als Lehrer am Gymnasium zu Vinkovce in der Militärgrenze an. Hier gründete er eine meteorologische Station, machte wissenschaftliche Ausflüge nach verschiedenen Gegenden Südungarns und nach Bosnien und verfasste eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die allgemeine Anerkennung fanden. Da er sich zugleich als meisterhafter Lehrer erwies, wurde er im September 1869 zum Lehrer an dem neu begründeten zweiten Staatsgymnasium in Graz ernannt. Dort habilitierte er sich als Privatdocent für Zoologie 1871 und erwarb sich eine solche Anerkennung, dass er schon 1873 auf Antrag des berühmten Zoologen Oskar Schmidt von der Facultät zum außerordentlichen Professor vorgeschlagen wurde. Durch den Besuch der Vorlesungen A. Rolletts über Histologie und Forschungsreisen nach Istrien und Dalmatien erweiterte er seine Kenntnisse und den Kreis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Als die Universität in Czernowitz begründet wurde, erhielt er im Juli 1876 daselbst die Stelle eines ordentlichen Professors der Zoologie. Fast 16 Jahre hat er dort bis zu seinem Tode gewirkt. Die ersten zwei Jahre brachte er fast ausschließlich mit der Einrichtung des zoologischen Institutes zu, für welches er, da ihm kein Assistent zur Verfügung stand, die anatomischen Präparate selbst herstellen musste. Erst 1884 erhielt das Institut die erforderlichen Räumlichkeiten, in welchen er die von ihm unermüdlich bereicherte Sammlung aufstellte. Um diese Sammlung herzustellen, unternahm er 1877 und 1879 Reisen an die Adria, 1884 eine längere Reise nach Deutschland, wobei er die größten zoologischen Institute dieses Landes kennen lernte, und 1888 eine Reise nach Neapel, wo er nach Herzenslust in der Stazione zoologica arbeiten konnte und mit seinen Mitarbeitern Freundschaften anknüpfte, die ihn wahrhaft beglückten. Sein Lehramt in Czernowitz befriedigte ihn nicht. Er klagte, dass die Zahl der Hörer so gering und meistens auf Pharmaceuten beschränkt sei. Nur einen wahren Schüler

habe er gebildet, womit er den Unterzeichneten meinte, der unter seiner Anleitung noch als Student die Abhandlung „Über die Entwicklung des Rückengefäßes und speciell der Musculatur bei Chironomus und einigen anderen Insecten“ (Sitzungsber. der k. Akad. der Wiss. in Wien, math.-naturw. Cl. Bd. 80, 1879) verfasst hatte und dann die Bukowinaer Fauna zu erforschen begann.[1]) Dennoch hielt er viele Vorlesungen, welche sich auch auf Theile der Thierkunde erstreckten, die von seinen Forschungsgebieten weit ablagen. Das Hauptgewicht legte er stets auf die vergleichende Anatomie der Wirbelthiere. Die Gebiete, auf welchen er bahnbrechend gewirkt hat, sind die Erforschung der Sinne niederer Thiere und die Embryologie der Insecten. Mehr als sechzig Abhandlungen, die einen bleibenden Wert besitzen, beweisen, was er geleistet hat. Nur der Fachkundige kann ermessen, was der Verewigte mit dem Mikroskop, dem Mikrotom und eigens ersonnenen Apparaten gearbeitet hat. Seine faunistischen Beiträge aus den Jahren 1867 und 1870 ließen ihn als gewissenhaften und umsichtigen Forscher erkennen; durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Thiere sicherte er sich den Namen eines Beobachters von ungewöhnlichem Scharfsinn. Von seinen anatomischen Abhandlungen betreffen 23 die Insecten, eine die Myriopoden und Arachniden, drei die Würmer, eine die Stachelhäuter und eine die Wirbelthiere. Seine Studien über die Entwicklungsgeschichte beschränkten sich auf die Insecten, waren aber auf diesem Gebiete sehr eingehend, und die 16 hieher gehörigen Arbeiten, besonders die aus den letzten Jahren, nehmen in dieser Literatur den ersten Rang ein. Von großer Bedeutung sind auch sein Lehrbuch für Zoologie am Obergymnasium und die sich daran schließenden pädagogischen Aufsätze über den Unterricht in der Zoologie am Gymnasium. Das originelle, anziehend geschriebene Buch gewann sich auf einmal die Mehrzahl der Gymnasien in Österreich und auch einige Lehranstalten im Deutschen Reiche. Die Facultät in Czernowitz hat ihn durch zweimalige Wahl zum Decan, die Universität durch die Wahl zum Rector 1886 geehrt. Er war Mitglied der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, Ehrenmitglied des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark und corresp. Mitglied der Society of Natural History in Boston. Die Ursache seines frühzeitigen Todes war ein Krebsleiden. Da die Ärzte ihm den Aufenthalt im Süden anriethen, unternahm er eine Reise nach Neapel, wo er in der Stazione zoologica arbeiten wollte. Das h. k. k. Unterrichtsministerium und die k. Akademie der Wissenschaften gewährten ihm Unterstützungen für diese Reise. Aber in Rom steigerte sich die Krankheit so rasch, dass er sich in das Hospital der deutschen Botschaft begab, wo er liebevolle Pflege fand. Hier verschied er am 3. März 1892 in den Armen seines Sohnes stud. phil. Hermann, der ihn begleitet hatte.

Als treuer und dankbarer Schüler lege ich diese Blätter auf das Grab des trefflichen Mannes in tiefer Rührung nieder und danke dem Schwiegersohne des Verewigten, Herrn Universitätsprofessor Dr. Theodor Gartner in Czernowitz für die Hilfe, die er mir bei der Abfassung dieses Nachrufes gewährt hat.

Lemberg. Dr. A. Jaworowski,
Prof. am IV. Gymnasium.

---

[1]) Als Privatdocent hatte er in Graz einen hoffnungsvollen Jünger J. Chadima, herangebildet, der unter seiner Leitung die Arbeit „Über die Homologie zwischen den männlichen und weiblichen Sexualorganen der Orthoptera Saltatoria Latr.“ ausführte, bald darauf aber starb. Graber hat um ihn, wie ein Vater um seinen Sohn, getrauert.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Noch einmal Horaz c. II, 20.

Im II. Hefte dieser Zeitschrift 1891 habe ich S. 100 ff. zu beweisen versucht, dass die Gestalt, welche der Dichter annimmt, eine Sirene sein müsse, jedoch die beiden cruces interpretum, v. 6 quem vocas und v. 13 ocior, nicht berührt. Ich glaube jetzt eine endgiltige Erledigung derselben und zugleich eine Bekräftigung meiner Sirenenhypothese liefern zu können.

Mit Th. Plüss, Horazstudien 1882, S. 179, bin ich der Ansicht, dass die Worte quem vocas vom ultimum vale, welches der liebste Freund dem Todten auf dem Scheiterhaufen nachrief, zu verstehen sind, kann jedoch im weiteren nicht mit ihm übereinstimmen, da er noch an der Verwandlung des Dichters in einen Schwan, wenigstens zum Theile, festhält. Plüss' Erklärung beseitigt alle Schwierigkeiten und Verbesserungsversuche des vielberufenen quem vocas und verschafft zugleich Licht über die ganze Situation, in welche uns der Dichter in dieser Ode versetzt haben will. Der an den todten Horaz gerichtete Abschiedsgruß seines Freundes Mäcenas ist wegen der vorhergehenden Worte neque in terris morabor longius, wegen der sie umschließenden non ego — obibo, das nie im bildlichen Sinne vom Untergange jemandes überhaupt gebraucht wird, sondern stets nur vom eigentlichen Tode, und wegen der letzten Strophe, die offen auf ein Begräbnis hinweist, nur allzu natürlich und geradezu nothwendig. Daher auch die Anrede dilecte Maecenas, eine Verbindung, die durch den Rhythmus so geboten erscheint, dass man die beiden Vocative nicht durch Interpunction trennen und dilecte mit vocas verbinden darf. Dazu vergleiche man die Verse des Letzteren selbst bei Sueton: ni te visceribus meis, Horati, plus iam *diligo*, die Anrede des Horaz care Maecenas c. I, 20, 5, die ganze 17. Ode dieses 2. Buches und überhaupt das innige Verhältnis der beiden Freunde zu einander. Der Sinn von v. 5 ff. ist demnach: Nicht werde ich, armer Leute Kind und schon von Dir als todt beklagt, sterben. Denn, wie

Horaz in der 30. Ode des 3. Buches, einer Ode, die mit unserer in innigem Zusammenhange steht, v. 6 ff. sich rühmt: non omnis moriar, multaque pars mei vitabit Libitinam, so spricht er auch hier die zuversichtliche Hoffnung aus, dass er nach seinem Tode nicht vom Stygischen Wasser werde festgehalten werden, nec Stygia cohibebor unda v. 8. Dass vocare vom Abschiedsgruß an die Todten gebraucht wurde, beweisen u. a. auch Stellen, wie Verg. Aen. I, 219 sive extrema pati nec iam exaudire vocatos und VI, 506 magna manis ter voce vocavi. Vgl. auch Becker-Rein, Gallus[3] III S. 348 f.

Horaz betrachtet sich also in dieser Ode als todt, behauptet aber, er würde nicht in der Unterwelt bleiben, sondern als geflügeltes Wesen in Doppelgestalt mit starkem Fittich über den Neid erhaben die Städte unter sich zurücklassen, um zu den Barbaren zu enteilen und dort berühmt zu werden. Der Gegensatz zwischen den urbes des 5. Verses und den littora gementis Bospori, sowie den Hyperboreos campos v. 14 ff. liegt zutage. Urbes steht an betonter Stelle, zu Anfang des Verses, und muss im Gegensatze zu den später erwähnten Barbaren die römischen Culturstätten bedeuten. In ähnlichem Gegensatze stehen c. I, 35, 9 ff. die barbarischen Dacier und Scythen zu den folgenden urbes und gentes. Wie sehr Horaz und sein dichterischer Freundeskreis durch den Neid und Hass der frondierenden Gegner Augusts persönlich und dichterisch gelitten, erhellt u. a. aus Sat. I, 6, 46 ff. und epist. II, 2. Erst c. III, 30 nach Abfassung der Römerreden und besonders nach dem carm. saec. fühlte er sich als anerkannten Dichter, vgl. c. IV, 3. Zu der Zeit, wo unsere Ode gedichtet ist, hatte er aber noch vom Neide der Mitwelt zu leiden und spricht nicht ohne Humor die Hoffnung aus, er werde, wenn nicht in Rom, so doch anderswo noch als Dichter berühmt werden. Wohl mochten ihm manche bei seinem Versuche, das äolisch-lesbische Lied auf italischen Boden zu verpflanzen, das Schicksal des Icarus prophezeit haben. Aber seines Dichterwertes bewusst, glaubt er — und jetzt kommt die zweite crux oder vielmehr Corruptel — v. 13 iam Daedaleo ocior Icaro.

Die Handschriften lassen uns hier insoferne im Stich, als sie zwischen otior und ocior schwanken oder gar die offenbare Correctur notior bieten. Ocior ist wegen des Hiatus gerade an dieser Stelle unzulässig, notior widerspricht dem Zusammenhange. Denn unmöglich konnte Horaz sich ein Geschick des Icarus wünschen, das noch bekannter gewesen wäre. Alle anderen Conjecturen hier anzuführen oder ausführlich zu widerlegen, verbietet schon der Raum, aber auch der Umstand, dass dabei die Situation, welche das Gedicht voraussetzt, verkannt wurde. Von einem ungewöhnlich und stark beflügelten Wesen zu sagen, es fliege sicherer, kühner, vorsichtiger oder gewitzter als ein Icarus, ist theils matt, theils unsinnig. Offenbar ist die Erwähnung des Icarus ein Seitenhieb

des Dichters auf die Spöttereien, welche ihm dasselbe Geschick bei seinen dichterischen Versuchen vorhergesagt hatten. Wie sehr er sich das zu Herzen genommen, zumal er die Schranken seiner Dichterkraft trotz allen Selbstbewusstseins klar erkannte, zeigt c. IV, 2, 2 ff., wo er vor der Nacheiferung Pindars warnt. Denn ein solcher strebe empor, ceratis ope Daedalea pinnis vitreo daturus nomina ponto. Daraus folgt, dass er hier hoffen muss, er würde auf seinem ungewöhnlichen und starken Fittich, non usitata nec tenui pinni, nicht ceratis ope Daedalea pinnis, kräftiger als ein Icarus, Daedaleo Icaro, zu den Barbaren hinübergelangen. Man beachte die in beiden Oden gewählten Ausdrücke, besonders nec tenui pinna, das offenbar im Gegensatze zu den Fittichen des Icarus steht. Das kann nur *fortior* bezeichnen. Fortis, altlatein. forctus, forctis, von farcire abzuleiten, bedeutet ursprünglich gedrungen, stark, kräftig und wird in dieser eigentlichen Bedeutung in der ganzen Latinität bis auf Hieronymus hinunter gebraucht. So fortis mulier, fortis villicus, fortis equum vis, tauri fortes, animalium fortiora, vites fortissimae, stomachi fortiores, caput (leonis) fortissimum, fortes humeri, plantae fortiores, fortiora ligna, fortia vincula, fortis arundo, vgl. Forcellini. Selbst bei Horaz kommt fortis in dieser Bedeutung vor. Außer den Stellen, wo es bildlich gebraucht noch die Grundbedeutung durchschimmern lässt, findet es sich in eigentlicher Bedeutung epod. 17, 52 fortis puerpera, s. Fr. Ritter z. d. St., Sat. II, 2, 115 fortem colonum, 216 forti marito, epist. II, 1, 39 agricolae fortes, ebenso fortius Sat. I, 10, 15 und epist. I, 14, 4. Die Corruptel ist daraus zu erklären, dass im Archetypus der erste und dritte Buchstabe des Adjectivs, F und R, verwischt oder verblasst waren und der oder die Abschreiber otior lasen und schrieben, das dann zu ocior und notior corrigiert wurde.

Damit wären die anstößigen Stellen erklärt, beziehungsweise emendiert. Die Ode ist also eine Apotheose des Dichters und Umschreibung des allen damaligen Römern der gebildeten Gesellschaft bekannten Epitaph des Ennius: nemo me lacrumis decoret usw. Man beachte die Futura der beiden ersten Strophen ferar, morabor, relinquam, obibo, cohibebor. Der Dichter geht eben als Todter in die Unterwelt, wird aber dort nicht bleiben, sondern in Doppelgestalt durch den lichten Äther dahinschweben. Das scheint ihm so sicher, dass er schon jetzt, wo er als Todter noch auf dem Scheiterhaufen liegt, die Verwandlung zu spüren glaubt, v. 9 ff. iam, iam residunt usw. An die Schenkel setzt sich schon die rauhe Vogelhaut an und oben wird er in ein lichtes Flügelwesen verwandelt. Es wächst ihm nämlich (erklärendes que v. 11!) der Flaum überall (per) an den glatten Fingern und Schultern. Befremden könnte hier der Ausdruck plumae, ein Wort, das den weichen Flaum bezeichnet und also den Anfangsworten der Ode non usitata, nec tenui pinna gewissermaßen widerspräche. Aber einmal liegt der Flaum dem Vogelleibe zunächst und muss bei solcher Verwandlung zuerst wachsen.

Sodann konnte das An- und Nachwachsen der starken Flugfedern als selbstverständlich übergangen werden. Zudem ist ihre Erwähnung durch die folgende Strophe iam Daedaleo fortior Icaro usw. überflüssig geworden. Dieses iam ist nicht müssige Wiederholung des doppelten iam der vorhergehenden Strophe, das beweist seine Verbindung mit dem Futurum visam, sondern es bezeichnet mit den folgenden Worten die weitere Entwicklung, den Abschluss und die Folge der ganzen Verwandlung. Dass Hor. darauf verfiel, eine Sirenenverwandlung mit sich vorzunehmen, findet darin seine Erklärung, dass diese einerseits als Todesgöttinnen mit dem Cultus der Persephone eng verbunden wurden, andererseits das Bild anmuthiger Rede und Kunst waren. Ferner fanden sie in römischer Zeit oft decorative Verwendung auf geschnittenen Steinen und Thonlampen, auf mamornen und thönernen Reliefs.

Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, wie der Dichter sich die Verwandlung denkt. Denn die Sirenen wurden entweder als Vögel mit Menschenköpfen oder nur mit Vogelbeinen und menschlichem Leibe dargestellt. Aber aus v. 10 per digitos humerosque erhellt, dass Hor. sich hier die Sirene als Vogel mit nur menschlichem Kopfe vorstellt, wie auch sein Bewunderer Ovid, met. V. 553 plumas, pedes avium, cum virginis ora geratis und 560 f. artus vidistis subitis flavescere pinnis, virginei voltus et vox humana remansit. Gerade die Vogelsirenen wurden seit ältester Zeit als Zierat an bemalten Todtengefäßen angetroffen und in den älteren Kunstdenkmälern finden wir sie so, z. B. auf einer Hydria von Vulci, ebenso auf bemalten Thongefäßen seit ältester Zeit.

Zwei Bedenken sind mir gegen meine Hypothese geäußert worden, 1. hieße es alb*um* in alitem und v. 15 cano*rus* ales. Hätte Horaz eine Sirene gemeint, so müsste er alb*am* in alitem und cano*ra* ales gesagt haben. Aber in völliger Sirenengestalt hätte Hor. von den Barbaren, zu denen er fliegen wird, nicht erkannt werden können. Er sagt ausdrücklich v. 17 ff. *me* — noscent und v. 20 f. *me* — discet. Die Sirene muss also den Kopf des Dichters behalten. 2. wären die Sirenen nicht so sehr wegen ihres Fluges oder gar wegen ihres starken Fluges bekannt, als vielmehr wegen ihres anmuthigen Gesanges (*σειρήνων λόγοι* usw.). Das ist im allgemeinen richtig. Aber der Dichter will auch nicht wegen seines starken Fluges von den Barbaren bewundert werden, sondern wegen seines bezaubernden Gesanges. Seines starken Fittichs erwähnt er nur im Gegensatze zum Icarus und einen solchen hatte auch eine Sirene. Vgl. die Grabsirene im Louvre, ebenso die athenische bei Baumeister, Denkmäler des class. Alt. III, S. 1645 e. 1701 und 1702. Sie beide haben außerordentlich starke, erstere sogar sehr lange, bis zu den Füßen hinunterreichende Flügel. — Auch Euripides muss den Sirenen hohen und kräftigen Flug zugeschrieben haben. Denn er sagt, Fragm. 903 D.: *χρύσεαι δή μοι πτέρυγες περὶ νώτῳ καὶ τὰ σειρήνων ἐρόεντα πέδιλα*

ἁρμόζεται· βάσομαί τ' εἰς αἰθέρα πουλὺν ἀερθεὶς Ζηνὶ προσμίξων. Mehrere Bronzen ältester etruskischer Kunst stellen sie sogar mit vier Flügeln dar.

Um endlich zum Abschluss über diese Ode zu kommen, müssen wir fragen, ist sie Ernst oder Scherz. Wenn das erstere, so hat O. Jahn, Hermes II, S. 244 f., recht, mindestens die dritte Strophe zu streichen. Denn von einer Verwandlung in einen Schwan kann wegen biformis v. 2 keine Rede sein. Er denkt sich also Horaz als geflügelten Dichter, eine dem Alterthum geläufige Vorstellung. Wollen wir aber die dritte Strophe schützen, so widerspricht dem die Erwähnung der Finger v. 12. Hiernach sagt Horaz nicht, dass ihm auf dem R ü c k e n Flügel wüchsen, sondern an den Fingern und Oberarmen, per digitos humerosque. Denn humerus bezeichnet eigentlich den Knochen des Oberarmes, Cels. 8, 4, dann den Oberarm Prop. I, 20, 45, dann überhaupt den Theil der Schulter, an welchem die Arme sitzen. Statt der Arme erhält also der Dichter Flügel und wird nach den vorhergehenden Worten oben (superne, am Oberleib) in ein lichtes Vogelwesen verwandelt, nachdem sich schon die rauhe Vogelhaut an die Schenkel angesetzt hat. Das bedeutet doch wohl die Verwandlung der Beine und d e s L e i b e s in einen Vogel. Dass aber noch etwas von seiner menschlichen Gestalt bleiben muss, zeigt biformis an, welches nur ein aus zwei verschiedenen Gestalten, hier ein aus Menschen- und Thiergestalt geformtes Doppelwesen bezeichnen kann. Also muss der Kopf des Horaz bei der Verwandlung menschlich bleiben. Einen Schwan nun mit menschlicher Kopfgestalt anzunehmen, widerstreitet aller Überlieferung und ist geschmacklos. Zudem hätte bei der Verwandlung in einen solchen der diesen Vogel so charakterisierende Hals erwähnt werden müssen. Man vergleiche Ovids Beschreibung des verwandelten Cycnus, Met. II, 367 ff. canaeque capillos dissimulant plumae, *collumque a pectore longe porrigitur* usw.

Noch könnte man mir den Einwand machen, dass die Verwandlung eines Dichters in eine Sirene ohne Beispiel wäre. Das ist richtig. Nur genannt werden sie oder vielmehr einige so, wie Sophokles, Valerius Cato usw. Aber die Verwandlung eines Dichters in einen Schwan ist, wie O. Jahn a. a. O. richtig bemerkt, ebenfalls beispiellos im Alterthum. Gewiss ist ein großer Unterschied zwischen der bildlichen Bezeichnung eines Dichters durch einen Schwan, eine Sirene, eine Nachtigall (Euripides in der Anthologie, Pal. VII, n. 44) und der durchgeführten Verwandlung in ein solches Wesen. Aber wenn Plato rep. X, 620 A den mythischen Sänger Thamyris nach seinem Tode das Leben einer Nachtigall, den Orpheus das eines Schwanes leben lässt und Anthol. Pal. VII n. 62 die Seele Platons mit einem Adler verglichen wird, so konnte Horaz nach diesen Vorbildern veranlasst werden, zu seinem besonderen Zwecke sich in eine Sirene verwandelt zu denken.

Vergleichen wir nun noch den Anfang der A. P., in welcher Horaz, allerdings in starker Übertreibung, die Freunde fragt, ob sie das Lachen verbeißen könnten, wenn ein Maler ein Wesen mit einem Menschenkopfe, Pferdenacken, bunten Federn und einem Fischschwanze darstellen wollte, so werden wir leicht begreifen, dass die Verwandlung in eine Sirene ein Scherz ist, den sich der homuncio lepidissimus, wie August den Dichter nannte, aus Unmuth über seine Anfeindung und die Verkennung seiner Verdienste dem Mäcenas gegenüber erlaubte, überzeugt, dass er von diesem richtig verstanden würde.

Hiernach bitte ich dasjenige zu verbessern, was ich in der Einleitung zu dieser Ode in meiner Ausgabe der lyrischen Gedichte des Horaz, Straßburg, Schultz 1892, gesagt habe.

Straßburg i. E. Prof. H. Müller.

Textkritisches zu Varros Büchern vom Landbau.

I 6, 6 heißt es bei Keil: campester locus is melior, qui totus aequabiliter in unam partem verget, quam is qui est ad libellam aequos, quod is, cum aquae non habet delapsum, fieri solet uliginosus. Für *habet* ist mit dem codex Florent., in welchem sich nicht selten Fehler des Archetyps corrigiert finden, *habeat* zu lesen. Temporales cum ist hier nicht am Platze, man erwartet einen Causalsatz; denn ein Acker der beschriebenen Art (qui est ad libellam aequos) hat eben niemals einen Abfluss.

I 14, 2 wird als dritte Art der Grenzen eines Grundstückes das *saepimentum militare* genannt, bestehend aus einem Damm und Graben. Dann werden die Eigenschaften, die ein solcher Graben besitzen soll, aufgezählt und §. 3 heißt es vom Damm: agger is bonus, qui intrinsecus iunctus fossa. Nachdem hierauf Varro angegeben hat, wo man Schutzvorrichtungen dieser Art findet, fährt er fort: aggeres faciunt sine fossa, eos quidam vocant muros, als ob er früher nicht gesagt hätte, dass nur der Damm gut ist, der mit einem Graben in Verbindung steht. Dies haben die Herausgeber gefühlt und suchten auf verschiedene Weise abzuhelfen. So schrieb Jucundus: aggeres *qui* faciunt etc., Gesner: agg. quidam faciunt s. f., eosque vocant m. Einfacher wird die Schwierigkeit beseitigt, wenn man hinter faciunt ein *et* ergänzt, das leicht ausfallen konnte: Erddämme legt man auch ohne Graben an, und solche nennen manche M. Für et = etiam führt Keil im Commentar S. 61 eine ganze Reihe von Beispielen aus dieser Schrift Varros an.

I 32, 1 si proscideris (sc. terram), offringi oportet, id est iterare, ut frangantur glaebae. Der Zusatz *id est iterare* ist, obwohl sonst solche mit *id est* hinzugefügte Erläuterungen bei Varro ganz gewöhnlich sind (vgl. Keils Comm. S. 38), an dieser Stelle

verdächtig, weil das Wort *offringere* zugleich mit *proscindere* bereits c. 29, 2 und dort sogar zweimal erklärt ist, und weil Varro Erklärungen dieser Art nur dort setzt, wo das Wort zum erstenmal vorkommt. Außerdem ist das Activum *iterare* nach *offringi* anstößig.

II 1, 21 führt Varro aus, dass bezüglich der Krankheiten der Hausthiere auf drei Dinge zu achten sei: nam animadvertendum, quae cuiusque morbi sit causa, quaeque signa earum causarum sint, et quae quemque morbum curatio sequi debeat. Es ist auffallend, dass man bisher an den Worten *earum causarum* nicht Anstoß genommen hat. Denn Varro wollte offenbar Folgendes sagen: Bei Krankheiten der Hausthiere ist zu achten 1. auf die Ursache einer jeden Krankheit, 2. auf die Symptome dieser Krankheiten und 3. auf die Art der Heilung. Was soll also *earum causarum*, Symptome der Ursachen? Es scheint mir demnach unzweifelhaft, dass dafür *eorum morborum* zu schreiben ist, wie sich auch aus dem Folgenden ergibt. V. erläutert nämlich die drei Punkte durch Beispiele, führt einige Krankheitsursachen an, zählt die Symptome beim Fieber auf und setzt endlich die Behandlung der letzterwähnten Krankheit auseinander. Darauf heißt es zum Schluss des §. 23: item ad alios morbos aliae causae et alia signa. Und bezüglich der Krankheiten der Pferde sagt er II 7, 16: de medicina vel plurima sunt in equis et *signa morborum* et genera curationum.

II 3, 2, wo die Eigenschaften, die ein Ziegenbock haben soll, aufgezählt werden, ist überliefert: Hircus mulioris et potissimum pilo albo ac cervice et collo brevi etc. Für *mulioris* haben die Herausgeber nach der Aldina *molliori*, resp. *molliore* geschrieben. Nun erwartet man aber eher die Vorschrift, dass der Bock l a n g e s Haar haben soll, was ein Vergleich mit der betreffenden Vorschrift bei Colum. VII 6, 2 zeigt. Darnach ist *mulioris* vielleicht aus *maiore* verderbt. Für die Verbindung *pilus magnus* habe ich zwar keine Belege zur Hand; da aber V. II 11, 12 von den phrygischen Ziegen sagt: *magnis* villis sunt, so liegt die Annahme nahe, dass man auch magnis pilis sagen konnte. Vgl. ib. 10 capillum et barbam magnam.

II 5, 6 quae sterilis est vacca, taura appellata; quae praegnas, horda. ab eo in fastis dies hordicidia nominatur. So schreibt Keil in der kleinen Ausgabe nach den Emendationen von Orsini und L. Müller für das überlieferte *hordicalia nominantur.* Im Commentar macht er dazu den Vorschlag, das Wort *dies* zu streichen und *hordicidia nominantur* zu schreiben. Allein für die Beibehaltung jenes Wortes spricht der Gebrauch Varros, der dem Namen des Festes in der Regel *dies* hinzufügt, wie man aus einer Reihe von Beispielen aus dem VI. Buche des Werkes de lingua Lat., wo die Bezeichnungen des röm. Kalenders erklärt werden, ersehen kann; so §. 14 dies Tubulustrium. 17 dies Vestalia. 18 dies Poplifugia. 21 Meditrinalia dies. 24 dies Septimontium. 25 Compitalia dies usw.

II 5, 18 quidam habent aut minorem aut maiorem numerum [gregum]. nam apud eum duo tauri in septuaginta matribus sunt. *eum* kann hier nach dem Zusammenhange unmöglich richtig sein, eine genauere Bezeichnung der betreffenden Person ist unentbehrlich. Keil hat *Atticum* aufgenommen, eine Conjectur Orsinis, die sich auf §. 12 desselben Capitels stützt, wo in derselben Sache Atticus zum Vergleich herangezogen wird: habeo tauros totidem quot Atticus, ad matrices LXX duo. *Seium* schlug für *eum* Popma vor, *hunc* Gesner. Mir scheint es näher zu liegen, mit Hinweis auf ebendenselben §. 12 *me* für eum zu schreiben: nam apud me duo tauri in septuaginta matribus sunt, wie ja Vaccius auch im Folgenden bezüglich der Stückzahl der Herden seine eigene Einrichtung als Beispiel anführt: numerum gregum alius facit alium, quidam centenarium modicum putabant esse, *ut ego.* Vgl. ferner I 7, 10. 15. II 3, 10.

II 9, 10 nec non ita panem hordeacium dandum (sc. canibus), ut non potius eum in lacte des intritum. Da der Satz, wie der Zusammenhang zeigt, positiven Sinn hat, so ist das *non* an der zweiten Stelle höchst auffallend, weshalb schon Gesner dieses oder das nach *nec* stehende streichen wollte. Keil hält an der Überlieferung fest und erklärt im Commentar die Wiederholung des *non* durch Nachlässigkeit und Kürze des Ausdrucks. Worin jedoch hier die 'brevitas dicendi' bestehen soll, ist mir unerfindlich, da sich ja der einfache Gedanke ohne Negationen viel kürzer und deutlicher hätte ausdrücken lassen: panem hordeacium dandum in lacte intritum. Ich glaube, dass das zweite *non* zu streichen ist. Denn entweder hat *nec non* wie gewöhnlich positive Bedeutung oder es ist, wie auch sonst einigemal in dieser Schrift Varros, als verstärkte Negation zu fassen. Im letzteren Falle hätten beide Sätze negativen Sinn, der ganze Gedanke also wäre, was er auch in der That ist, bejahend. Nun habe ich aber bereits Varronian. I S. 42 darauf hingewiesen, dass man hier für *nec non* negative Bedeutung nicht annehmen kann. Denn an den drei Stellen, wo *nec non* zusammen eine Negation ergibt, sind diese beiden Wörtchen stets durch ein oder mehrere Wörter getrennt: I 18, 3 *neque* enim, si minus CCXL iugera oliveti colas, *non* possis minus uno vilico habere. 55, 3 *nec* haec *non* minima causa (= und das ist nicht der geringste Grund). 69, 3 *nec* si eum servare *non* potuisset, ... tamen putare se fecisse recte. Derselbe Gebrauch gilt auch für Plautus, bei dem sich *neque* ... *haud* öfters so findet, vgl. Ritschl Opusc. philol. II S. 335. Brix zu Plaut. Men. 371. Andere Stellen bei Varro, die hieher zu gehören scheinen, sind corrupt, so III 10, 2 nec cum iis libenter congregantur, nec non aeque fit mansuetum, wo Keil *non* streicht; I 2, 20 *nec nullae*, inquam, pecudes agriculturae sunt propriae, nisi quae etc., wo Keil *nec ullae* schreibt. Und ebensowenig ist auch an unserer Stelle *nec non* = *nec* aufzufassen. Es bleibt also nur die andere Möglichkeit, nec non =

et zu nehmen, wie es Varro ungemein häufig gebraucht (vgl. Keils Comm. S. 21). Dann hat aber der Hauptsatz positive, der Nebensatz negative Bedeutung, während doch der ganze Gedanke positiv sein muss. Darnach besteht für mich kein Zweifel, dass das zweite *non* zu tilgen ist. Dieses Wörtchen ist auch an einigen anderen Stellen, wo es wie hier in der nächsten Umgebung sich findet, von den Abschreibern irrthümlich hinzugefügt worden, so z. B. III 2, 16.

III 2, 18 Axius, Merula mi, inquit, recipe me quaeso discipulum villaticae pastionis. Ille, Qui simulac promiseris minerval, incipiam, inquit, id est cenam. Dass die Worte *id est cenam* ein Glossem sind, darüber kann kein Zweifel sein. Sie sind es aber nicht bloß wegen ihrer auffallenden Stellung, wie Keil zu I 9, 2 bemerkt, sondern auch deswegen, weil ein solcher erklärender Zusatz in diesem Zusammenhang ganz unpassend ist. Denn mit *id est* erklärt Varro wohl in den referierenden Partien seines Werkes technische Ausdrücke der Landwirtschaft (offringere I 29, 2. occare 31, 1. leviores sationes 44, 3. sicilire 49, 2) oder überhaupt seltenere Wörter (subrumi II 1, 20. mina 2, 6. frendere 4, 17. melium 9, 15) und Ausdrücke (aurea mala II 1, 16). Hier aber im lebhaften Dialog wäre dieser erklärende Zusatz geschmacklos. Anderer Art ist III 4, 1 (a postprincipiis, id est ...), wo die Erklärung für die Mitunterredner nicht überflüssig ist.

Statt *Qui simulac* haben alle früheren Ausgaben: *Quin simulac.* Keil hat die Lesart des Archetyps aufgenommen, nicht ohne Bedenken, wie er im Comm. gesteht: 'qui ex archetypo restitui, quamquam id ab aliis cum vi adfirmandi in initio sententiae positum non inveni.' Diesem bedenklichen *qui* ziehe ich entschieden die alte Conjectur *quin* vor, die übrigens, wie ich sehe, durch eine Parallelstelle gestützt werden kann, wo *quin* ebenso wie hier in der Antwort auf eine Aufforderung steht: I 56 Agrius, Iamdudum, inquit, in villa sedens expecto cum clavi te, Stolo, dum fructus in villam referas. Ille, Em quin adsum. Bevor ich diese Stelle kannte, hatte ich *quoi ille* für *ille qui* vermuthet, eine Änderung, durch welche die Schwierigkeit auch behoben wäre. Quoi konnte leicht zu qui verschrieben werden, und sowie einmal dies geschehen war, lag für einen gedankenlosen Abschreiber die Umstellung zu *ille qui* sehr nahe. Ganz entsprechend heißt es §. 9 desselben Capitels: Axius aspicit Merulam et, Quid igitur, inquit, est ista villa ..? Quoi ille, Num minus etc. Vgl. ferner III 5, 6 Quoi ego. 6, 1 Quoi Merula.

III 3, 8 Sic in secunda parti ac leporario pater tuus, Axi, praeterquam lepusculum e venatione vidit numquam. Es scheint, dass nach *numquam* ausgefallen ist *quidquam*, falls es nicht *nihil umquam* hieß. Denn neben *praeterquam lepusculum* ist ein Object dieser Art zu *vidit* umso weniger entbehrlich, weil es zugleich das Reagens zu dem partitiv gebrauchten *e venatione* bildet: Im

Hasengehege hat Dein Vater einen Hasen ausgenommen niemals irgend etwas vom Wild gesehen. Die von Keil im Commentar zu I 41, 5 angeführten Beispiele des Gebrauches von *praeter* und *praeterquam* bei Varro sind anderer Art als die vorliegende Stelle. An keiner der dort angeführten Stellen wird etwas vermisst, hier ist der Satz ohne die vorgeschlagene Ergänzung unvollständig.

III 7, 11 wird am Schlusse des Capitels Merula, dessen Vortrag Axius und Pica unterbrochen hatten, von dem letzteren aufgefordert fortzufahren: Tu, Merula, sic perge deinceps. *Sic*, welches Victorius und nach ihm alle Herausgeber bis auf Keil weggelassen haben, hat hier keinen Sinn. Keil versucht eine Erklärung desselben in folgender Paraphrase: 'Pica ... admonet illum ut de pastionibus, sicut instituerat, disputare pergat.' Ich schlage die leichte Änderung in *sis* (= si vis) vor, mit welcher allerdings auch die Umstellung in *perge sis* vorgenommen werden müsste. *Sis* wäre hier ebenso passend wie *sodes* in einer ähnlichen Aufforderung am Beginne des 9. Capitels: dic sodes, Merula. Vgl. ferner I 2, 27 Dic sodes, inquit Fundanius. II 1, 26 deme, si vis.

III 9, 3 e quis tribus generibus proprio nomine vocantur feminae quae sunt villaticae gallinae, mares galli, capi semimares, quod sunt castrati. Keil schreibt in der kleinen Ausgabe *qui* sunt castrati, ohne diese Änderung im Commentar zu erwähnen. Aber das überlieferte *quod* ist ohne Zweifel richtig, so auffallend es auch sein mag: wir haben es hier mit einer der vielen etymologischen Spielereien Varros zu thun, an denen auch die Bücher de re rust. nicht arm sind: Varro leitet *capus* von *castrare* her. Dass dem wirklich so ist und demnach kein Grund vorliegt, die überlieferte Lesart anzuzweifeln, dafür finde ich überdies ein gewichtiges Zeugnis bei Columella, der offenbar auch *quod* sunt castrati gelesen und als etymologische Erklärung des Wortes verstanden hat. Er sagt nämlich VIII 2, 3: Sed ex his tribus generibus cohortales feminae proprie appellantur gallinae, mares autem galli, semimares capi, qui hoc nomine vocantur, cum sint castrati libidinis abolendae causa.

III 9, 5 gallos salaces qui animadvertunt, si sunt lacertosi, rubenti crista ... Gesner und ihm folgend Schneider schreiben und interpungieren die Stelle folgendermaßen: *gallos salaces; qui animadvertuntur, si* .. mit Annahme einer Ellipse im ersten Gliede: g. s. (scil. eligat). Diesen Ausweg weist Keil mit Recht zurück. Die Schwierigkeit liegt in *qui*, das keine rechte Erklärung zulässt. Keil hatte es daher in der großen Ausgabe eingeklammert, in der kleinen ließ er es wieder stehen und erklärt es im Commentar, allerdings nicht ohne Bedenken, = aliquo modo. Dass das Wort in dieser Bedeutung hier keinen Sinn hat, ist klar: aus den angeführten Anzeichen erkennt man die galli salaces ganz genau, nicht „irgendwie". Man erwartet nach dem Sprachgebrauche Varros für *qui* etwa *ita:* I 14, 2 fossa *ita* idonea, *si* omnem aquam ... recipere potest. II 2, 2 has primum oportet bonas emere, quae *ita* ab

aetate, *si* neque vetulae sunt neque merae agnae. *Animadvertere* mit folgendem *si* auch sonst: II 2, 4 id ... potest animadverti ... ex forma, si arietes sint fronte lana vestiti bene. 4, 4 boni seminis sues animadvertuntur ... a facie, si formosi sunt verris et scrofa; a progenie, si ...; a regione, si ...

III 10, 1 Transi, inquit Axius, nunc in illud genus, quod non est villa ac terra contentum, sed requirit piscinas, quod vos philograeci vocatis amphibium. in quibus, ubi anseres aluntur, graeco nomine chenoboscion appellatis. *graeco* vor *nomine* ist ein Zusatz Keils, der mir nach dem vorausgehenden *philograeci*, das auch zu *appellatis* Subject ist, überflüssig scheint.

III 16, 9 omnes (sc. apes) ut in exercitu vivunt atque alternis dormiunt et opus faciunt pariter et ut colonias mittunt, iique duces conficiunt quaedam ad vocem ut imitatione tubae. Für *iique duces* vermuthete Gesner *haeque ducis,* Keil schlägt im Commentar *ibique* vor. Meines Erachtens ist die überlieferte Lesart nicht anzuzweifeln. Mit *ii duces* sind die Führer bezeichnet, die sie in die zuvor erwähnten Colonien führen, und es liegt hier dieselbe eigenthümliche Verwendung des Demonstrativpronomens vor, die sich meines Wissens noch an zwei anderen Stellen dieser Schrift findet, nämlich II 7, 13 sunt qui dicant post annum et sex menses eculum domari posse, sed melius post trimum, a quo tempore farrago dari solet. *haec* enim purgatio maxime necessaria equino pecori, und II 2, 7 ubi stent, solum oportet esse eruderatum et proclivum, ut everri facile possit ac fieri purum. non enim solum *ea* uligo lanam corrumpit ovium, sed etiam ungulas ... Keil klammert allerdings das vor uligo stehende *ea* ein, aber mit Unrecht, wie ich schon früher in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1891, S. 608) bemerkt habe. Vgl. ferner de l. l. VII 52: Latrones ... quos postea a stipatione Stipatores appellarunt, et qui conducebantur; *ea* enim merces graece dicitur *λάτρον.*

III 16, 12 primum secundum villam potissimum [scil. melittonas facere oportet], ubi non resonent imagines (hic enim sonus harum [sc. apium] fugae existimatur esse procerum). Das offenbar verderbte Wort *procerum* hat die Erklärer viel beschäftigt. Von den mannigfachen Vorschlägen verdient Scaligers *protelum* noch die meiste Beachtung. Indes ist dieses Wort ein so seltenes und der Ausdruck hic sonus harum fugae protelum est, welcher nach Scaliger bedeuten soll: sie werden durch diesen Schall weit weggetrieben, ein so gesuchter und schwer verständlicher, dass diese geistreiche Vermuthung wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die ganze Wendung kommt mir zu gekünstelt vor für den einfachen Stil dieser Schrift; denn so viele auffallende und entlegene Wörter Varro sonst auch anwendet, in den Büchern vom Landbau sind sie im allgemeinen selten, und wenn sie vorkommen, werden sie meist erklärt. Der Sinn verlangt hier ein Wort wie *causa*, das denn auch einige alte Ausgaben eingesetzt haben. Vielleicht ist in *procerum* nichts anderes zu suchen als *principium*: der Widerhall gilt als Anfang

(Grund) der Flucht der Bienen. Ein ähnlicher Gedanke in ähnlicher Form ist I 47: solum hominis .. semitae fundamentum.

Melk. Dr. Georg Heidrich.

Vielhaberi in libros Pseudocaesarianos adnotationes criticae.

II.[1]) Bellum Alexandrinum.

De auctore belli Alex. Vielhaberum, quamquam hic illic in adnotationibus Hirtium appellat, dubitasse, ex iis, quae ad b. Al. c. 3, 1 adscripsit, elucet: a nostris] *nobis codd.; cf. 19, 6. Nipp. p. 11 propterea mutandum dicit, quod Hirtius bello Alex. non interfuerit; sed videtur b. Al. non ab eodem auctore atque b. g. VIII esse conscriptum.*

Coniecturarum quoque Vielhaberi nonnullae a viris doctis postea repetitae sunt, id quod suo loco adnotavi.

1, 1 temptantur] *disturbantur? sed nescio an codd. aptantur recte se habeat. Oppidum enim esse videtur pars Alexandriae, in qua erat Caesar. Huius munitiones firmantur. Sed quid testudines et musculi? Flor. 2, 13, 59, quamquam non intellexit Hirtii verba, tamen legisse videtur disturbantur vel simile quid.* — — 4 extr. urbis] *[ ].* — 2, 4 XL pedes] *? in insula quidem ipsa aedificia altitudinem XXX pedum non excedunt c. 18.* — 4, 2 auget et] *[et].* — 5, 4 privatis] *[ ].* — 6, 1] *non omni ex parte sanum c. 6 initium. Recte Cassius Dio, qui res Alexandriae gestas fere ex Caes. c. 3 et Hirtio deprompsit de intersaeptis specubus 42, 38 fin. tradit et de Caesarianorum aquae inopia. Videtur post exclusis excidisse ab flumine et pro ipso scribendum Caesare.* — 7, 1 qui non (Rud. Schneider[2]): quin) naves] *quod non.* — 7, 2 ut si mihi — potest.] Vh.i adnotatio ad haec verba mendose confecta ita fortasse legenda est: *haec verba suppositicia loco moverunt vere ab H(irtio) dicta, quibus quid, ne oppidani facerent, timeretur a militibus, indicatum erat.* — 8, 4 adversos et ex munitionibus sustinere] *ab adversis ex munitionibus sustineri* (β) [Schn. adversos munit. sustinere]. — 12, 1 quibus .... et] Ad lacunam a Nipperdeio notatam Vh. adscripsit: *hoc loco deesse videtur insulae munitio ab oppidanis instituta. Hanc instituerant, quod Caesaris copiis auctis (c. 9) et sua classe deleta timebant, ne, cum Pharum turrim iam ab initio teneret (bell. c. 3, 112) totam insulam occuparet et molem ad urbem pertinentem.* — 12, 4 et quantum parvulis navigiis profecissent sentiebant] *? quando?* uncis inclusit Vh. — 17, 2 in oppido etiam illa urbem] *cum a habeat et illam, bcfd et illa in, et illam natum ex et iam in est vestigium inde vocabuli. De sententia Nipp. recte statuit, sed haud scio an praestet Iurinii correctio: 'et illam et urbem uno*

---

[1]) V. Z. ö. G. 1891 p. 385—389.
[2]) Bellum Alexandrinum. Erklärt v. Dr. R. S. Berlin, Weidm. 1888.

tempore tutari p. c.' — 17, 6 Nipperdei et Kraneri lectione, quam Iurinio debent, refutata interrogat Vh: *Lässt sich das Subject zu adplicarunt ergänzen?* R. Schn. post pulsis lacunam statuit, id quod fere respondet his Vielhaberi verbis adlatis; cf. Schn. ad l. — 18, 1 ut — conferantur] *[ ] Quid hoc? Aut glossema eiciendum aut conferrentur scribendum.* — 19, 6 ex mole] *et ex mole.* R. Schn. conicit et mole, quod in textum recepit. — 22, 1 in operibus — militum] *[ ].* — 22, 2 *an 'nec divulgata — cupiditatem' est glossema?* — 23, 1 neque ullum — possumus] *[ ] non fuerunt Alexandrini firmiores secundis Romanorum rebus. Gloss. origo c. 25, 1.* — 24, 2 postularent] *simularent. An 'si quo pacto sentiret (codd.) ea quae postularent' vera esse? (sed cf. paulo infra §. 5).* — 24, 4 contra] *[ ] assumptum ex §. 6.* — 25, 1 *Aut post 'auditum Caesari erat' deest 'aliquid audendum esse' vel simile quid, aut Livii imitatorem agit auctor in periodo componenda.* — 25, 2 commeatu] Coniectura sua quam ad hunc locum fecit Beitr. 23 (cf. Preuß Lex. s. v.) refutata, *'Nunc'*, adnotat Vh., *'legere malim: navibus insidiabantur nostris commeatum portantibus? neque hoc satisfacit. Ex Cassio Dione 42, 40:* συχνοὺς δὲ δὴ περὶ τὰς τοῦ Νείλου ἐκβολὰς, πυρσοῖς, ὡς καὶ Ῥωμαῖοι ὄντες ἐξηπάτων *emendationem petendam puto.* — 25, 3 extr. nulla — feliciter] *[ ].* — 25, 5 conflixisset] *constitisset,* id quod post Fischerum R. Schn. in textum recepit. — 26, 1 in amicitia] *in?* — 26, 1 cum magnis copiis . . . *adducit idque opp.] *cum magnas copias . . adduxisset, id[que] opp.;* (pro adducit β R. Schn. advenit cum Davis.). — 26, 2 extr. praesidiumque ibi suum] *suum?* — 27, 2 inter se] *[ ] de parte fluminis dictum, quod de universo erat dicendum. Cf. Glandorp. et Ciaccon.* — ib. ad litus] *?* — ib. 5 a Delta transire] *?* — 28, 4 variis generibus munitionum] *varii generis munitionibus,* id quod post Oehlerum R. Schn. recepit. — 29, 4 proiectis iis] 'que' adnotat, quae vocula 'proiectis' vocabulo fortasse suffigenda est, sed ita ut 'iis' plane excidat. — 30, 7 qui regione] *?* — 31, 6 ad proximas naves] *[ ].* — 33, 5 Kraner. ita interpungit: reges,] Vh.: reges; — 35, 6 certas opportunitates vidit] *non satis intellego, quid sibi velit 'certas', suspicorque esse mutandum in 'cernebat'; cf. c. 60, 3* [vidit a Forchh. insertum]. — 40, 2 aversa hostibus cessisset] *[aversa] terga dedisse non videtur.* R. Schn. 'adversa (cum Madvigio) h. stetisset', haud scio an melius. — ib. impetum] *primum imp.,* id quod R. Schn. cum Dintero in textum recepit. — 41, 3 post in eos *⟨qui . . ., in eos⟩* supplet Vielh. coll. *App. civ. 2, 91 et infra c. 70.* — 42, 4 captivis . . . sociorum] *aut 'captivis' aut 'sociorum' glossema; [sociorum]?* — 43, 1 Commate post 'venit' deleto non inepte Vielhab. explicat: *'sive . . . confisus' ad antecedentia 'venit . . . difficili' referendum.* — 43, 4 summaque . . difficultate . . pressus] *haud scio, an cum b legendum sit 'summamque . . difficultatem . . passus', cum a certe passus non pressus habeat; sed videndi codd.* R. Schn. adnotat 'pressus' UF, passus TV. —

46, 1 Vh. hoc modo interpungit contra Kran. et R. Schn.: parem esse fortuitae dimicationi, fortunae rem committere noluit vel maluit, ubi ad scriptiunculam suam, quae inscribitur Beiträge eqs. p. 24 revocat legentes. — 52, 2 versum] *[ ]?* R. Schn. aversum cum Oudendorpio. — 61, 2 castello] *[ ]? dubito, num castelli cuiusdam praesidium exercitum Cassii ab aqua intercludere potuerit, Marcellumque cum omni exercitu eum locum cepisse ibique castra posuisse puto.* — 63, 6 indignatione] *cuius indignatione? Lepidi?* — 66, 2 fortissimumque]? firmissimumque cf. c. 1. 2: oppidi partes, quae minus firmae; R. Schn. fertilissimumque, fortasse melius; cf. quae ad h. l. adnotat. — 73, 3 [Caesaris castrorum] Kranerus inclusit. Vielh. adnotat: *num castrorum ab interpolatore sit adiectum, dubito.* — 74, 3 comperta] *? contempta? sed sequitur contemptu.* R. Schn. post Fischerum eam lectionem exhibet.

Codicis V lectiones a Vielhabero in Caesaris editione sua Duebneriana adscriptas iam nolo exscribere; nam me in ea re deceptum esse valde doleo. Duebnerum enim in adhibendis codicibus mss. non accuratissime egisse iam satis constat, sed Vielhaberum in conferendo eo codice saepius atque gravius peccasse nemo unquam crediderit. Quae cum ita sint, iam mihi liceat Vielhaberi collationem ad bell. Hispan. [1]) corrigere, quam Z. ö. G. 1891, p. 388 sqq. typis describendam curavi.

P. 388 v. 22: IX, 4 'complures ..' a D(uebnero) adnotatum est.
" " " 26: D. recte adnotat: 'quaquam V'.
" " " 31: Vh. falso addit: et V.
" " " 32 sq.: neque Duebneri neque Vielhaberi adnotatio recte se habet. V habet ī inquiore ante corr.; id quod eadem manu, ut videtur, correctum est.
" " " 35: V habet: mil̄ Ɔ—C C Ī.
" " vv. 38 (Ib. 5) —41: (vocat Vielh.) expungendi sunt, nam nihil ibi monendum est contra Duebnerum. Itemque
" " " 43 (XXXV. 1) — p. 389 v. 2 (praesidio V) et p. 389 v. 6 (Ib. 3) —7 (Vielh.)
p. 389, v. 10: V. habet: triptito.

Ex iis denique, quae ex Vielhaberi collatione in recensendo E. Wölfflini libro 'C. Asini Polionis eqs.' Z. ö. G. 1890, 411—413 deprompsi, haec, quaeso, corrigas: 28. 1 Recte D. 'mauritumo V' adnotat. 45. 2 ibid. V habet: et forsitan isto uterer beneficio. 62. 5 V habet: egressus naves onerarias, quae eqs. 63. 5 accidit V pr. m.; ab alia manu et alio atramento ex i littera e facta est, sed male. 64. 1 V habet: operiurtū et pfidiā = perfidiam. 76. 2 ante 'obpugnatione' supple 'ab'. 77. 3 falso adnotat Vh.: 'sed vacuo spatio relicto'. 90. 3 V habet: sexterciā.

Czernoviciis. A. Polaschek.

---

[1]) Uberior collatio bell. Hisp., quam ipse ex cod. V confeci, his ipsis diebus in appendice horum annalium prodibit.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Epictet und die Stoa. Untersuchungen zur stoischen Philosophie von Adolf Bonhöffer. Stuttgart, F. Enke. gr. 8°, VI u. 316 SS. Preis 10 Mk.

Zwischen den Gebieten der Philosophie und der classischen Philologie scheinen sich ähnliche Wechselbeziehungen anzuknüpfen, wie wir sie zwischen der Philologie und Sprachvergleichung beobachten. Eine Reihe bedeutender Alterthumsforscher, von denen unter den Dahingeschiedenen J. Bernays, E. Heitz und Leop. Schmidt, unter den Lebenden H. Usener, Th. Gomperz, H. Diels, C. Wachsmuth, I. Bruns und R. Hirzel zu nennen sind, hat, ausgestattet mit dem erlesensten Rüstzeug philologischer Methode und Akribie, die philosophischen Autoren des Alterthums zum Gegenstande ihrer Thätigkeit erwählt und nicht bloß für künftige Untersuchungen sichere Grundlagen geschaffen, sondern auch die dogmatischen Fragen wesentlich gefördert. Ebenso ist auf der Seite der Philosophen das Bestreben vorhanden, sich nicht mehr mit der bloßen Hinnahme des Überlieferten zu begnügen, sondern der historischen und kritischen Prüfung desselben näher zu treten oder auch selbst zu bemächtigen. Die Resultate dieser einträchtigen Bemühungen sind für beide Zweige der Alterthumswissenschaft höchst erfreuliche; und die Philologie zieht aus dem neuen hellen Lichte, welches nicht nur auf die philosophischen Autoren, sondern auch auf Dichter wie Euripides oder Vergil, auf Historiker wie Polybius, auf die Kirchenschriftsteller wie Clemens von Alexandria und Lactantius fällt, den größten Gewinn. Neue Arbeitsgebiete eröffnen sich in unabsehbarer Ausdehnung unserer Wissenschaft, die kurzsichtige Beschränktheit so gerne als altersschwach bezeichnen möchte; es ist für die Zukunft derselben ein günstiges Zeichen, dass der im ganzen nicht gerade selten behandelte Epiktet Stoff zu einem so umfangreichen Werke bietet, wie das vorliegende, und dass der größere Theil desselben als dauernder Gewinn für die Wissenschaft bezeichnet werden darf.

Das Ziel seiner Untersuchungen hat der Verf. selbst in der Vorrede bezeichnet; er beabsichtigt nachzuweisen, dass in den Dissertationen Epiktets 'die ursprüngliche Weltanschauung der Stoiker so klar und lebendig uns entgegentritt wie in keiner der anderen secundären Quellen der stoischen Philosophie, auch Seneca nicht ausgenommen'. Diesen Beweis stützt der Verf., von Hause aus Philosoph und ein Schüler des als Meister auf diesem Gebiete anerkannten Tübinger Professors v. Sigwart, auf eine sorgfältige Materialsammlung, welche an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig lässt, wie der im Druck befindliche Index verborum des Rec. bestätigen wird. Seine Auffassung des nicht eben leicht verständlichen Textes ist durchwegs als eine gesunde und natürliche zu bezeichnen und in der Polemik gegen L. Steins Psychologie der Stoa und dessen häufig gekünstelte Interpretation ist er meist im Recht. Dass er im Aufstellen des Positiven nicht im gleichen Maße glücklich ist oder doch zum mindesten es schwerlich Allen zu Dank machen wird, darf nicht wundernehmen; des unzweifelhaft Richtigen, sowie des Anregenden bleibt noch genug übrig, um zu bewirken, dass das Buch von keinem, der sich mit der Stoa beschäftigt, übergangen werden darf.

Der vorliegende Band ist leider noch ein Torso; er behandelt in kurzer Einleitung Wesen und Bedeutung der Philosophie, sowie die Eintheilung derselben nach Epiktets Anschauungen, während der weitaus größte Theil desselben der Anthropologie und Psychologie Epiktets und der Stoa gewidmet ist. Die Theilung dieser beiden Disciplinen führt manchen Übelstand mit sich; gerne sähe man S. 29 ff. schon eine vollständige Übersicht derjenigen Ausdrücke gegeben, welche bei Epiktet dem *σῶμα* gegenübergestellt werden und welche man erst aus späteren Capiteln sich zusammenlesen muss. Vielleicht hilft hier ein Index ab, der dem zweiten Bande, in welchem der Verf. die Ethik zu behandeln gedenkt, hoffentlich beigegeben werden wird. Auch innerhalb des der Psychologie gewidmeten Theiles findet sich manches Zusammengehörige auseinandergerissen. Doch ist andererseits die Consequenz, mit welcher der Verf. sein Programm ausführt, anzuerkennen. Dass bei einem derartigen Werke in dem beschränkten Rahmen einer Anzeige weder eine Inhaltsangabe noch eine ins einzelne gehende Kritik möglich ist, versteht sich von selbst; doch dürfen hier einige principielle Bedenken nicht unerwähnt bleiben, welche durchaus nicht den Wert des Gebotenen beeinträchtigen sollen, sondern im Gegentheile von dem Interesse, das Rec. der tüchtigen Leistung entgegenbringt, Zeugnis ablegen mögen.

Es muss bei aller Anerkennung des gründlichen Studiums, das der Verf. den überlieferten Epicteta zugewendet hat, auffallen, dass er innerhalb derselben keinen Unterschied zwischen sehr heterogenen Dingen zu machen scheint. Vor allem darf nicht übersehen werden, dass Arrian uns nicht die eigentlichen Lehrvorträge Epiktets überliefert hat, sondern die sich daran knüpfenden, mehr

familiären Auseinandersetzungen vorwiegend ethischen Inhaltes, um deren Aufzeichnung es Arrian hauptsächlich zu thun war. Der Verf. hat dies selbst mehr als einmal richtig beobachtet (S. 20, 22), ohne aber die letzten Consequenzen daraus zu ziehen. Es ist ganz klar, dass der μικρὸς Ξενοφῶν die dogmatisch-theoretischen Erörterungen weglässt und abkürzt, wo er kann; und wir müssen sehr dankbar dafür sein, dass er sein Messer nicht an mehr Stellen in Thätigkeit gesetzt hat. Diese Bestrebungen Arrians treten besonders im Encheiridion klar zutage, wo er geflissentlich epiktetische Ausdrücke durch andere ersetzt, so z. B. den in den Dissertationes so oft vorkommenden Ausdruck τὰ προαιρετικά durch τὰ παρὰ φύσιν ἐφ' ἡμῖν, u. a. m. Es wäre also vor allem nöthig gewesen, die Diction des Encheiridion mit der der Διατριβαί zu vergleichen, ehe die Stellen aus dem ersteren als Belege zu verwenden waren. Vielleicht verdanken die drei räthselhaften τόποι des Ench. (c. 52) auch nur einem verunglückten Popularisierungsversuche Arrians ihre Entstehung. Aber auch innerhalb der Dissertationes ist durchaus nicht alles mit dem gleichen Maßstab zu messen. Epiktet gibt vieles ausdrücklich als Citat, als Lehre der φιλόσοφοι; unter diesen 'Philosophen' sind in der Regel Stoiker und zwar Vertreter der alten Stoa zu verstehen, es finden sich aber doch Fälle, wo die Lehren anderer Schulen näher zu stehen scheinen. So ist z. B. das S. 10 erwähnte ἕπεσθαι θεῷ (I 125), welches überdies in vollständigerer Form anderswo (I, 20, 15) wiederkehrt, ein pythagorischer Lehrsatz (Stob. ecl. II 7 3[f]); anderes stimmt mit platonischer Lehre überein, wie II, 14, 12 (bei Stob. a. a. O.). Diese ausdrücklichen Citate und Anspielungen hätten nach der Ansicht des Rec. zuerst herausgehoben und selbständig behandelt werden sollen. Manches hätte sich wahrscheinlich bei eindringenderer Untersuchung des epiktetischen Sprachgebrauches anders gestaltet. So ist z. B. S. 120 sehr treffend hervorgehoben worden, dass das Wort νοῦς bei Epiktet als philosophischer Terminus sehr selten, in populären Verbindungen, wie εἰ νοῦν ἔχεις, hingegen häufig angewendet wird. Solche Observationen sind sehr wertvoll; warum ist aber S. 178 nicht erwähnt, dass δόξα im Gegensatz zu ἐπιστήμη und in Verbindung mit ἀπάτη nur ein einzigesmal, sonst stets in der Bedeutung 'Ruhm' gebraucht wird? Und warum ist ebenda (S. 179) Cicero (ac. II 59) als Zeuge angeführt, während doch in Fr. 180 Schw. die identische Lehre Epiktets uns von Gellius erhalten ist? Dass in II, 1, 17: τὸ σωμάτιον δεῖ χωρισθῆναι τοῦ πνευματίου das Wort πνευμάτιον mit ψυχή gleichbedeutend sein soll, erscheint dem Rec. mit Rücksicht auf den sonstigen Gebrauch der Deminutiva bei Epiktet sehr zweifelhaft; Rec. fasst es hier als 'Athmung', Thätigkeit der Lunge auf. Dadurch wird aber auch die Deutung von III, 3, 22, wo πνεῦμα auch gleich ψυχή sein soll, stark erschüttert, zumal ja der Ausdruck ψυχή selbst wenige Zeilen vorher erscheint (III, 3, 20, was der

Verf. sonderbarerweise nicht erwähnt). Nach der Ansicht des Rec. ist das *πνεῦμα*, welches durch den Schwindel '*συγχεῖται*', als Träger und Vermittler (nicht 'Substrat', wie der Verf. meint) der *ἀρεταί* und *τέχναι* an dieser Stelle ähnlich aufzufassen wie das vom Verf. a. a. O. berührte 'Sehpneuma' (II, 23, 3), also als ein der *ψυχή* untergeordneter Begriff. Vielleicht war es der Sprachgebrauch des Marcus Aurelius, der den Verf. zu diesen kaum haltbaren Deutungen von *πνεῦμα* geführt hat; aber wenn er S. 32 die Worte des Kaisers *πνευμάτια νεκροὺς βαστάζοντα* (IX, 24) richtig als Reprise eines epiktetischen Ausspruches erklärt, so durfte er nicht übersehen, dass eben dieser Ausspruch von demselben M. Aurelius in der Form *ψυχάριον βαστάζον νεκρόν* (IV, 41) erhalten worden ist.

Die eigenthümliche Natur der arrianischen Aufzeichnungen, sowie ihre Unvollständigkeit bringen es mit sich, dass ganze Abschnitte des stoischen Lehrgebäudes in den erhaltenen Theilen entweder gar nicht behandelt oder durch bloße Andeutungen gestreift werden, deren richtige Deutung oft großen Schwierigkeiten unterliegt. Der Verf. hat zur Ergänzung solcher Lücken die übrigen Quellen fleißig herangezogen, besonders M. Aurelius, den er fast in ebenso erschöpfender Weise behandelt hat, wie Epiktet selbst. Außerdem hat er aber auch zur Vergleichung bei den von Epiktet behandelten Abschnitten, wie es der eingangs erwähnte Zweck seines Buches mit sich brachte, stets auf die anderweitige Tradition Rücksicht genommen. So ist z. B. die Lehre von *πρόληψις* und *ἔννοια* S. 187 ff. in der breitesten Ausführung dargestellt. Allerdings ist bereits von anderen Beurtheilern bemerkt worden, dass der Verf. durch diese Hereinziehung fremder Elemente die Einheitlichkeit seiner Darstellung selbst beeinträchtigt und dass er in der Anführung seiner Autoritäten nicht immer die richtige Auswahl getroffen hat. In der That liegt darin die schwächste Seite des ganzen Werkes. So fehlen z. B. S. 10 bei der Besprechung der *μελέτη* und *ἄσκησις* nicht nur die Verweisungen auf stoische Lehrsätze, die bei Musonius und Pseudo-Plutarch enthalten sind, sondern auch eine wichtige Stelle des Laertius Diogenes (VI, 70), welche den kynischen Ursprung dieser Lehre zu verbürgen scheint.

Doch das sind Ausstellungen, die der Anerkennung für die treffliche Gesammtleistung keinen Abbruch thun können und sollen. Dass die Verlagsbuchhandlung dem Buche eine geradezu glänzende Ausstattung hat zutheil werden lassen, sei hier noch besonders hervorgehoben.

Wien. Heinrich Schenkl.

Der Process des C. Rabirius vom Jahre 63. Von Otto Schulthess. Frauenfeld 1891.

Die Schwierigkeiten, welche der Klarstellung der Verhältnisse im Processe des Rabirius entgegenstehen, sind bekannt. Es handelt sich darum, das, was wir aus der lückenhaft überlieferten Rede Ciceros erfahren, mit den Berichten anderer Autoren, des Dio Cassius und des Sueton, in Einklang zu bringen und das Stadium des Processes zu bestimmen, in dem Cicero seine Rede gehalten hat. Bekanntlich wurde Rabirius im Jahre 63 wegen eines volle 36 Jahre zurückliegenden Ereignisses, nämlich wegen der im Jahre 100 erfolgten und angeblich von ihm verübten Tödtung des Volkstribunen Saturninus auf Betreiben Cäsars von dem Volkstribunen Labienus, dem späteren Legaten Cäsars, auf perduellio geklagt. Bis auf Niebuhr zweifelte nun niemand, dass Ciceros Rede, wie ihr Titel *pro C. Rabirio perduellionis reo* besagt, die im Verlaufe des Perduellionsprocesses von ihm gehaltene Vertheidigungsrede sei. Als jedoch Niebuhr 1820 aus einem vaticanischen Palimpsest den Schluss der Rede §. 32—38 herausgab, bemerkte er kurz und scharf, dass wegen der *multae irrogatio* §. 8, weiters wegen des *iudicium sublatum* §. 10 und schließlich weil in der peroratio der Redner nicht gegen *carcer* und *crux*, die Strafen der *perduellio*, sondern gegen *exilium* spreche, die Rede nicht im wirklichen Perduellionsprocesse gehalten sein könne. Seitdem hat sich eine förmliche Literatur über diese Frage gebildet. Während man nämlich nach Niebuhr zumeist wieder zur früheren Ansicht zurückkehrte, fand in neuerer Zeit Niebuhrs Ansicht beredte und gründliche Vertheidiger in Männern wie Huschke, Putsche, Heitland. Daneben wurden wieder andere Meinungen geäußert, wie von Rubino und Wirz, und neuestens versuchte noch A. Schneider eine selbständige und eigenartige Lösung der verwickelten Frage („Der Process des C. Rabirius", Zürich 1889). Es war also in der That ein Bedürfnis, die ganze Frage noch einmal aufzurollen und die verschiedenen, zum Theil einander widersprechenden Lösungsversuche zu überprüfen und gegeneinander abzuwägen. Diese verdienstliche und dankenswerte Aufgabe nun hat sich Schulthess in der vorliegenden Schrift gestellt. Er geht in der Weise zuwerke, dass er zunächst die verschiedenen, bisher vorgebrachten Ansichten nacheinander in je einem Capitel einer ausführlichen Besprechung und scharfsinnigen, häufig jedoch auch recht subjectiven und spitzfindigen Kritik unterzieht und dann erst im Zusammenhange den Processgang construiert, den er für richtig hält. Diese Disposition hat das Unangenehme, dass die Abhandlung wenig übersichtlich, dafür aber reich an lästigen Wiederholungen ist. Passender wäre es meines Erachtens gewesen, gleich auf die Schilderung des Processganges nach der historischen Überlieferung jene Erörterung folgen zu lassen, die Sch. betitelt 'Der Processgang bei der Annahme des Mult-Verfahrens', und in Anmerkungen auch die ent-

gegenstehenden Ansichten anzuführen und zu kritisieren. Es wäre kein Unglück, wenn die Darstellung dadurch etwas von ihrer zuweilen ermüdenden Weitschweifigkeit und Wortfülle eingebüßt, dafür aber an Klarheit und Präcision gewonnen hätte.

Der Processgang, den Sch. in allem Wesentlichen nach Brückner, Lange und Mommsen, besonders jedoch nach Huschke construiert, ist folgender: Gegen C. Rabirius erhob auf Betreiben Cäsars im Jahre 63 der Volkstribun T. Labienus wegen Tödtung des Saturninus Klage, die nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Schriftsteller auf perduellio lautete. Da Labienus sich an die gewöhnlichen Gerichte nicht wenden wollte, brachte er ein Plebiscit durch, um die Bestellung von Duovirn für perduellio zu erwirken. Darauf wurde im Senate lebhaft debattiert, ob man überhaupt ein solches Gericht einsetzen solle oder nicht. Die cäsarianische Partei drang in der Hauptsache durch, doch wurden an dem uralten Verfahren, das Labienus einführen wollte, vom Senate, namentlich in der Art der Bestrafung, eine Anzahl nicht unwesentlicher Modificationen angebracht. Diese modificierte Anklage wurde dann von Labienus, der so gehindert worden war, das gestrenge königliche Verfahren in seiner ganzen Grausamkeit durchzuführen, mit gehässiger Übertreibung als *iudicium sublatum* bezeichnet. Die Duovirn wurden bestellt und es erfolgte des Rabirius Verurtheilung. Dieser provocierte an die Centuriatcomitien und wäre von denselben verurtheilt worden, wenn nicht der Augur und Prätor Q. Metellus Celer, offenbar im Einverständnisse mit Cicero, auf das Janiculum geeilt wäre, die dort aufgehisste rothe Fahne eingezogen und so die Beendigung der Abstimmung vereitelt hätte. In der von Dio geschilderten Provocations-Verhandlung könne Ciceros Rede nicht gehalten sein, vor allem deswegen, weil ja dann einer der Duovirn, nicht aber Labienus als Ankläger erscheinen müsste[1]).

Nun hätte Labienus eine abermalige Abhaltung des Gerichtes verlangen können, da durch die Störung der Abstimmung der Process nicht erledigt war. Er habe indes den insbesondere wegen der gehässigen Klageform für ihn aussichtslosen Perduellionsprocess aufgegeben und neuerdings gegen Rabirius eine tribunicische Multklage angestrengt. Der Verlauf dieses Multprocesses sei unbekannt. Im Endtermine dieses Processes nun habe Cicero seine Rede gehalten. So Schulthess.

Indes ist er doch im Irrthum, wenn er glaubt, auf diese Weise einen Processgang erhalten zu haben, bei welchem die Rede Ciceros mit den Zeugnissen des Dio und Sueton sich natürlich vereinigen lasse, und dass dann alles 'klappe'. — Er muss ja zu-

---

[1]) Die Behauptung Luterbachers, dem Landgraf folgt, dass vielleicht doch in dem verloren gegangenen Theile der Rede der Duumvir Cäsar als Ankläger genannt sein mochte, weist Sch., wie ich glaube, mit Recht als der Wahrscheinlichkeit entbehrend zurück.

nächst den Titel der Rede *pro C. Rabirio perduellonis reo* so erklären, dass er die Worte *perduellionis reo,* die seiner Auffassung hinderlich sind, als eine spätere Zuthat bezeichnet. Doch mit dieser Annahme könnte man sich noch befreunden. Dass aber die Worte des Dio Cassius nach dem Berichte über jene gewaltsame Verhinderung der Abstimmung, welche lauten: *ἐξῆν μὲν γὰρ τῷ Λαβιήνῳ καὶ αὖθις δικάσασθαι, οὐ μέντοι ἐποιήσεν αὐτό* mit der Wiederaufnahme des Processes seitens des Labienus, sei es auch nur in Form einer tribunicischen Multklage, vereinbar seien, glaube ich nicht. Das wäre doch in der That eine seltsame Ausdrucksweise. — In einem weiteren Capitel handelt Sch. noch über die politische Bedeutung des Processes, worin er an R. Lallier 'Le procès de C. Rabirius' sich anschließt.

Es muss anerkannt werden, dass Schulthess durch den Fleiß und die Sorgfalt, die er auf die zusammenfassende Überprüfung der schwierigen Frage verwendete, unsere Kenntnis der dieser Rede zugrunde liegenden verwickelten Verhältnisse entschieden gefördert hat, wenn er auch im wesentlichen nichts Neues vorbringt. Eine Unrichtigkeit findet sich S. 8, wo es heißt, dass Saturninus seinen Gegencandidaten Memmius habe tödten lassen. Es war dies vielmehr der Gegencandidat seines Parteigenossen Glaucia. Die Darstellung ist sonst recht fließend; unangenehm ist nur der gar zu häufige Gebrauch von Fremdwörtern, wie beispielsweise des unschönen und gewiss nicht nöthigen Ausdrucks 'der accusierende Tribun.'

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumen XXV. Sancti Aureli Augustini operum sectionis VI. pars I. II. Vindobonae apud F. Tempsky, bibliopolam academiae. Pragae, F. Tempsky. Lipsiae, G. Freytag 1891. 1892.

Pars I. Sancti Aureli Augustini De utilitate credendi, De duabus animabus, Contra Fortunatum, Contra Adimantum, Contra epistulam fundamenti, Contra Faustum. Recensuit Josephus Zycha. Vindobonae. Pragae. Lipsiae. 1891. pag. 1—798.

Pars II. Sancti Aureli Augustini Contra Felicem libri duo, De natura boni liber, Secundini Manichaei ad sanctum Augustinum epistula, Contra Secundinum liber. Accedunt Euodii de fide contra Manichaeos et Commonitorium Augustini quod fertur. Praefatione utriusque partis praemissa recensuit Josephus Zycha. Vindobonae. Pragae. Lipsiae. 1892. pag. 799—998. pag. I—LXXXVI.

Mit rühmenswertem Fleiße hat Hr. Prof. Joseph Zycha eine Ausgabe wichtiger Schriften des h. Augustinus ins Werk gesetzt und in zwei Stücken zu einem Volumen vereinigt als Anfang der sechsten Section der Augustinischen Werke dem Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum einverleibt. Neun in vielfacher Hinsicht höchst interessante, gegen die dualistische Lehre der Manichäer

gerichtete Schriften des großen Kirchenlehrers und der Brief eines Manichäers sind es zunächst, die hier eine sorgfältige kritische Behandlung erfahren. Die Werke sind wertvolle Denkmäler eines großen geistigen Kampfes und bieten ein glänzendes Beispiel scharfsinniger Polemik gegen jene merkwürdige Irrlehre, der unser Autor selbst durch neun Jahre angehangen und die durch den Reiz des Geheimnisvollen und den Schein der Askese so viele angelockt hatte. Die beiden Abhandlungen *De utilitate credendi* und *De duabus animabus* stammen aus der Zeit, da Augustinus noch Presbyter war; in der einen wird in geistvoller Weise die Nothwendigkeit des Autoritätsglaubens erörtert, in der anderen die manichäische Annahme zweier einander entgegengesetzter Seelen verworfen und die sittliche Freiheit des Menschen verfochten. Die Bücher *Contra Fortunatum* und *Contra Felicem* sind die notariellen Aufzeichnungen von zwei öffentlichen Disputationen, in denen zwei hartnäckige Manichäer besiegt wurden. Die erstere fand am 28. August 392 in den Thermen des Sossius statt und dauerte zwei Tage (nach dem Herausgeber ⟨sexto et⟩ quinto Kal. Sept.), die zweite wurde von Augustinus als Bischof um 404 in der Hauptbasilika zu Hippo am 7. und 12. December vor versammelter Gemeinde abgehalten. Drei Schriften richten sich gegen die drei Häupter des Religionssystems, den Stifter Mani und die beiden bedeutendsten Vertreter Adimantus und Faustus; in dem Buche *Contra Adimantum* werden die von den Manichäern vorgegebenen Widersprüche zwischen dem Alten und Neuen Testament durch gewandte Exegese ausgeglichen; in dem Werke *Contra epistulam quam uocant fundamenti* wird der Grundbrief des Mani angegriffen und der erste Theil einer beabsichtigten umfassenden Kritik des Manichäismus geliefert; in der großen Apologie *Contra Faustum libri XXXIII* wird die heilige Schrift und die kirchliche Lehre vertheidigt. Die Abhandlung *De natura boni* weist die Unhaltbarkeit der Grundanschauungen der Secte nach, sie lehrt den göttlichen Ursprung des Guten und verwirft die Substanzialität des Bösen. Den Schluss der in dieser Ausgabe behandelten Schriften und der Augustinischen Polemik gegen die Manichäer überhaupt bildet die fesselnde Correspondenz *Secundini Manichaei ad sanctum Augustinum epistula*, ein Brief des Römers Secundinus, der den großen Bischof zum Manichäismus zurückzuführen sucht, und *Sancti Augustini contra Secundinum liber*, die ihm also nicht in Briefform ertheilte Antwort, eine Arbeit, die Augustinus selbst für das Beste hält, was er je gegen diese Secte habe schreiben können (Retr. 2, 10). Außer diesen neun Augustinischen Werken und dem Brief des Secundinus sind noch zwei gegen den Manichäismus gerichtete Schriften, die von den Benedictinern als unecht in den Anhang verwiesen wurden, mit gleicher Hingebung bearbeitet; die eine ist das Werk des Bischofs Euodius, von dem sich unter der Correspondenz des h. Augustinus vier Briefe (Ep. 158. 160. 161.

163) erhalten haben, die andere, Commonitorium, ist zweifelhaften Ursprungs.

Dem Herausgeber standen gute Handschriften zu Gebote, und bei der Schrift *Contra epistulam quam uocant fundamenti* konnte er in dem zu Petersburg befindlichen Codex Corbeiensis ein Manuscript vom Ende des 5. Jahrhunderts, das sich also von der Zeit des Autors nur einige Jahrzehnte entfernt, seiner Arbeit zugrunde legen. Die ausführliche Beschreibung der Handschriften in der Praefatio und die gewissenhafte Anführung der abweichenden Lesarten in der Adnotatio critica verrathen größte Genauigkeit. Man sieht es deutlich, wie sehr Z. bemüht war, insbesondere von den Handschriften, die er dem Texte zugrunde legte, ein getreues Bild zu geben und dasselbe dem Leser stets vor Augen zu halten. Um den Preis der hieraus gewonnenen Beruhigung wird man sich auch bei geübtem kritischen Auge durch die Anführung so mancher Variante nicht belästigt fühlen.

Gegenüber den Maurinern, die mit Hilfe ihres vortrefflichen Apparates den Text in vorher nie geahntem Maße verbesserten und eine gute Grundlage schufen, aber ihre Handschriften, unter denen sich auch der oben genannte Codex Corbeiensis nunc Petropolitanus befand, doch nicht hinreichend auszubeuten verstanden, ist vermöge der besseren Methode und der größeren Sorgfalt ein beträchtlicher Gewinn erzielt. An vielen Stellen mussten nach den guten Handschriften Emendationen vorgenommen werden, und der Herausgeber führt in der Praefatio eine Reihe von Beispielen dafür an. In sprachlicher Hinsicht ist zu erinnern, dass der im Archiv f. lat. Lexikographie III 79 besprochene Gebrauch des Infinitivs mit Präpositionen in den dort aus Aug. contra epist. fundam. (Z. 246, 3. 4. 11. 15) citierten Beispielen nach dem Petropolitanus und Harleianus sich nicht bestätigt hat, indem hier nur *tendit esse* gelesen wird, während die schlechten Handschriften *tendit ad esse* haben.

Mit der größten Befriedigung darf man es hervorheben, dass auch die Bibelcitate bisweilen einen neuen und zwar ihren richtigen Augustinischen Wortlaut erhalten haben. So darf man den Herausgeber beglückwünschen, dass er Contra Adimant. 7 in der Stelle Prou. 5, 22 *criniculis peccatorum suorum unusquisque constringitur* aus seinen Handschriften eben *criniculis* zu setzen hatte und das bisherige *funiculis*, das durch Correctur aus *funibus* der Vulgata entstellt war, für immer beseitigen konnte; denn *criniculis* liest Augustinus an dieser Stelle der Proverbia auch Enarr. in psalm. 34, serm. 1, n. 11; in ps. 139, n. 9; in ps. 57, n. 4, wozu noch bemerkt ist: *non solum uincula, sed et criniculi sunt; criniculi sunt qui fiunt intorquendo.* Sichergestellt ist auch Col. 2, 17 *quod est umbra futurorum* in der Schrift Contra Faustum 6, 2 (Z. 286, 8), und so (nicht *quae est umbra futurorum*) hat Augustinus auch Contra Faustum 32, 9 (Z. 768, 12); Contra

Adim. 15 (Z. 158, 26); Epist. 149, 27; in Joh. euang. tract. 28, n. 9; En. in ps. 67, n. 21 (ὅ ἐστιν Lachmann II 507). — Es wäre aber auch Contra Adim. 14 (Z. 152, 15) in dem Citat I. Cor. 10, 20 *quae immolant gentes, daemoniis immolant et non Deo* der Zusatz *gentes* mit P und G¹ zu tilgen gewesen, zumal in der unmittelbar darauffolgenden genaueren Anführung der ganzen Stelle der richtige Text aus der Augustinischen Itala gelesen wird: *sed quia quae immolant, daemoniis et non Deo immolant,* wie der Vers auch lautet in der Schrift Contra aduersarium legis et prophetarum I, cap. 19, n. 38. Auch im Griechischen ist ἀλλ' ὅτι ἃ θύουσιν, δαιμονίοις καὶ οὐ θεῷ θύουσιν die beste Überlieferung (Lachmann II 358) und die Interpolation ἃ θύουσιν τὰ ἔθνη gerieth in die Vulgata (*quae immolant gentes, daemonibus immolant et non Deo*), deren Einfluss an obiger Stelle sich in der Umstellung der Worte (*et non Deo immolant*) verräth. Die Schrift *De moribus Manichaeorum*, in welcher diese Bibelstelle zwar auch vorkommt, kann bezüglich ihres Bibeltextes bei solchen Fragen niemals in Betracht gezogen werden, da hier ursprünglich ein anderer Bibeltext (um 388) verwendet war und überdies die Vulgata in weitem Umfange eingedrungen ist. Contra Faustum 20, 5 und 18 (Z. 539, 8. 559, 6) scheint dieselbe Stelle ebenfalls nach der Vulgata geändert, wiewohl in der handschriftlichen Überlieferung sich keine Spur des Augustinischen Bibeltextes mehr vorfindet, wie er in der genaueren Anführung Contra Adim. 14 sich erkennen lässt. — Von besonderem Interesse ist, was Zycha Contra Faustum 5, 5 (Z. 276, 27) zu der Stelle I Cor. 13, 3 *nihil mihi prodest* als Lesart der ältesten Handschrift, des Codex Lugdunensis aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, angibt, indem er bemerkt: prodē || (ē *uidetur er.*). Mit ziemlicher Sicherheit darf man vermuthen, dass hier oder in der Vorlage prodeē stand. Denn gerade in dieser Bibelstelle hat der im 6. Jahrhundert geschriebene Codex Fuldensis des Neuen Testamentes *prode est*, und wenn diese Form von der emendierenden Hand des h. Hieronymus verschont wurde, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch Augustinus das hier in seiner Itala vorgefundene *prode est* bei der Anführung der Stelle nicht veränderte. Auffallend ist es, dass Eugippius nach der guten Beglaubigung des Codex Vaticanus und der Handschrift des Hrn. Desnoyers in Paris (Knöll 308, 9) diese Form sogar im Augustinustexte Contra Faustum 22, 84 überliefert, worauf Zycha 687, 13 hätte hinweisen können, und beachten muss man, dass auch in der Schrift De consensu euangelistarum IV, c. 10, n. 15 der Codex Lugdunensis des 6. (nicht 8.) Jahrhunderts dieselbe nicht allein in der Stelle Joh. 6, 63, sondern auch in den erklärenden Worten Augustins bietet. Von neuem drängt sich also die Frage auf, wie die gelehrten und rhetorisch gebildeten Kirchenväter sich diesen Vulgärformen gegenüber in einzelnen Fällen verhalten haben mochten. — Leider ist in den Bibelcitaten so manches Räthsel noch geblieben. Augustinus

citiert z. B. das Wort des Propheten Hier. 17, 5 *Ἐπικατάρατος ὁ ἄνθρωπος ὃς τὴν ἐλπίδα ἔχει ἐπ' ἄνθρωπον* sowohl vor, als auch nach der Abfassungszeit der Schrift Contra Faustum an vielen Stellen seiner verschiedenen Werke immer in der Form: *Maledictus omnis qui spem suam ponit in homine;* so ums Jahr 406 Epist. 89, n. 5 — *Ecclesia spem non ponit in homine, ne incidat in illam sententiam, in qua scriptum est: „Maledictus omnis, qui spem suam ponit in homine", sed spem suam ponit in Christo* —; um 409 Epist. 105, c. 2, n. 6; nach 414 Epist. 155, c. 2, n. 8; um 415—416 Enarr. in ps. 10, n. 5; ps. 30, II n. 12; um 416 in I. Joh. epist. tract. 4, n. 5; zwischen 413 und 426 Civ. D. 15, 18 (Dombart 2, 97) *satis ostenditur quod non in se ipso spem ponere debeat homo: maledictus enim omnis qui spem suam ponit in homine*; um 420 Contra duas epistulas Pelagianorum 1, c. 7; um 427 Epist. 218, n. 2: *Caue, ne tibi subrepat in tua uirtute confidere: homo es enim, et „maledictus omnis qui spem suam ponit in homine"*; um 421 Enchir. 114, n. 30 (ohne *suam*); nach 397 Doctr. chr. 1, c. 22, n. 20 (ohne *omnis*) und um 415 bis 416 En. in ps. 36, II n. 9 (ohne *omnis*): *Maledictus qui spem suam ponit in homine.* Schon um 395 schrieb er De continentia 4, n. 10 *Maledictus enim omnis qui spem suam ponit in homine. Et quis est iste nisi homo? Non potest ergo ueraciter dicere non se spem ponere in homine, qui eam ponit in se.* Aus dem Zusammenhange all dieser Anführungen und aus der Erklärung der Schriftstelle geht deutlich hervor, dass *homo* nicht einmal als Variante von *omnis* unserem Autor bekannt war. Daher muss es nicht allein befremden, wenn in der um 400 abgefassten Schrift Contra Faustum 13, 8 (Z. 387, 1) in einem unter „Augustinus respondit" stehenden Abschnitte gelesen wird: *Maledictus homo, qui spem suam habet in homine,* ein Text, der nachweisbar einer selbständigen, gleichfalls aus Italien stammenden Bibelübersetzung angehört (vgl. auch De gratia et lib. arbitrio 4, n. 6), sondern es muss noch in weit höherem Grade auffallen, dass nichtsdestoweniger in den unmittelbar darauffolgenden Zeilen, in welchen der Sinn der Stelle erklärt wird, der oben angeführte, dem h. Augustinus auch sonst geläufige Text herausleuchtet, indem man hier liest: *hic certe cum maledictum diceret eum qui spem ponit in homine — — ne spem suam in homine poneret, — — in homine spem suam ponentes* — —. So erweckt auch Contra Faustum 19, 28 (Z. 532, 1) das Citat Eccli. 28, 5 gegenüber der besseren Anführung in De coniug. adulter. 2, c. 14, n. 15 einiges Bedenken. Der Herausgeber konnte natürlich an solchen Stellen nicht anders verfahren, als er gethan; sein Verdienst ist es vielmehr, bei solchen Widersprüchen die handschriftliche Überlieferung sichergestellt zu haben, da sie bisher zweifelhaft war. Die Fälle freilich, wo Augustinus auf den Bibeltext des Gegners eingehen musste, wie Es. 45, 7 Contra Adim. 27 gegenüber von Contra ep. fund. 39, kommen bei solchen Erwägungen überhaupt nicht in Betracht.

Zu wünschen wäre, dass in der neuen Ausgabe an allen Stellen, die in den Retractationen von Augustinus besprochen werden, auf diese wichtige Schrift durch einfaches Citat unten bei den Testimonia hingewiesen würde. Denn nicht nur die Rücksicht, die man dem Autor schuldet, gebietet dies, sondern man erzielt dadurch auch eine beachtenswerte Ergänzung des kritischen Apparates, zumal wenn die neue Ausgabe der Retractationen, deren meisterhafte Bearbeitung ehestens erwartet werden darf, einmal vorliegen wird. Hierin begegnet man wichtigen Abweichungen, über die im kritischen Apparate der einzelnen Schriften nichts zu finden ist. So liest man Retr. 1, 14, n. 1 gleich in der ersten Stelle De util. cred. 3, n. 9 *christiano* (*christianos* Z. 13, 3), ib. n. 2 *iudicari* (*iudicare* Z. 31, 16), ib. n. 3 *teneatur* (*uideatur* Z. 32, 20, also mit b), *scire* und *scimus* (*intellegere, intellegimus* Z. 32, 20. 22) usw., Lesarten, über deren Wert vorläufig noch nicht geurtheilt werden kann.

Auf die fünf Citate aus Cicero, Vergil und Seneca und ihr kritisches Interesse ist schon im Archiv f. lat. Lexikogr. VII 617 hingewiesen worden.

Augustinus scheint zu allen diesen Werken keine Capiteleintheilung gemacht zu haben; in den Handschriften findet sich keine Spur davon. Doch ist es zu billigen, dass die übliche Eintheilung und Bezifferung beibehalten wurde, und der Schrift De utilitate credendi hat es nicht geschadet, dass auch die Paragraphenzahlen aufgenommen wurden, für die übrigens am äußeren Rande jeder Seite ein besserer Platz gewesen wäre. Mit Recht hielt sich Z. für die Titelüberschriften der einzelnen Werke an die Benennungen, die Augustinus selbst, der beste Gewährsmann, in den Retractationen, die auch für die Reihenfolge der Schriften maßgebend sind, uns hinterlassen hat.

Druckfehler sind in einem Verzeichnisse p. 995 f. verbessert, doch ist leider mancher kleine Verstoß noch stehen geblieben.

Möge die Anerkennung, die man einem solchen Werke des Fleißes gerne zollt, den Herausgeber ermuthigen, in der mühsamen Arbeit auszuharren und den neuen Band nicht minder bedeutender Schriften baldigst der Vollendung zuzuführen.

Hohes Lob verdient die Verlagsbuchhandlung Tempsky, die der Ausgabe wiederum eine schöne Ausstattung gegeben hat. Dass dieses durch innere Einheit zusammengeschlossene Volumen XXV, das wohl als Ganzes bestimmt war, die Pars I. der Sectio VI. der Augustinischen Werke zu bilden, in zwei Hälften zerlegt wurde, dürfte zwar nicht im Plane der Kirchenväter-Commission gelegen sein; doch lässt sich erkennen, dass die Verleger durch diese Theilung in zwei besonders käufliche Stücke dem Publicum entgegenkommen wollten.

Wien. Franz Weihrich.

Realien des römischen Alterthums. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Josef Wagner. Mit einer Karte und mehreren bildlichen Darstellungen. Brünn, Winiker'sche k. und k. Hofbuchhandlung 1892. gr. 8°, VIII u. 136 SS. Preis fl. 1·20.

Was der Verf. anstrebt, ist nichts Geringeres als ein Versuch, dem in den letzten Jahren wiederholt und namentlich auch in den Verhandlungen des ersten deutsch-österreichischen Mittelschultages geäußerten und durch einen wichtigen Ministerialerlass, der vor kurzem eine neue Directive für den Unterricht in den classischen Sprachen bezeichnete, noch fühlbarer gemachten Bedürfnisse nach einem 'illustrierten Realienbuche als Hilfsbuche für den philologischen Unterricht' abzuhelfen. Freilich wird, wer, nachdem er dieses Versprechen des Vorwortes gelesen hat, das Buch nach den Illustrationen durchsieht, sich nicht wenig enttäuscht fühlen, da jenem Bedürfnisse durch die sieben dürftigen Illustrationen (S. 50 ein Legionar und vier Skizzen von Signa, S. 53 Skizze eines römischen Lagers, aus der Vogelschau gesehen, S. 56 Widder im Schutzhause, S. 83 Grundriss eines Privathauses, S. 84 Aufriss eines Atriums, S. 91 Römer und Römerin, S. 93 Grundriss eines Tricliniums) doch unmöglich Genüge gethan sein kann. Da andere Bücher dieser Art zum Theil eine ungleich größere Anzahl von Abbildungen besitzen und der Text des vorliegenden Abrisses die Topographie und die Alterthümer in der landläufigen Form behandelt, fragt man sich, welche specielle Absicht den Verf. dazu geführt haben mag, sich der nicht geringen Mühe zu unterziehen, ein Realienbuch zusammenzustellen. War er etwa bestrebt, die Wahrheit genauer sei es zu ermitteln, sei es vorzutragen, als man es bisher gethan hatte? Keineswegs, denn hiezu sind umfassende Quellenstudien nöthig, von denen hier nichts zu sehen ist; vielmehr nennt der Verf. mit naiver Offenheit, wie sie mir auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur noch nicht vorgekommen ist, eben nur jene abgeleiteten, dürftigen und meist mit großer Vorsicht zu gebrauchenden Auszüge, die ihm nicht genügt hatten — warum hätte er sein Buch sonst geschrieben? — als die 'verschiedenen Hilfsbücher', aus denen er geschöpft hat. Nur für die römische Literaturgeschichte, bei deren Darstellung er sich hauptsächlich auf die Schulschriftsteller beschränkt, erklärt er, außer derartigen Auszügen auch noch die zweite (1872!) Auflage des Teuffel'schen Buches benützt zu haben. Es scheint somit als einziger Ausweg die Vermuthung übrig zu bleiben, dass der Verf. um einen lernbaren, allerdings nicht fortlaufend zu lernenden Text herzustellen, für die Auswahl, Anordnung und Stilisierung der Sätze etwas leisten zu können hoffte.

Ich bin zu meinem Leidwesen nicht imstande, dem Buche irgend eine erfreuliche Seite abzugewinnen. Im Gegentheil, ich halte es für eine durchaus verunglückte und überhastete Arbeit, vor deren Benutzung ich die Lehrer gewarnt wissen möchte. Ja, gerade aus ihm wird neuerdings klar, dass die Reform des philologischen

Unterrichtes an den Gymnasien im großen und ganzen nicht im Gymnasium selbst ihren Anfang nehmen kann, sondern dass sie zuvor noch erst auf der Hochschule vorbereitet werden muss und dass deshalb die Prüfungsordnung und der Rahmen der vom jungen Philologen auf der Universität zu hörenden Vorlesungen einer entsprechenden Änderung bedürfen.

Bisher hat man solche Bücher für den Privatgebrauch besonders lernbegieriger Schüler angefertigt. Man durfte annehmen, dass ein gewissenhafter Lehrer seine sachlichen Bemerkungen zur Schullectüre nicht aus einer derartigen Broschüre schöpfen, auch nicht den Schülern gegenüber seine Mittheilungen unter jedesmaliger Berufung auf sie bringen werde. Es schien immerhin angezeigt zu sein, sie, falls sie leidlich richtig und übersichtlich zusammengestellt waren, den Schülern für ihre den Kreis der Schullectüre überschreitende Beschäftigung mit der antiken Literatur und den Alterthümern, eventuel faute de mieux, dann strenge genommen in correcter Weise zu empfehlen. Zeit und Verhältnisse haben sich geändert und verbieten bereits eine zu milde Beurtheilung der Realienbücher. Das vorliegende Buch will Schulbuch sein, will die sachlichen Bemerkungen des Lehrers in kürzester und bester Fassung bringen und direct dem Unterricht zugrunde gelegt werden. Der Verf. 'denkt sich die Benützung des Buches wie die einer Schulgrammatik. Wie aus dieser für die einzelnen Stufen das Geeignete und gerade Erforderliche entnommen wird, ähnlich soll es auch hier geschehen' (S. IV). Gerade deshalb, und da der Lehrer in der Regel nolens volens vom Lehrbuch abhängig wird, sehe ich es als eine ernste Pflicht an, mit unzweideutiger Klarheit auf die Schwächen und Flüchtigkeiten des Wagner'schen Realienbuches hinzuweisen.

Der Verf. benützt seine Quellen, ohne sich Einsicht in ihren Wert zu schaffen und ohne wissenschaftliche Schulung oder selbstständige Kenntnisse zu zeigen; er entlehnt vielfach ihre Sätze wörtlich und macht ihre Fehler zu den seinen. Ob er gelegentlich, durch undeutliche Wendungen derselben verleitet, neue begangen hat, kann ich nicht sagen, da ich nicht die ganze von ihm benutzte Literatur zur Verfügung habe, und auch keine Lust dazu verspüre, sie daraufhin, also auf ein rein persönliches Interesse hin, zu überprüfen. Hauptsächlich hat er Kriegs Grundriss seinem Buche zugrunde gelegt, obendrein ohne die Recensionen, die jenes Buch erfahren hat, zu berücksichtigen.

Ich begnüge mich damit, zum Nachweise der Berechtigung meiner ablehnenden Haltung dem vorliegenden Realienbuche gegenüber, einige charakteristische Fehler desselben anzuführen; ein Verzeichnis aller von mir darin bemerkten falschen oder nur bedingt richtigen Sätze zu geben, halte ich für ganz überflüssig.

Kaum dürfte ein Capitel der Alterthümer jedem Philologen geläufiger sein als das über die Namen; was macht aber der Verf. daraus? S. 89 sagt er, dass die Frauen 'anfänglich einen Vornamen

mit dem Namen des Vaters oder des Mannes im Genitiv' führten, und citiert als Beispiel Caecilia Metelli und Caecilia Crassi! Aber es kommt noch besser. In dem unmittelbar darauffolgenden Satze heißt es: 'später wurde der Gentilname des Vaters mit der weiblichen Endung üblich, z. B. Cornelia Tullia'. Ist denn Caecilia weniger Gentile als Cornelia oder Tullia? Hier liegt nicht ein zufälliges Versehen des Verf.s vor, vielmehr hat er diesen Nonsens aus Krieg abgeschrieben. Ebenda (ebenfalls nach Krieg) unterscheidet er beim 'freigeborenen Römer' die tria nomina als Individualnamen + Geschlechtsnamen + 'Familiennamen (!) oder Beinamen'. S. 90 hat er den Absatz über die Sclavennamen (darin der unglückliche Satz: 'der allgemeine Name des Sclaven war servus') im wesentlichen Krieg entlehnt, aber an einer Stelle (Z. 15 durch 'entweder — oder — oder') noch verschlechtert. Glaubt der Verf. wirklich, dass der jüngere Africanus im 'vollen Namen' auch die Namen Africanus minor Numantinus geführt hat (S. 89)? Auch was er sonst über das Cognomen sagt, ist schief oder ganz falsch. S. 29 lässt er gar den Namen des ersten Kaisers Imperator C. Jul. Caesar Octavianus Augustus sein! Ob er dieses Curiosum in einem seiner Hilfsbücher gefunden hat oder zu dem wenigen Neuen rechnet, das er (S. IV) bringen will, weiß ich nicht zu sagen.

Oder gibt es eine Partie der römischen Topographie, für die die weiteren Kreise des gebildeten Publicums größeres Interesse gezeigt haben, als das Forum und seine Umgebung? Das wichtigste Fundjahr des letzten Decenniums war 1883, da das Haus der Vestalinnen bloßgelegt wurde; damit waren die Pläne, die von dem Viertel zwischen der julischen Basilica und dem Titusbogen entworfen worden waren, ganz veraltet. Jordan hat in seiner Topographie (I 2, 1885) und Richter sowohl in Baumeisters Denkmälern, als in Iwan Müllers Handbuch die Ergebnisse dieser Ausgrabungen benutzt und in übersichtlichen Tafeln zur Anschauung gebracht und die einschlägige Literatur verzeichnet. Der Verf. hat diese Publicationen weder citiert, noch benutzt. Und was bietet er auf dem vor S. 1 eingelegten Blatte ('mons Capitolinus cum foro Romano', 19 : 26 cm)? — die alte Zeichnung, die aus Zieglers Atlas (1872) Krieg, Hubert u. a., allerdings jene beiden auch noch nach 1883, genommen haben. Wohl sagt der Verf. (S. IV), dass er unter anderem auch Jordans kleine Schrift 'Capitol, Forum und sacra via' benutzt habe; es ist dies bekanntlich der Text eines von Jordan Anfang 1880 in Hamburg gehaltenen Vortrages, in dem die Resultate der Ausgrabungen der 70er Jahre benutzt und populär dargestellt sind; die demselben beigegebene Tafel bezeichnet mehrfach, namentlich in der Frage der sacra via, einen Fortschritt; aber ich bedauere sagen zu müssen, dass nicht einmal sie Fundament der Darstellung des Verf.s geworden ist, sondern ein Ornament seines Quellenverzeichnisses geblieben ist. Da die Sachen so liegen, darf man sich dann auch gar nicht wundern, dass der Verf.

S. 68 (wieder aus Krieg!) schreibt, dass in der Nähe des Vestatempels das atrium Vestae sich befunden habe, „ein offener Rundbau mit dem Staatsherde in der Mitte, und die Regia, ursprünglich das Königshaus, später die Wohnung des Pontifex maximus und der Vestalinnen" !! Dass diese unwahre Behauptung in Betreff des Atrium außerdem mit der nicht minder unwahren Darstellung auf jenem Plane vor S. 1 nicht im Widerspruche steht, könnte heiter stimmen, wenn die Sache nicht einen so ernsten Hintergrund hätte.

Wählen wir aus der Mythologie den Abschnitt über die Minerva S. 64. Der vorletzte Passus desselben ist aus Krieg entlehnt und enthält in seinen fünf Zeilen folgende drei Fehler, die unbesehen aus jenem herübergenommen sind: 1. 'beide Quinquatrus begannen an den Iden': vielmehr am fünften Tage nach den Iden, also 19. März und 19. Juni; 2. 'beide dauerten fünf Tage': vielmehr wurden bloß die großen, aber erst in späterer Zeit, so ausgedehnt, die kleinen blieben, so viel wir wissen, eintägig; 3. an den großen Quinquatrus 'bekamen die Lehrer ihr Jahreshonorar (Minerval genannt)' [1]): vielmehr ist das Minervale eine Gratification, die dem Lehrer von seinen Schülern verabreicht wird, oder höchstens die erste Rate des Schulgeldes. Einen Satz wie den S. 43 geschriebenen, Marius habe 'je zwei Manipeln zu einer Cohorte vereinigt, so dass nunmehr die Legion in 15 (!) Cohorten zerfiel, von denen je fünf in entsprechenden Zwischenräumen ein Treffen bildeten', hätte sich der Verf. genau ansehen sollen, bevor er ihn aus Krieg abschrieb; er ist ganz aus der Luft gegriffen. Warum hat der Verf. das Vexillum (S. 50, 4) nicht nach einer der antiken Abbildungen, über die er bequem aus Domaszewskis 'Fahnen im röm. Heere' 77 ff. sich orientieren konnte, abgebildet, statt eine Zeichnung zu liefern, wie man sie heute wohl nur noch für die Passionsbilder auf den Calvarienbergen macht? Wie unsere Kirchenfahnen und mit SPQR! Mit wie wenig Aufmerksamkeit hat er S. 19 behauptet, dass dem Feldherrn, wenn er als Triumphator zurückkehrte, 'für den Triumph das Imperium eigens verliehen werden musste'! Ist es denn irgend denkbar, dass er thatsächlich nicht weiß, dass der Triumph ein 'in die Continuität derselben Kriegsauspicien fallender Act' (Mommsen) sei? Dass ihm, um von anderen Zeugnissen zu schweigen, die allbekannte Situation des Lucullus unbekannt ist, der nach seiner Rückkehr aus Asien drei Jahre außerhalb der Stadtmauern Roms bleiben musste, da er sonst Gefahr lief, die Berechtigung zum Triumphe, auf deren Bewilligung er so lange warten musste, zu verlieren? [2]) Und ist es nicht ein ebenso

---

[1]) Ähnlich, doch noch confuser, behauptet der Verf. dies S. 87.

[2]) Dass S. 59 dieselbe Sache richtiger besprochen ist, würde gewiss dem Schüler, der sich der Anm. von S. 19 noch entsinnt, nicht geringe Verlegenheit bereiten.

beredtes Zeugnis für die Hast, mit der er sein Buch schrieb, wenn er S. 103 behauptet, dass das Zeichen des Sesterzen IIS Geltung gehabt habe für den Gebrauch 'der Cardinalzahl mit sestertii für 1—1999, der Cardinal- oder Distributivzahl mit sestertia für 2000—999.000 und des Zahladverbs mit sestertium von 1 Million aufwärts'? Die '2500 Reliefbilder' der Trajanosäule, die schon Krieg von O. Richter mit Recht vorgehalten worden sind, erscheinen beim Verf. S. 4 wieder! Wer wird der Nächste sein, der sie von dort übernimmt? S. 97 leugnet der Verf. die Existenz von Wirtshäusern oder Wirtsherbergen! usw. usw.

Dass das vorliegende Buch, in dem so zahlreiche Verstöße gegen das ABC der Alterthümer sich finden, keine Empfehlung verdient, und am allerwenigsten auf eine 'obligatorische Einführung', wie sie S. III angedeutet wird, Anspruch erheben kann, ist klar. Aber ich will noch ausdrücklich hinzufügen, um aus meinem Stillschweigen nicht einen unrichtigen Schluss auf meine Überzeugung von der Art der Verwendung eines derartigen Hilfsbuches für die Schulen zu gestatten, dass ich nicht bloß keinen Nutzen für die Schule von der obligatorischen Einführung eines Realienbuches erwarte, sondern geradezu die Gefahr einer Überbürdung neuer Art daraus befürchte. Der Lehrer möge die Alterthümer in den Grundzügen kennen und so weit vorgebildet sein, dass er imstande ist, nöthigenfalls über eine specielle Bemerkung, durch die er das Verständnis der Schüler für eine Autorstelle wirklich fördern und beleben zu können hofft, sich mit Urtheil in einem guten Handbuche zu orientieren und aus dem einen oder anderen brauchbaren Bilderwerk gelegentlich den Schülern zum selben Zwecke eine Probe auszuwählen. Die Systematik der Realien taugt so wenig in die Schule als die Überfülle derselben. Caveant consules!

Wien. J. Wilh. Kubitschek.

Dr. Eugen Wolff, Prolegomena der literar-evolutionistischen Poetik. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1890, 8°, 32 SS.

Das Schriftchen tritt mit aller Energie ein für die gewiss zu billigende Ansicht, dass jede Poetik fortan auf der Basis der Literaturgeschichte aufgebaut werden müsse. Aufgabe der Poetik ist es nach des Verf.s Überzeugung, „den Begriff der Poesie zu erläutern, d. h. nach allen Anwendungen desselben ihm einen festen Inhalt zu geben auf Grundlage einer geschichtlichen Musterung all dessen, was jemals als Poesie gegolten hat". Die Unterscheidungen zwischen Volks- und Kunstdichtung, naiver und sentimentalischer Poesie usw. bezeichnen nur gewisse „bei zunehmender Subjectivität auseinander sich entwickelnde Perioden", „eine allgemein giltige Begriffsbestimmung der Poesie lässt sich nur unter voller Berücksichtigung der obwaltenden Entwicklung geben".

Wir billigen, wie gesagt, diese Überzeugung, nur darf man nicht ganz vergessen, dass hiemit ein Postulat aufgestellt ist, welches niemals ganz und gar erfüllt werden kann, da es nicht im Bereiche unseres Wissens liegt, was etwa im Laufe der kommenden Zeiten alles als Poesie gelten wird.

Seine eigene Theorie zu stützen, unternimmt im folgenden der Verf. einen Ausfall gegen Scherer, der „die Poetik auf die naturwissenschaftliche Entwicklung aufgepfropft“ habe und auf diese Weise nicht in der Lage sei, „auf die wichtigste Frage, die Entstehung der Poesie, eine Auskunft zu ertheilen, welche der ältesten bekannten Form der Poesie zugleich Bestätigung und Ergänzung bringe“. Dieser Ausfall ist unseres Bedünkens verunglückt. Der Verf. verwechselt hier die ältesten vorhandenen Erzeugnisse der Dichtkunst mit den ältesten Ansätzen zur Poesie, die nicht auf uns gekommen sind, auf die uns jedoch gewisse Zeugnisse schließen lassen. Älteste ausgebildete Form der Poesie ist freilich das Epos. Aus diesem entwickelte sich „bei zunehmender Subjectivität — wie der Verf. richtig andeutet — die Lyrik. Für das Zurückbleiben epischer, d. h. objectiver Elemente in der Lyrik hätte er ganz besonders auf die griechische Lyrik hinweisen können, die ja selbst zur Zeit ihrer höchsten Ausbildung wie vielleicht keine zweite objectiven, epischen Charakter bewahrt hat (vgl. meine Schrift: Die Genesis des Entschlusses in den Tragödien des Euripides und Sophokles, oder über den objectiven Charakter der griechischen Tragödie, Leipzig 1889, S. 3—5). Wer verbürgt uns aber den epischen Charakter der ältesten Ansätze zur Poesie, um die es sich bei der Frage nach der Entstehung derselben zunächst handelt? Der Verf. fertigt die auch von Scherer vertretene Ansicht von dem lyrisch-hymnischen Charakter der ältesten Poesie, wie er selbst (S. 32) zu ahnen scheint, zu leicht ab. Waren z. B. bei den Griechen, wie dies K. O. Müller unter anderen annimmt, die ältesten poetischen Erzeugnisse jene Linoslieder, Trauergesänge, Paeane und ähnliches und mögen diese — wie wir fest überzeugt sind, was aber nur scheinbar für des Verf.s Ansicht spricht — wie zur Zeit der ausgebildeten Lyrik der Form nach im hohen Grade ein objectives, episches Gepräge an sich gehabt haben; dass die ursprünglichste Triebfeder, welche diese Gesänge ins Leben rief, „der Erzählungstrieb“ gewesen sei, lässt sich gewiss nicht erweisen. Im Gegentheile, man wird dies als unwahrscheinlich bezeichnen müssen, wenn man auch auf die Frage, warum unter solchen Umständen (wenn sie sich nicht erst aus der Epik entwickelten) jene Gesänge epischen Charakter an sich trugen, keine erschöpfende Antwort zu geben vermag. Sagt ja doch der Verf. selbst, die Witwe klage um den Verstorbenen, indem sie auf seine Thaten hinweise. Ist aber die Quelle ihrer Klagen der Erzählungstrieb? Der Verf. sündigt hier gegen sein eigenes Princip, die Theorie auf die Basis der Literaturgeschichte aufzubauen. Im weiteren trägt der Verf. — namentlich mit Hinweis auf die Ent-

wicklung der deutschen Literatur — vor, wie „die verschiedenen dichterischen Gattungen nicht von vornherein nebeneinander vorhanden waren, auch nicht im Laufe der Zeit unabhängig voneinander entstanden sind, sondern die wechselnden Gestaltungen der Poesie sich aus derselben Grundform durch allmähliche Umbildung entwickelt haben" — eine Ansicht, die sich bis zu einem gewissen Grade jedem aufgedrängt haben dürfte, der die Entwicklung der Literaturen kennt.

Diese „entwickelnde Methode" soll nun auch auf alle jene Fragen Aufschluss ertheilen, mit deren Lösung sich Aristoteles, Lessing, Schiller usw. nach des Verf.s Ansicht vergebens abgemüht haben.

Was nun besonders Aristoteles betrifft, so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass der Verf. dem Studium der Theorien jenes Mannes vielleicht nicht ganz jene Sorgfalt zugewendet haben dürfte, welche erforderlich ist, sollen dieselben vollauf gewürdigt, geschweige denn widerlegt werden. Die Lehre von der Furcht für uns selbst, welche die Tragödie erregen soll, befriedigt ihn nicht, weil — und er hat hierin einige Vorgänger — wir doch die Geschicke des Oedipus, Romeo, Lear nicht für uns selbst befürchten werden! Es ist leider im Rahmen einer Anzeige nicht der Platz, darzuthun, dass so leicht über Aristoteles der Stab doch nicht gebrochen ist. Bezüglich des „Mitleids" sagt er, die durch die Tragödie bewerkstelligte Erleichterung bestehe nicht in der Befreiung von Mitleid, sondern von Leid; die Befreiung von Mitleid wäre ja keine Wohlthat, da Mitleid als Tugend gelte! Das heißt wohl fast die Katharsis-Lehre nicht aufgefasst haben.

An Stelle der aristotelischen Theorie will der Verf. die Ansicht gesetzt wissen, dass „die tragische Wirkung eine Entladung von eigener immanenter Wehmuth sei vermittelst Vorstellung eines starken, zur Katastrophe führenden Leidens eines anderen Menschen". Allgemein ist ihm alle poetische Wirkung „Entladung von eigenen immanenten Seelenaffectionen, thätige Erleichterung der eigenen Seele durch Darstellung fremden Lebens".

Was an diesen Ansichten des Verf.s wirklich neu und haltbar ist, hierüber wird ein entscheidendes Urtheil erst möglich sein, wenn er seiner Ankündigung entsprechend sich entschlossen haben wird, seine Theorien eingehender zu erörtern und tiefer zu begründen. Anerkennung verdient seine bereits erwähnte Grundansicht, namentlich auch insofern, als er — im Gegensatz zu einer nur zu oft vertretenen Richtung — den Schwerpunkt darin zu erblicken scheint, die literarischen Erzeugnisse einzelner Zeiten, einzelner Nationen als Glieder in der Entwicklungskette der Gesammtpoesie zu erkennen und auf diese Weise zum „Verständnis zu gelangen für das Herz der gesammten Menschheit".

Linz. Dr. Camillo Huemer.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik. Ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repertorium für Lehrer, bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Menge, Director am Gymnasium zu Sangerhausen. 6., ber. u. erg. Aufl. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1890, 8°, VIII, 121 u. 442 SS. Preis Mk. 7.

Die Anordnung des Stoffes ist in dieser neuen Auflage nicht geändert worden und Ref. kann auf das hinweisen, was er Jahrgang 1875 d. Zeits. S. 856 ff., 1882 S. 45 f., 1886 S. 834 ff. in dieser Beziehung gesagt hat. Bezüglich der Form und des Inhaltes desselben hat der Verf. das Buch in allen seinen Theilen auf Grundlage eigener unausgesetzter Forschungen und durch Benützung aller einschlägigen Untersuchungen einer derartigen Umarbeitung und Verbesserung unterzogen, dass man an vielen Stellen eine ganz neue Arbeit vor sich zu haben glaubt. Abgesehen von der Einfügung einiger neuer Abschnitte, die, um die Paragraphierung der vorhergehenden Auflagen nicht zu ändern, mit den Ziffern der vorhergehenden Paragraphen unter Hinzufügung des Buchstabens *b* bezeichnet sind (vgl. S. 209, §. 328 b; S. 251, §. 385 b; S. 322, §. 489 b), weisen die meisten Abschnitte Erweiterungen, Berichtigungen und stilistische Änderungen auf, wie z. B., da alle aufzuzählen zu weit führen würde, §. 112, Anm. 2, wo der Schüler nun eine umfassende Aufklärung über die Construction von convenire bekommt; §. 314 die lichtvolle Darstellung der Lehre von den Zeiten; §. 327 die Lehre von der Zeitenfolge; §. 418, 8 über den Gebrauch von licet bei Livius in der Bedeutung des griechischen *ἔστιν* mit dem Infinitiv u. a.

Der Wert des Buches ist durch diese angebrachten Erweiterungen und Verbesserungen wesentlich erhöht worden. Die Reichhaltigkeit und Verlässlichkeit des gebotenen Materials und die treffliche, übersichtliche Anordnung desselben sichern dem Buche unstreitig den hervorragendsten Platz unter allen Lehrbüchern der lateinischen Sprache. Es wird kaum ein zweites geben, das mit gleicher Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit Auskunft über den Sprachgebrauch der classischen Latinität gibt. Die Fälle, in denen man das Buch ohne Aufklärung erhalten zu haben aus der Hand legt, dürften sehr vereinzelt sein. Einen will Ref. aus seiner Schulpraxis anführen, nämlich die im Deutschen wiederholt vorkommenden verkürzten Vergleichungssätze mit „wenn" in ihrer Abhängigkeit von einem Verbum des Sagens, z. B. Unleugbar war Sokrates, wenn irgend einer, für das geistige Wohl seiner Mitbürger besorgt. Ein Zusatz zu §. 424 dahingehend, dass solche Vergleichungssätze im Lateinischen unverkürzt erscheinen, wäre wohl am Platze. §. 52 ist succedere in locum alicuius, in regnum, in paternas opes (Liv. 21, 3, 2), ebenso §. [illegible] Anm. 1 bei opus est wozu ut bei Plautus übersehen. Ein

unangenehmer Druckfehler ist §. 328 (S. 209, Z. 12) 327, 6 statt 327 g.

Ausstattung und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Ref. kann dieses musterhafte, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Umsicht gearbeitete Lern- und Nachschlagebuch Lehrenden und Lernenden nur aufs wärmste empfehlen.

Der lateinische Satz. Zur Wiederholung für die oberen Gymnasialclassen dargestellt von Ernst Reinhard Gast, Prof. am herzogl. Franciscenm in Zerbst. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1890. 8°, VII u. 48 SS. Preis 50 Pf.

In 66 Paragraphen führt der Verf. alles Wichtige aus der lateinischen Satzlehre in übersichtlicher Anordnung behufs Wiederholung in den oberen Classen vor. Die Fassung der Regeln ist dem Zwecke des Büchleins entsprechend kurz und verständlich. Zweckmäßig aus der Schullectüre gewählte Beispiele, die nebenbei auch in stilistischer Beziehung lehrreich sind, hat der Verf. den Regeln als Beleg beigegeben. Vielfach wird auch auf die Gründe der Spracherscheinungen hingewiesen und so neben der Wiederholung des Gelernten eine Vertiefung desselben zu erzielen gesucht.

Ungenau ist in der Fußnote zu §. 16 die Regel, dass dubitare = Bedenken tragen mit dem Infinitiv verbunden wird. Dafür wird gewöhnlich cunctari, vereri, timere gebraucht. Ferner musste in der Anmerkung zu §. 16 b bemerkt werden, dass bene facere in der Bedeutung „gern thun", „ohneweiters etwas thun wollen" ut nach sich hat. In der Fußnote zu §. 17 könnte behufs leichteren Festhaltens der Regel über ut oder acc. c. inf. nach persuadere und monere auf die Modification der Bedeutung dieser Verba hingewiesen werden (überreden — überzeugen, ermahnen — erinnern). Unrichtig ist die zu §. 60, c in Klammern beigefügte Bemerkung, dass beim Fehlen des Part. Fut. in abhängigen irrealen hypothetischen Folgesätzen die Umschreibung futurum fuerit ut mit conj. imp. eintritt. Es bleibt in diesem Falle der irreale Satz unverändert.

Das Büchlein kann mit Nutzen zur Auffrischung der in den unteren Classen gelernten Regeln beim Unterrichte verwendet werden.

Vorlagen zu Übersetzungen ins Lateinische für die Prima des Gymnasiums zusammengestellt von Dr. Richard Thiele, Gymnasialdirector. Breslau, Verlag von Wilh. Koebner 1891. 8°, III u. 46 SS. Preis Mk. 1.

Das Werkchen enthält aus deutschen oder ins Deutsche übersetzten lateinischen Werken entlehnten mehr oder weniger einschneidend veränderten, verkürzten oder erweiterten Stoff zur Verwendung für Extemporalien (20 Abschnitte), Classenexercitien (10 Abschnitte) und häusliche Aufgaben (10 Abschnitte). Der Zweck ist, die Schüler dahin zu bringen, einen nicht zu schweren deutschen Text, welcher Gedankenkreisen entstammt, die ihnen geläufig und zur Übertragung

ins Lateinische geeignet sind, in correctes Latein übersetzen zu können.

Trotz der Sorgfalt, die der Verf. auf den Inhalt und die Form verwendet hat und die unbedingt anerkannt werden muss, glaubt Ref. nicht an eine weite Verbreitung des Werkchens an unseren Gymnasien. Die Schwierigkeiten vieler Abschnitte überschreiten das Können unserer Schüler, und es ist kein Wunder, wenn man überlegt, dass nur eine Stunde wöchentlich den Übersetzungsübungen aus dem Deutschen bestimmt ist und in diese noch monatlich eine Composition und die Correctur dieser und die der häuslichen Arbeit fällt. Nur die leichteren Stücke und auch diese mit vielfacher Nachhilfe werden sich beim Unterrichte verwenden lassen. Zu allem gibt der Herausgeber außer den nicht zahlreichen Angaben lateinischer Wörter oder Phrasen keine anderweitige Beihilfe an; der Schüler soll geübt sein sich selbst zu helfen, wo er nur irgend kann. Unter diesen Umständen wird das Werkchen von Lehramtscandidaten eher als von Gymnasialschülern mit Nutzen verwendet werden können.

Die Ausstattung ist nett, der Druck correct.

Vorlagen zu Übungen im lateinischen Stil für Secunda. Entworfen von Carl v. Jan. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1889. 8°, IV u. 60 SS.

Zweck des Büchleins ist, das reichliche Material stilistischer Vorschriften, das sich in allen Grammatiken und besonders in der Ellendt-Seyffert'schen vorfindet, durch geeigneten Stoff zur Einübung zu bringen. Diese Regeln über verschiedene Redetheile und namentlich über die Pronomina, die in der 5. und 6. Classe gelernt werden, sind nächst der Bildung guter lateinischer Perioden in dem Übungsstoffe berücksichtigt. Zu diesem Zwecke sind anfangs kleinere und nach und nach größere Abschnitte aus lateinischen Autoren in geeigneter Weise verarbeitet und schließlich Ausdrücke und Wendungen aus Ciceros Rede für den Roscius aus Ameria für Erzählungen aus der griechischen oder mittelalterlichen Geschichte verwertet worden.

Der Stoff ist nicht ohne Geschick gewählt und verarbeitet. In ungezwungener, nicht störender Weise sind die betreffenden Regeln eingefügt. Der Ausdruck ist deshalb auch meist glatt und richtig. Ref. hat einzelne Abschnitte erfolgreich für die schriftlichen Arbeiten verwendet.

Dem Übungsstoffe gehen kurzgefasste, mit Ziffern oder Buchstaben versehene Regeln für die Bildung lateinischer Perioden und zur Übersetzung der Übungsstücke erforderliche anderweitige Regeln für den lateinischen Stil, welche Ergänzungen zur Ellendt-Seuffert-schen Grammatik §. 187—214 bilden, voraus. Auf diese wird an den betreffenden Stellen im Texte hingewiesen. Orientierende Fußnoten kommen deshalb nur sehr selten vor, zumal da auch die zu

den 11 Abschnitten angegebenen Vocabeln am Schlusse des Werkchens (S. 56—60) zusammengestellt sind.

Ausstattung und Druck sind gut. S. 37 steht XI statt IX. Ref. will hiermit die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf das Werkchen lenken.

Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax in einzelnen Sätzen und zusammenhängenden Stücken nach den Grammatiken von Carl Schmidt, Dr. August Scheindler und Dr. Ferd. Schultz von Dr. Johann Hauler, weil. Director des k. k. Staatsgymnasiums im II. Bezirke Wiens und k. k. Regierungsrath. II. Theil: Moduslehre. 6., veränd. Aufl. Wien, Alfred Hölder 1891. 8°, VI u. 208 SS. Preis in Leinwand geb. fl. 1.

Die 6. Auflage des zweiten Theiles der Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax von Dr. J. Hauler, der die Übungsbeispiele zur Moduslehre enthält und die Fortsetzung des vor Jahresfrist erschienenen ersten Theiles „Casuslehre" bildet, dessen Neuausgabe dem Ref. leider nicht zu Handen gekommen ist, hat durch den neuen Herausgeber Dr. Edmund Hauler in inhaltlicher und formeller Beziehung vielfache Änderungen erfahren, die den Wert des anerkannt guten Lehrmittels bedeutend erhöhen. Infolge der Verkürzung des grammatischen Lehrstoffes sind alle Einzelsätze für minder häufige oder unwichtige grammatische Regeln gestrichen und getrennte Abschnitte, um mechanischer Anwendung grammatischer Regeln vorzubeugen, vereinigt worden. Wichtiger als diese Änderung ist die Einfügung zusammenhängender Stücke, in denen die weitaus am häufigsten gelesenen Theile von Cäsars gallischem Kriege verwertet sind.

Die Zweckmäßigkeit der Bearbeitung, die unter Berücksichtigung bestimmter grammatischer und stilistischer Regeln stets fesselnd und anregend wirkt, die Reinheit des deutschen Ausdruckes unter Wahrung der Schlichtheit des Cäsarianischen Ausdruckes und Fernhaltung aller unnöthigen Schwierigkeiten machen diese Partie zu einer Zierde dieser Neuausgabe. Die Brauchbarkeit derselben erhöht ferner die Verminderung der Fußnoten auf ein sehr bescheidenes Maß und die Zusammenstellung der wichtigsten stilistischen, synonymischen und phraseologischen Bemerkungen hinter dem mit großer Gewissenhaftigkeit revidierten Wörterverzeichnisse. Diese Zusammenstellung ist ein unabweisbares Bedürfnis, da nur dadurch ein wiederholtes Zurückkommen auf die zerstreut und nur gelegentlich vorgekommenen Einzelheiten und ein Befestigen derselben zu ermöglichen ist. Vom Schüler diese Zusammenstellung zu fordern stößt auf große Schwierigkeiten; vor allem fehlt die Zeit zur Anlegung und Controlierung. Es werden daher verschiedene Ansichten über das Zuviel und Zuwenig des Gebrachten auftauchen, über die Ersprießlichkeit des Versuches an sich werden die Meinungen gewiss nicht getheilt sein.

Diese Neugestaltung, in der das weitverbreitete und bewährte Übungsbuch in der vorliegenden Auflage erscheint, wird demselben,

dessen äußere Ausstattung und correcter Druck dem Verleger alle Ehre macht, nicht bloß die alten Freunde erhalten, sondern auch neue gewinnen. Ref. kann es nur aufs wärmste empfehlen.

Dr. Hermann Warschauers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlusse an die gebräuchlichsten Grammatiken, besonders an die von Ellendt-Seyffert. Herausgegeben von Dr. Conrad G. Dietrich, Oberlehrer zu St. Afra in Meißen. 1. Theil: Aufgaben zur Einübung der Casuslehre. 5., verb. Doppelaufl. Leipzig, Verlag von Georg Reichardt 1890. 8°, XII u. 130 SS. Preis Mk. 1·20, geb. (mit dem Vocabularium) Mk. 2.

Vocabularium im Anschlusse an Dr. Hermann Warschauers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 1. Theil. Aufgaben zur Einübung der Casuslehre. 5., verb. Doppelaufl., besorgt von Dr. Conrad G. Dietrich, Oberlehrer zu St. Afra in Meißen. Leipzig, Verlag von Georg Reichardt 1890. 8°, IV u. 48 SS. Preis 40 Pf., mit dem Übungsbuche zus. geb. Mk. 2.

Wörterverzeichnis zum 1. Theile von Warschauer-Dietrichs Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach den Übungsstücken geordnet von Dr. Conrad G. Dietrich, Oberlehrer zu St. Afra in Meißen. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von Georg Reichardt 1890. 8°, II u. 46 SS. Preis 40 Pf.

Über die Anordnung des Stoffes im vorliegenden Übungsbuche und den inneren Wert desselben zu sprechen hält Ref. nicht für nothwendig. Die Leser kennen das Buch nach beiden Richtungen hin und Ref. hat sich wiederholt darüber ausgesprochen (vgl. d. Zts. 1880, S. 517 ff., 1883, S. 203 f., 1889, S. 224 f.). Eine wesentliche Änderung weist die neue Auflage nicht auf, nur ist infolge des engen Anschlusses der Übungen an die neue Umgestaltung der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik das Übungsmaterial über den Genetiv nun wie allgemein üblich hinter das über den Accusativ und Dativ gesetzt worden. Diese Umstellung hatte nur die theilweise Umgestaltung zweier Sätze im Texte des Übungsmaterials wegen Entfernung des auf den Genetiv bezüglichen Stoffes (S. 26 und 40) und die Hinzufügung zweier Notizen in Klammern behufs Setzung des Genetivs (S. 39) zur Folge. Ferner hat eine Vermehrung des Übungsmaterials um 32 Sätze stattgefunden, die sich auf die Seiten 1—9, 38, 58, 96, 97, 99—101 vertheilen, wodurch ersichtlich wird, dass die Mehrzahl derselben auf die Vorübungen fällt. An zwei Stellen ist ein Satzglied oder Nebensatz hinzugefügt worden, um einen Satz verständlicher zu machen oder einer irrthümlichen Auffassung vorzubeugen (S. 45 und 49). Zwei Sätze sind in einen andern Abschnitt übertragen worden, in dem die Partie der Grammatik eingeübt wird, aus der eine Regel in ihnen zum Ausdruck kommt (von S. 65 und 66 aus dem Abschnitte über den instrumentalen Ablativ auf S. 68 in den Abschnitt über den modalen Ablativ). Daran schließen sich vier unbedeutende stilistische Änderungen (S. 40, 44, 53 und 57) und endlich in den syntaktischen und stilistischen Bemerkungen,

bezüglich deren Inhaltes Ref. zu S. 130 Nr. 30 erwähnt, dass „nicht mehr“ zunächst iam non, und non iam gewöhnlich „noch nicht“ heißt; die Umstellung der Nummern 23—35 (früher in folgender Reihenfolge: 25, 23, 24, 32, 27, 29, 33, 34, 35, 28, 26, 30, 31) und die entsprechenden Änderungen der Hinweisungsziffern im Texte. Die neue Auflage unterscheidet sich demnach nicht wesentlich von der vorhergehenden.

Auch das Vocabular hat die ihm von Warschauer gegebene eigenartige Anlage (vgl. d. Zts. 1880, S. 517 ff.), die sich als trefflich erprobt hat, nicht aufgegeben und nur unwesentliche Besserungen im einzelnen erfahren neben den infolge der Vermehrung des Übungsstoffes nöthigen Hinzufügungen. Bezüglich dieser muss Ref. bemerken, dass nicht alle Wörter und Phrasen der neu aufgenommenen Sätze berücksichtigt sind. Der Verf. wird bei der nächsten Auflage darauf sein Augenmerk richten müssen.

Auch das nach den Übungsstücken geordnete Wörterverzeichnis hat in seiner 2. Auflage außer den durch die oben bezeichneten Veränderungen des Übungsmaterials nothwendig gewordenen Änderungen keine Umgestaltung erfahren. Ref. hätte hier und in dem alphabetisch geordneten Vocabularium die Angabe der Quantität der drittletzten Silbe im Falle ihrer Betonung gerne gesehen.

Ein Wort der Empfehlung bedürfen diese Hilfsbücher für den Lateinunterricht wohl kaum. Die weite Verbreitung, die rasche Aufeinanderfolge neuer Auflagen, sowie die geringen Veränderungen, die in diesen erforderlich sind, zeugen mehr als jede lobende Besprechung von der Trefflichkeit derselben. Es genügt daher auf ihr Erscheinen aufmerksam zu machen.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta. (Im Anschlusse an »De viris illustribus«, Lesebuch für Quarta.) Herausgegeben von Dr. Hans Müller, ord. Lehrer am Schiller-Realgymnasium zu Stettin. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1891, 8°, VI u. 138 SS. Preis Mk. 1·80.

Die Einübung der Casuslehre (S. 36—108) nach Vorausschickung von Übungen über alles das, was von den Präpositionen, den Zeitpartikeln, dem Accus. c. infinitivo, dem Reflexivpronomen, den abhängigen Fragesätzen, der Zeitenfolge, den Orts- und Zeitbestimmungen, der Apposition, der umschreibenden Conjugation und dem Nominativus cum infinitivo (S. 1—35) nöthig ist, um mit dem lateinischen Ausdrucke möglichst bald vertraut zu werden und die einfache historische Periode zu beherrschen, ist die Aufgabe des vorliegenden Buches.

Das grammatische Material wird durch deutsche Einzelsätze und darauf folgende zusammenhängende Stücke eingeübt, die der nebenhergehenden Classenlectüre aus dem Buche „De viris illustribus“ desselben Verf.s nachgebildet sind. Nur bei der Einübung der Regeln über die Casuslehre werden die vor den betreffenden

Abschnitten angedeuteten Regeln noch durch lateinische den deutschen Übungsstücken vorausgehende Sätze belegt; die Auswahl und Fassung der grammatischen Regeln und die zum Belege derselben gebrachten lateinischen Beispiele zeugen von der Umsicht und Erfahrung des Verf.s. In dem deutschen Übungsmateriale sind die Sätze einfach und durchsichtig gebaut und frei von allem unnützen Beiwerk, das von dem Zwecke des Buches, der Einübung der grammatischen Regeln, abgelegen ist und diesen vielleicht beeinträchtigt. Daher kommt es auch, dass das stilistische und synonymische Element zwar nicht unberücksichtigt geblieben ist, aber mit weiser Einschränkung herbeigezogen erscheint. Die betreffenden stilistischen Regeln, acht an der Zahl, sind im stilistischen Anhange (S. 109 bis 110) zusammengestellt. Der deutsche Ausdruck des Übungsmaterials ist correct und frei von Latinismen.

Den Abschluss des Buches bilden die in demselben vorkommenden Phrasen in Beziehung auf das Kriegswesen, Seewesen, den Staat und das Privatleben gruppiert (S. 111—114), denen sich ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis anschließt (S. 115—138).

Das Buch, dessen Ausstattung und Druck gut ist, wird nach der Ansicht des Ref. eine Zukunft haben.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius zu Dr. F. Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache. 3. Theil: Quarta. Bearbeitet von Dr. Hans Müller, ord. Lehrer am städt. Realgymnasium zu Stettin. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1890. 8°, X u. 128 SS. Preis Mk. 1·60.

Das Lesebuch enthält 16 Lebensbeschreibungen hervorragender Helden aus der griechischen Geschichte (Miltiades, Themistokles, Aristides, Pausanias, Cimon, Lysander, Alcibiades, Epaminondas, Pelopidas, Alexander der Große) und berühmter römischer Männer und derjenigen Ausländer, die in die Geschicke des Römervolkes mächtig eingriffen (Camillus, die Decier, Pyrrhus, Hamilcar, Hannibal, der ältere Scipio Africanus).

Die Auswahl ist zu billigen. Die vorgeführten Gestalten sind ganz geeignet die Bewunderung und Begeisterung des Knaben zu erregen, und dies umsomehr, als die Bearbeitung und Gruppierung des Stoffes frei von den Missgriffen und Fehlern ist, denen wir in der Bearbeitung von Nepos auf Schritt und Tritt begegnen, und auch die sprachlichen Schwierigkeiten, die durch Abweichung von der schulmäßigen Syntax und die oft allzufreie Wortstellung den Anfänger nur mühsam oder auch gar nicht zum reinen Genuss des Inhalts kommen lassen, geschickt vermieden sind.

Der Stoff ist in der Weise bearbeitet, dass die Person, um die es sich handelt, mit ihren Verdiensten in das hellste Licht tritt. Streng ist zwischen Wichtigem und Unwichtigem geschieden; das Unwichtige ist übergangen oder nur angedeutet, das Wichtige und für die Person Charakteristische deutlich hervorgehoben und betont. Nebensächliche Episoden und kleine Charakterzüge, die bei Nepos

in der Regel das Wichtige verdrängen oder mit kurzer Andeutung abthun lassen, sind überall dort nicht zurückgewiesen worden, wo sie das Gesammtbild zu vervollständigen oder abzurunden geeignet sind. Frei ist die Darstellung von den vielfach bei Nepos vorkommenden historischen und chronologischen Irrthümern, den offenkundigen Missverständnissen und der häufigen Confusion in der Darstellung der Begebenheiten. Dass von diesem Gesichtspunkte aus und aus Rücksicht auf den Standpunkt der Classe und die Fassungskraft der Schüler der Wortlaut der benützten Schriftsteller vielfach geändert werden musste, liegt auf der Hand. Indessen ist gewissenhaft der Vocabelschatz des Nepos und Cäsar benützt worden.

Entsprechend der möglichst schlichten Darstellungsweise, durch die das Verständnis des Inhalts erleichtert wird, ist überall die größte Einfachheit im Satz- und Periodenbau angestrebt worden. Die Sprache ist correct und entspricht der Classicität. Die davon abweichenden Eigenthümlichkeiten der benützten Autoren sind vollständig beseitigt, da ihr Vorkommen auf einer Stufe, die es noch mit der Befestigung der regelmäßigen Formen und Spracherscheinungen zu thun hat, gewiss nicht zu billigen ist und zur Befestigung der elementaren Kenntnisse sicherlich nicht der Umstand beiträgt, auf Schritt und Tritt Abweichungen zu begegnen.

Der fließende, durchsichtige und von allen Schwierigkeiten und Härten freie Stil wird es ermöglichen mehr zu lesen, als bisher im Nepos möglich war, und es wird auch das Gefühl für den lateinischen Ausdruck im Schüler erwachen und eine erfreuliche Sicherheit im Erfassen und richtigen Übersetzen des lateinischen Textes erzielt werden. Fördernd wird in dieser Beziehung auch das nach den Capiteln der Lebensbeschreibungen geordnete Vocabularium sein, das diesen beigegeben ist (S. 98—128) und die vorkommenden Phrasen in correcter Verdeutschung, sowie jene Vocabeln enthält, deren richtige Bedeutung zu finden, dem Schüler Zeit raubt.

Ref. hält den vorliegenden Versuch, ein zweckentsprechendes Lesebuch für die 3. Classe zu schaffen, nach allen Richtungen hin für gelungen. Dass er hie und da eine Phrase gern ausgeschieden oder geändert sähe, wie z. B. Epam. 6, 9 ex matre liberos procreavisset, wofür minder auffällig matrem in matrimonium oder uxorem duxisset stehen könnte, ändert an seinem Urtheile nichts. Der Druck ist correct (Epam. 8, 6 Messenem?), die Ausstattung gut. Ref. wünscht dem Büchlein die weiteste Verbreitung.

Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lectüre. II. Theil. (Cursus der Quinta.) Von W. Wartenberg, Gymnasiallehrer. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1890. 8°, 143 SS. Preis Mk. 1·50.

Wie in dem I. für die erste Classe bestimmten Theile (vgl. d. Zts. 1890, S. 54 ff.) tritt auch in dem vorliegenden II. für die zweite Classe bestimmten das Streben des Verf.s hervor, durch zweckmäßige Umgrenzung und Beschränkung, sowie durch eine langsam vom Leichteren zum Schwereren vorschreitende Entwicklung und verständliche Darlegung des Lernstoffes dem Schüler das Lernen zu erleichtern. Nur der Wortschatz der bevorstehenden Schriftstellerlectüre ist verwertet, so dass der Schüler nicht mit Formen behelligt wird, die er nicht fest einzuprägen, sondern nur vorübergehend behufs der Satzbildung kennen zu lernen hat. Jedes Wort, das ihm vorgeführt wird, muss er dafür fest einprägen, natürlich auch die den einzelnen Übungsabschnitten vorausgeschickten grammatischen Regeln, die sich gleichfalls durch große Klarheit und Angemessenheit der Darstellung und Fernhaltung gehäufter Schwierigkeiten auszeichnen.

Das nur aus zusammenhängenden Stücken bestehende lateinische Übungsmaterial, das in inhaltlicher und formeller Beziehung zu loben ist und bezüglich des Inhaltes die Mitte zwischen zerstreuendem bunten Vielerlei und ermüdendem, den Unterricht nicht förderndem Einerlei einhält, ist zweckentsprechend auf eine wiederholende Ergänzung des im I. Theile Gelernten eingerichtet. Nachdem in diesem Sinne eine Anzahl grammatischer Partien durch lateinische Übungsstücke eingeprägt und eingeübt sind, folgen zur Wiederholung dieser Partie deutsche Übungsabschnitte (nach den Declinationen, Adjectiven, Zahlwörtern, Fürwörtern 7, nach den Conjugationen 8, nach den Composita von esse, den anomalen und defectiven Zeitwörtern und dem Supinum 3 und nach der Einübung des acc. c. inf. und der Participialconstruction ein längerer und zur Gesammtwiederholung nach zwei lateinischen Wiederholungsabschnitten abermals ein längerer). Auch diese, deren Inhalt meist der griechischen Sagenwelt und der griechischen und römischen Geschichte (Perserkriege, Krieg gegen Pyrrhus und dritter punischer Krieg) entnommen ist, tragen dem deutschen Idiom fast durchwegs Rechnung.

Auffallend ist die Wortstellung §. 15 A, Z. 4 u. 17, C Z. 2 u. 12, D Z. 5, §. 28 A Z. 20 u. 40, D 10 u. a. §. 15 A die Sage ist st. geht, E dass sie ihm Waffen bereitete st. zu verschaffen, F schauten st. erblickten, §. 28 durch Hunger gedrückt st. hinweggerafft, hart mitgenommen oder das Verb weglassen und pressus oder oppressus in Klammern setzen, C u. G unterlegen st. schwächer, da jenes ein Factum andeutet, §. 41 von den Tarentinern Strafe zu verlangen st. die Bestrafung der Tarentiner zu verlangen, Z. 34 würde st. werde, Z. 40 u. ö. damit — (verhandelte) st. um zu, Z. 42 durch Gewalt und die Waffen st. durch Waffengewalt, Z. 52 hätte bewirken können st. bewirken konnte, Z. 94 Herren des ganzen Italiens st. ganz Italiens, §. 15 B, 6 auf (= mit) seinen Schultern, wodurch der Schüler leicht zum Ge-

brauche von cum verleitet werden kann, D Z. 11 fehlt „und" vor mehrere andere.

Durch das treffliche Ineinandergreifen der deutschen und überwiegenden lateinischen Stücke bei der im allgemeinen wohlgelungenen Form derselben und einem dem jugendlichen Geiste entsprechenden und anregenden Inhalte wird die Lernfreudigkeit und Frische des Schülers stets rege erhalten bleiben und kann ein günstiger Erfolg nicht ausbleiben.

Die Ausstattung ist gut, der Druck correct. Dem Ref. ist nur S. 47 B, Z. 15 reuies cet st. requiescet aufgefallen. Das Buch verdient dieselbe Beachtung und Anerkennung wie der I. Theil.

Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schultz. Von Dr. Johann Hauler, weil. Director des Staatsgymnasiums im II. Bezirke Wiens und k. k. Regierungsrath. Abtheilung für das zweite Schuljahr. 11., veränd. Auflage. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann (alleiniger Inhaber David Bermann) 1890. 8°, XII u. 207 SS. Preis ungeb. 90 kr.

Das vorliegende lateinische Übungsbuch hat sowohl in inhaltlicher als formeller Beziehung durchgreifende Änderungen in der neuen Auflage erfahren. Was nach beiden Richtungen hin in den früheren Auflagen brauchbar war, wurde pietätvoll beibehalten. Wo im Interesse der Schule und durch behördliche Verordnungen Änderungen nöthig waren, wurden sie vorgenommen, und Ref. muss gestehen mit recht glücklicher Hand. Die Befürchtung, dass auch Haulers Übungsbücher, wie fast alle Lehr- und Lernbücher, nach einem Zeitraume von 25 Jahren veralten werden, ist durch diese Umgestaltung im Interesse der Schule beseitigt, und sie werden in dieser verjüngten und verbesserten, dem jetzigen Bedürfnisse der Schule gewissenhaft und geschickt angepassten Gestalt bei stets zeitgemäßer Nachbesserung den ehrenvollen Platz, den sie sich durch Inhalt und Form in der Schule errungen haben, unzweifelhaft behaupten.

Ohne die eingreifenden zahlreichen Änderungen, die im Vorworte eingehend besprochen und gerechtfertigt sind, aufzuzählen, will Ref. nur auf die Wiedereinführung einer Reihe zusammenhängender Stücke, die sich mit den Göttergestalten und Göttersagen der Griechen und Römer befassen, hinweisen, sowie auf die in didaktischer Beziehung nur zu billigende Zusammenziehung der Beispiele und Stücke, welche zusammengehörige Partien der Grammatik zur Einübung bringen, ferner auf die Ausscheidung alles dessen, was für diese Stufe zu früh erschien, und endlich auf die am Ende des Buches gebrachte Zusammenstellung des für diese Stufe nothwendigen syntactischen und stilistischen Materials.

Auch die beiden Wörterverzeichnisse sind mit großer Gewissenhaftigkeit revidiert und ist auf Semasiologie und Etymologie, sowie auf die Bezeichnung der Quantität alle Sorgfalt verwendet worden.

Ref. wünscht dem nett ausgestatteten Büchlein die weiteste Verbreitung, die es seinem Werte nach mit Recht verdient.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Quinta von Dr. Fr. Holzweissig, Director des Königl. Victoria-gymnasiums zu Burg. 2., verbesserte Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1890. 8°, 173 SS. Preis geb. Mk. 1·60.

Bezüglich der Anlage des Buches kann Ref. auf die Besprechung der 1. Auflage (vgl. d. Zts. 1888, S. 47 f.) hinweisen, da in dieser Beziehung in der 2. Auflage nichts geändert worden ist. Hie und da ist ein Satz eingeschoben oder ausgelassen worden, je nachdem der Gedanke, der darin zum Ausdruck kommt, überflüssig oder zum Verständnisse des Folgenden nothwendig erscheint (vgl. §. 64, 6 u. 7; 94, 17; 47 hinter Satz 5 u. a.). Ferner traten Änderungen stilistischer Art zur Vermeidung von Wiederholungen desselben Ausdruckes ein (vgl. 2, 6; 15, 17; 84, 1; 117, 8 u. a.), weshalb wohl auch 45, 5 opes eius statt Ulixis zu schreiben sein wird. Der Ausdruck erscheint vereinfacht (vgl. 15, 10; 32, 5). Es ist Bedacht auf die Vermeidung von Einförmigkeit genommen; es sind falsche Stellung, falsche Zeiten, nicht classische, vulgäre oder poetische Wendungen beseitigt (vgl. 36, 10; 89, 2; 44, 24; 62, 12). Der inhaltlich passendere Ausdruck hat den unpassenden verdrängt (vgl. 93, 7, wornach wohl auch 114, 5 poeta quidam zu schreiben ist). Selbständige Sätze sind in eine Periode zusammengezogen (vgl. 111, 2) oder adverbielle Bestimmungen in einen vollständigen Nebensatz umgewandelt (vgl. 71, 6) u. dgl. Auch ist die richtige Schreibweise statt der unrichtigen eingesetzt (vgl. 96, 22 caelum u. a.), desgleichen sind die wenigen vom Ref. a. a. O. beanständeten Stellungen bis auf zwei (83, 24; 111, 15) geändert worden. Man sieht also überall die bessernde Hand des Verf.s, um das Buch im Interesse der lernenden Jugend immer mehr zu vervollkommnen, dessen Ausstattung und correcter Druck Anerkennung verdienen. Ref. empfiehlt das Buch den Fachgenossen.

Lateinisches Lesebuch für Sexta und Quinta im Anschluss an die Grammatik von Ellendt-Seyffert von Prof. Dr. Wilhelm Tell. 4., umgearbeitete Auflage, besorgt von Karl Jahr, ord. Lehrer am Humboldts-Gymnasium zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1890. 8°, IV u. 288 SS. Preis Mk. 2.

In der 1. Abtheilung, die für die erste Classe bestimmt ist, wird die regelmäßige Declination und Conjugation durch 64 nur Einzelsätze enthaltende Abschnitte eingeübt, ferner der Gebrauch der wichtigsten Präpositionen durch 10 Einzelsätze enthaltende Abschnitte, an die sich 12 leichte Fabeln zur Wiederholung des Vorausgehenden anschließen; sodann folgt die Einübung der Zahlwörter durch 10 Abschnitte zusammenhängenden Inhaltes (Fabeln und Erzählungen), der Pronomina durch fünf Abschnitte Einzelsätze,

zwischen und hinter denen 16 Abschnitte Fabeln und sieben Abschnitte erzählenden Inhalts (die Argonauten) sich befinden. Den Abschluss bilden sieben Abschnitte zur Einübung des Wichtigsten von den Adverbien (Herkules und seine Arbeiten).

Sowohl die Einzelsätze, als auch die Fabeln und Erzählungen sind nach Inhalt und Form der Stufe, für die sie bestimmt sind, angepasst, trotz Beseitigung aller Schwierigkeiten für sie lehrreich und anregend und zeigen durchwegs ein Vorschreiten von Leichterem zu Schwererem. Zu festerer Einprägung sind auch die Einzelsätze nach dem Inhalte gruppiert. Bezüglich des angewendeten Wortmaterials muss rühmend hervorgehoben werden, dass fernliegende Vocabeln vermieden sind und alle gelernten in der demnächstigen Classenlectüre sich finden.

Der Übungsstoff der 2. Abtheilung, für die zweite Classe bestimmt zur Einübung der Composita von sum, der Anomala, der unregelmäßigen Perfect- und Supinbildung der Verba, des Gebrauchs der wichtigsten Conjunctionen, des acc. c. inf. und der Participialconstruction, enthält mit Ausnahme zweier Abschnitte über den Acc. c. inf. nur zusammenhängende Stücke (244), die in inhaltlicher und formeller Hinsicht von der didaktischen Geschicklichkeit und Erfahrung des Autors Zeugnis ablegen. Strenges Festhalten des classischen Ausdrucks und bloße Vorführung des Wichtigsten und für die betreffende Stufe Anziehendsten aus der römischen Geschichte unter gleichzeitiger Fernhaltung aller für diese Stufe unüberwindlichen oder nur schwer zu bewältigenden Schwierigkeiten hat sich der Herausgeber als Ziel gesteckt. Dass er dasselbe erreicht und ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Lateinunterricht geliefert hat, muss ihm Ref. bestätigen.

Das Zuviel an Stoff, da ja neben diesem Lesebuche auch noch ein Übungsbuch — vom Verf. sind die Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische von Haacke, an deren Übungsmaterial das vorliegende Lesebuch sich enger anschließt, zunächst dazu bestimmt worden — verkleinert den Wert des Buches nicht, da eine Auswahl leicht möglich ist.

Auch das Wörterverzeichnis ist sorgfältig unter genauer Angabe der Quantitäten angelegt. Das Papier ist gut; der Druck könnte etwas größer sein. Ref. empfiehlt das Werkchen.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für Sexta. Von Dr. Victor Müller, Oberlehrer in Altenburg. Altenburg, Verlagshandlung H. A. Pierer 1891. 8°, II u. 124 SS. Preis Mk. 1·60.

Das Übungsmaterial ist in der Weise geordnet, dass zunächst durch 75 zusammenhängende lateinische Abschnitte auf 38 SS. und 43 zusammenhängende deutsche, von denen einzelne inhaltlich sich an mehrere lateinische anlehnen, auf 26 SS. der für die 1. Classe bestimmte regelmäßige grammatische Stoff (Declination, Hilfsverb, Conjugation und Pronomen) behufs fester Einprägung zusammen-

gestellt ist und sich daran als zweiter Cursus in 34 lateinischen und 22 deutschen Abschnitten das Material zur Einübung der wichtigsten Ausnahmen der Hauptgenusregeln, der Regeln über den Genetivus Pluralis der 3. Declination, der Zahlwörter, Adverbien, der Composita von sum und der Deponentia anreiht.

Was den inneren Gehalt des Übungsmaterials anbelangt, steht das vorliegende Übungsbuch dem im unmittelbaren Anschlusse an dieses zu besprechenden von Kaufmann, Pfaff und Schmidt nach. Namentlich lassen die deutschen und lateinischen Sätze der ersten Abschnitte in inhaltlicher Beziehung manches zu wünschen übrig. Die geringe Zahl der verwendeten Verbalformen erklärt dies, und jener Übelstand nimmt mit der Zunahme dieser ab und es wird mit dem verwendeten Wortmateriale in Gesprächen und Erzählungen ein hübsches Stück griechischer Sagenwelt in anregender und belehrender Weise dem Schüler zur Einübung der Formenlehre vorgeführt.

Die deutschen Abschnitte lehnen sich inhaltlich ziemlich genau an die lateinischen an, so dass die Übersetzung bei ordentlicher Durcharbeitung der lateinischen Abschnitte dem Schüler keine Schwierigkeiten bereiten kann, und sind zugleich eine treffliche Wiederholung des verarbeiteten lateinischen Materials. Dass auf diese Weise eine gründliche Einprägung des grammatischen Stoffes erzielt wird, lässt sich nicht leugnen, zumal da der Umfang des Materials möglichst beschränkt ist und auch dadurch eine wiederholte und gründliche Durcharbeitung der einzelnen Abschnitte möglich ist. Eine weitere Kürzung ließe sich nach der Ansicht des Ref. noch durch Reducierung der unregelmäßigen Perfect- und Supinbildungen der Verba der consonantischen Conjugation erzielen. Die Einprägung der Endungen der einzelnen Zeiten ist ja das Ziel auf dieser Stufe. Die Unregelmäßigkeiten der Perfect- und Supinbildung gehören in das Pensum der folgenden Classe.

Der lateinische und deutsche Ausdruck des Übungsmaterials gibt selten Veranlassung zu Ausstellungen: 16, 7 incolae Corinthi st. Corinthii; 17, 4 Naxus Baccho sacra st. Bacchi; 17, 35, 40, 69 und sonst das Imperf. namentlich bei heri und ähnlichen Bestimmungen st. des Perfects; 53, 8 hunc dolorem tuum st. istum; 54, 7 ne trepidate; 61, 1 docentor; 85, 1 habitat st. Imperfect; ebend. 8 coegi ut st. Infinitiv; ebend. 13 liberavit st. dimisit; 86 *alius* viri; 99, 6 ab oraculo Delphico iussus est st. oraculo, da oraculum nie personificiert erscheint; 21, 5 wenige Menschen sind nicht Liebhaber st. nur wenige Menschen sind keine Liebhaber; 72—75, 10 herzugeführt st. herbeig.; 80—84, 9 die vornehmliche Tugend st. eine hervorragende T.; 98—100, 2 In der Göttin Juno war — Latinismus! Vereinzelt kommt auch der Latinismus vor, dass das Perfect in der Erzählung st. des Imperfects angewendet ist (vgl. 98—100 u. a.).

Ein Druckfehler ist praeminum st. praemium 86, Z. 5 v. u.; im übrigen ist der Druck sehr correct, deutlich und den Augen wohlthuend.

Vereinzelte auf dieser Stufe nicht zu umgehende syntaktische und stilistische Regeln finden sich als Fußnoten in dem sorgfältig und genau gearbeiteten Wörterverzeichnisse, in dem die Wörter nach den einzelnen Paragraphen zusammengestellt sind.

Das Buch, dessen Ausstattung recht hübsch ist, wird das, was es anstrebt, der lieben Jugend die Last des Lateinlernens in Lust umzuwandeln, bei gewissenhafter Benützung erreichen.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschlusse an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann. Von Ph. Kautzmann, Professor am Gymnasium zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Professoren am Gymnasium zu Heidelberg. Erster Theil: Für Sexta. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1891. 8°, IV u. 169 SS.

Das vorliegende Lese- und Übungsbuch ist im Anschlusse an die Stegmann'sche Grammatik (vgl. d. Zts. 1886, S. 831 f. und 1890, S. 42 f.) nach den von H. Perthes (vgl. d. Zts. 1875, S. 272 f., 274, 275; 1885, S. 850 f.; 1889, S. 137 f.) aufgestellten Principien verfasst. Es zerfällt in zwei Abtheilungen; die erste enthält lateinische Sätze und Lesestücke, S. 1—64; die zweite deutsche Sätze und Lesestücke, S. 67—121, nebst dem Vocabular und einem Verzeichnisse der vorkommenden Eigennamen.

Nur der regelmäßige grammatische Stoff ist berücksichtigt und bei der Anordung desselben möglichste Gliederung und planmäßiges Fortschreiten angestrebt worden. In der 3. Declination und der 4. (bisher 3.) oder consonantischen Conjugation ist die Sonderung nach Stämmen streng durchgeführt. Dem zugrunde gelegten Principe entsprechend sind thunlichst zusammenhängende Stücke geboten, und auch dort, wo zum Zwecke möglichst allseitiger Formenübung Einzelsätze angewendet wurden, sorgten die Verff. dafür, dass die Schüler sich innerhalb geschlossener Vorstellungskreise bewegen. Dabei ist bezüglich des Inhalts alles Triviale oder das Fassungsvermögen des Schülers der ersten Classe Überschreitendes ferngehalten und zumeist aus der Sagen- und Fabelwelt oder der Geschichte das beigebracht, was ihm Vergnügen, Anregung und Belehrung verschaffen kann. Bezüglich der Form ist darauf gesehen, dass sowohl die lateinischen als auch die deutschen Sätze in jeder Beziehung correct sind; wo die beiden Sprachen auseinandergehen, wird durch Andeutungen auf die richtige Wendung geführt, niemals bildet eine incorrecte Wendung die Brücke.

Aufgefallen ist dem Ref. sacer mit dem Dativ S. 10, Abschnitt X 7, XII 6 und 10; S. 12, Absch. VII 5; S. 13 Absch. VIII 5, X 5; S. 33, Absch. X si autem st. sin oder sin autem; S. 50, Absch. II Appelles.

Sorgfältig mit nach den einzelnen Abschnitten und in diesen nach den Wortarten geordneten Vocabeln ist das Vocabularium gearbeitet. Die zum jedesmaligen grammatischen Pensum gehörigen sind fett gedruckt. Auf die Ableitung ist ebenfalls Rücksicht ge-

nommen. Dagewesene Wörter desselben Stammes sind in kleinerem Druck hinzugefügt. Bei der Wiederholung zu übergehende Vocabeln haben ein Sternchen. Die Zahl der Vocabeln ist nicht übermäßig groß, ertrüge jedoch noch eine Kürzung. Die Ausscheidung indirecter Fragesätze, die zu erkennen auf der untersten Stufe sehr schwierig ist, sowie privare und abundare re wäre erwünscht und böte keine großen Schwierigkeiten.

Das Werkchen ist mit Fachkenntnis und Gewissenhaftigkeit gearbeitet und verdient alle Anerkennung, desgleichen der correcte Druck und die nette Ausstattung.

Wien. Heinrich Koziol.

Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lectüre. Von Hermann Unbescheid. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1891. 8°, 173 SS. Preis 3 Mk.

Der Verf. hat die Grundsätze, von denen er sich in seinen dem Bedürfnis der Schule gewidmeten Studien leiten ließ, auf S. 146 zusammengefasst: Mittelpunkt des deutschen Unterrichtes besonders für die oberen Classen bildet die Lectüre, gegen die der literarhistorische Unterricht stark zurückzutreten hat. „Es sind nur die Höhenzüge zu geben und nur der Platz ist zu charakterisieren, der den Meisterwerken innerhalb größerer Perioden gebürt." In der Anmerkung nennt der Verf. die Werke, welche nach ihrem ganzen geistigen Gehalte zu behandeln seien, „alles andere könnte mit Stillschweigen übergangen und als Ballast über Bord geworfen werden". Mit dieser schroffen Einseitigkeit arbeitet der Verf. meiner Ansicht nach gerade dem Zwecke des literarischen Unterrichtes entgegen, der im Schüler eigentlich nur die Disposition zu schaffen hat, ein Werk der deutschen oder ausländischen Literatur mit geschichtlichem und ästhetischem Verständnisse genießen zu können. Dieses Ziel ist durch bloße Betrachtung der „Höhenzüge" nicht zu erreichen, abgesehen davon, dass der Begriff des Wortes selbst ein schwankender bleiben wird. Dies zeigt schon die Auswahl des Verf.s selbst. Jeder Lehrer wird nach seiner Individualität sich das Recht nehmen, auf ein literarisches Erzeugnis größeren oder geringeren Wert zu legen, er wird auch der Heimat und dem vaterländischen Interesse Rechnung tragen müssen. Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, wenn ich mich so wie der Verf. einschränke, dem Rolandslied einen Platz einzuräumen, auch halte ich eine ausführliche Behandlung des Messias für überflüssig, wo der Faust nicht zu den Werken gerechnet wird, die ganz oder theilweise zu lesen wären. Auf Grillparzer lege ich als Österreicher größeren Nachdruck, die Kleist'sche Prosa würde ich ungern missen usw. Die Grundsätze, die der Verf. für die Lectüre selbst aufstellt, können nur gebilligt werden, und seine Analysenmethode,

Aufbau und Anordnung des Dramas sorgfältig zu zerlegen, wird dem Schüler viel Anregung bieten, wenn sie nur, wie der Verf. S. 173 selbst nachträglich beifügt, nicht ins ermüdende Schema führt, von dem er sich, um genau durchgearbeitete Beispiele zu geben, nicht frei gehalten hat. Auch hier hat der Verf. eigentlich nur Schiller berücksichtigt und bloß in einem Anhang auch für Dramen Kleists, Lessings und Grillparzers kurze Skizzen gegeben, die mir lieber sind, als die allzu breit gehaltenen Erörterungen im Haupttheil. Theoretische Untersuchungen schließt er mit Recht von der Schule aus, und die Auswahl, die er S. 85 ff. aus der Hamburgischen Dramaturgie empfiehlt, wird für das Bedürfnis der Schule ausreichen. Das Suchen nach Formeln und Begriffen verführt den verdienstvollen Verf. öfters zu unnöthigen Verallgemeinerungen. Mit G. Freytag will er immer die „Idee" eines Stückes präcisiert haben, und da wird z. B. Kabale und Liebe zusammengefasst: „Aufgeregte Eifersucht eines jungen Adeligen treibt zur Tödtung seiner bürgerlichen Geliebten". Was ist damit gewonnen? Wer wird in einem Rippenknochen das blühende Leben erkennen? So spricht er auch von Schillers Vorliebe für Doppelhelden und nennt Franz und Karl Moor, Ferdinand und Luise, Don Carlos und Posa, Max und Wallenstein in einem Athem. Am übelsten hat aber der Verf. seinem Werke durch die Anmerkungen mitgespielt. Er selbst hat sich entschieden gegen Hyperkritik ausgesprochen, und er druckt in seitenlangen Noten die Erläuterungen Düntzers ab, der genau weiß, wie Schiller hätte schreiben müssen, wenn er Düntzer gewesen wäre. Mit „hätte", „könnte", „wäre besser gewesen" umzingelt Düntzer jedes Wort der Dichtung. Nur die schrecklichste Verwirrung kann die Folge derartiger Lehren sein. Jeder Schulmann hat nach meiner Ansicht die Pflicht, die Schüler so bald als möglich vor diesen Albernheiten — ich finde keinen andern Ausdruck — nachdrücklich zu warnen. Ich freue mich der Begegnung mit E. Schmidt, der in seinem eben erschienenen Schlussbande der Lessing-Biographie S. 784 über die „gemeinschädlichen sogenannten Erörterungen Düntzers" den Stab bricht. Eine neue Auflage, die wir der anregenden Schrift vom Herzen wünschen, möge da unbarmherzig Kehraus machen.

Wilhelm Cosack, Materialien zu G. E. Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar, nebst Einleitung, Anhang und Registern. 2. verm. u. verb. Aufl. Paderborn, Ferd Schöningh 1891, 8°, IV u. 458 SS.

Das Werk hat bereits in der ersten Ausgabe seine praktische Nützlichkeit, besonders für die Schule erprobt und wird auch in seiner neuen, um 35 Seiten vermehrten Gestalt durch seine präcisen Angaben und klaren Analysen ein wesentliches Hilfsmittel für die Lectüre der Hamburgischen Dramaturgie bleiben. Ich vermisse nur das wieder, was ich gerade in einem Buche, das den Lernenden

fördern soll, gerne hervorgehoben gesehen hätte: die Einschränkung, welche Lessings verdammende Urtheile über die französische Tragödie erfahren müssen, wenn man ruhig historisch und national denkt. Mit Recht hat E. Schmidt bereits betont, wie gerne sich gerade junge Leute, die kein Französisch lernen wollen, auf Lessing berufen. Dass er eine Tendenzschrift schreiben wollte und in ihr das volle Recht der einseitigen Betrachtung sich zu wahren hatte, kann dem Schüler nie deutlich genug gesagt werden. Ähnlich verhält es sich auch mit dem übermäßigen Lobe, das Lessing zuweilen dem französischen Lust- und Schauspiele spendet. Der Verf. lässt aber die französische Tragödie überall zu kurz kommen, auch Voltaires Stellung zu Shakespeare wird in Übereinstimmung mit Alex. Schmidt recht einseitig betrachtet. Hier, wie an manchen andern Stellen, hätte ihm meine Einleitung zu Gerstenbergs Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur den Weg gewiesen, ihm wäre auch dann der böse Fehler nicht passiert, S. 109 von einem besonderen Aufsatz Gerstenbergs über Shakespeares Werke und Genie aus dem Jahre 1766 zu sprechen. Überhaupt ist die neuere Literatur durchaus nicht genügend verwertet. Ich gebe im folgenden einige Beiträge: Für die einleitende Schilderung der Hamburger Theaterverhältnisse ist jetzt Litzmanns Schröder maßgebend. — Die Firma Dodsley und Comp. S. 13, 422, 428 ist durch Wustmann: Aus Leipzigs Vergangenheit S. 235 in der Persönlichkeit E. B. Schwickerts, Handlungsdiener der Witwe Dyk, der sich 1770 selbständig etablierte, entdeckt worden. — Wo der Verf. von J. E. Schlegel spricht, geht ihm jede Bekanntschaft mit den Schriften von Wolff, Antoniewicz und Rentsch ab, er pflegt sogar die Allgemeine Deutsche Biographie, z. B. hier und bei Scheibe S. 180, nicht zu citieren. — Zu den Erörterungen Lessings über wahre und falsche Märtyrer (Hempel VII, 67) vgl. Diderot: Pensées philosophiques: Le vrai martyre attend la mort; l'enthousiasme y court. — Zum Worte „abgetäuschet“ (VII, 69) vgl. Tomanetz Z. f. d. A. 27, 329. — Garrick war gerade in Deutschland sehr bekannt durch Lichtenberg und H. P. Sturz. — Eine interessante Parallele zu den Worten Lessings (VII, 73): „Wie weit ist ein Acteur, der eine Stelle nur versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet!“ bietet Grillparzer (Werke XII, 201): „Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen und das Wesen einer Rolle anschauen“. Über Empfindung des Schauspielers hat anregend gehandelt Paul Lindau, Nord und Süd 65, 93—121. — Zu Masuren vgl. v. Loeper, Dichtung und Wahrheit Anm. 196 (Hempel). — Zu Fréron S. 78 bemerke ich, dass er eine vernichtende Recension über Gellerts Betschwester im Journal étranger losließ, die nach Gellerts Ansicht (14. Jan. 1756) offenkundig zeigte, dass er das Stück nicht einmal gelesen hatte. — Zur Stelle über die Zwischenacte (VII, 112 vgl. 243) vgl. den Aufsatz Heinemanns in den Grenzboten 1890, 1, 459. — Über Lillo vgl.

Brandl Vierteljahrsschr. f. Literaturgesch. III, 47 ff. — Zu Pathelin war meine Recension des Holstein'schen Reuchlin, Anz. d. Zf. d. A. 16, 43 ff. zu erwähnen. Zu Meyer Schröder II, 2, 16 auch I, 138. Herder sieht Mitte Mai 1765 Rhynsolt und Saphia und das „noch schlechtere Lustspiel Pathelin" (Herders Briefe an Hamann hg. v. O. Hoffmann S. 25, S. 239). — Bei Weiße wird immer nur Minors Ag. bei Kürschner, nie seine Monographie citiert. S. 161. Die Pamela wurde am 6. December 1743, Boissys Drama (162) am 4. März 1743 zum erstenmal gegeben. — Über Stüven s. Heitmüller: Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds. — S. 216. Zur Matrone von Ephesus war ausdrücklich auf E. Schmidts vorzügliche Darstellung II, 90 (vgl. die Literatur II, 798), S. 218 zur Merope auf Schlössers Monographie über Gotters Merope hinzuweisen. S. 266 „giebt sie es näher" s. Sander II, 1, 383. — S. 300 ist ein Satz etwas schief ausgefallen: „Bei den hohen Ansichten, welche Lessing von der Kunst des Schauspielers hatte ... kann sein Bedauern, dass wir keine Maske mehr haben, wohl kaum ein ernstliches sein". Lessing sagt nur (VII, 290): „Es ist nicht der einzige Fall, in welchem man die Abschaffung der Maske bedauern möchte". — S. 317 Coelhos Stück s. Vierteljahrsschr. I, 323; S. 342 Calderon und Lope Vierteljahrsschr. I, 24. — S. 378 werden Flaischlens Gemmingen Lobsprüche ertheilt, die das oberflächliche Buch nicht verdient.

Wien. A. von Weilen.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Friedrich Glauning, k. Professor und Schulreferent in Nürnberg. Grammatik und Übungsbuch. Erster Theil. Laut- und Formenlehre. Dritte Auflage. Zweiter Theil. Satzlehre. Zweite Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1890.

Auch dieses Lehrbuch, dessen erste Auflage vor zehn Jahren erschien, zeigt sich im wesentlichen unberührt von den Reformbestrebungen, die auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichtes immer mehr Geltung gewinnen. Aber wir heben gern hervor, dass vom Standpunkte der grammatistischen Methode das vorliegende Werk Lob verdient. Es bringt auch gleich zu Anfang die gesammte Aussprachelehre. Aber immerhin werden einige Elemente der Formenlehre eingeflochten, so dass es möglich ist, die Aussprache an Sätzen einzuüben. Es folgt dann die Formenlehre, nach Redetheilen gegliedert, und im zweiten Theil die Satzlehre, in beiden der Regelstoff übersichtlich, mit Auswahl des Wichtigen und häufigen Hinweisen auf ähnliche Erscheinungen im Deutschen dargelegt. Die Übungsbeispiele sind in beiden Theilen von der Grammatik getrennt und zu einem auf sie folgenden Übungsbuch zusammengefasst. Das Ziel, das sich der Verf. bei ihnen gesetzt hat, 'einerseits jede Trivialität und Geschmacklosigkeit, andererseits jede Schwierigkeit des

Inhalts zu vermeiden' (Vorr. V), hat er, soweit unsere Stichproben gehen, wohl erreicht. Englische Briefe, Erzählungen und leichtere Gedichte im ersten Theil, zusammenhängende deutsche Übersetzungsstücke im zweiten dienen zur weiteren Einübung des Gelernten.

Sehr erfreulich ist, dass der Verf. für die Aussprachelehre Sievers, Storm, Sweet (Elementarbuch des gesprochenen Englisch) und Vietor zurathe gezogen hat und nicht mehr auf die alten Orthoepisten sich beruft. Man merkt den wohlthätigen Einfluss jener Werke, nicht bloß in Bezug auf die Darstellung der englischen Laute, sondern, was auch wichtig ist, in der Rücksichtnahme auf das den Schülern von Haus aus geläufige Lautsystem, also nicht das abstracte Bühnendeutsch, sondern die mittel- und süddeutsche Umgangssprache. Im einzelnen kann man wohl an manchem Ausstellungen machen. Wenn die Vocale in offene und geschlossene eingetheilt werden, 'je nachdem bei ihrer Aussprache der Mundraum weiter oder enger und die Zunge gesenkt oder gehoben ist', so führt das zur Meinung, als seien die Laute mit niederer Zungenstellung offen, die mit höherer geschlossen. Den Laut des *ă* in *man* als ersten Bestandtheil des Diphthongen *ou, ow* zu sprechen, wie S. 6 Anm. gefordert wird, ist vulgär; vgl. Sweet, History of English Sounds² §. 954. Die Transcription *âŭ, kêŭ* usw. für *are, care* (S. 4) halten wir nicht für glücklich, da der das *r* ersetzende Vocal, wie der Verf. selbst S. 3 sagt, dem *ŭ* in *but* nur ähnlich ist (darnach ist auch §. 7, 2 zu bessern!) und überdies noch jenes Schriftbild Deutsche zu sehr an *au, eu* erinnert. Wenn es ferner vom *v* heißt (S. 4), es laute nicht wie deutsches *w*, sondern wie weiches *f*, die Unterlippe berühre die Oberzähne, so meint ja der Verf. das Richtige: er will seine Schüler vor dem bilabialen *w* warnen, welches in Süd- und Mitteldeutschland häufig gilt (wenn auch meines Erachtens nicht so allgemein als unsere Autoritäten meinen); aber er hätte nicht so allgemein von deutschem *w* sprechen sollen. Anlautendes *w* und *wh* gleichzustellen, wie es der Verf. (S. 4) thut, geht doch nicht an. Sweet, gewiss der letzte, der eine künstliche Unterscheidung aufrecht erhielte, sagt in der neuen Auflage der History of English Sounds (§. 918), *wh* und *w* seien in unserem Jahrhundert allerdings bereits vollständig zusammengefallen; aber, fährt er fort, 'of late years it has begun to be restored in Southern educated speech, partly by the influence of the spelling, partly by that of Scotch and Irish pronunciation, so that in another generation it will probably be completely restored.' Schließlich möchten wir bemerken, dass der etwas seltsame Ausdruck 'weibliche Silbe' für eine Silbe, die 'mit einem Consonanten und darauffolgenden stummen *e* schließt' (wie *name, made*), doch ebenso wenig in die Grammatik einer germanischen Sprache gehört, wie der Ausdruck 'weiblicher Reim' in eine germanische Metrik.

Poets' Corner. Auszüge aus Shakspere, Burns, Scott, Byron, Moore, Tennyson. Zum Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Broder Carstens, ord. Lehrer an den Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis zu Hamburg. Leipzig und Itzehoe. Verlag von Otto Fick (Ad. Nusser'sche Buchhandlung) 1890. Preis Mk. 2·50.

Das vorliegende Buch will die Mitte halten zwischen den großen poetischen Anthologien, in denen dreißig bis vierzig Dichter vertreten sind, einerseits und den Ausgaben einzelner Werke in ihrer Gänze andererseits, und auf diese Weise eine nutzbringende Einführung in die Literatur ermöglichen. Von Shakespeare bringt es die Scenen der Ermordung Cäsars sowie der Rede Antonios aus Julius Cäsar und die Gerichtsscene aus dem IV. Act des Kaufmann von Venedig; von Burns verschiedenes Lyrische, darunter To a Mountain Daisy, The Highland Lassie, To Mary in Heaven; von Scott den größten Theil von The Lady of the Lake und den Anfang von The Lay of the Last Minstrel; von Byron The Prisoner of Chillon und Stücke aus Childe Harold's Pilgrimage; von Moore Paradise and the Peri und den Anfang von The Light of the Harem; von Tennyson endlich nebst Kleinerem Enoch Arden. Außerdem enthält es biographische Notizen und einige wenige erklärende Anmerkungen. Wir können uns mit der Auswahl im großen und ganzen einverstanden erklären und das Buch empfehlen. Bei den Verhältnissen an unseren österreichischen Realschulen wird man freilich kaum eine Chrestomathie einführen können, welche bloß poetische Stücke enthält.

Zum Schluss möge uns eine Bemerkung gestattet sein, die nicht das Buch selbst betrifft. Der Verf. spricht in der Vorrede von den allerersten Größen der englischen Literatur und 'deren Einwirkung auf, sowie deren Beeinflussung durch die heimischen Dichter'. Ein solcher Anglicismus sollte doch, namentlich in einem solchen Buche, nicht vorkommen!

Englisches Übungsbuch für die drei oberen Gymnasialclassen. Erstes Heft: Übungsbuch für Obersecunda. Herausgegeben von Dr. Adolf Lüttge, Oberlehrer am Gymnasium Martino-Catharineum zu Braunschweig. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn (Appelhans & Pfenningstorff). 1890.

'Ein Gymnasiast, der die alten Sprachen an der Hand der Grammatik erlernt hat, verlangt auch für die neueren Sprachen einen von der Grammatik ausgehenden Unterricht; es fehlt ihm sonst der nöthige feste Halt für seine Kenntnisse.' So äußert sich der Verf. im Vorworte (S. III). Wir bezweifeln die Richtigkeit dieses Satzes und sind vielmehr der Ansicht, dass der Gymnasiast, der beim Studium der alten Sprachen so sehr in der Grammatik geschult wurde, bei der Erlernung der neueren vor allem auf die lautliche Seite des Sprachlebens hingewiesen werden muss, um eine richtige Vorstellung vom Wesen der Sprache zu bekommen. Sprechübungen und Lectüre haben im Vordergrund zu stehn. Übrigens

hebt gleich darauf der Verf. selbst die Wichtigkeit der Lectüre hervor und wenn wir von unserem principiell verschiedenen Standpunkte absehen, müssen wir das Buch als sehr empfehlenswert bezeichnen. Es bringt sowohl deutsche, als englische, zumeist ein zusammenhängendes Ganze bildende Übungsstücke, die zwar zur Einübung bestimmter grammatischer Regeln dienen, aber diesen Zweck nicht in der unangenehmen Weise vieler anderer Übungsbücher merken lassen. Was die Reihenfolge und Abgrenzung des Regelstoffes betrifft, so schließt sich das Buch zunächst an die Grammatik von Deutschbein an; doch hat wohl der Verf. recht, wenn er sagt, es lasse sich auch neben einem anderen Regelbuche gebrauchen. Bezüglich der Wahl des Inhaltes können wir dem Verf. vollkommen beipflichten. Er hat seine Stücke, die zumeist in Gesprächs- oder Briefform auftreten, der Umgangssprache entnommen und namentlich die Sehenswürdigkeiten Londons, englische Schulverhältnisse u. dgl. berücksichtigt. So fühlen sich die Schüler durch den Inhalt angezogen und erhalten zugleich eine Vorstellung von englischen Verhältnissen.

Dem vorliegenden Hefte für Obersecunda wird, wie der Verf. in der Vorrede sagt (S. VI), ein zweites für Prima folgen, 'in welchem die Schriftsprache und die englische Geschichte und Literatur zu ihrem Rechte kommen sollen'.

In Österreich freilich hat das Büchlein nicht viel Aussicht, Verbreitung zu finden, da an unseren Gymnasien Englisch (leider!) kaum vorkommt und Realschullehrer wegen seiner speciellen Bestimmung für Gymnasien Anstand nehmen dürften, es einzuführen.

Wien. Dr. K. Luick.

P. Bieńkowski, De fontibus et auctoritate scriptorum historiae Sertorianae. Seorsum impressum ex t. VIII. Commentariorum class. phil. acad. litt. Cracoviensis. Cracoviae 1890. 54 SS. fol.

Die den Proff. L. Ćwikliński und O. Hirschfeld in Berlin gewidmete Abhandlung, zu welcher der Verf. von Th. Mommsen angeregt wurde, enthält eine eingehende Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Quellen, die wir für den sertorianischen Krieg besitzen. Den Ausgangspunkt der Abhandlung bildet die Besprechung und Würdigung der einschlägigen, von dem Verf. fleißig und umsichtig benützten, neueren Literatur, welche trotz ihrer Reichhaltigkeit bis auf den heutigen Tag zu keiner endgiltigen Lösung der Quellenfrage geführt hat. An diese Bemerkungen schließt sich das chronologisch angelegte Verzeichnis der alten Schriftsteller, welche die Ereignisse des sertorianischen Krieges darstellen. Die erste Stelle nehmen Sallusts Historien ein. Die erhaltenen Bruchstücke der drei ersten Bücher bilden nach der Ansicht des Verf. die zuverlässigste und reichhaltigste Quelle für die Kenntnis des

sertorianischen Krieges. Allein die Spärlichkeit derselben, zu welchen neuerdings die von E. Hauler in Orléans entdeckten Fragmente des 2. und 3. Buches gekommen sind, zwingt uns nach anderen Quellen zu greifen, besonders zu Iul. Exsuperantius, welcher in seiner Darstellung des sertorianischen Krieges in sachlicher und stilistischer Beziehung ganz und gar von Sallust abhängig ist und uns somit wenigstens theilweise den Verlust des sallustianischen Werkes ersetzt. Ein anschauliches Bild des sertorianischen Krieges wird gewiss auch Livius geboten haben; aber der einschlägige Theil seines Werkes ist bis auf ein einziges größeres Fragment des 91. B. und die dürftigen Periochen verloren. So sind wir denn lediglich auf die knappen Auszüge und ungeschickten Compilationen des Florus, Eutropius, Orosius und Iulius Obsequens angewiesen, die uns theilweise einen schwachen Begriff von dem Umfang und Inhalt der livianischen Darstellung geben. Einige Beiträge zur Reconstruction des verloren gegangenen Theiles des livianischen Werkes liefern auch Aurelius Victor, Valerius Maximus mit seinen späteren Epitomatoren Paris und Nepotianus, dann Frontinus. Aus Sallust oder Livius ist geflossen, was Velleius Paterculus, Granius Licinianus, Appianus, Plutarch im Leben des Sertorius und Pompeius, und der von diesem abhängige Zonaras bieten. Wichtige Angaben für die Kenntnis der letzten Jahre des sertorianischen Krieges finden sich schließlich bei Strabon Buch 13 und 17, für welche Bücher Sallusts Historien als Quelle dienten.

Da Plutarchs Biographien des Sertorius und Pompeius unter allen angeführten Schriften für die Kenntnis des sertorianischen Krieges die ergiebigste und vorzüglichste Quelle bilden, so bietet der Verf. zuerst eine eingehende Untersuchung und Würdigung dieser Quelle. Daraus ergibt sich ihm, dass Plutarch hauptsächlich aus Sallust, weniger aber aus Livius geschöpft hat. Andere Autoren hat er nicht benützt. Hierauf wendet der Verf. sich zu Livius, Appian und Strabon und kommt zu dem Ergebnis, dass die Darstellung dieser auf Sallust (bei Livius auch auf Sisenna) zurückgeht. Nun wird die Frage über die Glaubwürdigkeit des Sallust behandelt. Das Urtheil des Verf. über diesen Historiker lautet sehr günstig. Er findet in dessen Darstellung eine seltene Objectivität, frei von aller Voreingenommenheit gegen den Rebellen, ein Vorzug, den schon Sallust in den Angaben anderer Schriftsteller vermisste (Hist. I, 55 D.), indem diese aus Missgunst, namentlich mit Rücksicht auf die niedrige Herkunft des Sertorius den Ruhm seiner kriegerischen Thaten zu schmälern suchten.

Was die von Sallust benützten Quellen betrifft, so nimmt der Verf. deren fünf an: Sisenna, den von Strabon XVII 829 citierten, sonst unbekannten Gabinius, Varro, welcher nach der Ansicht des Verf. entweder in seiner Schrift de legationibus l. III oder in den Memoiren de vita sua l. III auch die Ereignisse des sertorianischen Krieges behandelte, den im Fragm. Sall. Histor. III 3 D. erwähnten

Tarquitius Priscus, welcher bekanntlich einer der Mörder des Sertorius war und nach Lact. div. inst. I 10, 2 ein historisches Werk de viris illustribus verfasste, endlich L. Manlius, im J. 77 v. Chr. Proconsul von Gallia Narbonensis, welcher nach der Ansicht des Verf. in seinem Werke Mirabilia, das von Spanien handelte, gelegentlich auch des Sertorius gedachte. Übrigens schließt der Verf. die Möglichkeit nicht aus, dass Sallust für seine Darstellung noch andere, von Linker (in der Marburger Dissert. 1850) citierte Quellen verwertete.

Was Sisenna betrifft, so führt der Verf. als Beweis dafür, dass Sallust ihn benützte, an: Sallust. Hist. lib. fr. inc. 4 D. „*bellum quibus posset condicionibus desineret*“, welches nach der Ansicht des Verf. eine große Ähnlichkeit mit den Worten Appians bell. civ. I 68 verräth *οἱ δὲ ὕπατοι .... τῇ πατρίδι πολιορκουμένῃ*, dann Cass. Dion. fr. 166 „*οἱ Ῥωμαῖοι στασιάσαντες ... συμβῆναι*“. Beide Schriftsteller sind thatsächlich von Sisenna abhängig, indem Cassius Dio den Sisenna unmittelbar, Appian dagegen durch Vermittlung des Livius benützte.

Allein die vom Verf. für die Abhängigkeit Sallusts von Sisenna angeführten Gründe sind meiner Ansicht nach unzureichend. Der Inhalt des sallustianischen Fragments ist ganz allgemein und lässt sich ebenso gut auf den sertorianischen, wie auf jeden anderen Krieg übertragen. Nicht anders steht es mit Sall. Hist. fr. I 21 D. *nexuit catenae modo*, das vom Verf. irrigerweise in enge Verbindung mit Appian. bell. civ. I 67 *Σερτώριος δὲ ὑπὲρ τὴν πόλιν ἄνω καὶ Μάριος πρὸς τῇ θαλάσσῃ ζευγνύντες οἵδε τὸν ποταμὸν καὶ γεφυροῦντες* gebracht wird; denn abgesehen von der Dürftigkeit des Bruchstückes schließt schon die Verschiedenheit des Inhaltes der beiden Stellen ihre gegenseitige Beziehung aus. Zwar lassen sich gegen die Annahme, dass Sisennas Geschichtswerk von Sallust benützt wurde, keine zwingenden Gründe geltend machen; im Gegentheil spricht zu Gunsten einer solchen Benützung die Thatsache, dass in Sisennas Geschichtswerk der Thaten des Sertorius gelegentlich gedacht und somit aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Stellung und die Rolle des Sertorius im Bürgerkriege behandelt wurde, was aus den Worten des Tacitus Hist. III 51 in Verbindung mit den Zeugnissen des Licinian. S. 25, Valer. Max. V 5, 4, Orosius V 19 und Liv. Perioch. 79 erschlossen werden kann. Aber immerhin ist die Annahme, dass Sallust den Sisenna benützte, nicht mit Bestimmtheit erweisbar.

Entschieden zu verwerfen ist aber die Vermuthung des Verf., dass Sallust in seinem Bericht über den sertorianischen Krieg das Geschichtswerk eines gewissen Gabinius berücksichtigt haben soll, dessen zweifelhafte Existenz nur durch eine einzige Stelle Strabons XVII 829 *καὶ Γαβίνιος δὲ ὁ τῶν Ῥωμαίων συγγραφεύς ...* bezeugt ist. Dabei theilt Strabon aus einem sonst unbekannten Werke des Gabinius eine Erzählung mit, wornach in der Nähe

der Stadt Lix in Libyen ein Grab die 60 Ellen langen Gebeine des Giganten Antaeus enthalten haben soll. Dieses Grab soll Sertorius bloßgelegt und hierauf wieder mit Erde zugedeckt haben. Derselben Notiz über Antaeus in der nämlichen, nur etwas erweiterten Fassung, jedoch ohne Angabe der Quelle begegnen wir bei Plutarch Sert. 9. Da nach der obigen Darlegung Sallusts Historien als Quelle für Plutarchs Sertorius anzunehmen sind, so wäre nun nichts natürlicher als der Schluss des Verf., dass Sallust in seinen Historien das Geschichtswerk des Gabinius benützt habe. Dieser Schluss ist aber unrichtig. Der Verf. hält nämlich an der Überzeugung fest, dass die Lesart *Γαβίνιος* bei Strabon richtig in allen Handschriften überliefert sei. Nun findet sich aber in den besten Handschriften statt des sonst nirgends bezeugten *Γαβίνιος* der Name *Τανύσιος* (vgl. B. Niese, Rhein. Mus. XXXVIII 601), der überdies noch bei Plutarch Caes. 22 und bei Suet. Caes. 9 erwähnt wird. Nach der letzteren Stelle war dieser Tanusius der Verfasser einer Historia, worin die Geschichte der letzten Decennien der röm. Republik behandelt wurde; vgl. Teuffel Röm. Lit. I[5], §. 212, n. 7 und Schanz Röm. Lit. S. 161. Demnach wäre an die Stelle des Gabinius der Tanusius Geminus zu setzen, der vom Verf. S. 50 ebenfalls als Quelle für Sallust angeführt wird.

Was schließlich die Behauptung des Verf. betrifft, wornach Varro, Tarquitius und L. Manlius als Quellen für Sallusts Darstellung anzunehmen seien, so fehlt es hiefür an entscheidenden Gründen. Es steht zwar fest, dass die genannten drei Männer Augenzeugen des Krieges und literarisch thätig waren; ob aber überhaupt und in welchem Umfange sie in ihren Schriften auf die Geschichte des sertorianischen Krieges Bezug genommen haben, dies lässt sich ebenso schwer entscheiden wie die Frage, ob überhaupt Sallust sie für seine Darstellung verwertet hat. Was Varro und Tarquitius Priscus betrifft, so wäre die Behauptung des Verf. wenigstens dadurch gerechtfertigt und begründet, dass sie in den uns erhaltenen Fragmenten von Sallusts Historien in der That erwähnt werden, was immerhin auf eine Bekanntschaft Sallusts mit den Werken jener Schriftsteller hinzuweisen scheint. Die Annahme jedoch, dass Tarquitius Priscus einen Theil seines Werkes de viris illustribus, welches von Lactantius Div. inst. I 10, 2 citiert wird, der Darstellung der Kriegsthaten des Sertorius gewidmet habe, wird dadurch widerlegt, dass Sertorius als Vaterlandsverräther, bei dessen Ermordung Tarquitius selbst die Hand mitangelegt hatte, unter die von ihm behandelten viri illustres überhaupt nicht mitaufgenommen worden sein kann. Höchstens gedachte er gelegentlich und in Kürze seiner Kriegsthaten in den Pompeius und Metellus gewidmeten Abschnitten. Völlig unerwiesen ist aber die Annahme des Verf., wornach L. Manlius von Sallust in den Historien als Quelle benützt wurde, da wir über die Art und den Umfang seiner literarischen Thätigkeit gänzlich im Unklaren sind.

Am Schlusse der Abhandlung spricht der Verf. über die Quellenfrage des sertorianischen Krieges sein Gesammturtheil aus, welches kurz gefasst also lautet: „Sallust verdankt seine Angaben den gleichzeitig mit Sertorius lebenden Geschichtsschreibern, nämlich Sisenna, Gabinius, M. Terentius Varro, Tarquitius Priscus und L. Manlius, von denen die drei zuletzt genannten zugleich Augenzeugen des sertorianischen Krieges waren. Sallusts Darstellung des sertorianischen Krieges wurde fleißig von Livius benützt, welcher zwar den von jenem entlehnten Stoff durch neue, bei anderen Geschichtsschreibern, wie z. B. Galba, überlieferten Angaben erweiterte und ergänzte, sich jedoch hütete, an den von Sallust überlieferten Thatsachen etwaige Verbesserungen oder Abänderungen vorzunehmen. Deshalb findet man zwischen den Angaben jener beiden Schriftsteller in den Hauptpunkten eine auffallend große Übereinstimmung. In der Darstellung des ersten Bürgerkrieges und der Rolle, die Sertorius in demselben spielte, schloss sich Livius eng an Sisennas Geschichtswerk an. Plutarch folgte zwar der Erzählung Sallusts in den fünf ersten Capiteln, worin dessen Thaten vor seiner Abreise nach Spanien behandelt werden, trug jedoch kein Bedenken, den knappen Bericht Sallusts durch Zusätze aus Livius zu erweitern. Den Stoff für die übrigen Abschnitte der plutarchischen Biographie wie für die Capitel 17—21 der Biographie des Pompeius lieferten ebenfalls Sallusts Historien. Appian benützte den Sallust in der Beschreibung des Krieges, den Livius aber in der Darstellung der Thaten des Sertorius vor dessen Ausbruch. Auch Strabon verdankt seine Angaben über jenen Krieg den Historien Sallusts."

Somit gehen alle uns erhaltenen Angaben auf eine gemeinsame Quelle, nämlich auf Sallusts Historien zurück, und die Annahme Edlers und Dronkes, wornach den Berichten über diesen Krieg zwei verschiedene Quellen zugrunde liegen sollen, wären gänzlich ausgeschlossen; denn die Unterschiede in den Angaben und die scheinbaren Widersprüche hält der Verf. mit Recht für so unbedeutend und unwesentlich, dass sie bei weitem nicht ausreichen, um irgend einen Stützpunkt für die Annahme zweier verschiedener Quellen zu bieten. Jene unwesentlichen Unterschiede und scheinbaren Widersprüche finden nämlich nach der Ansicht des Verf. ihren hinreichenden Erklärungsgrund theils in der Nachlässigkeit, mit welcher jene Schriftsteller Sallust ausbeuteten, theils in der Parteilichkeit, von welcher sie befangen waren. Hierin können wir dem Verf. nur beistimmen.

Nach dem Gesagten stehen wir nicht an, den Wert der vorliegenden Abhandlung gebürend anzuerkennen. Unstreitig ist die Frage über die Quellen der Geschichte jenes Krieges durch sie wesentlich gefördert und auch für die Würdigung Sallusts eine sichere Grundlage gewonnen. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, die Latinität bis auf einige Neologismen correct und fließend. Dahin gehören das seltsame S. 8 *maioritas* statt *maior*

pars, plures, Majorität, S. 14 *largiri* mit acc. c. inf. für *facile concedere,* gern zugeben. S. 15 *praecedere* mit dat. statt des class. acc., S. 17 *se adiungere alicui* statt *se socium* oder *comitem adiungere alicui, partes alicuius sequi,* S. 21 *tam magnus* statt *tantus,* S. 37 *lacinias* statt *lacunas,* S. 43 *modo, ut* statt *eo consilio, ut.* Der Druck und die Anwendung der Interpunctionszeichen lassen manches zu wünschen übrig.

Tarnopol. Dr. Michael Jezienicki.

Franz Hillebrand, Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse, eine logische Untersuchung. Wien, Hölder 1891. 102 SS.

Die Schrift enthält eine klar und gewandt geschriebene Darstellung und Vertheidigung von Brentanos Urtheiltheorie und sucht daraus für die Theorie der Syllogismen einige Consequenzen zu ziehen. Der Verf. ist unbedingter Anhänger von Brentanos Lehren und hat von seinem Meister die klare und entschiedene Ausdrucksweise gelernt, aber auch die Neigung zu dialectisch — man möchte manchmal sagen sophistisch — zugespitzter Polemik übernommen.

Im I. Capitel sucht der Verf. „die psychologischen Merkmale des Schließens“ (S. 4—16) dahin zu bestimmen, dass „ein Urtheil dann als aus anderen erschlossen zu betrachten sei, wenn wir es um jener anderen willen fällen, d. h. wenn wir uns bewusst sind, ein gewisses Urtheil nur darum zu fällen, weil wir ein anderes oder mehrere andere fällen. Diese bewusste Verursachung nennt der Verf. Motivierung und das Schließen ist demnach ein motiviertes Urtheilen. Dies ist gewiss richtig, allein wenn H. in Bekämpfung eines von Sigmund Exner ausgesprochenen Gedankens meint, zwischen motivierten und nicht motivierten Urtheilen gebe es keine Übergänge und Zwischenstufen, so verkennt er, glaube ich, die Thatsachen. Exner hat nämlich in seinem geistvollen Aufsatze „Über allgemeine Denkfehler“ (Deutsche Rundschau 1888, S. 54 ff.) dargelegt, dass der Grund eines verkehrten Handelns oft in der Unmöglichkeit liege, aus einem gewohnten Gedankenkreise herauszukommen. Er findet nun, dass von der Bruthenne, die — der Eier beraubt — doch alle Vorkehrungen zum Brüten trifft, bis zu den Paralogismen Zenos eine „continuierliche Kette von Denkfehlern“ sich finden lasse. Ohne auf die schwierige Frage des thierischen Bewusstseins mich einzulassen, finde ich in Exners Ausführungen das eine unzweifelhaft richtig und sehr anregend, dass in der Motivierung der gefällten Urtheile unzählige Abstufungen sich finden. Ja, ich möchte sagen, gänzlich ohne bewusste Verursachung wird selten ein Urtheil gefällt, allein in den Klarheitsgraden der Bewusstheit, mit welcher die verursachenden Urtheile gedacht werden, gibt es eben große Unterschiede. Auch ein auf Grund blinden Autoritäts-

glaubens gefälltes Urtheil ist motiviert, ebenso ein gewohnheitsmäßig gefälltes. In dem Schließen kann ich wie Exner nur das Endglied einer Reihe von Abstufungen in der Motivierung erblicken.

Die im II. Capitel (S. 16—58) gegebene Darstellung von Brentanos Urtheilslehre ist der wichtigste Theil des Büchleins. Obzwar hier H. nur die Lehren seines Meisters wiedergibt, so hat er sich doch durch die klare Darlegung insoferne ein Verdienst erworben, als dadurch gerade die Schwächen dieser Lehren recht deutlich werden. Auf eine Kritik der ganzen Theorie hier einzugehen, würde zu weit führen; ich will nur einige wichtige Punkte herausheben: und zwar zunächst die Ableitung des Existenzbegriffes. Das Urtheil ist bekanntlich nach Brentano eine nicht weiter zu analysierende Grundfunction unseres Bewusstseins, eine eigenthümliche nur durch den Hinweis auf die innere Erfahrung verständliche Beziehung zum intentionalen Object. Brentano glaubt diese Beziehung am besten durch die Ausdrücke „anerkennen" und „verwerfen" bezeichnen zu können. Diese Theorie, wornach das Urtheil eine eigene Grundclasse von psychischen Phänomenen ein *ἴδιον γένος* bildet, nennt H. deshalb die idiogenetische.

Den Gegnern dieser Theorie, namentlich Sigwart, wirft nun H. vor, sie seien nicht imstande, die Provenienz des Existenzbegriffes nachzuweisen. Dieser Begriff spielt nämlich in der Theorie Brentanos deshalb eine große Rolle, weil die Existentialurtheile, wie „es gibt einen Gott", „es gibt keine Gespenster", nach dieser Theorie den Urtheilstypus am reinsten und einfachsten erkennen lassen. Hier wird eben, so lehrt Brentano, das vorgestellte Subject einfach anerkannt oder verworfen und nicht, wie in den kategorischen Urtheilen, eine Eigenschaft oder Thätigkeit von ihm prädiciert. Ja die Existentialsätze bilden so sehr die Grundform aller Urtheile, dass H., worauf wir noch zurückkommen, die logische Bedeutung der kategorischen Urtheile dadurch klarzulegen sucht, dass er dieselben auf Existentialsätze zurückführt. Die idiogenetische Theorie vermag aber nach H.s Meinung auch die Provenienz des Existenzbegriffes vollständig zu erklären, und das soll ein Hauptvorzug derselben sein.

Der Existenzbegriff verdankt nämlich, so wird gelehrt, seine Entstehung der inneren Erfahrung und sei durch Reflexion auf das anerkennende Urtheil gebildet worden. Brentano hat diesen Gedanken zuerst in seiner „Psychologie" (I, S. 276) ausgesprochen und in seiner 1890 erschienenen Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis" S. 77 ausführlicher, aber doch immer mehr andeutend als darlegend behandelt. Am eingehendsten ist derselbe Gedanke von Marty (Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie 8, S. 171 ff.) erörtert worden, und dessen Ausführungen werden vollinhaltlich von H. adoptiert. Marty warnt zunächst davor, die Begriffe Realität und Existenz miteinander zu verwechseln. Der Begriff der Realität lasse sich nur durch Beispiele klar machen;

wir erfassen denselben in jeder physischen Qualität, wie Farbe, Ton usw., aber auch in psychischen Vorgängen, wie Vorstellen, Urtheilen, Fühlen, Hoffen, Wünschen usw. Durch Abstraction des Momentes, das allen diesen Bestimmungen gemein ist, wird der allgemeine Begriff des Realen gewonnen. „Was ist nun", heißt es dann weiter, „der Begriff der Existenz? Wir haben schon oben bemerkt, dass der Begriff gewonnen ist durch Reflexion auf eine bestimmte Classe von psychischen Phänomenen, nämlich das Urtheil. Hätten wir nie ein anerkennendes Urtheil gefällt, dann besäßen wir den Begriff nicht; denn er bezeichnet nur eine Beziehung eines Gegenstandes (worunter hier jedes Vorgestellte zu verstehen ist) auf ein mögliches Urtheil, das ihn anerkennt und dabei richtig ist." Es geht, wie man sieht, aus Martys eigenen Worten hervor, dass zur Entstehung des Existenzbegriffes die Reflexion auf das anerkennende Urtheil allein nicht genügt. Wenn die Existenz eines Gegenstandes die Beziehung desselben zu einem möglichen Urtheil bedeutet, das ihn anerkennt und dabei richtig ist, dann wird dieser Begriff nur durch Reflexion auf die richtigen oder wahren bejahenden Urtheile entstehen können und setzt somit den Begriff der Wahrheit voraus. In der That behauptet auch Brentano (Ursprung der sittl. Erkenntnis, S. 76), wo er den Begriff der Wahrheit erörtert: „Ob ich sage, ein affirmatives Urtheil sei wahr, oder sein Gegenstand sei existierend, in beiden Fällen sage ich eins und dasselbe." Wie erfahren wir aber, ob ein Urtheil wahr ist oder nicht? Sagt uns dies vielleicht eine innere Stimme, ein *δαιμόνιον*? Davon erfahren wir bei keinem Vertreter der idiogenetischen Urtheilstheorie, auch bei Hillebrand nicht das Geringste. Die wahren Urtheile, wenigstens die wahren anerkennenden Urtheile müssen aber deutlich charakterisiert sein und sich in der inneren Wahrnehmung unmittelbar von den unwahren unterscheiden lassen. Denn ohne ein solches Kriterium wäre es unmöglich, die Reflexion darauf zu richten und so zum Begriff der Existenz zu gelangen. Nun findet sich allerdings eine Classe von Urtheilen, bei denen nach der Lehre Brentanos ein solches psychologisches Kriterium vorhanden ist, nämlich die evidenten Urtheile. Marty hätte also, um nicht in eine Tautologie zu verfallen, den Begriff der Existenz aus den evidenten Urtheilen ableiten müssen. Allein diese eignen sich nicht dazu, weil es meistens Relationsurtheile sind, in denen das Moment der Anerkennung nicht so deutlich wird, dass es dazu herausfordert, darauf zu reflectieren. So verwandelt sich denn die ganze Erörterung, die beim ersten Lesen wirklich den Eindruck des Tiefsinns macht, in eine bloße Tautologie. Zuerst sagt man, der Existenzbegriff sei aus der Reflexion auf die anerkennenden Urtheile gewonnen, dann schleicht sich unvermerkt der Begriff der Wahrheit ein und schließlich erfährt man, dass Wahrheit — Existenz correlative Begriffe sind, wird aber weder darüber belehrt, was Wahrheit noch was Existenz

ist. Wann ist ein Urtheil wahr? Wenn sein Gegenstand existiert. Wann existiert ein Gegenstand? Wenn das Urtheil, welches ihn anerkennt, richtig ist. Mehr folgt schlechterdings nicht aus Martys und Brentanos Erörterungen, und somit hat H. nicht das Recht, die Aufhellung des Existenzbegriffes als Vorzug der idiogenetischen Urtheilstheorie anzuführen.

Bei dem Bestreben, zwischen Realität und Existenz recht genau zu unterscheiden, ist — das sei gelegentlich bemerkt — Herrn Prof. Marty, dem unbarmherzigen Aufdecker von Widersprüchen bei seinen Gegnern, etwas Merkwürdiges passiert. Auf S. 171 seines Aufsatzes sind die Farben als Beispiel eines Realen angeführt. S. 173 desselben Aufsatzes heißt es wiederum, dass alle Farben doch nur „vorgestellte Farben, also etwas Unreales" seien. Qui bene distinguit, bene docet, lautet die alte Regel der Scholastiker, allein hier wird man wohl sagen dürfen: Qui nimis distinguit, parum docet.

Der tiefere Grund dafür, dass die besprochenen Erörterungen über Realität, Existenz und Wahrheit so wenig befriedigen, liegt darin, dass die genannten Denker es unterlassen haben, genau und unzweideutig ihren erkenntnistheoretischen Standpunkt zu bezeichnen. Wer über den Existenzbegriff nachdenkt, muss sich zunächst darüber klar sein, ob er an das Bestehen einer von unserem Bewusstsein unabhängigen Außenwelt glaubt, die in irgend einer Weise unseren Sinnesdaten entspricht, oder ob er mit den Neukantianern Schuppe, Leclair, Rehmke, Schubert-Soldern u. a. überzeugt ist, die Existenz der Außenwelt erschöpfe sich im Gedachtwerden, in der üblichen Terminologie ausgedrückt, ob er Realist oder Idealist ist. Vom Standpunkt des Realismus wird man einen Existentialsatz dann für wahr halten, wenn der darin beurtheilte Gegenstand sich als wirkend erweist, wenn wir Thatsachen erleben, die wir als Wirkungen dieses Gegenstandes aufzufassen nicht umhin können. Die Wahrheit des Urtheils hängt dann ganz ab von der wirklichen Existenz des Gegenstandes, die bestehen bleibt, mögen wir ein Urtheil darüber fällen oder nicht. Die Existenz ist dann ein Prädicat wie ein anderes und bedeutet, dass der vorgestellte Gegenstand wirksam, wirkungsfähig sei, wie dies erst jüngst Benno Erdmann in seiner „Logik" I, S. 311, gelegentlich der Bekämpfung von Brentanos Urtheilstheorie dargethan hat. Es sei gestattet, das noch kurz an einem Beispiele zu erläutern. Wenn in Schillers „Bürgschaft" der Tyrann, nachdem er von der rechtzeitigen Wiederkehr des Meros erfahren, ausruft „die Treue ist doch kein leerer Wahn", so hat ihn das eben erlebte Ereignis, welches nur als Wirkung der Treue gedeutet werden kann, an die Existenz, d. h. an die Wirkungsfähigkeit der Treue zu glauben gezwungen.

Der Idealist hingegen wird den Begriff der Existenz als apriorische Kategorie des Denkens auffassen und in der Wahrheit nur eine eigenartige psychische Qualification der Urtheile erblicken,

die er etwa als Denknothwendigkeit bezeichnen dürfte. Allerdings lässt sich nicht leugnen, dass auf diesem Standpunkt der Begriff der Wahrheit seinen eigentlichen Halt verliert, und es ist etwas Wahres daran, wenn Münsterberg („Über Aufgaben und Methoden der Psychologie“ S. 29) den Standpunkt der reinen Erfahrung als „jenseits von wahr und falsch“ liegend bezeichnet.

Brentanos erkenntnistheoretischer Standpunkt ist aus seinen Schriften nicht mit voller Sicherheit festzustellen. Die Sätze, in welchen er (Psychologie S. 128) die Aufgabe der Naturwissenschaft bestimmt, könnte auch ein Idealist unterschreiben, die S. 122 sich findende Polemik gegen Bain lässt wieder eher den Realisten vermuthen.

Wir gehen zu einem zweiten Punkt in der vorliegenden Schrift über, nämlich der Zurückführung kategorischer Urtheile auf Existentialurtheile. H. sieht in der Existentialform den adäquatesten Ausdruck des Urtheiles und glaubt durch Zurückführung der kategorischen Urtheile auf Existentialsätze die wahre logische Bedeutung derselben gewinnen zu können. Das gewöhnlich mit J bezeichnete particular bejahende Urtheil „Irgend ein S ist P“ (diese Form zieht H. mit vollem Recht der üblichen „Einige S sind P“ vor) bedeutet nach H. nichts anderes als die Anerkennung der Materie SP, also z. B. „Irgend ein Mensch ist gelehrt“ ist gleichbedeutend mit „Es gibt gelehrte Menschen“ und enthält die Anerkennung der Vorstellung „gelehrter Mensch“. Zunächst wäre zuzugeben, dass der Sinn der Urtheile „irgend ein Mensch ist gelehrt“ und „es gibt gelehrte Menschen“ derselbe ist, da in solchen Urtheilen die Existenz der beurtheilten Gegenstände immer mitbehauptet wird. Was aber H. dabei nicht beachtet hat, das ist Folgendes. Die Vorstellung „gelehrter Mensch“ kann nicht entstehen, ohne dass früher das Urtheil „dieser Mensch ist gelehrt“ gebildet worden wäre. Ein gelehrter Mensch ist eben ein Mensch, welcher gelehrt ist, d. h. ein Begriff, aus dem das eine Merkmal „gelehrt“ herausgehoben und als prädicierbare Eigenschaft desselben hier bezeichnet wird. Die attributive Verbindung „gelehrter Mensch“ kann weder gedacht noch ausgesprochen werden, ohne dass vorher wiederholt die prädicative Verbindung „dieser und jener Mensch ist gelehrt“ vollzogen worden wäre. Genau dasselbe gilt von Merkmalen, welche direct der sinnlichen Wahrnehmung entnommen sind. Die Vorstellung z. B. einer weißen Rose kann allerdings als ungetrenntes und unzergliedertes Ganze in meinem Bewusstsein vorhanden sein, auch ohne dass ich das Urtheil gefällt habe „die Rose ist weiß“, allein die attributive Verbindung „weiße Rose“, die in dieser Form gedacht wird, setzt ebenfalls voraus, dass das Merkmal „weiß“ aus dem ganzen Wahrnehmungscomplex herausgehoben und als prädicierbare Eigenschaft der Rose bezeichnet worden ist. Wer uns also sagt, das Urtheil „irgend ein Mensch ist gelehrt“ sei gleichbedeutend mit dem Urtheil „es gibt einen gelehrten Menschen“,

der sagt zwar etwas Richtiges, allein er hat uns darüber, was wir thun, wenn wir ein kategorisches Urtheil fällen, nicht im geringsten aufgeklärt, da ein solches Urtheil („dieser oder jener Mensch ist gelehrt") bereits gebildet sein muss, bevor die Vorstellung „gelehrter Mensch" in uns entstehen konnte. Wollte man also zugeben, dass die Existentialsätze mit einfacher Materie wie „es gibt einen Gott" eingliedrige Urtheile sind, die nichts anderes enthalten, als die Anerkennung oder Leugnung des beurtheilten Gegenstandes, dann müsste man in den sogenannten kategorischen Urtheilen eine davon gänzlich verschiedene Classe von Urtheilen erblicken, bei welchen das specifische Geschehen ein ganz anderes sei, als bei den Existentialsätzen. Kategorische Urtheile sind zwar bisweilen logisch gleichwertig mit Existentialsätzen von zusammengesetzter Materie, allein der Versuch, den psychischen Process, der in einem kategorischen Urtheil seinen Ausdruck findet, als identisch hinzustellen mit dem psychischen Process, der seinen Ausdruck findet in einem Existentialsatz mit zusammengesetzter Materie, erweist sich als vollständig misslungen, weil eben jene zusammengesetzte Materie nur durch kategorische Urtheile für das Bewusstsein erobert werden kann. Ref. zieht es daher vor, die zweigliedrigen kategorischen Urtheile als diejenigen zu betrachten, welche den Typus der Urtheilsfunction am deutlichsten und reinsten erkennen lassen, und betrachtet auch die Existentialsätze mit einfacher Materie als kategorische Urtheile, in welchen die Existenz von dem vorgestellten Inhalt prädiciert wird. Welchen Sinn dieses Prädicat hat, wurde bereits oben angedeutet.

Das sogenannte universell-affirmative Urtheil von der Form „Alle S sind P" hat nach H. keinen anderen Sinn, als „Es gibt kein Nicht P seiendes S" und seine Function bestehe also nur in der Verwerfung der bezeichneten Materie. Der oben gemachte Einwand gilt natürlich auch hier, aber außerdem ist hier die logische Gleichwertigkeit nicht allgemein zuzugeben. Sie trifft zu bei den Urtheilen, welche Sigwart, Logik I, 209 „empirisch allgemeine" genannt hat. Wer nach einer Abendgesellschaft, wenn sich die Gäste entfernt haben, sagt „Alle sind fort", der meint entschieden nichts anderes, als dass keiner der erschienenen Gäste mehr zurückgeblieben sei. Hier ist unter „alle" eine dem Urtheilenden genau bekannte, bestimmte Anzahl verstanden und jedes solche „Alle" ist, wie Sigwart (ib. 210) bemerkt, immer durch die doppelte Negation hindurchgegangen. „Alle negiert die Ausnahme" sagt er kurz und treffend. Bei den „unbedingt" allgemeinen Urtheilen wird hingegen an die Ausnahme nicht gedacht. Wer sagt, dass alle Körper ausgedehnt sind, der denkt nicht an die Leugnung von nicht ausgedehnten Körpern, er sagt nur, dass im Begriffe Körper das Merkmal der Ausdehnung mitgedacht werden muss. Der adäquate Ausdruck für ein solches Urtheil ist daher, wie Sigwart wieder sehr richtig bemerkt, „das S ist P" oder „wenn etwas S ist, so ist

es P". Das „Alle" ist hier nur secundär, es soll nur anschaulicher machen. H. erwähnt diesen von Sigwart gemachten Unterschied, sucht jedoch nachzuweisen (S. 44 f.), dass derselbe nicht die Urtheile selbst, sondern vielmehr die logische Berechtigung und die Antecedentien der Urtheile betreffe, behauptet aber werde in beiden Urtheilen dasselbe. Dies kann jedoch Ref. nicht zugeben. Das Urtheil „der Mensch ist sterblich" hebt die Thatsache, dass alle Menschen sterblich sind, in eine höhere Sphäre der Erkenntnis, es entrückt sie dem immerhin vielleicht doch nur zufälligen Zusammentreffen; es drückt aus, dass die Sterblichkeit zum Wesen des Menschen gehöre, und gibt so nicht bloß eine Thatsache, sondern findet gewissermaßen für eine Reihe von Thatsachen die Formel, das Gesetz. Das psychische Geschehen sowohl wie der behauptete Inhalt sind in beiden Fällen verschieden, sie sind schlechterdings nicht unter einen Hut zu bringen.

H. bemerkt an einer andern Stelle (S. 57), in dem Urtheil „der Mensch ist sterblich" werde die negative Qualität des Urtheils sehr verhüllt. Das hätte ihn doch stutzig machen und zum nochmaligen Nachdenken darüber veranlassen sollen, ob seine Deutung wirklich die einzig zulässige sei. Es spricht eben auch dies im allgemeinen gegen Brentanos Urtheilstheorie, dass sie so wenig von der Sprache bestätigt wird. Die Anhänger derselben scheinen das auch gefühlt zu haben und begrüßten daher mit großer Freude die Unterstützung, die Miklosichs bekannte Auffassung der Impersonalien ihnen von sprachlicher Seite zu bringen schien. Dass jedoch diese unpersonalen Urtheile von den Existentialsätzen streng zu sondern sind, hat jüngst B. Erdmann an der bereits citierten Stelle seiner Logik (I, 311 ff.) überzeugend nachgewiesen. Auch dafür, dass die Impersonalia keine subjectlosen Sätze sind, hat Erdmann (eb. 304 ff.) mehrere Gründe beigebracht, die sich noch wesentlich vermehren und vertiefen lassen.

H. widmet dem sprachlichen Ausdruck der Urtheile einen eigenen Paragraph (S. 53—56). Darin macht er unter anderem die Entdeckung, dass die Präsensform des Verbs nicht immer eine Zeitbestimmung enthalte, sondern auch oft nur die Urtheilsfunction bezeichne, eine Thatsache, die in den meisten der gangbaren Lehrbücher der deutschen, lateinischen und griechischen Grammatik verzeichnet und unsern Gymnasiasten von der vierten Classe an geläufig ist. Sonst zeigt sich in H.s Bemerkungen meist das Streben, die Sprache zu meistern, weil die Form, in der sie die Urtheile ausdrückt, so wenig zur idiogenetischen Theorie passen will. Ein wenig mehr Ehrfurcht vor der in der Sprache ausgeprägten Denkform und etwas weniger Selbstvertrauen würde hier nicht geschadet haben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gegen die vor nicht langer Zeit in diesen Blättern gethane Äußerung Prof. Höflers, dass der Mathematiker und Physiker der geeignetste Lehrer der Propädeutik

an Gymnasien sei, Verwahrung einlegen. Prof. Höfler, der selbst Mathematiker und Physiker ist, betont ausdrücklich, dass ihn nicht nur subjective, sondern auch objective Gründe für diese Überzeugung gewonnen haben. Diese objectiven Gründe namhaft zu machen, hat er jedoch unterlassen. Demgegenüber erlaube ich mir zu bemerken, dass ich die Beschäftigung mit der Philologie und die Vertrautheit mit ihrer Methode für geeigneter halte, auf Logik und Psychologie vorzubereiten, als Mathematik und Physik. Die objectiven Gründe, die mich zu dieser Überzeugung brachten, werde ich jedoch nicht verschweigen, sondern, wenn auch nur in aller Kürze, namhaft machen. Die Beschäftigung mit wissenschaftlicher Grammatik, namentlich mit Syntax fordert vom Philologen geradezu eine gewisse Fertigkeit in der Analyse von Gedanken und die Etymologie macht ihn mit der Thatsache der Apperception aufs genaueste vertraut. Die Interpretation schwieriger Texte zwingt ihn, den Gedankeninhalt von der Form zu sondern und verlangt von ihm die Fähigkeit, sich in fremde Bewusstseinszustände hineinzudenken. Die Betrachtung der Kunstmittel endlich, welche die Sprache anwendet, und die Wirkung, die sie damit erzielt, lässt ihn auch ins Gefühlsleben tiefe Blicke thun, ein Gebiet, das zu untersuchen der Mathematiker und Physiker in seiner Wissenschaft nirgends Anlass findet. Die Mathematik lehrt complicierte Gedankencomplexe übersehen und arbeitet mit starken Abstractionen, die Physik macht mit der inductiven und experimentellen Methode vertraut. In der Mathematik selbst liegt aber, obzwar sie fortwährend evidente Urtheile fällt, gar nicht der Anlass vor, die psychischen Bedingungen dieser Evidenz zu prüfen, in der Physik ebensowenig, über die Bedeutung und Giltigkeit der inductiven Methoden nachzudenken. Wer sich veranlasst fühlt, dies zu thun, den treibt hiezu seine eigene philosophische Neigung und Anlage an, nicht aber das Bedürfnis der Fachwissenschaft. Solche in der Persönlichkeit liegende Motive werden freilich immer weit mächtiger sein, als wissenschaftliche Fachstudien.

Indem ich zum Schluss die H.sche Schrift allen denen empfehle, die Brentanos Urtheilslehre und deren Consequenzen kennen zu lernen wünschen, möchte ich mir noch eine persönliche Bemerkung erlauben. Ich habe öfter den Ansichten Brentanos entgegentreten müssen. Möge der verehrte Forscher, dem ich selbst vielfache Anregung und Förderung verdanke, daraus ersehen, welch hohe Bedeutung ich seinen Lehren beimesse. Er wird mich voraussichtlich noch öfter auf philosophischem Gebiete als Gegner finden, aber gewiss immer im Kampfe für die Wahrheit, „der wir ja gemeinsam dienen". Dabei darf ich mich wohl auf seine im Vorwort zu seiner letzten Schrift gegebene Versicherung berufen, dass ihm „jedes aufrichtige Wort des Gegners immer von Herzen willkommen ist".

Wien. Dr. W. Jerusalem.

P. F. Cüries Anleitung, die im mittleren und nördlichen Deutschland wildwachsenden und angebauten Pflanzen auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. 13. verb. Aufl. Nach A. Lübens Bearbeitung fortgeführt von Prof. Dr. Franz Buchenau. Leipzig, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung 1891. 8°, 438 SS. 233 Holzschnitte. Preis 4 Mk.

Der Name des als Botaniker und Kenner der norddeutschen Flora rühmlichst bekannten Prof. F. Buchenau bürgt uns dafür, dass die zahlreichen Neuerungen, welche das anspruchslose, aber brauchbare Büchlein erhalten hat, nur zum Vortheile desselben gereichen können. Es ist dies unter anderem auch ein Schlüssel zum Bestimmen der Familien nach dem natürlichen System, der nach den gemachten Stichproben leicht und sicher zum Ziel führt.

K. Schwalb, Das Buch der Pilze. Beschreibung der wichtigsten Basidien- und Schlauchpilze mit besonderer Berücksichtigung der essbaren und giftigen Arten. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1891. 8°, 218 SS. 18 colorierte Tafeln mit 272 Abbildungen. Preis in eleg. Einbande 3 fl.

Das vorliegende Buch bezweckt nach dem Vorworte das Ermöglichen einer leichteren Bestimmung der Pilzarten und deren sicherer Unterscheidung als schädlich oder essbar. Fragen wir uns, wie der Verf. dieses schöne Ziel zu erreichen sucht, so müssen wir bei Beantwortung dieser Frage sofort bemerken, dass der Verf. nur die makroskopischen Pilze ins Auge fasste und dieselben auch nur nach mit unbewaffnetem Auge erkennbaren Merkmalen zu classificieren und möglichst genau zu beschreiben suchte. Dass dies unmöglich ist oder nur mit Ausschluss sehr vieler Arten annähernd erreicht werden kann, muss heute jeder Fachmann betonen, immerhin kann jedoch bei sorgfältiger Auswahl der zu behandelnden Species etwas Ersprießliches geleistet werden, wie es ja die berühmten Arbeiten von Elias Fries und anderer bezeugen. Solcherart ist der Verf. auch vorgegangen. Er verstand es nicht nur im allgemeinen Theile die morphologischen Verhältnisse und alle für das Bestimmen, Untersuchen und Conservieren der Pilze nothwendigen Kenntnisse dem Leser anschaulich, klar und bündig vorzutragen, sondern flocht auch zahlreiche eigene, wertvolle Beobachtungen ein, gab Aufklärungen über den Nährwert und die Schädlichkeit der Pilze, kurz lieferte uns eine recht anschaulich geschriebene, naturgeschichtliche Skizze von den Pilzen. Das dem descriptiven Theile zugrunde liegende System schließt sich mit einigen Ausnahmen dem Fries'schen an. Die Beschreibungen sind sehr ausführlich und bilden sammt den vielen Bemerkungen des Verf. eine wertvolle Bereicherung der mykologischen Literatur. Die Standorte sind allgemein gehalten. Die Abbildungen zeigen einfache, doch correcte Zeichnung, aber die schwierig zu reproducierenden Farbentöne lassen so manches zu wünschen übrig. Immerhin ist aber durch die reichlich gebotenen Abbildungen für die Bestimmungsarbeit ein unschätzbares Hilfs-

mittel geboten worden. Wir können das „Buch der Pilze“ wegen seines Inhaltes, seiner reichen Ausstattung und seines billigen Anschaffungspreises allen Pilzfreunden wärmstens empfehlen und nur betonen, dass uns bisher kein derartiges, für weitere Kreise berechnetes und so gefälliges Pilzbuch untergekommen ist.

Dr. J. Leunis' Schulnaturgeschichte. II. Theil: Botanik. 11. umg. Aufl. bearbeitet von Dr. A. B. Frank. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1891. 8°, 558 SS. 675 Holzschnitte u. 1 Karte. Preis 4 Mk.

Leunis-Franks Botanik ist zu allgemein als ausgezeichnetes Lehrbuch der Botanik bekannt, als dass es noch nothwendig wäre, dies erneuert bei jeder Neuauflage besonders zu betonen. Es sei daher nur erwähnt, dass in der 11. Auflage der Kleindruck möglichst vermieden wurde, wobei die Erweiterung des Umfanges durch Einschränkung des für die Schule zu reichlich bemessenen Stoffes und Weglassung wiederholter Holzschnitte beseitigt wurde und dass die Kryptogamen aus der allgemeinen Morphologie weggelassen wurden. Wichtige, den neueren Errungenschaften der Wissenschaft entsprechende Veränderungen wurden der allgemeinen Botanik zutheil. Endlich ist im Index die Verweisung nicht mehr nach den Paragraphennummern, sondern nach den Seitenzahlen gegeben worden, wodurch das Auffinden sehr erleichtert und beschleunigt wird.

G. Hempel und Dr. K. Wilhelm, Die Bäume und Sträucher des Waldes, in botanischer u. forstwissensch. Beziehung geschildert. 6. Lief. Wien, Ed. Hölzl 1891. SS. 129—152. Taf. XVI —XVIII.

Die sechste Lieferung dieses als vortrefflich und wertvoll bereits anerkannten Werkes liefert uns den Schluss der Besprechung der *Pinus silvestris*, die Bearbeitung der Bergkiefer (*P. montana* Mill.) und der österreichischen Schwarzkiefer (*P. Laricio* Poir. *v. austriaca* Endl.). Zugegeben, dass das gegebene forstwissenschaftliche Detail in jeder Beziehung meisterhaft und vollständig zur Erläuterung gelangte, so kann anderntheils nicht geleugnet werden, dass die botanischen Einzelheiten manche empfindliche Lücken aufweisen. Die Meisterhand Liepoldts bringt auf den drei Tafeln *Corylus avellana* L., *Carpinus Betulus* L. und *Ostrya vulgaris* W. in naturgetreuer, farbenprächtiger Darstellung.

Dr. P. Buchholz, Pflanzengeographie. 2. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung 1892. 8°, 106 SS. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Das für den Schulgebrauch recht brauchbare Büchlein hat in seiner zweiten Auflage mancherlei Verbesserungen erfahren, indem namentlich einige weitere europäische Charakter- und Culturpflanzen, wie z. B. die Eiche, Buche, der Buchweizen, Lein usw. der Besprechung gewürdigt wurden. Die Tafeln sind ausgefallen; der Text wurde zwar erweitert, aber infolge des engeren Satzes ist keine Vermehrung der Seitenzahl eingetreten. Das Büchlein verdient in weiteren Kreisen Beachtung.

Wien. G. v. Beck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zum Canon der in der Schule zu lesenden Reden Ciceros.

In den Instructionen S. 38 heißt es darüber: Es können von den bedeutenderen Reden zwar nur jene gelesen werden, welche nicht allzugroße Schwierigkeiten bieten, aber deren Zahl ist groß genug, um der Auswahl einen weiten Spielraum zu lassen. Zunächst sind zu nennen: '*de imperio Cn. Pompei, in Catilinam, pro Sex. Roscio Amerino, in Verrem* IV und V, *pro Sulla, pro Archia, pro Sestio, pro Milone, Philippica* II.' Diese Zusammenstellung nun ist zwar, wie der Wortlaut deutlich zeigt, keineswegs als ein feststehender Canon aufzufassen, von dem unter gar keinen Umständen abgewichen werden darf; aber doch wird wohl über den Rahmen der hier empfohlenen Reden verhältnismäßig selten hinausgegriffen werden. Und das scheint mir eben insbesondere mit Rücksicht auf eine Rede recht zu beklagen. Ich meine die Rede *pro Murena*, für die ich versuchen möchte im folgenden eine Lanze einzulegen. Denn sie scheint mir im höchsten Grade geeignet, auf der Oberstufe unserer Gymnasien gelesen zu werden und dessen würdiger zu sein als die eine oder die andere der in jenem Canon empfohlenen Reden. Die Rede ist zu allen Zeiten so sehr als ein Meisterwerk der ciceronischen Beredsamkeit gepriesen und ihre Lectüre in der Schule von vielen erfahrenen Schulmännern so warm befürwortet worden, dass ich mich vergebens frage, weshalb gerade ihr in unseren Instructionen die Aufnahme in die Zahl der empfehlenswerten Reden versagt worden ist. — War es etwa der schlimme Zustand des überlieferten Textes, der zur Ausschließung den Anlass bot? Der Grund kann heute nicht mehr gelten, seitdem durch die vereinten Bemühungen deutscher und fremdländischer Gelehrter, wie Zumpt, Halm, Niebuhr, Boot, Ernesti, Campe, Madvig, Pluygers, Richter, C. F. W. Müller, jetzt auch Nohl, die gerade mit dieser Rede besonders sich beschäftigt haben, zahlreiche Schäden des Textes als geheilt zu betrachten sind und überhaupt für die Kritik der Rede eine festere Grundlage gewonnen worden ist. Man darf ruhig sagen, dass es ein gut lesbarer Text dieser Rede ist, der jetzt den Schülern in die Hände gegeben

werden kann, in dem wohl jede Spur der argen Verderbnis der Überlieferung für den Schüler verwischt erscheint. Selbst die Lücke §. 72 kann man mit Mommsen oder Nohl, die andere §. 85 nach Voelkel und Nohl ganz gut und sinngemäß ergänzen, und man wird dann sicherlich in der Schule über diese Stellen glatter hinweglesen als beispielsweise über jene klaffende und überaus störende Lücke in der vielgelesenen Rosciana §. 132, ja selbst über manche Stellen der Sestiana, wie §. 26, 72.

Da also die Verderbnis des Textes gewiss nicht mehr als stichhältiger Grund betrachtet werden kann, was für Gründe waren es sonst, von denen man sich gegen diese Rede einnehmen ließ? Waren es etwa Bedenken pädagogisch-erziehlicher Natur? Gewiss ein sehr beachtenswerter, ja der wichtigste Standpunkt bei der Beurtheilung, ob eine Schrift für die Schule zuzulassen ist oder nicht. Nur muss dann auch bei der Beurtheilung der einzelnen Reden mit gleichem Maße gemessen werden. Wir wollen nun einmal dieser Frage näher ins Auge sehen. Man hat wohl jetzt in dieser Beziehung ziemlich allgemein den einseitigen Standpunkt Hieckes verlassen, der (Reden und Aufsätze S. 180) die Forderung aufstellte, dass die Schule einzig und allein auf die Bildung männlicher Charaktere hinzuwirken habe, und der dann, indem er diesen Maßstab bei der Beurtheilung des Wertes der einzelnen Reden anwendete, nur die Reden *pro Sex. Roscio Amerino*[1]), *de imperio Cn. Pompei*, die *Verrinen* und die *Philippicae* für zulässig erklärte. Nimmt sich doch in diesem Canon von Reden, die der Entwicklung eines männlichen Charakters dienen sollen, die Rede *de imperio Cn. Pompei* seltsam genug aus, die entschieden nichts weniger als geeignet ist, Cicero als einen Mann von Muth und Charakter zu zeigen, da er ja bekanntlich dieselbe nicht so sehr zu dem Zwecke hielt, um das Interesse des Staates zu fördern, als vielmehr, um dem Volke und den Rittern sich gefällig zu erweisen, wie insbesondere, um des Pompeius Gönnerschaft für seine spätere Bewerbung ums Consulat zu gewinnen; man vgl. Cicero *de petitione consul.* §. 5, Cass. Dio 36, 43 und Mommsens hartes, aber nicht ganz unverdientes Urtheil Röm. Gesch. III. S. 116 f., das hier Platz finden möge: 'Die Männer des Schaukelsystems endlich segneten den Tag, wo auch sie eine Meinung zu haben schienen und entschieden auftreten konnten, ohne es mit einer der Parteien zu verderben — es ist bezeichnend, dass mit der Vertheidigung des Manilischen Antrages M. Cicero zuerst die politische Rednerbühne betrat.' — Wenn also Hieckes Standpunkt wohl mit Recht als ein engherziger und einseitiger bezeichnet werden darf, so wird man

[1]) Recht interessant ist übrigens die Thatsache, dass neuestens gerade wieder bezüglich der Rede *pro Sex. Roscio Amerino* P. Dettweiler ('Untersuchungen über den didaktischen Wert Ciceronianischer Schulschriften' I. Die Rede pro Roscio Amerino = Nr. 2 der Sammlung pädag. Abh. hrsg. v. O. Frick u. H. Meier. Halle a. S., Waisenhaus 1889) durch einseitige Betonung der Herbart'schen Interessen-Pädagogik zu dem Resultate gelangt ist, die Rede sei aus der Schule zu entfernen, weil sie erzieherisch nicht derart wirke, dass ihre Lectüre empfohlen werden könnte! Man sieht, zu welchen Widersprüchen nothwendig die Hervorkehrung eines einseitigen Standpunktes bei der Beurtheilung führen muss.

andererseits allerdings fordern dürfen, dass nicht etwa die gleißende Form, die rhetorische Vollendung einer Rede allein es sei, die bei der Prüfung der Zulässigkeit derselben als Schullectüre den Ausschlag gebe, sondern dass sorgsam alles ferngehalten werde, was nach irgend einer Richtung hin auf das empfängliche Gemüth der Jugend von schädlichem Einflusse sein könnte. Nun wird jedoch wohl niemand im Ernste eine sittliche Schädigung der Jugend von der Lectüre der Rede *pro Murena* befürchten. Prüfen wir zunächst die Motive, durch die Cicero sich bestimmen ließ, für Murena einzutreten, so hat man da dem Schüler nichts zu verhüllen. Die Motive sind rein und lauter, frei von jedem selbstsüchtigen Zweck, was nicht von jeder Rede, beispielsweise gewiss nicht von der Rede *pro Sulla* gesagt werden kann; denn bekanntlich gab Cicero für Geld sich dazu her, die recht anrüchige Sache Sullas zu vertreten (Gell. N. A. XII. 12). Wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass Murena des Ambitus, dessen er angeklagt wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach sich wirklich schuldig gemacht hatte, so war es doch eine patriotische That Ciceros, für den Angeklagten einzutreten. Der Staat befand sich ja in einer überaus gefährlichen Lage: Catilina war zwar aus der Stadt gescheucht, aber nur um offen die Fahne des Aufruhrs zu erheben und das Commando der Revolutionsarmee in Etrurien zu übernehmen. Und während so draußen die Schrecken des Bürgerkrieges drohten, 'lastete auf der Stadt das unheimliche Gespenst einer, wenn auch allgemein gefürchteten und in vielfachen Zeichen hervorbrechenden, so doch in ihren wesentlichen Elementen noch unentdeckten Verschwörung' (Koch-Landgraf). Cicero hatte daher recht, wenn er glaubte, dass in solchen Zeiten ein tüchtiger Officier, der mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, als Consul weit mehr am Platze sei als ein noch so ehrenwerter, spitzfindiger Rechtsgelehrter, der von der Kriegführung gar nichts verstand; er hatte recht, wenn er gegenüber dem unzeitigen Übereifer Catos, der, die schroffe Lehre der Stoa hervorkehrend, auf das abstracte Recht pochte[1]) und sich sowie oft als einen gar kurzsichtigen Politiker bewies, mit dem ganzen Gewicht seiner Auctorität und Begabung sich dafür einsetzte, dass in einer so bedenklichen Lage, wo von der Anwendung roher Gewalt bei der Wahl weit mehr zu befürchten stand als von Bestechung, die Gefahr neuer Wahlkämpfe um jeden Preis abgewendet werde, und wenn er endlich in jener glänzenden Auseinandersetzung §. 78 ff. auf die Gefährdung weit höherer Staatsinteressen hinwies für den Fall, dass Murena verurtheilt würde und dann vielleicht die Kalenden des Januar herankämen, ohne dass die Leitung des Staates in kräftige Hände gelegt wäre. Es durchzieht, möchte ich sagen, unausgesprochen die ganze Rede der Gedanke *inter arma silent leges*, von dem der Redner hier mit mehr Berechtigung Gebrauch machen durfte als an einer bekannten Stelle einer anderen Rede. Wir haben demnach nicht das geringste Recht daran zu

---

[1]) Indes ließ Cato seinen Schwager Silanus, obgleich sich dieser geradeso des Ambitus schuldig gemacht hatte wie Murena, dennoch ungeschoren.

zweifeln, dass Cicero die Motive, die ihn zur Übernahme der Vertheidigung bestimmten, wahrheitsgetreu darlegt (§. 78) mit den Worten: *Ego quod facio, iudices, cum amicitiae dignitatisque L. Murenae gratia facio, tum me pacis, otii, concordiae, libertatis, salutis, vitae denique omnium nostrum causa facere clamo atque testor.* Und gewiss war es hauptsächlich der Vertheidigungsrede Ciceros zu danken, dass die Richter eben mit Rücksicht auf die von ihm in so lebendigen Farben geschilderten Gefahren des Staates sich bestimmen ließen, Murena freizusprechen. Wenn daher Nägelsbach[1]) mit Recht, wie mir scheint, die Forderung erhebt, dass man den Schülern vor allem solche Reden Ciceros vorlegen solle, welche Thaten sind, so darf auch aus diesem Grunde die Lectüre dieser Rede empfohlen werden. Denn ihr Erfolg war damals für Rom eine rettende That.

Was nun die Rede selbst betrifft, so hat bei manchen die Art, wie Cicero, gegen Sulpicius gewendet, den Formelkram und die Wortklauberei der Juristen, und gegenüber Cato die allzu rigorose Strenge der stoischen Moralphilosophie mit den Waffen des Witzes bekämpft, Anstoß erregt. Ja es macht mir den Eindruck, als ob man wohl auch befürchtete, es könnte Ciceros harmloser Ausfall geeignet sein, etwa die Achtung vor der Rechtswissenschaft oder vor dem ernsten Streben der Philosophie zu untergraben. Da schießt man jedoch entschieden weit über das Ziel hinaus. Ich will gar nicht davon reden, dass die beiden Angegriffenen selbst, Sulpicius und Cato, durch Ciceros heitere Scherze sich ganz und gar nicht gekränkt fühlten, sondern nach wie vor dem Consular in intimer Freundschaft zugethan blieben. Aber treffend nimmt schon Niebuhr (Vorträge über Röm. Gesch. III. 25) den Redner gegen die Vorwürfe in Schutz mit den Worten: 'Die Rede für Murena ist gar nicht gehörig gewürdigt, namentlich nicht von Juristen, die sich zu irrenden Rittern des großen Rechtsgelehrten Servius Sulpicius aufgeworfen haben. Man bedenkt nicht die Gemüthsstimmung des Redenden, sondern fühlt sich in kleinen Äußerungen beleidigt. Jahrhunderte pflanzte sich das fort, und man verkannte, wie unschuldig hier Cicero sowohl über die stoische Philosophie wie über die Juristen spottet.' Derselbe sagt auch noch im Rhein. Mus. I. S. 226 f.: 'In einer Sammlung, deren Hälfte von der Jurisprudenz eingenommen wird, möchte ein Lob der Rede *pro Murena* anomalisch erscheinen; denn noch grollen die Rechtslehrer über die Freiheiten, welche sich Cicero darin gegen ihre Wissenschaft und ihren großen Servius Sulpicius nimmt, und vergelten sie durch die Beurtheilung, die Rede sei flach und verrathe des Verfassers Unwissenheit. Mir ist sie äußerst lieb durch die Heiterkeit, welche über sie verbreitet liegt. Man sieht ihr an, dass sie so in einem Guss gelungen ist. Die Zeit, worin Cicero sie sprach, war der Silberblick seines Lebens. — Wie bald veränderte sich das! Wie bald nachher sah er sich verlassen gegen die Verruchtheit! In solcher fröhlichen Stimmung, wo man allen Guten

[1]) In dem Artikel 'Classische Schullectüre' in Schmids Encyklopädie des gesammt. Erzieh.- u. Unterrw. Bd. I, S. 925.

freundlich ist, glaubt man sich auch schon ein Wort erlauben zu können, ohne dass sie es empfindlich aufnehmen. Man ist sich bewusst, sie sollten es nicht. Was nun aber des großen Mannes Neckereien gegen die Rechtsweiser betrifft, so möchte er auch nicht einmal so sehr Unrecht, und des Läppischen, Sinnlosen, Verkehrten sehr viel obgewaltet haben, welches dem geistreichen Staatsmann keinen Respect einflößen konnte, ja ihm sehr lästig war, während es uns, denen es nicht mehr beschwerlich fallen kann, als alterthümlich ehrwürdig vorkommt.'

Ja gewiss, man begeht sicherlich ein Unrecht, wenn man Ciceros humorvoller Auffassung die Berechtigung — und zwar nicht bloß die ästhetische Berechtigung — nicht zugestehen will. Denn wer unbefangenen Blickes liest, was Cicero gegen den verknöcherten Formelkram der römischen Juristen und gegen die Auswüchse stoischer Moralphilosophie vorbringt, wird einsehen, dass nicht bloß ein Körnlein Wahrheit in seinen Worten zu finden ist, sondern dass auch von ihm hier gilt, was Horaz in seinen Satiren für sich in Anspruch nimmt, das '*ridentem dicere verum*'. Man fühlt sich auch wirklich an manchen Stellen unserer Rede, insbesondere da, wo Cicero die schroffe Unerbittlichkeit der stoischen Moral bespöttelt, wie von einem Hauch horazischen Humors angeweht. Man vergleiche nur einmal die bezüglichen Stellen der Rede mit Horaz Sat. I. 3, 96—98, 115 ff., 124 f., epist. I. 1, 106 ff., wo der Dichter auch die stoischen Paradoxa verspottet. Warum soll aber nun bei Cicero anstößig sein, was man bei Horaz ergötzlich findet?

So möchte nach dem Gesagten in der Rede *pro Murena* sich schwerlich etwas finden, was ernstlichen Anstoß erregen könnte; wohl aber besitzt sie außer den genannten noch andere wertvolle Vorzüge, die sie zur Schullectüre besonders geeignet erscheinen lassen. Sie besitzt vor allem den nicht zu unterschätzenden Vorzug einer klaren, durchsichtigen Disposition; sie ist weiter ausgezeichnet durch eine elegante, blühende Diction, durch eine unübertroffene Frische und Lebendigkeit des Tones; und während der weitaus größere Theil der Rede von heiterem, launigem Humor erfüllt ist, fehlt es auch nicht an Stellen, die eine sieghafte, hinreißende Gewalt der Sprache zeigen, so besonders §. 78—85, ohne dass jedoch den Redner irgendwo die gerade für diese Rede so charakteristische, überlegene, leidenschaftslose Ruhe verließe. Man merkt es in der That, wie gesagt worden ist, dem Redner an, dass eine innere, stille Freude ihn erfüllt, in der er eine zeitlang so ziemlich auf der Höhe seines Erfolges glücklich war. Bewunderungswürdig ist auch die vollendete weltmännische Feinheit und Urbanität, mit der er der Schwierigkeit Herr wird, gegen befreundete Processgegner anzukämpfen, ohne sie ernstlich zu verletzen. Darüber äußert sich mit geschmackvollem Urtheile schon Quintilian XI, 1, 68 ff.: '*Illic plus difficultatis, ubi ipsos, contra quos dicimus, veremur offendere. Duae simul huiusmodi personae Ciceroni pro Murena dicenti obstiterunt, M. Catonis Servique Sulpici; quam decenter tamen Sulpicio, cum omnes concessisset virtutes, scientiam petendi consulatus ademit! quid enim aliud esset, quo se victum homo nobilis et iuris antistes magis ferret? Ut vero rationem*

defensionis suae reddidit, cum se studuisse petitioni Sulpici contra honorem Murenae, non item debere accusationi contra caput diceret! Quam molli autem articulo tractavit Catonem! Cuius naturam summe admiratus non ipsius vitio, sed Stoicae sectae quibusdam in rebus factam duriorem videri volebat, ut inter eos non forensem contentionem, sed studiosam disputationem crederes incidisse.' — Nicht zu unterschätzen scheint mir endlich auch der Umstand, dass die Rede gänzlich frei ist von jenen für unser Gefühl anstößigen Derbheiten und obscenen Seitenhieben, durch die manche andere in den Instructionen empfohlene Rede, wie Phil. II, Verr. V, Catil. II, verunziert wird.

Seit dem Alterthum ist die Rede für Murena als eine Perle ciceronischer Beredsamkeit bewundert worden, und gewiegte Schulmänner haben sie als Lectüre in den Gymnasien wärmstens empfohlen. Nägelsbach a. a. O. nennt sie 'die herrliche Mureniana' und ordnet die Reden, die man mit besseren Classen lesen solle, also: 'die herrliche *Mureniana,* die stellenweise prachtvolle *Sullana,* ja wohl auch die Königin aller, die *Sestiana,* vielleicht endlich die 2. *Philippica*'. Auch Eckstein in seinem Aufsatze 'Lateinischer Unterricht'[1]) S. 344 urtheilt günstig über die Eignung der 'geistreichen Rede' für die Schullectüre; Hirschfelder, Ztsch. f. d. Gw. Bd. XXVII, S. 251, sagt über diese Rede, sie verdiene auf der obersten Stufe des Gymnasiums in viel höherem Grade gelesen zu werden als sämmtliche philosophischen Schriften Ciceros; auch Friedrich Aly in seinem lesenswerten Aufsatze 'Die Bedeutung der ciceronianischen Schriften für das Gymnasium' Ztsch. f. d. Gw. Bd. XLII, Jg. 1888, nimmt die Rede in seinen Canon der empfehlenswerten Reden Ciceros auf.[2]) Herm. Nobl

---

[1]) Enthalten in Schmids Encyklopädie des gesammt. Erzieh.- u. Unterrw. Bd. IV.

[2]) Vgl. noch G. Boissier 'Cicéron et ses amis', deutsch von E. Döhler. Leipzig, Teubner. S. 48. „Augenscheinlich war das ernste Genre der Beredsamkeit nicht das, was Cicero liebte und worin er sich am liebsten bewegte. — Will man die wirklichen Vorzüge seines Talentes kennen lernen, so lese man unmittelbar nach der vierten catilinarischen die Rede für *Murena,* die er zu derselben Zeit hielt. Es gibt unter seinen gerichtlichen Reden keine schönere, und man staunt, wie ein Mann, der Consul war und sich damals gerade in einer so schwierigen Lage befand, eine solche Freiheit des Geistes haben konnte, dass er mit solcher Ungezwungenheit und so am rechten Orte scherzte. Hier ist er wirklich ganz in seinem Elemente." — Treffend urtheilt über die Rede auch neuestens Strenge in dem Vorwort seiner erklärenden Schulausgabe, Gotha, F. A. Perthes 1892, folgendermaßen: „Besonders verdienen diejenigen Theile der Rede, in denen der Redner mit heiterem Witze und freundlichem Humor den so ehrenfest auf stoischen Grundsätzen stehenden Cato und den in juristischem Formelkram befangenen Servius Sulpicius abkanzelt, zur Kenntnis reiferer Schüler gebracht zu werden. Aber auch der Theil, in dem er von der Bedeutung des Soldatenstandes und des rednerischen Berufes für den Staat spricht, ist des lebendigsten Interesses der Schüler sicher. Zudem führt die Rede in die Ereignisse desjenigen Jahres, in welchem Cicero als Consul durch Aufdeckung der catilinarischen Verschwörung sich ganz unbestreitbare Verdienste um den Staat erwarb, ebenso ein, wie die gegen Catilina selbst gerichteten Reden, zwischen deren zweiter und dritter sie

schrieb mir einmal, dass gerade diese Rede es sei, die er immer wieder am liebsten lese, und dass die Schüler, wenn sie nur erst einmal in den Humor recht eingedrungen seien, für die Rede sich recht interessierten. In Deutschland draußen wird auch die Rede häufig an den Gymnasien gelesen, und ich bin überzeugt, dass auch unseren Schülern durch entsprechende Anleitung und Unterstützung seitens des Lehrers das volle Verständnis der schönen Rede erschlossen werden könnte[1]), und dass sie dann der Lectüre derselben ein viel lebhafteres Interesse entgegenbringen würden als mancher anderen vielgelesenen Rede, der infolge der unaufhörlichen Selbstbespiegelung des Redners und der ewigen Hervorhebung seiner Verdienste um den Staat unzweifelhaft etwas Ermüdendes innewohnt.[2]) Dass indes bei der Interpretation der *Mureniana* in der Schule irgend welche größeren Schwierigkeiten zu bewältigen wären als bei der Interpretation anderer, in den Instructionen empfohlener Reden Ciceros, wie beispielsweise *pro Sestio*, *Phil. II*, möchte ich direct in Abrede stellen.

Um also zum Schlusse zu gelangen, möchte ich selbstverständlich nicht nur dafür eintreten, dass die Rede *pro Murena*, der wir ein Product von gleich eigenthümlicher Schönheit aus der ganzen Prosalectüre der classischen Zeit nicht an die Seite zu stellen haben, in den Canon der an unseren Gymnasien zu lesenden Reden Ciceros aufgenommen werde, sondern würde noch weiter gehen und aufs wärmste empfehlen, dass jedenfalls den Schülern im Gymnasium Gelegenheit geboten werde, diese Rede zu lesen, damit sie durch deren Lectüre ein lebensvolleres Bild des Redners gewinnen und an ihm auch jene Gabe des schlagenden und erheiternden Witzes kennen lernen möchten, durch die er von dem stets sich gleich bleibenden Ernst eines Demosthenes sich unterscheidet, eine Gabe freilich, die ihm bei missgünstigen Beurtheilern den Namen eines *nimius risus affectator* eingetragen hat (Quintil. VI, 3, 3). — Und die Zeit dazu ließe sich wohl schon gewinnen. Die sechste Classe ist, wie ja schier allgemein geklagt wird, mit der Lectüre lateinischer Autoren geradezu überladen. Es soll Sallusts Jugurtha oder Catilina, Ciceros erste Catilinarische Rede und Cäsars bellum civile, überdies dann noch Vergil gelesen werden, in der That ein umfangreiches Pensum, das zu absolvieren nicht oft gelingen

---

gehalten ist. Sie eröffnet zugleich einen Blick in die Aufregung und das bunte Getriebe einer mit allen Mitteln der Agitation betriebenen römischen Wahlbewegung, die in mehr als einer Beziehung an moderne Verhältnisse erinnert. Wie kaum eine andere der ciceronianischen Reden regt sie zu mannigfaltiger Umschau an, schärft den Blick und zwingt zu Vergleichen.«

[1]) Mittlerweile hat sich diese Überzeugung bei mir durch die eigenen Erfahrungen, die ich bei der Interpretation dieser Rede in der Schule machte, nur noch befestigt.

[2]) Vgl. Todt 'Thesen über die Lectüre Ciceros' in Masius' Jahrbb. 1880, S. 314. 4. These: 'Die Jugend fühlt sich häufig von dem zu häufig in Ciceros Reden hervortretenden Selbstlob abgestoßen.' — Dies gilt gewiss von der Rede *pro Sulla* und wohl auch von einzelnen Stellen der sonst prächtigen *Sestiana*.

dürfte. Auch macht, wie mir scheint, Gebhardi in Masius' Jahrbb. 1878, S. 242 f., gegen ein solches Nacheinander oder gar Nebeneinander der verschiedensten Autoren in einer und derselben Classe gerechtfertigte Bedenken geltend. Jeder praktische Lehrer des Lateinischen wird mir zugeben, dass für die Durchbildung des lateinischen Stils kein sonderlicher Gewinn aus einem solchen Vielerlei lateinischer Autoren in éiner Classe zu erwarten ist. Die Instructionen sehen denn auch mit klugem Vorbedacht die Nothwendigkeit einer Entlastung voraus und schreiben vor S. 36 f.: 'Wenn sich die Aufarbeitung (des umfangreichen Pensums) nur auf Kosten der Gründlichkeit der Lectüre erreichen ließe, dann wird das *bellum civile* zurücktreten und für die Privatlectüre benützt werden müssen.' Ich möchte jedoch vorschlagen, das *bellum civile* unter allen Umständen, auch für die Privatlectüre fallen zu lassen und statt dessen zur Abrundung des Gemäldes, welches dem Schüler durch die Lectüre des *bellum Catilinae*[1]) und der ersten Rede gegen Catilina

[1]) Die Lectüre dieser Schrift des Sallust halte ich für weit ersprießlicher in dieser Classe als die des *bellum Iugurthinum*, welches schon aus einem äußeren Grunde meines Erachtens sich weniger empfiehlt, weil es infolge seines doppelt so großen Umfanges nicht leicht zu Ende gelesen wird. Die Lectüre eines Werkes aber, das die Schüler nicht vollständig kennen lernen, ist und bleibt nur Stückwerk und verfehlt ihren Eindruck. Auch mit Rücksicht auf den historischen Gesichtspunkt steht das *bell. Catilinae* der anderen Schrift keineswegs nach; denn es ist gewiss wohl geeignet, die Kenntnis des ungefähr gleichzeitig in der Geschichte behandelten Lehrstoffes zu vertiefen, indem das sittliche Verderben der damaligen römischen Welt, die unaufhaltsam der Monarchie zutrieb, in seiner ganzen furchtbaren Ausdehnung und in seinen tiefen Gründen zur Anschauung gebracht wird. Dabei dient aber — und das scheint mir besonders wichtig zu sein — die Lectüre des *bellum Catilinae* auch viel mehr der Concentration des Unterrichtes. Es ist die allerbeste Einführung in die catilinarischen Reden. Die hier vom Redner geschilderten Personen und Verhältnisse sind dann dem Schüler aus der vorausgegangenen Sallust-Lectüre wohl bekannt; er hat für dieselben ein volleres Verständnis und ein lebhafteres Interesse gewonnen. Auch nur halbwegs regsame Schüler greifen, wie ich wiederholt beim Unterricht auf dieser Stufe mit Vergnügen wahrgenommen habe, mit Begier nach jeder sich darbietenden Beziehung zwischen den beiden Autoren und decken eifrig jede Divergenz in den Nachrichten und der Darstellung beider auf, wie betreffs der Versammlung im Hause des Laeca oder etwa in Cat. III. 8 *Introduxi Volturcium sine Gallis* vgl. mit Sall. b. Cat. 46 *Volturcium cum legatis introducit* u. m. a., und lernen jetzt erst Sallusts Eigenart so recht kennen, der eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen das historische Detail zur Schau trägt. Solche Vergleichungen aber, die an sich schon nützlich sind, weil sie zu erhöhter Aufmerksamkeit anregen, sind auch noch aus einem andern Grunde von nicht geringem Werte. Denn durch sie wird ja der Schüler dahin gebracht, dass in ihm eine Ahnung aufdämmert von der Beurtheilung der Geschichtsquellen, von der historischen Kritik. Man sollte daher meines Erachtens die auf dieser Stufe hiezu sich darbietende Gelegenheit nicht von sich weisen. Aber freilich müsste man dazu vor allem eine wirkliche Schulausgabe dieser Schrift haben, die frei wäre von jenen über alle Maßen anstößigen, obscenen Stellen, die in der Schule ganz unmöglich gelesen werden können, wie c. 13_3 — 15_1 z. Th. und besonders c. 24_3 — 25 E.

vorgeführt wurde, der sich nach Thunlichkeit noch die dritte oder eventuell die vierte (wegen Sall. b. Cat. c. 50—52), aber jedenfalls nicht die zweite als Privatlectüre anzuschließen hätte, die Rede *pro Murena* hinzuzunehmen. Ich sollte meinen, dass dieses Resultat mit einer halbwegs besseren Classe erreicht werden könnte. Sollte es jedoch in dieser Classe, was freilich das Wünschenswerteste wäre, nicht durchführbar sein, so möge in der siebenten Classe, wo ja noch 'mindestens zwei Reden Ciceros' nach den 'Instructionen' gelesen werden sollen, dem Schüler Gelegenheit geboten werden, diese herrliche Rede kennen zu lernen. Missen möchte ich dieselbe in der Cicero-Lectüre nicht, vielmehr ihr gerne eine oder die andere der häufiger gelesenen Reden Ciceros opfern.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Kreunz Franz, Bewegungsspiele und Wettkämpfe für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. Ein Handbuch für Lehrer und Schüler. Mit 36 Abbildungen. Graz, Franz Pechel 1892. 8°, VIII u. 240 SS.

Das vorliegende Büchlein wird manchem Lehrer willkommen sein, der, ohne selbst viel Erfahrung als Spielleiter zu besitzen, sich aus irgend einem Grunde um die Bewegungsspiele der Jugend bekümmert. Denn das classische Werk von Guts Muths wird der Laie für den Anfang wenigstens kaum benützen, da es nicht jedermanns Sache ist, aus der Quelle zu schöpfen. An andern Büchern, die alle mittelbar oder unmittelbar auf Guts Muths zurückgehen, herrscht nun freilich kein Mangel, aber die meisten sind nicht praktisch genug abgefasst. Diesem Bedürfnis kommt so recht diese Schrift von F. Kreunz entgegen, der seit einer Reihe von Jahren als Turnlehrer an Realschulen mit seinen Schülern Bewegungsspiele betrieben hat und zwar schon zu einer Zeit, da die Unterrichtsverwaltung bei uns der Sache noch ziemlich fremd gegenüberstand. Daher zeigt das Buch überall die unverkennbare Hand des Praktikers, der das wesentliche von dem minder wichtigen zu trennen weiß. Der Verf. hat der Beschreibung der Spiele Regeln beigegeben, durch die er beschränkend oder erweiternd in den Betrieb der Spiele eingreift, ohne pedantisch zu werden. Er weiß, dass der Geschmack der Jugend, dass örtliche Verhältnisse und andere Umstände diese oder jene Abweichung im Betriebe eines Spieles nothwendig machen werden; an den Hauptregeln aber, sagt er mit Recht, darf nicht gerüttelt werden, wenn die Eigenart des Spieles gewahrt bleiben soll. Man wird darum das Buch mit gutem Erfolge auch den Spielenden selbst in die Hände geben können (etwa jeder Abtheilung ein Spielbuch), was schon aus dem Grunde nothwendig ist, weil der Spielleiter schwerlich die Regeln zu allen möglichen Spielen auswendig wissen kann. Sehr erwünscht kommt auch die Angabe des für jedes Spiel erforderlichen Raumes und die Bestimmung der Zahl der Schüler, mit der das Spiel noch gut getrieben werden kann. Am Schluss gibt eine Tabelle die Vertheilung der Spiele und Wettkämpfe

auf die einzelnen Altersstufen an. Außer diesen Angaben, durch die sich das Buch von anderen vortheilhaft unterscheidet, enthält es auch gute Winke über den Spielplatz und die Spielgeräthe. Den größten Raum nehmen, wie billig, die Lauf- und Ballspiele ein, dann folgen zwei Wurfspiele und eine Reihe sehr beliebter Kampfspiele; den Schluss machen Wettkämpfe und scherzhafte Spiele. Die meisten der aufgenommenen Spiele hat der Verf. selbst betrieben; einige, die ihm unbekannt waren, aber wertvoll schienen, hat er der Monatsschrift für das Turnwesen entnommen (wie z. B. das Stabrauben, ein einfaches, aber treffliches Spiel, über das der Verf. in einer Fußnote eine interessante Mittheilung macht), einige hat er auch selbst ersonnen und endlich hat er manchem Spiel, an dem die Jugend weniger Geschmack fand, durch Abänderungen einen größeren Reiz gegeben (vgl. die zweite Art Prellball oder die zweite Art Eckball). Im übrigen hat er, wo er nicht aus Guts Muths schöpft, jedesmal die Quelle angegeben. Als Muster verständlicher Behandlung vergleiche man seine Darstellung des deutschen Ballspieles S. 92 ff. mit der in irgend einem anderen Spielbuch gegebenen. Wir wünschen dem Kreunz'schen Werke, welches natürlich auch dem Fachmann manche Anregung geben wird, eine recht große Verbreitung in den Kreisen der Mittelschullehrer.

Graz. A. Heinrich.

Wichner J., Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und Kunst. Nach archivalischen Quellen. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz 1892, im Selbstverlage des Verfassers, in Commission der Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz, gr. 8°, 216 SS.

Wenn wir dieses Buches hier mit einigen Worten gedenken, so haben wir zunächst das im Auge, was es für die Geschichte der von dem ehrwürdigen Stifte gepflegten Unterrichtsanstalten und für die Charakteristik der Schulmänner bietet, welche aus diesem Stifte hervorgegangen sind. Namentlich kommt das in Betracht, was für die Geschichte des ersten Staatsgymnasiums in Graz von Wichtigkeit ist. Es versteht sich von selbst, dass das Buch noch für andere Kreise, vor allem für Historiker und Philologen, von Interesse ist und überhaupt für die Kenntnis des wissenschaftlichen Lebens in Steiermark besonders in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts reiche Beiträge liefert. Auch über die Bibliothek des Stiftes erhält man einige neue dankenswerte Mittheilungen. Eine ausführliche Würdigung des Buches würde die hier gesteckten Grenzen überschreiten; wir beschränken uns daher darauf, unsere Leser auf das Buch aufmerksam zu machen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Preger Theod., Inscriptiones graecae metricae ex scriptoribus praeter anthologiam collectae. Leipzig, Teubner 1891. 8°, XVIII u. 251 SS. Preis 8 Mk.

Wie Kaibel in seinen Epigrammata graeca ex lapidibus collecta, Berlin 1878 die auf Stein erhaltenen Inschriften metrischer Form gesammelt hat, so bringt Preger die in den Texten der Autoren überlieferten Inschriften dieser Art vereinigt und zwar nach folgenden Gruppen: 1. Grabinschriften Nr. 1—52, 2. Weihinschriften 53—173, 3. Inschriften anderer Art, wie Künstlerinschriften, Inschriften auf Hermen, Aufschriften auf Häusern, Brunnen u. dgl. Innerhalb der einzelnen Abtheilungen werden die Inschriften nach ihren Fundorten geordnet. Nicht aufgenommen sind jene Stücke, welche sich einzig und allein in der Anthologia Palatina und in der Anthologie des Planudes finden, sowie jene Epigramme, welche nie auf Denkmälern verwendet sein konnten. Indem der Verf. Alles mit Fleiß, Sorgfalt und Sachkenntnis bei den einzelnen Inschriften zusammenträgt, was der Herstellung des Textes und dem Verständnis zu dienen und über ihre Abfassungszeit und Verwendung zu orientieren vermag, darf diese Gabe auf allseitig dankbare Aufnahme rechnen.

Georgii Heinr., Die antike Aeneiskritik aus den Scholien und anderen Quellen hergestellt. Stuttgart, Kohlhammer 1891. 8°, VIII u. 570 SS. Preis 10 Mark.

Das treffliche, das Verständnis Vergils an zahlreichen Stellen erschließende und vertiefende Werk behandelt mit großer Sorgfalt und Scharfsinn jene Verse des Dichters, welche, wie uns die Scholien des Servius (S) und des Servius Danielis (SD), Macrobius und andere Überlieferungen zeigen, von Tadlern Vergils angegriffen, von seinen Verehrern vertheidigt worden waren. Die Angriffe richten sich gegen mythologische, historische Verstöße, gegen das inhonestum und incongruum u. a. Wir sehen, dass der kritischen Betrachtung der Alten kaum ein Mangel entgieng, deren nicht wenige der Dichtung anhaften, da sie ja der letzten Feile ihres Urhebers entbehren musste. Uns sind leider nur Reste dieser interessanten Controversen erhalten, und oft deutet nur ein bene, ubique, semper, numquam in S und SD darauf hin, dass man einst an der Stelle Anstoß nahm. Auch bedarf es öfter umständlicher Untersuchungen, welche Gründe die Kritiker gegen Vergil vorbrachten, indem seine Lobredner S und SD es unabsichtlich oder absichtlich an Klarheit fehlen lassen oder die schlimmsten Ausstellungen mit Stillschweigen übergehen. Wirft

diese Zusammenstellung kritischer Zeugnisse und ihre Discussion für das Verständnis einzelner Verse manches Brauchbare ab, so lässt sie zwei Punkte allgemeineren Interesses klarer hervortreten, 1. dass an manchen Stellen, wo die neueren Herausgeber vorschnell änderten, nichts zu ändern ist, indem die alten Grammatiker, welche Unzutreffendes oder Verkehrtes tadelten oder vertheidigten, an der Ursprünglichkeit der Lesart nicht zweifelten, 2. dass die Menge der bereits von den Alten bemerkten Unvollkommenheiten deutlicher die Unfertigkeit der Aeneis zeigt, deren Ausgabe in dieser Gestalt darum auch Vergil nicht billigte.

H.

Benjamin Ide Wheeler, The life of the ancient Greeks. Bibliography and syllabus of Cornell university lectures. Ithaca, N. Y 1891. gr. 8°, 20 SS.

Eine kurzgefasste Übersicht des gesammten Stoffes nach den wichtigsten Schlagworten und mit dem Nachweise der einschlägigen modernen Literatur, ganz nach Art jener Materienindices gearbeitet, wie sie auch hierzulande gerne, namentlich für populäre Vortragscyklen, verwendet werden. Der Cyklus, dessen Plan der vorliegende 'syllabus' gibt, umfasst die Alterthümer im weitesten Umfange und berücksichtigt selbst die Beschreibung des Landes. Er ist bloß auf 40 Vorlesungen berechnet, so dass beispielsweise das Münzwesen oder die Kriegsalterthümer oder die Gewerbsthätigkeit in je einer Vorlesung absolviert werden müssen. Den verhältnismäßig breitesten Raum, acht Vorlesungen, nimmt die Darstellung von Land und Leuten ein: 1., 2. Physikalische Geographie Griechenlands, 3. Volkseigenschaften, 4. Bevölkerung, 5. Der moderne griechische Staat, 6. Attika, 7. Athen, 8. Akropolis. Darnach haupsächlich die Schilderung der socialen Zustände. Ich glaube gerne, dass der Verf. in die Rahmen der einzelnen 'lectures' ansprechende und anregende, für weitere Kreise des gebildeten Publicums berechnete Vorträge einzufügen vermocht hat.

G. Wissowa, De feriis anni Romanorum vetustissimi observationes selectae. Marburg 1891. gr. 4°, 15 SS. (Separatabdruck aus dem Vorlesungsverzeichnisse für das Sommersemester 1891.)

Diese in methodischer Beziehung sehr interessante Schrift erörtert einige dunkle Fragen der älteren römischen Mythologie. Die leitenden Grundsätze seines kritischen Verfahrens, das sich hauptsächlich auf Mommsens Bearbeitung der inschriftlich erhaltenen Fasten aufbaut, sind sehr vernünftig und mit dankenswerter Klarheit und Ausführlichkeit dargelegt. Es wäre zu wünschen, dass auch von anderen Bearbeitern desselben Gebietes in gleich strenger und objectiver Weise die wirklich zuverlässige Überlieferung von der Überwucherung mit religiösen Vorstellungen späterer Jahrhunderte geschieden würde. Die besten der vier Capitel (*a.* Ops die Gemahlin, nicht des Saturnus, sondern des Consus; *b.* Belege für ein *triduum* als Zwischenraum zwischen zwei zusammengehörigen Festtagen desselben Gottes, und zwar den Carmentalia 11. und 15. Januar, den Ceresfesten Fordicidia 15. April und Cerialia 19. April, den Marsfesten Quinquatrus 19. März und Tubilustrium 23. März; *c.* Belege für die Art der Redaction der Fasti bei Coincidenz verschiedenartiger *feriae* am selben Tage; *d.* Volcanus ursprünglich nicht Gott der Schmiedekunst, sondern Herr des verderbenden Feuers) sind das letzte und das erste, obwohl in diesem eines der Hindernisse, die Widmung *iouei sat deiuos* auf dem Dressel'schen Gefäße, nicht hinweggeräumt, beziehungsweise durch eine ansprechende Erklärung aufgehellt erscheint. Immerhin, was der Verf. uns bietet, *lucro adpone*.

Emil Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa. Berlin, W. Hertz 1890. gr. 8°, V u. 206 SS. Preis Mk. 7.

Es freut mich sehr, dass der sehr gelehrte Verf., der auch gut und unterhaltend zu erzählen weiß, sich entschlossen hat, eine kleine Anzahl seiner Essays, die in verschiedenen Zeitschriften, in der Deutschen Rundschau, in der Westdeutschen Zeitschrift, im Hermes, im Bulletino dell'istituto, in der Archäologischen Zeitung und sonst zerstreut erschienen oder ungedruckt gebliebene Vorträge sind, zu sammeln und ohne den kritischen Apparat zu veröffentlichen. Seine Schilderungen 'wenden sich nicht nur an die kleine Zahl der Mitforscher, sondern an den weiten Kreis von Lesern, welche in der geschichtlichen Erkenntnis überhaupt und besonders in verständnisvollem Eindringen in die Lebensformen des classischen Alterthums noch immer die Grundlage aller höheren Bildung sehen'. Sie umfassen in drei Abschnitten England, Deutschland und Spanien. 'Die alten Städte und Denkmäler in den Ländern des Ostens, in Ägypten, Griechenland und Italien, sind hundertfach beschrieben worden. Die Reste des Alterthums in Westeuropa, die uns weit näher liegen und weder an malerischem Reiz, noch an geschichtlicher Bedeutung jenen nachstehen, sind doch so gut wie unbekannt. Vielleicht gelingt es diesen Blättern, auch ihnen einiges Interesse zuzuwenden.' — Ich schließe mich diesem Wunsche völlig an und empfehle das Buch allen, die in bequemer Weise sich eine Vorstellung von der Art machen wollen, in der der Forscher aus verstreuten Resten die Linien eines zusammenhängenden Bildes der römischen Cultur und Politik in den westlichen Grenzländern zu gewinnen sucht; insbesondere auch für die Schülerbibliotheken unserer Obergymnasien. Die Stoffe der Aufsätze dieser Reihe sind trotz des gleichen Zweckes, dem sie entsprechen sollen, mannigfacher Art; ich erwähne besonders jene über den römischen Grenzwall in Deutschland, über Tarragona, wozu ich nur auch Illustrationen wünschte, über römische Bergwerksverwaltung, über Namen und röm. Bürgerrecht des Siegers im Teutoburgerwalde und über die beiden merkwürdigen Votivtafeln, die 1883 am Hadrianwall gefunden worden sind: sie sind von römischen Auxiliaren, Friesen aus dem Stamme der Tuihanti, deren Name in dem der niederländischen Landschaft Twente noch erhalten ist, zwischen den Jahren 222 und 235 n. Chr. dem Kriegsgotte geweiht worden, der mit seinem deutschen Namen und dem römischen erscheint, sowie den beiden Alaisiagen Beda und Fimmilena, 'Vertreterinnen der Ehrfurcht, welche Tius Things auf der Volksversammlung heischt', und dem Genius des kaiserlichen Kriegsherrn. Ein Relief, das gleichzeitig gefunden wurde, stellt den Gott Mars mit dem Schwane dar und bildet in Verbindung mit dem bildlichen Schmucke eines in Lancashire gefundenen römischen Schildbuckels das älteste Zeugnis der Sage vom Schwanenritter (Lohengrinsage).

Hoffentlich lässt der Verf. in nicht zu ferner Zeit einen zweiten Band folgen, der einige andere seiner Aufsätze in ähnlicher Bearbeitung vereint. Dass sie den Fachgenossen schon früher mitgetheilt worden sind, wird der Freude des Wiedersehens in anderem Gewande so wenig wie diesmal Abbruch thun.

Wien. J. W. Kubitschek.

Der sprachliche Schlüssel oder die semitisch-ursprachliche Grundlage der griechischen Declination und der indogermanischen überhaupt. Von Ant. Bern. Westermayer. Paderborn, Ferd. Schöningh 1890.

Wieder ein Versuch, die indogermanische und semitische Wortbildung aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Ref. gehört aber zu

den »ängstlichen Seelen, die auch ihren offenen Augen nicht trauen« und deshalb glaubt er auch nicht, dass Hr. Westermayer »den goldenen Zauberschlüssel der ganzen Lösung bieten« kann.

Ja, wenn einmal — endlich einmal — ein solcher Versuch von einem Manne unternommen würde, der wirklich ganz auf der Höhe der Zeit steht! Aber der Mann müsste hüben und drüben zu Hause sein. Das kann man von Hrn. Westermayer nicht behaupten, er ist nicht eigentlich gelehrt — aber dafür überzeugungsfest und phantasievoll, Eigenschaften, die allerdings unter Umständen — nicht unter allen — die Wissenschaft zu fördern vermögen.

Indogermanische Forschungen. Zeitschrift für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde, herausgegeben von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg. Mit dem Beiblatte: »Anzeiger für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde«, redigiert von Wilhelm Streitberg. Straßburg, Karl Trübner.

Von dieser Zeitschrift liegt bis jetzt das erste Doppelheft vor. Es enthält wertvolle Aufsätze von Hermann Hirt (vom schleifenden und gestoßenen Ton in den indogermanischen Sprachen), von Streitberg, Brugmann, Noreen, sowie kleinere Beiträge von Bartholomae, Wiedemann u. a.

Wir haben somit gegenwärtig drei Zeitschriften für indogermanische Sprachforschung. Das zeugt aber nicht so sehr von dem gewiss kräftigen Emporwachsen der Wissenschaft, sondern ist leider nur der äußere Ausdruck von bestehenden Trennungen, die Ref. — und mit ihm gewiss viele Andere — nie aufhören werden für ein Unglück unserer Wissenschaft zu halten.

Der Anzeiger wird gewiss einem Bedürfnisse gerecht werden, denn es ist gegenwärtig bei dem Mangel eines orientierenden Fachorganes schwer, auf dem Laufenden zu bleiben. Es ist überall die Hoffnung vorhanden, dass er nicht einseitig geführt werden und dass er rasche und genaue Belehrung bringen wird.

Semitic and other glosses to Kluge's Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache by Rev. Wm. Muss-Arnolt, Ph. D., Baltimore 1890.

Muss-Arnold gibt Nachträge zu Kluges Wörterbuch, von denen die auf orientalische Lehnwörter bezüglichen vielleicht Beachtung verdienen. Aber seine Erklärungen aus dem Germanischen sind sehr bedenklich. So ist ihm z. B. (S. 22) die 'Elster' â + gal + stra, d. h. »the bird which does not sing sweetly«. Trotz aller Bedenken scheint sich doch in Muss-Arnolds Glossen manch brauchbares Goldkorn zu bergen, und so mögen die Forscher auf das Büchlein aufmerksam gemacht sein.

Wien. Dr. Rudolf Meringer.

Skandinavisches Archiv. Zeitschrift für Arbeiten skandinavischer Gelehrter auf dem Gebiete der Philologie, Philosophie und Geschichte, herausgegeben von Edward Theodor Walter. Bd. 1, Heft 1, 2. Lund, Gleerup'sche Univ.-Buchhandlung 1891. 8°.

Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, »Arbeiten skandinavischer Gelehrter auf dem Gebiete der gesammten Philologie, Philosophie und Geschichte durch Veröffentlichung in deutscher Sprache dem weiteren Gelehrtenpublicum zugänglich zu machen«. Sie unterscheidet sich also von dem seit 1883, zuerst in Christiania, jetzt ebenfalls in Lund er-

scheinenden »Arkiv for (för) nordisk filologi« einmal durch Erweiterung des Inhalts, dann ganz wesentlich durch den Umstand, dass hier sämmtliche Artikel in deutscher oder fallsweise in französischer und englischer Sprache geschrieben sind, während solches dort nur ausnahmsweise geschah. Hiedurch erscheint eine fühlbare Lücke in der Zeitschriften-Literatur ausgefüllt, indem nunmehr zum erstenmal ein Organ geboten wird, welches die Bekanntschaft mit den zahlreichen Arbeiten der gerade auf den gedachten Wissensgebieten in neuerer Zeit sehr thätigen skandinavischen Gelehrten auch ihren deutschen Fachgenossen vermittelt. Ein solches Unternehmen ist umsomehr berechtigt, als eine nähere Vertrautheit mit den skandinavischen Sprachen selbst in Deutschland bisher nur selten angetroffen wird. Das »skandinavische Archiv« wird neben der eigentlichen Zeitschrift auch einen »Anzeiger« enthalten; jene wird nur Originalarbeiten skandinavischer Gelehrter (incl. Finnlands) bringen, dieser neben Recensionen »auch präcise Inhaltsreferate von solchen Arbeiten, die zufolge ihrer Abfassung in einer der skandinavischen Sprachen sonst nur einem engeren Kreise bekannt werden würden«. Die Besprechungen werden sich auf eingesandte Schriften ebensowohl skandinavischer wie nicht skandinavischer Verfasser erstrecken.

Das neue Archiv erscheint in zwanglosen Heften, deren vier einen Jahresband bilden; der Anzeiger wird dem 2. und 4. (diesmal ausnahmsweise dem 3.) Hefte beigegeben. Der Jahrespreis beträgt für Skandinavien 10 Kronen, außerhalb Skandinaviens 15 Mark. Das bisher erschienene Doppelheft enthält: Axel Kock, Untersuchungen zur ost- und westnordischen Grammatik; Fredrik Wulff, Von der Rolle des Accentes in der Versbildung; Sam Wide, Bemerkungen zu der spartanischen Lykurgoslegende; Sven Linde, Über das Carmen Saliare; George Stephens, Ver = Spring; Reinhold Geijer, Hermann Lotzes Philosopheme über die Raumanschauung, I. Übersicht über die der Redaction zugegangenen Schriften. — Wie aus vorstehender Übersicht erkenntlich, sind also schon in den bisher vorliegenden Arbeiten Autoritäten ersten Ranges vertreten. Kenner des Altnordischen werden die an der Spitze stehenden »Untersuchungen« Prof. Kocks in Gothenburg, des rühmlichst bekannten Verfassers der »Studier öfver fornsvensk ljudlära« als eine hochwertvolle Gabe begrüßen.

Wien. Dr. v. Lenk.

Schillers Briefe. Kritische Gesammtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt 1892. 8°. 1. Lieferung. Pr. 25 Pf.

Das Corpus Schiller'scher Briefe, von dem bisher nur die citierte Probenummer vorliegt, ist durch seine treffliche Ausstattung, durch sein handliches Format, vor allem aber durch seinen schier unglaublich billigen Preis berufen, in die weitesten Kreise zu dringen und als Supplement der landläufigen Schillerausgaben sogar in bescheidene Büchersammlungen Aufnahme zu finden. Auch der Forscher kann mit lebhafter Befriedigung eine Sammlung begrüßen, die ihm endlich leicht zugänglich macht, was, bisher an unzählig vielen Orten zerstreut, ihm nur schwer erreichbar geblieben ist. Freilich, die großen und theueren Schillerbriefwechsel wird er nach wie vor neben dem Jonas'schen Corpus benutzen müssen. Jonas gibt nur die Briefe Schillers, nicht die Antworten, was Körner, Humboldt, Goethe, die Schwestern Lengefeld und viele andere dem Freunde mitzutheilen hatten, bleibt vorenthalten. Dann zerstört Jonas auch das Gesammtbild der einzelnen Correspondenz durch eine streng chronologische Anordnung; ob dieses Princip zu ähnlichen Schwierigkeiten führen wird,

wie die Weimarer Editoren deren bei Goethes Briefen gefunden haben, bleibt noch abzuwarten. Im ganzen hat Schiller fleißiger und consequenter datiert, als Goethe. Jonas hält die Schreibweise der Originale bis ins Letzte fest. Wenn Schiller innerhalb der ihm gewöhnlichen Currentschrift einmal einen lateinischen Buchstaben gebrauchte, wird er treulich in Antiqua wiedergegeben. So kann man etwa auf S. 37 drei verschiedene Schreibungen des Wortes 'Excellenz' lesen. Das Publicum wird durch solche Hyperakribie abgeschreckt; aber auch die wissenschaftliche Forschung findet durch sie wenig Förderung. Ja noch mehr: Rohdruck und Ausgabe sind doch zweierlei; man vergesse nicht, dass die Wissenschaft den Rohdruck nur für intimste Privatzwecke sich gönnen darf. Sache einer Ausgabe wäre auch gewesen, alle Abbreviaturen aufzulösen und nicht, wie etwa S. 7 'Scharff:' für 'Scharffenstein' stehen zu lassen. — Ich komme auf das Unternehmen zurück, sobald ein weiterer Überblick möglich ist.

Wien. Oskar F. Walzel.

Programmenschau.

35. Kunz Karl, Der griechische Iterativaorist und seine Übereinstimmung mit böhmischen Verbalformen (O řeckém aoristu iterativním a jeho shodě s českými tvary slovesnými). Progr. der k. k. Staatsmittelschule und der böhm. Staatsrealschule in Pilsen 1890, 8°, 21 SS.

Vorausgeschickt werden allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung des griechischen Aorists und über die demselben adäquaten Formen der perfectiven Zeitart im Böhmischen. Darauf werden dreierlei Functionen des iterativen Aorists bei Homer unterschieden: *a*) dem iter. Aorist geht eine bedingende Handlung voraus; *b*) der Aorist bezeichnet eine Handlung, welche mit einer anderen gewöhnlich auch durch Iterativformen bezeichneten Action abwechselt; *c*) durch iterative Aoriste und Imperfecta wird eine und dieselbe von verschiedenen Subjecten ausgehende und somit wiederholte Handlung ausgedrückt. Zur Begründung dieser Gebrauchsweisen werden die bezüglichen Stellen aufgezählt und eine möglichst getreue Übersetzung angestrebt. Aus dieser Übersetzung deduciert nun der Verf., dass im ganzen dem griechischen Iterativaorist böhmische Iterativa entsprechen, wobei freilich der Übersetzer die Wahl hat, bald durative bald effective Formen anzuwenden. Ferner wird die Übereinstimmung des böhmischen Iterativs darin gefunden, dass die böhmischen Iterativa die eintretende Handlung ebenso ausdrücken, wie der griechische Aorist, und auch dieselben syntaktischen Verbindungen eingehen. Der Verf. betont dabei den Vortheil des Böhmischen gegenüber dem Lateinischen und Griechischen, welche Sprachen das Eintreten und Wiederholen der Handlung nicht mit derselben Leichtigkeit ausdrücken können. Der Verf. hätte richtiger sagen sollen: zur Bezeichnung der verschiedenen Actionsarten besitzt das Griechische — vom Lateinischen abgesehen — wohl nicht denselben Formenreichthum und dieselbe Leichtigkeit der Stammentwicklung, was aber speciell die Bildung der Perfectiva anbelangt, so functioniert in den classischen Sprachen die Präposition in demselben Maße wie im Böhmischen. Dabei ist noch die ursprüngliche Wurzelbildung in Anschlag zu bringen. Das Capitel der Actionsarten ist in den classischen Sprachen eben noch ein ziemlich unbebautes Feld, das eine genauere Bearbeitung gewiss lohnen würde. Zu den als Beweis für die Identität böhmischer Iterativformen mit dem griechischen Aorist vom Verf. (S. 13—14) beigebrachten Beispielen wäre noch zu bemerken: Dass nicht alle das Eintreten der Handlung bezeichnen, viele können auch rein durativ empfun-

den und verstanden werden, je nach der Satzrelation; an sich selbst drücken die böhmischen Iterativformen die Ingression nicht aus, dies wird erst durch Correlation zu einer anderen Handlung erkennbar; die Präposition der Composita dient oft nur zur Nuancierung der Handlung, nicht zum Ausdrucke des effectiven oder ingressiven Sinnes. Im Folgenden wird gegenüber den böhmischen und lateinischen Iterativen der griechische Iterativaorist als besondere Form differenziert, und seine specifische Bedeutung dadurch bestimmt, dass er ursprünglich eine distributive Form ist. Den lateinischen Distributivzahlen analog habe er den Zweck, auszudrücken, eine und dieselbe Handlung sei jedesmal, wo die Gelegenheit eintrat, ingressiv geworden und habe sich so wiederholt. Für die Mehrzahl der Fälle mag dies richtig sein. Wenn der Verf. dann behauptet, die iter. Aoristformen bezeichnen eine distributiv wiederholte Handlung an sich selbst, und dem Leser den Beweis dieser Behauptung schuldig bleibt, so ist er auf dem halben Wege seiner Untersuchung stehen geblieben. Denn es drängt sich die Frage auf, durch welche äußere Merkmale der Iterativaorist zu dieser Bedeutung gelangt ist. Liegt dieselbe in dem -σκ-Elemente (s. darüber die kargen Angaben bei Curtius Vb. I², 289 ff., II. 377 ff., G. Meyer, Gr. Gramm.² S. 449, Brugmann in J. Müllers Handbuch II.² S. 161) oder eher darin, dass auf diese Aoriste infolge ihrer häufigen Verbindung mit dem iter. Optativ, mit iter. Adverbien und Pronominibus der Begriff der Wiederholung übergangen ist? Dieselbe Erscheinung findet man auch bei iter. Imperfecten. Homer begnügt sich selbst mit dem einfachen Aorist, wo er jene Hilfsmittel anwendet, z. B. *Ι*. 490, *Ρ*. 733, *Τ*. 316 u. a. Dazu sind noch die Fälle in Betracht zu ziehen, wo zum Ausdrucke einer wiederholt ingressiven Handlung statt der erwarteten Aoriste bloße Imperfecta stehen. Es bleibt also noch übrig, zur genaueren Einsicht die Syntax des Iterativaorists im Vergleiche mit den übrigen Präteritalformen zu prüfen.

Die Abhandlung ist nicht ohne Nutzen; dem zweiten Punkte ihres Titels entspricht sie, den ersten fördert sie nur theilweise. Der Darstellung wäre mehr Durchsichtigkeit zu wünschen, auch waren Wiederholungen leicht zu vermeiden.

Prerau. Alois Fischer.

---

36. Babsch Franz, Philipp Zesens Verdienste um die Entwicklung der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert. Progr. der k. k. Oberrealschule in Görz 1890, 8⁰, 36 SS.

Der Verf. beabsichtigt in seinem Aufsatze offenbar nicht mehr als das Wirken Zesens und seine Verdienste um die deutsche Sprache und Dichtung solchen vorzuführen, welche sich mit einem genaueren Studium der Literatur des 17. Jahrhunderts nicht befassen. Thatsächlich steht die Persönlichkeit des in den Handbüchern zwar viel gekannten, aber seinen Werken nach wenig bekannten Mannes vielen fremd gegenüber.

Dass eine erschöpfende und eingehende Behandlung Zesens auf dem zur Verfügung stehenden Raume nicht möglich ist, wird man einsehen; der Verf. referiert thatsächlich nur und gibt sich nirgends den Anschein, als ob es ihm darum zu thun wäre, mit selbständigen Ansichten und Resultaten eigener Forschung aufzutreten. Die Romane Zesens hätten, obschon ihnen der Verf. geringeren Wert beilegt, doch etwas eingehender behandelt werden sollen, zumal einige von ihnen lange Zeit viel gelesen waren und sogar in neuerer Zeit wieder aufgelegt wurden.

In stilistischer Beziehung hätte der Arbeit mehr Sorgfalt gewidmet werden können; die zahlreichen Auslassungen von Interpunctionen und die vielen schadhaften Lettern, welche die Lectüre erschweren, fallen der Druckerei zur Last.

37. **Schmidtmayer P. Rudolf, Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides.** Progr. des deutschen Staatsgymn. in Budweis 1890, 8°, 27 SS.

Fortsetzung und Schluss der mit großem Fleiße ausgeführten Arbeit stehen noch aus. Über das Vorliegende ist zu bemerken, dass der Verf. gut gethan hätte, sich knapper zu fassen und im Text und in den Anmerkungen zahlreiche allbekannte Dinge und Citate wegzulassen, um rascher seinem eigentlichen Ziele nahezukommen und die selbständigen Ansichten sowie die neueren Resultate, zu welchen er etwa noch zu kommen glaubt, in schärferen Umrissen vor Augen zu führen. Als Vorbild hätte ihm in dieser Hinsicht die in seiner Arbeit erwähnte Untersuchung Schatzmanns dienen können, in welcher das Verhältnis von Schillers Macbeth zu Shakespeare behandelt wird. Im großen ganzen erfährt man aus dem vorliegenden Theile der Arbeit nur bereits Bekanntes, und bloß einige Einzelheiten sind neu; doch werden die verschiedenen Ansichten in erschöpfender Weise zusammengestellt und kritisch beleuchtet. Ganz besonders wird Minckwitz' Ansicht, dass Schiller sich im Jahre 1788 eingehender mit dem Studium des Griechischen beschäftigt habe, ausführlich widerlegt; dagegen vermisst man die eingehende Untersuchung der Frage, ob es wahr ist, dass Schiller in seiner Bearbeitung der Chorgesänge Euripides überflügelt habe; doch ist dieser Punkt vielleicht Gegenstand der Fortsetzung. In seiner Kritik von Schillers Thätigkeit als Übersetzer hätte der Verf. doch mehr auf den Umstand Rücksicht nehmen sollen, welchen bereits Goedeke ausführlich hervorgehoben hat, dass man es im vorigen Jahrhundert mit den Übersetzungen überhaupt nicht besonders genau nahm. An richtiger Stelle betont der Verf. die große Bedeutung von Schillers Bearbeitung des Euripideischen Dramas für die Entwicklung seiner künstlerischen Technik und Ideenrichtung. »Die Götter Griechenlands« und »Die Künstler« stehen unverkennbar in innigem Zusammenhang mit Schillers antiquarischen Studien der letzten Achtzigerjahre. Der Aufsatz enthält, wie dies bei Programmen so häufig ist, zahlreiche Druckfehler; so stört ganz besonders die unrichtige Schreibung der Namen Goethe und Goedeke. Man kann der Fortsetzung mit Interesse entgegen sehen.

38. **Khull, Dr. Ferdinand, Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung erzählt.** Progr. des II. Staatsgymn. in Graz 1891, 8°, 32 SS.

Lessing hat am Anfang des Laokoon die Sage von Palnatoki erwähnt, gleichwohl ist dieselbe den deutschen Lesern so gut wie unbekannt, obschon Giesebrecht, wie der Übersetzer mittheilt, im Jahre 1827 im 1. Bande der Pommerischen Provinzialblätter die Geschichte der »Freibeuter von Jom« erzählte. Die Saga von den Jomswikingern, die Erzählungen über das Leben des Dänen Palnatoki und die Nachrichten von der Schlacht in der Hjorungabucht (994 v. Chr.) sind für die Geschichte des nordischen Seeräuberwesens wie für die Geschichte Dänemarks überhaupt wertvoll und bereichern insbesondere unsere Kenntnis des germanischen Heidenthums und seiner Gebräuche. Daher hat sich Khull durch seine neuerliche Übertragung aus der altnordischen Literatur abermals Verdienste um diese erworben. Die Übersetzung schließt sich an den jüngsten der fünf überlieferten Texte an, welcher sich in einer Kopenhagner Handschrift der dortigen königlichen Bibliothek befindet. Rücksichten auf den Raum nöthigten zu Kürzungen und zur Weglassung der in die Erzählung eingefügten Verse.

Wien. Dr. F. Prosch.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1892, Heft 2, S. 183).

Deutsch.

Kaiserling, Dr. M., Die fünf Bücher Moses (Schulausgabe). IV. Band. Das vierte Buch Moses. Prag, Brandeis 1890. Pr. geb. 45 kr. V. Band. Das fünfte Buch Moses. Prag, Brandeis 1892. Pr. geb. 45 kr., die Approbation von Seite der competenten Cultusgemeinde vorausgesetzt allgemein zugelassen.

Königsberg S., Alluph Thephillah, Hebräisches Lehr- und Lesebuch. Herausgegeben vom israel. Landes-Lehrervereine. 2. vollst. umg. Aufl. Prag, Brandeis 1892. Pr. geb. 50 kr. (Min.-Erl. v. 21. April 1892, Z. 5096).

Scheindler, Dr. August, Lateinische Schulgrammatik für die österr. Gymn. herausgeg. 2. verb. Aufl. Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. April 1892, Z. 7513).

Steiner Josef und Scheindler, Dr. August, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für die III. Classe der österr. Gymnasien. (Casuslehre.) Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. März 1892, Z. 4307).

T. Livii ab urbe condita libri I., II., XXI., XXII. Adiunctae sunt partes selectae ex libris III., IV., VI. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Anton Zingerle. 3. verb. Aufl. Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 75 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. März 1892, Z. 5010).

Hintner, Dr. Val., Griechisches Lehr- und Übungsbuch für die 3. und 4. Classe der Gymnasien zur Grammatik von Curtius - v. Hartel. 3. Aufl. des Übungsbuches. Wien, Hölder 1892. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Januar 1892, Z. 27.645 ex 1891).

Hintner, Dr. Val., Griechisches Lese- und Übungsbuch für die 3. und 4. Classe der Gymnasien zur Grammatik von Hintner. 3. Aufl. des Übungsbuches. Wien, Hölder 1892. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. März 1897, Z. 5115).

Lindner Robert, R. v., Auswahl aus den Schriften Xenophons für den Schulgebrauch herausgeg. Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 26. Februar 1892, Z. 1810).

Prosch, Dr. Franz, und Wiedenhofer, Dr. Franz, Deutsches Lesebuch für österr. Mittelschulen. Wien, Graeser 1892. I. Bd. (für die 1. Classe). 2. Aufl. Pr. geb. 1 fl. II. Bd. (für die 2. Clasue). Pr. geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Febr. 1892, Z. 3294).

Neumann Alois, Deutsches Lesebuch für die 1., 2., 3. und 4. Classe der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Wien, K. Gerolds Sohn 1892. I. Bd., 11. unv. Aufl. Pr. geb. 85 kr. II. Bd., 11. unv. Aufl. Pr. geb. 90 kr. III. Bd., 9. unv. Aufl. Pr. geb. 95 kr. IV. Bd., 9. unv. Aufl. Pr. geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1892, Z. 1779).

Sammlung galvanoplastischer Abdrücke antiker Münztypen, für den Schulgebrauch ausgewählt und erläutert. Zu beziehen, und zwar: die Münzsammlung durch die archäologische Commission für österr. Gymnasien in Wien; die Erläuterungen (verfasst von Wilhelm Kubitschek) von der Verlagsbuchhandlung K. Gerolds Sohn in Wien. Preis der Münzsammlung 25 fl., der Erläuterungen 20 kr. Auf das Erscheinen dieses Lehrmittels werden die Lehrkörper der Mittelschulen aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 24. Febr. 1892, Z. 1368).

Kiepert H., Politische Wandkarte von Nordamerika. 5 Blätter 1 : 8,000.000. 4. ber. Aufl., neu bearb. von R. Kiepert. Berlin, Reimer 1891. Pr. in Umschlag 4 fl. 20 kr., auf Leinwand in Mappe 7 fl. 50 kr., auf Leinwand mit Stäben 8 fl. 70 kr.

— — Politische Wandkarte von Südamerika. 4 Blätter 1 : 8,000.000. 4. Aufl., neu bearb. von R. Kiepert. Berlin, Reimer 1891. Pr. in Umschlag 3 fl. 60 kr., auf Leinwand in Mappe 6 fl. 50 kr., auf Leinwand mit Stäben 7 fl. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1892, Z. 22.910 ex 1891).

Sydow-Habenicht, Methodischer Wandatlas. Nr. 4: Australien und Polynesien. Oro-hydrographische Schulwandkarte. Maßstab 1:6,000.000. Gotha, J. Perthes. Pr. in 12 Sectionen 7 fl. 20 kr., aufgez. in Mappe 10 fl. 80 kr., an Stäben 12 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1892, Z. 6949).

Trampler R., Mittelschul-Atlas. 4. verb. Aufl. Große Ausgabe in 60 Haupt- und 78 Nebenkarten. Kleine Ausgabe in 40 Haupt- und 54 Nebenkarten. Wien, K. k. Staatsdruckerei 1892. Pr. in Leinw. geb. 3 fl. und 2 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. April 1892, Z. 6491).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymn. I. Abth. 32. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1892. Pr. in Leinw. geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 22. März 1892, Z. 5608).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymn. II. Abth. für die 3. und 4. Classe, 24. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1892. Pr. in Leinw. geb. 95 kr. (Min.-Erl. v. 22. März 1892, Z. 5608).

Hočevar, Dr. Franz, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten. Wien, Prag und Leipzig, Tempsky 1892. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Febr. 1892, Z. 1777).

Monatshefte für Mathematik und Physik. Mit Unterstützung des hohen k. k. Min. für C. und U. herausgeg. von G. v. Escherich und E. Weyr in Wien bei Manz in Wien. Pr. des Jahrg. 7 fl. Die Lehrkörper der Gymnasien und Realschulen werden hierauf neuerlich aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 25. Febr. 1892, Z. 27.723 ex 1891).

Italienisch.

Curtius, Dr. Giorgio, Grammatica greca, rifatta ed essenzialmente mutata dal Dr. Guglielmo de Hartel. Pubblicata ad uso delle scuole italiane da Giuseppe Defant. Seconda (unv.) edizione italiana sulla XIX. originale. Trient, G. B. Monauni 1892. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., in Leinw. geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 16. März 1892, Z. 4935).

Čechisch.

Herzer, Dr. Jan, Učebná kniha jazyka německého pro I. třídu škol středních. Prag, A. Storchs Sohn 1891. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., der Gebrauch dieses Buches kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 4. April 1892, Z. 4934).

Sobek Frant., Děje císařství Rakousko-Uherského pro střední školy. 3. verb. Aufl. Prag, J. L. Kober 1892. Pr. geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Febr. 1892, Z. 3519).

Rumänisch.

Močnik, Dr. Franz, Manualu de aritmetică pentru gimnasiile inferióre. Trăducere de Constantin Cosovici (nach der 31. deutschen Aufl.). I. Theil, für die 1. und 2. Classe. Czernowitz 1892, erzbischöfl. Druckerei. Pr. geh. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. März 1892, Z. 5692).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 17. März 1892, Z. 5754, mit welchem ein neues Verzeichnis der für die österreichischen Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel veröffentlicht wird. — Mit Beziehung auf den Erlass vom 23. März 1888, Z. 4827 ex 1887 finde ich im Folgenden ein neues Verzeichnis der zum Lehrgebrauche an österreichischen Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel zu veröffentlichen. In dieses Verzeichnis wurden auch jene Lehrbücher für den Religionsunterricht aufgenommen, welche unter der Voraussetzung der Approbation der competenten confessionellen Oberbehörde zum Unterrichtsgebrauche allgemein zulässig erklärt worden sind. Lehrbücher für den Religionsunterricht, die auf Grund besonderer Ministerial-Erlässe nur an einzelnen Mittelschulen zugelassen sind, können auch in Hinkunft an diesen Schulen in Verwendung bleiben. Veraltete, zu umfangreiche, wenig oder gar nicht mehr verwendete Lehrbücher, von denen einige im früheren Verzeichnis noch enthalten waren, wurden in das neue Verzeichnis nicht mehr aufgenommen. Den Verlegern der nicht aufgenommenen Lehrbücher steht es frei, um Erneuerung der Approbation beim Ministerium für Cultus und Unterricht anzusuchen. Jene vollständigen Texte classischer Autoren, welche gemäß Ministerial-Erlass vom 31. März 1880, Z. 5085, einer besonderen Approbation nicht bedürfen, sind in das neue Verzeichnis nicht aufgenommen worden. Um die Stetigkeit im Gebrauche der approbierten Lehrbücher und Lehrmittel zu fördern und zur thunlichsten Vermeidung des Übelstandes, dass wegen bedeutender Veränderungen in den neuen Auflagen der gleichzeitige Gebrauch früherer Auflagen untersagt werden muss, finde ich anzuordnen, dass Änderungen in den Texten der als zulässig erklärten Lehr- und Lesebücher für Mittelschulen auf das Nothwendige beschränkt werden und daher nur insoweit eintreten, als dies durch hieramtliche Aufforderung oder durch gewichtige sachliche Gründe, welche bei der Vorlage der veränderten Auflage vom Verfasser und Verleger eingehend darzulegen sind, geboten erscheint. Von dem pflichteifrigen, auf Förderung und Verbesserung der Schulbücherliteratur gerichteten Streben der Directoren und Lehrer österreichischer Mittelschulen muss wie bisher, so auch in Zukunft erwartet werden, dass sie im Sinne des Ministerial-Erlasses vom 12. April 1855, Z. 127, die beim Unterrichte in einzelnen Lehrbüchern und Lehrmitteln wahrgenommenen Mängel anher bekannt geben oder in Fachzeitschriften veröffentlichen, damit wegen ihrer Beseitigung, beziehungsweise Berichtigung das Erforderliche rechtzeitig verfügt werde. Da das nachfolgende Verzeichnis nur die letzten Auflagen der approbierten Lehrtexte und

Lehrmittel enthält, so haben die Lehrkörper der Mittelschulen bei der Bestimmung und Vorlesung der in jedem Schuljahre zur Verwendung kommenden Lehrbücher und Lehrmittel auch jene älteren Auflagen anzugeben, welche neben den neuen Auflagen in der Schule von den Schülern gebraucht werden dürfen. Separatabdrücke des neuen Verzeichnisses können vom k. k. Schulbücherverlag in Wien bezogen werden.

Erlass des Min. für C. und U. vom 27. März 1892, Z. 490/C. U. M. an sämmtliche Landeschefs, betreffend die Anrechnung der von Studierenden zurückgelegten Freiwilligenjahre, s. Verordnungsblatt St. VIII, S. 221 f.

Erlass des Min. für C. und U. vom 20. April 1892, Z. 3652, womit Ergänzungen und Berichtigungen zu dem mit Ministerialverordnung vom 15. Dec. 1891, Z. 26.765, verlautbarten Verzeichnis der zulässigen Modelle für den Zeichenunterricht an Mittelschulen gegeben wurden; s. Verordnungsblatt St. X. S. 290.

Der Min. für C. und U. hat dem an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt »Stella matutina« der Gesellschaft Jesu in Feldkirch errichteten Privat-Untergymn., rücksichtlich der als öffentliche Schüler desselben eingeschriebenen internen Zöglinge der genannten Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt, unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren, vom II. Semester des Schuljahres 1891/92 angefangen, das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 27. Febr. 1892, Z. 1610).

Der Min. für C. und U. hat das dem Comm.-Gymn. zu Oberdöbling (XIX. Gemeindebezirk von Wien) für die vier unteren Classen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V., VI. und VII. Classe für das Schuljahr 1891/92 ausgedehnt und das Reciprocitätsverhältnis im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das aus Anlass der Eröffnung dieser Oberclassen ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonale anerkannt (Min.-Erl. v. 29. Januar 1892, Z. 1724).

Der Min. für C. und U. hat der IV. Classe des Privat-Untergymn. des Franz Scholz in Graz vom Schuljahre 1892/93 angefangen das Öffentlichkeitsrecht für die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen (Min.-Erl. v. 24. Febr. 1892, Z. 3254).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der mit dem Titel und Charakter eines Ministerialrathes bekleidete Sectionsrath Dr. Karl Lind zum Ministerialrathe, der Ministerialsecretär Dr. Franz Josef Ritter von Haymerle zum Sectionsrathe und der Ministerialvicesecretär Josef Kanĕra zum Ministerialsecretär im Min. f. C. und U. Dem Ministerialsecretär im Min. f. C. und U. Karl Freiherr Jacobi d'Ekholm wurde der Titel und Charakter eines Sectionsrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 23. März).

Der Ministerialconcipist Dr. Heinrich Heidlmair zum Ministerialvicesecretär und der Concipist der böhmischen Statthalterei Josef Khoß von Sternegg zum Ministerialconcipisten im Min. f. C. und U.

Der Privatdocent an der Wiener Univ. Dr. Josef Strzygowski zum a. o. Prof. der Kunstgeschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 25. Jan.), der a. o. Prof. Dr. Johann Nisius zum ord. Prof. des Bibelstudiums des Neuen Testamentes an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 11. Febr.), der ord. Prof. des römischen Rechtes an der deutschen Univ. in Prag Hofrath Dr. Karl Ritter von Czyhlarz zum ord. Prof. dieses [illegible]ches an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 27. Febr.), der Privat[illegible]nt Dr. Alphons Edler von Rosthorn zum a. o. Prof. der Geburtshilfe [illegible]ynäkologie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 6. März).

der a. o. Prof. Dr. Bernhard Seuffert zum ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 12. März), der Privatdocent an der Univ. in Krakau Dr. Bronislaus Dembiński zum a. o. Prof. der allg. Geschichte an der Univ. in Lemberg und der Privatdocent Dr. Ludwig Finkel zum a. o. Prof. der österr. Geschichte an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 15. März), der a. o. Prof. Dr. Wilhelm Meyer-Lübke zum ord. Prof. der romanischen Philologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 16. März), der Privatdocent Dr. Thomas Friedrich zum a. o. Prof. der alten Geschichte des Orients und der Privatdocent Dr. Eduard Freiherr von Härdtl zum a. o. Prof. der theoretischen Astronomie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 20. März), der a. o. Prof. Dr. Anton Kalina zum ord. Prof. der vergl. Philologie der slav. Sprachen an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 27. März), der Adjunct an der Sternwarte der deutschen Univ. in Prag Dr. Gustav Gruß zum a. o. Prof. der Astronomie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 3. April), der a. o. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Wien Dr. Gustav Hanausek zum ord. Prof. dieses Lehrfaches an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 5. April), der Privatdocent für österr. Strafrecht und Strafprocess Dr. Ladislaus Ostrożyński zum a. o. Prof. der bezeichneten Lehrfächer an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 13. April), der Privatdocent Dr. Peter Stebelski zum a. o. Prof. des österr. Strafrechtes mit ruthen. Vortragssprache an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 13. April), der Privatdocent an der Univ. und Prof. an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Lemberg Dr. Maximilian Kawczyński zum a. o. Prof. der roman. Philologie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 14. April), der Privatdocent an der Wiener Univ. Dr. Wilhelm Czermak zum a. o. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 15. April), der Privatdocent Dr. Josef Velenovsky zum a. o. Prof. der Phytopaläontologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 24. April), der a. o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Adolf Jarisch zum a. o. Prof. der Dermatologie und Syphilis an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 29. April).

Dem Privatdocenten für Statistik an der Univ. in Wien Dr. Isidor Singer wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 27. Jan.), desgleichen dem Privatdocenten für Balneologie, Pharmakologie und Toxologie an der böhm. Univ. in Prag Dr. Karl Chodounský (a. h. Entschl. v. 29. März).

Die Amanuenses an der Universitätsbibliothek in Prag Heinrich Pechtl und Bohuslav Čermák den Titel eines Scriptors (a. h. Entschl. v. 11. März).

Die Zulassung des Bibliothekars der k. k. statistischen Central-commission in Wien Dr. Hermann Ritter von Schullern-Schrattenhofen als Privatdocent für Nationalökonomie an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Wien wurde bestätigt, desgleichen die des Dr. Ferdinand Detter als Privatdocent für nordische Sprachen und altgermanische Dialecte an der philos. Fac. der Univ. in Wien, die des Dr. Karl J. Cori als Privatdocent für Zoologie und vergl. Anatomie an der philos. Fac. der deutschen Univ. in Prag, die des Dr. Paul Dittrich als Privatdocent für gerichtl. Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, die des Dr. Rudolf Fischl als Privatdocent für Kinderheilkunde an der med. Fac. der deutschen Univ. in Prag, die des Dr. Max H. Jellinek als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur an der philos. Fac. der Univ. in Wien, die des Dr. Julius Pohl als Privatdocent für Pharmakologie an der deutschen Univ. in Prag, die des Dr. Hans Malfatti als Privatdocent für angewandte med. Chemie an der med. Fac. der Univ. in Innsbruck, die des Dr. Karl Foltanek als Privatdocent für Kinderheilkunde an der med. Fac. der Univ. in Wien, die des Dr. Leo Wałęga als Privatdocent für dogmatische Theologie an der theol. Fac. der Univ. in Lemberg, die des Auscultanten beim k. k. Landesgerichte

in Prag Dr. Karl Herrmann als Privatdocent für Handels- und Wechselrecht an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. der böhm. Univ. in Prag, die des Stefan Bernheimer als Privatdocent für Augenheilkunde an der med. Fac. der Univ. in Innsbruck.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz für 1891/92 zum Director Prof. J. Wrobel, zum Directorstellvertreter Prof. A. Handl, ferner zu Fachexaminatoren die Proff. J. Wrobel und J. Hilberg (für class. Philologie), E. Kałużniacki (für Polnisch), St. Smal-Stocki (für Ruthenisch), J. Sbiera (für Rumänisch), J. Loserth und F. Zieglauer von Blumenthal (für Geschichte), F. Löwl (für Geographie), A. Puchta (für Mathematik), A. Handl und O. Tumlirz (für Physik), V. Graber (für Zoologie), E. Tangl (für Botanik), R. Scharitzer (für Mineralogie), R. Přibram (für Chemie), R. Hochegger (für Philosophie und Pädagogik).

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag für 1892/93 bis 1894/95 zum Vorsitzenden den Univ.-Prof. i. R. Dr. E. Gundling, zu Fachexaminatoren außer dem Genannten Z. Fibich, A. Bennewitz und J. Förster.

Die Erweiterung der venia legendi des Privatdocenten für Geburtshilfe an der med. Fac. der Univ. in Wien Dr. Karl Breus auf das Gebiet der Gynäkologie wurde bestätigt.

Der Director des I. Staatsgymn. in Graz Schulrath Dr. Ferdinand Maurer zum Landesschulinspektor (a. h. Entschl. v. 5. März). Derselbe wurde dem k. k. n. ö. Landesschulrathe zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Director der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Regierungsrath Sigismund Sawczyński und der geh. Rath Georg Fürst Czartoryski zu Mitgliedern des galizischen Landesschulrathes für die nächste dreijährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 20. Febr.).

Der Prof. am Gymn. in Troppau Eduard Tomanek zum Director des Gymn. in Teschen (a. h. Entschl. v. 5. Febr.), der Prof. am Real- und Obergymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Jaroslav Sobička zum Director des akad. Gymn. in Prag (a. h. Entschl. v. 14. Febr.), der Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Dr. Victor Perathoner zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 26. Febr.), der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Franz Próchnicki zum Director des V. Untergymn. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 4. März), der Director des Communalgymn. in Brüx Josef Straßner zum Director des Staatsgymn. in Brüx (a. h. Entschl. v. 15. April), der Prof. am Staatsgymn. in Kaaden Moriz Plahl zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 29. April).

Der Pfarrcooperator in Czernowitz Josef Wolf zum röm.-kathol. Religionslehrer am griechisch oriental. Gymn. in Suczawa, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Trient der prov. Lehrer an der ital. Abth. dieser Anstalt Leonhard Leveghi, zum Prof. an der ital. Abth. des Gymn. in Trient der dieser Abth. zur Dienstleistung zugewiesene Prof. Alexius Santuari.

Zu Proff. an der Staats-Mittelschule mit böhm. Unterrichtssprache auf der Kleinseite in Prag der Director der Communal-Mittelschule auf der Kleinseite in Prag M. Pokorný, dann die Proff. der genannten Lehranstalt F. Pohl, K. Duchek, V. Patročka, F. Nekůt, W. Hylmar, Dr. J. Městecký, Dr. P. Durdík, J. Drozd, J. Včelák, W. Baur, A. Pánek, Dr. F. Augustin, K. Himer, Dr. F. Houdek, J. Kosina, W. Žabka, J. Pour und A. Havlík.

Zu Proff. am Staats-Gymn. in Brüx die Proff. am Communal-Gymn. in Brüx J. Geppert, A. Löffler, A. Novák, L. Appel, F. Fischer, J. Traub, A. Rebhann, J. Neubert, A. Schubert und Dr. F. Weber, sowie zum Lehrer der wirkl. Lehrer an derselben Anstalt Dr. G. Hergel.

Zu Proff. am Staats-Gymn. in Kaaden die Proff. am Communal-Gymn. in Kaaden J. Krupka, A. Traube, W. Howorka, W. Wessely, W. Bauer, J. Hofmann, J. Meixner, K. Mendl und A. Kempf, sowie zum Lehrer der wirkl. Lehrer daselbst A. Zenker.

Auszeichnungen erhielten:

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 25. April dem Minister für Cultus und Unterricht Dr. Paul Freiherrn Gautsch von Frankenthurn das Großkreuz des Leopoldordens taxfrei a. g. zu verleihen geruht.

Der Religionsprof. am deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag Dr. Ferdinand Hecht, Canonicus des Collegiatcapitels zu Allerheiligen ob dem Prager Schlosse, aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 19. Jan.).

Der Bezirksschulinspector und Prof. am Gymn. in Trient Dominik Agostini aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 4. Febr.).

Der ord. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Czernowitz Regierungsrath Dr. Friedrich Schuler von Libloy den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 12. Febr.).

Der Director des Gymn. in Capodistria Jakob Babuder den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 12. Febr.).

Der Director des Gymn. in Stanislau Johann Kerekjarto das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 23. Febr.).

Der ord. Prof. Dr. Otto Kahler und der a. o. Prof. Dr. Moriz Kaposi an der Univ. in Wien das Ritterkreuz des Leopoldsordens (a. h. Entschl. v. 26. Febr.).

Der ord. Prof. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Gustav Braun das Ritterkreuz des Leopoldsordens (a. h. Entschl. v. 28. Febr.).

Der Prof. am Schottengymn. in Wien Hugo Mareta den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 29. Febr.).

Der Bezirksschulinspector und Gymnasialprof. in Teschen Armand Karell den Titel eines kaiserlichen Rathes (a. h. Entschl. v. 10. März).

Der Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Anton Wohlmann und der Religionslehrer am Gymn. in Schlan Dr. Johann Marek wurden zu Domherrn des Prager Metropolitan-Capitels ernannt (a. h. Entschl. v. 20. März).

Der ord. Prof. der theol. Fac. der deutschen Univ. in Prag Dr. Augustin Rohling wurde zum Canonicus des Collegiat-Capitels zu Allerheiligen in Prag ernannt (a. h. Entschl. v. 23. März).

Dem Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Lemberg Dr. Adalbert Urbanski wurde aus Anlass der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit mit seiner vieljährigen, verdienstlichen Wirksamkeit ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 6. April).

Der Privatdocent und Assistent an der II. med. Klinik der Wiener Univ. Dr. Friedrich Kraus das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 8. April).

Der Ministerialrath im Min. f. C. und U. Karl German das Ritterkreuz des Leopoldordens (a. h. Entschl. v. 14. April).

Der Director des Gymn. in Neuhaus August Pirchan aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 18. April).

Der Prof. an der k. k. Akademie der bildenden Künste Kaspar Ritter von Zumbusch das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 20. April).

Der o. ö. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Tobias Ritter von Wildauer von Wildhausen den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 30. April).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim prov. Landesschulrathe für Tirol Alexander Freiherr von Reden den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 30. April).

Der Landesschulinspector in Innsbruck Dr. Johann Hausotter den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 30. April).

Dem ord. Prof. des römischen Rechtes an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Karl Ritter von Czyhlarz wurde aus Anlass seiner Enthebung von der Function als Präses der judiciellen Staatsprüfungscommission in Prag für seine vieljährige verdienstliche Wirksamkeit in dieser Eigenschaft die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 4. Mai).

Nekrologie.

(Januar bis Mai.)

Am 23. Jan. in München der Musikschriftsteller Wilhelm Freystätter, 56 J. alt.

Am 24. Jan. in Paris der Nationalökonom Henri Vaudrillart, 71 J. alt.

Am 25. Jan. in Olvenstedt bei Magdeburg der geschätzte Forscher auf dem Gebiete altchristlicher Kunst, Pastor Karl O. F. Becker, im 52. Lebensjahre.

Am 29. Jan. in Straßburg i. E. der ord. Prof. der englischen Sprache an der philos. Fac. daselbst Dr. Bernhard ten Brink, im 52. Lebensjahre, und in Athen der Dichter und Staatsmann Alex. Rhisos Rhangabé, 82 J. alt.

Am 31. Jan. in Budapest der ord. Prof. der Chirurgie an der dortigen Univ. Dr. Alex. Lumnitzer.

Gegen Ende Januars in Berlin der Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule daselbst, Dr. Ernst Kossak, in Greifswald der ord. Honorarprof. an der dortigen philos. Fac. Dr. Max Scholz, 60 J. alt, in Gleiwitz der vormalige Director des dortigen Gymn. geh. Regierungsrath Karl Nieberding und in Amsterdam der Geograph und Historiker Witkamp, 76 J. alt.

Am 1. Febr. in Zürich der ord. Prof. an der jurist. Fac. der dortigen Univ. Dr. Alois von Orelli und in Rom Friedrich Mommsen, vormals Curator der Univ. Kiel.

Am 2. Febr. in Czernowitz der Prof. am dortigen Gymn. Dr. Adalbert Wachlowski, im 46. Lebensjahre, in Lahr der Oberamtsrichter Ludwig Eichrodt, als humoristischer Dichter bekannt, 65 J. alt, und in Dresden der Prof. an der Bergakademie in Freiberg Dr. Heinrich F. Gretschel.

Am 3. Febr. in Erfurt der Director des dortigen Gymn. G. Hess, 58 J. alt.

Am 4. Febr. in London der Arzt Sir Morell Mackenzie, durch seine Werke über Laryngoskopie verdient, 55 J. alt, und in Stockholm die Romandichterin Emilie Flygare-Carlén.

Am 5. Febr. in Greifswald Dr. Th. Masson, durch seine geologischen und botanischen Schriften bekannt, 76 J. alt, und in Löwen der ord. Prof. der Mathematik an der Univ. daselbst Phil. Gilbert, 60 J. alt.

Am 6. Febr. in Cambridge (England) der Mathematiker und Orientalist George Philipps.

Am 7. Febr. in Ravensberg der Historiograph Dr. Wilhelm Müller, früher Prof. am Gymn. in Tübingen, im 72. Lebensjahre.

Am 9. Febr. in Sondershausen der vormalige Prof. an der Franckeschen Stiftung in Halle a. S. Richter, als philos. Schriftsteller bekannt.

Am 12. Febr. in Rostock der ord. Prof. der Philologie Dr. Hermann Aubert, in Nairn in Schottland der Afrikareisende Oberstlieutenant James A. Grant, 65 J. alt, und in Paris der ehemalige Prof. am Collège de France, Alfred Maury, Archäologe und Ethnograph, 75 J. alt.

Am 13. Febr. in St. Petersburg der bekannte Afrikareisende Junker und in Friedrichshagen bei Berlin der Romanschriftsteller Wilhelm Grothe, im 63. Lebensjahre.

Am 15. Febr. in Lund der Prof. der altnordischen Sprachen an der dortigen Univ., Dr. Theodor Wisen, 57 J. alt.

Am 16. Febr. in Prag der emer. Landesschulinspector Dr. Maurus Pfannerer, im 74. Lebensjahre, in London der Studiendirector des Marinecollegs in Greenwich Dr. Thomas A. Hirst, im 62. Lebensjahre, in London der Naturforscher Henry W. Bates, 67 J. alt, und in Triest der Schriftsteller Franz Cegnar, 66 J. alt.

Am 20. Febr. in Heidelberg der ord. Prof. der Chemie an der dortigen Univ., Dr. Hermann Kopp, im 75. Lebensjahre.

Am 22. Febr. in Prag der emer. Prof. der Augenheilkunde an der dortigen deutschen Univ. Dr. Josef Hasner Ritter von Artha, 73 J. alt.

Am 23. Febr. in Breslau der Prof. am Elisabethgymn. daselbst Dr. Friedrich Fedde, 55 J. alt.

Im Febr. in Rom der Maler Antonio Zona, 79 J. alt, in Upsala der ehemalige Prof. an der dortigen Univ. Dr. Rabenius, 69 J. alt, in Rom der Historiker Emilo Broglio, im 78. Lebensjahre, und in New-York der Prof. für Geologie am technol. Institute von Massachussets, 66 J. alt.

Am 2. März in Berlin der Schriftsteller Otto Glagau und in München der Historiker geh. Rath Dr. Franz von Löher, Prof. an der dortigen Univ., im 74. Lebensjahre.

Am 3. März in Paris der Viceadmiral Jean B. E. Jurien de la Gravière, Mitglied der Akademie.

Am 5. März in Paris der Schauspieldichter und Journalist Etienne Arago, 90 J. alt.

Am 10. März in Marburg der Prof. der class. Philologie an der dortigen Univ. Dr. Leopold Schmidt, 69 J. alt.

Am 11. März in Leipzig der Rector des Realgymn. Dr. Karl F. Giesel, im 66. Lebensjahre.

Am 13. März in Leipzig der Reichsgerichtsrath G. von Bezold, 63 J. alt.

Am 14. März in Leipzig der Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ., geh. Medicinalrath Dr. Karl S. F. Credé, 72 J. alt.

Am 16. März in Halle der a. o. Prof. der Pathologie an der dortigen Univ., Dr. Bernhard Küßner, im 40. Lebensjahre, in Wien der emer. Prof. der Medicin Regierungsrath Dr. K. Aberle, im 76. Lebensjahre, und in Alicante der Prof. der Geschichte an der Univ. in Oxford Dr. Edw. A. Freemann, 69 J. alt.

Am 15. März in Münster i. W. der Prof. der Naturwissenschaften an der dortigen Akademie, geh. Medicinalrath Dr. Anton Karsch, im 70. Lebensjahre.

Am 18. März in Berlin der Prof. der roman. Sprachen an der Univ. in Breslau, Dr. Ad. Gaspary, im 43. Lebensjahre.

Am 20. März in Eisenach Prof. Dr. Bruno Hesert, durch seine Untersuchungen über Spectralanalyse bekannt, im 73. Lebensjahre.

Am 21. März in Neapel der Director der Sternwarte auf Capo di Monte Annibale de Gasparis, 73 J. alt, in Berlin der Numismatiker Julius Hahlo und in Alsbach an der Bergstraße der Schriftsteller Ernst F. A. Pasquè, im 71. Lebensjahre.

Am 23. März in Elberfeld der Lehrer am dortigen Realgymn. Dr. Ad. Brennecke, im 51. Lebensjahre.

Am 27. März in Cambden bei Philadelphia der Dichter Walt Whitman, 73 J. alt.

Am 30. März in München der Oberbibliothekar der dortigen Universitätsbibliothek Dr. Paul von Roth, im 72. Lebensjahre, und in Flensburg der Geograph Dr. Heinrich W. Schäfer, 57 J. alt.

Im März in London der Chemiker C. M. Tidy, in Würzburg der vormalige Prof. der Theologie an der dortigen Univ. Dr. Deppisch, im 81. Lebensjahre, und in Philadelphia der Prof. der Chirurgie an der Univ. von Pennsylvanien, Dr. David H. Agnew, 74 J. alt.

Am 1. April in Berlin der ord. Prof. der Geologie an der dortigen Univ. Dr. Justus Roth, im 74. Lebensjahre, und in Arnau der Prof. des dortigen Gymn. Franz Drechsler, den Lesern dieses Blattes als eifriger Mitarbeiter bekannt, 36 J. alt.

Am 2. April in Möckern bei Leipzig der Vorstand der dortigen landwirtschaftlichen Versuchsstation Prof. Dr. G. Kühn, im 53. Lebensjahre.

Am 5. April in London der Alterthumsforscher Dr. Bruce, 82 J. alt, in Wolfenbüttel der Consistorialvicepräsident a. D. Abt Stausebach, früher Leiter des Schulwesens in Braunschweig, 80 J. alt.

Am 11. April in Christiania der ord. Prof. der Theologie an der Univ. daselbst Dr. Karl Caspari, 78 J. alt.

Am 14. April in Venedig der Geschichtsforscher Vict. Ceresole, 62 J. alt.

Am 15. April in Westonsupermare Miss Amalia B. Edwards, als belletristische Schriftstellerin bekannt, 61 J. alt.

Am 16. April in Nürnberg der Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Univ. in München, Dr. Matthias Ritter von Lexer, im 63. Lebensjahre, und in Budapest der ord. Prof. der ugrisch-altaischen und finnischen Sprache an der dortigen Univ., Dr. Josef Budenz, 56 J. alt.

Am 18. April in Wiesbaden der Dichter Friedrich von Bodenstedt, 73 J. alt, und in München der ord. Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ. Polikliniker Dr. F. Seitz, im 81. Lebensjahre.

Am 22. April in Jena der a. o. Prof. der Medicin an der dortigen Univ. Dr. Karl Frommann.

Am 23. April in Zerbst der Gymnasialdirector a. D. Prof. Dr. Freese und in Zahna der Director des dortigen Gymn. Dr. Richard Volkmann, im 62. Lebensjahre.

Am 25. April in Graz der Prof. der Statistik an der Univ. daselbst Dr. Hermann J. Bidermann, im 51. Lebensjahre.

Am 26. April in Breslau der ord. Prof. der Kirchengeschichte an der dortigen Univ. Dr. Hermann Weingarten, 58 J. alt, und in Jena der ehemalige Director des Realgymn. in Magdeburg Karl Pausieck, 67 J. alt.

Am 29. April in Leipzig der ord. Prof. der Anatomie an der Univ. daselbst geh. Medicinalrath Dr. Christian W. Braune, im 61. Lebensjahre.

Im April in Heidelberg der vormalige Prof. der roman. und engl. Philologie an der Univ. in Würzburg, Dr. Ed. Mall, und in St. Vith in der Eifel der Arzt Dr. A. Hecking, als Sprachforscher und Kenner der Geschichte der Ardennen geschätzt.

Am 1. Mai in Detmold der geh. Oberjustizrath a. D. Otto Preuß, früher Bibliothekar der Landesbibliothek daselbst, im Alter von fast 76 Jahren.

Am 2. Mai in Wien der Maschineningenieur und Fachvorstand der maschinen-technischen Abtheilung der Staatsgewerbeschule im I. Bezirke Wiens Josef Weiner.

Am 4. Mai in Weimar der Dichter Hans Herrig, im 46. Lebensjahre.

Am 5. Mai in Prag der pens. Domcapellmeister in Prag Johann N. Skraup, Componist und Musikschriftsteller, im 82. Lebensjahre.

Am 6. Mai in Berlin der ord. Prof. der Chemie an der dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. August W. von Hofmann, im 74. Lebensjahre.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ithaka.

Das im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh 1891 erschienene und mir erst im April 1892 zugekommene Büchlein „Ithaka nach eigener Anschauung geschildert von Dr. Rudolf Menge" hat mir die Randbemerkungen ins Gedächtnis zurückgerufen, die ich mir zu der Abhandlung von Dr. Jos. Partsch „Kephallenia und Ithaka" im 98. Ergänzungshefte zu Petermanns Mittheilungen, Gotha 1890 gemacht habe. Beide Gelehrte stimmen, wenn auch nicht überall, so doch im wesentlichen überein; trotzdem kann ich einige Bedenken nicht unterdrücken, die mir sofort beim Lesen beider Schriften aufgestoßen sind, ohne dass ich noch ein gedrucktes Exemplar der Odyssee zur Hand zu nehmen brauchte. Ich erkannte sofort, dass in beiden Schriften Stellen der Odyssee unberücksichtigt geblieben sind und dass sich schwer zu beseitigende Widersprüche finden. Vor allem muss ich mich gegen eine Behauptung von Dr. Menge wenden, die an verschiedenen Stellen wiederkehrt. So heißt es S. 1 „dass der Dichter ein ihm bekanntes Land geschildert habe", S. 2 „die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, dass Homer Ithaka gekannt hat", S. 22 „dass Homer diese Grotte vor Augen gehabt, also Ithaka genau gekannt hat", S. 32 „die Autopsie Homers". Nun kann doch nicht bestritten werden, dass die verschiedenen Theile der Odyssee zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und von verschiedenen Dichtern herrühren, abgesehen von dem Dichter des Schiffskatalogs, der auch in Betracht kommt: wie ließen sich sonst die vorhandenen Widersprüche erklären? Dass einer oder der andere von diesen Dichtern Ithaka mehr oder weniger genau gekannt habe, will ich durchaus nicht in Abrede stellen, aber alle entschieden nicht: es ist deshalb unstatthaft, in diesem Falle von einem Homer zu reden.

Dieses ist das Hauptbedenken, welches ich gegen das sehr anziehend geschriebene und lehrreiche Schriftchen von Dr. Menge

vorzubringen habe. Möge der Verf. desselben meine Bemerkungen dazu ebenso freundlich aufnehmen, wie ich sie ihm entgegenbringe.

Leider war es mir nicht vergönnt, selbst den Schauplatz der in den homerischen Gedichten geschilderten Ereignisse zu besuchen. Schon waren im Jahre 1859 (ich war damals Professor in Triest) die Vorbereitungen dazu getroffen, da machte der Krieg alle meine Pläne zunichte. Ich kann also nichts weiter thun, als die in den beiden Schriften enthaltenen Angaben benützen [1]) und die betreffenden Odysseestellen bezüglich ihrer Zuverlässigkeit prüfen, wobei ich allerdings von einem Dichter nicht die gleiche topographische Genauigkeit verlange, wie von dem Verf. eines Reisehandbuches oder einer geographischen Abhandlung. Dabei werde ich es soweit als möglich zu vermeiden suchen, die topographischen Verhältnisse Ithakas meinen Gewährsmännern nachzuschildern, denn *ἐχθρὸν δέ μοί ἐστιν αὖτις ἀριζήλως εἰρημένα μυθολογεύειν* (*μ* 453).

Über die geographische Lage von Ithaka scheint der Dichter der *'Αλκινόου ἀπόλογοι* gänzlich im Unklaren gewesen zu sein: bei ihm heißt es

ι 21 *ναιετάω δ' Ἰθάκην ἐυδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ*
Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσι,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
25 *αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται*
πρὸς ζόφον, αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε,
τρηχεῖ', ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος.

Hier stimmen nur die Attribute *ἐυδείελος* und *τρηχεῖα*, sowie die Anführung des über 800 *m* hohen Hauptgebirges Neriton. Nicht stimmen die vielen, zu beiden Seiten nahe bei einander liegenden Inseln, deren übrigens nur drei, eigentlich zwei erwähnt werden, denn Leukas und die anliegenden Inseln dürften schwerlich in Betracht zu ziehen sein. Dass aus der Insel Kephallenia bei Homer (*α* 246, *π* 123, *τ* 131) zwei geworden sind, Dulichion und Same, zeugt auch nicht von besonders genauer topographischer Kenntnis. Dass aber Ithaka niedrig genannt wird im Vergleich zu Kephallenia, worauf sich Erhöhungen von 1100—1600 *m* finden, darf einem Dichter nicht hoch angerechnet werden, wenn wir mit Partsch annehmen, dass er die Insel nur von weitem gesehen habe, aber nicht aus der Nähe, von der aus ihm die beiden Gebirgsstöcke auf der Nord- und Südhälfte doch wohl imponiert haben müssten. Übrigens versicherte mir ein Seemann, der vielmal an Ithaka vorbeigefahren ist, dass es sich schon von weitem durch seine Steilheit bemerkbar macht. Auch dass der Dichter Ithaka als die nordwestlichste Insel bezeichnet, mag ihm nachgesehen werden, da man den Maßstab des Geographen an ihn nicht an-

[1]) Was Bursian, Hercher und v. Warsberg darüber geschrieben, ist mir gleichfalls bekannt.

legen darf: soviel aber steht fest, dass dieser Dichter Ithaka aus eigener Anschauung nicht kannte.

Hier kommt noch eine zweite Stelle in Betracht, in welcher die Natur der Insel Ithaka im allgemeinen geschildert wird. Athene sagt nämlich zu dem heimgekehrten Odysseus:

ν 242 *ἦ τοι μὲν τρηχεῖα καὶ οὐχ ἱππήλατός ἐστιν,*
οὐδὲ λίην λυπρή, ἀτὰρ οὐδ' εὐρεῖα τέτυκται.
ἐν μὲν γάρ οἱ σῖτος ἀθέσφατος, ἐν δέ τε οἶνος
245 *γίγνεται· αἰεὶ δ' ὄμβρος ἔχει τεθαλυῖά τ' ἐέρση.*
αἰγίβοτος δ' ἀγαθὴ καὶ βούβοτος· ἔστι μὲν ὕλη
παντοίη, ἐν δ' ἀρδμοὶ ἐπηετανοὶ παρέασι.

Diese Stelle mag einem Dichter angehören, der Ithaka gesehen hat: die Schilderung ist zutreffend. Denn namentlich auf der Nordhälfte ist heute noch wohlbebautes Land mit ergiebigem Boden (*τ* 399 *Ἰθάκης ἐς πίονα δῆμον*), ausreichende Bewässerung, und es wächst heute noch ein guter Wein auf der Insel. Dass Ithaka früher reich bewaldet war, bezeugen die Attribute seiner Berge: *ὑπὸ Νηΐῳ ὑλήεντι α* 186, *Νήριτον εἰνοσίφυλλον ι* 22, *χῶρον ἀν' ὑλήεντα δι' ἄκριας ξ* 2, damals mochte es auch noch wasserreicher sein als heutzutage und reichliche Niederschläge haben. Und wie heute noch Ziegen auf der Insel weiden, so wird es wohl auch im Heroenzeitalter gewesen sein, denn der Dichter (ξ 103) theilt dem Odysseus außer den Herden, die er auf dem Festlande besitzt, zwölf Ziegenherden auf Ithaka selbst zu. Auf der Insel selbst befanden sich außerdem noch die Schweineherden des Eumaios, ebenfalls zwölf mit je 50 Mutterschweinen, daneben 360 Eber, da die Freier deren ursprüngliche Zahl (vielleicht auch 600) durch ihre fortwährenden Schmausereien verringerten (ξ 16 ff.). Rinderherden werden auf Ithaka nicht genannt, wohl aber zwölf auf dem Festlande nebst ebenso vielen Schaf-, Schweine- und Ziegenherden (ξ 100). Was den Ausdruck *οὐδ' εὐρεῖα* betrifft, so glaube ich nicht, dass der Dichter damit die geringe Breite der Insel (an der schmalsten Stelle 0·6, an der breitesten 7 *km*) bezeichnen wollte, sondern es scheint, dass er damit den Mangel an größeren Ebenen hervorheben wollte, wie

δ 605 *ἐν δ' Ἰθάκῃ οὔτ' ἄρ' δρόμοι εὐρέες οὔτέ τι λειμών·*
αἰγίβοτος, καὶ μᾶλλον ἐπήρατος ἱπποβότοιο·
οὐ γάρ τις νήσων ἱππήλατος οὐδ' ἐυλείμων,
αἵ θ' ἁλὶ κεκλίαται· Ἰθάκη δέ τε καὶ περὶ πασέων.

Deshalb hatte auch Noëmon sein Gestüte nicht in Ithaka, sondern auf dem Festlande von Elis (*δ* 635).

Was nun die Insel Ithaka selbst betrifft, so besteht sie aus zwei ungleichen Hälften, die durch einen schmalen, 600 *m* breiten, von dem Berg Aëtos (380 *m*) gekrönten Isthmos verbunden sind, in welchen die Bucht Molo einschneidet. Beide Theile sind vorwiegend gebirgig, weshalb die Insel auch *αἰγίβοτος* (*δ* 606), *κραναή* (*α* 247, *ο* 510, *π* 124, *φ* 346, *Γ* 201), *τρηχεῖα* (*ι* 27,

κ 417, 463, ν 242, ξ 1) und *παιπαλόεσσα* (λ 480, ρ 204, vgl. δ 671, 845, ο 29 *Σάμοιο παιπαλοέσσης*) genannt wird. Das Beiwort *ἐυδείελος* (sonnig) kommt allen ionischen Inseln zu: sie werden dadurch dem im Hintergrunde liegenden Festlande, dessen Berge schwarzblau erscheinen (*ἠπείροιο μελαίνης* ξ 97, φ 109, außerdem Hymn. 5, 130; 7, 22) entgegengestellt. Das Attribut *ἀμφίαλος* endlich kommt Inseln überhaupt zu. Im Westen fällt das Gebirge steil gegen die Küste ab und bildet dort nur zwei Buchten, im Osten und Norden senkt es sich mählicher, dort ist die Küste sehr buchtenreich.

Den Leser der Odyssee interessieren vor allem drei Örtlichkeiten auf der Insel, über deren Lage man jetzt einig zu sein scheint: es sind dies die Stadt Ithaka, das Landgut des Laërtes und das Gehöfte des Eumaios. Hierzu muss ich aber im voraus bemerken, dass sich im Homer zur Bezeichnung von Entfernungen (vgl. den Excurs zu Ψ 431 im 6. Hefte meiner Iliasausgabe) nur unbestimmte Angaben finden, z. B. die Discus-, Speerwurf- oder Pfeilschussweite, die Hörweite der menschlichen Stimme (*ὅσσόν τε γέγωνε βοήσας*) oder Ausdrücke wie „nahe, ganz nahe, fern, weit entfernt", dass man also auch hier von den einzelnen Dichtern keine bestimmte Angabe erwarten darf, sondern auf genaue Maßbestimmungen verzichten muss.

Früher suchte man die Stadt und den Palast des Odysseus auf dem schwer zugänglichen Gipfel des Aëtos (Partsch S. 58, Menge S. 7): dies stimmt aber mit der homerischen Beschreibung der Stadt nicht überein, dagegen entspricht derselben die Bucht von Polis, wo sich noch alte Überreste befinden, und die auch den alten Namen „Stadt" bis heute bewahrt hat. Das ist also der Stadthafen, von wo aus Telemach seine Reise nach Pylos antrat (β 391) und in welchen das Schiff desselben wieder zurückkehrte (π 324, 331), nachdem er an einer anderen Stelle der Insel ausgestiegen war. Von hier aus fährt auch das Schiff der Freier nach der Insel Asteris und kommt nach missglückter Unternehmung wieder dorthin zurück (δ 779, π 352). Das Attribut dieses Hafens *πολυβενθής* (π 324, 352, vgl. auch *βένθος δέ* δ 780) ist den localen Verhältnissen entsprechend. Oberhalb dieses Hafens (vgl. β 407 *ἐπὶ νῆα κατήλυθον ἠδὲ θάλασσαν*) haben wir in nicht zu bedeutender Höhe die Stadt Ithaka und den Palast des Odysseus zu suchen, von dessen Hof aus (π 343) Amphinomos das Schiff der Freier im Stadthafen erblickt (π 351). Auch das Schlafzimmer des Telemach war hoch gelegen, auf einem freien Platze, der ringsherum eine Fernsicht gewährte (α 426). Dass die Communication zwischen Stadt und Meer eine leichte gewesen sein muss, geht aus Stellen wie β 260, 298, 413 ff. und anderen ähnlichen hervor: nirgends ist von einer Schwierigkeit die Rede, das Meer oder von demselben die Stadt zu erreichen, wie es der Fall wäre, wenn die Stadt ihre Lage auf dem Aëtos gehabt hätte; selbst in

dem *ἀπάνευθεν ἰών* β 260 liegt nicht mehr, als dass Telemach die Einsamkeit am Meeresstrande aufsuchte, um beim Beten nicht gestört zu werden, vgl. δ 367, μ 333—337, Α 35.

Der Dichter der Telemachie legt dem Sohne des Odysseus die Worte in den Mund: *ἡμεῖς ἐξ Ἰθάκης ὑπονηίου εἰλήλουθμεν* γ 81. Wir haben also das Neiongebirge nordwärts von der Stadt Ithaka umsomehr zu suchen, als sich sonst keine geeignete Stelle für den Hafen Rheithron *ὑπὸ Νηίῳ ὑλήεντι* (α 186) finden ließe; denn die Bucht von Molo, wo Menge (S. 3) denselben hinverlegt, ist zwar *νόσφι πόληος* (α 185), aber doch in einer viel zu weiten Entfernung, als dass einer, der nach der Stadt gehen will, dort sein Schiff angelegt hätte, und auch der Beisatz *ἐπ᾽ ἀγροῦ* ist bezeichnender für den Hafen von Aphales, denn dort in der Nähe muss sich auch der Landsitz des Laërtes befunden haben, zu welchem auch Odysseus — Eperitos wahrscheinlich von demselben Hafen (ω 308 = α 185) hingekommen zu sein behauptet. Entweder vom Neion- oder vom Neritongebirge müssen auch die beiden Adler gekommen sein, die Zeus dem Telemach (β 147) *ὑψόθεν ἐκ κορυφῆς ὄρεος* zusandte.

Etwas oberhalb der Stadt, am Abhange des Neriton, wird auch der Stadtbrunnen gewesen sein, von dem der Dichter sagt

ρ 204 *ἀλλ᾽ ὅτε δὴ στείχοντες ὁδὸν κάτα παιπαλόεσσαν*
205 *ἄστεος ἐγγὺς ἔσαν καὶ ἐπὶ κρήνην ἀφίκοντο*
τυκτὴν καλλίροον, ὅθεν ὑδρεύοντο πολῖται,
τὴν ποίησ᾽ Ἴθακος καὶ Νήριτος ἠδὲ Πολύκτωρ· —
ἀμφὶ δ᾽ ἄρ᾽ αἰγείρων ὑδατοτρεφέων ἦν ἄλσος
πάντοσε κυκλοτερές, κατὰ δὲ ψυχρὸν ῥέεν ὕδωρ
210 *ὑψόθεν ἐκ πέτρης· βωμὸς δ᾽ ἐφύπερθε τέτυκτο*
νυμφάων, ὅθι πάντες ἐπιρρέζεσκον ὁδῖται· —
ἔνθα σφεας ἔκιχεν υἱὸς Δολίοιο Μελανθεύς.

Nachdem dieser den Odysseus beschimpft hatte, erzählt der Dichter weiter

255 *αὐτὰρ ὁ βῆ, μάλα δ᾽ ὦκα δόμους ἵκανεν ἄνακτος.*

Nur noch an einer zweiten Stelle (υ 154, 158, 162) wird dieser Brunnen erwähnt, und auch dort kann an keine weite Entfernung gedacht werden, vgl. 154 *οἴσετε θᾶσσον ἰοῦσαι.* Diesen Brunnen glaubt man in der Quelle Melanydros in der Nähe der heute sogenannten Schule Homers gefunden zu haben; dort aber können Odysseus und Eumaios auf ihrem Wege zur Stadt nicht hingekommen sein, und der Brunnen wäre auch dort von dem Palaste des Odysseus zu weit entfernt.

Nicht weit von dem Stadtbrunnen musste auch der Hermeshügel gelegen sein, bei dem Eumaios auf seinem Rückwege von der Stadt, und zwar oberhalb derselben, das Schiff der Freier in den Stadthafen einlaufen sah (π 471). Wäre die Entfernung eine beträchtliche gewesen, so hätte der Sauhirt nicht die Menge der Schilde und Lanzen wahrnehmen können, welche sich auf dem Schiffe befanden.

In größerer Entfernung von der Stadt (*ἀπάνευθεν ἐπ' ἀγροῦ* α 190) lag das Landgut des Laërtes, dem man nicht unpassend seine Stelle in der Nähe der Schule Homers angewiesen hat. Damit stimmt auch die Angabe α 185, ω 308 von der angeblichen Landung der Schiffe des Mentes und des Odysseus-Eperitos *ἐπ' ἀγροῦ νόσφι πόληος*, welcher Halbvers sich auch π 383 findet. Die Lage desselben muss eine höhere gewesen sein als die der Stadt, vgl. λ 188 *αὐτόθι μίμνει ἀγρῷ, οὐδὲ πόλιν δὲ κατέρχεται*, ohne dass deshalb die andere Stelle ω 205 *οἱ δ' ἐπεὶ ἐκ πόλιος κατέβαν, τάχα δ' ἀγρὸν ἵκοντο καλὸν Λαέρταο* damit im Widerspruche zu stehen braucht; denn mit dem *κατέβαν* ist nur der erste Theil des Weges bezeichnet, den Odysseus mit seinen Leuten zurücklegte, nicht aber die letzte Strecke, die sie wieder zu steigen hatten. Wohl aber steht das *τάχα* damit im Widerspruch, wenn wirklich der Landsitz des alten Herrn sich *ἀπάνευθεν ἐπ' ἀγροῦ*, also ungefähr dort befand, wo er oben angesetzt wurde. Dass derselbe nicht in der Nähe des Weges lag, den Eumaios von seinem Gehöfte zur Stadt zurückzulegen hatte, ersehen wir aus der Frage des Sauhirten an Telemach (π 138), ob er auf demselben Gange auch dem Laërtes die Nachricht von seiner Rückkehr aus Pylos bringen solle, und aus der darauf ertheilten Antwort (π 150) *ἀλλὰ σύ γ' ἀγγείλας ὀπίσω κίε, μὴ δὲ κατ' ἀγροὺς πλάζεσθαι μετ' ἐκεῖνον*, also er solle keinen längeren Umweg machen, um jenen aufzusuchen, sondern der Penelope sagen, dass sie eine Dienerin hinschicke.

Überhaupt scheinen die Landgüter und Gehöfte, beide mit dem gemeinsamen Namen *ἀγρός* bezeichnet, weit von der Stadt entfernt gewesen zu sein, vgl. α 185, π 383, ω 308 *ἐπ' ἀγροῦ νόσφι πόληος*. So will Eurymachos den Odysseus als Knecht aufnehmen *ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιῆς* (σ 358), ebenso geht Odysseus nach dem Berichte des Amphimedon (ω 150) *ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιήν, ὅθι δώματα ναῖε συβώτης*. So ist auch Telemach nicht dafür (π 313, 318), dass Odysseus seine Diener auf den Gehöften auf ihre Treue untersuche, da dies zu viel Zeit erfordern würde. Aus den übrigen Stellen δ 640 *ἔφαντό που αὐτοῦ* (in Ithaka) *ἀγρῶν ἢ μήλοισι παρέμμεναι ἠὲ συβώτῃ*, ο 370 *ἀγρὸν δὲ προΐαλλε* (den Eumaios), ο 504 *αὐτὰρ ἐγὼν ἀγροὺς ἐπιείσομαι ἠδὲ βοτῆρας*, π 330 *Τηλέμαχος μὲν ἐπ' ἀγροῦ* (bei Eumaios), ψ 359 *πολυδένδρεον ἀγρὸν ἔπειμι* (des Laërtes) ist bezüglich der Entfernung von der Stadt nichts zu ersehen, nur aus ο 505 *ἑσπέριος δ' εἰς ἄστυ ἰδὼν ἐμὰ ἔργα κάτειμι* ergibt sich die höhere Lage der Landgüter, wenn man nicht auch noch aus *ἑσπέριος* den Schluss ziehen will, dass der Weg vom Landungsplatze zum Eumaios und der Besuch der übrigen Landgüter die Zeit eines ganzen Tages in Anspruch nehmen sollte. Aber auch von den Ziegenherden des Melanthios wird gesagt (ξ 104) *ἐσχατιῇ βόσκονται*, vielleicht auf den Abhängen des Neritongebirges, da Odysseus und Eumaios

auf ihrer Wanderung zur Stadt in der Nähe derselben mit diesem zusammentrafen.

Jedenfalls am weitesten von der Stadt entfernt und auf der Südhälfte der Insel lag das Gehöfte des Eumaios. Der 20 *m* hohe Koraxfelsen (ν 408, ξ 399, 533) und die Quelle Arethusa (ν 408) in der Nähe desselben bei dem heutigen Marathiá (Partsch S. 61) haben sofort darauf geführt, dass hier die Behausung des herrlichen Sauhirten zu suchen sei (Menge S. 16). Eicheln gibt es nach Menge zwar keine mehr dort, aber es sind nicht nur hier, sondern fast überall in Griechenland wie auch in Italien, Istrien und Dalmatien die Wälder ausgerottet worden. Mit der Lage der Hütte daselbst stimmt die Bezeichnung *περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ* (ξ 6), dorthin gelangte Odysseus von dem Hafen auf der nördlichen Seite der Südhälfte auf dem steinigen Pfad über die bewaldeten Abhänge des Merowigli. Da Ithaka etwa 29 Kilometer lang ist, so musste der Weg von dem Gehöfte des Eumaios über den Isthmos bis zur Stadt mindestens fünf Stunden in Anspruch nehmen. Damit stimmt die bereits erwähnte Stelle (ω 150) *ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιήν*, sowie die Behauptung des Odysseus (ρ 25) *ἕκαθεν δέ τε ἄστύ φατ' εἶναι.* Damit stimmt es auch, dass der Sauhirt, welcher bald nach der Ankunft des Telemach in die Stadt zur Penelope geschickt wird und sich sofort, nachdem er die Botschaft ausgerichtet hat, wieder auf den Rückweg macht (π 340, 341 und besonders 465—467 *οὐκ ἔμελέν μοι ταῦτα μεταλλῆσαι καὶ ἔρεσθαι ἄστυ καταβλώσκοντα· τάχιστά με θυμὸς ἀνώγει ἀγγελίην εἰπόντα πάλιν δεῦρ' ἀπονέεσθαι*), erst am Abend (*ἑσπέριος* π 452) wieder zurückkehrt. Dass er sich zwischen dem Hin- und Herwege in der Stadt mit Speise und Trank gestärkt und etwas ausgeruht hat, dürfen wir ihm auch noch vergönnen, da Homer oft nur das Nothwendigste erzählt und anderes als selbstverständlich stillschweigend voraussetzt. Die Stelle, wo Telemach auf der Rückreise von Pylos mit seinem Schiffe landet (Athene hatte ihm das nächste Gestade von Ithaka dazu angerathen, *πρώτην ἀκτὴν Ἰθάκης* ο 36), haben wir auf der Südseite der Insel in der Nähe des Gehöftes des Eumaios zu suchen, also etwa in der Bucht von Andri. Dort kam Telemach früh morgens an (ο 495), und nach der Landung bereiten seine Genossen ein Frühstück, woran dieser gleichfalls theilnimmt (501, 502). Darauf fahren seine Genossen nach der Stadt (ο 553 *ἀνώσαντες πλέον ἐς πόλιν*), während er sich selbst raschen Schrittes (ο 555 *ὦκα προβιβῶντα πόδες φέρον*) zu der Behausung des Sauhirten begibt. Unterdessen hatten auch Odysseus und Eumaios sich in der Hütte das Frühstück bereitet, und, nachdem sie die Hirten mit den Schweineherden hinausgeschickt hatten, tritt Telemach ein, während Eumaios noch mit dem Mischen des Weines beschäftigt ist (π 1—4, 13, 14). Auch die Fahrt der Reisegenossen des Telemach vom Landungsplatze bis zur Stadt längs der Westküste der Insel durch den Sund zwischen

Ithaka und Kephallenia muss etwa fünf Stunden in Anspruch genommen haben; denn nach ihrer Ankunft im Stadthafen (π 322, 331) senden sie sogleich einen Herold (π 328) zur Penelope, um ihr die Rückkehr ihres Sohnes zu melden, und dieser Herold trifft gleichzeitig mit Eumaios (π 333 *συναντήτην κῆρυξ καὶ δῖος ὑφορβός*, π 468 *ὡμήρησε δέ μοι ἄγγελος ὠκὺς κῆρυξ*) im Palaste ein.

An anderen Stellen hingegen nimmt der Weg von dem Hofe des Eumaios bis zur Stadt nicht so lange Zeit in Anspruch. Wir wollen das den betreffenden Dichtern nicht allzu hoch anrechnen, sondern lieber nach der Weisung des Horaz (A. P. 9) verfahren: pictoribus atque *poëtis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas:* scimus, et *hanc veniam* petimusque *damus*que vicissim. ϱ 1—5, 26—28 wird erzählt, dass Telemach sich früh am Morgen, noch ehe ein Frühstück bereitet ist, von der Hütte des Eumaios in die Stadt begibt und in den Palast kommt. Dort trifft er die Eurykleia und die Mägde im Saale mit Arbeiten beschäftigt (32), bevor noch der Anwesenheit der Freier (167) Erwähnung gethan wird. Die gleichen Arbeiten werden υ 150—156 ebenfalls vor der Ankunft der Freier zeitlich früh von den Mägden verrichtet. Während nun die Freier mit der Bereitung der Hauptmahlzeit beschäftigt sind (ϱ 182), brechen Odysseus und Eumaios von dem Hofe des letzteren auf, um in die Stadt zu gehen, und zwar zu einer Zeit, wo der Tag schon weit vorgeschritten war (ϱ 190 *δὴ γὰρ μέμβλωκε μάλιστα ἦμαρ*), also frühestens gegen Mittag. Dass ihnen dann in der Nähe der Stadt (ϱ 205) Melanthios mit Ziegen begegnet (ϱ 213, 214), die er den Freiern zur Mahlzeit (*δεῖπνον*) für diesen Tag hintreibt (denn am nächsten Tage bringt er wieder andere υ 174, 175, diesmal aber zeitlich früh), stimmt nicht zu dem fünfstündigen Wege, den sie zurückzulegen hatten.[1]) Der Dichter lässt die beiden nach Schluss der Mahlzeit vor dem Palaste eintreffen, denn wie sie hinkommen, beginnt Phemios gerade seinen Gesang (ϱ 266 *ἀνὰ γάρ σφισι βάλλετ' ἀείδειν*), und dies geschieht regelmäßig erst nach beendeter Mahlzeit, vgl. α 150—152, ϑ 72, 73, χ 352 *ἀεισόμενος μετὰ δαῖτας*. Die Ereignisse dieses Tages nehmen noch eine geraume Zeit in Anspruch, während welcher Eumaios im Saale verbleibt. Erst später mahnt ihn Telemach zum Aufbruch (ϱ 599 *σὺ δ' ἔρχεο δειελιήσας*), nachdem er das Abendbrot gegessen oder die späte Nachmittagszeit abgewartet habe, und fordert ihn auf (600), am nächsten Morgen mit Schlachtthieren wiederzukommen. Dies thut Eumaios und entfernt sich, nachdem er sich sattgegessen, *ἤδη γὰρ καὶ ἐπήλυθε δείελον ἦμαρ* (606). Nach dieser Zeit ereignet sich noch mancherlei bis zum Abend:

---

[1]) Sonst bringt Melanthios seine Ziegen regelmäßig am frühen Morgen, vgl. φ 265 *ἠῶθεν δὲ κέλεσθε Μελάνθιον, αἰπόλον αἰγῶν, αἶγας ἄγειν.* χ 197 *οὐδὲ σέ γ' ἠριγένεια παρ' Ὠκεανοῖο ῥοάων λήσει ἐπερχομένη χρυσόθρονος, ἡνίκ' ἀγινεῖς αἶγας μνηστήρεσσι.*

der Faustkampf zwischen Odysseus und Iros, dann beschließt Penelope, sich zu den Freiern zu begeben, und thut dies, nachdem sie inzwischen eingeschlafen war (σ 188—199), und erst später (σ 306) wird es Abend. Dass es dieser Dichter mit der Zeit nicht genau genommen hat, steht außer aller Frage.

Am nächsten Tage kommen in aller Früh (υ 160) die Diener der Freier (δρηστῆρες Ἀχαιῶν), bald darauf die Mägde von dem nahe gelegenen Brunnen und der Sauhirt mit den Mastschweinen (162), sodann Melanthios (173) und Philoitios mit einer Kuh und Ziegen (185), welche die Fergen (πορθμῆες, d. h. die Schiffer über den Sund) über das Meer geführt hatten (187). Auch hier war sich der Dichter der weiten Entfernungen nicht bewusst, er hätte sonst wohl die Hirten bedeutend später kommen lassen.

Was nun den P h i l o i t i o s betrifft, so war derselbe der Hirte über die Rinder des Odysseus Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ (υ 210). Der Name der Insel Kephallenia ist den Dichtern der Odyssee unbekannt, sie machten, wie oben erwähnt (S. 482), zwei Inseln daraus, Dulichion und Same, Κεφαλλῆνες ist vielmehr der Gesammtname der Unterthanen des Odysseus (ω 355, 378, 429, *B* 631, *Δ* 330). Unter diesen befanden sich nach *B* 635 auch Bewohner des Festlandes, und auch die beiden *B* 633 genannten Örtlichkeiten (Κροκύλεια und Αἰγίλιψ) verlegt Strabon auf das Festland von Akarnanien. Dass sich die Rinderherden des Odysseus auf dem Festlande (ἐν ἠπείρῳ) befanden, erwähnt Eumaios ξ 100, und ξ 97 wird das dunkle Festland der Insel Ithaka gegenübergestellt. Dass zum Reiche des Odysseus auch ein Küstenstrich des Festlandes gehörte, welchen Laërtes erobert hatte, berichtet der Dichter

ω 377 οἷος Νήρικον εἷλον, ἐυκτίμενον πτολίεθρον,
ἀκτὴν ἠπείροιο Κεφαλλήνεσσιν ἀνάσσων.

Nun ist die gegenüberliegende Küste des Festlandes etwa 40, die von Kephallenia nur 5 Kilometer von Ithaka entfernt, und deshalb hat man den Wohnsitz des Philoitios nach der nahen Insel verlegt. Dafür scheint allerdings die schon erwähnte Stelle zu sprechen

υ 187 πορθμῆες δ' ἄρα τούς γε διήγαγον, οἵ τε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅ τέ σφεας εἰσαφίκηται (vgl. π 228),

weil die Stadt Ithaka auf der Westseite gelegen war und ein häufiger (ich will nicht sagen regelmäßiger) Verkehr zur See doch wohl eher zwischen Ithaka und Kephallenia, als zwischen dem Festland und Ithaka stattfand, denn Philoitios muss ja wohl öfter in die Lage gekommen sein, den Freiern Schlachtvieh nach Ithaka zu bringen. Dieser Annahme steht aber ein gewichtiges Bedenken gegenüber. Same gilt nämlich bei Homer (α 246, ι 24, π 123, τ 131) überall als Insel, und von einer Insel gebraucht Homer an keiner Stelle das Wort ἤπειρος, sondern 1. in der Bedeutung „B i n n e n l a n d“ im Gegensatz zur Küste (ι 49), 2. in der Bedeutung „F e s t l a n d“ im Gegensatz zu den Inseln (ν 235, ξ 97, 100, σ 84, 115,

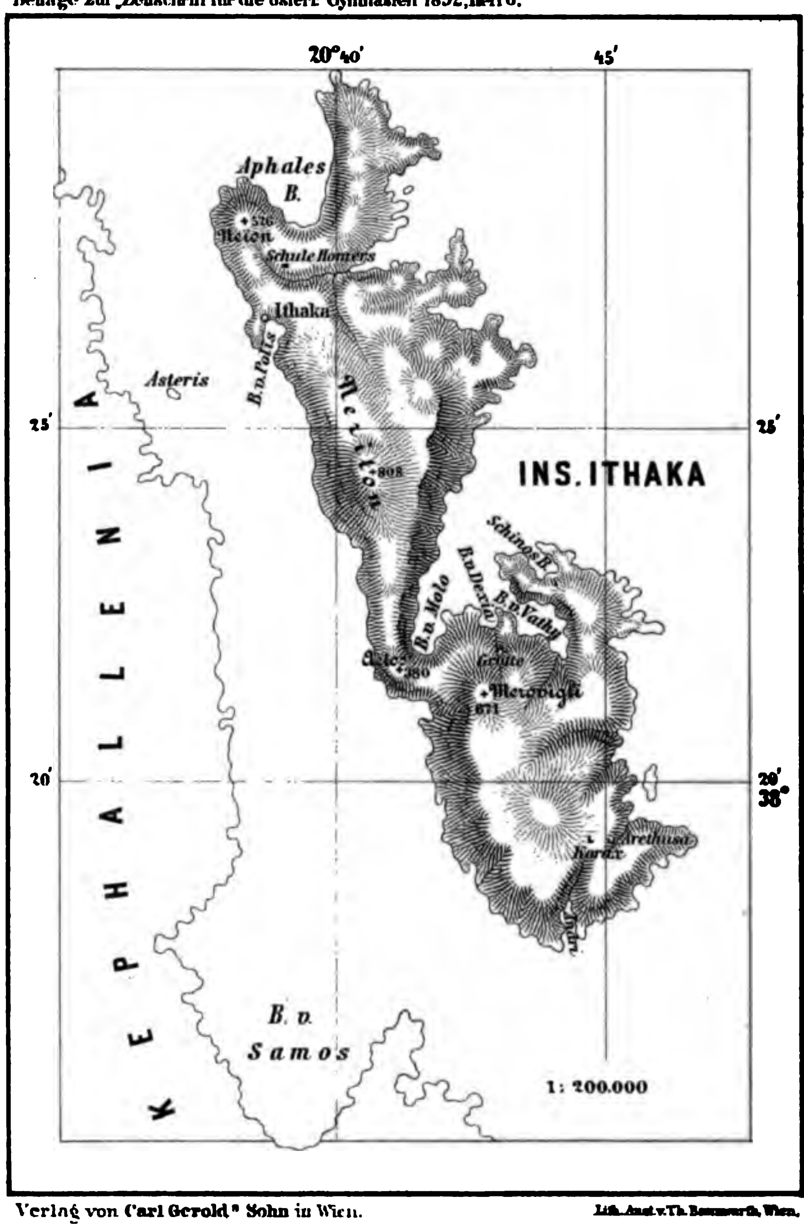
φ 109, *ω* 378, *B* 635), 3. in der Bedeutung „Land" im Gegensatz zum Meere, und zwar sowohl vom Festland (*α* 162, *γ* 90, *ι* 73, 85, 485, 496, *ξ* 136, *ψ* 236, *Α* 485), als auch von Inseln (*ε* 56, 348, 350, 399, 402, 438, *κ* 56, 403, 423, *ν* 114, 116, *π* 325, 359, 367).

Es bleiben nunmehr nur zwei Örtlichkeiten zu bestimmen übrig, nämlich in Ithaka die Stelle, wo Odysseus von den Phaieken ans Land gesetzt wurde, und die kleine Insel Asteris. Für den Phorkyshafen (*ν* 96—112, 345—351) halten Partsch und Menge den Hafen von Váthy, Gell die Bucht von Dexiá, jedenfalls ist derselbe an der nördlichen Küste der Südhälfte zu suchen. Dort befand sich der Ölbaum (*ν* 122, 346) am Ende der Bucht, dort die Nymphengrotte, von dort aus erblickte Odysseus das waldige Neritongebirge (*ν* 351), die sich weithin erstreckenden Fußsteige, die überall zum Landen geeigneten Häfen und die steilen Felsen (*ν* 195). Nun erklärt Strabon auf das Bestimmteste, dass auf Ithaka überhaupt keine Grotte existiere, und hält dieselbe für ein Phantasiegebilde des Dichters. In neuerer Zeit aber hat Gell in der Nähe des Hafens von Dexiá eine kleine Höhle entdeckt, welche von Menge (S. 19 und 30) ganz bestimmt für die Nymphengrotte erklärt wird. Dieselbe wird beschrieben als eine Stalaktitenhöhle von etwa 15 *m* Durchmesser und 17 *m* Höhe mit einem kleinen Vorraume, in den eine unregelmäßige Öffnung von nicht ganz 2 *m* Höhe und $^1/_2$ *m* Breite hineinführt. Oben in der Decke der größeren Höhle befindet sich eine kleine Öffnung, in der man den Eingang für die Götter (*ν* 111) wiederzuerkennen glaubte. Gewandartige Stalaktitenbildungen finden sich dort ebenso wie in anderen derartigen Grotten. Wenn dem Dichter diese Grotte bekannt war, so muss man unbedingt annehmen, dass er bei der Beschreibung derselben seiner Phantasie den weitesten Spielraum gelassen habe. Jeder, der die Stelle unbefangen liest, denkt bei den beiden Thüren, von denen die eine nach Norden, die andere nach Süden gelegen ist (*ν* 110, 111), an zwei Eingänge in nahezu entgegengesetzter Richtung, nicht aber an einen horizontalen und verticalen. Des Dichters Phantasie muss nebenbei die Grotte nicht unbedeutend vergrößert haben, vgl. *ν* 363 *μυχῷ ἄντρου θεσπεσίοιο*, *ν* 367 *μαιομένη κευθμῶνας ἀνὰ σπέος*, worin fast jedes Wort die Größe der Höhle erkennen lässt, denn in einem engen Raume ist bald Umschau gehalten. Auf den Plural *ἐν σπήεσσι* *π* 232 will ich nicht einmal ein besonderes Gewicht legen.

Für die kleine Insel Asteris (*δ* 671, 844—847, *π* 365) eignet sich nur das einzige Inselchen Daskálio, etwas südlich zwischen den Buchten von Polis und Dolicha (auf Kephallenia) gelegen. Von dort war es leicht möglich, die Meerenge zwischen beiden Inseln zu bewachen. Ob der dortige Hafen die *δ* 847 erwähnte Eigenschaft besitzt, darüber finde ich nirgends eine Angabe.

Linz, den 2. Mai 1892. J. La Roche.

Beilage zur „Zeitschrift für die österr. Gymnasien" 1892, Heft 6.



Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Lith. Anst. v. Th. Bannwarth, Wien.



Zur Erklärung einiger Vergilstellen.

Aen. VI 472 ff.

Tandem corripuit sese atque inimica refugit
in nemus umbriferum, coniunx ubi pristinus illi
respondet curis aequatque Sychaeus amorem.

Alle Erklärer fassen, soweit mir bekannt ist, diese Stelle so auf, als kehre Dido jetzt zu ihrem ersten Gatten zurück, der ihr „mit gleicher Leidenschaft" entgegenkomme und ihre Liebe „teile". Ja, Gebhardi setzt hinzu: „Die Vereinigung der Dido mit ihrem Gatten muss als ein Act des Mitleids der Richter der Unterwelt angesehen werden" usw.

Wie man nur dem Dichter eine solche Geschmacklosigkeit zuschreiben konnte, dass er in die Stätte der Liebessehnsüchtigen eine Komödie versetzt hätte, in der „sie sich kriegen"! Aber sehen wir von der ästhetischen Betrachtung ab, über die ja am allerwenigsten eine Einigung erzielt werden kann, und versuchen wir's mit einer philologischen Erklärung!

Heißt denn curae „Leidenschaft"? Nein. Stellen, wie IV 1 regina . . saucia cura; 652: meque his exsolvite curis, zeigen hinlänglich, welche „Sorgen" gemeint sind; — es ist der „Liebeskummer". Wenn also von Sychaeus gesagt wird: illi respondet curis, so bedeutet dies entweder: „Er antwortet ihrem Kummer", d. h. er jammert wie sie, oder: „Er entspricht ihrem K.", i. e. sein K. ist ebenso groß wie der Didos; wie solche Brachylogie oft vorkommt. Welche Deutung ist vorzuziehen? Der Zusammenhang zeigt das deutlich.

Dido hat Sychaeus die Treue gebrochen; daher seine curae in der Unterwelt, zumal da er in den campi lugentes, so lange sie noch unter den Sterblichen weilte, sich in Sehnsucht um sie verzehrte [1]). Schon weil sie im Leben auseinandergerissen wurden, sind sie auch im Tode geschieden; jetzt ist umsoweniger an eine Wiedervereinigung der beiden zu denken. Will man nun sich laute Klagen vorstellen, so würden die seinigen, so zu sagen, das Echo der ihrigen (respondet) bilden. Aber nirgends ist von v. 444 an von solchen die Rede. Im Gegentheile heißt es von Dido

v. 470: Nec magis incepto vultum sermone movetur,
Quam si dura silex aut stet Marpesia cautes.

Dieser starren, finsteren Schwermuth entsteigt kein Seufzer, viel weniger eine laute Klage. So bleibt uns nur die zweite Bedeutung übrig: „Sein Leid ist dem ihrigen gleich". Diese ergibt sich auch aus dem parallelen [2]) Zusatz: aequatque amorem; das heißt: „Er kommt ihr an Liebe, i. e. Liebessehnsucht gleich". — Die richtige Übersetzung lautet also: „Endlich raffte sie sich auf und

---

[1]) v. 444: curae non ipsa in morte relinquunt.
[2]) In Vergils Manier.

flüchtete finster zurück in den schattigen Hain, wo ihr früherer Gatte S. gleiches Leid wie sie trägt und ihr an Sehnsucht gleichkommt".

Aen. VI 548 f.

> Respicit Aeneas subito et sub rupe sinistra
> Moenia lata videt triplici circumdata muro.

Ladewig und alle nachfolgenden Erklärer sind der Ansicht, Äneas gewahre, während er sich noch einmal nach dem Freunde umsehe, den Tartarus. Auch Gebhardi scheint nichts anderes zu meinen, wenn er sagt: „auf der rechten Straße, die nach griechischer Ansicht die Glück bringende ist". Allein die Sibylla hat ja soeben (v. 541), vorwärts deutend, gesagt:

> „Dextera (scil. via) quae Ditis magni sub moenia tendit,
> hac iter Elysium nobis; at laeva malorum
> exercet poenas" cet.

Äneas hätte also beim Rückwenden nach Deiphobus den Tartarus zur rechten gehabt. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Er hat eben noch mit dem Freunde gesprochen und sicher beim Scheiden ihm nachgesehen. Jetzt wendet er sich um, in der Absicht, seiner Führerin zu folgen, und erblickt natürlich links von dem Wege zu den Wohnungen der Seligen die Stätte der Verdammten.

Aen. VIII 143 f.

> His fretus non legatos neque prima per artem
> temptamenta tui pepigi.

Man erklärt die Stelle gewöhnlich so, dass man *per* auch zu *legatos* sich ergänzt. Eine Präposition über ein neque rückwärts wirken zu lassen, ist aber ein grammatisches Unding. Dazu braucht man jedoch nicht zu greifen. Wir haben es einfach mit einem Zeugma zu thun; ob man sich constitui oder misi zu legatos denkt, ist einerlei; legati und andere künstliche [1]), i. e. diplomatische einleitende Versuche, sagt Äneas, habe er dem Evander gegenüber verschmäht und erscheine persönlich bei ihm.

Aen. VIII 241.

Zu dissultant ripae ist zu vergleichen aus Goethe: „Der Damm zerreißt"; dann braucht man all die verdrehten Deuteversuche der Herausgeber nicht.

Aen. VIII 626 ff.

Erschrick nicht, verehrter Leser! Es soll Dir nicht die Zumuthung gemacht werden, des Äneas Schild aufs neue zu con-

---

[1]) per artem ist schon durch die Stellung als Attribut gekennzeichnet.

struieren und in die septenos orbes am Ende Dich selber zu verwickeln. Trotz des letzten Versuches von Brandes [1]), die prophetischen Bilder auf die sieben Ringe zu vertheilen, halte ichs mit Plüss [2]), der, seine eigene Wiederherstellung zerstörend, nachweist, dass der Dichter nach den Gesetzen seiner Kunst weder sich selbst eine räumliche Vorstellung habe machen müssen, noch in den Hörern ein Bild davon hervorzurufen die Absicht gehabt habe.

Aber eine andere Betrachtungsweise wird vielleicht manchen Punkt aufhellen, der meines Wissens bisher noch nicht beachtet worden ist. Ein Blick auf die nachfolgende Disposition wird dies klar zeigen.

v. 625—629: Allgemeine Inhaltsangabe: Die künftigen Geschicke des römischen Volkes.

v. 630 ff. Die Einzelheiten:

I. Urgeschichte und Königszeit:

1. Wölfin mit den Jungen (630—634);
2. Raub der Sabinerinnen und dadurch erfolgter Krieg (635 bis 638);
3. Friedensfest (639—641);
4. Mettus Fuffetius (642—645).

II. Republikanische Zeit:

1. Porsenna (Cocles, Cloelia) (646—651);
2. T. Manlius und die Gallier (652—662);
3. Friedensfest (663—666);
4. Catilina — Cato in der Unterwelt (666—670).

III. Kaiserreich:

1. Schlacht bei Actium (671—704 [3]);
2. Flucht (704—710);
3. Nil (711—713);
4. Friedensfest (714—728): Triumph des Augustus und Huldigung der unterjochten Völker.

Welche Ereignisse hat der Dichter aus der Fülle der römischen Geschichten herausgegriffen? Nur solche, bei welchen die Existenz der Stadt auf dem Spiele stand. — Die Aussetzung der Zwillinge bedrohte deren Gründung; die Kriege mit den Sabinern, mit Porsenna und mit den Galliern hatten allemal die Einnahme

---

[1]) Jhrb. f. Phil. u. Päd.[1] 1890, S. 141 ff. Am wenigsten befriedigt es mich, dass Brandes auf dem äußersten Rande den Tartarus anbringt. Welche Menge von Bildern der Verdammten und der Seligen müsste man bei dem ungeheueren Umfange des Schildes annehmen! Und wer bürgt uns dafür, dass der Blick des Aen. dann gerade auf Catilina und Cato fiele? Zudem stünde das alles hart neben dem Ring mit dem Triumphzuge des Augustus, — also wohl ein Memento mori für diesen!

[2]) Plüss, Verg. und die ep. Kunst, S. 320 ff.

[3]) Das Meer mit seinen Bewohnern als ein besonderes Bild anzunehmen ist ganz verkehrt; v. 675 f. sagt Verg. ausdrücklich: *in medio* classes . . cernere erat; d. h. doch wohl in m. *mari.*

der Stadt in ihrem Gefolge; in der Schlacht bei Actium handelte es sich um den Bestand der römischen Herrschaft über den Orient. Aber auch der Verrath des äußeren Feindes Mettus, des inneren Feindes Catilina, der Treubruch der verbündeten äußeren und inneren Feinde, Antonius und Cleopatra, hätten Rom das Verderben bringen können. Alle diese Gefahren werden jedoch glücklich bestanden; der Friede folgt jedesmal dem entsetzlichen Kampfe und die Friedensstörer und Verräther erreicht die verdiente Bestrafung.

Warum Vergil gerade diese Marksteine der römischen Geschichte wählte, ist klar. Dem den Schild betrachtenden Äneas konnte es nicht entgehen, dass der Grundgedanke durch die ganze Bilderreihe sich zog: Aus allen Nöthen hilft Tapferkeit und Götterbeistand. So konnte auch er hoffen den ihn rings umdräuenden Sturm zu überstehen und Trost schöpfen aus den „dunklen" Prophezeiungen, die seine wandernden Blicke trafen.

Andererseits diente gerade diese Gruppierung dem zeitgenössischen Hörer zur besonderen Erhebung. In den Abschnitten I und II hatte nach der friedlichen Zeit (3) stets wieder eine Störung der Ruhe stattgefunden; wie ganz anders jetzt! Der Vernichtung des Antonius war der Weltfriede gefolgt; wenn die bisher unbezähmten Völker des Nordens, Südens und Ostens dem Friedefürsten Octavian ihre Huldigung darbringen, wer soll dann noch an des Reiches Grundfesten rütteln können? — Sollte aber dennoch jemand Verrath zu spinnen wagen, so steht eine deutliche Warnung am Schlusse der beiden ersten Gruppen: der zeitlichen und ewigen Strafe ist er verfallen.

Nürnberg. Dr. Reichenhart.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreiches. Mit Beiträgen zur Kenntnis des griechischen Rechtes und der spätrömischen Rechtsentwicklung. Von Dr. Ludwig Mitteis, Professor der Rechte an der k. k. deutschen Univ. zu Prag. Leipzig, B. G. Teubner 1891, 8°, 560 SS.

Ein echt historischer Gedanke beherrscht dieses Buch. Wenn nämlich nicht zu bezweifeln ist, dass die heimischen Rechte der östlichen Provinzen des römischen Reiches, namentlich soweit diese griechische Cultur aufgenommen haben, eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht haben, mit dem Culturleben der betreffenden Nationen aufs innigste verwachsen waren und das bürgerliche Leben, dem sie ihr Dasein verdankten, wieder bedingt haben, so ist es unmöglich, dass mit der Reception des römischen Rechtes jede Spur heimischer Rechtsordnung getilgt wurde, dass die nationalen Rechtsgewohnheiten ohne jeden Kampf dem römischen Rechte Platz gemacht haben. Vielmehr müssen die übereinander und zum Theil durcheinander liegenden Culturschichten des heimischen und römischen Rechtes erkennbar auseinander gehalten werden können. Dass diese Scheidung nothwendig ist, wird jeder empfunden haben, der welcher größeren Culturerscheinung immer aus der Zeit des römischen Einflusses in den östlichen Ländern nachgegangen ist. Der Kampf der beiden Culturen beschränkt sich nicht auf das Gebiet des Privatrechtes, er ist deutlich wahrnehmbar auch auf dem des Staatsrechtes, obgleich hier die factischen Machtverhältnisse eine größere Rolle spielen und daher die Verdunkelung des heimischen Rechtes vielleicht rascher, aber kaum intensiver eingetreten ist. Er ist aber auch auf anderen Culturgebieten vorhanden, wo er nicht immer mit dem Sieg der römischen Cultur geendet hat. Für das Privatrecht will nun das vorliegende Buch den Kampf des überkommenen Volksrechtes mit dem decretierten römischen Reichsrecht zur Anschauung bringen und dabei die Wurzeln des Volksrechtes im griechischen Recht, dessen vollkommene Entwicklung in die hellenistische Zeit fällt, klarlegen.

Der vorausgesetzte Kampf der beiden Rechte wird aber umso bedeutungsvoller, je größer der Umfang und die Bedeutung des griechischen Rechtes sind. Wenn dieses eine Welt für sich, in seiner localen Mannigfaltigkeit dennoch einheitlich, bei aller Trennung zusammenhängend war, so stieß das recipierte römische Recht auf eine Culturmacht von nicht nur innerlicher oder ideeller Größe, sondern auch von bedeutender äußerer Ausdehnung, die nach dem Grade der vorausgegangenen Hellenisierung barbarischer Rechtsgebiete gemessen werden kann. Einheitlichkeit und Ausbreitung des griechischen Rechtes nachzuweisen, ist dem Verf. vollkommen gelungen. Die Einheitlichkeit ergibt sich aus der durchgehends agnatischen Ordnung der Familie und des Erbrechtes, der Allgemeinheit der Geschlechtsvormundschaft, der Gleichheit des Testamentes, des Eigenthumsbegriffes und -processes, der Allgemeinheit des Institutes der Kaufhelfer, der *συγγραφή*, der Conventionalstrafe des Doppelten und Anderthalbfachen, welche ich, beiläufig bemerkt, aus dem Strafduplum im Falle der Gewaltanwendung erkläre, und aus anderen Rechtsinstituten. Die Ausdehnung des Geltungsgebietes aber dieses einheitlichen griechischen Rechtes wird schlagend aus den Rechtsordnungen barbarischer Landestheile, am schönsten auf ägyptischem Gebiet nachgewiesen, wo der Kampf des hellenischen mit dem nationalägyptischen Recht in den Zeiten der Ptolemäer und der dreifache Kampf dieser beiden Rechte mit dem römischen in der Kaiserzeit ausgefochten wurde. Obgleich der Verf. hier auch schon einen großen Theil der neuen Papyrusschätze zum Theil durch die Hilfe Wesselys benutzen konnte, harrt doch noch viel unpubliciertes Material des Bearbeiters, welches zweifellos von Bedeutung für die hier behandelten Fragen ist. Einschneidend ist endlich der Nachweis, dass im syrischen Rechtsbuch ein großer Theil der Abweichungen vom römischen Recht auf dem Fortbestehen nationalen hellenisierten Rechtes begründet ist. Damit ist auch die seit Alexander dem Großen stetig fortschreitende Entwicklung eines kosmopolitischen hellenistischen Rechtes dargethan, welches ein Culturfactor wurde, dessen Lebenskraft das Eindringen römischen Rechtes überdauerte. Zur Uniformierung und damit zur kosmopolitischen Stellung des griechischen Rechtes trug aber wesentlich das seit alter Zeit bestehende System gegenseitiger Rechtshilfe in den griechischen Staaten bei; die Entsendung von Richtern aus einer Stadt in die andere, die Adoption fremder Gesetze, die Schaffung neutraler Schiedsrichterinstanzen (*ἔκκλητος πόλις*), die Symbolieverträge, die Verbürgung gegenseitiger Rechtshilfe führten zur Ausgleichung der territorialen Verschiedenheiten des griechischen Rechtes und ebneten den Boden für seine allgemeine Geltung im Osten des römischen Reiches.

Den Ausführungen dieser durchschlagenden Gedanken ist der erste Theil des treffliches Buches gewidmet. Der zweite Theil geht von der Betrachtung der Rechtsverhältnisse in der östlichen

Reichshälfte bis zur Constitutio Antonina aus. Während einerseits festgehalten wird, dass das locale Recht in den civitates liberae ungeschmälert fortlebte, ergibt sich andererseits, dass auch in den unterthänigen Städten mit einer gewissen Mäßigung und unter Schonung der bestehenden Rechtsgewohnheiten verfahren wurde. In einer Reihe privatrechtlicher Institutionen auf dem Gebiete des Ehe- und Familienrechtes wird das Fortbestehen griechischen Rechtes bis in die Kaiserzeit nachgewiesen. Während also die constitutio Antonina die localen Rechte zerstören will und diese nur factisch auch in der Zeit nach Caracalla in einzelnen Spuren fortleben, wir also den Kampf des depossedierten, aber epichorischen Rechtes gegen das aufgedrungene verfolgen können, hat vor der constitutio Antonina das heimische Recht seinen legitimen Bestand und das römische oder Reichsrecht muss sich seinen Boden erst erkämpfen. Dies geschieht hauptsächlich durch Ausdehnung der römischen Gesetze auf das Geltungsgebiet des Reiches, was sich zunächst in den Rechtsstreiten von Peregrinen mit römischen Bürgern oder von Peregrinen verschiedener Herkunft zeigt, dann aber auch, indem das Reichsrecht subsidiär für die Lücken des epichorischen Rechtes eintritt. Aber ein weiteres Eindringen des römischen Rechtes war auch vor der constitutio Antonina durch die Erwerbung der römischen Civität seitens der Provincialen in größerem Umfange gegeben. Die Verleihungen der Civität an Soldaten und an hervorragende Peregrinen, sowie die Handelsniederlassungen römischer Bürger im Osten schufen eine Bevölkerung römischer Bürger, welche auf die Anwendung römischen Rechtes dringen musste. Schlagend beweist der Verf. aus den Rescripten der Kaiser wie aus epigraphischen Quellen, dass in der That solche Anwendungen vorgekommen sind, die Bestimmungen römischen Rechtes aber nicht selten in den Provinzen missverstanden und daher unrein, zum Theil getrübt durch epichorische Rechtsgewohnheiten zur Anwendung kamen. Durch die constitutio Antonina war die römische Civität auf das ganze Reich erweitert worden und das römische Recht wurde daher für alle Personalrecht, was es früher nur für eine beschränkte Anzahl von Personen gewesen ist. Damit war es aber in allgemeiner Geltung und das Provinzialrecht konnte nur subsidiär zur Anwendung kommen, während früher umgekehrt das römische Recht subsidiäre Geltung hatte. Auch für solche Rechtsstreite, bei denen es sich um geringwertige Dinge handelte, bestand eine Municipalgerichtsbarkeit fort, die das heimische Recht anwendete. Durch die Gegenüberstellung von Rechtsurkunden aus der Zeit vor und nach Caracalla wird die Richtigkeit dieser Annahmen durch das plötzlich auftauchende Eindringen römischer Rechtsformeln anschaulich nachgewiesen.

Dies ist möglichst kurz gefasst der Gedankengang des Werkes, welches in ausgezeichneter Weise einen Culturgang klargelegt hat, dessen Verständnis von hoher Bedeutung für die Auffassung einer der interessantesten Zeiten der Antike ist.

Mehr als eine Illustration zu diesen Beweisführungen ist der dritte Theil des Werkes, welcher die patricularistischen Rechtsgewohnheiten der griechischen Reichshälfte in der Kaiserzeit behandelt und damit einen der wertvollsten Beiträge zur Kenntnis des griechischen Rechtes überhaupt bietet. Namentlich sind hier von Bedeutung die Feststellungen über das griechische Dotalrecht, weil hier zum erstenmal klar ausgesprochen wird, was die Inschriften lehren, dass die Mitgift im griechischen Recht Eigenthum der Frau ist, bei der Auflösung der Ehe nicht an den Vater zurückfällt und zugleich für die Tochter eine Erbabfindung bedeutet. Dies wird als feststehende Norm ebenso im Gesetz von Gortyn wie in Papyrusurkunden des II. Jhdts. erwiesen und aus kaiserlichen Rescripten wird gezeigt, dass diese Rechtsgrundsätze auch nach der Reception des römischen Rechtes bei den griechischen Provincialen festsaßen und zu mannigfachen Recriminationen, aber auch zu Modificationen des römischen Rechtes Anlass gaben. Die Zähigkeit der griechischen Rechtsvorstellungen wird durch den dauernden Bestand eines Theiles dieses Dotalrechtes klargemacht und durch die interessante Thatsache illustriert, dass im modernen Griechenland noch am Anfang unseres Jahrhunderts als Gewohnheitsrecht galt, dass die Mitgift zugleich Erbabfindung für die Tochter sei. Ferner wird die donatio propter nuptias als ein Mischinstitut des römischen donum nuptiale, welches bloß den Wert eines Hochzeitsgeschenkes des Mannes an die Frau hat (pretium pudicitiae), und der orientalischen *δωρέα,* einer Witwenversorgung, mit Gründen erwiesen, welche ein helles Streiflicht auf die Bedeutung einzelner Rechtsquellen, besonders den hellenistischen Charakter des syrischen Rechtsbuches werfen. Das Intestaterbrecht des letzteren, welches ein wesentlich agnatisches ist, wird gleichfalls als griechisch erwiesen, hauptsächlich durch die Übereinstimmung mit dem attischen Intestaterbfolgegesetz, welche sich in der Parentelenordnung und im Grundsatz *κρατεῖν τοὺς ἄρρενας* und in dem Notherbrecht der Kinder äußert. Nicht minder lehrreich ist die Parallele zwischen römischem und griechischem Freilassungsrecht und die Erklärung einzelner Neuerungen des Kaisers Constantin auf diesem Gebiete aus der Anlehnung an griechische Rechtsgewohnheiten.

Eine eingehende Behandlung erfahren die Executivurkunden und Executionsmittel. Der Zusatz *καθάπερ ἐκ δίκης* in griechischen Darlehensurkunden verbürgt dem Gläubiger die sofortige Execution bei Zahlungsversäumnis. Diese Clausel findet sich in der ganzen vorrömischen Zeit angewendet und ist ein Beweis dafür, dass alle diese Urkunden als Executivurkunden anzusehen sind. Aber selbst in der Kaiserzeit begegnen uns auf ägyptischen Papyri eine Reihe solcher mit der Executionsclausel versehener Urkunden und zwar nicht bloß auf Darlehensverträge beschränkt und bis ins VI. Jhdt n. Chr. reichend, und im syrischen Rechtsbuch ist ebenfalls ein außergerichtliches Pfandrecht, das sich auf eine Urkunde

stützt, bezeugt. Diese Execution kann im griechischen Recht eine Real- oder eine Personalexecution sein. Die letztere gab es zweifellos; dass sie aber in historischer Zeit auf griechischem Boden in der Form der Schuldknechtschaft vorgekommen sei, scheint mir eine unbewiesene Annahme des Verf. Wir kennen Schuldarrest als eine Form der Personalexecution, aber Schuldknechtschaft ist nach dem V. Jhdt. thatsächlich nicht mehr nachweisbar. Die falsche Unterscheidung von *ἐξελεύθερος* und *ἀπελεύθερος* kann ebensowenig die Schuldknechtschaft beweisen, wie formelhafte Wendungen der Contracte, die sich zudem noch auf Schuldhaft beziehen können. Es ist keine ungerechtfertigte Verallgemeinerung attischen Rechtes, wenn man annimmt, dass, wenn am Beginn des VI. Jhdts. in Athen das *δανείζειν ἐπὶ σώμασι* verboten wurde und nicht mehr aufkam, im Laufe des V. Jhdts. auch im übrigen Hellas die Schuldknechtschaft erstarb.

Sehr interessant sind die Ausführungen über die *συγγραφή*, welche jedoch wesentlich schon früher vom Verf. in einem Aufsatze in der Ztschr. f. Priv. u. öff. Recht behandelt wurde. Die *συγγραφή* wird als ein Litteralcontract erwiesen, der auch in der That in der hellenistischen Zeit die nationalökonomische Rolle unseres Wechsels spielte.

Einige Miscellen aus dem Vermögensrechte und eine kurze Betrachtung über die Fiscalmulten bilden den Schluss des Werkes, dessen reicher Inhalt in einem kurzen Referate auch nicht annähernd wiedergegeben werden kann. Die Alterthumswissenschaft kann es nur mit dankbarer Freude begrüßen, dass von juristischer Seite den Fragen des griechischen Rechtes mit solchem Erfolge nahegetreten wird, wie hier. Das Werk gehört sicherlich zu denjenigen, welche nicht nur selbst obschwebende Fragen lösen oder der Lösung näher bringen, sondern auch fördernd anregen zu einer Thätigkeit auf einem bisher allzusehr vernachlässigten Gebiet.

Wien. Emil Szanto.

Commentar zu Homers Odyssee von J. La Roche. II. Heft. Ges. VII—XII. Wien-Prag-Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag 1892. 106 SS.

Homeri Odyssea in usum scholarum ed. J. La Roche. Pars II, Odysseae XIII—XXIV. Ebenda 1892. 206 SS.

Die Textausgabe, die La Roche im Verlage von Tempsky-Freytag erscheinen lässt, ist abgeschlossen; der Commentar dazu ist bis zur Hälfte der Gesänge gediehen. Zu dem 2. Hefte dieses Commentars (Anmerkungen auch kritischer Natur zu den Gesängen VII—XII enthaltend), seien einige Bemerkungen vorgebracht.

Vielfach weicht La Roche von Ludwich ab; das Verzeichnis, welches im ersten Hefte des Commentars Vorw. IV für die ersten zwölf Gesänge gegeben wurde, reicht nicht aus für die Varianten

der Lesung. Auch Vermuthungen anderer sowie des Verf. werden mitgetheilt, wenn dieselben zur Besserung der Lesart beitragen. In dieser Richtung ist ein Einspruch kaum zu erheben, denn La Roche ist weit entfernt von eingreifenden Änderungen, wie solche sonst vielfach in neuerer Zeit beliebt worden sind; aber dass die homerischen Gedichte so wie andere Texte Störungen erfahren haben, muss doch jeder anerkennen. Gewisse Vermuthungen stehen nur aus methodischen Gründen unter dem Text statt im Text.

Die erklärenden Noten sind in den überwiegend meisten Fällen gut gefasst und anregend. Gelegentlich wäre eine größere Ausführlichkeit doch am Platze, da die Odyssee ja mit vorgeschrittenen jungen Leuten gelesen wird. Einzelnes sei herausgegriffen zur Erörterung: *ϑ* 99 wird *συνήορος* mit *συναείρω* in Verbindung gebracht; an sich richtig, aber *ἀείρω* kennt man hauptsächlich in anderer Bedeutung, es wäre also gut gewesen, auf lat. ser-o zu verweisen. Die Stelle *ϑ* 564, wo La Roche nach *τόδ'* interpungiert und *ὥς* relativ fasst, kann noch nicht als aufgeklärt gelten. Der Schaden liegt hier eben tief, wie sich jeder aus den übrigen Commentaren und aus den Scholien überzeugen kann. Zu *ι* 410 hätte man über das *μή* mit dem Indicativ eine Bemerkung erwartet. *ι* 425 ist die Parallele *οἴιες* und *αὐίαχοι* falsch; man würde dann *οὔιες* erwarten, was auch das ursprüngliche ist und woraus nach dem Recepte der *ἐπέκτασις* über *ὄϊες*, *οἴϊες* geworden ist. — *κ* 42 ist *κενέας σὺν χεῖρας ἔχοντες* übersetzt: „alle zusammen mit leeren Händen". Diese Übersetzung dürfte an den Sprachgebrauch doch keinen Anhalt haben und La R. fügt keine Silbe weiter hinzu. *κ* 322 ist *ἀπήιξα* nur zu erklären im strengen Zusammenhalt mit 295, wo *ἐπαΐξαι* an derselben Versstelle erscheint. Von den Stellen, die La R. citiert, ist keine passend, denn *ϑ* 224, *κ* 520, *λ* 28 haben wir Dativ-ῑ; *ν* 213 ist kritisch unsicher; *ι* 366 ist starke Interpunction vorhanden; man kann sich wundern, dass *κ* 42 nicht erwähnt ist. Sonderbar ist die Lesart *καὶ ἐπ' αἰνῆς* statt *ἐπαινῆς* *κ* 491; Begründung ist nicht beigefügt, so dass man über die Meinung La R. im unklaren bleibt. Nachdem so das Auffallendste hervorgehoben ist, sei auch dieser Theil des Commentars als brauchbar und anregend bezeichnet.

Brünn. Gottfr. Vogrinz.

Zum bellum Alexandrinum von Gustav Landgraf. Aus den Comment. Woelfflinianae S. 17—21.

Das bellum Alexandrinum und der codex Ashburnhamensis von Dr. phil. Gustav Landgraf. München 1891.

Beide Abhandlungen gehören zusammen; die zweite setzt die erste fort. L. führt hier seine sprachlichen Untersuchungen über

die Verfasserfrage des b. Alex. auf Grund des Cod. A fort.[1]) Diese Handschrift gehört zwar in die Reihe der β-Classe, aber sie hat, weil sie die älteste ist, einen mehr ursprünglichen Wert nicht nur bezüglich des Textes, sondern auch besonders bezüglich des Formellen und Orthographischen.[2])

An wichtigen Lesarten, die wohl mit der Zeit werden in den Text aufgenommen werden müssen, führe ich an: 4, 2 hic für is der Herausgeber. Übrigens führt auch his in T und is in V mit der Rasur éines Buchstaben vor is auf hic. — 5, 4 u. 6, 1 muss mit A und der β-Classe — und hier liegt ein gewichtiger Grund für den besonderen Wert der deteriores — specibus aufgenommen werden. Vgl. auch L.s Literaturnachweise und Bemerkungen zur lat. Schulgrammatik. Bamberg 1891, S. 12. Schmalz-Wagener, Lat. Schulgr. Bielefeld-Leipzig 1891, §. 40 haben die Form auf -ubus unter den Strich verwiesen mit dem Vermerk 'Dichter und spätere Schriftsteller'. — Sehr interessant ist 19, 3 die Form des pass. Inf. Fut., die A so überliefert: sublatuiri. Sie steckt auch in sublaturi des Palat. und Lov., wieder ein Beleg für die Wichtigkeit auch dieser Hss.; überhaupt hat L. eine große Verwandtschaft zwischen A und Lov. nachgewiesen. Die Arbeit einer Nachcollation der deteriores und deterrimi kann uns also nicht erspart werden. Der Leidensis ist bereits von Wölfflin verglichen worden, der Vindob. Nr. 95 für das b. c., afr., Alex. u. Hisp. von mir. Das b. Hisp. ist im Anhange des 4. Heftes dieser Zeitschrift veröffentlicht worden. Auch G. Karo hat, wie ich im Arch. f. Lex. VII 601 lese, eine bisher unbenutzte Hs. des XI. Jhdts. zu vergleichen begonnen, so dass also allmählich ein sicherer Untergrund für eine Neuherausgabe der kleineren Schriften geschaffen wird.

Doch um wieder auf unseren Inf. auf -uiri zu kommen, so hat ihn unlängst J. Schmalz im Cic. nachgewiesen (N. J. B. 1892, S. 79 f.) und für die Späteren ist der Aufsatz von S. Brandt, Arch. II 349 ff. und III 457 nachzulesen. Und so dürfte es wohl über kurz oder lang zur Aufnahme dieser Form in unsere Texte kommen. — 26, 1 kann R. Schneider für die Aufnahme von civitatium in den Text auch A als Zeugen mitnehmen. — 42, 2 ist mit A und Lov. ad exercitum alendum herzustellen. Man vgl. auch exercitum alendos in UTV. — 44, 1 liest A richtig classe (V classē) und §. 4 maritumasque (V maritimasque), was wohl in den Text gehört. Ebenso steht es mit 65, 4, wo commoratur in A und 66, 1, wo praeficit in A trefflich zu den historischen Präsentien stimmt.

Mindestens des Nachdenkens wert sind folgende Stellen, die zugleich ein merkwürdiges Streiflicht auf die Sprache des b. Alex.

---

[1]) Vgl. meine Anzeigen in dieser Zeitschrift 1891, S. 207 ff. und über den cod. A Wölfflin in seiner Ausg. des b. Afr. p. VI sq. u. XIV sq.

[2]) Über das Orthographische ist Wölfflin a. a. O. p. XI zu vergleichen.

werfen: 9, 4 das ältere haec für hae; 28, 3 das ältere considerat für consederat; 43, 1 ausuque, was nebst A auch bessere Hss. haben; 68, 2 ist deinde im Sinne von denique beizubehalten (s. auch L. zur Rosciana 130), und endlich 43, 3 hat A mit UF das ältere hoc = huc aufbewahrt.

Ein besonderes Gewicht erhalten die Conjecturen und schwach beglaubigten Lesarten, die bisher von R. Schneider u. a. in den Text aufgenommen wurden, und die nunmehr durch A bestätigt werden. So 8, 3 Nipperdeys sustinere für -eri in β, 28, 3 rex, welches R. Schneider mit „schlechteren Hss." und auch andere aufnahmen, 32, 3 regum, was schon Stephanus vermuthete; 45, 3 findet sich Hoffmanns distentis, ebda. 4 iussit und 47, 2 penterem unam, was R. Stephanus verlangte.

Von sonstigen Vorschlägen L.s halte ich für beachtenswert: 25, 3 universam für unam; 25, 5 illi der codd. als die alte Locativform = illic zu fassen; 27, 6 will er prudentia constantiaque, consuetudine n. c. v., s. lesen, indem die zum Theil auch bei R. Schneider eingeklammerten Worte aus orientierenden Randnotizen, wie sie öfter in A vorkämen[1]), also hier etwa 'Virtutes Mithridatis. Alexandrinorum imprudentia.' in den Text gekommen seien; 33, 4 sei mit A und T regnum ohne imperium zu lesen, welch letzteres hinzugekommen sei, als regnum zu regum verdorben ward; 35, 5 glaubt L., dass in des cod. A Lesart silvestrem (V siluestrē)[2]) das von Aldus eingeschobene est stecke; das 45, 4 in A und Lov. fehlende parati sei „sogar überflüssig, denn im nächsten Satz heißt es ausdrücklich, *ordine disposita* magis Octaviana, *paratior* militum *animis* Vatiniana"; 78, 2 sei mit AUFT Bosphori im Texte zu belassen; übrigens deutet auch bosfori in V auf die erstere Lesart; endlich will L. 73, 3 mit A und V vallis statt valles schreiben; allein in V ist is aus es, wie es scheint, radiert.

L. macht auch auf passus nach milia aufmerksam und beklagt es, dass dieser Punkt in unseren Ausgaben fast gar nicht berücksichtigt würde. Für den cod. V gebe ich im Folgenden eine Zusammenstellung, und zwar habe ich die Stellen nach H. Meusels[3]) und E. Preuß'[4]) Lexicis aufgesucht. Die Zahl der Tausend lasse ich überall weg. Mille passus b. c. I 16, 2; II 39, 1; III 26, 4; 36, 2; 37, 2; 38, 1; 63, 4; b. Afr. 63, 1; 3; 65, 2; 76,

---

[1]) Im cod. V fand ich fol. 135[b] auf dem unteren Rande auch mors Pompeii zu b. civ. III 102_6—104.

[2]) V hat auch 29, 3 certarentur und 33, 1 ptolomeus, was bei R. Schn. und L. zu berichtigen sein wird.

[3]) Meusels Angaben Lex. s. v. passus col. 1013 sq. sind außerdem, soweit ich sie nicht in obigen Zusammenstellungen verbessert habe, noch richtig zu stellen: b. c. 1. 45. 5 hat V passus und ebenso 3. 66. 3 und 3. 72. 2

[4]) Nur b. Al. 59, 3 liest V IIII $\overset{or}{}$ $\overline{m}$ses pompeiū für milia passuum, eher aus falsch aufgelöstem $\overline{m}$. $\overline{p}$. entstand.

2; 78, 8; 79, 2; b. Hisp. 29, 1; 32, 6; 41, 4; dazu sex milium passus intervallo b. c. II 38, 3. — mille passibus b. c. I 54, 3; 61, 5; 65, 3; b. Afr. 63, 3. passibus — milia b. c. II 23, 2. — milia passus b. c. I 40, 1; b. Afr. 37, 4; b. Hisp. 7, 3 (passus duo milia). — mil passus b. Al. 72, 2; 73, 1; b. Afr. 10, 1; 12, 1. — mill passus b. c. III 97, 3; b. Al. 36, 3; b. Afr. 65, 3; 67, 3; 68, 1; 75, 1; 77, 4; b. H. 41, 5. — milia pass b. c. I 66, 4; b. Al. 29, 1; b. Afr. 77, 4 (milibus). — mil. pass b. Afr. 24, 1. — mil pass b. Afr. 24, 3. — milia passuum b. c. III 44, 3; mil passuum b. c. III 76, 3.

Möge der Verf. die nöthige Muße finden, um auch fernerhin die Cäsarstudien thatkräftig fördern zu helfen.

Czernowitz. A. Polaschek.

Ciceros Rede gegen Q. Caecilius. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Hachtmann. Gotha, F. A. Perthes (Bibl. Gothana) 1891. Preis 45 Pf.

Der Bearbeitung der IV. und V. Rede gegen Verres ließ H. die Erklärung der trefflichen *divinatio in Q. Caecilium* folgen, die als Einleitung in die Lectüre der Verrinen sich so sehr empfiehlt. Ganz nützlich ist es, wenn H. auch hier wieder schon im Text durch graphische Hilfsmittel, nämlich durch gesperrten Druck besonders betonter Worte den Schüler in der Auffindung des Sinnes unterstützt. In den Anmerkungen wurde weiters mit Recht auf die Gewinnung einer klaren Übersicht über den Aufbau und die Disposition der Rede ein besonderes Gewicht gelegt, und diese Gliederung der Rede wird auch, was sehr zu billigen ist, durch den Druck des Textes ersichtlich gemacht. — Gegen Form und Inhalt der Anmerkungen jedoch möchte Ref. einzelne Bedenken nicht unterdrücken. Es überwiegen in den Anmerkungen weitaus die Erklärungen grammatisch-stilistischer Natur, und diese Noten machen sich oft in recht aufdringlicher Weise breit. Wenn schon grammatische Erklärungen auch auf der Stufe, auf welcher diese Rede gelesen wird, für nöthig befunden werden, so hat dies sicherlich doch nur dann zu geschehen, wo wirklich dem Schüler über irgend eine Schwierigkeit hinweggeholfen werden soll. Die Erklärungen, welche auf dieser Stufe geboten werden, sollten den Schüler vielmehr vor allem zu einem klaren, vollen Verständnis des Inhaltes, des Sachlichen, dann aber auch zum Erfassen der Schönheit der Darstellung, der Kunstform anleiten. Diese rhetorische Analyse vermisst man freilich in den meisten Commentaren zu den Reden Ciceros. Aber eine ganz verkehrte Methode ist es jedenfalls, der Worte des Redners sich gleichsam nur als Handhabe zu bedienen, um an diese, wenn sie auch sonst einer Erklärung gar nicht bedürftig wären, einen bei den Haaren herbei-

gezogenen Excurs über Synonymik oder eine Betrachtung über irgend eine grammatische Feinheit zu knüpfen. So wird an mehr als einer Stelle in den Anmerkungen zu einer ganz und gar nicht auffälligen, grammatisch ganz normalen Construction an den Schüler die Frage gerichtet, ob und wie man wohl dasselbe grammatisch noch anders ausdrücken könnte, vgl. §. 6 'Welche andere Conjunction konnte für *et* stehen?' §. 61 'Welche Verbindung für *neque — neque* war ebenso gut zulässig?', vgl. §. 69, 70. Dergleichen zeigt ein entschiedenes Verkennen des Zweckes der Lectüre. Denn hiedurch wird das Interesse des Schülers ganz offenbar von wichtigeren Dingen abgelenkt und die Lectüre wieder nur, was sie nimmer sein soll, zu einer Dienerin der Grammatik herabgewürdigt. Und gewiss ist eine solche Art, den Autor zu behandeln, richtiger zu zerfasern, ganz darnach angethan, dem Schüler die Freude an der Lectüre gründlich zu verderben. Gar nicht zu billigen ist es auch, dass H. trotz der wiederholt von pädagogischer Seite dagegen geäußerten Bedenken dennoch in den Noten mit einer ganz ungewöhnlichen, geradezu lästigen Häufigkeit der Frageform sich bedient. Fragen, wie §. 1 'una steht hier in welchem Sinne?' (besonders schön!) oder §. 2 'diuturnus, wie von diutinus verschieden' u. v. a. finden sich auf jeder Seite und verfehlen doch ganz ihren Zweck. Auch werden nicht selten Dinge, die auf dieser Stufe längst bekannt sein sollten, mit einer Breitspurigkeit erörtert, dass darüber der Raum für Erklärung wichtiger Dinge verloren geht. So ist die ganze Anmerkung §. 23 zu *quod — adsentiare* überflüssig; das muss doch wohl dem Schüler endlich wohlbekannt sein, dass intransitive Verba ein neutrales Pronomen oder Zahladjectiv als inneres Object zu sich nehmen können. Ein kurzer Hinweis auf die Grammatik genügte allenfalls. Ebenso überflüssig ist §. 44 die Note, welche besagt, dass man nicht *etiam — non,* sondern dafür *ne — quidem* sage, oder das zu *valetudo* §. 16 Bemerkte, oder wenn Winke gegeben werden für die Übersetzung einer abgedroschenen Verbindung wie *oro atque obsecro,* was aus der Elementar-Stilistik längst bekannt sein muss. Da wäre mir schon ein Hinweis auf den Latinismus in Wendungen wie *his tot incommodis* §. 9 viel lieber, er wäre auch viel nützlicher gewesen. — Als unpädagogisch gefasst sind auch Anmerkungen zurückzuweisen von der Form §. 14 '*communicare cum aliquo* (nicht *alicui*!)', oder wenn ebenda in der Note zu *praesens* 'persönlich' vor dem spätlateinischen *personaliter* gewarnt wird, auf das der Schüler sonst zuverlässig gar nie — höchstens gerade durch die Anmerkung — verfallen könnte. Wohin käme man denn da, wenn neben dem Richtigen zugleich auch immer das Falsche dem Gedächtnis eingeprägt würde? Die Gefahr, dass gerade das Falsche sich ebenso fest oder noch fester als das Richtige dem Schüler einprägte und diesen nur beirrte, liegt doch gar zu nahe. Dereinst wurden allerdings Formen auf diese Weise gelehrt: rideo risi — nicht ridi! — risum. —

Ein sehr beträchtlicher Theil der Anmerkungen hätte erspart werden können, wenn nicht die bei der Erklärung einer und derselben Rede ganz gewiss überflüssigen und, wie es scheint, auf eine besondere Vergesslichkeit des Schülers berechneten ewigen Verweisungen auf früher Gesagtes stattfänden. So wird auf das §. 7 über *exterae nationes* Bemerkte noch §. 18, 63, 66 verwiesen, vgl. über *oportet* zu §. 3, 12, 13, 27. Das wirkt nur störend und war zusammenzufassen. Ähnliche Beispiele finden sich noch in großer Zahl. Aber während diese beständigen Berufungen und Verweisungen auf früher Bemerktes nur als eine wertlose Wichtigthuerei erscheinen, wäre es allerdings geboten gewesen, dass jene Noten zusammengefasst oder durch Verweisungen in Zusammenhang gebracht worden wären, aus denen sich die stilistisch immerhin relevante Thatsache ergibt, dass deutsche Substantiva im Lateinischen oft bloß durch Neutra der Demonstrativpronomina oder Adjectiva wiedergegeben werden, also die Noten zu §. 10 *haec duo*, §. 27 *quam multa* — hieher nämlich gehörte schon die Note, nicht erst zu den Worten *unum aliquod* im Folgenden —, §. 35 *illa contemnenda*. Das wäre viel nützlicher und instructiver gewesen. — Ich füge noch kurz einige Bemerkungen an, der Reihenfolge der Paragraphen mich anschließend. §. 5 hätte die Note zu *officium* 'Pflichtgefühl, Pflichteifer', wobei noch auf *veritas* 'Wahrheitsliebe', *gloria* 'Ruhmsucht' hingewiesen wird, auf dieser Stufe nicht nur weniger elementar gefasst sein, sondern auch die zusammenfassende und erläuternde Bemerkung enthalten sollen, dass viele lateinische Substantiva mit ursprünglich objectiver Bedeutung auch in subjectivem Sinne verwendet werden. — §. 12 enthält die Note zu *depopulatus esse*, welche sagt: *depop.* ist in der classischen Latinität stets Deponens, dagegen werden *populare* und *populari* (Deponens) nebeneinander gebraucht, eine saubere Flüchtigkeit. Die Anmerkung lehrt direct Falsches. — Ebenda ist sicherlich falsch die Bemerkung zu den Worten *non praeiudicium, sed plane iudicium iam factum putatur*, *plane* stehe attributiv zu *iudicium*, also *plane iudicium* 'ein endgiltiges Urtheil'. Der Gegensatz ist hier vielmehr nicht *praeiudicium* und *plane iudicium*, sondern *praeiudicium* und *iudicium*. *plane* aber gehört zum Verbalbegriff, wie auch wir sagen: 'gilt nicht als ein vorläufiges, sondern völlig und buchstäblich als ein Endurtheil'. — §. 23 hätte zu *suffragatur* bemerkt werden sollen, dass Cicero das Wort nie in der Bedeutung 'wählen, seine Stimme abgeben' gebraucht, sondern stets nur in dem Sinne 'jemandes Wahl empfehlen, befürworten'. — §. 37 zu den Worten *voce, memoria* etc. heißt es unrichtig: 'sagt Cicero ad Herennium', da die Schrift doch sicherlich dem Cicero nicht angehört. — Ganz überflüssig und wertlos ist die etymologische Erklärung von *infensus* durch das ungebr. *fendere* §. 42, ebenso wie bei den Haaren herbeigezogen erscheint §. 47 zu *continuo* die Unterscheidung der Synonyma *continuo* und *continenter*. Geradezu komisch

jedoch meines Erachtens ist — um dieses Beispiel gleich hier anzuschließen — eine Note §. 58 zu den Worten *patiar et concedam,* wo aus purer Sucht, Synonyma, die ja oft genug ganz promiscue gebraucht werden, haarspalterisch zu scheiden, Cicero, der sich doch auch über die Bedeutung der Wörter klar gewesen sein wird, corrigiert und ihm förmlich ein Vorhalt darüber gemacht wird, dass er statt der von ihm gewählten Verbindung *patiar et concedam* nicht vielmehr *non modo patiar — sed etiam concedam,* was viel 'bezeichnender gewesen wäre', gesetzt habe, denn *pati* bedeute 'geduldig geschehen lassen', *concedere* dagegen 'gestatten, erlauben'. Es ist wirklich recht bedauerlich, dass es Cicero nicht vergönnt war, einen Cursus über Synonymik bei Herrn Dr. Hachtmann zu hören! — Was soll die Note §. 47 zu *non deesse*: 'Litotes'? Ebenda zu *ornatissimus* ist die Angabe, dass *ornare* auch häufig 'ausstatten, reichlich versehen' heiße, ganz schief gefasst. Das ist vielmehr bekanntlich die Grundbedeutung. — §. 55 ist die Bezeichnung von *alieno incommodo* als unvollständ. *abl. abs.* abzuweisen. — §. 58 würde ich zur Illustrierung der Grundbedeutung von *defendere* 'wegstoßen' auch auf ein so charakteristisches, aus Cato Maior bekanntes Beispiel verweisen: *defendere solis ardores.* Ein Druckversehen fand ich S. 40 Anm. 1. Sp. Z. 7 v. u. *quidam* st. *quidem.* Falsche Worttrennung S. 27 Anm. 1. Sp. Z. 4 v. u. *dis|cipl.* und S. 44 Anm. Z. 4 v. o. *pro|dire.*

Ciceros Rede für L. Murena. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Julius Strenge. Gotha, F. A. Perthes (Bibl. Gothana) 1892. Preis 75 Pf.

Die rührige Verlagsbuchhandlung arbeitet unausgesetzt an der Ergänzung ihrer Sammlung von Schulcommentaren zu lateinischen und griechischen Autoren. Die Herausgabe dieses Bändchens wurde wieder der sorgsamen Hand Strenges anvertraut, der sich bereits durch Commentierung der Reden pro Archia, pro Ligario und pro Deiotaro ebenso als Kenner des Schulbedürfnisses wie als feinsinniger Interpret ciceronischer Reden gezeigt hat. Sehr einverstanden ist Ref. besonders mit jenen Sätzen im Vorworte, in denen Str. über die besondere Eignung dieser Rede zur Gymnasiallectüre sich also ausspricht: 'Besonders verdienen diejenigen Theile der Rede, in denen der Redner mit heiterem Witze und freundlichem Humor den so ehrenfest auf stoischen Grundsätzen stehenden Cato und den in juristischem Formelkram befangenen Rechtsgelehrten Sulpicius abkanzelt, zur Kenntnis reiferer Schüler gebracht zu werden. Aber auch der Theil, in dem er von der Bedeutung des Soldatenstandes und des rednerischen Berufes für den Staat spricht, ist des lebendigsten Interesses der Leser sicher. Zudem führt die Rede in die Ereignisse desjenigen Jahres, in welchem Cicero als Consul durch Aufdeckung der catilinarischen Verschwörung sich ganz unbestreitbare Verdienste um den Staat erwarb, ebenso ein

wie die gegen Catilina selbst gerichteten Reden. Sie eröffnet zugleich einen Blick in die Aufregung und das bunte Getriebe einer mit allen Mitteln der Agitation betriebenen Wahlbewegung, die in mehr als einer Beziehung an moderne Verhältnisse erinnert. Wie kaum eine andere der ciceronianischen Reden regt sie zu mannigfaltiger Umschau an, schärft den Blick und zwingt zu Vergleichen.' Ref. selbst erlaubt sich, bezüglich der Bedeutung dieser Rede auf seinen in diesen Blättern Jahrg. 1892, S. 453—461 publicierten Aufsatz zu verweisen, und möchte hier kurz noch einmal betonen, dass wir einen Lectürestoff, der so eigenartige Vorzüge aufweist, wie die Mureniana, sonst den Schülern des Gymnasiums zu bieten gar nicht in der Lage sind.

Str. ist in der Erklärung der Rede den Grundsätzen, die er bei der Bearbeitung der früher edierten Reden befolgte, treu geblieben. Ref. hält auch diesen Commentar zur Mureniana für eine ganz vortreffliche Schulausgabe. Sie führt den Schüler zum scharfen Erfassen des Gedankenzusammenhanges und der Disposition der Rede, sie macht ihn in zweckentsprechender Weise auf die Bedeutung und Wirkung der rhetorisch-technischen Kunstmittel aufmerksam, sie gibt auch in sachlicher und grammatischer Beziehung all die zum Verständnis der jeweiligen Stelle nöthigen Erläuterungen, ohne ihn durch einen Ballast von Citaten zu verwirren. Hinsichtlich der Citate hat sich Str. überhaupt auf die zu commentierende Rede selbst beschränkt, mochte die Gelegenheit, eine anderswo entlehnte Parallelstelle anzuführen, auch noch so verlockend sein. Besonders möchte Ref. es loben, dass der Herausgeber ein förmlich liebevolles Bemühen bekundet, das Verständnis für die launige Darstellung und den feinen Humor, von dem diese Rede durchzogen ist, dem Schüler zu erschließen. Hie und da geht er nur vielleicht etwas zu weit, wenn er beispielsweise §. 3 meint, der Redner wiederhole den Namen Cato geflissentlich in witziger Weise oft, so dass dem Hörer dadurch und durch die Betonung das Wortspiel 'catus der Schlaumeier' zum Bewusstsein kommen muss. Eine solche Absicht ist hier dem Ton und Sinn der ganzen Stelle m. E. durchaus widersprechend und die Anmerkung daher ebensowenig richtig wie eine ähnliche zu §. 7, wo es heißt, dass Cicero, indem er den großen Rechtsgelehrten Ser. Sulpicius wiederholt bloß mit dem Praenomen Servius anspricht, eines witzigen Wortspieles sich bediene, da der Name Servius an servus anklinge, als ob nämlich des Servius Thätigkeit eine sclavische, eines freien Römers nicht ganz würdige sei. Nun, man kann ja nicht leugnen, dass Cicero im allgemeinen solchen boshaften, nach meiner Meinung indes recht frostigen Spässen mit dem Namen der Personen nicht abhold ist — beispielsweise mit dem Namen des *Verres*; aber in unserer Rede lag ihm an den bezeichneten und noch einigen anderen Stellen dies ganz fern: und wenn er den Sulpicius bloß Servi anredet, so liegt darin gewiss nichts anderes als der nicht einmal affectierte — weil ja

den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende — Ton der Gemüthlichkeit und familiären Vertraulichkeit. Denn in der Anrede bloß des Vornamens sich zu bedienen, galt eben, wie auch bei uns heute, als Zeichen intimer Vertraulichkeit, vgl. die charakteristische Stelle Horat. Serm. II. 5. 32 *'Quinte' puta, aut 'Publi' (gaudent praenomine molles auriculae).*

Übersetzungshilfen bietet Str. ziemlich reichlich; manchen dürfte hierin das richtige Maß schon überschritten scheinen. Allein dieselben sind überall so wohldurchdacht, so mustergiltig, dass der Schüler sich wirklich daran bilden kann. Einen richtigen Blick für das praktische Bedürfnis der Schule zeigt Str. auch, wenn er bei Bildern und Gleichnissen, deren sich der Redner bedient, dem Schüler durch ein kurzes Wort das tertium compar. klarmacht und dadurch sofort das Sinnvolle des Bildes zum Bewusstsein bringt. Die Zahl der Abweichungen von dem zugrunde gelegten Texte C. F. W. Müllers ist nicht gering, doch sind sie alle wohlerwogen. Es sind folgende: §. 3 *res publica una cum consulatu* (Muther). ib. *tradetur* (Bake). §. 4 *maximas tempestates.* §. 6 *negat Catc Catilinam* (Hotmann). §. 8 die Lücke ergänzt nach Madvig. §. 10 *si idem* (Halm). §. 19 *transactum* (Halm). ib. *omnibus* st. *hominibus* (Richter). §. 21 *tot annis* (Nohl). ib. *tam longo.* ib. *habitarunt.* §. 22 *tenet et scit* (Nohl). §. 30 *ceterae autem* (Halm). §. 33 *perfecta.* ib. *se — renovarit.* §. 34 *animum tamen regium* (Campe). §. 35 *eundem in rel. hon.* (Campe). ib. *commutationes fluctus* nach Quintil. VIII. 6. 49, ib. *dies intermissus unus* nach Quintil., *et perturbat* nach Quintil. §. 36 *concitantur* (Quintil.). ib. *obscura causa* (Lambin). §. 37 *omnes — testes* (Landgraf). §. 38 *cum fortis est* (Nohl). ib. *praerogativae* (Zumpt). §. 42 *calumniatorum* (Hoche). §. 45 *aut totam rem abiciunt* (Lambin). §. 49 *quibus rebus cretae ipsae candidatorum obscuriores videri solent* (Madvig). ib. *spe multorum* (Kornitzer). ib. *mihi vim denuntiabat* (Campe). §. 55 *conatur* (Campe). ib. *a maioribus relicta* (Kayser). §. 56 *ea condicione nobis videbatur* (Campe). ib. *deberent* nach einigen codd. §. 57 *expetendus ei amicus* (Halm). §. 60 *illi fortissimo viro* (Luterbacher). §. 64 *si dixisses* (Campe). §. 69 *criminosum est* (Halm). §. 71 *sin erit, ut suffragentur* (nach eigener Vermuthung, die der Beachtung wert scheint). ib. *hac opera* (Kayser). §. 72 *haec homines — commodaque* (Halm). §. 73 *quodsi accusatores — suum* (Nohl). §. 77 *sin — admonuit* (Bake). §. 80 *nolite — agi* (Urlichs). §. 85 *hunc iam — parati sunt* (Nohl). ib. *manus importuna* (Halm). ib. *quae p. R. ruinam minatur* (Urlichs). §. 90 *Lanuvino* (Nohl). — §. 21 beruht die Anmerkung zu den Worten *agitat* (sc. *Serv. Sulpicius*) *rem militarem, insectatur totam legationem, adsiduitatis et operarum harum cotidianarum putat esse consulatum,* so viel ich sehe, auf einem Missverständnis des Sinnes der Stelle. Es heißt dort nämlich: '*adsituitas* 'die Zähigkeit', *operae cotidianae* 'die tägliche Agitation und Wühlerei', wie sie vom Angeklagten (*harum*) betrieben worden ist'; und weiter

zu den Worten im folgenden: *primum ista nostra adsiduitas, Servi, nescis, quantum interdum adferat hominibus fastidii* bemerkt Str.: '*ista nostra adsid.* d. h. die von Dir an uns getadelte'. Diese Auffassung ist natürlich verkehrt. Vielmehr ist der Sinn der Stelle folgender: Sulpicius fällt mit scharfem Tadel über den Kriegsdienst her und meint, wie der Redner wenigstens, offenbar tendenziös übertreibend, sagt, nur eine *adsiduitas* und solche *operae cotidianae,* wie er selbst, der Ankläger, sie bewiesen, berechtige zur Erlangung des Consulates. Auf den Angeklagten beziehen sich diese Worte mit nichten. Ebenso wenig heißen die Worte im folgenden '*ista nostra adsiduitas* etc.' 'diese von Dir, Servius, an uns' (d. h. an dem Angeklagten) 'getadelte Zähigkeit', indem etwa Cicero sich mit seinem Clienten identificierte, sondern mit dem Ankläger Sulpicius selbst identificiert sich da der Redner (*ista nostra ads.*), nicht ohne dabei launig diesem gegenüber eine gewisse Gönnermiene anzunehmen, und sagt also: Leute wie ich und Du, die durch nichts anderes als durch ihre unermüdliche Thätigkeit auf dem Forum (*qui in foro habitarunt*) die Ämterstaffel erklommen, die haben ihre liebe Mühe damit, nicht den Widerwillen des Volkes zu erregen, das sie täglich vor Augen hat. Also diese zähe, unablässige forensische Thätigkeit ist es durchaus nicht allein, die eine berechtigte Anwartschaft auf das Consulat verschafft, sondern *utrique nostrum desiderium nihil obfuisset.* — §. 28 geht Str. in der Note zu den Worten *licet consulere* zu weit, wenn er meint, diese Höflichkeitsformel derer, die juristischen Rath suchten, sei außer Gebrauch gekommen, seit das Ansehen des Juristenstandes gesunken. So stand die Sache in Wirklichkeit doch wohl nicht, sondern Cicero sagt dies nur in scherzhafter Übertreibung. Dass die iuris consulti auch viel später noch gar gesuchte Leute waren, die sich des Andranges der consultores kaum zu erwehren vermochten, ist ja aus Horazstellen bekannt. — §. 32 kennzeichnen die bombastischen Worte über den 2. mithr. Krieg nicht nur, wie Str. sagt, die Schwierigkeit der Kriegführung, sondern mehr noch sollen diese tönenden Phrasen die thatsächliche Erfolglosigkeit des wenig ehrenvollen Kampfes verhüllen. — §. 40 verstehe ich die Note zu den Worten *nos quoque habuimus scaenam competitricem* nicht. Str. bemerkt nämlich: '*competitricem,* die mit dem Cicero zusammen sich ums Consulat bewarb, ihn dabei unterstützte'. Im Gegentheil. Gemeint sind doch die scenischen Spiele des Antonius, deren Pracht dem Cicero sogar gefährlich war und ihm mit Recht bange machte, da ja Antonius bekanntlich nicht bloß seine eigene Wahl damit unterstützte, sondern auch die seines Verbündeten Catilina. — Diese Versehen, welche jedoch an dem oben ausgesprochenen Gesammturtheil über die Ausgabe nichts ändern können, würden also in einer nächsten Auflage zu berichtigen sein.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. Nach der kleinen lateinischen Sprachlehre und dem Übungsbuche von Dr. Ferd. Schultz, Geheim. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, unter Mitwirkung desselben bearbeitet von Dr. A. Führer, Rector des Realprogymnasiums in Wattenscheid. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis. 2. Auflage. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1891. 8°, VIII u. 103 SS.

Das vorliegende Büchlein, über das Ref. seinerzeit bei seinem ersten Erscheinen sich günstig geäußert hat (vgl. 1886 d. Zts., S. 842 f.), weist in der 2. Auflage keine wesentlichen Veränderungen auf; nur der Abschnitt XIII erscheint jetzt in drei Gruppen nach den Adjectivis der 3. Declination dreier, zweier und einer Endung zerlegt. Ferner sind sechs lateinische zusammenhängende Stücke und ein deutsches und hie und da einzelne Sätze (fünf) eingefügt. Umstellungen von Sätzen sind vielfach vorgenommen worden, um Zusammengehöriges zu vereinigen, ebenso sind wiederholt Satztheile ausgelassen oder hinzugefügt worden, um Schwierigkeiten zu beseitigen oder Ungehöriges zu entfernen oder ein Vorgreifen zu vermeiden (vgl. z. B. §. 72). Stilistische Änderungen finden sich in den lateinischen und deutschen Abschnitten, besonders häufig aber Umstellungen von Adjectivis in den lateinischen, obwohl nicht überall die Nothwendigkeit einzusehen ist. Endlich erscheinen die Sentenzen durchwegs in dieser Auflage in cursivem Druck.

Der lateinische Ausdruck ist meist correct, nur hie und da findet sich ein Verstoß gegen die richtige Anwendung der Tempora (vgl. z. B. §. 126, 19 nunquam erudiebatur). Dagegen ist im deutschen Ausdruck mancherlei zu bemängeln. Dass dafür die Entschuldigung, dem Schüler die Übertragung zu erleichtern, nicht angeführt werden darf, hat Ref. schon oft in dieser Zeitschrift auseinandergesetzt. So erscheint fast immer das Perfect in der Erzählung. Die Folge davon wird sein, dass der Schüler sich dadurch an diesen falschen Gebrauch des Perfects gewöhnen wird. Warum nicht lieber neben dem deutschen Imperfect in Klammern oder in einer Fußnote andeuten, dass dafür im Lateinischen das Perfect zu setzen ist? Ferner findet sich statt des Infinitiv mit zu oder um zu damit mit dem Imperfect (vgl. §. 70 u. a.). Nicht gut ist „die Anfänge Roms“ §. 10 und ebend. „voll der Beispiele“, ferner „Hörner“ vom Hirsch §. 53, 9 und 10; seien sie leichtfertig gewesen st. sie mögen l. g. s. §. 63, 7, sowie die Stellung §. 102, 10 zuweilen ist sehr groß die Gelehrsamkeit. Für die Jugend ist eben das Beste gut genug. Der Verf. möge daher auch dieser Seite des Büchleins seine Aufmerksamkeit zuwenden. An Brauchbarkeit wird dasselbe dadurch nur gewinnen.

Unter Hinweisung auf das a. a. O. über die Anordnung und den Wert des Werkchens kann Ref. auch die vorliegende Auflage den betheiligten Kreisen nur wärmstens empfehlen.

Lateinisches Vocabularium für Sexta. Unter Mitwirkung von J. Bitzer herausgegeben von W. Fick. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer 1891. 8°, VIII u. 78 SS.

Das beigebrachte Material ist in seiner Beschränkung trefflich ausgewählt und zur Einübung des für die 1. Classe erforderlichen grammatischen Stoffes gut geordnet, bleibt aber nach der Ansicht des Ref. ein Körper ohne Seele. Nur die Anwendung im Satze vermag es zu beleben und nutzbringend zu machen. Ref. hat daher mit großer Genugthuung vernommen, dass ein Übungsbuch die Verwertung dieses Materials bringen wird. Erst dadurch wird es mit Nutzen verwendet werden können. Die Vocabeln zu lernen und aus ihnen Sätze zu bilden und diese sich einzuprägen, um jene sich zu merken, ist didactisch verkehrt und wohl so ziemlich allgemein aufgegeben, eine Qual für den Schüler, ohne zu einem sicheren Erfolge zu führen. Aus den Sätzen sollen sie und ihre grammatischen Formen eingeprägt werden, dann bekommen sie Leben und haften.

Aufgefallen ist Ref. in dem sorgfältig gearbeiteten Werkchen, in dem auch die Ablaute bei den deutschen Verben angegeben sind, S. 33 Vocabularium 16 Syracusae celebres st. Syr. urbs celeberrima, S. 38 Vocab. 19 die Nichterwähnung von antiquus als Ausnahme, da der Schüler magis antiquus und maxime antiquus bilden wird; S. 57 Vocab. 27 res ita est die Sache ist so st. verhält sich so, um einen falschen Gebrauch des Adverbiums hintanzuhalten; S. 59 Vocab. 28 mures, lepores avesque Mäuse, Hasen und Vögel (Aufzählung), da es in dieser Allgemeinheit zu unrichtiger Anwendung des que führt. Wir haben es hier nur mit zwei Begriffen zu thun, von denen der erste in zwei Glieder zerlegt ist. Der Knabe auf dieser Stufe soll bei mehr als zweigliedrigen Aufzählungen das Asyndeton oder Polysyndeton anwenden. S. 29 Vocab. 13 Gefässe. S. 54, 10 *b*) würde Ref. Hannibal ad portas schreiben und *c*) contra scholam weglassen.

Die Ausstattung ist nett und entspricht den neuesten Vorschriften über die Schulgesundheitspflege. Der Druck ist correct. Das Werkchen verdient Beachtung und Ref. wünscht, dass das dazu gehörige Übungsbuch recht bald erscheinen möge.

Sätze aus Cicero und aus der Schulpraxis. Deutsch und lateinisch. Ein Beitrag zum Studium der lateinischen Stilistik von Paul La Roche, k. Gymn.-Prof. am Ludwigsgymn. in München. München, Christian Kaiser 1891. VIII u. 175 SS. Preis 3 Mk.

Der Zweck der vorliegenden Beispielsammlung, die in ihrem 1. Theile 741 aus ciceronianischen Schriften jeder Gattung entnommene, in ungezwungenes, elegantes und echtes Deutsch übertragene und in ihrem 2. Theile 614 aus der Schulpraxis hervorgegangene, mit Anlehnung an ciceronianische, livianische und cäsarianische Phraseologie selbständig zuerst lateinisch gebildete und

dann ins Deutsche übersetzte Sätze mannigfaltigen Inhalts enthält, geht dahin, den angehenden Philologen und den mit den Regeln der Grammatik und den wichtigsten Regeln der Stilistik vertrauten Schüler der oberen Classen zur Erkenntnis der specifischen Unterschiede zwischen der antiken und modernen Cultursprache in Satz- und Periodenbau sowie in der Phraseologie zu führen. Zu diesem Behufe folgen die entsprechenden lateinischen Sätze in zwei weiteren Abtheilungen.

Dass dieser Vorgang, fortwährend beide Sprachen in ihren Eigenthümlichkeiten zu vergleichen, zur Vertiefung des Studiums derselben führt und es ermöglicht, aus einem correcten deutschen Satze einen ebenso correcten lateinischen zu bilden und umgekehrt, wird wohl niemand leugnen, und Ref. ist in dieser Ztschr. wiederholt für Einhaltung dieses Vorganges selbst in den Übungsbüchern der unteren Stufen eingetreten und hat sich gegen das zur Erleichterung der Übersetzung so häufig angewendete Lateindeutsch ausgesprochen. Nur so erschließt sich dem Schüler die Prägnanz und Vielseitigkeit der Bedeutung lateinischer Wörter und erlangt er die Fertigkeit, den geeigneten deutschen Ausdruck für ein und dasselbe Wort in verschiedenen Verbindungen zu finden, nur so erschließt sich ihm das Verständnis der prägnanten Kürze und Durchsichtigkeit des lateinischen Satz- und Periodenbaues in seiner bei aller Freiheit fast tactischen Gliederung. Theoretische Unterweisung wird die Anschaulichkeit gutgewählter Beispiele nie ersetzen. Da nun namentlich in den selbstgebildeten Perioden der 2. Abtheilung auf die bei der Lectüre des Cicero und Livius berührten stilistischen Regeln und syntaktischen Erscheinungen Rücksicht genommen ist, so werden jene auch abgesehen von der praktischen Anleitung, bei der Übersetzung des lateinischen Autors annehmbares und gutes Deutsch zu producieren, zur Wiederholung dieser verwendet werden können. Aus dem Gesagten ergibt sich die Existenzberechtigung des Buches. Die Gruppierung der Sätze nach gewissen Principien hätte allerdings die Verwendbarkeit desselben bedeutend erhöht.

Die Ausstattung ist nett, der Druck correct; die Correctur kleinerer Verstöße (wie Timarchidas I Satz 53 u. dgl.) ergibt sich leicht von selbst. Ref. empfiehlt das Buch den angehenden Philologen zum Studium, aber auch den Lehrern zur Benützung beim Unterricht.

Sätze und zusammenhängende Abschnitte aus Cornelius Nepos zur Einübung der lateinischen Casuslehre. Zusammengestellt von A. Michl. Wien, A. Hölder 1891. IV u. 63 SS.

Sammlungen von lateinischen Beispielen aus den einzelnen Autoren zum Beleg der grammatischen Regeln haben für Lehrende und Lernende unbestreitbaren Wert. Jene lernen dadurch, auf welche Regeln der Grammatik sie vor allem Gewicht zu legen haben für

die unmittelbar bevorstehende oder gleichzeitig zu betreibende Lectüre. Diese werden, abgesehen von dem inductiven Vorgange bei der Erlernung der grammatischen Regeln, in ihrer Lectüre durch die aus ihr entnommenen Beispiele einheimischer und sicherer. Es ist daher erklärlich, dass die Zahl dieser Sammlungen zunimmt. Ref. hat bereits über einige in dieser Ztschr. gesprochen; vgl. Lateinische Übungssätze zur Casuslehre aus Curtius Rufus von H. Korb (1889 S. 147 f.), Cäsarsätze zur Einübung der Syntax von Dr. Franz Fügner (1888 S. 427 f.), Nepossätze zur Einübung der lateinischen Syntax von Dr. Walther Böhme (1891 S. 141 f.), Sammlung lateinischer Sätze aus Nepos, Cäsar und Livius zur Einübung der grammatischen Regeln von Prof. Wilhelm Hörling (ebendas.). An diese reiht sich das vorliegende Büchlein an, das im Anschluss an die Schmidt'sche Grammatik (7. Auflage) zahlreiche Belegstellen für die Regeln der Congruenz- und Casuslehre bietet und zwar innerhalb der einzelnen Paragraphe meist nach der Reihenfolge der Biographien geordnet. Das Material ist fast überall erschöpft, was nur zu billigen ist, da gerade dadurch die Möglichkeit geboten wird zu beurtheilen, ob eine Regel häufig bei Nepos Anwendung findet oder nicht. Dies ist von Wichtigkeit, da dadurch der Maßstab gewonnen wird für die Bedeutung derselben beim Einprägen gegenüber anderen. Wo es nöthig schien, wurden kleine Textesänderungen oder erklärende Zusätze angebracht, um einen abgeschlossenen Gedanken zu erzielen. Eine am Schlusse angebrachte Tabelle gibt Aufschluss über die Zahl der den einzelnen Biographien in den betreffenden grammatischen Abschnitten entnommenen Belegstellen. Daraus kann man, soweit das Material vollständig ist, auf das mehr oder minder häufige Vorkommen der einzelnen grammatischen Regeln schließen.

Die Arbeit ist mit Gewissenhaftigkeit und Liebe durchgeführt. Die Ausstattung ist, wie es bei der renommierten Verlagsfirma nicht anders zu erwarten war, schön, der Druck correct. Ref. empfiehlt das Werkchen den Fachgenossen.

Nepos-Vocabular von Ernst Schäfer. 1. Theil. Praefatio. Miltiades. Themistocles. Aristides. Pausanias. Cimon. Lysander. Alcibiades. Thrasybulus. Conon. Dion. 3. Auflage von Prof. Dr. Ortmann, Gymnasial-Conrector. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1890. 8°, IV u. 38 SS. Preis 40 Pf.

Die vorliegende 3. Auflage ist, wenn von zwei Änderungen abgesehen wird, die infolge der Bemerkung des Ref. bei der Besprechung der 2. Auflage (1889, S. 237 f. dies. Zts.) vorgenommen worden sind (Auslassung der Übersetzung von Them. 4: Themistocles de servis suis quem habuit fidelissimum ad regem misit S. 11 und die Hinzufügung von Argĭlius quidam adulescentulus. Paus. 4 S. 18), ein bloßer Wiederabdruck der zweiten. Ref. weist darum nur auf das hin, was er a. a. O. über diese gesagt hat.

Auf einen Punkt aber glaubt Ref. nun aufmerksam machen zu müssen, den er bei der Besprechung der 2. Auflage aus gutem Grunde nicht berührte. Die Paragraphenbezeichnung der aus Ellendt-Seyfferts Grammatik citierten Regeln stimmt nur bei Benützung eines Exemplars dieser bis zur 30. Auflage, welche 1886 erschien und infolge ihrer gänzlichen Umarbeitung eine neue Paragraphierung erhielt. Die 2. Auflage des vorliegenden Nepos-Vocabulars erschien 1887. Die Schüler, welche diese benützten, hatten also die 30. Auflage von Ellendt-Seyfferts Grammatik noch nicht in der Hand. Nunmehr dürfte aber kaum noch ein Schüler der 3. Classe eine frühere Auflage von Ellendt-Seyfferts Grammatik haben, sondern die 30. bis 33. oder gar die 34. mit abermals neuer Paragraphierung. Der Herausgeber hatte also die Verpflichtung, alle Paragraphencitate nach den neuesten (30.—33.) Ausgaben von Ellendt-Seyfferts Grammatik richtig zu stellen, eine Aufgabe, die bei der nächsten Auflage unseres Büchleins dahin zu lösen sein wird, dass die Paragraphierung der 30.—33. Auflage in Klammer und daneben außerhalb der Klammer die der 34. Auflage erscheint. Merkwürdiger- und consequenterweise hat der Herausgeber auch bei den zwei oben angedeuteten geänderten Stellen nach den alten Auflagen (bis zur 30.) citiert. Endlich vermisst Ref. auch bei der Quantitätsangabe der drittletzten Silbe die erforderliche Consequenz (vgl. delĭgo und dēcēdo, simŭlo u. dgl. bald mit Quantitätsangabe, bald nicht).

Seine Ansicht über den Wert derartiger Hilfsmittel beim Unterrichte hat Ref. Jahrgang 1886 dieser Zeitschrift S. 853 f. ausgesprochen.

Schüler-Commentare zu griechischen und lateinischen Classikern im Anschluss an die Teubner'schen Textausgaben. Heft III: »Anleitung zur Vorbereitung auf C. Julius Cäsars Gallischen Krieg« von Prof. Dr. A. Procksch, Director des herzogl. Christiansgymnasiums in Eisenberg. 1. Bändchen: Buch 1—3. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1890. VI u. 72 SS.

Wenn auch der vorliegende Schülercommentar zu C. Julius Cäsars bellum gallicum nicht wie Schäfers Commentar zu Nepos oder die Comm. von Krafft-Ranke fast alle Selbstthätigkeit der Schüler aufhebt, sondern unter Voraussetzung der bekannten Wörter und Phrasen nur das dem Schüler Schwierigkeiten bereitende Präparationsmaterial angibt, ihn anleitet, das passendste Wort und die entsprechendste Wendung zu finden, und Winke gibt, wie lateinische verkürzte Sätze am besten ins Deutsche zu übertragen sind, endlich, wo es nöthig ist, kurze, sachliche Erklärungen beifügt, kann Ref. sich doch auch für diesen nicht erwärmen. Der Schüler gewöhnt sich an diese Beseitigung aller Schwierigkeiten und lässt den Muth sinken, wenn er die geringste durch eigenes Nachdenken beseitigen soll. Ein guter Theil der Geistesgymnastik geht damit

verloren und somit auch die Tüchtigkeit, vor die, wie der griechische Dichter so schön sagt, die Götter den Schweiß setzten. Man gebe dem Schüler der unteren Classen, wenn man ihm schon Zeit bei der Präparation ersparen will, Specialwörterbücher, damit er sich nicht durch das gehäufte Wort- und Phrasenmaterial eines größeren Wörterbuches durcharbeiten müsse, aber solche, die auch die Grundbedeutung der Wörter neben der im Autor vorkommenden und angewendeten enthalten, mache ihn auf Schwierigkeiten, die sein Wissen und Können übersteigen, vor der Präparation aufmerksam, und lasse ihm die Freude, das Weitere selbst zu bewältigen. Dass dies möglich ist, davon hat sich Ref. durch eine lange Reihe von Jahren überzeugt. Mit der Überschätzung der Schwierigkeiten hängt die Unterschätzung der Fähigkeit der Schüler zusammen, von der auch schließlich diese selbst ergriffen werden und allen Muth verlieren müssen, ein Pensum selbständig durchzuarbeiten.

Ref. gesteht zu, dass diese Befürchtungen allerdings nicht in dem Umfange bei der Benützung des vorliegenden Commentars eintreten werden, wie bei den oben genannten, und dass es bezüglich seiner Verwendbarkeit infolge der eben angedeuteten Vorzüge vor diesen den Anmerkungen zu Nepos von Lattmann (vgl. 1891, S. 140 f. dies. Zts.) und dem Hilfsbuch zu Livius 21 von Dr. Julius Ley (vgl. 1890, S. 60 f.) sich nähert. Anzuerkennen ist auch die Gliederung des Stoffes in Abschnitte, an deren Spitze in kurzen Worten der Inhalt angegeben ist. Dadurch wird dem Schüler ein trefflicher Überblick über den Inhalt des Ganzen geboten und die Festhaltung desselben erleichtert.

Das gebrachte Material ist mit Sorgfalt und Geschick ausgewählt und in correcter und klarer Form dargestellt. Die Freunde und Anhänger derartiger Hilfsmittel werden das vorliegende gegenüber den anderen mit Vergnügen begrüßen. Der Druck könnte allerdings etwas größer sein, im übrigen ist er bis auf einige Kleinigkeiten correct.

Leitfaden zur lateinischen Stilistik für die oberen Gymnasialclassen von O. Drenckhahn, Gymnasialdirector. 3. Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1890. 8°, II u. 55 SS. Preis 60 Pf.

Über Inhalt, Anordnung und Wert des vorliegenden Leitfadens zur lateinischen Stilistik hat sich Ref. gelegentlich der 2. Auflage in dieser Zeitschrift 1888, S. 428 f. ausgesprochen. Da die vorliegende 3. Auflage sich nur durch einige wenige Zusätze (vgl. 12, 7; 42 a und 80 a) von der früheren unterscheidet, bezüglich der Anlage aber keine Änderung eingetreten ist, begnügt sich Ref. unter Hinweisung auf jene Besprechung nur noch hervorzuheben, dass das Büchlein durch einen auf den syntaktisch-stilistischen Theil sich erstreckenden Index, den Ref. in den beiden früheren Auflagen vermisste, an Verwendbarkeit gewonnen hat. Ref. kann also sein Urtheil, dass das Werkchen ein recht brauchbares

Hilfsmittel für den Lateinunterricht ist, nur wiederholen und es der Beachtung der Fachgenossen empfehlen.

Lateinische Stilistik für die oberen Gymnasialclassen von Prof. Dr. Herm. Menge, Director des Gymnasiums zu Sangerhausen. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1890. 8°, II u. 83 SS. Preis Mk. 1.

Hinsichtlich der Auswahl des Stoffes und der Anordnung desselben unterscheidet sich das vorliegende Büchlein im allgemeinen nicht wesentlich von den übrigen lateinischen Schulstilistiken. Es führt das Idiomatische im Gebrauche der einzelnen Redetheile, die Vertauschung verwandter Begriffe, die Art des Ersatzes bei Nichtübereinstimmung beider Sprachen vor, bespricht die Eigenthümlichkeiten der lateinischen Wortstellung, gibt Regeln über den Bau der Periode im allgemeinen und speciell über die historische und oratorische Periode unter steter Berücksichtigung derselben in der deutschen Sprache und schließt mit einem trefflichen Abschnitte über die wichtigsten Tropen und Figuren, der sich an den betreffenden Abschnitt im lateinischen Repetitorium desselben Verf.s anlehnt.

Abgesehen von der großen Bündigkeit und präcisen Fassung der Regeln zeichnet sich das gediegene Werkchen besonders durch die übersichtliche Gliederung des Stoffes im einzelnen aus, wie sie nicht leicht in einem ähnlichen Lehrbuche zu finden ist; gefördert ist dieselbe durch zweckmäßige Benützung typographischer Hilfsmittel. Ferner ist mit großem Geschick alles ausgeschieden, was über den Wissenskreis der Schüler hinausgeht. Innerhalb dieser Grenzen jedoch ist möglichste Vollständigkeit angestrebt, da es ja eine systematische Zusammenstellung alles dessen sein soll, was einzeln bei der Lectüre zum vollen Verständnisse derselben und zur Erzielung einer guten, den lateinischen Ausdruck aber vollständig erschöpfenden Übersetzung angeführt worden ist oder werden soll. Das Streben nach Vollständigkeit bewirkt allerdings, dass gar manches über das Substantiv, das Adjectiv, namentlich von den Bemerkungen zum Comparativ und Superlativ desselben, über die Zahlwörter, Pronomina und über die coordinierenden Conjunctionen, was bereits in den unteren Classen gelegentlich der Einübung der grammatischen Regeln den Schülern mitgetheilt werden muss und deshalb auch in die Grammatik aufgenommen ist, sich in dem Werkchen findet.

Die Regeln sind durch treffliche lateinische Beispiele belegt, und außer diesen ist die Heranziehung solcher aus deutschen Dichtern bei dem Abschnitte über die Tropen und Figuren rühmend hervorzuheben.

Nur selten wird Genauigkeit vermisst, wie §. 34, 3, wo anzuführen ist, dass auch duo usw. in Bezug auf vorhergenannte Personen oder Sachen für das deutsche „alle beide", „alle drei" usw. steht; oder §. 47 Anm., wo doch das Relativ dieselbe Be-

ziehung zum übergeordneten Satze hat, wie es der Genetiv cuius hätte, wenn statt der Umschreibung des Subjects das Substantiv (non is sum, cuius lacessitor diu impunitus sit) stände.

Der Index erhöht noch die Verwendbarkeit des trefflichen Werkchens, an dessen Ausstattung und Druck nichts auszustellen ist. Ref. empfiehlt es wärmstens.

Übungsbuch zur lateinischen Stilistik im genauen Anschluss an die Lateinische Stilistik von Dr. H. Menge zusammengestellt von Prof. Dr. Hermann Menge, Director des Gymnasiums zu Sangerhausen. Wolfenbüttel, Verlag von Jul. Zwißler 1890. II u. 53 SS. Preis 60 Pf.

Das vorliegende Büchlein bietet das Material zu fruchtbarer Einübung und praktischer Verwendung der in der lateinischen Stilistik desselben Verf.s angegebenen Regeln in einer Reihe von trefflichen, nach den einzelnen Paragraphen der Stilistik geordneten Sätzen, die der Verf. theils neu gebildet, theils seinem lateinischen Repetitorium und seinen Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik entnommen hat. Anmerkungen sind nicht hinzugefügt, da man in den meisten Sätzen alte Bekannte erkennt, deren lateinische Übersetzung aus den beiden genannten Büchern noch in der Erinnerung ist, oder doch leicht nachgeschlagen werden kann. Übrigens sind durchaus keine derartigen Schwierigkeiten in ihnen enthalten, die jene nöthig machten. Zur Controle beim Selbstunterrichte wären sie allerdings Manchem sehr willkommen. Für die Abschnitte über die Wortstellung und die Tropen und Figuren sind keine Beispiele zusammengestellt, da die Regeln dieser Abschnitte stets bei der Lectüre und Übersetzung zur Anwendung kommen. Die Form der Beispiele, deren Inhalt anregend und belehrend ist, trägt, wie dies bei ihrem Zwecke nicht anders sein kann, durchwegs dem deutschen Idiom Rechnung und bietet nirgends Veranlassung zu Ausstellungen.

Auch dies Büchlein zeichnet sich durch Correctheit des Drucks und hübsche Ausstattung aus. Es wird mit großem Nutzen sowohl zur Einübung, als auch zu partienweiser Wiederholung der stilistischen Regeln verwendet werden können. Ref. empfiehlt es den Fachgenossen.

Lehrplan der lateinischen Stilistik für die Classen Sexta bis Prima von Prof. Dr. Max Heynacher, Oberlehrer am kgl. Ulrichsgymnasium zu Norden. 2., vermehrte Aufl. Paderborn. Druck und Verlag von Ferd. Schöningh (Münster i. W.), Osnabrück 1889. 8°, 52 SS.

Ausgehend von der unabweislichen Forderung, die gelegentlich durchgenommenen stilistischen Regeln nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, sondern durch zweckmäßige Wiederholung dem Gedächtnisse der Schüler einzuprägen, enthält das vorliegende Büchlein den stilistischen Lehrstoff, der im Gymnasium theils bei der Lectüre, theils bei den mündlichen und

schriftlichen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische durchgenommen werden muss, und zwar auf die einzelnen Classen vertheilt. Mit Recht lässt sich der Verf. von dem Grundsatze leiten, dass selbst auf der untersten Stufe gewisse stilistische Regeln unabweisbar seien. Natürlich muss ihre Zahl eine beschränkte und die Fassung der geistigen Entwicklung der Schüler dieser Stufe angepasst sein. Wenn auch manche dieser Regeln auf einer höheren Stufe von neuem, in eine wissenschaftlichere Form gekleidet, vorgeführt werden müssen, ist dieser Vorgang doch gewiss zweckmäßiger, als die Übersetzung dadurch zu erleichtern, dass man durch sogenanntes Lateindeutsch der deutschen Sprache Gewalt anthut und so die angehenden Lateiner an einen fehlerhaften Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnt, statt ihnen durch das Lateinische die Schönheiten derselben zu erschließen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind also die Wiederholungen zu beurtheilen und nicht zu verurtheilen. Die wichtigeren und häufiger in der Schullectüre vorkommenden stilistischen Erscheinungen sind durch ein vorgesetztes Kreuz bezeichnet.

Wenn auch im einzelnen über ein Zuviel oder Zuwenig des den einzelnen Stufen zugewiesenen Materials gestritten werden kann, verdient doch der vorliegende Versuch der Vertheilung des stilistischen Stoffes auf die einzelnen Classen des Gymnasiums als Product reiflicher Überlegung die Anerkennung aller Schulmänner. Man projectierte bisher im ganzen viel und leistete in Wirklichkeit wenig, weil eben der Lernstoff nicht zweckmäßig auf alle Stufen des Gymnasiums vertheilt war. Deshalb begrüßt Ref., dem leider die 1. Auflage dieses Büchleins nicht zu Handen kam, das Erscheinen der 2. Auflage dieses Versuches in der Überzeugung, dass dies Hilfsmittel für den Lateinunterricht nutzbringend sein werde. Sollte hie und da mehr als das Gebotene erforderlich sein, kann ja hinzugefügt werden. Der Schaden ist geringer, wenn wenig gefordert und das Wenige geleistet, als viel vorgeschlagen und nichts davon ausgeführt wird.

Ref. wünscht daher dem Büchlein, das bei bündiger und den einzelnen Unterrichtsstufen entsprechender Fassung der Regeln durch gefällige Ausstattung und correcten Druck sich auszeichnet, die weiteste Verbreitung und eine gewissenhafte Verwertung beim Unterrichte.

Kurzgefasste lateinische Schulsynonymik von Dr. Felix Muche, ord. Lehrer am kgl. Mariengymnasium zu Posen. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Herzfelder) 1890. 8°, V u. 59 SS.

Zu 130 deutschen Verben, Substantiven, Adjectiven und Adverbien, die in der Praxis dem Schüler am häufigsten unterkommen, bietet das vorliegende Büchlein die wichtigsten und gebräuchlichsten lateinischen Synonyma. Bei der Angabe der Bedeutungen dieser wird von der ursprünglichen, allgemeinen ausgegangen und diese

durch etymologische Angaben überall dort der Anschauung des Schülers nahegerückt, wo die Ableitung sicher steht und für den Schüler verständlich ist. Die Bedeutungen und Erläuterungen der Begriffe selbst erscheinen in einer dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechenden klaren und kurzen Form. Wo es nöthig schien, sind auch kurze Beispiele zur Erläuterung angeführt. Außerdem wird auch durch Hervorhebung des Wesentlichen bei den einzelnen Begriffen sei es durch die Anordnung, sei es durch den Druck Sorge getragen, dass dasselbe leichter in die Augen fällt und dadurch leichter dem Gedächtnisse sich einprägt.

Da die Auswahl der Synonyma in den einzelnen Classen am besten dem Ermessen des Lehrers nach dem Standpunkte der Classe überlassen bleiben soll, ist von einer Vertheilung derselben für die einzelnen Classen Umgang genommen und die Aufzählung der Begriffsgruppen in alphabetischer Ordnung vorgezogen worden. Ein deutsches Register dieser und ein Register aller vorkommenden lateinischen Wörter erleichtert die Auffindung des jedesmal Erforderlichen.

Trotz aller Sorgfalt, die der Verf. auf das Einzelne verwendet hat, finden sich Inconsequenzen in der Quantitätsbezeichnung der vorletzten Silbe der Verba im Infinitiv. Während gewöhnlich diese Silbe keine Quantitätsbezeichnung trägt, steht 14 lĭnĕre, 15 mĕrēri, 40 censēre, 40 praesĭdēre, 58 lūcēre, fulgēre, 71 prŏfĭtēri, 113 spondēre, vŏvēre; ferner findet Ref. 20 und 109 deesse, 130 dŭbius, ambĭguus gegenüber 111 concĭlĭum, consĭlĭum, 112 vărĭus, 119 vĭa, 121 fĭĕri, 123 dēnŭo, sodann 66 rĕcipere st. rĕcĭpere. Ein Druckfehler ist 125 dēsĭdĕrare st. dēsīdĕrare.

In sachlicher Beziehung sähe Ref. 40 bei putare neben der Bedeutung „ins Reine bringen" gern die Bedeutung „putzen", ferner statt oder neben prosper 42 die gewöhnlichere Form prosperus, desgleichen neben vīs in Klammer das griechische ἴς Kraft, Nerv (vgl. 2a, 14, 50, 58, 68, 71, 72, 82, 85, 91, 102, 115); endlich scheint ihm 125 bei desiderare von der Bedeutung „die Blicke von den Sternen abwenden" der Übergang zur übertragenen Bedeutung „sich sehnen" für den Schüler schwer, wenn nicht unmöglich zu sein, daher dürfte es wohl besser sein, unter Annahme der steigernden Bedeutung des de (vgl. κατά) „eifrig, sehnsüchtig nach den Sternen, ihrer Stellung sehen" (vgl. das nachclassische sideratio die Constellation). Indessen beeinträchtigen solche Kleinigkeiten die Brauchbarkeit des Büchleins keineswegs. Ref. empfiehlt es als ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Lateinunterricht.

Der lateinische Primaneraufsatz auf preußischen Gymnasien und die Lehrpläne von 1882 von Friedrich Seiler, Professor am Gymnasium zu Eisenberg. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1890. 8°, 82 SS. Preis Mk. 1 20 Pf.

Die Erläuterungen zu den preußischen Lehrplänen von 1882 fordern bezüglich des lateinischen freien Aufsatzes in der obersten

Classe des Gymnasiums den engen Anschluss an die Schullectüre und die Verwertung derselben nach dem Inhalte und dem Phrasenmateriale. Die in den Erläuterungen ausgesprochenen Grundsätze sind allgemein als richtig anerkannt und mit Freuden begrüßt worden. Nichtsdestoweniger haben sich wieder gewichtige Stimmen gegen den lateinischen Aufsatz erhoben, während er von anderer Seite vertheidigt wird. Es liegt nun nahe, den Gründen nachzuspüren, die den Streit über den Wert oder Unwert des lateinischen Aufsatzes wieder hervorgerufen haben, da man erst dann über Beibehaltung oder Beseitigung desselben reden kann.

Der Verf. des vorliegenden Büchleins stellte sich daher die Aufgabe, nachzusehen, welche Themen für den lateinischen Aufsatz im Schuljahre 1888—1889 an den preußischen Gymnasien gestellt worden sind. Das Resultat seiner Forschungen legte er in diesem Büchlein nieder. Es stellt sich nun heraus, dass die Grundsätze für die Behandlung des lateinischen Aufsatzes, wie sie die oben genannten Erläuterungen aussprechen, in der Praxis nur in sehr bescheidenem Umfange zur Durchführung gelangt sind, so dass die jetzige Behandlungsweise nur eine sehr geringe Veränderung gegen die frühere aufweist, die allgemein als verwerflich erkannt wurde, da die Themen meist allgemein waren und auch modernen Stoff behandelten, für den das sprachliche Material und die Befähigung der Schüler im allgemeinen nicht ausreichte. Rettung kann also nach der Ansicht des Verf.s dem bedrohten lateinischen Aufsatze nur die strenge Durchführung der Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 bringen. Ref. aber glaubt, dass auch bei Befolgung dieses Rathes, der aus den mühsam zusammengetragenen und mit Umsicht und Geschick geordneten vom Verf. in der guten Absicht, dem arg bedrohten lateinischen Aufsatze beizuspringen, in diesem Büchlein niedergelegten Daten sich ergibt, bei dem immer stärkeren Eindringen des realistischen Lehrstoffes kaum der lateinische freie Aufsatz dem Gymnasium erhalten bleiben wird.

Wie soll ich übersetzen? Praktisches Hilfsbuch beim Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche. Winke und Rathschläge von Dr. Karl Bone. Düsseldorf, Verlag von Eduard Lintz 1890. 38 SS. Preis 50 Pf.

Mit großem Interesse hat Ref. diese Zusammenstellung von Unterschieden im Ausdrucke der antiken und deutschen Sprache und von 50 Übersetzungsregeln gelesen, da er die hier aufgestellten Grundsätze selbst praktisch in der Schule angewendet und bei den Besprechungen von Übungsbüchern stets für dieselben eingetreten ist. Nur auf diese Weise ist ein wirkliches Verständnis der lateinischen und griechischen Schriften möglich und wird zugleich eine nicht hoch genug anzuschlagende Schulung im Gebrauche der deutschen Sprache erzielt; denn der Endzweck der Übersetzung aus der lateinischen und griechischen Sprache ist doch nicht bloß die Er-

schließung des Inhalts der antiken Meisterwerke der Literatur, sondern auch die Pflege der deutschen Sprache. Wenn man sich nun mit einer Interlinearübersetzung, in der alle Eigenthümlichkeiten der antiken Sprache erscheinen, begnügt, wird die deutsche Sprache verunstaltet, ihr vielfach Gewalt angethan und die Eigenart ihrer Ausdrucksweise durch Latinismen und Gräcismen ersetzt. An die Stelle des antiken Ausdrucks soll aber der vollwichtige echt deutsche Ausdruck treten. Der Schüler muss sich der Abweichungen bewusst werden und wo die deutsche und antike Sprache auseinandergehen, darf die wörtliche Wiedergabe nicht platzgreifen. Nur so wird er dem Inhalte und der Form gerecht.

Von diesen Gedanken wird das vorliegende Werkchen getragen. Es bietet, strenggenommen, nichts neues. Fast alles kommt in der Grammatik oder Stilistik vor, aber zerstreut und nur nebenbei erwähnt, wodurch es dem Schüler als unwichtig erscheint und weniger als die grammatischen Regeln beachtet wird. Neu ist die Zusammenstellung dieser Regeln ohne grammatisches und anderweitiges stilistisches Beiwerk und die Betonung ihrer Wichtigkeit zur Erzielung einer guten, dem deutschen Idiome entsprechenden und doch jede Nüancierung des lateinischen oder griechischen Satzes wiedergebende Übersetzung. Neu ist ferner der Gedanke, die Beispiele zur Bestätigung der Regeln nur einer und zwar verhältnismäßig wenig umfangreichen Schrift, nämlich Ciceros Rede für den Dichter Archias zu entnehmen. Dadurch wird der Glaube, als ob man es mit Fällen zu thun habe, die mühsam aus vielen Schriften zusammengelesen werden mussten, da sie nur vereinzelt vorkommen, von vornherein beseitigt und der Beweis für die Wichtigkeit der zusammengestellten Regeln durch den Hinweis geliefert, dass sie in Abschnitten mäßigen Umfanges sich reichlich finden.

Was der Verf. in den einzelnen Regeln sagt, kann man im ganzen und großen unterschreiben. Die Übersetzung wird bei der Befolgung seiner Rathschläge nur gewinnen. Dass er in manchen zu engherzig ist, lässt sich nicht leugnen. So will er auch manches in Stellung und Ausdruck geändert wissen, wo der deutsche und antike Ausdruck sich deckt. Dass der Lehrer ihm in solchen Fällen nicht nachgehen wird, ist selbstverständlich; aber dies verkleinert nicht den Wert des Ganzen. Ref. weist auf die Andeutung bezüglich der homerischen Epitheta hin (§. 31). Den allgemeinen Ausdruck statt des speciellen zu setzen wird niemand einfallen. Diese Forderung sündigt gegen die Regel, dass der Dichter zu specialisieren und durch eine charakteristische, in die Augen fallende Eigenschaft den dieser übergeordneten allgemeinen Begriff zu versinnlichen pflegt. Ferner will der Verf. wohl selbst nicht überall durch §. 17 die rhetorische Beiordnung von dem Inhalte nach subordinierten Sätzen aufheben; er würde dadurch die deutsche Sprache einer Redewendung berauben, die ihrem Wesen nicht widerspricht und häufig eine gleich große Wirkung erzielt, wie im Lateinischen

und Griechischen. Dass überhaupt ein pedantisches Anklammern an seine Regeln zu verlangen, nicht in seiner Absicht liegt, geht aus der wiederholt vorkommenden verschiedenartigen Übertragung einer und derselben Stelle hervor, z. B. §. 16 *hic*... desideras diesen Verhältnissen gegenüber und §. 40 und da (εἶτα); §. 3 quas scimus die bekanntermaßen und §. 16 und wir wissen doch alle, dass u. a.; ferner die Nebeneinanderstellung von Regeln, die auf den ersten Blick sich zu widersprechen scheinen, wie §. 16 und 17 u. dgl.

Hie und da wird man auch mit des Verf.s Auffassung einzelner Stellen nicht einverstanden sein, wie §. 20, wo in den angeführten Beispielen die von dem Verf. aus dem Hauptsatze in den Nebensatz verschobenen Wörter auch im Lateinischen in den Nebensatz gehören und nur deshalb vor die Conjunction gestellt erscheinen, weil sie als betonte hervortreten sollen, eine Stellung, die ja im Lateinischen sehr häufig vorkommt. Ob ferner §. 23 nactus est primum consules richtig durch „von den ersten Consuln, die er traf" wiedergegeben ist, dürfte sehr die Frage sein, da es sich ja nicht um einen Gegensatz dieser und anderer Consuln handelt.

Die Brauchbarkeit des Büchleins wird dadurch nicht alteriert. und sicherlich werden, wenn nach der darin angeregten Art und Weise die classische Lectüre betrieben wird, die Schüler das Geistbildende derselben an sich selbst einsehen lernen und der Schule entwachsen mit Eifer für die Wichtigkeit dieses Studiums eintreten, so dass die Klagen über die durch das Übersetzen der lateinischen und griechischen Meisterwerke nutzlos verbrachte Zeit, das heute vielfach verkehrte Vorgehen bei demselben, wodurch diese zum Sammelkasten von Belegstellen für die grammatischen und stilistischen Regeln herabgedrückt werden, bald verstummen werden.

Das Werkchen zeichnet sich auch in typographischer Beziehung durch Übersichtlichkeit und correcten Druck aus (§. 24 ist feruntur statt teruntur zu lesen). Möge der Geist, der aus demselben, das keineswegs erschöpfend ist, sondern nur der Anfang des Anfangs in der darin vertretenen Richtung sein soll, so frisch athmet, mehr und mehr sich ausbreiten und belebend auf das Studium der lateinischen und griechischen Meisterwerke einwirken!

Wien. Heinrich Koziol.

Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen von August Fick. 4. Aufl. bearbeitet von Adalb. Bezzenberger, Aug. Fick und Whitley Stokes. I. Theil. Wortschatz der Grundsprache, der arischen und der westeuropäischen Spracheinheit von August Fick. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprechts Verlag 1891. 8°. XXXVIII u. 580 SS.[1])

---

[1]) Vgl. die Anzeige von Collitz im American Journal of Philology Bd. XII, S. 293. Prellwitz in der Wochenschr. f. class. Phil. 1891, S. 564.

Ein liebes, befreundetes Buch tritt uns hiemit in neuer Gestalt wieder entgegen, gereifter und vollkommener, ein vertrauter Rathgeber mit allen guten Eigenschaften von ehedem und noch dazu mit manchen neuerworbenen, so dass sich das alte herzliche Verhältnis zu ihm neu befestigt und verstärkt. Ein anderer, ein völlig neuer ist er freilich nicht geworden und wollte er just auch nicht werden, wie er mit berechtigtem Stolz selbst eingesteht. So hat er sich vor allem seine etwas kurze und apodiktische Art zu reden nicht abgewöhnt, kein Fehler, denn wir wissen, dass er eines Besseren belehrt, sofort bereit ist, das Neue und Neueste ebenso apodiktisch hinzustellen. Auf diese Eigenschaften muss man jenen aufmerksam machen, der erst die Bekanntschaft macht.

Ficks Verdienste um die idg. Lexicographie wiederum loben zu wollen, hieße sie schmälern. Darüber ist überhaupt nichts mehr zu reden. Auch die Neuauflage des Werkes werden alle Philologen ebenso benützen und benützen müssen wie die früheren. Aber das eine muss gesagt werden, dass wohl viele Artikel in dem Werke sind, welche nicht von allen Gelehrten in ihrer ganzen Ausdehnung anerkannt werden können. Das hat verschiedene Gründe. Vor allen den, dass Fick überhaupt in der Wissenschaft eine besondere Stellung einnimmt; er ist oft kühner als irgend einer, und wenn er ein Compendium der vergleichenden Grammatik schriebe, so sähe es wohl wesentlich anders aus als das Brugmann'sche. Es liegt nichts daran, dass er es nicht schreibt, der Kundige sieht doch aus seinem Wörterbuche ziemlich genau, wie es ausfiele.

Eine Eigenschaft hat Fick, die ihn vor allen zur Lexicographie befähigte, eine combinatorische Gabe, die ihn Zusammenhänge finden und an denselben festhalten lehrt, auch wo die bisher bekannten Lautgesetze Einsprache zu erheben scheinen. Das ist ein großer Vorzug seiner Arbeiten — denn so wird die Wissenschaft befruchtet —, aber auch der große Mangel, denn es bedarf immer eines durchaus geschulten Mannes, um Wahres und Sicheres von dem Problematischen und erst zu Beweisenden zu sondern.

Nur daran soll vorläufig erinnert werden. Der folgende Band wird Gelegenheit geben, genauer auf Ficks Standpunkt einzugehen.

Viel Anklang wird das „Vorwort“ wegen seines vornehmen Tones finden. Man wird gewiss mit Freude Fick zustimmen, wenn er in Betreff des einstmaligen Kampfes von „Stammbaum“ und „Welle“ sagt: „Jedenfalls dürfen beide alte Gegner auf einen offen und ehrlich, rein sachlich ausgeführten Waffengang in ungetrübter Erinnerung zurückblicken“. Auch darin wird man ihm zustimmen, dass die letzten Jahrzehnte sprachwissenschaftlicher Forschung nur wenig neue etymologische Gleichungen zutage förderten. Daran hat die Angst vor den „Lautgesetzen“ viel Schuld.

Der vorliegende erste Band enthält den Wortschatz der Grundsprache, der Arier (Indisch, Avestisch, Altpersisch) und der Westeuropäer (Griechen, Italiker, Kelten und Germanen). Fick geht

nämlich von der Ansicht aus, dass die Arier sich zuerst von den anderen absonderten; sie haben ă, ĕ, ŏ gleichmäßig zu a gemacht. Die anderen Indogermanen unterscheiden sich durch die Gutturalen: Griechen, Italiker, Kelten und Germanen haben aus den ç- und k-Lauten k- und q-Laute gemacht, während der lituslavische Stamm (also die Osteuropäer) die alten ç- und k-Laute beibehielt, ebenso wie er im wesentlichen an e, o, a festhielt (vgl. S. XXIII). Für Fick ist also dann ein Wort oder eine Wortform indogermanisch, wenn sie sich bei Ariern und Nichtariern (West- und Osteuropäern) findet.

Dem „arischen Theil des Buches" gegenüber hat Bartholomae, Indogerm. Forschungen I, S. 185, Anm. 4 Vorsicht bei der Benützung anempfohlen; diese Vorsicht ist wohl auch sonst nicht überflüssig.

Wien. Dr. Rudolf Meringer.

Muret, Prof. Dr. Ed., Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Große Ausgabe. Lief. 1—3. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung 1891.

Von einem lange angekündigten und lange erwarteten Werke' von Murets englisch-deutschem Wörterbuche, liegen nunmehr die ersten drei Lieferungen vor, den englischen Wortschatz von *A — Brahmin* umfassend. [1])

Der Titel kündet es als ein 'Parallelwerk zu Sachs-Villattes französisch-deutschem und deutsch-französischem Wörterbuche' an und eine Durchsicht des Gebotenen zeigt, dass wir es als solches freudig zu begrüßen haben. Der ungleich größere Wortschatz des Englischen hat einige Beschränkungen gegenüber jenem so vorzüglichen Werke nothwendig gemacht. Es ist ein internationales, kein nationales Wörterbuch in dem Sinne der Vorrede zum zweiten Theil von Sachs-Villatte. Es sucht nicht sämmtliche Bedeutungsabstufungen eines Wortes in ihren Beziehungen zueinander darzustellen, sondern hat vor allem die praktischen Bedürfnisse des Nachschlagenden vor Augen, es gibt weniger Erklärungen als Übersetzungen. Das ist also jenes Verfahren, welches bereits im zweiten Theil von Sachs-Villatte wegen der Fülle des Stoffes sich als nothwendig erwiesen hat, und man wird gewiss dem Verf. zustimmen, dass er es hier befolgt hat. Die genaue Darlegung der Bedeutungsabstufung ist die Aufgabe der nationalen Wörterbücher und sie konnte in unserem Falle umso leichter unterlassen werden, da die englisch-amerikanische Lexicographie in der letzten Zeit so Bedeutendes geleistet hat. Die Fülle des Stoffes hat auch sonst zu knapperer Fassung gezwungen. Von diesen nothwendigen

---

[1]) Die indessen erschienene 4. Lieferung ist dem Verf. noch nicht zugekommen.

Abänderungen abgesehen, stimmt aber das vorliegende Werk in Anlage und Durchführung vollkommen mit Sachs-Villatte überein und weist alle Vorzüge desselben auf.

Dahin rechnen wir vor allen Dingen die Übersichtlichkeit und Klarheit der Anordnung und Darstellung. Namentlich im Englischen, wo so häufig Wörter verschiedenen Ursprunges und verschiedener Bedeutung äußerlich zusammengefallen sind, wo öfters das Verb von dem entsprechenden Substantiv nur durch den Accent unterschieden ist, war es nöthig, genau zu scheiden und die Scheidungen durch den Druck leicht kenntlich zu machen. Das ist Muret vorzüglich gelungen. Die Sachs-Villatte eigenthümlichen bildlichen Zeichen für den Gebrauchskreis eines Wortes sind auch hier mit großem Nutzen verwendet. Eine Neuerung gegenüber dem Vorbilde besteht darin, dass Belege, Redensarten u. dgl. nicht unmittelbar bei den einzelnen Bedeutungen gegeben werden, sondern — nach jenen Bedeutungen geordnet und mit den gehörigen Verweisen — als Anhang dem Artikel angefügt und äußerlich durch eine Rundstableiste gekennzeichnet sind. Dadurch ist es dem Benutzer ermöglicht, sich rasch über die Bedeutungen eines Wortes zu unterrichten, ohne auch alles Beiwerk durchgehen zu müssen, und die Verweisungen sowie die typographische Ausstattung sind derart, dass man auch die Redensarten rasch findet. Namentlich bei längeren Artikeln wie *about account age at* ist diese Einrichtung wohl als eine glückliche Neuerung zu bezeichnen. Bei kürzeren wäre sie vielleicht nicht nöthig gewesen.

In Bezug auf Reichhaltigkeit sucht Muret allen billigen Anforderungen gerecht zu werden. Das amerikanische und Colonial-Englisch hat eingehende Beachtung gefunden, viel Technisches ist einbezogen und auch Provinzielles und Dialectisches „nach Möglichkeit" berücksichtigt worden. Im allgemeinen ist der Wortschatz des Englischen seit dem 16. Jahrhundert aufgenommen, aber auch noch Chaucer herbeigezogen. Um die Reichhaltigkeit darzulegen, bringt die Vorrede eine Zusammenstellung der Anzahl der selbstständig angeführten Wörter von *A* bis *Achæan* in den wichtigsten Wörterbüchern. Obenan steht Muret mit 1671 selbständigen Titelköpfen, es folgt Murray mit 1468, The Century Dictionary mit 1312, Hunter mit 1220, The Imperial Dictionary mit 942, Flügel (1890) mit 809, Lucas mit 721. Bei dieser Zusammenstellung ist freilich zu berücksichtigen, dass Muret Eigennamen mit dem übrigen Wortschatz zusammen anführt und ihrer viele bringt (während sie Murray z. B. gänzlich ausschließt). Gewiss ist aber diese Anordnung nur zu billigen. Citate sind ziemlich spärlich gegeben (wohl die meisten sind aus Shakespeare) und auch dies scheint uns dem Zweck des Werkes zu entsprechen. Citate sind vor allem in nationalen Wörterbüchern am Platz.

Die Aussprachebezeichnung — ein wichtiger Bestandtheil in einem englischen Wörterbuch — ist nach dem System Toussaint-

Langenscheidt durchgeführt; sie stimmt im wesentlichen überein mit der Transscription in den van Dalen-Lloyd-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefen. Es möchte fast scheinen, dass der Wunsch, mit diesem Werk in Übereinstimmung zu bleiben, den Verf. von einigen Änderungen abgehalten hat, die nahegelegen und unseres Erachtens wünschenswert wären. Der Laut des *a* und *o* in *date* und *note* wird durch ē und ō wiedergegeben. Damit ist aber keineswegs die veraltete Lautung geschl. *ē ō* gemeint; bei Erklärung der Zeichen (S. X) und auf dem Kopf jeder Seite wird ausdrücklich diphthongische Aussprache eingeschärft. Warum wurde dann nicht ein entsprechendes Zeichen in den Text aufgenommen? Dieser Abstand des Symbols von der beabsichtigten Lautung hat in einem Falle den Verf. selbst zu einer Unrichtigkeit geführt. In Wörtern wie *bore boar board afford* finden wir für den *o*-Laut dasselbe Zeichen wie in *note*, hätten also nach den Angaben auf S. X *ō*ᵘ zu lesen. Diese Transcription geht in letzter Linie zurück auf Webster und Walker, zu deren Zeit der Vocal von *note* und *bore* wirklich noch gleichmäßig langes, geschlossenes *o* war. Heute hat sich der Laut gespalten auch bei denen, welche nicht *bore* mit demselben Vocal sprechen wie *for*. Murray scheidet zwischen *ō*ᵘ und ōᵊ, während er den Laut von *for* durch das Zeichen des offenen *o*, wiedergibt. Dieser Lapsus ist umso auffallender, als die Laute von *date* und *bare* auseinander gehalten werden. Andererseits ist rühmend hervorzuheben, dass auch die durch die neueren Phonetiker festgestellte Aussprache der jüngeren Generation Südenglands nicht unberücksichtigt geblieben ist. Bei Fällen wie *bore* wird auf eine Anmerkung in der Einleitung (S. XXXII) verwiesen, in der darauf aufmerksam gemacht wird, dass in der jüngeren Generation der *o*-Laut dieses Wortes mit dem von *for* unter *ə* zusammenfällt.

Auch sonst wäre bei der Aussprachebezeichnung einiges zu erinnern. Das Zeichen ŏ für den Laut von *but*, welcher „fast wie *a* in *Ratte*“ klingt, scheint uns nicht glücklich. Doch wir wollen nicht länger bei diesen Dingen verweilen, denn bei einem Werk, welches so viele Vorzüge bietet, ist es nicht am Platz, am Einzelnen viel zu mäkeln. Wir wollen auch diese Bemerkungen nicht als Tadel aufgefasst wissen, sondern nur als Verbesserungsvorschläge, wie sie sich die Verlagsbuchhandlung selbst auf einem dem ersten Hefte beigegebenen Zettel von den Benutzern erbittet.

Über die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit im einzelnen können wir allerdings nur nach Stichproben urtheilen, die uns durchaus befriedigt haben. Ein einigermaßen sicheres Urtheil über ein Wörterbuch lässt sich ja erst nach längerem Gebrauch abgeben. Dieses Werk vereinigt jedoch so viele Vorzüge, dass wir es wohl schon auf jene Stichproben hin aufs wärmste empfehlen dürfen. Namentlich für die Bibliotheken unserer Gymnasien und Realschulen dürfte es sich eignen, zumal die Auslagen sich auf mehrere Jahre

vertheilen (während nach dem vollständigen Erscheinen Preiserhöhung eintritt). Es sollen jährlich fünf je 112 Seiten starke Lieferungen zu 1 Mk. 50 Pf. erscheinen. In vier Jahren hofft die Verlagsbuchhandlung den ungefähr 20 Lieferungen starken englisch-deutschen Theil zu vollenden. Der zweite deutsch-englische Theil, von Prof. Dr. Daniel Sanders bearbeitet, soll in weiteren zwei Jahren fertig sein.

Wir wünschen dem Werke gedeihlichen Fortschritt und hoffen, den Lesern dieser Zeitschrift bald darüber Bericht erstatten zu können.

Graz. Dr. K. Luick.

Dr. W. Stoewer, Das Culturhistorische im 'Meier Helmbrecht' von Wernher dem Gärtner. Druck von W. Stumpf in Bochum 1891 (Verlag Fock). 4°, 25 SS. Preis 1 Mk.

Die Abhandlung sammelt aus dem Gedichte die 'Züge aus dem Bauernleben' (Hof und Haus, Die politische und sociale Stellung der Bauern, Die Lebensweise der Bauern), 'Aus dem Ritterleben' (Das Ritterleben der jüngeren Generation, der älteren Generation), 'Aus dem gesammten Volksleben' (Rechtsalterthümer, Sprache — Anrede, Gruß, Fremdwörter — Religion und Moral).

Die Sammlung ist fleißig, ziemlich frei von Missverständnissen (doch *gadem* ist schwerlich ein unter dem Dach befindlicher Vorrathsraum, dafür hat das Gedicht — allerdings bildlich — *büne* 363; 856 ff. ist nicht vom Schlafen die Rede; ob Helmbrechts Vater ein Freier ist, bleibt zweifelhaft: der von Stoewer verglichene Meier im armen Heinr. heißt ausdrücklich *frîer bûman*; die Stellen 791 f., 523 f. werden aus ihrem Zusammenhang gerissen, daher viel zu scharf betont; S. 10 heißt es 'diese *Ôsterrîche clamirre*': hält Stoewer *Ôst.* für ein Adjectiv?); ich vermisse auch keine wichtigeren Einzelheiten. Der Verf. ist bemüht, ein Gesammtbild zu zeichnen. Dabei fehlt aber die methodisch angestellte Voruntersuchung: inwieweit ist das Gedicht Abbild der Wirklichkeit? Damit verbindet sich die Frage: welchen literarhistorischen Charakter hat es? Stoewer streift die Frage, wenn er bei Besprechung der Prunkhaube Helmbrechts verständig von der ästhetischen Bedeutung dieses erfundenen Motivs redet. Aber es musste scharf betont werden, dass das Gedicht in die Gattung der Novelle gehört, den beliebten Novelleneingang aufweist, der die Wirklichkeit des Erzählten betheuert, dass es seinen Stoff erfindend gestaltet (man vgl. nur den tragischen Schluss: um seinetwillen darf der Scherge, entgegen sonstigem Gebrauch, seinen Zehnten — Helmbrecht — nicht sich abkaufen lassen, sondern muss ihn blenden und verstümmeln, damit der hilflose Bettler nochmals zum Elternhaus kommen, dann den Bauern in die Hände fallen und so der Kreislauf der angeschlagenen

Motive — vgl. insbesondere *die troume drî* 1786 und das Schicksal der Prunkhaube 1879 ff. — künstlerischen Abschluss gewinnen könne), dass es aber aus der Zahl der übrigen Novellen durch seinen actuellen socialen Stoff heraustritt. Der Verf. musste sich ferner fragen: ist die Auswahl, die der Dichter aus der Wirklichkeit traf, eine objective? sein Standpunkt ein unbefangener? St. geht dem geradezu aus dem Weg. Die Einleitung redet von Ort, Dichter, Fabel, aber in ganz unzureichender Weise: 'Ist es denn für die Schätzung des höchst interessanten Inhaltes des Gedichtes in der That nothwendig zu wissen, ob Wernher ein Geistlicher oder ein Fahrender, ein Ritter oder ein Mann aus dem Volke war? Sicherlich nicht.' Im Gegentheil: Sicherlich! Denn für denjenigen, der, wie ich, meint, dass nichts für den geistlichen Stand des Verfassers, vieles aber (vgl. z. B. 839 f., 864, 1078 f., 848 f.) dafür spreche, dass er ritterlichen Standes und Fahrender war, ergibt sich die Ansicht, dass er, wie Neidhart, den eintretenden socialen Verschiebungen zwischen Bauern- und Ritterstand mit vorgefasster Meinung gegenübersteht, von vornherein daher laudator temporis acti ist und die ihm naheliegenden Zeitverhältnisse in einseitigem Lichte sieht. Aller Tadel des 'Ritterwesens' fällt eigentlich auf Leute von der Sorte Helmbrecht, Lemberslint usw.; wie billigen Kaufes kommt der Burgherr los (653 ff.), der im Grunde die Verantwortung für das Treiben seiner Knappen tragen müsste: der Verfall des Ritterwesens erscheint dem Dichter als eine Folge des Eindringens solcher Elemente, wie Helmbrecht und seinesgleichen.

Von allen philologischen Vorfragen hat der Verf. nur die der Zeit des Gedichtes ausführlicher behandelt und einige neue Möglichkeiten zur Unterstützung der herrschenden Ansicht beigebracht. Das culturhistorische Gesammtbild, die Projection der Meinungen des Gedichtes auf die thatsächlichen Verhältnisse der Zeit entbehrt daher der sicheren Grundlage, und beständige Werturtheile, durch die der Verf. die Einzelheiten verbindet, machen sie noch subjectiver. Seine Darstellung läuft eigentlich in ein Lob des gesinnungstüchtigen, braven, wackeren Mannes aus, der da den Helmbrecht gedichtet hat. Wir lassen ja Wernher dem Gärtner dieses gute Sittenzeugnis unbestritten; aber sein Ruhmestitel liegt ganz anderswo.

Wilhelm Scherer, Deutsche Studien I und II. 2. Aufl. Wien-Prag-Leipzig, Tempsky u. Freytag 1891. 8°, 129 SS.

Zwei der schönsten Abhandlungen Scherers, die in den Wiener Sitzungsberichten von 1870 und 1874 enthaltenen Studien über Spervogel und Die Anfänge des Minnesangs, erscheinen hier zum zweitenmale in bequemem Sonderabdruck. Die Jahreszahlen ihrer ersten Auflage liegen schon weit zurück; aber wie frisch und unmittelbar berühren sie uns noch immer. Gewiss liegt ein Hauptreiz in ihrer inneren Form, dass wir sie — wie Lessing'sche ge-

lehrte Arbeiten — immer wieder gerne lesen. Aber auch inhaltlich nehmen sie hervorragenden Platz ein. 'Sie gehören', wie der Herausgeber, R. Heinzel, in seinem kurzen Vorwort zur zweiten Auflage sagt, 'zu jenen Arbeiten sowohl des Verfassers als der deutschen Philologie überhaupt, welche die wissenschaftliche Behandlung philologischer und literar-historischer Fragen am meisten gefördert, ja ihr in mehr als einer Beziehung neue Wege gewiesen haben.' In diesem Sinne sind sie ein bedeutsames Stück Geschichte der deutschen Philologie, und Heinzel weist zum Belege der Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen ausgeübt haben, auf Wilmanns' und Burdachs und Roethes Arbeiten über die mhd. Lyrik und Spruchdichtung hin. Wie alle Arbeiten des Verfassers haben sie auch durch die Polemik, die sie erzeugten, fruchtbar und klärend gewirkt. Für die Erkenntnis der Entwicklung Scherers selbst sind sie wichtig, denn die methodischen Grundzüge seiner späteren Arbeiten für Literaturgeschichte und Poetik liegen bereits in ihnen. Sie zeigen deutlich, dass diese in vollkommenem organischem Zusammenhang mit der ganzen Art des Denkens und Empfindens, die Scherer eigen war, also mit seiner ganzen geschichtlichen Erscheinung überhaupt standen. In dieselbe tritt dadurch etwas Geschlossenes, Systematisches.

In allen diesen Beziehungen könnte aber die neue Ausgabe bloß als ein wohlverdienter Act der Dankbarkeit gegenüber Scherers geschichtlicher Bedeutung erscheinen. Sie ist jedoch mehr. Denn ihre Kraft unmittelbarer Anregung ist meines Erachtens noch nicht erschöpft — die 'Deutschen Studien' sind mit einem Worte noch nicht veraltet. Über einer großen Zahl mehr oder minder schematischer Nachahmungen einer fruchtbaren Methode vergisst man leicht das alte lebensvolle Muster: hier ist es wieder, zu unmittelbarer Einwirkung bereit. Andererseits haben selbständige Köpfe sie weiter gehandhabt und vervollkommnet: so steht ihr der heutige Leser mit vollständigerem Urtheil gegenüber. Und so kann — sicherer vielleicht als früher — die schwungvolle innere Form seiner geistigen Arbeit wirken, seine Art die Dinge aus dem Vollen zu betrachten, sein unablässiges Streben die Einzelheiten zu einem Ganzen zu verbinden. Das einigende Band bot seine Persönlichkeit, von einem ergebnislosen, ja schädlichen Nachahmen seiner Combinationen kann daher hier nicht die Rede sein. Wir sind in Einzelheiten über Scherers Ergebnisse hinausgelangt, aber es thut wohl und es thut Noth, von Zeit zu Zeit das Vorbild eines Geistes einwirken zu lassen, der die Einzelheiten mit Lust und scheinbar mühelos verknüpft.

Wir danken dem Herausgeber sehr, dass er die Besorgung dieser zweiten Auflage übernahm. Er hat sich beschieden, einen getreuen Abdruck der ersten zu liefern und nur einige Verweisungen auf neuere Ausgaben hinzuzusetzen.

Nicht so ganz aber kann man sich mit der Leistung des Verlegers einverstanden erklären: die Ausstattung des Buches ist dürftig, das Papier gelblich, die Ränder schmal.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Emil Henrici, Hartmann von Aue. Iwein, der Ritter mit dem Löwen. 1. Theil. Text. (Zachers Germanistische Handbibliothek Bd. VIII.) Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1891. 8°. 388 SS.

Henricis, soweit man bis jetzt urtheilen kann, sorgfältig vorbereitete Ausgabe von Hartmanns Iwein liegt nunmehr in ihrem ersten Theile vor, der den Text bringt. Ein zweiter Band wird die nöthigen Abhandlungen enthalten. Dort wird sich auch Henrici erst über die Handschriften, deren ihm wesentlich mehr zugebote stehen, als Lachmann, und deren Verhältnis zu äußern haben, sowie über die Grundsätze, die ihn bei der Herstellung des Textes leiteten. Dieser weicht sehr oft von Lachmann ab, wenn auch die Differenz häufig nur unwesentlich ist. In der Anzahl der Verse stimmen beide Texte überein. In vorliegender Ausgabe werden wir nicht einmal über die Chiffern der benützten Handsschriften aufgeklärt, was denn doch unerlässlich war und höchstens zwei Seiten gekostet hätte. Es werden ja, wie schon erwähnt, Handschriften verwertet, die nicht bei Lachmann verzeichnet sind, und Henricis vorbereitende Mittheilungen in der Zeitsch. oder Pauls Aufsatz im 1. Band der Beiträge und anderes hat nicht jeder gleich zur Hand. So bleibt denn vorläufig nicht viel anderes übrig, als über die Einrichtung der Ausgabe Mittheilung zu machen. Links vom Texte ist die Zählung der Verse von fünf zu fünf Versen durchgeführt, rechts unmittelbar am Texte wird in eckiger Klammer die Auftheilung des Textes auf die einzelnen Druckseiten der Lachmann'schen ersten Ausgabe mitgetheilt, die bei Lachmann[3] links vom Texte steht, rechts am Rande werden die Zahlen der entsprechenden Verse bei Chrestien notiert. Unter dem Texte erscheinen zunächst die Abweichungen von Lachmann angeführt, weiter unten folgen dann die Lesarten, die, soweit ich verglichen habe, sehr genau verzeichnet sind. Papier und Druck sind gut.

Wien. K. Tomanetz.

Das Faustbuch des Christlich Meynenden. Nach dem Drucke von 1725 herausgegeben von Siegfried Szamatólski. Mit drei Faustporträts nach Rembrandt. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1891. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 39.) XXVI u. 30 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Wann Goethe mit den verschiedenen Bearbeitungen des alten Volksbuches von Doctor Faust bekannt geworden ist, und welche

Bearbeitungen ihm überhaupt vorgelegen haben, wissen wir noch immer nicht bestimmt anzugeben. Mit einiger Sicherheit darf behauptet werden, dass er die Pfitzer'sche Redaction vom Jahre 1674 mindestens in späteren Jahren kennen gelernt hat; die erste Volksbuchfassung, der er nahegetreten ist, dürfte die Pfitzer'sche nicht gewesen sein. Im achtzehnten Jahrhundert war das umfangreiche Pfitzer'sche Buch allmählich seltener und seltener geworden; dagegen gehörte die in der schlechten, unansehnlichen Ausstattung der Jahrmarktsbücher gedruckte, stark verkürzte Redaction, deren Verfasser sich unter dem Namen des 'Christlich Meynenden' verbirgt, zu jener Art von Volksschriften und Volksbüchern, die Goethe selbst im ersten Buche von 'Dichtung und Wahrheit' als Lieblingslectüre seiner Kinderzeit bezeichnet. Freilich fehlt in dem von Goethe an der angedeuteten Stelle gegebenen Verzeichnisse solcher und ähnlicher Volksschriften gerade das Faustbuch. Und so bildet denn auch der angezogene Passus der Autobiographie eine der vielen Cruces der Goethephilologie. Ein Wort, eine Wendung böte der Wissenschaft volle Sicherheit; schmerzlich vermisst der Literarhistoriker dieses eine Wort, diese eine Wendung.

Die außerordentliche Seltenheit des Büchleins vom 'Christlich Meynenden' hat die Mehrzahl der Forscher bisher genöthigt, den schlechten und unzuverlässigen Abdruck in Scheibles „Kloster" (2, 76—104) zu benutzen. Szamatólski hätte sich deshalb schon allein durch einen kritisch gesicherten Abdruck in handlicher Form allgemeinen Dank verdient, wäre ihm auch nicht geglückt, die überraschenden Thatsachen zu enthüllen, die seine knappe Einleitung mittheilt. Auch am 'Christlich-Meynenden' hat Szamatólski sein ungewöhnliches Finderglück bewährt, oder besser nicht Finderglück; Szamatólski hat ins Finden Methode gebracht. Durch Umfrage an mehr denn hundert Bibliotheken hat er eine ganze Reihe von Ausgaben festgestellt, von denen Engels „Bibliotheca Faustiana" nichts Sicheres oder gar nichts zu melden weiß. Insbesondere aber hat er eine Ausgabe vom Jahre 1725 entdeckt, während bisher als älteste nur eine Ausgabe vom Jahre 1728 nachgewiesen war. Ohne auf die Filiation der Ausgaben näher einzugehen, die Szamatólski sauber und übersichtlich entwickelt, hebe ich nur das wichtigste Resultat der Vergleichung jener Editionen hervor. Das Büchlein des Christlich Meynenden erzählt zwei Geschichten von Faust, die — wie man bereits lange wusste — dem im Jahre 1712 erneuerten Volksbuche von Fausts Famulus Wagner entstammen. Szamatólski weist nach, dass beide Erzählungen in der von ihm mit *a* bezeichneten Ausgabe fehlen und erst in der Ausgabe *b* von 1726 auftauchen.

Die Frage nach dem Verfasser, dem Christlich Meynenden, hat Szamatólski nicht gefördert. Er bleibt bei der alten Vermuthung stehen, dass die typographisch hervorgehobenen Lettern *C. M.* die Anfangsbuchstaben seines Namens bilden. Geleistet hat der Christlich Meynende thatsächlich nicht mehr als eine stark verkürzende

Überarbeitung Pfitzers. Die wenigen Züge, in denen seine Individualität hervortritt, stellt Szamatólski zusammen. Er ist ein aufgeklärter Krittler, der am liebsten die Falschheit der ganzen Geschichte der galanten Welt vor Augen legen möchte. In Wahrheit beschränkt sich seine Kritik auf eine rationalistische Interpretation (S. 24, 7); wenn er einmal (S. 5, 9) anzweifelt, dass Faust von der Ingolstädter Universität der Doctortitel ertheilt worden sei und sich bei dieser Gelegenheit auf viele Quellen beruft, so schreibt er nach wie vor ruhig seinen Pfitzer aus, der am Schluss des ersten Capitels der Zweifel des einzigen Freudius gedenkt.

Eine wertvolle Bereicherung seiner verdienstlichen Einleitung bietet Szamatólski in einem Excurse über das Faustporträt, das mehreren Ausgaben des Christlich Meynenden vorgestellt ist. Es galt als Nachbildung eines Rembrandt'schen Originals. Szamatólski ist der erste Faustforscher, der das Urbild eruiert hat. Ein Blick in Pierre Yvers „Supplément au catalogue raisonné de M. M. Gersaint“ (Amsterdam 1756, S. 123) ließ ihn den Kupferstich constatieren, der in Holland als Porträt des Doctor Faust angesehen wurde. Yver selbst schreibt ihn allerdings nicht Rembrandt selbst, sondern seinem Schüler Jan Joris van Vliet zu. Szamatólski huldigt der Ansicht, dass der genannte Stich nicht ein Porträt Fausts, sondern der Studienkopf eines melancholischen Greises ist. Näheres wird wohl bestimmt werden können, wenn der jetzt in Berlin befindliche Rembrandtkatalog von Burgy allgemein zugänglich sein wird. Sowohl der Stich Vliets, wie die Reproduction von F. L. D. Ciartres, die als unmittelbares Vorbild des Holzschnittes im Christlich Meynenden angesehen wird, befinden sich in der unschätzbaren Sammlung Rembrandt'scher Kupferstiche auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. — Sehr hübsch zeigt Szamatólski, wie in den drei Faustbildern (von Vliet, Ciatres und im Bilde des Christlich Meynenden) Faust im Laufe der Jahrhunderte nicht weniger zum Charlatan herabsteige, wie in den Volksbüchern, die in ununterbrochener Abfolge seinem Charakter alle besseren Eigenschaften Zug für Zug rauben.

Im einzelnen bemerke ich: zu S. V Note 1 ist ein merkwürdig wenig beachteter Aufsatz S. Singers nachzutragen (Goethe-Jahrbuch 7, 248), der die Benützung Pfitzers durch Goethe in interessanter Weise beleuchtet. Auffallend war mir, dass Szamatólski (S. 2) die lateinische Inschrift nicht emendiert hat. Er liest: „Vive bibe obgraegare memor Fauste cujus et hujus Poenae aderat claudo haec asterat ampla gradu“, während doch wohl Fausti hujus zu lesen, nach Poena ein Punkt zu setzen und der Schlussatz zu drucken wäre: 'Aderat claudo haec — ast erat ampla — gradu'[1]. Ich möchte

---

[1] Vgl. auch Stieglitzs Mittheilung in Scheibles »Kloster« 2, 18, der merkwürdigerweise die Erklärung des Distichons dem Philologen überlässt, also nicht imstande gewesen zu sein scheint, es zu übersetzen.

die Druckfehler nicht dem Christlich Meynenden zuschreiben, der ja immerhin ein gelehrter Mann war. Vielmehr sehe ich in ihnen einen Beweis, dass auch die von Szamatólski aufgefundene Ausgabe von 1725 nicht die älteste ist — eine Ansicht, zu der der Herausgeber sich selbst bekennt. Wie rasch die Druckfehler des genannten Citates sich vermehrt haben, beweist die Mittheilung Engels (Bibliotheca Faustiana, 2. Aufl. N. 226), der aus der Ausgabe „Frankfurt und Leipzig o. J." citiert: „Vive bibe obgraegamemor Fauste cujus est cujus Polna aderas claudo haec asterat ampla gradu", — der reine Galimathias.

Mit Szamatólskis aufschlussreichem Hefte treten die „Deutschen Litteraturdenkmale" in eine neue Phase. Seuffert hat die Redaction der Sammlung in Sauers bewährte Hände gelegt. Mögen dem neuen Herausgeber ebenso glückliche Würfe gegönnt sein, wie Seuffert ihrer gethan hat! Das muss jeder ehrliche Freund unserer jungen Wissenschaft ihm aufrichtigsten Herzens wünschen.

Wien. Oscar F. Walzel.

Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung.

Auf Grundlage der vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht für die österreich. Schulen festgestellten Rechtschreibung bearbeitet von Prof. Dr. Karl Stejskal, k. k. Bezirksschulinspector. Wien, Manz 1891. 8°, VIII u. 166 SS. Preis geb. 60 kr.

Diese fleißige Arbeit kann sehr empfohlen werden. Der Verf. hat alles zusammengestellt, was in orthographischen Dingen nur irgend Auskunft geben kann, und auch manche wünschenswerte Ergänzung des amtlichen Regelbuches geliefert. So weiß man jetzt, dass 'im Stande' zu schreiben ist, und das unsinnige 'im stande' oder gar 'imstande' ist bei uns hoffentlich beseitigt. Im Deutschen Reich freilich steht die Sache anders. Preußen, Sachsen, Mecklenburg, Württemberg (und die Schweiz) schreiben 'im stande', Baden 'imstande', Bayern schweigt wie Österreich bisher. Es ist ergötzlich anzusehen, wie in den Büchern die Schreibweise schwankt. Im ersten Heft von Pauls Grundriss z. B. erscheint viermal 'im stande', viermal 'imstande' und einmal 'im Stande'. Paul hat allerdings anderes zu thun als auf solche Kleinigkeiten zu achten, aber der Wert der Schreibung ergibt sich doch daraus. Erfreulich ist, dass in dem vorliegenden Buch die Fremdwörter nur beschränkte Aufnahme gefunden haben. Freilich die Unregelmäßigkeiten in ihrer Schreibung konnte der Verf. nicht beseitigen. Wir schreiben also weiter 'Takt' neben 'direct' 'dialectisch' neben 'praktisch' und 'didaktisch'. Auch mundartliche Ausdrücke, an denen das Regelbuch so reich ist, hat er vielfach beseitigt. Man kann sich z. B. gar nicht vorstellen, wozu ein Wort wie 'schurigeln' aufgenommen ist, das die Schüler weder mündlich noch schriftlich gebrauchen sollen. Vielleicht könnte der Verf. in dieser Beziehung noch weiter gehen. Wörter wie 'Trottel' z. B. sind durchaus entbehrlich.

Im einzelnen erlaubt Ref. sich nur wenige Bemerkungen. S. 2 'Die Mitlaute sind Geräusche' ist kein glücklicher Ausdruck. S. 7 Dass bei uns 'Kleit', 'Tak' u. dgl. gesprochen werde, möchte Ref. bezweifeln. 16, 9 'Dass bei Erzeugung dieses doppelt geschriebenen Mitlautes mehr, und zwar doppelt so viel (so) Zeit aufgewendet werden muss, als bei Erzeugung des entsprechenden einfachen' — vor 'und zwar' Beistrich zu setzen, scheint unnöthig, da damit nur ein zum Vorhergehenden zugehöriger Satztheil angeschlossen wird. Vor dem ähnlichen 'sowie' setzt der Verf. keinen Beistrich. 23, 3 u. 'heikelig' ist kein schriftdeutsches Wort. 31 wird vorgeschrieben 'Die Ersten der Stadt, die Ersten werden die Letzten sein', S. 39 aber 'der erste, der erste beste, der letzte', was sich schwerlich vereinigen lässt. Die an zweiter Stelle angeführten Wörter werden ja auch substantivisch gebraucht. 36, 3 u. liest man 'so weit', im Wörterverzeichnis 'soweit' neben 'soviel', 'insoweit' und daneben in Klammer ein nirgends erklärtes 'bez.', was vermuthlich soviel als 'relativ' bedeutet. Aber man wird die Schreibung doch nicht nach der Bedeutung scheiden wollen. 53 'Ja, gut erzählen, das ist nun wohl meine Sache nicht' — nach der Regel §. 151 müsste eigentlich 'Erzählen' geschrieben werden. 54 'Wenn dagegen das zweite Eigenschaftswort mit dem folgenden Hauptworte zu einem Begriffe (zwei unnöthige Schluss-e) verbunden und diesem die Eigenschaft des ersten Eigenschaftswortes beigelegt wird' — nicht gut ausgedrückt. 55 will der Verf. interpungiert wissen: 'Glaube an Gott, und vertraue ihm', 'Betet, und arbeitet unermüdlich', was gewiss unrichtig ist, da die beiderseitigen Sätze gleiches Subject haben. Dass im zweiten Satz die Beziehung des Wortes 'unermüdlich' zweifelhaft ist, liegt an dem Verf. des Satzes. 56, 250 ist wohl überflüssig. 57 das Beispiel zu 254 ist logisch nicht in Ordnung, der Ausdruck 'beschränkten Gefangenen Englands' nicht gut. 60 schreibt der Verf. in Übereinstimmung mit dem Regelbuch: 'Der Gedankenstrich wird gesetzt 2. Um die unterbrochene oder abgebrochene Rede oder die Ergänzung des Satzes dem Leser zu überlassen' — etwa: 'Um die unterbrochene oder abgebrochene Rede anzuzeigen oder'. Die Regeln 268, 269 sind überflüssig. 63, 284 in dem ersten Beispiel 'so' zu streichen. 64, 286 ist gar zu kleinlich. Ebenso 287. S. 156 wird vorgeschrieben 'trotz des Regens', was nicht so zweifellos ist. Die Bedeutung der Zeichen für die Fremdnamenaussprache findet sich, abgesehen von éiner Andeutung im Vorwort, nirgends erklärt.

Frankl Karl, Reinheit und Reichthum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten. Leipzig, Teubner 1890. 8°, VIII u. 142 SS.

Die arme deutsche Sprache muss schon recht herabgekommen sein. Von allen Seiten müht man sich ihr ein wenig aufzuhelfen: Orthographie, Satzbau, Stil, Wortschatz — alles ist ungenügend,

alles muss neu gestaltet werden. Wird aber wohl vergebliche Mühe sein. Wenn sie sich aus der Roheit des sechzehnten und der Geschmacklosigkeit des siebzehnten zur Feinheit des achtzehnten Jahrhunderts ohne besondere Mithilfe durcharbeiten konnte, wird sie auch jetzt die Kraft haben sich aufzuraffen, wenn es so arg mit ihr bestellt wäre, als es in Wahrheit nicht ist. Denn ein Zeitalter, das, um nur die größten Sprachkünstler zu nennen, einen Gustav Freytag, einen Paul Heyse hervorgebracht hat, darf sich schon sehen lassen, und selbst die vielgeschmähten Tagesblätter schreiben im allgemeinen besser als mancher von denen, die sie meistern wollen. Aber heutzutage will alles von Grund auf umgeschaffen sein, und so muss auch die Sprache dran. Unser Verf., preisgekröntes Mitglied des allgemeinen deutschen Sprachvereins, übrigens ein besonnener Mann, will mit Hilfe der Mundarten erstens Ersatz für Fremdwörter schaffen, zweitens an Stelle umständlicher und gewöhnlicher Ausdrücke bündige und bildliche setzen. Von vornherein möchte man freilich annehmen, dass die heutigen Mundarten der Schriftsprache viel zu ferne stehen, um an sie etwas abgeben zu können, indessen wir werden sehen. In Bezug auf die Lautgestaltung meint er, in Wörtern wie 'bequem, Löffel, lügen, Farbe, billig' u. ä. könnten wieder die alten Laute eingeführt werden, doch legt er selbst auf diese Vorschläge kein besonderes Gewicht. Von der Art, wie er zur Verdrängung der Fremdwörter mitwirken will, einige Beispiele, und zwar wird vom Verf. neben der Meißner und Leipziger Mundart aus beachtenswerten Gründen hauptsächlich das Holländische und Reuters Sprache herangezogen. Für Monarchie soll gesagt werden Einherrschaftei, für monarchisch einherrschig, für Tyrann und Tyrannei Gewaltner und Gewaltnerei, für Anarchie Wahnordnung, für Conferenz Zusammensprache, für Landgensdarm Feldjäger, für Personalien Umständigkeiten oder Umstände, für Protokoll Tagebericht, Datum und Datieren Tagzeichnung und Tagzeichnen, General Feldoberst, Generallieutenant Feldobersthauptmann, Generalmajor Feldhauptmann, Universitätsprofessor Hochlehrer, Ideal Denkbild, Idee die Gedachte, Logarithmus Kunstzahl, Rhetorik Redekunde, Metapher und metaphorisch Lehnspruch und lehnsprüchig. Für ad absurdum führen schlägt der Verf. vor 'einen auf den Pfropf setzen', was aber außer Leipzig niemand verstehn wird. Für 'confus reden' empfiehlt er das norddeutsche 'quatschen', kein besonders edles Wort, und leitet es von dem alten quedan ab — es ist aber vielleicht eher an 'Gewäsch' zu denken. Ein nicht übler Ersatz für Rhythmus wäre Klangmaß. Für Station Anhalt will schon weniger gefallen. Statt Almanach und Kalender, was freilich nicht ganz gleich ist, Zeitweiser. Für Corpulenz und corpulent Fülligkeit und füllig. In einem ähnlichen Sinn gebraucht Gustav Freytag 'Völligkeit' 'Ahnen' 5, 2, 297 'immer noch eine gebietende Gestalt, obgleich das wüste Leben die vielgerühmte Kraft und Völligkeit bereits gemindert hatte'. Vgl. 6, 307. Statt 'curios' will Verf.

'artlich', das sich auch in der Wiener Mundart finden soll, wovon dem Ref. nichts bekannt ist — für 'consterniert' 'dutzig', wofür aber wohl das übliche 'verdutzt' ausreicht. Für massiv haftig, für respectieren ehrerbieten — man weiß nicht, mit welchem Fall man es verbinden soll — für 'Fensterpromenade machen' fensterln oder fenstern, womit man aber einen andern Begriff verbindet, für arrangieren reisen, für schwadronieren das alte schwatern, welches durch das Fremdwort verdrängt scheint. Es wird sich zeigen, wie viel von den Vorschlägen des Verf. durchdringt, manches scheint wirklich annehmbar. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, dass Franz Pfeiffer einst für 'Taille' das alte Wort 'Krenke' (zu 'krank', wo der Körper schwach, schmal ist) empfohlen hat.

Den Hauptheil des Buches bildet die 'Bereicherung' der Schriftsprache aus den Mundarten, wozu der Verf. solche Ausdrücke verwendet wissen will, 'für welche die Schriftsprache kein im Begriff sich vollständig deckendes Wort besitzt'. Also z. B. ich muss alles selber belaufen statt: ich muss alle nothwendigen Gänge selbst machen. Für 'einen großen Verdienst geben' es klenkt, was allerdings auch in der Wiener Mundart vorkommt, aber in der Form 'glengt' (weich gesprochen) und in der Bedeutung 'es langt', womit es auch zusammenhängen dürfte (vgl. derglengen). Gar zu ängstlich scheint der Verf. zu sein, wenn er für die Form 'zweibällig' (von einem Stiefel, der auf beide Füße passt) neben dem bereits schriftdeutschen 'einbällig' noch besondere Rechtfertigung sucht und so auch bei einigen andern Wörtern. Wiesbaum ist auch in der österreichischen Mundart gebräuchlich, ebenso Schab für Strohbündel, mhd. schoup, erzgebirgisch Schoab, allemannisch Schäwl und Tschäubli — daraus will der Verf. 'Schäublein' machen, also ein neues Wort, das vermuthlich niemand verstehen würde. So auch 'Häut' für Salat-, Kohl- oder Krautkopf. Weiter empfiehlt er Quärgel (bei uns sagt man 'Quargel') für 'kleiner Quarkkäse'. 'Sich abeschern' für 'sich bei der Arbeit ersitzen' kommt in der Wiener Mundart nicht vor. Dagegen sagt man bei uns auch: etwas nicht ermachen (dermachen) können. 'Herumlungern' scheint schon schriftdeutsch zu sein. Es klingt noch ein weniges besser als 'talgen' oder 'talken', 'betalgen', 'begrapsen', 'zerknietschen', 'zusammenwursteln' und 'stürlen' (bei uns sagt man 'stürln'), die der Verf. alle empfiehlt. Das zuletzt genannte Wort verwendet Gustav Freytag, aber im Mund einer Bäuerin, 'Als ich meinem Karl gut wurde', sagt Bärbel (Ahnen 6, 126), 'stürte er mit seinen Augen noch unter allen Mädchen herum.' Anderes der Art, wodurch die Schriftsprache bereichert werden soll, ist: Hopsen (große Sprünge machen), hüpfeln (kleine), watschen (patschend im Wasser herumwaten), fippern (unstät umherfahren — auch bei uns üblich), huscheln (ebenfalls, sich zusammenkauern vor Kälte), haspeln (etwas mühsam thun — sich abhaspeln, sagen wir), Buz (ein im Wachsthum zurückgebliebenes Kind — Ahnen 5, 1, 83 in übertragener

Bedeutung: 'Ich aber', sagt Regine, 'bin ein trauriger schwarzer Butz.'), eien (liebkosen, streicheln. Ei — ei machen heißt es bei uns), zündeln (mit Feuer spielen), brämen (vgl. verbrämen, etwas lang gut erhalten — bei uns gibt es noch das Substantiv 'der Bram' für 'Saum'), Zieche (Überzug eines Kopfkissens), küressig (wählerisch im Essen, nach dem Niederdeutschen und Holländischen, andere dürften dabei zunächst an Essig denken), hamstern (gierig essen, bei uns einhamstern), bampfen (einbampfen, mit ähnlicher Bedeutung), auswälgern (wir sagen nicht so, sondern auswalken), kluntschen (schlecht backen, nach dem Verf. mit klenen verwandt, das bei uns noch vorkommt), rösch (bei uns resch), bröseln (breseln), schwummerig (schwummerlich), schneeballen, versumsen (sein Geld 'verhauen'), tätschen (dätschen), zannen (bei uns gedehnt gesprochen), zatschen (die Worte ziehen), aussagen (erschöpfend sagen), anbären (unwillig anreden, hängt wohl nicht mit 'Gebärde' zusammen), vermatschen (bei uns vermantschen), leidig (wehleidig), erwissen (nicht erwissen können, was man weiß oder hat, nicht bei sich behalten können), begriffsstützig (ist schon allgemein üblich — der Verf. würde die Form 'begriffsstutzig' vorziehen und setzt nicht ganz logisch hinzu: 'Letztere Form ist jedenfalls die richtige, da das Wort wohl von 'stutzen' = 'staunen' herrührt), Zweiachsler (Achselträger), Tremel (grober Mensch, bei uns in der ersten Bedeutung 'Klotz'), blitzblau, zerkrellen (bei uns zerkrallen), abmärbeln (das Pflaster mürbelt sich ab, woraus der Verf. 'abmürbeln' machen will), schwabben (bei uns schwaben), dreschen (norddeutsch für stark regnen, woraus der Verf. nach einer muthmaßlichen alten Verwandtschaft das voraussichtlich allseits unverständliche 'treuschen' machen will), pumpern (auch bei uns üblich), Maidelei (nach dem schlesischen 'Madelei' alle Mädchen, im Salzburgischen hört man 'die Weiberei'), färtig und färnt (im vorigen Jahr, der Verwechslung mit fertig ausgesetzt), sich jähren (scheint schon schriftdeutsch).

Ob die Schriftsprache durch die meisten dieser oder ähnliche Ausdrücke wirklich bereichert würde, mag zweifelhaft sein. Entscheiden ließe sich die Frage erst, wenn alle Mundarten in Betracht gezogen würden. Wenn das Mitteldeutsche bei Gestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache auch hauptsächlich maßgebend war, könnte jetzt doch nur Aufnahme finden, was allen Mundarten gemeinsam ist. Sonst hört die Schriftsprache auf allgemein verständlich zu sein, während die Fremdwörter jeder versteht.

Was der Verf. zur Flexion und Syntax beibringt, ist ganz unbedeutend (S. 121 begegnet ein sonderbares Citat aus Gellert), wir wollen nur noch einige der bildlichen Redensarten betrachten, mit denen er die Schriftsprache bereichern will, und wählen zumeist solche, die auch in Österreich geläufig sind. Ein Haar in etwas gefunden haben — jemandem um den Bart gehn — einem etwas husten — ein Loch in den Bauch oder Kopf reden — die Beine unter den Arm nehmen — auf die Hühneraugen treten — von

Federn auf Stroh kommen — sein Fett kriegen — es wird ihm keine Perle aus der Krone fallen (meißnerisch, ausnahmsweise ein edles Bild) — das ist ein rechter Taubenhandel (das ist unsicher, Leipzig) — auf jemandem Häuser bauen können — aufpassen wie ein Haftelmacher (oder Heftelmacher) — auf etwas reisen (schon üblich) — so fragt man die Bauern aus (bei uns: das kannst du einem Bauern sagen) — ins Zeug gehn — ein Loch auf- und das andere zumachen (damit wäre zugleich 'auf-' und 'zumachen' in die Schriftsprache eingeschmuggelt) — Hunde führen bis Bautzen (damit will der Verf. 'den Augiasstall reinigen' verdrängen, die Redensart versteht aber niemand außer Sachsen) — angucken wie die Kuh das neue Thor — man muss ihm zureden wie der Fuchs den Gänsen oder wie einem kranken Staar (bei uns: wie einem kranken Ross) — thun als hätte man ein Häschen geleckt (meißnerisch für ein besonderes Glück) — das ist auch kein jähriger Hase mehr — arm wie eine Kirchenmaus (schon üblich) — mit den Hühnern zu Bett gehen (auch schon bekannt) — sich um ungelegte Eier bekümmern (meißnerisch) — mit den Gänsen in Streit liegen (ebenfalls, spärlichen Bartwuchs haben) — du kannst mir einen Storch braten (norddeutsch) — wie die reife Gerste wachsen (ebenfalls) — sein Heu herein haben — ein Gesicht machen wie sieben Meilen böser Weg, wie drei Tage schlechtes Wetter (bei uns: wie sieben Tage Regenwetter) — lang wie der Johannistag — seit (in) Jahr und Tag.

Wie will nun der Verf. das Mundartliche in die Literatur gebracht wissen? Durch die Schule (die dafür nicht viel thun kann) und durch die Schriftsteller. 'Er will vor allem die deutschen Schriftsteller, welche für das Volk schreiben wollen, auf die Mundarten, die Sprache des Volkes, als eine unversiegbare Quelle volksthümlichen und echten deutschen Sprachgutes hinweisen und sie ermuthigen, daraus zu schöpfen, wie ein Luther und ein Goethe es gethan haben.' Der Einfluss, den Luther auf die Sprache gewonnen hat, beruht nicht auf seiner schriftstellerischen Thätigkeit, wenn er auch durch die Schrift gewirkt hat, und Goethe ist kein volksthümlicher Schriftsteller, wie er selbst zu Eckermann bekennt. Ja, die mundartlichen Ausdrücke, die der Verf. aus Goethe und aus Lessing und andern Dichtern anführt, sind nicht durchgedrungen, weil sie eben mundartlich, also nicht allgemein verständlich waren. Ohnehin lassen sich alle Schriftsteller von ihrer Mundart mehr leiten, als ihnen selbst bewusst ist. Drum gebe man sich keine vergebliche Mühe. Die Fremdwörter sind in der Hauptsache thatsächlich beseitigt, sobald man sie beseitigen will. Im übrigen lasse man die Sprache sich entwickeln, wie sie mag. Wohin der Zwang führt, das erlebt man eben jetzt an der Orthographie.

Wien. Joh. Schmidt.

Don Carlos' Haft und Tod. **Insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Von Max Büdinger, Professor der Geschichte an der Wiener Universität. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravure. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1891. 8°, 317 SS.**

In unserer Zeit der weitgehendsten Specialisierung der geistigen Arbeit ist Prof. Büdinger einer der wenigen Historiker, die nicht nur ein universalhistorisches Wissen besitzen, sondern auch in allen Gebieten und Zeitaltern der Geschichte der Menschheit Einzelforschungen aufzuweisen haben. Diese vielseitige Durchdringung des gesammten Geschichtsstoffes hat es ihm ermöglicht, seinen Vorlesungen über allgemeine Geschichte jenes eigenartige Gepräge zu verleihen, das sie zu einem der interessantesten Collegien macht, welche die Wiener Universität aufzuweisen hat. Jedem seiner Schüler werden sie unvergesslich bleiben und in jedem von ihnen haben sie den innigen Wunsch erregt, dass der verehrte Lehrer Zeit und Muße finden möge, dieselben zu einem allgemein zugänglichen Compendium der Universalgeschichte zu gestalten. Sein auf die weitesten Ziele des Menschengeschlechtes, wie sie in den Ideen der in dem betreffenden Zeitalter zur Weltherrschaft gelangten Nationen zum Ausdruck kommen, gerichteter Blick hat auch seiner Darstellung von Don Carlos' Haft und Tod ihr eigenthümliches Gepräge gegeben. Ganz absehend von dessen Schillers idealischem Königssohne wenig entsprechender Individualität zeigt uns Büdinger in dem ersten „Der Strafbeschluss gegen Flandern“ betitelten Buche, wie König Philipp in allem und jedem in voller Übereinstimmung mit seinen Castilianern gewesen, während sich Don Carlos in seiner beschränkten, subjectiven Auffassung der Dinge alsbald in directen feindlichen Gegensatz gegen diese stellt. Der Plan, nach welchem uns Büdinger in die Gedankenwelt der beiden Männer und damit in das Verständnis des ganzen Zeitalters einführt, ist ein Meisterstück zu nennen; allein das kritische Beiwerk umrankt und umwuchert ihn so sehr, dass nur der an Büdingers Raisonnement gewöhnte Leser zu dem Genusse desselben zu gelangen vermag. Doch auch ein solcher muss dem Buche den Vorwurf machen, dass die Darstellung der Thatsachen und die Thatsachen selbst dem Verf. als Nebensache erscheinen, die wir nur so nebenbei erfahren, indem deren tiefere Bedeutung kritisch beleuchtet und die Quellen, aus denen sie entstammen, auf ihren Wert geprüft werden. Dagegen wird niemanden, auch nicht einen Augenblick, die Empfindung verlassen, dass wir uns überall, wohin wir auch dem Verf. folgen, auf dem sicheren Boden tiefgehendster Specialforschung befinden.

Büdinger leitet sein Buch mit einer kurzen Geschichte des Alcásars, dem Schauplatz der nachfolgenden Ereignisse, ein. In einem Saale dieses Schlosses fand am 11. December 1566 eine Feierlichkeit statt, „von welcher“, wie Büdinger sagt, „schwere politische Verwicklungen und im wesentlichen die Katastrophe des

spanischen Thronerben sich verständlich darstellen". Es war dies die Eröffnung der Versammlung der Cortes von Leon und Castilien. Bei dieser Festlichkeit saß König Philipp auf einem Brokatsessel unter einem Thronhimmel, neben ihm saß auch auf einem Brokatsessel, aber nicht mehr unter dem Thronhimmel, der in aller Rechtsform anerkannte Reichserbe, „der allerdurchlauchtigste Prinz, unser Herr" Don Carlos. In dieser Versammlung kamen die Ereignisse in den Niederlanden zur Sprache. Der König hatte schon vorher den Entschluss zu schärfster, von ausreichender Militärmacht unterstützter Bestrafung der Niederländer gefasst und, schwerlich nach dessen Wunsch, Alba zur Vollstreckung desselben bestimmt. Philipp ist da, wie schon bemerkt, ganz und gar in Übereinstimmung mit seinem Volke, da, wie wir von Büdinger erfahren, „wie auf religiösem, so auch auf politischem Gebiete die Vernichtung des nationalen Gegners castilischer Vorstellung jener Zeit als Pflicht erschienen ist". Das ist für Büdingers Auffassung und Darstellung von Philipps II. Charakter von größter Wichtigkeit. „Als die Nachrichten von den kirchenschänderischen Thaten niederländischer Volkswuth nach Castilien gelangten, musste gewiss außer König Philipp jeder katholisch denkende Gläubige und besonders in Castilien, tief empört sein über diese Verletzung seiner elementarsten Empfindungen in des Königs Niederlanden, und alle waren gleich ihm überzeugt, dass man gewaltsam einschreiten müsse". Daher kann Büdinger S. 77 sagen: „Welcher unbefangene Beurtheiler möchte nach unserer heutigen Kenntnis aller der Kräfte, Empfindungen und Leidenschaften, welche König Philipp II. in Rechnung zu ziehen hatte, sein Verfahren in der niederländischen Angelegenheit für ein unrichtiges zu erklären unternehmen!"

Da der König in seiner Botschaft seine beabsichtigte Reise nach Flandern angekündigt hatte, ersuchten die Cortes, dass in seiner Abwesenheit Don Carlos mit der Regentschaft in Spanien betraut werden möge, ein Wunsch, welcher sie alsbald in einen höchst anstößigen Conflict mit dem Thronerben brachte, den wir zum erstenmale am 31. December 1866 erwähnt finden. Auch Don Carlos hatte nämlich trotz seiner notorischen physischen und geistigen Unfähigkeit die Niederlande als das gegebene Versuchsfeld seiner Herrscherfähigkeit betrachtet und trat nun in ganz unerwarteter Weise mit solchen Ansprüchen hervor, indem er eines Tages bei seinem Eintritte in den Berathungssaal ungefähr folgendes sagte: „er habe vernommen, einige Angehörige dieser Versammlung hätten in Erwägung gezogen, seinem Vater vorzustellen, wenn er in die Niederlande ziehe, ihn, den Prinzen „hier" zu lassen. Vor solcher Anmaßung wolle er sie gewarnt haben, da er seinen Vater zu vertreten keineswegs beabsichtige: nur höchst ungern werde er zurückbleiben. Die anwesenden Cortes sollen sich überzeugt halten, dass es ihnen, wenn sie den geringsten Anlass dazu geben, nicht zum Guten gereichen werde, sondern sie und die Ihrigen sollen es stets

bereuen...". Don Carlos sprach so zornig, dass die Versammelten erschracken und keine Antwort fanden. Des Prinzen Verlangen nach den Niederlanden erklärt sich nach des kaiserlichen Botschafters Dietrichstein Darstellung aus zwei Momenten. Das eine sei sein Wunsch, seine Cousine Erzherzogin Anna zu heiraten, das andere Moment ist nach Dietrichsteins Darstellung die von ihm erwartete Möglichkeit, mehr als in Spanien nach seinem Gefallen leben zu können.

Wahr und zutreffend ist ja, sagt Büdinger, „dass die niederländische Angelegenheit die physiologisch, wie man mich von kundiger Seite versichert, ohnehin unvermeidliche Katastrophe des Prinzen beschleunigt und zunächst herbeigeführt hat". Bei der Verabschiedung in Aranjuez von Don Carlos hatte Alba einen Wuthanfall des Prinzen über sich ergehen lassen müssen, welcher sein Leben zweimal in Gefahr brachte. Ein eintretender Kämmerer sah Don Carlos, dessen Arme der Herzog festhielt, noch mit gezücktem Dolche; erst beim Anblicke des Ankömmlings ließ Don Carlos ab und gieng fort. Als dann Alba mit dem Könige diese Scene besprach, stellten beide fest, dass der Prinz zur Regierung unfähig sei. Bei diesem Geisteszustande seines Thronerben musste Philipp selbstverständlich auf die niederländische Reise verzichten. Um solche Scenen möglichst zu vermeiden, suchte der König seinen wild aufgeregten Sohn zunächst durch Ehren und Geld zu beruhigen.

Auf die etwaigen Beziehungen des Kronprinzen mit den von der Regentin gesendeten, freiwillig gekommenen oder herbeigelockten niederländischen Edelleuten, sagt Büdinger, sollte man kein Gewicht legen. Dass in den Klageacten gegen Don Carlos auch Beziehungen desselben zu Egmont vermuthet wurden, sei zwar begreiflich, allein dieselben mochten wohl harmlos genug gewesen sein. Auch dürfe man gewiss nicht glauben, dass in den Niederlanden irgend eine Partei Don Carlos' Anlangen gewünscht habe. Und „ob Don Carlos", so schließt Büdinger das erste Buch, „in den Niederlanden nicht milder und grausamer als Alba in jenem 'Flandern' regiert hätte, für dessen oppositionelle Bewegungen er nie die geringste Sympathie oder Duldung geäußert hat, ist eine Frage, welche der geneigte Leser aus der folgenden Schilderung von des spanischen Thronerben Geistesart sich selbst beantworten möge".

So sehen wir am Ende des ersten Buches den unglücklichen Prinzen in feindlichem Gegensatze zu seiner Nation, seinem Vater und seiner ganzen Umgebung. In dem zweiten, „Don Carlos' Geistesrichtung" betitelten Buche werden wir nun erst mit der Geschichte dieses Königskindes bekannt gemacht, seiner physischen Schwäche und allmählichen Verkrüppelung, und in dem dritten Buche, das uns „Die Katastrophe" schildert, werden wir Zeugen von Handlungen des Prinzen, welche das Vorgehen des Königs gegen seinen Sohn mehr als gerechtfertigt erscheinen lassen. Der berühmte Psychiater Hofrath Meynert, dem Prof. Büdinger die entscheidenden

Zeugnisse über das physische und geistige Dasein des Prinzen vorlegte, nennt dieselben „Zeichen zunehmenden Schwachsinns", wie überhaupt in dem zweiten und dritten Buche die pathologischen Thatsachen in den Vordergrund treten, da nur deren letzte Ausläufer, die Aufrufe zur Empörung und die grausigen Mordgedanken wieder das politische Gebiet berühren. So führt denn hier neben Büdinger Meynert das Wort, neben dem Historiker der Psychiater. Es war dies ein glücklicher Gedanke, die überlieferten Thatsachen dem Irrenarzte vorzulegen, durch den Büdinger der vorliegenden Frage viele neue Seiten abgewonnen hat, abgesehen davon, dass er damit am richtigsten Orte in die Historie einen Geist der Kritik menschlicher Handlungen und Schicksale einführt, der in der ganzen modernen Literatur eine Umwälzung hervorrufen dürfte.

Die ganze Summe von Excessen und Gewaltthätigkeiten, welche zwischen der Errichtung von Don Carlos' selbständigem Hofhalte im Sommer 1564 und seiner Einsperrung im Januar 1568 sich abspielten, haben König Philipp geradezu gezwungen, doch schließlich „zu den Mitteln zu greifen, deren sich auch die gerichtliche Medicin unserer Tage nicht entschlagen kann". Es gemahnt einigermaßen an den modernen naturalistischen Roman, wenn uns nach den Berichten von Zeitgenossen des Prinzen Überessen, ferner sein durch Angstgefühl veranlasstes massenhaftes Trinken von Wasser, verbunden mit Intoleranz gegen Alkohol geschildert wird, Erscheinungen, welche nach Meynerts Auffassung bei solchen Schwachsinnigen Symptome reizbarer Schwäche, nicht Krankheitsursache sind. Einmal verlangte er von dem Vorstande des Marstalles des Königs Lieblingspferd zu sehen und mit demselben allein gelassen richtete er es derart zu, dass es zugrunde gieng, und in ähnlicher Weise hatte er dreiundzwanzig seiner eigenen Pferde irgendwie absichtlich verletzt. Ein anderesmal wurde er nur von mehreren Cavalieren abgehalten, seinen Garderobehüter beim Fenster hinauszuwerfen. In den Staatsarchiven von Simancas ist eine Zahlung von 100 Realen an den Vater junger Mädchen verzeichnet, welche der Prinz hatte schlagen lassen. Dazu kamen noch Excesse wesentlich sexueller Art, welche ganz abgesehen von den gegen ihn selbst gehegten Mordabsichten seines Sohnes den König veranlassen mussten, Don Carlos in strenger Haft zu halten, da dessen Benehmen dem Anstande, dem Rechte eines civilisierten Staates und seiner auf ihre exclusive Religiosität stolzen Nation gleichmäßig zuwiderlief. Und so erscheint an dem elenden Ausgange des unglücklichen spanischen Königssohnes nur die Natur schuld, welche ihm verweigerte, was er in seiner hohen Stellung nothwendiger brauchte als niedriger Geborene — einen gesunden Geist in einem gesunden Körper.

Wien. Dr. August Weiß.

Dr. Franz Martin **Mayer**, Österreichische Vaterlandskunde für die vierte Classe der Mittelschulen. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 38 Textabbildungen und 5 Karten in Farbendruck. Wien u. Prag bei F. Tempsky 1891. Preis geh. 70 kr., geb. 90 kr.

Mayers Österreichische Vaterlandskunde für die vierte Classe der Mittelschulen liegt nunmehr in zweiter, verbesserter Auflage vor. Der auf dem Gebiete vaterländischer Geschichtsschreibung wohlbekannte Verfasser hat an seinem Buche, das sich wegen seiner unverkennbaren Vorzüge gleich bei seinem ersten Erscheinen bei den Fachgenossen einer günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte, in dieser Auflage manche Änderungen vorgenommen, die sich theils aus der Sache selbst ergaben, theils auf Erfahrungen beruhten, die er in der Praxis mit demselben gemacht hat, oder die ihm von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden sind. So konnten die Ergebnisse der letzten Volkszählung bereits verwertet werden; der Lehrstoff wurde bei manchen Abschnitten ein wenig gekürzt, an anderen Stellen wieder etwas ausführlicher behandelt; zu den schon früher vorhandenen Abbildungen kam eine Anzahl neuer hinzu, durch die die Anschauung und das Verständnis besser gefördert werden soll; der sprachliche Ausdruck erfuhr eine weitere Feile, durch die die Sache an Klarheit und Deutlichkeit gewann, und — was bei einem Schulbuche durchaus nicht nebensächlich ist — der allzu kleine Druck, der in der ersten Auflage noch einen beträchtlichen Raum füllte, ist in der neuen durch einen größeren ersetzt. Einschneidende Änderungen aber, durch die dem Buche ein wesentlich anderer Charakter aufgedrückt worden wäre, wurden nicht vorgenommen; der Verf. hat im Gegentheil an dem trefflichen Plane, den er seinem Buche gleich von allem Anfange an zugrunde gelegt hat, nicht gerüttelt, — und das verdient nur volle Billigung.

Was nun die Grundanlage dieses Buches betrifft, so möchte ich als seinen hervorstechendsten Zug, durch den es sich wesentlich und zwar sehr zu seinem Vortheile von anderen Büchern gleicher Kategorie unterscheidet, den bezeichnen, dass es Gebiete, die sonst äußerlich voneinander getrennt behandelt erscheinen, miteinander in eine enge Verbindung setzt, dass es Geschichte und Geographie und bei letzterer selbst wieder Oro- und Hydrographie mit ihren mannigfachen Gestaltungen zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, wodurch in dem Geiste des Schülers, soweit dies auf dem Wege des Unterrichtes überhaupt möglich ist, landschaftliche Bilder sich aufbauen können. Sobald uns der Verf. mit der physischen Beschaffenheit der Alpenländer bekannt gemacht hat, entrollt er in kurzen Zügen ein Bild von den Ereignissen, deren Schauplatz jene Gegenden von der Römerzeit bis zum Ausgange des Mittelalters waren — und in gleicher Weise knüpft er an die Behandlung der Sudeten- und Karpathenländer die Geschichte der Bewohner derselben an. Aber auch sonst unterlässt er es nicht, bei passenden Anlässen die geschichtliche Erinnerung zu beleben; wenn

er den Brennerpass, diese große Heeresstraße der Alpen (S. 10), das Zollfeld (S. 12), die Ehrenberger Klause (S. 15), das Salzachthal (S. 17), die südlichen Thäler Tirols (S. 20), den Pontebapass (ebendaselbst), das Erzgebirge und den Böhmerwald (S. 32), die Donau (S. 47 f.) usw. bespricht, überall streut er gelegentliche historische Bemerkungen ein, die neues Interesse zu erwecken und den Geist in vielseitiger Weise anzuregen geeignet sind. Denselben Gesichtspunkt behält unser Verf. auch weiter bei der geographischen Materie bei. Die Gebirge mit ihren Gipfeln und eingebetteten Seenbecken, mit ihren Pässen und Straßen, die Thäler mit ihren Engen und Weiten, die Flüsse mit ihren Städten und Uferlandschaften, sie alle reihen sich eng aneinander und vereinigen sich zu einem landschaftlichen Gesammtbilde. Dabei ist der Verf. als eifriger Anhänger der graphischen Methode bemüht, „reichlich beigegebene Kartenskizzen" der Anschauung zuhilfe zu kommen und wohl auch die Schüler zu Versuchen in freihändigen Kartenentwürfen anzuregen. In letzterer Beziehung weist die vorliegende Auflage gegenüber der ersten eine Neuerung, die zugleich eine Besserung bedeutet, insoferne auf, als die Kärtchen der Gesammtmonarchie und der einzelnen Kronländer coloriert erscheinen, wodurch sie unstreitig an Anschaulichkeit gewinnen und sich dem Gedächtnisse leichter einprägen. Außerdem haben diesmal auch noch einige in Schwarzdruck recht gefällig ausgeführte, stofflich gut ausgewählte Illustrationen Aufnahme gefunden, durch die der Umfang des Buches um zehn Seiten vergrößert wurde; so neben der bereits in der ersten Auflage enthaltenen, rühmlichst bekannten Simony'schen Idealgletscherlandschaft (S. 7) der Dürer-See und Monte Cristallo in Südtirol (S. 21), der Predilpass mit dem Mangart (S. 23), das Prebitschthor im Elbesandsteingebirge (S. 31), die Lomnitzerspitze (S. 39), die Dobschauer Eishöhle (S. 42), der Negoi (S. 43), die Donauenge vor dem Eisernen Thore (S. 50), das Gesäuse (S. 75), Triest (S. 83), die Erdpyramiden auf dem Ritten (S. 85), Innsbruck (S. 87), der große Ring in Prag (S. 88) und Budapest (S. 96). Vermögen auch derartige Illustrationen große, colorierte Wandbilder nicht zu ersetzen, so kann man dem Verf. für diese Beigabe doch nur dankbar sein. Die Geographie beginnt sich ihrer Verwandtschaft mit den Naturwissenschaften auch nach dieser Richtung hin allmählich besser zu erinnern und fängt an, Anschauungsmittel, die ihre Schwesterwissenschaft schon seit langem mit bestem Erfolge für Unterrichtszwecke verwertet, gleichfalls stärker heranzuziehen. Und was den Schüler anbelangt, so wird derselbe unstreitig lieber nach einem Buche greifen, das neben den unvermeidlichen Namenreihen und Zahlencolonnen auch seinem Bedürfnisse nach sinnlicher Anschauung wenigstens bis zu einem gewissen Grade entgegenkommt. Wird nur in dieser Beziehung maßgehalten — und das ist in dem vorliegenden Falle geschehen — dann braucht

das Buch noch lange nicht von seinem Ernste zu verlieren und zu einem „Bilderbuch" zu werden. — Schließlich sei von unserem Buche noch mit Anerkennung hervorgehoben, dass das Zahlenmaterial auf das zulässige Maß beschränkt erscheint, und dass thunlichst abgerundete Zahlen gewählt wurden.

Nun möchte ich aber dem Verf. doch auch einige Wünsche und Bemerkungen für die nächste Auflage zur Berücksichtigung empfehlen. Die Oro- und Hydrographie ist mit einer Ausführlichkeit behandelt, die ich als zuweit gehend bezeichnen möchte; unbeschadet der Gründlichkeit, die die Behandlung dieses Theiles der Vaterlandskunde erfordert, könnte hier manche Kürzung vorgenommen werden. Der geographische Unterricht soll sich ja — was unsere Schulbücher noch immer zuwenig berücksichtigen — weniger in die Breite, als vielmehr in die Tiefe entfalten; der Schüler kann nur an einem äußerlich beschränkten Stoffe, den sein Geist umfassen kann, zum klaren Anschauen, zum richtigen Denken und Vergleichen angeregt und mit Interesse für den Gegenstand erfüllt werden. Mit der Kürzung des Stoffes ließe sich dann auch eine Vereinfachung der beigegebenen Kartenskizzen verbinden, durch die das Dargestellte nur noch deutlicher zum Ausdrucke kommen würde. — Auch bei den Bahnen könnten manche Zweiglinien im Sinne der Instructionen (S. 139) wegbleiben.

Wenn ich nach dem Voranstehenden bei dem einen oder dem anderen Gebiete eine Verminderung des Lehrstoffes für angezeigt erachte, so würde ich andererseits bei einem anderen wieder eine kleine Vermehrung nicht ungerne sehen, und zwar bei den wirtschaftlichen Verhältnissen (S. 55 f.). Ich bin nicht der Ansicht, dass die Mittelschule eine systematische Behandltung der Volkswirtschaftslehre in ihren Lehrplan aufnehmen soll, glaube aber doch, dass sie sich für die Dauer der Forderung nicht wird entziehen können, ihren Schülern wenigstens über die wichtigsten wirtschaftlichen Elementarbegriffe richtigere Vorstellungen beizubringen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Ich möchte aber mit dieser Forderung nicht missverstanden werden: ihr liegt nicht etwa die optimistische Ansicht zugrunde, dass es durch einige Tropfen pädagogischen Öls schon gelingen werde, die aufgeregte See unheimlicher Mächte zu beruhigen, sondern sie will lediglich der hohen Bedeutung, welche die Volkswirtschaft für unser gesammtes sociales und politisches Leben jetzt schon hat und in Zukunft in noch höherem Grade haben wird, Rechnung tragen. — Vielleicht fällt auch diese Anregung bei unserem Verf., der schon in mancher Beziehung die ausgefahrenen Geleise verlassen und neue Bahnen eingeschlagen hat, auf einen fruchtbaren Boden.

Im einzelnen hätte ich sodann noch Folgendes zu bemerken. S. 2 wäre es richtiger, als Wohnsitze der Romanen den SW. und SO. unserer Monarchie, als den S. und O. zu bezeichnen. S. 4 wäre nach der üblicheren Bezeichnung als Südgrenze der

Alpen statt der lombardischen die lombardisch-venetianische Ebene anzusetzen. — S. 5 ist bei der Traun der Fall bei Roitham nicht erwähnt; derselbe wird allerdings später, bei Oberösterreich (S. 73), genannt. — S. 10 wird unter den historischen Gestalten, deren Namen mit dem Brennerpass verknüpft sind, der Volksheld Andreas Hofer vermisst. — S. 28 wird erzählt, dass Kaiser Rudolf 1282 Österreich und Steiermark seinem Sohne Albrecht verliehen hat; S. 48 wird aber gesagt, dass diese Länder Albrecht und Rudolf verliehen worden sind. — S. 45 werden als Westgrenze des Königreiches Ungarn die Ausläufer der Alpen bezeichnet; dies ist nicht richtig, da dieselben (Bakonyerwald, die kroatisch-slavonischen Bergreihen) noch tief in das ungarische Gebiet hineinreichen. — S. 51 ist der Verf. bei dem Abschnitte „Luftwärme" dem Lehrbuche von Gindely, Schimmer und Steinhauser (S. 160) gefolgt; gerade diese Darstellung ist aber wenig übersichtlich und würde besser durch eine an Umlaufts Handbuch (S. 453) sich anschließende ersetzt werden. — S. 51 hätte bei der „Vegetation" der Obstbau in den gemäßigt warmen Landschaften nicht unerwähnt bleiben sollen. — S. 52 sind bei der ersten Tabelle Krain (Nr. 14) und Dalmatien (Nr. 13) in umgekehrter Reihenfolge angesetzt. — S. 57 soll es statt „Dalmatien und Bukowina" heißen: Dalmatien und die Bukowina. — S. 60 werden die Karl Ludwigs-Bahn und die Lemberg-Czernowitz- (Jassy-) Bahn als Privatbahnen angeführt; dieselben wurden bereits in die Staatsverwaltung übernommen. — S. 62 heißt es, dass dem gr. or. Erzbischofe von Czernowitz als Metropoliten die Ruthenen und Dalmatiner unterstehen; dies ist insoferne ungenau, als derselbe das kirchliche Oberhaupt nicht bloß der gr. or. Ruthenen, sondern auch der Rumänen in der Bukowina ist. — S. 65 wäre bei der übersichtlichen Zusammenstellung der Landtage der richtige Ort für die Bemerkung, die sich S. 80 findet, gewesen, „dass in Triest der Gemeinderath zugleich den Landtag bilde." — S. 69 hätte bei der Wehrpflicht die einjährige Präsenzdienstzeit nicht unerwähnt bleiben sollen. — S. 70 war es bei der Besprechung Wiens wohl überflüssig, sämmtliche 19 Bezirke aufzuzählen. Warum fehlt übrigens hier eine auf unser herrliches Reichscentrum bezughabende Illustration, während andere Städte, wie Triest, Innsbruck, Prag und Budapest mit solchen bedacht sind? — S. 72 ist infolge eines Druckfehlers die Zahl der Bezirkshauptmannschaften in Oberösterreich mit 21 (statt mit 12) angegeben. — S. 76 erscheint der Name des Cistercienserstiftes Rein als Reun. — Selbstverständlich wird bei einer nächsten Auflage auch dafür zu sorgen sein, dass die Illustrationen den richtigen Platz erhalten, dass nicht, wie dies gegenwärtig der Fall ist, Triest (S. 83) der Textesstelle, die über Tirol handelt, und in gleicher Weise Innsbruck (S. 87) bei Böhmen eingefügt werden.

Die zuletzt gemachten Bemerkungen wollen den Wert dieses Buches keinesfalls herabsetzen; dasselbe kann vielmehr mit gutem

Grunde als ein verlässlicher, methodischer Führer für den Lehrer, wie nicht minder als ein vortreffliches Buch für den Schüler bezeichnet und deshalb der Aufmerksamkeit aller Fachgenossen wärmstens empfohlen werden. Möge dasselbe im Interesse der Sache, der es dient, eine recht starke Verbreitung an unseren Mittelschulen finden.

Czernowitz. Christoph Würfl.

Die Arithmetik auf dem Gymnasium. Praktisches Regel- und Lehrbuch für Gymnasien und verwandte Anstalten, sowie zum Selbstunterrichte zusammengestellt von Conrector H. Raydt, Oberlehrer an der Gelehrtenschule zu Ratzeburg. Hannover-Linden, Verlagsanstalt von Karl Manz 1890.

Das vorliegende Buch soll eine Ergänzung zu der ausgezeichneten Aufgabensammlung von Bardey bilden, insoferne, dass in demselben die bei der Lösung der Aufgaben erforderlichen Regeln in knapper und übersichtlicher Weise entwickelt werden. — Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er behauptet, dass der Gebrauch einer Aufgabensammlung allein beim Unterrichte in der allgemeinen Arithmetik und Algebra unzureichend ist, und müssen die Gründe, welche er hiefür anführt, vollkommen würdigen; insbesondere wird bei Wiederholungen der Gebrauch der Aufgabensammlung allein sich vollständig unzulänglich erweisen. Es ist dies auch der Grund, dass die so vortreffliche Aufgabensammlung von Heis, welche in ihrer Art einzig dasteht, ohne gleichzeitige Benützung eines entsprechenden Lehrbuches sich nicht direct so fruchtbringend erweist, wie unter Gebrauch eines solchen.

Die Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes ist in dem vorliegenden Buche eine recht gute. Gewünscht hätte Ref., dass die Deduction in den ersten Theilen schon mehr platzgegriffen hätte und dass schon da der Gebrauch der allgemeinen Zahlen und deren Beziehungen in den Vordergrund getreten wäre. So finden wir, um nur einiges zu erwähnen, die Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen völlig unzureichend bearbeitet; was über Decimalzahlen gesagt ist, muss ebenfalls als zu seicht und den Zwecken nicht entsprechend bezeichnet werden. Die Theoreme von der Verbindung der Ungleichungen bedürfen strengerer Beweisführung, als es hier geschehen ist, wo nur zu sehr der inductiven Methode Spielraum gelassen wurde. Auf jener Unterrichtsstufe, welche der Verf. bei der Edition seiner Schrift vor Augen hatte, wäre es angezeigt gewesen, die einzelnen Entwicklungen allgemein zu gestalten und die erhaltenen Formeln und Rechnungsmodi durch geeignete Beispiele zu illustrieren. — Relativ gut behandelt erscheint die Lehre von den Gleichungen; bei der Erörterung der Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade mit mehreren Unbekannten hätte die Methode von Bezout nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Die verschie-

denen Gleichungsformen, welche auf quadratische Gleichungen zurückführbar sind, sind nicht erwähnt, was als ein Mangel des vorliegenden Buches bezeichnet werden muss. — Die Abschnitte, welche sich auf die arithmetischen und geometrischen Progressionen und deren Anwendung beziehen, ferner jene, welche die Combinatorik, die Wahrscheinlichkeitsrechnung und den binomischen Lehrsatz (derselbe wurde nur für ganze, positive Exponenten abgeleitet) umfassen, sind gut und vollkommen zweckentsprechend ausgearbeitet. Die schwerfällige Bezeichnung der Binomialcoefficienten hätte der eleganten von Euler eingeführten Bezeichnungsweise platzmachen sollen. — Wir wünschen lebhaft und zwar im Interesse des gut veranlagten Buches, dass in einer eventuellen zweiten Auflage desselben die grundlegenden Partien der allgemeinen Arithmetik etwas eingehender und wissenschaftlich sorgsamer ausgearbeitet werden.

Resultate zu dem Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra.

Erster Theil. Herausgegeben von Dr. E. Wrobel, Gymnasiallehrer in Rostock. Rostock, Wilh. Werthers Verlag 1889. Preis 1 Mark.

Zu dem Übungsbuche der Arithmetik und Algebra hat der Verf. in dem vorliegenden Hefte jene Resultate und Erklärungen beigegeben, welche vom Lehrer auf den ersten Blick nicht erkannt werden dürften. In den meisten Fällen wurden nur die Auflösungen ohne jedwede Andeutung angegeben, letztere tritt bei complicierteren Exempeln als schätzenswerte Erläuterung hinzu. Die Auflösungen nehmen Bezug auf die Aufgaben über das Rechnen mit ein- und mehrgliedrigen Größen, auf die Exempel über die Factorenzerlegung, die Theilbarkeit der Zahlen, die Zahlensysteme, die Lehre von den Brüchen, die Decimalbrüche, die Verhältnisse und Proportionen, die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen, die Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten und deren Anwendungen, die Gleichungen ersten Grades mit mehreren Unbekannten und die Anwendungen derselben einschließlich der Exponentialgleichungen des erwähnten Grades mit einer und mehreren Unbekannten.

Elektrodynamik mit Berücksichtigung der Thermoelektricität, der Elektrolyse und der Thermochemie.

Von Dr. Heinrich Weber, Professor an der herzogl. technischen Hochschule zu Braunschweig. Mit eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn 1889. Preis 6 Mark.

In diesem Buche sind die Anschauungen des berühmten Nestors der Physik, Wilhelm Weber, über den elektrischen Strom zugrunde gelegt worden und das Gesetz von der Erhaltung der Energie zum Ausgangspunkte der Entwicklungen genommen. Um den innigen Zusammenhang der elektrolytischen und chemischen Vorgänge besser hervortreten zu lassen, sind die experimentellen Thatsachen und die theoretischen Betrachtungen in den Rahmen des Buches eingefügt.

Zunächst wird allgemein über den galvanischen Strom gehandelt und schon an dieser Stelle der wesentliche Unterschied zwischen elektromotorischen und ponderomotorischen Kräften entwickelt. Das Grundgesetz der Ströme, das Gesetz von Ohm, wird in ganz allgemeiner Weise auf Grund der Betrachtungen von Kirchhoff deduciert und auf die Gesetze der Stromverzweigung angewendet. Als Beispiel wird unter andern die Wheatstonesche Brücke erörtert und der von Fröhlich im Jahre 1888 aufgestellte allgemeine Satz, der als speciellen Fall das Brückengesetz von Wheatstone enthält, abgeleitet.

In dem folgenden Abschnitte wird dargethan, wie die Einführung neuer Maßeinheiten vollzogen werden muss. Die Erörterungen zeichnen sich durch Strenge und Klarheit aus.

Das Gesetz von der Erhaltung der Energie wird als Einleitung für die folgenden Partien in Betracht gezogen und in Verfolgung desselben der erste Grundsatz der mechanischen Wärmetheorie deduciert. Ganz allgemein sind die Betrachtungen, die den Verf. zur allgemeinsten Gleichung des galvanischen Stromes führen, welche er als die „Energiegleichung des galvanischen Stromes" bezeichnet. Bei der Specialisierung dieser Gleichung wird auf die Lenz-Joule'sche Wärme, auf die Peltier'sche Wärme, auf die infolge des Überganges der Elektricität von Stellen höherer Temperatur zu Stellen niedriger Temperatur im Leiter erzeugte Thomson'sche Wärme, endlich auf die Wärme, welche als Bruchtheil der gesammten, aus den chemischen Processen hervorgehenden Wärme im Elektrolyten frei wird, Rücksicht genommen. — Die nun folgenden Betrachtungen über Thermoelektricität schließen sich in engster Weise an die Entwicklungen in den „Vorlesungen über Magnetismus und Elektricität" von Mascart und Joubert an und werden durch graphische Darstellungen dem Verständnisse des das Buch Studierenden nahegerückt.

Als Einleitung in die Lehre von der nun folgenden Theorie der Elektrolyse werden die Grundbegriffe der Stöchiometrie auseinandergesetzt und durch einige Beispiele befestigt; sodann werden die elektrolytischen Gesetze von Faraday einer durchgreifenden Discussion unterzogen und der Begriff des elektrochemischen Äquivalentes ausführlich dargelegt. Die Betrachtung der secundären Processe bildet den Schluss dieses Abschnittes, wobei auch die chemische Theorie der galvanischen Elemente und der elektrolytischen Strommessung Anwendung findet.

Der folgende Abschnitt ist den thermochemischen Betrachtungen gewidmet, welche zum größten Theile den Arbeiten Thomsons, Ostwalds und Andrews entnommen sind. Die chemische Theorie der galvanischen Elemente wird in dem Abschnitte „Stromkreis mit Elektrolyt" entsprechend erörtert.

Im weiteren finden wir die mathematische Theorie der Wechselwirkung linearer galvanischer Ströme, also das dem Titel des Buches eigentlich entsprechende Capitel in eingehender Weise behandelt. Zunächst wird das Gesetz der Erhaltung der Energie auf zwei Stromkreise angewendet und dabei werden — nachdem das Grundgesetz von Wilhelm Weber über die Wechselwirkung zweier relativ bewegter Elektricitätstheilchen auseinandergesetzt wurde — sowohl die ponderomotorischen, als auch die elektromotorischen Kräfte in Betracht gezogen. Mit Hilfe der Inductionscoefficienten (des Selbstinductionscoefficienten und des Coefficienten der gegenseitigen Induction) wird die Änderung der potentiellen Energie der strömenden Elektricität in den beiden Stromkreisen während einer unendlich kleinen Zeit in einfacher und übersichtlicher Weise dargestellt. Der Ausdruck für die potentielle Energie der strömenden Elektricität wird aus dem Potentialgesetze von W. Weber direct abgeleitet. Mit Zuhilfenahme der Riemann'schen Betrachtungen über die Transformation eines Linienintegrals in ein Oberflächenintegral und Erweiterung des betreffenden Theorems auf den Fall, in welchem die Grenzcurve nicht in einer Ebene liegt, sondern eine beliebige, stetig gekrümmte Fläche einschließt, wird eine andere, bequemere Form für den Coefficienten der gegenseitigen und der Selbstinduction hergeleitet. In einem Anhange sind einige Formeln aus der Elektrodynamik zusammengestellt.

Die vorliegende Schrift, welche statt des gewählten Titels eher die Überschrift „Über fließende Elektricität“ tragen sollte, empfehlen wir mit Rücksicht auf die Klarheit der Darstellung und die vielen originellen Betrachtungen der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Physikalisches Prakticum mit besonderer Berücksichtigung der physikalisch-chemischen Methoden von Eichard Wiedemann und Hermann Ebert. Mit zahlreichen eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1890, 8°, 469 SS.

Die Verf. des vorliegenden, Prof. Gustav Wiedemann gewidmeten Werkes stellten sich die Aufgabe, den Studierenden der Physik in die praktische Behandlung der grundlegenden Aufgaben dieser Wissenschaft einzuführen, insbesondere demselben solche Probleme darzulegen, welche geeignet erscheinen, die Methoden und Gesetze der Physik in klares Licht zu setzen. Besonderes Gewicht — und dies sei anerkennend hervorgehoben — wurde auf die Erörterung der physikalisch-chemischen Methoden gelegt, welche in den Lehrbüchern der Physik sowohl als auch in den weiter eindringenden Büchern von Kohlrausch, Glazebrook und Shaw und anderen, die denselben Typus wie das vorliegende zeigen, weniger Berücksichtigung gefunden haben.

Die Darstellung der einzelnen vorzunehmenden Versuche ist ganz zweckentsprechend und dabei fesselnd. In den Einleitungen werden

die zu messenden Größen definiert und die Theorie der Erscheinung und des Versuches soweit berücksichtigt, als es zum Verständnis des Folgenden erforderlich ist. Die anzuwendenden Apparate sind bei jeder Messung angegeben und deren Einrichtung — wenn sie weniger bekannt ist — beschrieben und durch mustergiltige Figuren, wie wir sie in den Verlagswerken der Vieweg'schen Firma zu finden gewohnt sind, dargestellt. Die jedem Versuche beigegebenen Beispiele zeigen dem Studierenden die Verwendung der durch Messung bestimmten Größen. Bemerkenswert ist, dass die einfachste Form der Apparate verwendet wurde, dass ferner die Verf. davon abgesehen haben, die Beschreibung von Präcisionsmessungen vorzuführen. Das Buch, in welchem einerseits der qualitativen, andererseits — und dies in höherem Grade — der quantitativen Methode und Beobachtungsweise Rechnung getragen wird, ist für den Laboratoriumsgebrauch sehr geeignet und wir sind überzeugt, dass es dem Lehrer der Physik ein unentbehrlicher Rathgeber bei seinen in der Schule vorzunehmenden Versuchen sein wird. Mit einigem Bedauern vermissten wir entsprechende Angaben über die objective Behandlung von Versuchen; insbesondere hätten wir gewünscht, dass die objective Darstellung optischer Erscheinungen, die leider in den Handbüchern zu wenig beachtet ist, auch hier mehr berücksichtigt wäre.

Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte, die der allgemeinen Physik, der Wärme, der Optik und der Elektricitätslehre gewidmet sind. Nachdem die zur Messung der Längen und Winkel dienlichen Apparate dem Leser vorgeführt wurden, wendet sich der Verf. zur Demonstration der Pendelgesetze, zur Erörterung der Wage und des Wägens, zur Bestimmung der Dichte fester und flüssiger Körper, wobei unter anderem der Messung mit der Federwage von Jolly und der Wage von Westphal-Mohr gedacht wird. Besonders erwähnt zu werden verdienen die allgemeinen Bemerkungen über Atomvolumen und Molecularvolumen, wobei wichtige Belege für das „periodische System der Elemente“ geboten werden. — Nun folgen Versuche, die sich auf das Verhalten der Gase bei Druck- und Temperaturänderungen, auf die Bestimmung der Dichte von Dämpfen und Gasen, auf die Elasticitätsverhältnisse der Körper, auf die innere Reibung von Flüssigkeiten, auf die Capillarität beziehen. Der Akustik sind nur zwei Abschnitte gewidmet (Bestimmung der Länge der Schallwellen und der Schallgeschwindigkeit). — In der Wärmelehre wird in ausführlicher Weise die Bestimmung der specifischen Wärme fester und flüssiger Körper gelehrt und ebenso der wichtigsten Versuche über Lösungswärme und thermo-chemische Processe gedacht. — In der Optik finden wir die Photometrie eingehend besprochen und zu den betreffenden Versuchen die Photometer von Bunsen, das Diffusionsphotometer von Jolly und das Photometer von Lummer-Brodhun in Anwendung gebracht; nicht minder ausführlich ist die Lehre

von der Reflexion und Brechung des Lichtes behandelt; insbesondere verdienen hier die mit dem Spectrometer angestellten Messungen erwähnt zu werden. Unter den Apparaten zur Bestimmung der Brechungsexponenten finden wir auch das Totalrefractometer von Abbe. — Der relativ bedeutendste Raum des Buches ist der Spectralanalyse gewidmet. Die Verff. entwickeln in diesem Abschnitte ihre reichen Erfahrungen. Weiter finden wir noch Versuche über Polarisation, Drehung der Polarisationsebene, Interferenz und Beugung des Lichtes angeführt. Von Interferenzversuchen im engeren Sinne wird nur das Problem der Farbenringe von Newton behandelt. Den Zwecken des Buches hätte es jedenfalls entsprochen, wenn auch der einfacheren Interferenzversuche (Fresnel'scher Spiegelversuch, Versuch mit dem Biprisma, Talbot'scher Versuch) gedacht worden wäre.

In der Elektricitätslehre sind die elektrostatischen Versuche zu sehr in den Hintergrund getreten. Wir hätten hier eine Besprechung der Beobachtungsmethoden zur Bestimmung der Capacitäten, der Potentiale, der Dielektricitätsconstanten, der Luftelektricität erwartet. Die Experimente zur Ermittlung der galvanischen Constanten sind klar und präcise dargestellt. Interessant ist besonders der Abschnitt, welcher von der Leitungsfähigkeit der Elektrolyten handelt. Hier wird der Apparat von Kohlrausch und dessen Verwendung eingehend gewürdigt. Auch die theoretischen Erläuterungen bezüglich der Elektrolyse (Arrhenius) werden an dieser Stelle einbezogen. Den Schluss des Buches, das der größten Berücksichtigung seitens der Fachgenossen wert ist, bildet die Bestimmung der Horizontalcomponente des Erdmagnetismus, ferner eine trigonometrische Tafel, enthaltend für Winkel von 0—45° die goniometrischen Functionen von 10 zu 10 Minuten und eine von Prof. Quincke zusammengestellte vierstellige Logarithmentafel.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Die Elementarstructur und das Wachsthum der lebenden Substanz. Von Dr. Julius Wiesner, o. ö. Professor der Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der k. k. Wiener Universität. Wien, A. Hölder 1892. 8°, 283 SS.

Man hat bisher die organische Substanz gleich der anorganischen auf Molekularstructur zurückgeführt, obwohl das Wesen der letzteren in vollkommenes Dunkel gehüllt ist. Es ist bekannt, dass die vegetabilische Zellwand nicht ein chemisches Individuum ist, sondern eine Reihe von Stoffen enthält: Cellulose, Lignin, Coniferin, Vanillin, Holzgummi, Eiweißkörper, Mineralsubstanzen, Wasser. Alle diese und gewiss noch andere, einstweilen unbekannte Körper muss aber auch das kleinste, mit den leistungsfähigsten Mikroskopen sichtbare Theilchen der Zellmembrane enthalten. Ebenso hat

das Protoplasma, das Chlorophyllkorn usw. eine sehr complicierte chemische Zusammensetzung. Es wäre daher ein vergebliches Bemühen, die Molekularstructur dieser Körper enträthseln zu wollen. Dasselbe gilt von der von Nägeli aufgestellten Micellartheorie. Auch das organische Wachsthum wird als ein molekularphysiologischer Vorgang gedacht; das wie? ist uns aber ebenfalls gänzlich unbekannt.

Angeregt durch die Untersuchungen und Ansichten, die Ernst v. Brücke (dem Wiesner das Buch gewidmet hat) in seiner bedeutungsvollen Schrift „Die Elementarorganismen“ veröffentlicht hat, und fußend auf den Errungenschaften, welche seither die Anatomie und Physiologie gemacht haben, wird von Wiesner die Ansicht aufgestellt und begründet, dass zwischen dem jetzt erkennbaren Bau der Organismen und der Molekularstructur eine Organisation einfachster Art liegt, die er als „Elementarstructur“ bezeichnet und aus welcher er das Wesentliche des organischen Wachsthums ableitet. Der Gedankengang Wiesners ist folgender: Wir wissen, dass sich die Zellen (Vegetations- und Vermehrungszellen) der Meristeme theilen; wir wissen ferner, dass sich die Inhaltskörper der Zellen, die Zellkerne, die Chlorophyllkörper, die Chromoplastiden usw. theilen, beziehungsweise aus theilungsfähigen Plastiden hervorgehen; im Zellkerne theilen sich die Kernfäden. Wo ist also die Grenze der Theilung? „Da das Organisierte fortzeugend Organisiertes hervorbringt, so ist es gewiss, dass die Theilung der lebenden Substanz nicht bis zu ihrem Zerfall in Moleküle gehen könne, sondern dass ihr eine räumliche Grenze gesetzt sein müsse.“ So besteht nach der Auffassung von Wiesner der ganze Organismus aus kleinsten Gebilden, durch deren Thätigkeit und Wechselwirkung der Organismus lebt und auf deren Vermehrung durch Theilung das Wachsthum des Organismus in erster Linie beruht. Diese letzten Theilkörperchen der Zelle, welche Wiesner als die wahren Elementarorgane des Lebewesens betrachtet, nennt er Plasomen; sie besitzen die Fähigkeit der Theilung, des Wachsthums und der Assimilation. Der Unterschied zwischen Plasom und Molekel liegt darin, dass letzteres unter constanten äußeren Bedingungen unveränderlich und unter allen Umständen unentwicklungsfähig ist, die Plasomen aber selbst unter constanten äußeren Verhältnissen veränderlich und entwicklungsfähig sind. Selbstverständlich sind Größe, Form, Aussehen, innere Structur der Plasomen unbekannte Dinge. Die Structur der Zellwände ist nach Wiesner ganz anderer Art, als wie sie bisher gedacht wurde. Durch eine Behandlungsweise der Zellhaut, die der Verf. das Zerstäubungs- oder Karbonisierungsverfahren nennt, gelingt es, die Zellwand in feine Fibrillen und diese wieder in überaus feine (rundliche) Körperchen — die Dermatosomen — zu zerlegen. Durch die Vereinigung derselben entstehen die Fibrillen und diese reihen sich in der Richtung der Oberfläche der Zelle zu dem zusammen, was man als „Schichtung“ bezeichnet.

Wie die Zellwand aus Dermatosomen zusammengesetzt ist, so bestehen die Stärkekörner aus Amylosomen, die Chromatophoren aus Chromatosomen, die gleich allen anderen Mikrosomen aus Plasmosomen hervorgehen. — Wie das Wachsthum der Gewebe durch die Theilung der Zellen vermittelt wird, so vermitteln die Theilungen der Plasomen das Wachsthum der Zelle und ihrer lebenden Bestandtheile, des Protoplasmas, des Kernes, der Plastiden. Dieses „Evolutions-Wachsthum“ ist nicht eine bloße Stoffzunahme, sondern geht mit vielen Organisationsveränderungen vor sich. „Während der Krystall als morphologisches Gebilde factisch entsteht und einmal entstanden, die richtenden Kräfte in sich schließt, welche die Anordnung der sich ausscheidenden und angliedernden Moleküle beherrschen, kann das Plasom nicht entstehen, sondern vermag nur während des Wachsthums die schon gegebene Organisation fortzusetzen.“ Was den Turgor betrifft, dem ein großer Einfluss auf das Wachsthum zugeschrieben wird, so wirkt dieser nach Wiesner nicht bloß als mechanischer Druck dehnend auf die Haut, sondern er bethätigt sich auch als Reiz auf die Plasomen, indem er deren Theilung begünstigt.

Durch die Annahme des Plasoms als wahres Elementarorgan ist nicht nur der Organismus auf eine letzte Einheit zurückgeführt, auch die Inhaltskörper der Zelle und ihre Derivate erscheinen unter einem gemeinsamen morphologischen und physiologischen Gesichtspunkte; sie erscheinen als wesentlich gleiche, wenn auch verschieden ausgebildete und verschieden functionierende Theile der Zelle. Durch die Annahme des Plasoms wird auch das Wachsthum der lebenden Substanz verständlicher, als durch die bisherige verworrene Lehre der Apposition und Intussusception. Nach der Plasomentheorie erscheint das Wachsthum der Thiere und Pflanzen und aller ihrer lebenden Theile als ein specifischer, auf die Organismen beschränkter Process, ganz verschieden von dem Wachsthum, d. h. der Substanzzunahme der Anorganismen. Wiesner begründet seine geistvolle Reformationslehre von dem elementaren Bau und dem Wachsthum der lebenden Materie in ausführlicher Weise. Wir konnten hier selbstverständlich auf das Detail der Beweisführung nicht eingehen, und mussten uns begnügen, den wesentlichen Inhalt des 18 Druckbogen starken Buches in gedrängtester Kürze mitzutheilen.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Ministerial-Erlässe vom 24. Mai 1892.

Durch diese Erlässe, die sich auf die Geographie und Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte und Physik beziehen, sind die Reformen, welche im Gymnasialunterrichte vorgenommen werden sollten, zum Abschlusse gekommen. Mit Freude heben wir hervor, dass in dem zweiten Erlasse, Z. 11373, der den ersten begründet und die bei den Reformen leitenden Ideen darlegt, ausdrücklich betont wird, dass die Unterrichtsverwaltung an dem Wesen der Gymnasialeinrichtungen, wie sie der Organisations-Entwurf des Jahres 1849 angeordnet hat, festhält und sie nur nach den gemachten Erfahrungen und dem Fortschritte des gesammten Unterrichtswesens weiterzubilden bestrebt ist. »Die Unterrichtsverwaltung«, so heißt es daselbst, »hält an dem Wesen der Gymnasialeinrichtungen, wie sie der Organisationsentwurf angeordnet hat, fest. Diese Einrichtungen haben nach mühevoller Arbeit und nicht ohne manche gefahrdrohende Schwankungen immer festere Wurzeln geschlagen und sind auch anderwärts als im ganzen bewährt erkannt worden, um nun auf dem Boden, dem sie erwuchsen, sich eines gesicherten Bestandes erfreuen zu dürfen. Auch das scheint für ihre Kraft zu zeugen, dass, wenn auch im Laufe der Zeit einzelne Bestimmungen derselben fallen mussten, die innere Stärke der Organisation dadurch nur gehoben wurde«.

Der Organisationsentwurf hat das Gymnasium auf einer neuen Grundlage aufgebaut. Wie er die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte und zwar auf jeder Stufe des Unterrichtes zum Principe erhob, so gewährte er auch den einzelnen Unterrichtsgegenständen im ganzen, so wie auf den einzelnen Stufen die entsprechende Stellung. Sie sollten gleichberechtigt nebeneinander stehen, aber dem großen Ganzen dienen und darum eine lebendige Wechselbeziehung zwischen ihnen obwalten, damit nicht einer dem anderen hindernd in den Weg träte, sondern alle durch vereintes Wirken das hohe Ziel zu erreichen vermöchten. Nur in der weisen Beschränkung, wie sie die gemeinsame Arbeit erfordert, können sie das leisten, was von ihnen überhaupt und an jeder einzelnen Stelle gefordert wird.

Der Erlass bemerkt ganz richtig, dass dies nicht mit einem Schlage zu erzielen war und auch jetzt noch zu erzielen ist. Die Unterrichtsverwaltung war aber fortwährend bestrebt, bei sorglicher Wahrung des Bildungsideales, wie es historisch geworden war, wohlbegründeten Bedürfnissen der Zeit entgegenzukommen. Die einzelnen Gegenstände behalten bei der fortschreitenden Entwicklung des geistigen Lebens den gleichen Wert; aber der Stoff, den sie bieten, muss gesichtet und die richtige Wahl getroffen werden; auch ändert sich je nach den Bedürfnissen und der Fortbildung der Pädagogik der Gang und die Methode des Unterrichtes.

Bei der umfassenden Entwicklung der einzelnen Wissenschaften ist es nicht mehr möglich, den größten Theil des Unterrichtes einer Classe in der Hand eines Lehrers zu vereinigen, was vom didaktischen und erziehlichen Standpunkte aus offenbar großen Nutzen gewähren würde. Eine solche Vereinigung könnte nur auf Kosten der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer, die zuerst in Betracht kommt, erreicht werden. Auch ist es begreiflich, dass je tiefere Studien ein Lehrer während seiner Bildungszeit getrieben hat und je gewissenhafter er es mit seinem Fache nimmt, er desto mehr von dem Gedanken beseelt ist, sein Wissen im Unterrichte zur Geltung zu bringen. Hierin liegt aber die Gefahr, dass er höhere Anforderungen stelle, als sie das Gesammtziel verlangt, und dass in einzelnen Lehrgegenständen, welche überhaupt oder je nach der Begabung der betreffenden Classen mehr anziehend wirken, besonders wenn dabei eine kräftigere Individualität schwächeren Mitarbeitern gegenübertritt, über das richtige Maß hinausgegangen werde und so eine Benachtheiligung der anderen Zweige des Unterrichtes hervortrete.

Diese Schwierigkeiten machen sich besonders auf der Unterstufe geltend, bei welcher noch mehr als auf der Oberstufe die entsprechende Concentration aller Unterrichtsgegenstände Haupterfordernis ist. Daher war es hier die Aufgabe, einerseits durch die Vereinigung gleichartiger Gegenstände in einer Hand und anderseits durch Feststeckung der richtigen Grenzen das Ebenmaß herzustellen, welches für das Gedeihen des Gesammtunterrichtes eine unerlässliche Bedingung ist.

Die Zweistufigkeit im Unterrichte, wie sie der Organisationsentwurf festgestellt hat, behält mit Rücksicht auf die harmonische Ausbildung des Geistes, welche die leitende Idee des Entwurfes ist, ihren Wert. Aber praktisch hat sie nicht mehr die Bedeutung wie früher, wo das Untergymnasium noch eine Anstalt war, welche auch für den Eintritt in andere Lehranstalten vorbereitete. Das Gymnasium steht für sich selbstständig da; seine untere Stufe hat nur die Aufgabe, für die obere Stufe vorzubereiten. Es handelt sich nicht mehr darum, eine bestimmte Summe von Kenntnissen zu erreichen, sondern nur das zu bieten, was für den Unterricht am Obergymnasium die nothwendige Grundlage bietet. Durch keine anderen Rücksichten gehemmt kann sich der Unterricht auf das beschränken, was der Altersstufe angemessen ist, was eine tüchtige Schulung der Sinne und des Verstandes, eine frische Aufnahms- und Arbeitsfähigkeit begründet. Dadurch ist eine namhafte Verminderung des Lehrstoffes

nicht bloß gestattet, sondern mit Rücksicht auf das Wohl der Schule geradezu gefordert.

Wie nun schon in dem Erlasse vom 30. September 1891, Z. 1786, in Betreff der classischen Sprachen Bestimmungen getroffen wurden, die eine Erleichterung und zweckmäßige Behandlung zum Ziele haben, so verfügt der Erlass vom 24. Mai 1892, Z. 11372, auch dergleichen für die oben bezeichneten Gegenstände. Das Princip ist das gleiche, wie in dem früheren Erlasse. Es handelt sich nur darum, allgemeine Normen aufzustellen, innerhalb derselben aber dem Lehrer einen weiten Spielraum zu gewähren. Das Nothwendige muss erzielt werden; ob Höheres geleistet werden kann, darüber müssen die Verhältnisse der Classen, Fleiß und Begabung der Schüler entscheiden.

Wir haben hiermit den Gedankengang des Erlasses der Hauptsache nach bezeichnet. Das Vertrauen, welches derselbe der Lehrerschaft entgegenbringt, indem er die Ausführung mit hoffnungsvoller Zuversicht, dass diese gelingen werde, in ihre Hände legt, muss ihr zur Ehre gereichen. Sie wird sich des Spruches, dass sich in der Beschränkung erst der wahre Meister zeige, erinnern und dem ihr gewidmeten Vertrauen gerecht werden. Eine eingehende Würdigung der Lehrpläne liegt außerhalb der diesen Zeilen gesteckten Grenzen. Sie kann nur von Fachmännern und von Vertretern der verschiedenen Fächer ausgehen. Auch ist eine solche Würdigung im Augenblicke nicht möglich. Die Erfahrung wird als die beste Lehrmeisterin zeigen, was noch einer Ergänzung bedarf. Vielfach wird sich die Gelegenheit bieten, diese Erfahrungen in Conferenzen, in den Verhandlungen der „Mittelschule“ und auf den Lehrertagen zum Ausdruck zu bringen. Durch solche Mittheilungen werden sich die Ansichten klären und es wird so in den meisten Punkten die gewünschte Übereinstimmung erzielt werden. Auch diese Zeitschrift, die ja nach allgemeinem Urtheile so vieles dazu beigetragen hat, die gedeihliche Entwicklung des Gymnasialunterrichtes zu fördern, wird bereitwillig den ihr zugebote stehenden Raum für Aufsätze, welche diesem Zwecke dienen, darbieten und so zur Erreichung dessen, was die h. Unterrichtsverwaltung anstrebt, das ihrige beizutragen versuchen.

Wir fügen nun noch die Lehrpläne nach dem h. Erlasse vom 24. Mai, Z. 11372, bei, indem wir hinsichtlich der Instructionen und des motivierenden Erlasses auf das Verordnungsblatt vom 14. Juni 1892, Stück XII verweisen.

Die Redaction.

Ministerial-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11372,

an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden,

mit welcher der Lehrplan und die Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium abgeändert wird.

Mit Beziehung auf die Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1884, Z. 10128, M.-V.-Bl. Nr. 21, finde ich den Lehrplan und die Instruction

für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium in nachstehender Weise abzuändern:

A. Lehrplan.

1. Geographie und Geschichte.

Lehrziel: *a*) Geographie: Die grundlegenden Anschauungen und Kenntnisse von der Gestalt und Größe der Erde und von den scheinbaren Bewegungen der Sonne zur Erklärung des Wechsels der Beleuchtung und Erwärmung. Übersichtliche Kenntnis der Erdoberfläche nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, nach Bevölkerung und Staaten, mit besonderer Berücksichtigung der österreichisch-ungarischen Monarchie. *b*) Geschichte: Sagen. Die hervorragendsten geschichtlichen Personen und Begebenheiten, genauere Kenntnis der Hauptmomente der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Einprägung eines Grundstocks unentbehrlicher Jahreszahlen. Der Lehrstoff ist möglichst in Form von Erzählungen zu vermitteln. — I. Classe, wöchentlich 3 Stunden: Anschauliche Vermittlung der geographischen Grundvorstellungen. Die Tagesbahnen der Sonne in Bezug auf das Schul- und Wohnhaus in verschiedenen Jahreszeiten; hiernach Orientierung in der wirklichen Umgebung, auf der Karte und am Globus. Beschreibung und Erklärung der Beleuchtungs- und Erwärmungsverhältnisse innerhalb der Heimat im Verlaufe eines Jahres, soweit sie unmittelbar von der Tageslänge und der Sonnenhöhe abhängen. Hauptformen des Festen und Flüssigen in ihrer Vertheilung auf der Erde, sowie die Lage der bedeutendsten Staaten und Städte bei steter Übung und Ausbildung im Kartenlesen. Versuche im Zeichnen der einfachsten geographischen Objecte. — II. Classe, wöchentlich 4 Stunden. *a*) Geographie: Wöchentlich 2 Stunden. Asien und Afrika nach Lage und Umriss, in oro-hydrographischer und topographischer Hinsicht unter Rücksichtnahme auf die klimatischen Zustände, soweit letztere aus den Stellungen der Sonnenbahn zu verschiedenen Horizonten erklärt werden können. Der Zusammenhang des Klimas mit der Vegetation, den Producten der Länder und der Beschäftigung der Völker ist nur an einzelnen naheliegenden und ganz klaren Beispielen zu erläutern. Europa: Übersicht nach Umriss, Relief und Gewässern. Die Länder Südeuropas und des britischen Inselreiches nach den bei Asien und Afrika angedeuteten Gesichtspunkten. Übungen im Entwerfen einfacher Kartenskizzen. *b*) Geschichte: Wöchentlich 2 Stunden. Alterthum. Ausführlichere Darstellung der Sagen. Die wichtigsten Personen und Begebenheiten, hauptsächlich aus der Geschichte der Griechen und Römer. — III. Classe, wöchentlich 3 Stunden, abwechselnd Geographie und Geschichte. *a*) Geographie: Die in der II. Classe nicht behandelten Länder Europas (mit Ausschluss der österreichisch-ungarischen Monarchie), Amerika und Australien, nach denselben Gesichtspunkten wie in der II. Classe, insbesondere auch rücksichtlich der Erklärung der klimatischen Zustände. Übungen im Entwerfen einfacher Kartenskizzen. *b*) Geschichte: Mittelalter. Die wichtigsten Personen und Be-

gebenheiten, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. — IV. Classe, wöchentlich 4 Stunden. *a*) Geographie: Wöchentlich 2 Stunden. Physische und politische Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie, mit Ausschluss des statistischen Theiles als solchen, jedoch mit eingehenderer Beachtung der Producte der Länder, der Beschäftigung, des Verkehrslebens und der Culturverhältnisse der Völker. Übungen im Entwerfen einfacher Kartenskizzen. *b*) Geschichte: Wöchentlich 2 Stunden. Neuzeit. Die wichtigsten Personen und Begebenheiten; Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie bildet den Hauptinhalt des Unterrichtes.

2. Mathematik.

Lehrziel: Sicherheit im Zahlenrechnen. Durchübung desselben in praktischen Anwendungen. Kenntnis der geometrischen Gebilde, ihrer wichtigeren Eigenschaften und Beziehungen, hauptsächlich auf methodisch geleitete Anschauung gestützt. — I. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Das dekadische Zahlensystem. Römische Zahlzeichen. Die vier Grundoperationen mit unbenannten und einfach benannten, ganzen und Decimalzahlen. Das metrische Maß- und Gewichtssystem. Das Rechnen mit mehrfach benannten Zahlen. Theilbarkeit der Zahlen, Zerlegung in Primfactoren. Die einfachsten Vorübungen für das Rechnen mit gemeinen Brüchen einschließlich des Aufsuchens des gemeinschaftlichen Maßes und Vielfachen. Geometrische Anschauungslehre (2. Semester): Die Grundgebilde. Gerade, Kreis; Winkel und Parallelen. Die einfachsten Eigenschaften des Dreieckes. — II. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Erweiterte Übungen über Maße und Vielfache. Zusammenhängende Darstellung und Durchübung der Bruchrechnung. Verwandlung von Decimalbrüchen in gemeine Brüche und umgekehrt. Die Hauptsätze über Verhältnisse und Proportionen. Die einfache Regeldetri mit Anwendung der Proportionen und der Schlussrechnung. Die Procent- und die einfache Zinsenrechnung. Geometrische Anschauungslehre: Strecken- und Winkelsymmetrale. Congruenz der Dreiecke nebst Anwendungen. Die wichtigsten Eigenschaften des Kreises, der Vierecke und Vielecke. — III. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Die vier Grundoperationen mit ganzen und gebrochenen allgemeinen Zahlen. Quadrieren und Ausziehen der Quadratwurzel. Im Zusammenhange mit den geometrischen Rechnungen: Unvollständige Zahlen, abgekürztes Multiplicieren und Dividieren, Anwendung des letzteren beim Ausziehen der Quadratwurzel. Geometrische Anschauungslehre: Einfache Fälle der Vergleichung, Verwandlung und Theilung der Figuren. Längen- und Flächenmessung. Pythagoreischer Lehrsatz auf Grund der einfachsten Beweise. Das Wichtigste über die Ähnlichkeit geometrischer Gebilde. — IV. Classe, wöchentlich 3 Stunden. Arithmetik: Die Lehre von den Gleichungen ersten Grades mit einer und mit mehreren Unbekannten und von solchen reinen Gleichungen zweiten und dritten Grades, welche bei den geometrischen Rechnungen vorkommen. Im Zusammenhange mit den letzteren: Cubieren und Ausziehen der Cubikwurzel. Die zusammen-

gesetzte Regeldetri, die Theilregel, die Zinseszinsrechnung. Geometrische Anschauungslehre: Gegenseitige Lage von Geraden und Ebenen. Die körperliche Ecke. Hauptarten der Körper. Einfachste Fälle der Oberflächen- und Rauminhaltsberechnung.

3. Naturgeschichte.

Lehrziel: Bekanntschaft mit den wichtigsten Formen der organischen und unorganischen Welt auf unmittelbare Beobachtung der Objecte gegründet; einige Geübtheit in der Erfassung übereinstimmender und unterscheidender Merkmale der Thier- und Pflanzenarten. — I. Classe, wöchentlich 2 Stunden, Anschauungsunterricht. Die ersten sechs Monate des Schuljahres: Thierreich, und zwar, Säugethiere und Insecten in entsprechender Auswahl. Die vier letzten Monate des Schuljahres: Pflanzenreich. Beobachtung und Beschreibung einer Anzahl von Samenpflanzen verschiedener Ordnungen nach ihren wichtigeren Merkmalen, vergleichende Betrachtung derselben behufs Auffassung ihrer Verwandtschaft. — II. Classe, wöchentlich 2 Stunden, Anschauungsunterricht. Die ersten sechs Monate des Schuljahres: Thierreich, und zwar: Vögel und einige Reptilien, Amphibien und Fische. Einige Formen aus den übrigen Abtheilungen der wirbellosen Thiere. Die vier letzten Monate des Schuljahres: Pflanzenreich. Fortsetzung des Unterrichtes der I. Classe durch Vorführung anderer Samenpflanzen und durch Anbahnung des Verständnisses ihrer systematischen Gruppierung. Einige Sporenpflanzen. — III. Classe, wöchentlich 2 Stunden, Anschauungsunterricht. 2. Semester: Mineralreich. Beobachtung und Beschreibung einer mäßigen Anzahl von wichtigen und sehr verbreiteten Mineralien ohne besondere Rücksicht auf Systematik. Gewöhnlichste Gesteinsformen.

4. Physik.

Lehrziel: Kenntnis der auffälligsten Naturerscheinungen auf Grund der Beobachtung und des Versuches. Anwendung dieser Kenntnisse zur Erklärung ähnlicher Erscheinungen und ihrer nächstliegenden praktischen Verwertung. — III. Classe, 1. Semester, wöchentlich 2 Stunden. Vorbegriffe: Räumlichkeit und Undurchdringlichkeit der Körper. Charakteristik der drei Aggregatzustände. Lothrechte, wagrechte Richtung; absolutes und specifisches Gewicht. Druck der Luft. Aus der Wärmelehre: Wärmeempfindungen. Wärmegrad und Wärmemenge. Veränderung des Volumens und des Aggregatzustandes; Wärmeverbrauch und Wärmeabgabe bei Änderung des Aggregatzustandes. Verbreitung der Wärme durch Leitung und durch Strahlung, von letzterer nur die einfachsten Erscheinungen. Quellen der Wärme. Aus der Chemie. Als Vorbereitung: Cohäsion, Adhäsion; Elasticität, Sprödigkeit, Zähigkeit; Mischung, Lösung; Kristallisation. Synthese, Analyse und Substitution. Nachweis der Gesetze der Erhaltung der Masse und der bestimmten Gewichts- und Raumverhältnisse an wenigen einfachen Versuchen. Grundstoffe; Molecül, Atom; Basen, Säuren, Salze. Die verbreitetsten Metalloide und einige ihrer Verbindungen. Verbrennung. — IV. Classe, wöchent-

lich 3 Stunden. 1. Semester. Aus der Lehre vom Magnetismus: Natürliche und künstliche Magnete. Magnetpole und ihre Wechselwirkung. Magnetisierung durch Vertheilung. Erdmagnetismus. Aus der Elektricitätslehre: Elektrischer Zustand, einfachste Elektroskope. Gute und schlechte Leiter, positiv und negativ elektrische Körper. Elektrisierung durch Vertheilung. Die gebräuchlichsten Apparate zur Erzeugung und Ansammlung der Elektricität. Gewitter, Blitzableiter. Volta'sche Kette, von den constanten Ketten nur diejenigen, welche zu den Versuchen verwendet werden. Die Hauptwirkungen des galvanischen Stromes, Galvanoskop, Elektro- und Magneto-Induction. Die einfachsten und bekanntesten elektrotechnischen Anwendungen (z. B. elektrisches Licht, Galvanoplastik, Morses Telegraph). Aus der Mechanik: Beschreibung der Hauptformen von Bewegung: geradlinige, krummlinige, gleichförmige und gleichmäßig beschleunigte Bewegung. Die beiden Wirkungsarten der mechanischen Kräfte: Beschleunigung und Druck (Zug); Messung der letzteren (statischen) Wirkung durch Gewichte. Äußerung des Beharrungsvermögens bei Änderung der Geschwindigkeit und der Richtung (Fliehkraft). Schwerkraft, Stoß, Bewegungshindernisse. Zusammensetzung und Zerlegung gleichartiger Bewegungen, von ungleichartigen: Wurfbewegung. Zusammensetzung und Zerlegung von Kräften mit einem gemeinschaftlichen Angriffspunkte und von gleichstimmig parallelen Kräften. Schwerpunkt, Arten des Gleichgewichtes; Pendel. Einge Beispiele einfacher und zusammengesetzter Maschinen. 2. Semester. Charakteristische Eigenschaften tropfbar flüssiger Körper. Niveau, hydrostatischer Druck. Gleichgewicht einer Flüssigkeit, sowie zweier sich nicht mischender Flüssigkeiten in Communicationsgefäßen. Archimedisches Gesetz; die einfachsten Maschinen zur Bestimmung des specifischen Gewichtes fester und tropfbarer Körper. Capillarerscheinungen. Charakteristische Eigenschaften gasförmiger Körper (Mariottes Gesetz). Torricellis Versuch, Barometer; einige weitere Anwendungen der Wirkungen des Luftdruckes; Luftpumpe, Luftballon. Princip der Dampfmaschinen. Aus der Lehre vom Schalle: Schallempfindungen, Geräusch, Klang, Tonhöhe, Tonleiter; die einfachsten Schallerreger. Stimmorgan. Telephon. Fortpflanzung und Reflexion des Schalles; Mittönen. Gehörorgan. Aus der Lehre vom Lichte: Lichtempfindungen. Geradlinige Fortpflanzung des Lichtes, Schatten, Photometer. Reflexion und Brechung des Lichtes. Spiegel und Linsen (Dunkelkammer, Princip der Photographie). Farbenzerstreuung, Regenbogen. Auge, Mikroskop; dioptrische Fernrohre in einfachster Form. — Mit dem physikalischen Unterrichte, namentlich mit der Mechanik, ist zu verbinden: Beschreibung der Erscheinungen am Fixsternhimmel. Phasen des Mondes; sein monatlicher Umlauf. Jährliche Bewegung der Sonne. Erklärung dieser Erscheinungen, sowie der Verschiedenheit der Tages- und Jahreszeiten an Orten verschiedener Breite und Länge, aus der Drehung der Erde um ihre Achse binnen einem Sterntage und aus dem jährlichen Umlaufe der Erde um die Sonne. Sonnen- und Mondesfinsternis.

Zur Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichtes am Untergymnasium.

Mit freudiger Genugthuung muss jeder Freund der Naturwissenschaften das Interesse begrüßen, welches man in letzter Zeit diesem Lehrgegenstande entgegenbringt. Die in den letzten Jahren erschienenen, gediegenen Arbeiten, welche sich jedoch hauptsächlich auf die Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichtes am Obergymnasium beziehen, veranlassten mich, den vorliegenden Aufsatz zu verfassen, einmal weil seit der Herausgabe der neuen Instructionen meines Wissens über den Unterricht am Untergymnasium nicht eingehend gehandelt wurde, und dann weil meines Erachtens in den unteren Classen ein methodisch geleiteter Unterricht von ebensolcher, wenn nicht von größerer Wichtigkeit ist als in den oberen, da ja das Untergymnasium die Grundlage für die Studien am Obergymnasium bildet. Die Naturgeschichte ist bekanntlich gegenüber den übrigen Lehrdisciplinen dadurch im Nachtheil, dass derselben im Unterrichtsplan nur wenige Stunden zugewiesen sind. Während nun diese geringe Stundenzahl sich hauptsächlich im Obergymnasium stark fühlbar macht, ist dies im Untergymnasium weniger der Fall; denn hier handelt es sich nicht um ein abgeschlossenes Ganze, um eine eigentliche Systematik, sondern nur um die Vorführung und Beschreibung einzelner isolierter Naturobjecte, wenn dieselben auch im Laufe des Unterrichtes zu den Gruppen, denen sie angehören, vereinigt werden können. Auch handelt es sich nicht darum, dass der Schüler eine möglichst große Zahl von Objecten kennen lerne. „Non multa, sed multum!" Dieser Spruch muss auch hier dem Lehrer stets vor Augen schweben. Die Zahl der zu behandelnden Naturobjecte ist übrigens in den Instructionen vorgeschrieben und sie lässt sich bewältigen; nur muss der Lehrer darauf bedacht sein, die ihm knapp zugemessene Zeit weise auszunützen. Jedenfalls lässt sich bei entsprechender Ausnützung der Zeit selbst in den zwei wöchentlichen Stunden viel leisten, wenn nicht ein Theil der Zeit mit weitläufigen Auseinandersetzungen vergeudet wird. Nur gestaltet sich der Unterricht im Untergymnasium insofern schwieriger, als der Lehrstoff in Bezug auf seine Qualität und Quantität sich dem Bildungsgrade und der Fassungskraft der Schüler accommodieren muss und hier weit mehr Umsicht erforderlich ist, um eine entsprechende Auswahl zu treffen. Allerdings genießt der naturhistorische Unterricht den Vortheil, dass die Schüler demselben im vorhinein ein besonderes Interesse entgegenbringen. Sache des Lehrers muss es sein, dieses Interesse zu erhalten zu suchen und, wo es fehlt, dasselbe zu erwecken.

Dementsprechend wird er, nachdem er selbstverständlich nach Analogie der anderen Gegenstände und den Instructionen gemäß sich einen Plan entworfen und den Lehrstoff auf die ihm zur Verfügung stehenden Monate vertheilt hat, um der Willkür bei der Behandlung der einzelnen Thiergruppen vorzubeugen, vom Bekannten ausgehen und vom Einfacheren zum Complicierteren vorschreiten. Obwohl man sich in der Zoologie an die im Lehrbuche enthaltene Reihenfolge der einzelnen

Thiere halten kann und eigentlich kein Grund vorhanden ist, von derselben abzuweichen, so wird man doch den Unterricht mit einem Thiere beginnen, von dem man überzeugt ist, dass sich die Knaben von demselben bereits von früher her eine gewisse Summe von Anschauungen erworben haben, und von dem man im Besitze einer guten, hinreichend großen Abbildung ist. Eine gute Abbildung hat mehr Wert als ein nicht besonders gut ausgestopftes Thier, welches schon vermöge seiner unnatürlichen Stellung eine falsche Anschauung hervorrufen kann.

Da auf der untersten Stufe des Gymnasiums das Denkvermögen der Schüler erst gebildet werden soll und das Streben dahin gerichtet sein muss, die Denkfähigkeit zu üben, so muss beim Unterricht streng inductiv vorgegangen werden. Die Schüler sind dazu anzuhalten, an der Hand der Objecte oder Abbildungen die Merkmale selbst herauszufinden und anzugeben, wobei der Lehrer ihnen leitend zur Seite steht und erst dann selbst eingreift, wenn er es für nöthig hält. Ich beginne bei der Besprechung irgend eines Objectes gewöhnlich mit der Frage, was an demselben besonders auffällt; denn das besonders Auffallende an einem Thiere oder an einem anderen Objecte ist gewöhnlich gerade das Charakteristische. Dann werden erst die übrigen Merkmale angegeben. Dabei ist nothwendig, dass die Schüler daran gewöhnt werden, die Merkmale in einer bestimmten Reihenfolge anzugeben. Haben sich die Schüler einmal an diese Art des Unterrichtes gewöhnt, so werden sie gewöhnlich die an sie gestellten Fragen in zufriedenstellender Weise beantworten. Ebenso werden sie nach einiger Übung die Ähnlichkeiten bei verwandten Formen und die Unterschiede mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben imstande sein, ja es wird sich ein sichtliches Streben bemerkbar machen, das Richtige zu treffen, weil es den Knaben eben Freude macht, wenn sie sehen, dass sie den Lehrer mit ihren Antworten befriedigen. Eine nicht zu verkennende Schwierigkeit an gemischtsprachlichen Anstalten besteht darin, dass ein großer Theil der Schüler der Unterrichtssprache nicht vollkommen mächtig ist, indem dadurch, dass der Lehrer nicht nur das sachlich, sondern auch das sprachlich Unrichtige zu corrigieren hat, viel Zeit verloren geht, letzteres umsomehr, als vielen Schülern an solchen Anstalten die gewöhnlichsten Ausdrücke fremd sind und man ihnen dieselben erst erklären muss. Mit Rücksicht darauf und in Würdigung des Umstandes, dass der Vorstellungskreis sich bei der Jugend nicht plötzlich erweitern lässt, wird man anfangs langsam vorgehen müssen, und erst später kann ein rascheres Tempo eingeschlagen werden. Auch wird sich überall dort, wo die Schüler in einen neuen Ideenkreis hineingezogen werden, ein langsameres Vorgehen empfehlen.

Den Erklärungen, welche der Lehrer, sei es über die Lebensweise oder den Nutzen oder Schaden der Thiere gibt, werden die Schüler mit sichtbarem Interesse folgen, wenn dies in lebendiger und einer den Schülern verständlichen und zugänglichen Form geschieht. Häufig kommt der Lehrer in die Lage, Dinge in seine Erklärungen einzuflechten, die nicht im Lehrbuche stehen, was nichts verschlägt; nur müssen diese für die Schüler von Interesse und für den Gegenstand von Wichtigkeit, ferner

auch der Fassungskraft der Schüler angepasst sein. Sie müssen so gegeben werden, dass auch die weniger begabten Schüler alles leicht behalten, ohne es niederzuschreiben und zuhause auswendig zu lernen.

Um sich die Überzeugung zu verschaffen, ob die Schüler das Gehörte richtig aufgefasst haben, ist dies zu wiederholen, da die Schüler den neuen Lehrstoff sich in der Schule anzueignen haben und die häusliche Beschäftigung nur in der Wiederholung des in der Schule Gelernten bestehen soll. Formen, von denen Objecte oder Abbildungen nicht zur Verfügung stehen, können nicht zum Gegenstand der Behandlung gemacht werden, was übrigens umso leichter zu vermeiden ist, als alle im Lehrbuche angegebenen Thiere ohnedies nicht durchgenommen werden können. Auch das Prüfen soll nur auf Grundlage von Abbildungen oder Objecten erfolgen. Während meiner langjährigen Praxis habe ich gefunden, dass Zeichnungen auf der Tafel, welche die Abbildungen ergänzen, besonders solche von kleinen Objecten oder kleinen Körpertheilen, wie dies z. B. bei den Bestandtheilen des Körpers der Insecten der Fall ist, oder auch Zeichnungen anderer Art, z. B. von den Wohnungen der Thiere u. dgl. zur Belebung und Förderung des Unterrichtes sehr viel beitragen. Durch einen gründlichen Anschauungsunterricht wird am ehesten einem gedankenlosen Auswendiglernen vorgebeugt, was auch die Instructionen fordern.

Das Vergleichen gewisser Thiere miteinander, z. B. des Bären mit dem Dachs, des Fischotters mit dem Biber oder dem Schnabelthier, der Spitzmaus mit der Hausmaus, des Kameels mit einem anderen Zweihufer, der Biene mit der Wespe, des Flusskrebses mit dem Skorpion usw. trägt zur Schärfung des Denkvermögens sehr viel bei, nur lasse man die Schüler selbst vergleichen und selbst das Gemeinsame oder die Gegensätze herausfinden. Man braucht ihnen nicht einmal die beiden zu vergleichenden Thiere anzugeben, sondern bloß das eine; das andere damit zu vergleichende Thier werden sie selbst sofort herausfinden. Auch einzelne Gruppen lassen sich zum Vergleiche verwenden, wodurch man auf das Obergymnasium vorbereitet, wo es sich darum handeln wird, den Charakter einzelner Familien, Classen und Stämme darzustellen.

Wenn auch, wie es in den Instructionen heißt, selbst im Obergymnasium auf die Zahnformeln nicht einzugehen ist, was sich ja von selbst versteht, da es sich hier um Zahlen handelt, die so leicht nach kurzer Zeit wieder der Vergessenheit anheimfallen, so ist doch bereits auf der untersten Stufe auf die verschiedene Beschaffenheit des Gebisses bei den verschiedenen Säugethiergruppen, die eine verschiedene Lebensweise führen und verschiedene Nahrungsmittel zu sich nehmen, aufmerksam zu machen. Über die Beschaffenheit eines Affen-, Insectenfresser-, Raubthier- und Wiederkäuergebisses soll jeder Schüler der ersten Classe Aufschluss geben können.

Weist man die Schüler auf den Zusammenhang hin, welcher zwischen der Körperform und der Lebensweise (dem Aufenthalte) der Thiere besteht, so werden sich dieselben von selbst gewisse Gestaltsverhältnisse, z. B. die des Maulwurfes, die Kurzbeinigkeit der unterirdisch lebenden Thiere, die Gestalt der Vögel und Fische, erklären können. Sie werden

den großen Formenreichthum der Säugethiere als eine Folge der verschiedenen Lebensweise dieser Thiere ansehen, und im Einklange damit werden ihnen die geringen Formenunterschiede der Vögel und Fische als etwas Selbstverständliches erscheinen.

Desgleichen sollen die Schüler bereits in der ersten Classe auf die Anpassung der Thiere an ihren Aufenthaltsort mit Rücksicht auf die Farbe, auf die Abhängigkeit der Farbe von der Umgebung, sowie auf den Zweck dieser Einrichtung (Farbenschutz) hingewiesen werden. Beispiele hiefür ergeben sich in Hülle und Fülle (Wüstenthier, Eisbär, Feldhase, Laubfrosch, die auf den Blüten und Blättern lebenden Käfer; die düster gefärbten, auf den Bäumen mit dachförmig ausgebreiteten Flügeln ruhig sitzenden Abendfalter und Nachtschmetterlinge; der Farbenwechsel vor Eintritt des Winters beim Polarfuchs, Hermelin, Alpenhasen, Renthier).

Das Interesse fördert auch der Hinweis auf gewisse Organe als Schutzmittel, sowie auf andere zum Nutzen der Thiere getroffenen Einrichtungen. Auch hiefür gibt es viele der Jugend leicht verständliche Beispiele, von denen ich einige hervorhebe: den Körper des Maulwurfs, der ein wirklicher Bohrapparat ist; die Fähigkeit mancher Thiere, die meist nicht rasch zu laufen imstande sind, bei Gefahr sich in eine Kugel zusammenzurollen (Igel, Ameisenigel, Gürtelthier, Schnabelthier); die stark riechende Flüssigkeit der Spitzmäuse, die mit ähnlichen Säften versehenen Insecten, der übelriechende Speichel des Lama, die tintenartige Flüssigkeit bei den Kopffüßlern, die langen Hinterbeine der in den wüsten Ebenen lebenden Springmäuse, die Zunge des Ameisenbären, die rasch ausgestreckt und eingezogen werden kann, die Barten des Bartenwales, das elektrische Organ oder die stachelige Rückenflosse mancher Fische, die Fähigkeit mancher Käfer, sich bei Berührung todt zu stellen, das feste, dicke Gehäuse der im Meere lebenden Mollusken. Bei den Vögeln kann man darauf verweisen, dass weibliche Vögel, welche in offenen Nestern brüten, einfache, nicht auffallende Farben besitzen, während Vogelweibchen, welche durch ihr lebhaftes Gefieder die Aufmerksamkeit ihrer Feinde auf sich lenken können, in mehr geschlossenen und verborgenen Nestern brüten.

Bei den niederen Thieren muss das Hauptgewicht auf die Insecten gelegt werden, weil diese den Schülern zugänglicher sind als die übrigen. Dies gilt vor allem für die Käfer und für die in Sammt oder Seide gekleideten, von Oken treffend »die haute volée« unter den Insecten genannten Schmetterlinge. Es wird sich kaum ein Schüler finden, der nicht trachten würde, irgendwo eine leere Schachtel zu erobern, um in derselben seine Käfer- oder Schmetterlingssammlung anzulegen. Die in der Schule behandelten Insecten sind in einem besonderen, im Lehrzimmer an der Wand aufgehängten Kasten unterzubringen.

Irgendwelche mit Abbildungen versehene Tafeln im Lehrzimmer an der Wand hängen zu lassen, erscheint mir nicht empfehlenswert, weil dadurch die Aufmerksamkeit der Schüler von dem Gegenstande, mit dem sie sich zu befassen haben, leicht abgelenkt werden kann. Aus demselben Grunde empfehlen sich auch nicht Wandtafeln, die mehr als eine Ab-

bildung enthalten. Tafeln mit mehreren Abbildungen können wohl beim Prüfen, aber nicht bei der Erklärung in Anwendung gebracht werden. Sollten solche in Ermangelung anderer dennoch benützt werden, so wird es zweckmäßig sein, die Bilder, welche man bei der Besprechung nicht benöthigt, durch Verdecken den Blicken der Schüler zu entziehen.

Ein Schüler, der seine Lectionen nicht gedankenlos auswendig lernt, dessen Studium sich vielmehr auf die Selbstbeobachtung der Naturobjecte stützt, wird die Schöpfung der Natur in ihrem kleinsten Detail bewundern. Er wird sich begeistern für einen unscheinbaren Gegenstand, an welchem ein anderer, der keinen Sinn dafür hat, achtlos vorübergeht. Dass sich aber die Schüler für die Natur und damit für alles Schöne und Gute begeistern, darauf soll ja das Streben der Schule gerichtet sein. Diese hat ja den Zweck, der Jugend neben der intellectuellen Bildung einen sittlichen Charakter einzuprägen. Der Lehrer darf eben nicht vergessen, dass er auch Erzieher der ihm anvertrauten Jugend ist, dass er also auch auf die sittliche Veredlung seiner Schüler zu wirken hat.

Kennt der Knabe das Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir hören, wie z. B. die Vögel in den Wipfeln der Bäume sich gleichsam ihre Erlebnisse erzählen, dann hat der Unterricht sittlich veredelnd auf sein Gemüth gewirkt; denn nicht jeder ist empfänglich für den Genuss, den Stimmen zu lauschen, mit denen die Natur ihren Schöpfer preist.

Was speciell den Unterricht in der Botanik betrifft, so weiß jeder Lehrer, dass man nur mit Zuhilfenahme frischer Pflanzen unterrichtet und prüft. Einen Vortheil gegenüber den anderen naturgeschichtlichen Disciplinen hat der Unterricht in der Botanik deshalb, weil sich hier der Mangel an naturhistorischen Sammlungen nicht fühlbar machen kann. Eine Schwierigkeit beim Unterrichte in diesem Gegenstande ergibt sich nur beim Beginne desselben, weil Mitte Februar Pflanzen in der nöthigen Menge oder auch überhaupt noch nicht zu finden sind. Der in den Instructionen gemachte Vorschlag, sich für den Anfang der Topfpflanzen zu bedienen, scheint mir nicht annehmbar oder wenigstens nicht immer durchführbar zu sein, da es Gärtner, von denen solche zu beziehen sind, wenigstens an kleineren Orten nicht gibt. Andererseits aber erscheinen mir die in den Instructionen als erstes Unterrichtsmaterial empfohlenen Pflanzen, wie Hyacinthen u. dgl. nicht passend; denn wie sich Kryptogamen zur Einführung in den Unterricht nicht eignen, so ist dies auch bei Pflanzen mit Perigonblüten der Fall. Nur eine Pflanze mit vollständigen Blüten ist zweckdienlich, da man in der ersten Unterrichtsstunde nicht sogleich einen ganz fremd klingenden Ausdruck wie Perigon erklären kann, während die Schüler die Ausdrücke »Kelch« und »Blumenkrone« wenigstens dem Namen nach bereits von früher her kennen. Da übrigens anfangs März die Primula acaulis überall häufig zu finden ist, so empfehle ich, mit dem botanischen Unterricht erst um diese Zeit zu beginnen und die ersten 2–3 Wochen des 2. Semesters mit einer Recapitulation der Zoologie auszufüllen. Diese Wiederholung wird allerdings auch in den Instructionen empfohlen, aber am Ende des 1. Semesters wird dazu keine Zeit vorhanden sein. Wie bei den Thieren, so wird auch

hier das Zeichnen einzelner Pflanzentheile zur Klarlegung sehr viel beitragen.

Mit der Anlegung eines Herbariums, wozu nur einige Bogen Papier benöthigt werden, soll sich jeder Schüler befassen. Dasselbe kommt ihm bei der Recapitulation sehr gut zu statten, da in den Sommermonaten von den im Frühjahr behandelten Pflanzen keine frischen Exemplare mehr zu haben sind.

Was die Wald- und Obstbäume betrifft, deren Kenntnis neben den Kräutern von großer Wichtigkeit ist, so pflege ich nebst den Blüten Stammstücke beim Unterricht zu verwenden, damit die Schüler auch die Beschaffenheit des Holzes kennen lernen und ihnen dabei zugleich eine Abwechslung geboten werde. Sehr instructiv sind die im Buchformat zugeschnittenen Stücke, welche auf dem Rücken die Rinde, an einer Seite die rohe Schnittfläche, an der anderen aber die Politur zeigen.

Am schwierigsten wird sich für jeden Lehrer der mineralogische Unterricht gestalten, da dieser Gegenstand an und für sich sehr trockener Natur ist und die Schüler demselben im vorhinein kein besonders großes Interesse entgegenbringen. Hier muss es sich vor allem darum handeln, den Unterricht so lebendig als möglich zu gestalten. Das immerwährende Einerlei, welches das Interesse abstumpft, muss vermieden werden. Die Beschreibung der Mineralien allein, wenn in dieselbe auch die Besprechung der betreffenden Krystallmodelle eingeflochten wird, ist zu trocken, weil dadurch den Schülern zu wenig Abwechslung geboten wird. Für die Gewinnung und Verarbeitung gewisser Mineralien, für die Wichtigkeit derselben in der Industrie und im gewöhnlichen Leben werden sich die Schüler immer interessieren, besonders wenn man dabei auf die Mineralien, welche sich in der Umgebung des betreffenden Heimatsortes vorfinden, Rücksicht nehmen kann. Die verschiedenen Abänderungen in den Structurverhältnissen und der Farbe eines und desselben Minerales sind den Schülern auch vorzuzeigen, da es sonst keinen Sinn hätte, von denselben zu sprechen.

Für eine Vertheilung von in größerer Menge leicht zu beschaffenden Mineralstücken unter die Schüler kann ich mich ebensowenig wie für die Vertheilung von Thieren, z. B. gewisser Insecten, erwärmen und stelle mich dabei ganz auf den Standpunkt, den Dr. Noe in seiner beachtenswerten Arbeit[1]) vertritt. Den Gebrauch des Löthrohres sollen die Schüler auf der unteren Stufe bereits kennen lernen, sowie der Unterricht auch durch andere einfache und leicht verständliche chemische Versuche, wie dies auch die Instructionen verlangen, zu beleben ist. Desgleichen soll man es nicht unterlassen, Versuche, welche sich auf die Erzeugung künstlicher Krystalle beziehen, vorzunehmen. Den Schülern wird es ein Vergnügen machen, zuhause Krystalle aus Lösungen von Mineralien, welche sie sich leicht verschaffen können, nach der in der Schule gegebenen Anleitung darzustellen. Auch in dèr Herstellung von Krystallmodellen

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift Jahrg. 1889, S. 833.

aus Papier oder Gips finden die Knaben in den Wintermonaten eine angenehme Zerstreuung und zugleich eine nützliche Beschäftigung.

Da die Schüler auf die Krystallmodelle immer erst von den Mineralien hinzuleiten sind, so ziehe man nach Möglichkeit nur solche Mineralien in den Kreis der Besprechung, von denen man Krystalle oder Krystallaggregate zur Verfügung hat und gehe von diesen zu den Modellen über. Die Krystallformen nur mit Zuhilfenahme von Modellen zu besprechen, ist wohl nicht zu billigen.

Da ich von dem Grundsatze ausgehe, nichts an irgend einem Objecte zu besprechen, was man nicht zu zeigen in der Lage ist, so halte ich es für nicht richtig, wenn man bei den Krystallen die Achsen mit in den Kreis der Betrachtung ziehen will. Ich begnüge mich vollkommen damit, dass die Schüler über die Flächen, Kanten und Ecken Aufschluss geben können. Die Rücksichtnahme auf die Achsen ist auch ganz überflüssig, da es sich hier nicht um den Charakter eines Krystallsystems handelt, und zwar umso weniger, als die Krystallsysteme erst in der 5. Classe zur Behandlung kommen.

Die Krystallmodelle sollen an jeder Anstalt in zwei verschiedenen Größen vorhanden sein, nämlich kleinere, welche mit den behandelten Mineralien in dem Schaukasten, der ja im Lehrzimmer nicht fehlen soll, ausgestellt werden, und größere, welche bei der Erklärung vom Katheder aus den Schülern gezeigt werden.

Wenn die inductive Methode stets in Anwendung gebracht wird, wenn außerdem alle Schüler zur Mitbeschäftigung angehalten werden (was auch beim Prüfen nicht unbeachtet bleiben darf; denn die Schüler sollen sich daran gewöhnen, dass die an den Examinierenden gerichtete Frage allen gilt), wenn der Lehrer mit Rücksicht auf die anderen Gegenstände bei seinem eigenen Gegenstande, ohne das Lehrziel aus dem Auge zu verlieren, das Nothwendige von dem Nebensächlichen zu unterscheiden vermag, wenn er schließlich die Fassungskraft seiner Schüler berücksichtigt, dann werden auch die vielleicht nicht immer unberechtigten Klagen in Bezug auf Überbürdung gewiss verstummen.

Cilli. A. Pischek.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

De codicibus Mediceis Annalium Taciti scripsit Georgius Andresen. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Ascanischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1892, gr. 8°, 21 SS.

Das vorliegende Schriftchen wird nicht verfehlen, vielen gelehrten Staub aufzuwirbeln. Der Verf. verglich gelegentlich eines Urlaubes die beiden Medicei zu Florenz im November und December 1890 und bietet uns hier die Früchte seiner emsigen Thätigkeit, wodurch nicht wenige Versehen seiner Vorgänger Baiter und Ritter, namentlich des letzteren, aufgedeckt werden. Künftige Herausgeber der Annalen werden sich der Nothwendigkeit nicht entziehen können, an einer Reihe von Stellen nach den zwingenden Ausführungen Andresens die vielgeliebten Lesarten der Vulgata, die bisher durch die Angaben Baiters und Ritters gedeckt waren, unbarmherzig über Bord zu werfen. So ist XII, 37, 4 unzweifelhaft *plurimis* statt *pluribus* zu schreiben und in dem vorausgehenden Capitel Z. 11 *clientulis* für das befremdliche *clientelis*. Auch XV, 49, 15 gefällt die Lesart des Med. B *contumeliam* statt der durch den Plural anstößigen Vulgata *contumelias*. Ingleichen verschwindet endlich XVI, 26, 1 die Locativform *domui* und XIII, 57, 18 der Plural *remediorum*; II, 13, 11 wird mit Recht *intendit* statt *incendit* hergestellt, das im Med. gar nicht steht; ebenso XIV, 29, 15 *vado* für die Vulgata *vada*. Diese Proben mögen genügen. Es kann natürlich nicht verwundern, dass manche Vorschläge Andresens fraglich sind und schwerlich Beifall finden werden. Ebenso ist es selbstverständlich, dass bei der Feststellung von handschriftlichen Lesarten auch Kleinigkeiten mit unterlaufen, wie A. selbst S. 21 zugesteht. Er hätte jedoch gut daran gethan, einiges davon beherzt wegzulassen, das den kundigen Leser nur ermüdet. Zugleich finden manche Vermuthungen, die längst von Gelehrten aufgestellt waren, jetzt durch die Handschriften ihre Bestätigung, andere werden wieder widerlegt und müssen infolge dessen aus den Ausgaben verschwinden.

Die lateinische Form der Abhandlung ist fließend und gewandt, der Druck meist correct. Bemerkte Druckfehler: S. 5, Z. 10 v. o. setze nach *videmus* statt des Beistriches einen Punkt; ibid. Z. 3 v. u. schreibe Ann. XI, 11, 13 (für 3); S. 8, Z. 9 v. u. begegnet Aun. statt Ann. Auf der vorhergehenden Seite streiche in der Note Z. 1 das zweite *ut* und setze S. 18 l. Z. H. vor II ein.

Ref. glaubt, dass es auch für die Historien erwünscht wäre, wenn ihr Text wieder nach dem zweiten Mediceus unter Beiziehung des Florentinus B genau revidiert würde. Es dürften sich durch diese Nachlese auch da seltsame Überraschungen ergeben, wenn sie einer kundigen Hand übertragen wird.

Krems. Ig. Prammer.

Programmenschau.

30. Kouřil, Dr. Th., Spartiaca. Betrachtungen über die spartanische Verfassung. (Úvaha o spartské ústavě). (Drei Progr. des k. k. Obergymnas. in Reichenau 1888—1890, 8°, 35, 66 u. 66 SS.

Den Inhalt der vorliegenden drei Abhandlungen bildet eine ausführliche Darstellung der spartanischen Verfassung, die kritische Analyse derselben mit Rücksicht auf ihre Entwicklung und zum Schlusse die Besprechung der Lykurgosfrage.

Die Arbeit sollte kritisch sein, ist aber mehr referierender Natur geworden. Der Verf. registriert meist die Resultate der Forschung, seltener gelangt er zu selbständigem Urtheile. Wenn dies auch manchmal unmöglich ist, so war es doch im Interesse der auf diese Abhandlungen angewiesenen Leser Pflicht des Verf.s, zu betonen, inwiefern die betreffende Frage entscheidbar sei. So will z. B. S. 16 des ersten Theiles der Verf. die *νεοδαμώδεις* scharf unterschieden wissen von den *μόθακες*, *ἐπεύνακτοι*, *ἀφέται* oder *ἀδέσποτοι*. Doch das, was des weiteren über die Neodamoden erörtert wird, gibt gar keine Aufklärung über den Begriff der Benennung und über die verfassungsrechtliche Stellung dieser Neubürger gegenüber den übrigen Bürgerclassen. Wenn vom Verf. S. 34 die Neodamoden ausdrücklich von anderen freigelassenen Heloten auseinandergehalten werden, so muss ihnen eine ausnahmsweise Stellung zuerkannt gewesen sein, und über diese hätte der Verf. berichten sollen. Wenig fördert auch das über die Mothakes citierte Zeugnis aus Aelian mit der etwas unkritisch wiedergegebenen Note des Perizonius. Doch beim Mangel genauerer Nachrichten über alle jene Kategorien spartanischer Freigelassenen, welche Namen sie immer führen mögen — und es sind meist nur bloße Namen überliefert, auf Grund deren man nur Unsicheres vermuthen kann — war von vornherein zu bemerken, dass jede Debatte über diese Fragen nur hypothetischen Wert besitzt. Das gilt selbst von der neuesten scharfsinnig ausgeführten Analyse von Luigi Cantarelli, I motaci Spartani (Sonderausgabe aus der Rivista di Filologia XVIII, fasc. 10—12). Hier werden die Mothaken von den Mothonen und den *νόθοι* unterschieden, und, was neu ist, ihr Ursprung auf Periökenfamilien zurückgeführt. — Unentschieden bleibt ferner die Frage der sogenannten höchst problematischen *ἐκκλησία μικρά*. Der Verf. hat die zahlreichen Erklärungsversuche fleißig zusammengestellt und zuletzt sich vorsichtig der Ansicht Gilberts angeschlossen. Das Capitel konnte als schwer discutierbar kurz abgethan werden. Denn auch Glotz, der den Gegenstand neuestens aufgenommen (cf. Daremberg-Saglio, Dictionnaire des antiquités, 14ème fasc., s. v. Ekklesia) und, indem er die Periode der Apella und die der folgenden mächtigeren *ἐκκλησία μικρά* unterscheidet, manches zuversichtlich über Entstehen und Entwicklung der letzteren aufgestellt hat, muss schließlich offen bekennen, dass alle unsere Fragen nach Zusammensetzung, Competenz usw. dieser Versammlung ohne Antwort bleiben. Die Darstellung des Verf.s leidet an Ungleichmäßigkeit, stellenweise wird sie redselig, da Untergeordnetes und Wichtiges nicht gesondert werden. Gut und sorgfältig ist die Lykurgosfrage behandelt. Ref. vermisst ein zusammenhängendes Capitel über Verfall und Ausartung der spartanischen Verfassung; Genaueres möchte auch mancher Leser über Taktik und Kampfesweise der Lakedämonier erfahren. Die Frage, in welchem Maße Heloten und Periöken als Hopliten verwendet wurden, erheischt noch neue Prüfung der Quellen. Die Etymologie des Namens *εἵλωται* betreffend hätte der Verf. auch die neueren Deutungen anführen sollen, von denen die ansprechendste wohl das Appellativum *ἕλος* (= Niederung, Sumpfgegend — und das war auch ursprünglich das occupierte Gebiet Spartas) zuhilfe nimmt. In den ihm zugänglichen Quellen hat der Verf. fleißige

Umschau gehalten; was die Verwendung anbelangt, könnte ein strenger Philologe billiges Material zu Anständen finden. Sonst sind diese drei Abhandlungen, die mit sichtlicher Liebe zum Gegenstande geschrieben sind, den guten Arbeiten unserer Programmliteratur beizuzählen.

Prerau. Alois Fischer.

---

40. Bystroń, Dr. J., Lessings Epigramme und seine Arbeiten zur Theorie des Epigrammes. Progr. des III. Staatsgymn. in Krakau 1890, 8°, 56 SS.

Die Arbeit ist stellenweise durch Excurse und Erörterungen, welche streng genommen nicht zum Thema gehören, unterbrochen und leidet aus diesem Grunde an einer gewissen Breite, aber der Verf. bekundet gründliche Kenntnisse in der Lessing-Literatur. Er hat sich sowohl mit den neueren Forschungen über diesen Schriftsteller vertraut gemacht, als auch Abhandlungen und Kritiken, die in das vorige Jahrhundert fallen, nachgeprüft. Seine Arbeit ist also schon darum nicht ohne Wert, weil sie die einschlägige Literatur sammelt und bearbeitet, daher über den Gegenstand orientiert. Sie enthält aber außerdem eine so sorgfältige und geschickte Darstellung der Leistungen Lessings als Epigrammendichter, dass sie schon deshalb Lob verdient.

In seiner Einleitung spricht der Verf. kurz über die Entstehung und Entwicklung des Epigramms, besonders im Alterthum. Dieser Abschnitt ist zwar zur Einführung für Laien ausreichend, in wissenschaftlicher Beziehung aber sehr ergänzungsfähig. Freilich kann man dem Verf. nicht zumuthen, auf den wenigen Seiten eine so schwierige Frage zu erschöpfen wie die Theorie des Epigramms. Scherers Ausspruch in der Poetik, dass unter dem Namen Epigramm sehr Verschiedenartiges zusammengewürfelt wurde, und es sich verlohnte, das Epigramm seinen Arten nach genauer zu untersuchen, hat der Verf. entweder nicht gekannt oder nicht beherzigt. Schon Herder hat mit seiner Prüfung der verschiedenen Arten von Epigrammen in wertvoller Weise vorgearbeitet, und der Verf. hat Herders Thätigkeit in dem letzten Abschnitt seiner Schrift auch entsprechend gewürdigt. Lessings Epigramme behandeln fast ausschließlich eine einzige Richtung der Gattung, welche er eigentlich allein gelten lassen will; sie sind satyrisch.

Auf S. 8 beginnt das eigentliche Thema mit der Besprechung von Lessings Quellen, und auf S. 13 geht der Verf. auf des Dichters Verhältnis zu diesen ein. Diese Abschnitte machen nicht darauf Anspruch, den Gegenstand zu erschöpfen. Der Verf. prüft vielmehr ältere Arbeiten, auf die er verweist, und will an einigen Beispielen zeigen, dass es in vielen Fällen leicht ist, Lessings Vorbilder nachzuweisen, in anderen es jedoch sehr fraglich bleibt, ob eine wirkliche Entlehnung angenommen werden darf, weil in der ungeheuern Literatur dieser Gattung sich gleiche Motive nur zu häufig wiederholen, ohne dass stets ein innerer Zusammenhang anzunehmen ist. Zu S. 11 wäre neben dem citierten schwäbischen Sprichwort ein anderes anzuziehen, das zu dem Epigramm in näherer Beziehung steht, nämlich: „Was klein ist, ist herzig; was groß ist, ist ungeschickt.“ Die von einem Zeitgenossen aufgeworfene Frage, ob Lessing „ein Plagiarius“ zu nennen ist, wird durch Heranziehung von Aussprüchen Lessings in Vorreden und Briefen widerlegt. Die Art, wie Lessing seine Epigramme gedichtet hat, hätte vom Verf. schärfer charakterisiert werden können. Man gewinnt den vollen Einblick, wenn man betrachtet, wie Lessing seine Fabeln verfasst hat. Der siebzigste Literaturbrief und die fünfte seiner Abhandlungen über die Fabel zeigen letzteres zur genüge; aber auch seine Epigramme sind oft ganz ähnlich wie die meisten seiner Fabeln entstanden. Wenn Lessing in eine alte Fabel einen neuen Sinn

legt, so gibt er auch einem alten Epigramm oft mehr Schärfe; er knüpft in beiden Gattungen an Vorhandenes an, verändert die Umstände, setzt fort, verkürzt oder erweitert usw. Doch immer hat das Neue seine Berechtigung und oft einen Vorzug vor dem Alten.

S. 20 beginnt jener Theil, welcher über den Inhalt der Sinngedichte handelt. Er ist der wertvollste Abschnitt der Arbeit, gruppiert die Stoffe und verfolgt zumeist mit Benützung der Vorarbeiten die literarischen Beziehungen der Sinngedichte. S. 30 stimmt nicht zu der Behauptung Erich Schmidts (Lessing I), dass Klopstock und Lessing sich in Leipzig nicht gekannt haben, was dort sehr einleuchtend dargestellt wird. Ferner konnten auch über das Verhältnis zu Voltaire aus Schmidts Buch noch genauere Daten entlehnt werden.

Lessings Arbeiten zur Theorie des Epigramms werden auf den letzten 16 Seiten besprochen. Der Verf. referiert über die Aufsätze Lessings und wirft gelegentlich auch einige Seitenblicke auf dessen Abhandlungen über die Fabel. Er erklärt sich in Übereinstimmung mit der gegenwärtigen Kritik für die Ansicht, Lessings Auffassung sei einseitig und zwar hauptsächlich darum, weil er nicht von der griechischen Anthologie ausgegangen ist. Letzteres befremdet umsomehr, weil Lessing bei seiner Theorie der Fabel wie bei seinen sonstigen kritischen Erwägungen von den Griechen ausgieng, obschon er gerade in den gekürzten Fabeln, welche die Byzantiner überlieferten (und nur diese waren ihm zugänglich), keineswegs das beste Fabelmaterial besaß. — Lessings Untersuchungen über das Epigramm wurden bekanntlich ebenso wie seine Fabeltheorie von Herder nachgeprüft und berichtigt. Der Verf. schließt also seine Untersuchung naturgemäß damit, dass er Herders Standpunkt darlegt.

Noch ein paar Bemerkungen hat der Ref. anzufügen. S. 40 urtheilt der Verf. über Lessings dramatische Begabung zu ungünstig. Der Dichter von Nathan und Minna ist gewiss ein Dramatiker ersten Ranges! Die Bezeichnung »Abhandlung über die Fabel« (S. 40) ist ungenau, obschon man sie häufig genug hört und liest. Auch kann man nicht sagen, dass in der Ausgabe von 1759 die drei Bücher Fabeln unvollständig waren. Die Eintheilung ist dort ganz symmetrisch, denn jedes der drei Bücher enthält 30 Fabeln. Die Fabeln, welche neuere kritische Ausgaben dem dritten Buche angefügt haben, sind von den Herausgebern nach Lessings Papieren veröffentlicht. Genaueres darüber in den Ausgaben bei Hempel, Göring und besonders bei Lachmann-Muncker.

Schließlich hebt der Unterzeichnete es mit Befriedigung hervor, dass das Programm eines polnischen Gymnasiums eine so sorgfältige Arbeit aus dem Gebiete der deutschen Literatur brachte wie die vorliegende.

41. Frank, Dr. Anton, Versuch einer Erklärung des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“. Progr. der k. k. Staatsmittelschule in Reichenberg 1890, 8°, 17 SS.

Der Verf. stellt in einer Vorbemerkung seine Arbeit als einen Versuch hin und spricht von den Schwierigkeiten, welche dem vollen Verständnis des Schiller'schen Gedichtes im Wege stehen. Er sagt: »Das Gedicht ist ein Ertrag, oder richtiger gesagt, ein Niederschlag aus Schillers Beschäftigung mit der strengen Philosophie, es steht deshalb dem gewöhnlichen Verständnis etwas ferner und ist ihm schwieriger zugänglich. Nichtsdestoweniger übt es auch hier seinen eigenthümlichen Reiz. Das ist der Prüfstein der echten Philosophie, welche zu jedem empfänglichen Sinne spricht und jedes warme Herz bewegt.« — So richtig auch der Satz ist: die Schiller'sche Dichtung sei von philosophischem Gehalte so durchdrungen, dass man sie ohne eine philosophische Erläuterung nicht verstehen kann, so ist das Gedicht doch ein Kunstwerk von hohem Werte; freilich ein solches, das nicht unmittelbar verstanden, sondern nur dann erfasst wird, wenn der Schlüssel, der dem Leser das Gedankenleben des

Dichters eröffnet, in seinen Händen ist. E. Grosse und F. Kern haben hinreichendes Material für das Verständnis von Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" gesammelt, und ein näheres Eingehen auf die Arbeiten der Genannten wäre sehr erwünscht gewesen.

S. 5—9 bringen einen Abdruck des Gedichtes mit den Varianten; diesen hatte aber bereits Grosse in seinem Buche über diese Dichtung geliefert. S. 10 enthält die Disposition des Gedichtes, die folgenden sieben Seiten bringen den Erklärungsversuch, zu welchem in den Anmerkungen verschiedene Literaturnotizen beigebracht werden.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

42. Schilling, Dr. Gustav, Die Versuche von H. Hertz. Progr. der griech.-orient. Oberrealschule in Czernowitz 1890, 8°, 30 SS.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verf.s, die Beschreibung der Versuche von Hertz und deren Deutung einem größeren Leserkreise vorzuführen, da die mit diesen Versuchen im Zusammenhange stehenden Fragen unzweifelhaft mit der wichtigen Frage über das Wesen der Elektricität in Verbindung gesetzt werden müssen. In der vorliegenden Abhandlung wird zuerst die Erklärung der Kraftwirkungen elektrisierter Körper gegeben und insbesondere die Theorie Faradays, der eine unvermittelte Kraftwirkung leugnet, hervorgehoben. Ferner wird auf die Verschiedenheit der Wirkungen der ruhenden und bewegten Elektricität verwiesen. Die Weiterbildung der Faraday'schen Theorie durch Maxwell bildete bekanntlich den Grundstein für die neuesten Arbeiten auf diesem Gebiete; diese wird nun betrachtet. Recht klar setzt der Verf. den Begriff der elektrischen Schwingungen auseinander, und zeigt, wie es Hertz gelungen ist, von diesen Schwingungen in seinen Versuchen Anwendung zu machen. Weiter wird dargethan, wie dieser Forscher die in der Abhandlung angegebenen Apparate zum Studium der Fortpflanzung elektrischer Wirkungen durch den Raum verwendete. Es werden die Fortpflanzung in Drähten, die Inductionserscheinungen in Isolatoren, die elektrodynamischen Wirkungen im Luftraume, die geradlinige Ausbreitung, die Reflexion und Brechung der elektrischen Wellen oder der elektrischen Strahlen, welche auch als Lichtstrahlen von sehr großer Wellenlänge betrachtet werden können, erörtert. — Wir empfehlen die Lectüre dieser Abhandlung, die ein sehr zeitgemäßes Thema der Physik behandelt.

43. Riedel Stefan, Drei physikalische Abhandlungen. Progr. der 1. deutschen Staatsrealschule in Prag 1890, 8°, 34 SS.

In der ersten Abhandlung wird eine elementare Theorie der elektrischen Kraftübertragung gegeben. Zuerst wird das Problem der Bestimmung des Wertes der Energie behandelt, welche in einem Stromkreise erzeugt wird, wenn der elektrische Strom dazu verwendet wird, nur zwei Formen der Energie, eine mechanische und eine calorische, zu entwickeln. Im weiteren wird das Gesetz vom Maximum der Leistungsfähigkeit, welches von Jacobi aufgestellt wurde, abgeleitet und gezeigt, dass die an eine Triebmaschine übertragene Energie ein Maximum wird, wenn die Maschine eine solche Umlaufszeit erreicht hat, dass die Stromintensität die Hälfte jener ist, wo sie keine Arbeit leistet. Sodann wird der Wirkungsgrad oder Nutzeffect einer elektrischen Maschine berechnet und nachgewiesen, dass die Verbindung der für denselben erhaltenen Gleichung mit der Jacobi'schen Gleichung zu schweren Fehlern geführt hat; insbesondere wird auf die betreffenden Forschungen von W. Siemens (1877) eingegangen und bewiesen, dass der Wirkungsgrad

einer Dynamomaschine der Einheit so nahe gebracht werden kann, als man will, wenn man trachtet, die gegenelektromotorische Kraft gleich der elektromotorischen Kraft des Generators zu machen, was durch besondere Einrichtung der Geschwindigkeit der Triebmaschine oder des Magnetismus ihrer Feldmagnete geschehen kann. Im Folgenden finden wir eine sehr anschauliche graphische Darstellung der Gesetze für Triebmaschinen, wobei auch auf einen Gegensatz zwischen dem Wirkungsgrade einer vollkommenen Wärmemaschine und einer vollkommenen elektrischen Maschine aufmerksam gemacht wird, dass nämlich der Wirkungsgrad einer Wärmemaschine beim Maximum der Temperaturdifferenz am größten ist, dass hingegen der Wirkungsgrad einer elektrischen Maschine am größten ist, wenn die Differenz der elektromotorischen Kräfte am kleinsten ist. Die folgenden Untersuchungen beziehen sich auf die Anwendung hoher Spannungen, auf die Bestimmung des Wirkungsgrades der gesammten Übertragung, wobei auf den Wirkungsgrad des Stromerzeugers, der Linie und der Triebmaschine Rücksicht genommen wird. Dann werden von den erhaltenen Begriffen und Gleichungen einige Anwendungen gemacht und die von Hefner-Alteneck angegebene Methode, die relativen Beträge der Energie, welche an der übertragenden Stelle verausgabt und an der empfangenden Stelle nutzbar werden, graphisch darzustellen, in ihren Grundzügen erörtert.

In der zweiten Abhandlung finden wir eine theoretische Durchführung des Flächengesetzes, für welches drei verschiedene mathematische Formen gegeben werden. Anwendungen des Flächengesetzes werden in der Abhandlung mehrere gegeben; unter anderem wird die Bedeutung des Flächengesetzes im Falle der Centralbewegungen besonders hervorgehoben. Die folgenden Entwicklungen beziehen sich auf die Ableitung des Gesetzes der Erhaltung des Schwerpunktes, welches ebenfalls an vielen instructiven Beispielen dem Leser erläutert wird.

In dem dritten Aufsatze wird die elektrodynamische Grundformel, und zwar mit Zugrundelegung der Ableitung von Briot, deduciert. Wesentlich neue Gesichtspunkte hat der Ref. in dieser Ableitung nicht vorgefunden. Als Anwendungen der elektrodynamischen Grundformel werden betrachtet: Die Wirkung eines geschlossenen Stromes auf ein Stromelement, die Wirkung eines Elementarstromes auf ein Stromelement, die Wirkung eines Solenoides auf ein Stromelement. In diesen Theilen tritt ein enger Anschluss an die eleganten Arbeiten von Briot hervor; wir sind deshalb nicht in der Lage, der vorliegenden dritten Abhandlung eine besondere Bedeutung beimessen zu können. — Alle drei Arbeiten zeugen aber von der Sorgfalt und Klarheit in der Darstellung, mit welcher der Verf. seine Aufgabe erfasste.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

IX. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(13. Mai 1892.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und die zur Theilnahme an der Sitzung eingeladenen Herren Dr. Salomon Frankfurter, Gymn.-Prof. Franz Hanna, Gymn.-Prof. Wilhelm Kubitschek, Custosadjunct Dr. Karl Masner und Gymn.-Prof. Dr. Heinrich Schenkl.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, verweist zunächst auf den Erlass des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 1. März 1892, Z. 23.250, mit welchem Stipendien im

Betrage von 800—1000 fl. zu Studienreisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern ausgeschrieben werden. Die Bedingungen, unter welchen diese Stipendien bewilligt werden, seien aus den Kundmachungen zu ersehen, die in der Zeitschrift f. d. ö. G. (1892, S. 288), in der Zeitschrift f. d. Realschulwesen (1892, S. 256) und in der „Mittelschule“ (1892, S. 110) enthalten sind.

Da einer der Hauptwünsche der Commission erfüllt sei, so wäre es weiter wünschenswert, dass auch der Antrag der Commission auf Einrichtung von Ferialcursen in Erfüllung gienge. Dies würde auch eine sehr gute Vorbereitung für jene Herren ermöglichen, die im Genusse von Stipendien Italien oder Griechenland besuchen wollen.

Dem Auftrage der Commission, an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht die Bitte zu richten, das von der Commission herausgegebene Münzkästchen durch das Verordnungsblatt bekannt zu machen und für Herstellung von Wandtafeln, die ein dringendes Bedürfnis für den Anschauungsunterricht sind, eine Subvention zu gewähren, habe der Vorsitzende entsprochen. Von dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht sei ein Erlass vom 24. Februar 1892, Z. 1368, herabgelangt, durch welchen die Lehrkörper der Mittelschulen auf die Sammlung galvanoplastischer Abdrücke antiker Münztypen aufmerksam gemacht werden.[1]) Bezüglich der Subventionierung für die Herstellung von Wandtafeln werde eine Entscheidung später erfolgen.

Auf Grund dieser Empfehlung sei bereits eine Anzahl von Bestellungen eingelaufen. Der Lehrbehelf habe, ohne dass der Preis erhöht wurde, eine Vervollkommnung erfahren, indem auf Wunsch von Numismatikern die Sammlung um zwei Stücke vermehrt wurde.

Hierauf wird Herrn Gymn.-Prof. Dr. Kubitschek dafür, dass er den vortrefflichen, erläuternden Text zu den Münzen verfasste, und der Redaction der Zeitschrift f. d. ö. Gymnasien für die Aufnahme dieser Erläuterungen in die Zeitschrift der Dank der Commission ausgesprochen.

Der Vorsitzende legt hierauf folgende Lehrbehelfe vor:

I. Raimund Oehler, Classisches Bilderbuch. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Die Commission spricht sich dahin aus, dass dieser Lehrbehelf wohl nicht theuer sei, aber in der Ausführung manches zu wünschen übrig lasse. Die Kleinheit der Bilder bedinge überdies, dass jeder Schüler dieses Buch besitze, was man billigerweise nicht verlangen könnte.

II. Jos. Wagner, Realien des römischen Alterthums für den Schulgebrauch zusammengestellt. Brünn, Carl Winiker 1892.

Nach einer Debatte, an der sich Prof. Dr. E. Bormann, Hofrath Dr. K. Schenkl und Gymn.-Prof. Dr. Kubitschek betheiligen, kommt die Commission zur Überzeugung, dass dieses Buch wegen der verfehlten Anlage und vielfachen Mängel in den thatsächlichen Angaben in der vorliegenden Gestalt als Lehrbehelf nicht empfohlen werden könne.[2])

Hierauf referiert Gymn.-Prof. F. Hanna über: W. Freund, Wanderungen auf classischem Boden. Zur Einführung in die Culturgeschichte der Griechen und Römer. Für Studierende, Schüler der Oberclassen höherer Lehranstalten und zum Selbstudium. I.—III. Heft. Breslau, Wohlfarth 1889 u. 1890.

Der Referent erklärt dieses Werk wegen der wenig ansprechenden Form der Darstellung und flüchtigen Verarbeitung des nicht gehörig gesichteten und dem Bedürfnis der Schule zu wenig angepassten Stoffes für Schüler als nicht empfehlenswert.[3])

---

[1]) Verordnungsblatt 1892, S. 143.

[2]) Vgl. die Recension in der Zeitschrift f. d. ö. G. 1892, S. 411 ff.

[3]) Vgl. die Recensionen in der Zeitschrift f. d. ö. G. 1890, S. 620, und 1891, S. 319.

Der Schriftführer legt vor:

I. Heinrich Strack, Baudenkmäler des alten Rom nach photographischen Originalaufnahmen. Berlin, Ernst Wasmuth 1890. (20 Lichtdrucke mit erläuterndem Text.)[1]

II. Photographien des Forums: *a*) im Hintergrund das Capitol (3 Blätter, Format: 1·60 : 0·82 *m*, Preis unaufgezogen zusammen 20 Lire), *b*) im Hintergrund das Colosseum (1 Blatt, Format: 0·84 : 0·57 *m*, Preis unaufgezogen 10 Lire).

Beide Anschauungsmittel finden den Beifall der Commission. Es empfiehlt sich, den Ankauf der genannten Photographien, deren Preis durch die Kosten der Verpackung und des Portos sich um ungefähr 6 Lire erhöht, in Rom besorgen zu lassen.[2]

Die Photographie II *a* wird am besten in einem Blendrahmen befestigt.

Der Schriftführer berichtet ferner, dass Victor von Renner, Professor am Leopoldstädter Communal-Real-Gymnasium, auf dem diesjährigen Mittelschultag die Anregung gegeben hat, an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in einer Eingabe mit der Bitte heranzutreten, dass die in den staatlichen Museen so zahlreichen Doubletten antiker Münzen, die bekanntermaßen bloß eine Last für die Museumsverwaltung bilden, an Lehranstalten als Anschauungsmittel für den Unterricht veräußert werden. Der Schriftführer hebt den großen praktischen Wert dieses Antrages hervor und weist darauf hin, dass er selbst anlässlich des Mittelschultages 1891 um die Genehmigung ansuchte, Anticaglien aus dem Museum von Aquileja zu Unterrichtszwecken käuflich zu erwerben.

Auf die Anfrage des Vorsitzenden, wie die Commission sich zu diesem Antrage stelle, wird nach längerer Berathung, in welcher für und gegen den Antrag Gründe vorgebracht wurden, die Beschlussfassung verschoben.

---

[1]) Eine kurze Anzeige erfolgt demnächst in der Zeitschrift f. d. ö. G.

[2]) Die vorgelegten Photographien besorgte die Libreria Spithöver, Piazza di Spagna, Rom.

Berichtigung

In dem Aufsatze des nun verstorbenen Professors F. Drechsler (4. Heft dieses Jahrganges S. 301) ist der Sinn meiner Worte in den *List. fil.* 1883, S. 31 nicht richtig wiedergegeben, wenn er schreibt: 'Dadurch sei *hostis* (?) verdrängt worden, wenn es nicht etwa einfach wegen des gleichen Auslautes mit *poterat* (?) ausfiel'. Es sollte heißen: 'wegen des ähnlichen Anlautes'. Drechsler hat übrigens auch sonst meine Ansichten nicht richtig wiedergegeben. So muthet er mir im Jahrgang 39, S. 290 zu, dass ich bei Liv. 22, 14, 7 *taciti* in einem anderen Sinne als 'stillschweigend', 'lautlos' empfohlen hätte. Dies musste ich hier, trotzdem ich nicht mit einem Verstorbenen streiten will, zu meiner Rechtfertigung bemerken.

Prag. Robert Novák.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der religiös-philosophische Standpunkt und die Entstehungsgeschichte von Lenaus „Savonarola".

> Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu' ich ein Ähnliches auch im Leben, und es geschieht, dass in Momenten der Selbstvergessenheit diese, vielleicht zu viel geübte, Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Ökonom; auch in der Ökonomie meiner Seelenkräfte habe ich zu wenig Berechnung, Maß, Ordnung.
>
> Lenau, November 1836.

I.

Es wird uns überliefert, dass sich Lenau nach dem Tode seines innig geliebten Freundes Fritz Kleyle in einer monatelangen, heftigen Verstimmung befand. In dieser Zeit richtete Kleyles Schwester, Frau Sophie von Löwenthal, an Lenau ein Gedicht, „in welchem sie tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach". Dieses Gedicht hatte offenbar weniger die Absicht, über den Verlust des Freundes zu trösten, vielmehr sollte es dahin wirken, die religiösen Zweifel, welche Lenau in seiner damaligen Stimmung doppelt stark bedrückten, zu beseitigen. Nachmals hat Lenau seiner Freundin geschrieben, er verdanke diesem Liede seinen Savonarola. Aber nicht allein Sophie von Löwenthal veranlasste die glaubensfreudige Dichtung, welche unter den Werken Lenaus, psychologisch betrachtet, eine so eigenthümliche Stellung einnimmt, noch eine zweite Persönlichkeit hat auf die Entstehung und Ausarbeitung dieser Dichtung einen hervorragenden Einfluss genommen. Es ist dies Dr. Johannes Martensen aus Kopenhagen, der neue Freund, welchen Lenau in jenen Tagen gefunden hatte, und der ihn über den Verlust seines geliebten Fritz Kleyle trösten sollte. Die Gestalt Dome-

nicos, des treuen Genossen Savonarolas, der unverbrüchlich an dem Freunde festhält, ist unverkennbar in Lenaus Dichtung ein Denkmal, welches der Dichter seinem Freunde Martensen gesetzt hat. Unter Lenaus Gelegenheitsgedichten finden sich die sechs Anfangsstrophen der fünften Romanze des Savonarola unter dem Datum des 24. März 1837:

„Ein Bund, im Rosenzelt geflochten,
Bei Sternenglanz und Becherklang,
Als Hort und Wein und Blüten pochten
Ans Herz und Nachtigallensang:

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Lenzgenossen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen, jung und neu;
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne bleiben treu.

Ein Bund, im Schlachtgefild geschlungen,
Der stumme Feuerblicke tauscht,
Vom wilden Waffentanz umrungen
Und rings vom Heldentod umrauscht,

Ist schön! Doch mit dem Kampfestosen
Ein solcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Rosen,
Das Herz in Schlachten offen steht.

Der Bund allein wird ewig dauern:
Wenn froh in Gottes Angesicht
Zwei Herzen an einander schauern;
Der überwährt das Sternenlicht.“

Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass sich dieses Gelegenheitsgedicht auf den Jahrestag, an welchem der Freundschaftsbund mit Martensen geschlossen wurde, beziehen dürfte. Der protestantische Theologe Martensen unterstützte die strenggläubige Katholikin Sophie von Löwenthal darin, Lenau vom Pantheismus zum Christenthum zurückzuführen. Eine Betrachtung von Lenaus Savonarola wird somit die innigen Beziehungen des Dichters zu den beiden Persönlichkeiten eingehend zu verfolgen haben. In verschiedener Weise wirkten sie auf Lenau. Sophiens Einfluss und Gewalt über den Dichter war durch die heftige Leidenschaft, welche er zu ihr hegte, bestimmt. Martensen wirkte aber nicht nur durch das liebenswürdige Wesen seiner Persönlichkeit bestrickend, sondern auch durch die Macht der Überzeugung und die kühne Dialectik; somit wurden das Gefühl und der Verstand Lenaus in der nachdrücklichsten Weise beeinflusst.

Sophie von Löwenthal war übrigens eine Frau von ungewöhnlichen Gaben und energischem Wollen. Viele Umstände trafen zusammen, dass die Schwester seines Jugendfreundes Fritz Kleyle auf Lenaus Gemüth einen so bedeutenden Einfluss ausübte. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihre bedeutenden geistigen An-

lagen, ungewöhnlicher Verstand, feines Empfinden für alles Künstlerische — war sie ja selbst eine vortreffliche Blumenmalerin und machte auch dichterische Versuche — verschafften ihr Lenaus Liebe; dazu kommt noch der Umstand, dass sie zu dem Jugendfreunde, dem Lenau sein ganzes Herz geschenkt hatte, in so naher verwandtschaftlicher Beziehung stand. Die tiefe religiöse Gesinnung, welche Sophie mit ihren geistigen und körperlichen Vorzügen verband, machte auf Lenau, dem der religiöse Halt und eine genügende philosophische Durchbildung des Geistes fehlten, einen sehr starken Eindruck. Man vergleiche Stellen in Lenaus Tagebuch und den Briefen an Sophie, wie folgende: „Du bist mein bester Umgang, meine Liebe, mein Ruhm, meine Kirche, alles in einer schönen Gestalt." (5. März 1838.) — „Ich kann nicht an Gott denken, ohne an Dich zu denken." (10. August 1836.) — „Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt .... Ich habe heut in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt." (22. October 1836.) — „Wenn ich Dich liebe, steh' ich bei Gott, denn er ist in Dir. O Du liebes, herrliches Herz!" (Februar 1837.) — Besonders wichtig ist aber folgende Stelle eines Briefes vom 23. Februar 1837: „Ich habe Dir's manchmal gesagt und werde Dir's noch manchmal wiederholen, dass Deine Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf mich gewirkt. Gleich in der ersten Zeit unseres Bundes war der Gedanke: mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele, und er hat Dich zu einem Liede begeistert. Diesem Lied verdanke ich meinen Savonarola. Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich. Nun aber hab' ich Dich gefunden. Ich erkannte und erfühlte an Dir den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbesiegende der Persönlichkeit. Die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze konnten unmöglich ein Wesen zustande bringen, wie Du bist. Du bist ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes; das drang mir tief und fest ins Herz in mancher schönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte. Das, meine Sophie! ist der feste und geweihte Boden, auf dem unsre Liebe steht, aufrecht und immer." Auch bei Schurz findet sich ein Brief an Sophie vom 25. Mai 1838, in dem es heißt: „Ich habe Ihnen[1]) oft ge-

---

[1]) Von Lenaus Briefen an Sophie sind einige von Schurz mitgetheilt worden. Sie sind aber offenbar aus Rücksichten für die damals noch lebende Freundin des Dichters theilweise umgeändert, und wohl manches dürfte weggelassen oder gemildert sein. Vor allem erkennt man aus dem 1891 veröffentlichten Buche „Lenau und Sophie von Löwenthal", welches aus Sophiens Nachlass des Dichters Tagebuch und Briefe an sie selbst enthält, dass Schurz durchwegs die Anrede Du in Sie umgeschrieben hat. Lenau selbst hat Sophiens Briefe vor seiner Krankheit verbrannt, so dass uns der volle Einblick in das Verhältnis nicht zutheil wird.

sagt, dass ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte und ich wiederhole es.“ Und welch feines Verständnis die Geliebte seinem Dichten und Fühlen entgegenbrachte, beweisen die schönen Worte:

> Von allen, die den Dichter lieben,
> Die, was er dachte, nachempfanden,
> Die es besprochen und beschrieben,
> Hat niemand mich, wie Du verstanden.

Sophie von Löwenthal selbst erzählt über den Ursprung des Savonarola Folgendes: „Als kaum Faust sein letztes Wort gesprochen, trat der geringfügige Umstand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein stümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, fiel ihm in die Hände.“ „Diesem Liede“, schrieb er nachmals, „verdanke ich meinen Savonarola.“

Lenaus Freundin bemerkt weiter: „Die Geschichte des reformatorischen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neu erwachte Liebe zu einem persönlichen Gotte, und in die Weihnachtspredigt legte er sein Glaubensbekenntnis:

> Es kehrt zu seinem Heiligthume
> Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
> Es richtet die zerknickte Blume
> Der Liebe auf ihr müdes Haupt.[1])

Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Es war seine Weihnachtszeit. Er schrieb in einem Briefe an mich: Der Zauber, das Schöne, Unvergessliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion“.. ... „Die manchmal noch erwachende zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein nochmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott. Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt; jetzt lehrt mich

---

[1]) Diese Worte finden sich mit einer kleinen stilistischen Änderung im Savonarola unter dem Abschnitte »Weihnacht«. Lenaus sämmtliche Werke, herausgegeben von Anastasius Grün, Stuttgart 1880, II. Band, S. 108.

Ich citiere auch im folgenden nach dieser Ausgabe. Die treffliche Ausgabe von Max Koch erschien, nachdem ich meine Arbeit bereits lange vollendet hatte. Bei einer neuerlichen Durchsicht derselben benutzte ich auch die wertvollen Bemerkungen, welche Max Koch in die Einleitungen und Anmerkungen seiner Ausgabe eingestreut hat. Doch blieb der umgearbeitete Aufsatz wieder einige Jahre liegen, bis ich dazu kam, die letzte Hand an ihn zu legen. Inzwischen hatte auch Frankl des Dichters Tagebuch und Briefe an Sophie herausgegeben.

die Noth, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muss Vergeltung hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll.“

Wie sehr sich die Stimmung Lenaus während der Arbeit am Savonarola gehoben hatte, aber wie wenig andauernd diese Beruhigung war, zeigt ein Vergleich der letzten Worte mit Stellen aus Briefen an Sophie, die in eine weitere Entwicklungsphase des Dichters fallen. Er schrieb 1836 im October: „Ich bin Melancholiker; der Compass meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären. In meiner Verstimmung schlug ich Klopstocks Messias auf und las einen Gesang. Da wurde es noch ärger.“ Im Februar 1837[1]) schrieb er: „Hatte Martensen eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Seelenruhe schrieb? Meine Gemüthsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturme mein Herz weit geöffnet ohne jeden Rückhalt; er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt.“ Vgl. auch unter dem 31. September des Jahres 1838 die Worte: „Einen festen, inexpugnablen Punkt musst Du mir lassen, die Kraft, in den Himmel oder in die Hölle zu gehen nach meinem Willen.“ Dagegen berührt es ganz eigenthümlich und zeigt, wie inconsequent Lenau in seinem Denken war, wenn er während des Aufenthaltes in Schwaben im August 1837 schreibt: „Was will ich denn hier? Der geistlosen Horde irreligiöser Lumpen was vorleiern?“

Es ist somit zweifellos, dass Sophie von Löwenthal auf die Wandlung der religiösen Anschauungen Lenaus den größten Einfluss zu nehmen gesucht hatte. Ihr Streben war von Erfolg, wenn auch nicht von dauerndem, gekrönt. Sie berührte in des Dichters Herzen Saiten, welche schon in seiner zartesten Jugend geklungen hatten; denn aus Anastasius Grüns „Lebensgeschichtlichen Umrissen“ ist hinlänglich bekannt, dass Lenau als Knabe ungemein fromm war. Er verrichtete nicht bloß sein Morgen- und Abendgebet mit größter Pünktlichkeit, sondern liebte es auch wie der junge Schiller im kindlichen Spiele den Priester vorzustellen. Seine ängstliche religiöse Gewissenhaftigkeit wurde ihm von seiner frommen, heißgeliebten Mutter anerzogen, und wenn ihn auch später philosophische und medicinische Studien dem Dogmenglauben entfremdeten, so musste es ihn doch anheimeln, wiederum von einer geliebten Frau in die Bahnen des kirchlichen Glaubens, welcher zerrissenen Gemüthern Heilung verspricht, zurückgeleitet zu werden. Um den süßen Kinderglauben war Lenau in ziemlich roher Weise durch einen in seiner Art wohlmeinenden Oheim, einen alten Husarenofficier, gebracht worden. Bei diesem wohnte der Knabe zeitweilig, und der Oheim, dessen Lieblingslectüre Voltaires Schriften waren,

---

[1]) Frankl hat diesen Brief irrthümlich in das Jahr 1834 verlegt.

suchte ihn nicht bloß zum Proselyten zu machen, sondern gieng in seiner fanatischen Freigeisterei so weit, demselben häufig während der Nacht zuzurufen: „Es gibt keinen Gott!"

Lenau mochte auch später die religiöse Dichtung durch die Lectüre seiner Studienzeit nahegerückt worden sein. Als ihn im Jahre 1828 Schurz in die Kenntnis der deutschen Literatur einzuführen begann, figurierte als gemeinsamer Lieblingsdichter Klopstock, und zwar nicht bloß die Oden, sondern auch der Messias. Die Klopstock'sche und Wieland'sche Schule hatte ja in Österreich viel länger ihren Einfluss behauptet, als in Deutschland, wo größere Dichterheroen die ältere Generation der Classiker bald überholten. In Österreich, wo man sich anfänglich gegen die Meisterwerke Goethes und Schillers kühler als im Reiche verhielt, behauptete daher Klopstock auch noch in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts das Feld, und der junge Lenau las nicht bloß als Student, sondern, wie wir oben gesehen haben, auch in der Folge noch den Messias zur Besänftigung seiner aufgeregten Stimmung.

Auch Frankl[1]) weiß von der oben in Sophiens Berichte erwähnten Weihnachtsstimmung unseres Dichters etwas zu erzählen. Er bringt die Mittheilung, dass Lenau in der Zeit, da er sich mit Savonarola beschäftigte, die an ihn gestellte Anfrage, wie er „von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der offenbarten hinübergedrängt worden sei", nach einer bedeutungsvollen Pause mit nachstehender Erzählung beantwortet habe: „Ich ritt einmal über die Heide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern, warmen Leben so allein in der weiten, kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem alles starr machenden Winteroceane. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt und tief traurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von lieben Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus; durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in diesem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hiengen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, dass die Eltern warm und selig

---

[1]) In dem Capitel seiner Mittheilungen, dem er die Überschrift gab: »Wie der Dichter Christ wurde«. (Zur Biographie Nikolaus Lenaus 1885, S. 55 ff.)

bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hiengen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, dass die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und dass die Creatur eines Mittlers [1]) bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnachten in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntnis für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam, eine heitere, selige Stimmung goss sich wie Wellen eines warmen Bades um meine erstarrte Seele und — so bin ich Christ geworden!"

Anastasius Grün zweifelt (in den „Lebensgeschichtlichen Umrissen") an der Wirklichkeit eines dieser Erzählung zugrunde liegenden Factums und meint, dass Lenau, „eine motivierte Rechenschaft über zurückgelegte, aber noch nicht abgeschlossene Phasen seines Seelenlebens vermeidend, es vorzog, die Antwort auf einem Umwege mittelst eines Bildes zu geben". Demnach wäre die Erzählung eines äußeren Erlebnisses nur als „Symbolisierung innerer Durchgangsperioden" aufzufassen. Dies ist zweifellos, denn die Weihnachtszeit verwendet Lenau in dieser Epoche seines Lebens mehrfach als poetisches Bild, um die ihn beglückende Neigung zu Sophie auszudrücken. Max Koch (in der Einleitung zum ersten Bande seiner Lenau-Ausgabe, Berlin und Stuttgart, Spemann, S. XXXII) sagt: „Das Geständnis erscheint wie ein nicht zur metrischen Form ausgereiftes Gedicht. Dass Lenau trotz all seinem Philosophieren und Studieren seine Ansichten von Gefühlseindrücken bestimmen ließ, ist gewiss. Trotz Martensens Lob war Lenaus Bildung nur eine unvollständige, zufällig erworbene." Zum Erweis dieser Ansicht bezieht sich Max Koch auf Grillparzers Gedicht „Am Grabe Lenaus". Schon dieser hatte herausgefunden, dass Lenaus philosophische Kenntnisse nicht tiefgreifend genug waren, um ihm als feste Stütze im Leben zu dienen, und er daher, von einem System zum andern übergehend, und dem Glauben entfremdet, haltlos hin- und herschwanke. Grillparzer schrieb in dem erwähnten Gedichte:

> »Du trankst Dir Tod in jenen Taumelsäften,
> Was für den Kopf bestimmt, es traf Dein Herz.«

Die Erinnerung an die tiefgläubige Jugend und die philosophischen Studien, welche bereits in den ersten Wiener Studentenjahren eifrig betrieben wurden, verbanden sich allmählich zu Gedankenkreisen, welche Lenau in seinen Hauptwerken in ihrem Banne festhielten. Wie ernst es ihm eine Zeit lang mit seinen philosophischen

---

[1]) Max Koch macht zu dieser Stelle auf folgenden Vers im Savonarola aufmerksam:

> »Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
> Gieng Gott in unsre Weise ein.«

Derselbe gibt den obigen Gedanken in etwas anderer Form wieder.

Studien war, beweist der Umstand, dass Niembsch, der unter seinen Studiengenossen für einen Kenner Spinozas galt, sich allen Ernstes mit dem Gedanken trug, eine Lehrkanzel für Philosophie anzustreben, obwohl in dem vormärzlichen Österreich hiefür wenig Aussicht vorhanden war. Im August 1822 schrieb der junge Lenau in Übereinstimmung damit seiner Großmutter, „er wolle sich ganz auf Philosophie verlegen“.

Die unüberbrückbare Kluft zwischen Zweifel und Glauben, Philosophie und Religion ist in Savonarola durch zwei sich befehdende Gestalten zur Darstellung gelangt. Was Goethe in „Tasso“, Klinger im „Dichter und Weltmann“ als Frucht ihrer Lebensweisheit bekannt haben, liegt für Lenau unversöhnt in den gegnerischen und zu keiner Verständigung gelangenden Persönlichkeiten Girolamos und Marianos. Aus dem frommen Schwärmer Savonarola spricht des Dichters Gefühl, sprechen seine unter dem Einfluss der Liebe wiedererwachten Jugenderinnerungen, und sein nie befriedigtes, nach Beruhigung schmachtendes Herz. Aber der Verstand, die richtige Auffassung des Lebens, die Wertschätzung von Poesie und Kunst reden mit überzeugender[1]) und durch Girolamos Entgegnungen keineswegs widerlegter Gewalt aus den Worten des feinen, von antikem Geiste beseelten Mariano. Trotz aller Phantastik ist es Lenau nicht gelungen, die in Marianos Predigt mit überlegener Klarheit ausgesprochenen Gedanken durch Savonarola widerlegen zu lassen.

Die Blätter für literarische Unterhaltung (1838, Nr. 217 und 218) tadelten die Ausfälle gegen Hellenismus und Renaissance, freilich wurde die zum Theil durch den Stoff bedingte Nothwendigkeit derselben vom Recensenten nicht anerkannt. Das Werk, heißt es, sei echte Poesie, schöne Poesie, von einem echten Poeten und doch kein Gedicht, kein Kunstwerk, kein Ganzes. Um die Lücke in der Leere zu verbergen, sei willkürlich Fremdes hereingezogen.

Max Koch hat darauf hingewiesen, Lenaus Religionsprofessor, Vincenz Weintridt, welcher während der philosophischen Studien Lenaus in Wien sein Lehrer gewesen war und 1820 wegen des Verdachtes zu freisinniger Meinungen vom Lehramte entfernt wurde, habe das Vorbild Marianos abgegeben. Wurzbach berichtet über ihn: „Wenn er über Bildung sprach, über die dreieinige Idee des Wahren, Guten und Schönen, über das Göttliche, welches sich auch im Dreiklange der Künste manifestiere, so fühlten sich seine Schüler gehörig gehoben und sogen begierig die mehr schöngeistigen als religiösen Vorträge ein.“ An seinen ehemaligen Lehrer wird aber Lenau durch seinen Gewährsmann Roscoe erinnert worden sein,

---

[1]) Auf die Thatsache, dass der Leser durch Savonarola nicht überzeugt werde und mit seiner Meinung auf Marianos Seite stehe, hat schon Frankl in seinem oben erwähnten Buche aufmerksam gemacht. Der historische Mariano hielt sich allerdings durch die acht Tage nach dem Himmelfahrtsfeste gehaltene Gegenpredigt Savonarolas für besiegt.

denn dieser berichtet, Lorenzo von Medici habe Mariano von Genazano besonders geschätzt, weil dieser das Studium der schönen Wissenschaften und der classischen Literatur mit den Übungen der Andacht vereinigte. Übrigens ist zu bemerken, dass die Angriffe Marianos auf Girolamo nicht, wie Lenau darstellt, durch den Papst, sondern durch Lorenzo selbst veranlasst wurden.

Die Weihnachtspredigt im Savonarola, deren Ideen nur kurze Zeit Lenaus Ansichten entsprechen sollten, enthält eine schöne, glaubensinnige Allegorie, deren Deutung und literarische Vorgeschichte an dieser Stelle nicht übergangen werden kann. S. 110 heißt es:

„Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh',
Kein Vogel singt in seiner Runde,
Den Wand'rer fasst ein dunkles Weh!

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch, der jene Dornen trug;
Doch muss in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irreführt“ — —

Man vergleiche dazu den Schluss der Weihnachtspredigt:

„So werden sich die Seelen einen,
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Dass sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo Allen wird gemein.

Ja! Endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemähten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Den Strauch zu Füßen, unter Blüten
Wird Ahasver begraben sein.“ [1])

Fast zu derselben Zeit, als Lenau Glauben und Unglauben durch Rosen- und Dornstrauch symbolisierte, arbeitete sein Freund, Anastasius Grün, an seiner lyrisch-epischen Dichtung „Schutt“. Am Ende des letzten Abschnittes derselben, „Fünf Ostern“, erzählt der Dichter, dass auf die Zeit des Hasses und der Glaubenskämpfe eine Epoche des Friedens und der Veröhnung folgen

[1]) Werke II., 113.

wird. Ein glückliches Geschlecht, das in der Zukunft in dem Lande hausen soll, wo einst der Erlöser auf Erden wandelte, kennt nicht mehr Schwert und Kreuz:

„Einst wieder sich's begab, dass, als er pflügte,
Der Ackersmann wie an ein Felsstück stieß,
Und als sein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wundersam Gebild aus Stein sich wies.

Er ruft herbei die Nachbarn in der Runde,
Sie seh'n sich's an, — jedoch sie kennen's nicht!
Uralter, weiser Greis, Du gibst wohl Kunde?
Der Greis besieht's, — jedoch er kennt es nicht.

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, war ein Kreuz!

Sie sah'n den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie seh'n den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sah'n den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie seh'n nur seines Regenbogens Glanz!

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.“ [1])

Betrachtet man die beiden Stellen, so ergibt sich Folgendes: Bei Lenau sind der Dornstrauch und der rastlose Wanderer Ahasver Sinnbilder des religiösen Zweifels und Unglaubens; die Rosen dagegen, welche aus den Dornen erblühen, wie aus Lenaus zweifelsüchtigen Gedanken die weihevolle, glaubensselige Stimmung, sollen den Glauben und die Beruhigung bedeuten, welche durch jenen über die Menschheit verbreitet werden soll, die einst im traulichen Vereine einer einzigen großen, glaubensstarken Kirche angehören wird. In dieser soll Christus „allen gemein werden“, weil „Licht und Stärke, Freude und Friede“ über die ganze Menschheit ausgegossen sein sollen; der alte Unglaube aber, der müde Wanderer Ahasver, wird unter Rosenblüten begraben sein, und auch von den Dornen, welche einst auf dem Strauche wuchsen, ist nichts mehr zu sehen. In dem Bilde, welches dagegen Anastasius Grün vorführt, handelt es sich nicht darum, die Besiegung religiöser Zweifel darzustellen, sondern zu zeigen, wie einst Schwert und Kreuz, die in unduldsamen Glaubenskriegen viel Unheil über die Menschheit gebracht haben, unter der Rosenhülle begraben sind, welche ebenfalls das Sinnbild eines glücklichen Zustandes bedeutet. Das Gemeinsame in den beiden Darstellungen liegt somit in dem T r i u m p h e d e s F r i e d e n s, der in einem a n s E n d e d e r

---

[1]) Anastasius Grüns gesammelte Werke. III, 343 f.

Zeiten gerückten goldenen Zeitalter herrschen wird, und das, was früher Unglück und Jammer über die Menschheit brachte, wird in dieser Zeit seliger Unschuld durch die Fülle herrlicher Rosen, durch das Symbol der Schönheit, überdeckt.

Die beiden Stellen weisen trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit derartige Ähnlichkeiten auf, dass man mit Rücksichtnahme auf ihre ziemlich gleichzeitige Abfassung wohl annehmen darf, Mittheilungen von der einen Seite hätten bei der Wahl des Bildes auf der anderen unbewussten Einfluss ausgeübt. Muss man ja, wie besonders Forschungen über Grillparzer dargethan haben, auf die unbewusste Einwirkung von Eindrücken gleichfalls Rücksicht nehmen, wenn man die Entstehungsgeschichte einer Dichtung verfolgt.

Es ist vielleicht möglich, dass Lenau derjenige war, welcher von seinem Freunde die Anregung empfieng. Dies könnte aus dem Umstande geschlossen werden, dass die Stelle bei Anastasius Grün einen viel größeren Anschluss an eine ähnliche und möglicherweise als Vorlage benützte bei Goethe aufweist. In Goethes Fragment „Die Geheimnisse“ findet man nämlich bereits das Bild des rosenumflochtenen Kreuzes zur Verklärung und Milderung des Wahren durch das Schöne [1]). (Vgl. dazu auch von Loeper, Goethes Gedichte, I, S. 267 der 2. Auflage.)

---

[1]) Die betreffende Stelle in Goethes Dichtung »Die Geheimnisse« lautet:

»Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, umreiht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimnis Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet«.

Das Goethe'sche Gedicht bewegt sich in Ausdrücken und Gedankenkreisen, welche auffallende Verwandtschaft mit der Idee von A. Grüns »Fünf Ostern« aufweisen, denn die zwölf Ritter, welche unter ihrem Großmeister Humanus stehen, sollen nach einer Mittheilung Sulpiz Boisserées

Nach dieser Abschweifung wende ich mich wieder dem eigentlichen Thema zu.

Anastasius Grün sagt über die oben berührte, hauptsächlich in der Weihnachtspredigt zum Ausdruck kommende Wandlung von Lenaus Ansichten in den lebensgeschichtlichen Umrissen S. LI bis LII: „Es mag im ersten Augenblicke überraschend sein, den pantheistisch-skeptischen Dichter des „Faust" in seinem nächsten Werke als christlichen Dichter auftreten zu sehen; bei reiferer Betrachtung jedoch verliert dieser contrastierende Übergang, wobei der Schlussmonolog im Faust wohl die Brücke bildet[1]), das anfäng-

---

symbolisch die fünf Religionen darstellen. Goethe selbst sagt außerdem in seiner Erklärung zu dem Fragmente: „Ereignet sich nun die ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so lässt sich leicht voraussehen, dass die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben".

Er schließt mit den Worten: „Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann."

Die Grundidee der Dichtung Goethes, welche in die Mitte der Achtzigerjahre zurückreicht, ist, wie eine Stelle der Erklärung beweist, offenbar aus den 1780 erschienenen Lessing'schen „Gesprächen für Freimaurer" geschöpft. So sind wir hier in der Lage, eine durch mehrere Generationen gehende Ideenverpflanzung zu verfolgen und gleichzeitig die Quelle für die Hauptidee in Anastasius Grüns „Fünf Ostern" nachzuweisen.

[1]) Vgl. Stellen wie folgende:

„Der starke Görg hat meiner Nacht
Auch keinen Funken Trost gebracht.
Nach dem, was er so kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt."

. . . .

„Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! Ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finst're, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge.
Im Starrkrampf wilder Eigensucht
Warf mich der Teufel in die Schlucht.
Lebendig in den Grabesfinsternissen,
Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
Und ich begann mit unermess'nen Klagen
Mich selber anzunagen.
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus."

Vgl. auch Mephistopheles' Schlussworte:

„Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt

lich Befremdende. Die in alle Richtungen ausgehenden und oft wieder auf ihre Ausgangspunkte zurückkehrenden Bahnen des grübelnden Verstandes führten unvermeidlich hie und da an den stillen Siedeleien der frommen Gläubigkeit, des innigen Gottvertrauens vorüber, welche, wenn man von ihnen auch achselzuckend wegeilt, doch unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern. Das Ergebnis konnte immer nur ein der Skepsis ungünstiges sein, denn dort blieb Ruhe und Sicherheit, die befriedigende Abgeschlossenheit und das beseligende Glück, hier die Unruhe, die Ungewissheit, der Irrthum, das erfolglose Suchen, das unselige Entbehren. Lenau, von den brandenden Wogen des Zweifels emporgehoben, sah in der Ferne vor sich die Inseln der Seligen in sicherer Ruhe liegen. Manche Scene in Faust (darunter vorzüglich: „Der nächtliche Zug“, Werke II, 44, „Maria“ II, 47 und „Der Maler“ II, 48, „Der Abschied“ II, 61, dann selbst die Schlussworte in Mephistos Munde II, 92) beurkunden schon derlei Sehnsuchtsblicke in das Land der Glaubensseligen. Was lag näher, als zu versuchen, ob das Schiff nicht auf seinem eigenen, regelmäßigen Curse zu jenem Porte zu steuern sei? Das Bestreben, die Resultate christlicher Offenbarung als Vernunftpostulate darzustellen, den Glaubensdom sozusagen mittelst des Verstandesgerüstes aufzubauen, ist begreiflich ein nicht mehr ganz neues. Wenn Lenau sich ihm auf poetischem Wege anschloss, so stand er schon damals ähnlichen Bestrebungen, welche selbst im rechtgläubigen Schoße der katholischen Kirche auftauchten und in neuester Zeit vor dem päpstlichen Stuhle um Anerkennung werben, vielleicht näher, als man gelten lassen möchte. Freilich konnte dieses Näherstehen gegenseitig nicht zur Befriedigung und Aussöhnung führen, denn eine Annäherung, welche nicht zur gänzlichen Vereinigung und Verschmelzung wird, rückt nur die noch unausgeglichenen Berührungspunkte und somit Stoff und Anlass zu Reibungen näher aneinander. Darum ist der Kampf der Religionen im großen niemals so leidenschaftlich und erbittert, wie der Hader der sich befehdenden Secten im kleinen. So erlitt der in christlicher Gesinnung gedichtete „Savonarola“ von jener Seite damals weit heftigere Angriffe, als später die in weit schroffer entgegenstehenden Anschauungen sich bewegenden „Albigenser“. Dass Lenaus, des Katholiken, Auffassung in vorwiegend protestantischem Sinne

---

Dem Alten meint zu strecken in den Schoß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frechgeschürzt, zu lösen nicht gewusst.
Er wird nicht Mein und Dein mit Dir vermischen,
Das Glück Dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da Du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist Du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich Dich und halte Dich umschlungen.«

gehalten war, wird uns durch seinen angeborenen Freiheitssinn, welcher sich immer auf die Seite des Unterdrückten stellt, sowie durch den noch immer mächtigen Rest der Skepsis erklärbar, welchen er in seine damalige Glaubenssehnsucht mitgebracht hatte."

Am angeführten Orte spricht Anastasius Grün auch von einer Schrift des dänischen Theologen Martensen, welcher während seines Wiener Aufenthaltes auf Lenaus philosophische Anschauungen großen Einfluss übte. Martensen, bekanntlich später Bischof von Seeland, und in dieser Epoche seines Lebens ein eifriger Dogmatiker, schrieb nämlich eine kleine Abhandlung über Lenaus „Faust", in welcher er nach Anastasius Grüns Ausspruch in geistreicher Weise den Versuch machte, dieser Dichtung Lenaus „echte Christlichkeit zu vindicieren". Martensen hielt sich im Winter von 1835 auf 1836 in Wien auf und wurde durch den innigen Verkehr mit Lenau, den er dem pantheistischen Unglauben entreißen wollte, dazu geführt, die genannte Schrift über „Faust" [1]) abzufassen. Anastasius Grün findet nun a. a. O., Martensen habe Lenaus späteren geistigen Zustand, jenen, in dem er seinen „Savonarola" dichtete, mit der Epoche der Arbeit an „Faust" verwechselt und sei dadurch dazu gekommen, der Faustdichtung jene Christlichkeit beizulegen, die nur für Savonarola in Anspruch genommen werden darf. Unstreitig sind die meisten Partien des zu sehr verschiedenen Zeiten geschriebenen „Faust" in ungläubiger Stimmung entstanden, und nur die Schlusscenen, welche hinsichtlich ihrer Abfassungszeit dem Savonarola näher liegen, können mit Rücksicht auf ihre Idee mit diesem in Parallele gestellt werden. Martensen wehrt sich gegen Anastasius Grüns Auffassung wohl nicht mit Recht und schreibt diesbezüglich in seiner Selbstbiographie: „Graf Auersperg, welcher offenbar für eine sogenannte rein humane Auffassung große Sympathie hatte und in seiner Welt- und Lebensanschauung auf Goethes Seite stand, macht in seiner wertvollen Lebensskizze Lenaus die Bemerkung: „Ich habe den Versuch gemacht, dem „Faust" Lenaus 'echte Christlichkeit' zu vindicieren, womit ich mich aber eines Anachronismus schuldig gemacht habe, indem ich nämlich dem späteren christlichen Standpunkte des Dichters vorgriffe." Lohnte es der Mühe, so würde ich gern für meine Ansicht eine Lanze brechen, während ich es zugleich beklagen muss, dass der von mir hochgeschätzte Auersperg nicht mehr unter den Lebenden ist. So viel aber muss doch wohl einleuchten, dass darum, weil Faust als Skeptiker dargestellt wird, keineswegs auch die in der Dichtung vorherrschende und von dem Dichter vertretene Lebensansicht die skeptische zu

[1]) Die jetzt vergriffene Schrift erschien anonym in Stuttgart 1836. Der Autor selbst erwähnt an einer weiter unten mitgetheilten Stelle, dass er sie später auch in seiner Muttersprache veröffentlichte. Dr. Martensens Schrift war mir leider nicht zugänglich, doch enthält das Wesentlichste ihres Gedankenganges der weiter unten mitgetheilte Bericht aus Martensens Selbstbiographie.

sein braucht. Und wenn von einer christlichen Lebensansicht, die in einem „Faust“ zutage treten soll, die Rede ist, so muss ich mir die Frage erlauben, ob eine solche Ansicht wohl eine andere Grundlage haben könne, als das Verhältnis des Geschöpfes zum Schöpfer und die hierauf beruhende Auffassung des Bösen, des Mephistopheles. Aber gerade dieses — das Verhältnis zwischen Geschöpf und Schöpfer, innerhalb dessen das Geschöpf dem Schöpfer trotzen und sich gegen ihn auflehnen, die eigene Creatürlichkeit forträsonnieren will, um sich absolute Selbständigkeit anzueignen, — es ist in Lenaus „Faust“ consequent dargestellt, jedenfalls von Anfang bis zum Ende bestimmt im Auge behalten. Auch muss man fragen, wie es zu motivieren sei: nach Goethe einen Faust zu dichten, wenn man nichts anderes, das heißt keinen anderen Faust und keinen anderen Mephistopheles als Goethes hat, wenn man im Grunde nichts anderes zu bringen weiß, als im Grunde ganz dasselbe: eine humanistische, pantheistische oder doch halb pantheistische, mit christlichen Reminiscenzen hier und dort gewürzte Weltanschauung, wie bei Goethe [1]). Mit einem Goethe in rein ästhetischer Hinsicht, in poetischer Kraft zu concurrieren, kann einem jüngeren Dichter doch kaum einfallen und würde im Grunde auch ohne Interesse sein.

Übrigens weiß ich nicht, ob meine Abhandlung, welche anonym erschien, in Deutschland einige Aufmerksamkeit erregt hat. In dem, was mir vor Augen gekommen ist von der wahrhaft ungeheueren Lenau-Literatur, ich meine derjenigen, die von Lenau handelt, und die im Laufe der Jahre sich sehr angehäuft hat, habe ich, was die Auffassung der Idee des „Faust“ betrifft, nichts anders als das bloß Ästhetische gefunden; aber das eigentliche Problem, das Verhältnis zwischen dem Lenau'schen und Goethe'schen „Faust“ habe ich nirgends berührt gefunden. Die Frage nach der Lebensanschauung scheint als ein Nebensächliches, eine Art Adiaphoron, völlig außer dem Gesichtskreise der Recensenten gelegen zu haben.

---

[1]) Martensens Auffassung beurtheilt Bendixen in der Monatsschrift »Der Beweis des Glaubens«, Januar 1887, S. 20 mit den nachstehenden Worten:

»Allerdings scheint Martensen, der mit Recht die Lenau'sche Dichtung in ihrem Unterschiede von Goethes Faust aufzufassen bemüht war, sich diesen wichtigen Gesichtspunkt verschoben zu haben, weil er das Werk des großen Altmeisters in seiner Bedeutung als Weltbild, als »psychologisches Drama« nicht erfasst hat. Goethe stellt den Menschen dar, allumfassend. Das ist sein Universalismus. Über die Anlage wird kein Nachfolger hinauskommen, mag auch die Lösung bei Goethe noch nicht gelungen sein. Der Lenau'sche Faust dagegen ist individueller begrenzt, mag auch in der Endkatastrophe die Haltlosigkeit des Creaturtrotzes schärfer hervortreten. Dabei wird Martensen recht haben, wenn er in seiner Selbstbiographie bemerkt: Die wirkliche Faustdichtung, welche die Geisteinheit imstande sein wird, sich anzueignen, fehlt noch, ist von der Zukunft noch zu erwarten. Aber zu den Vorläufern derselben gehört Lenaus Faust.«

Später gab ich meine Abhandlung in dänischer Sprache, und zwar nach einer ausführlicheren Bearbeitung heraus (in Heibergs Zeitschrift „Perseus“ aufgenommen). Bei dänischen Lesern, namentlich in den Kreisen der jüngeren, hat sie, wie ich anzunehmen Grund habe, einige Wirkung hervorgebracht. Prof. Sibbern schrieb eine wohlwollende, gedankenreiche Anzeige in der „Monatsschrift für Literatur“ (Kopenhagen), durchaus der Ansicht zustimmend, dass bei Goethe die Tendenz eine völlig andere sei, als bei Lenau. Dieses war es eben, was ich in meiner kleinen Schrift geltend machen wollte; und hat sie einigen Wert, so beruht er darauf, eben diesen Gedanken hervorgehoben und weiter ausgeführt zu haben.“

Mit Rücksicht auf die mitgetheilten Äußerungen Anastasius Grüns und Martensens sei es mir an diesem Orte gestattet, meine Ansicht über das Verhältnis des Lenau'schen Faust zum Goethe-schen auszusprechen.

Unter den vielen Faustdichtungen, die Goethes „Fauste“ begleiteten und ihm folgten, ist die Lenau'sche die bedeutendste; aber trotzdem lässt es sich nicht leugnen, dass sich der Dichter an eine Aufgabe gewagt hatte, die er vollständig zu lösen nicht imstande war. Darum mag er wohl auch an seinen Faust nicht die letzte Hand gelegt haben. Dieser ist eine episch-lyrische Dichung, in der jedoch im Dialog abgefasste Scenen überwiegen, so dass äußerlich alle Gattungen der Poesie vermischt sind, wie in den romantischen Dramen Tiecks. Eine Ähnlichkeit mit Goethes Faust besteht darin, dass der Held nach Wissen und Wahrheit strebt, stets unbefriedigt bleibt und durch sein Streben seinen höllischen Begleiter tief unter sich lässt. Aber Lenaus Faust erliegt der Macht des Bösen, denn ihm mangelt die Energie des Goethe'schen, um sich aus dem Irrthume emporzuarbeiten. Die Leidenschaften und die Verführung haben über ihn mehr Gewalt, als in Goethes Dichtung gestattet wird. Goethes Faust hat sich an Gretchen versündigt, er ist die Ursache von Valentins Tode, aber reines, selbstloses Streben sühnt seine Schuld; Lenaus Faust jedoch geht dieses Streben ab. Auch er hat verführt und gemordet, auch ihm gewährt der Genuss keine Befriedigung; er ist ein Schwärmer, der sich in eine phantastische Philosophie hineinträumt, und da es ihm im Leben fehlschlug, im Sinne platonischer Philosophie und der Zaubermärchen Calderons das Leben für ein Träumen und den Traum für Wahrheit hält. So scheint ihm schließlich auch der Vertrag, der ihn dem Teufel zuspricht, nur als ein Spiel. Eine tiefe Sehnsucht nach dem Glauben erfasst ihn, und aus dem ihn umgebenden Traumleben, das ihn bedrückt, will er sich durch den Tod befreien. Doch hofft er Vereinigung und Versöhnung mit der Gottheit. Er „träumt sich einen Dolch ins Herz“ und stirbt.

Wien. Dr. F. Prosch.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von J. La Roche. Theil IV. Ges. XIII—XVI. 3. vielfach verm. u. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 190 SS.

Wenn es auch dem Ref. nicht möglich war, die früheren Auflagen des Commentars zu diesen Gesängen der Ilias einzusehen und zu vergleichen, um zu beurtheilen, inwieweit die Bezeichnung „vermehrte und verbesserte Auflage“ gerechtfertigt ist, so kann derselbe doch versichern, dass der Eindruck, den die Ausgabe macht, ein solcher ist, wie ihn nur eine sorgfältige, wohlüberlegte Arbeit machen kann. Abgesehen von einigen Unrichtigkeiten, die mit dem Standpunkt zusammenhängen, den der Verf. zu gewissen Fragen der Sprachwissenschaft einnimmt, begegneten dem Ref. weder störende Druckfehler, noch verfehlte Erklärungen. Die Form ist eine völlig zufriedenstellende. Im Anhange, der von S. 176—190 reicht, wird die Auswahl der Lesarten begründet; auf diesem Gebiete ist ja der Verf., wie wenige, heimisch, und daher ist dieser Theil auch für den Philologen vom Fach lesenswert.

Im einzelnen hätte Ref. Folgendes zu bemerken, um möglicherweise etwas zur Verbesserung in einer 4. Auflage beizutragen, für den Fall nämlich, dass der Herausgeber von seinen grundsätzlichen Anschauungen abzugehen gesonnen ist: *N* 172 ist *πρὶν* in der Senkung als Länge gebraucht; die Note hiezu ist nicht klar gefasst. La Roche hat diesen Punkt noch im Anhang zu *Π* 840 erörtert. Demnach hätte er hier *πρίν γ'* schreiben müssen. La Roche geht von der abgeschwächten Natur des *πρῐν* aus, statt von der ursprünglichen, worin ῑ ist. Daneben ist es auffallend, dass La R. von der Wirksamkeit eines ursprünglich consonantischen Anlautes, der angeblich nachgewiesen sei, so große Stücke hält, z. B. *Π* 840 bei *Ἕκτορος*, wo ursprünglich vorhanden gewesenes Digamma dem *πρὶν* zur Länge verholfen haben soll. — Die Stelle *N* 191 ist noch nicht aufgeklärt, ebensowenig als *M* 736.

N 414 ist die Stellenreihe über die schwankende Quantität des ῐ im Stamme *τῐ* nicht ganz verlässlich, indem statt *O* 556

eingesetzt werden muss *Π* 146 τίε und statt *Π* 146 *O* 551 (nicht 556) zu lesen ist.

Eine Quantitätsfrage erhebt sich *O* 49 bei βοῶπῑ und 99 bei ἔτῑ νῦν. Bezüglich βοῶπῑ ist es ausgemacht, dass wir Bewahrung der ursprünglichen Länge des ῑ anzuerkennen haben; ἔτῑ zeigt die Endsilbe lang in einer Abfolge kurzer Silben, wo solche Längungen in der Hebung sehr häufig erscheinen; *M* 556 ist Αἴαντε̄, *Ψ* 602 Ἀντίλοχε̄ nicht gleichartig mit *O* 99, wohl aber δ 685 πύματᾱ νῦν; *X* 303 hat in dieser Gesellschaft nichts zu suchen; νῦν an sich ist unschuldig an diesen Längen. *O* 121 ἔτῑ vor μείζων wie δ 698 richtet sich nach der Längung der Endsilben unselbständiger Wörter vor μέγας.

O 194 βέομαι ist unrichtig erklärt; es ist aus βείομαι durch Verhauchung des Jod entstanden; ἀποθείομαι und καταθείομαι haben ganz andere Grundlagen. *O* 252 ist ἄιον nicht augmentiert, sondern ᾰ ist gleich ἀϝ, ebenso in ἄεσα und ἀάω. *O* 297 στείομεν ist offenbar Analogiebildung nach θείομεν. *M* 47 ist λιτέσθαι ein sog. Aoristpraesens wie dergleichen zu sehen ist in ἄγω und γράφω; der starke Stamm wäre in νηλειτίδες zu finden, das sind die, welche nicht ungesühnt, also purgatae sind. *M* 367 ist Ὀδυσσῆῑ υ 281 zu entfernen als Beispiel für die Verlängerung einer Endsilbe vor μοῖρα, indem wir es mit dem Dativ-ῑ zu thun haben und ein selbständiges Wort vorliegt.

M 390 κλιτῦς ist nicht contrahiert aus κλιτύας, sondern = *κλιτυ-νς.

In Bezug auf die sachliche Erklärung wäre zu bemerken, dass die Versuche, die Epitheta des Apollon ἤιε *O* 365, ἀκάκητα *M* 185 zu deuten, für den Ref. gar nichts Überzeugendes haben, sie sind nur ein Beweis für das nitimur in vetitum semper; auch die Note zu *O* 17 und die Deutung von σε πληγῇσιν ἱμάσσω sind ganz unfruchtbar für die Erkenntnis. Wenn Ζεὺς der Himmelsgott ist, so müsste er sich ja selbst peitschen, für den Fall, dass Ἥρη die Luft ist. Mit solchen Dingen verschone man die Schüler; es ist hart genug, wenn der Fachmann davon auf Schritt und Tritt belästigt wird.

Brünn. G. Vogrinz.

Platonis Laches. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christian Cron. 5. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. X u. 86 SS.

Seit dem Erscheinen der 4. Auflage unseres Büchleins hat der Text des Dialoges Laches durch die inzwischen veröffentlichte kritische Ausgabe von Schanz und die mit einem Verzeichnisse von Lesarten versehene Textausgabe von Král wesentliche Verbesserungen erfahren, und so musste Cron bei der Durchsicht seines Buches behufs einer neuen Auflage seine Aufmerksamkeit vor allem darauf richten, einen mit den genannten Ausgaben möglichst überein-

stimmenden Text seinem Commentar zugrunde zu legen. Wenn sich nun auch Cr. im allgemeinen an diese ausgezeichneten Ausgaben anschließt, so zeigt er dennoch in der Verwertung des dargebotenen textkritischen Apparates eine gewisse Selbständigkeit, und wir sehen ihn an nicht wenigen Stellen seiner eigenen Auffassung und Überzeugung folgen. Die Stellen, an denen unser Herausgeber von den genannten Textausgaben abweicht, hat derselbe im Anhange verzeichnet und bei einzelnen seine Auffassung näher begründet. Es ist nicht meine Absicht, alle diese Abweichungen an dieser Stelle anzuführen, ich will nur einige wenige Stellen kurz berühren, bezüglich welcher ich die Ansicht Cr.s nicht theile. 190 B liest Cr. *ταῖς ψυχαῖς*, Sch. und K. *τὰς ψυχάς*, welche Lesart auch der Cod. Vindob. 1 bietet, der nicht selten die richtige Variante enthält. Cr. sucht den Dativ dadurch zu halten, dass er denselben als dem Dativ *τοῖς υἱέσι* nach dem sogenannten *σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος* beigefügt bezeichnet. Allein an unserer Stelle ist der Dativ schon aus dem Grunde verdächtig, dass man aus demselben einen Accusativ zu dem Verbum finitum *ποιήσειεν* ergänzen muss, welche Nothwendigkeit entfällt, sobald man *τὰς ψυχάς* in den Text aufnimmt. Die Homerstelle, welche Cr. zur Unterstützung seiner Ansicht anführt, ist unserer Stelle durchaus nicht analog, da dort ein Accusativ nicht vermisst wird. — 193 C liest Cr. mit Sch. *ὅσοι δὴ ἐθέλουσιν*, K. *ὅσοι ἂν ἐθέλωσιν*, welch letztere Lesart mir einzig richtig erscheint, da hier Sokrates ein Beispiel, also einen eventuellen Fall anführt. Die Form *ἐθέλωσιν* bietet auch der Cod. Vindob. 1. — 197 D dürfte die Form *προεστάναι*, die K. in seinen Text aufgenommen hat, der von Cr. festgehaltenen Form *προιστάναι* vorzuziehen sein, zumal beide Formen handschriftlich gut bezeugt sind. — 198 B liegt meiner Ansicht nach kein Grund vor, für das handschriftlich überlieferte *παρέχει* Asts Conjectur *παρέχειν* in den Text zu setzen. — 198 D werden die Worte *καὶ γενήσεται* und weiter *ὅπῃ γενήσεται* von Sch. und K. mit Recht gestrichen, ebenso wäre 199 C *καὶ πάντως ἐχόντων*, welche Worte schon Stalbaum aus dem Texte gewiesen hatte, zu streichen gewesen.

Über die Vorzüge des Commentars zu sprechen, ist wohl überflüssig, da dieselben hinlänglich bekannt sind; es mag hier nur hervorgehoben werden, dass derselbe vielfache Besserungen aufweist.

Platons Apologie des Sokrates. Herausgegeben und mit einem Wörterverzeichnisse versehen von G. H. Müller. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1891. IV u. 54 SS.

Nach dem Vorgange von Schanz hat sich der Herausgeber bei der Feststellung des Textes den Lesarten des Codex Clarkianus, beziehungsweise dessen beiden Abschriften, dem Crusianus und Venetus, angeschlossen, dieselben aber nach eigenem Urtheil ver-

wertet, so dass sein Text mehrfach von der Ausgabe Schanz' abweicht. Eine ganz selbständige Änderung erfuhr der Text nur 23 E., wo Müller die Worte *καὶ Λύκων* und *Λύκων δὲ ὑπὲρ ῥητόρων* gestrichen hat. Zur Begründung dieser Änderung führt M. an, dass im Vorhergehenden nur von Anytos und Meletos und von Staatsmännern, Dichtern und Handwerkern, aber nicht von Rednern die Rede ist, und dass man annehmen muss (?), dass erst nach der ersten eigentlichen Apologie des Sokrates gegen Meletos, um den sichtbaren Eindruck derselben auf die Richter abzuschwächen, Anytos und Lykon als *συνηγόροι* auftraten. Sonst müsste schon im ersten Theile der Apologie irgend eine Bezugnahme auf die von diesen vorgebrachten Anklagen zu finden sein. Dieselbe sei aber nur gegen Meletos gerichtet. Diese Gründe halte ich nicht für stichhältig und nicht für zwingend genug, um eine so gewaltsame Änderung zu rechtfertigen. Ich finde an der Erwähnung des Lykon an unserer Stelle nichts Anstößiges, im Gegentheil, man würde, im Falle der Name des Lykon hier nicht stände, denselben vermissen. Sokrates zählt seine wirklichen Ankläger auf und sagt, dass sie dem von ihm geschilderten Kreise von Leuten angehören. Wenn nun der Herausgeber den Lykon an unserer Stelle deshalb eliminiert, weil die Apologie nur gegen Meletos gerichtet ist, so frage ich, warum er denn den Namen des Anytos hier stehen lässt, da ja auch für die Streichung dieses Namens dieselben Gründe angeführt werden können. Dass die Redner im Vorhergehenden gar nicht erwähnt werden, ist nicht so ausgemacht; denn unter den Staatsmännern, von denen die Rede ist, sind wohl auch die Redner, die Sprecher in der Volksversammlung (*ῥήτορες*) miteinbegriffen, und diese Beziehung tritt noch mehr hervor, wenn man mit Cobet die Worte *καὶ τῶν πολιτικῶν* streicht.

18 D liest Müller mit Ast *οὗτοι πάντων ἀπορώτατοι* für *πάντες ἀπ.*, welch letztere Lesart dem Sinne besser entspricht. Der Superlativ hat hier eine absolute Bedeutung: „diesen allen ist überhaupt nicht beizukommen". — Die Streichung der Worte 20 C. *εἰ μή τι ἐπραττες ἀλλοῖον ἢ οἱ πολλοί* ist zwar von den meisten Herausgebern beliebt, doch meiner Ansicht nach durchaus nicht nöthig, da solche „müßige Zusätze" im Munde des Sokrates nicht ungewöhnlich, ja für seine Redeweise gerade charakteristisch sind. — 21 C wird wohl mit Christ (Progr. d. Gymn. in Prag-Neustadt 1889) *σκοπῶν* und *καὶ* vor *διαλεγόμενος αὐτῷ* zu streichen und *διαλ. αὐτῷ* zu der Parenthese zu ziehen sein. — 23 C entspricht die Lesart *οὐχ αὑτοῖς* dem Sinne viel besser als die von Müller aufgenommene *οὐκ αὐτοῖς*. — 33 E schwächt *τιμωρεῖσθαι* den vorhergehenden Begriff *μεμνῆσθαι* ab und ist wohl als Glossem zu streichen.

Das beigefügte Wörterverzeichnis, das nach des Verf.s Angabe nicht bloß für die Schule, sondern auch für weitere Kreise akademisch Gebildeter bestimmt ist, hat mich nicht befriedigt. Das-

selbe ist ein Vocabularium, mit dessen Zuhilfenahme man kaum eine nur mäßigen Anforderungen entsprechende Übersetzung der Apologie wird liefern können; einen wissenschaftlichen Wert hat dasselbe nicht.

Platonis opera omnia. Recensuit prolegomenis et commentariis instruxit Martinus Wohlrab. Vol. VIII. Sect. I. continens Theaetetum. Editio altera. Lipsiae in aedibus Teubneri MDCCCXCI. 245 SS.

Vorliegende Ausgabe ist die dritte, welche W. von dem Dialoge Theaetet besorgt hat, und man kann an den drei Ausgaben des verdienstvollen Herausgebers die Fortschritte beobachten, welche die Textkritik in den letzten Decennien gemacht hat. Die erste Ausgabe, die erste Auflage unseres Buches, erfolgte im Jahre 1869, die zweite, die recensierte Ausgabe des Hermann'schen Textes, im Jahre 1887. Zwischen der ersten und vorliegenden Auflage liegen also mehr als 20 Jahre, ein Zeitraum, in welchem zahlreiche Forscher an der Herstellung des Platonischen Textes ununterbrochen arbeiteten, und die Textkritik nicht zum mindesten Theile durch das Verdienst unseres Verf.s einen ungeahnten Aufschwung nahm. Dass unter diesen Umständen unsere Auflage einer ganz neuen Ausgabe gleichkommt, ist selbstverständlich, denn die Heranziehung der Codd. 1 (Vindobon. suppl. Gr. 7), r (Vaticanus 1029 ab) und t (Venetus append. class. IV. 1), die W. bei seiner ersten Edition noch nicht kannte, hatte eine einschneidende Änderung des bisherigen Textes zur Folge. Auf die einzelnen Änderungen, welche der Text gegenüber der ersten Auflage erfuhr, einzugehen, würde zu weit führen, und wir wollen uns daher im folgenden darauf beschränken, auf die Verbesserungen hinzuweisen, welche der Text gegenüber der Ausgabe vom Jahre 1887 aufzuweisen hat.

Im allgemeinen wäre hervorzuheben, dass sich W. nunmehr in Bezug auf die Orthographie ganz dem Codex Bodleianus angeschlossen und somit die Gleichmäßigkeit, die er noch bei der Recension des Hermann'schen Textes wenigstens theilweise beobachtete, nun ganz aufgegeben hat. So schreibt er 144 A u. B *πρᾷον πρᾳότητος*, dagegen *ᾄττοντες* an derselben Stelle; 145 D *μικρόν*, sonst *σμικρόν*. Demselben Cod. folgend schreibt W. an allen Stellen mit Ausnahme von 170 C und 197 C die Form *αἰεί* für *ἀεί*, 151 B *κύοντα*, 184 A *κύει* für *κυοῦντα* und *κυεῖ*, dagegen 210 B *κυοῦμεν*; ferner 169 C *ἀπῃκάσας* usw. Diese Ungleichmäßigkeit in der Schreibweise erklärt W. aus der Freiheit der damaligen Zeit, die aus den Inschriften der Zeitgenossen Platons genügend erhellt. Sonst wäre noch im allgemeinen zu bemerken, dass W. in unserer Ausgabe eine größere Sorgfalt auf die Interpunction verwendet und an zwei Stellen den Anfang der Cap., (cc. VIII u. XVIII) dem Sinne entsprechend vorgeschoben hat.

Von den Änderungen, welche einzelne Stellen des Textes gegenüber der Ausgabe vom Jahre 1887 aufweisen, sind die meisten

auf die Berücksichtigung des Cod. Vindob. 1 zurückzuführen. Auf Grund der Lesarten dieses Cod. liest nun W. 152 B ἐφ' ἑαυτοῦ für ἐφ' ἑαυτό; 173 C οἱ λόγοι ἡμέτεροι für οἱ λόγοι οἱ ἡμέτεροι; 182 A αἴσθησιν für αἴσθησιν ἔτι; 191 D [καὶ σκληροτέρου]; 193 A εἰ γιγνώσκει für ἐπιγιγνώσκει; 196 B ἀριθμοῦ für ἀριθμοῦ μᾶλλον; 197 B γε μὴν für δέ γε; 199 B τινά πού ποτε ἐπιστήμην für τινὰ ἀπ' αὐτοῦ ἐπιστήμην, an derselben Stelle τότε für ὅτε. Auf Grund der übereinstimmenden Lesarten des Cod. Vindob. 1 mit dem Cod. Bodleianus schreibt ferner W. 154 E καὶ μὴν ἔγωγε für καὶ μὴν ἐγώ; 179 E ἔμπειροι für ἔμπειροι εἶναι, 205 D τοῦ μονοειδές τε für τοῦ μονοειδές τι.

Von den übrigen Stellen, an welchen W. von seiner Ausgabe vom Jahre 1887 abweicht, sollen hier noch folgende hervorgehoben werden: 152 C liest er ἀψευδὲς ὡς ἐπιστήμη οὖσα für ὡς ἀψευδὲς οὖσα ἐπιστήμη, welche Lesart Peipers widerlegt hat. — 153 E hat W. die Conjectur Schanz' δήπου aufgegeben und das handschriftliche ἄν που wiederhergestellt, ebenso 157 D ἀγαθὸν καὶ καλόν mit Rücksicht auf das Vorausgehende wiederum in den Text aufgenommen. — 160 E erscheint καὶ vor τυγχάνει ὄν mit Schanz ausgelassen, dagegen wurden 172 E. die von Heindorf und anderen als Glossem bezeichneten Worte ἣν ἀντωμοσίαν καλοῦσιν mit Recht wiederum in den Text gesetzt, da sie eine nothwendige Erklärung zu den vorausgehenden Worten ἀνάγκην καὶ ὑπογραφὴν bilden und diese Begriffe in das richtige Licht stellen. An ebenderselben Stelle schreibt W., Sauppes Erklärung folgend, τὴν δίκην für das in den besten Handschriften stehende τινὰ δίκην, ferner mit Heindorf περὶ αὑτοῦ für περὶ αὐτοῦ. — 180 A wurde die bisher nicht genügend erklärte Stelle μᾶλλον δὲ ... ἡσυχίας, welche Schmidt als Glossem erklärt, eingeklammert, 181 B für ἀνεκτόν mit Madwig ἀνετέον aufgenommen. — An der offenbar verderbt überlieferten Stelle 190 C folgt W. dem Verbesserungsvorschlage Peipers', der wohl der annehmbarste ist, und schreibt: ἐατέον δὲ καὶ σοὶ τὸ ῥῆμα [ἐπὶ τῶν ἐν μέρει], ἐπειδὴ τὸ [ῥῆμα] ἕτερον τῷ ἑτέρῳ κατὰ τὸ ῥῆμα ταὐτόν ἐστιν [περὶ τοῦ ἑτέρου]. — 204 C conjiciert W. πάλιν δ' οὐδὲν λέγομεν τὸ π ᾶ ν α ὐ τ ὰ λέγοντες; in der richtigen Voraussetzung, dass der Begriff des G a n z e n hier nicht entbehrt werden kann.

Über die äußere Einrichtung der 57 Seiten umfassenden Prolegomena zu sprechen, ist wohl überflüssig. Dieselben sind mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bearbeitet und geben uns ein klares Bild alles dessen, was bisher von verschiedenen Gelehrten in Bezug auf unseren Dialog geleistet worden ist. In dem Capitel „de Theaeteti Platonis emendandi et explicandi praesidiis" bespricht W. den inneren Wert der in Betracht kommenden Handschriften und gelangt zu dem Resultate, dass dieselben sich in zwei Familien scheiden, von denen jede in zwei Theile zerfällt,

und dass in der einen Familie die Codd. A (Bodleianus) und 1 (Vindob. suppl. Gr. 7), in der anderen die Codd. t (Venetus append. class. IV. 1) und *Y* (Vindob. 21) die führende Rolle einnehmen. Dieses Capitel gibt uns im Verein mit den Noten unter dem Text ein deutliches Bild der Textgeschichte dieses Dialoges. Der exegetische Theil berücksichtigt in gleicher Weise die grammatische und sachliche Erklärung und bildet an vielen Stellen eine willkommene Ergänzung der Andeutungen der adnotatio critica.

Den Schluss bilden zwei Indices, ein griechischer und ein lateinischer, welche den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtern. Das Buch ist von Druckfehlern fast ganz rein; wohl aus Versehen ist im Texte 195 C *ἀδολεσχίαν* (im Index *ἀδολεσχία*) stehen geblieben, da es doch in den Proleg. p. 55 heißt: „Scripsi igitur *ᾀδολεσχίαν* (p. 195 C); ferner lesen wir 144 A im Text *ᾄττοντες*, dagegen im Index *ἄττειν*.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus von J. Brix. III. Menaechmi. 4. Aufl. von Max Niemeyer. Leipzig, Teubner 1891.

Die vorliegende Auflage der Brix'schen Menächmen ist eine völlige Neubearbeitung. In scharfem Gegensatze zu Schöll sucht Niemeyer nach Vahlens Vorgang conservativste Grundsätze der Textkritik zur Anwendung zu bringen. Wir müssen es ihm sehr Dank wissen, da nur durch diese Richtung das wahre Verständnis des Textes gefördert werden kann. Die Anmerkungen sind überall auf der Höhe der Zeit und doch knapp genug; selten stimmt eine Anmerkung ganz mit der letzten Auflage; überall hat die bessernde Hand Niemeyers nachgeholfen, und die letzten Erscheinungen, besonders Schölls Ausgabe, sind überall mit Sorgfalt verwertet. Von wirklichen Versehen sind mir eigentlich nur zwei aufgestoßen. V. 1161 steht quiquagesis gedruckt, wo jedoch die Note sogleich aushilft; schlimmer ist 836 der Ausfall des Personenzeichens *ME*, so dass der Vers sinnwidrig in den Mund des Greises kommt. Anderes sind Nebensachen.

Von kritisch-exegetischem Standpunkt seien im Vorübergehen folgende Kleinigkeiten angemerkt. Wenn im Prolog v. 13 Niemeyer mit Schöll (vielleicht auch mit Schenkl?) aus Ausonius epist. XVI prol. zur Füllung des Verses ein *interim* entlehnen will, so widerstrebt dem aller Sinn und Geschmack. Bei Ausonius ist das interim an seinem Platze, da er thatsächlich seine Epistel als eine zeitweilige Gabe hinstellt. Nicht so Plautus, bei dem sich eine derartige Auffassung nicht halten lässt. Nun aber, wenn wir überlegen, dass die Hss. (quisquiliis neglectis) so lesen:

huic argumento ante elogium hoc fuit,

wozu andererseits Ausonius sein antilogium beisteuert, so wird, glaube ich, richtig herzustellen sein:

huic árgumento *antí[logium] elogium* hóc fuit.

Nichts ist leichter, als der Ausfall der gleichen Buchstaben, wie ja z. B. v. 333 auch das doppelte abiit (Gruterus) sich zu einfachem verstümmelt. Dann aber heißt der Vers:

Dieser Lobspruch war der Vorspruch für die Sache selbst! Dieser Gedanke entspricht allein der Situation, da der Prologist sein Werk bisher nur angerühmt hat.

Zu Vers 106

nam neque edo neque emo, nisi quod est carissumum

vermisse ich eine Erklärung des emo. Wie kann der Parasit sagen, dass er das Theuerste aufkaufe, er, der ein paar Verse später 665 sich kühnlich rühmen kann:

nam nihil est quod perdam domi?

Wenn ich nicht irre, so hat man hier den guten Plautus recht missverstanden und es liegt ein gar übles Wortspiel zugrunde. Es sei verstattet, mit griechischer Schrift dem Verständnis nachzuhelfen:

nam néque edo neque ἐμῶ, nisi quod est caríssimum

Denn nur das Theure gehet bei mir ein und aus!

Griechischer Einfluss scheint mir auch nicht abzuleugnen v. 913. Seitdem dort Lachmann (opusc. I. 189) ellebori *unguine* vorgeschlagen hat, hielt man daran fest. Allein sehr richtig bemerkt Brix-Niemeyer (nach v. 950 und Aristoph. Vesp. 1498) schon, dass überall nur vom Helleborustrank die Rede ist, nie von einer Salbe. Nun hat Z: iugere, BCD: iungere, F: ungere. Schölls iumento taugt nichts; aber ich möchte für die alte Vulgata iugere eine Lanze einlegen. Bekanntlich ist *ζεῦγος* das Äquivalent von iugus. *Ζεῦγος* bedeutet aber nicht bloß das Zwiegespann, sondern, wie jedes Lexikon lehrt, auch den zweispännigen Wagen, das Fuhrwerk selbst, wofür die älteste Stelle Herodot I, 31 ist: *τὴν μητέρα αὐτῶν ζεύγεϊ κομισθῆναι ἐς τὸ ἱρὸν, οἱ δέ σφι βόες ἐκ τοῦ ἀγροῦ οὐ παρεγίνοντο ἐν ὥρῃ.* Man sieht, dass ein Grieche ganz wohl statt *ἐλλεβόρου ἅμαξαν* Plato Euthydem 299 B hätte sagen können *ἐλλεβόρου ζεῦγος* (ein zweispänniger Wagen voll H.). Und nun frage ich, wenn Plautus eine solche Vorlage hatte, wie übersetzte er da? Ich glaube, er schrieb:

nón potest haec rés ellebori *iúgere* obtinérier;

der Vers aber, der ihm vorlag, lautete etwa:

ζεῦγος οὔποτ' ἐλλεβόρου τοῦτ' ἐξανύσει' ἂν ...

Etwas anders denke ich über 432, wo ich lesen möchte:

MEN. ého Messenio, áccede huc[e] *ME.* quid negotist?
MEN suscii!
ME quid eo opust? ....

**Suscius*, sonst unbeleglich, halte ich für eine Concurrenzform des bekannten conscius (vgl. scius, nescius), die Lesart der Hss. susciri

weist wohl auf *susciei*. Sachlich wird sich kein passenderer Begriff finden, als der des „heimlichen Mitwissens", denn gerade dazu verwendet sofort der Menaechmus den Messenio.

Doch ich breche ab. Die ausgezeichnete Ausgabe sei allen Freunden dieser Studien herzlich empfohlen.

Wien. J. M. Stowasser.

Charakteristik der lateinischen Sprache. Ein Versuch. Von Dr. F. Oscar Weise, Gymnasialprofessor. Leipzig, Teubner 1891. 8°, 141 SS.

Dieses interessante und fesselnd geschriebene Buch besteht aus vier Abhandlungen, von denen die erste das Verhältnis der lateinischen Sprache zum Volkscharakter der Römer, die zweite ihr Verhältnis zur Entwicklung der römischen Cultur, die dritte die Sprache der Dichter, die vierte die des Volkes zum Gegenstande hat. Nachdem der Verf. im ersten Capitel zunächst die Vorzüge und Mängel des römischen Nationalcharakters geschildert hat, geht er daran, zu zeigen, wie dieselben in der Sprache zum Ausdruck gelangen. Mit scharfem Blicke und feiner Beobachtung bringt er gewisse Eigenthümlichkeiten der Lautgesetze, der Flexion, der Syntax und des Stiles mit bestimmten, besonders auffallenden Zügen der römischen Volksart in Beziehung. In klarer und lichtvoller Darstellung wird gezeigt, wie der starren Unbeugsamkeit und Festigkeit der Römer ihre Vorliebe für Subordination der Sätze und die strenge Beobachtung der Zeitfolge, ihrer praktischen Lebensanschauung die entschiedene Bevorzugung des concreten Ausdrucks, ihrem durchdringenden Verstande die peinlich genaue Tempusbezeichnung und sonstige logische Schärfe des Ausdrucks entspricht, wie sich aus ihrer Armut an Phantasie der bescheidene Wortschatz und die Menge der Fremdwörter, aus ihrer Vorliebe für Krieg und Ackerbau die zahlreichen diesen beiden Gebieten entnommenen Metaphern erklären. Dabei werden beständig die griechische und deutsche Sprache zum Vergleich herangezogen und insbesondere der große Unterschied zwischen römischem und griechischem Volkscharakter, wie er sich in den Sprachen beider Völker zeigt, mit liebevoller Hervorhebung der Vorzüge des hellenischen Wesens zur Anschauung gebracht.

Die zweite Abhandlung schildert den Entwicklungsgang der lateinischen Schriftsprache von der rohen und schmucklosen Form, welche die ältesten Denkmäler bieten, bis zu ihrer höchsten Ausbildung und Vollendung bei Cicero, und sucht zu zeigen, wie dieser Entwicklungsgang im Zusammenhange steht mit den Fortschritten der römischen Cultur und wie auch der allmähliche Verfall der Sprache aus analogen Erscheinungen auf politischem und moralischem Gebiete zu erklären ist.

In der dritten Abhandlung charakterisiert der Verf. die Sprache der römischen Dichter in der Weise, dass er untersucht, inwieweit dieselben den Hauptforderungen poetischer Diction, nämlich der Schönheit, Anschaulichkeit und Natürlichkeit gerecht geworden sind und in welchem Maße sie von dem den Dichtern zustehenden Rechte der Freiheit und Ungebundenheit des Ausdrucks Gebrauch gemacht haben. Gewisse Mängel des römischen Charakters, insbesondere die Armut an Phantasie, der Hang zur Reflexion und die Vorliebe für rhetorischen Aufputz der Rede mussten auf die römische Poesie von vornherein einen ungünstigen Einfluss ausüben, und bei einem Vergleich mit den gottbegnadeten griechischen Dichtern, die man in Rom stets als Vorbilder ansah, ohne sie zu erreichen oder auch nur immer glücklich nachzuahmen, müssen natürlich die Römer schlecht davonkommen. Aber das Urtheil, welches W. S. 83 mit Rücksicht auf die geringe Anschaulichkeit des Ausdrucks bei den römischen Dichtern über die Unfähigkeit derselben ausspricht, will uns doch zu hart dünken; allerdings mildert er es zum Theile selbst, wenn er S. 93 f. zugibt, dass an der Nüchternheit der Ausdrucksweise nicht die Dichter allein schuld seien, die es an redlichem Bemühen nicht fehlen ließen, sondern vor allem die lateinische Sprache selbst, die ihnen ein ungemein sprödes und schwer zu bearbeitendes Material bot.

In der vierten Abhandlung endlich wird die römische Vulgärsprache nach ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten charakterisiert und diese aus bestimmten Zügen des Volkscharakters hergeleitet. Aus der geringeren Begabung des Volkes mit Willenskraft erklärt W. die auffallende Neigung des Vulgärlateins zur bequemen Aussprache, wie sie sich z. B. in der Zusammenziehung der Diphthonge zu einfachen Vocalen und in der Assimilation gewisser Consonanten (*ct* und *pt* zu *tt*) zeigt, ferner das Streben nach einheitlicher Gestaltung der Flexion, das wir im Übergange vieler consonantischer Stämme in die vocalische Declination, beziehungsweise Conjugation (tempus-i statt temporis; spernare statt spernere) und im Schwunde des Neutrums erkennen, endlich auch das Streben nach Vereinfachung der Syntax, wie es z. B. in dem überhandnehmenden Ersatze des Acc. c. inf. durch Nebensätze mit *quod* zutage tritt. In der lebhafteren Phantasie des Volkes sieht W. mit die Ursache der in der Volkssprache deutlich hervortretenden Neigung, die Rede möglichst anschaulich und verständlich zu gestalten. Fremde Wörter wurden nicht bloß lautlich, sondern auch begrifflich der eigenen Sprache angepasst, und daraus erklären sich die interessanten Bildungen der Volksetymologie, deren Wirken an einer Reihe von Beispielen beleuchtet wird. Durch das Streben nach Deutlichkeit wird auch bedingt die Vorliebe des Vulgärlateins für volltönende, übertreibende Ausdrücke, wie z. B. die Setzung zweier Negationen statt einer, der Gebrauch der Frequentativa statt der Stammverba usw. Das stärkere Gefühlsleben des Volkes end-

lich hat zur Folge, dass bei ihm eine viel größere Betheiligung des Gemüthes am sprachlichen Ausdruck stattfindet als bei den Gebildeten. Daher die Vorliebe des Vulgärlateins für Deminutiva (als Ausdruck der Zuneigung), die häufigen Betheuerungen und Interjectionen und die Neigung zu Witz und Wortspiel.

Im einzelnen will Ref. folgende Kleinigkeiten bemerken: S. 7 ist unter den Consonantengruppen, die das Latein im Anlaut der Wörter vermeidet, wohl nur irrthümlich *tr* angeführt. — Die Tmesis findet sich im Latein nicht bloß bei Dichtern, wie S. 10 gesagt wird, sondern auch, wenngleich sehr selten, bei Prosaikern, so z. B. Cato de a. c. 157, 9 ferve bene facito. Varro r. r. I 9, 2 perferve ita fit. II 9, 13 consue quoque faciunt. III, 4, 1 excande me fecerunt. Auch bei Cicero und Tacitus findet sich einiges der Art, vgl. Dräger, Synt. u. Stil des Tac. §. 226. — Ein interessantes Zeugnis für die S. 27 besprochene Wertschätzung des Schweinefleisches bei den Römern ist auch das Varros r. r. II 4, 10: suillum pecus donatum ab natura dicunt ad epulandum. — S. 21 steht unrichtig „braucht“ im Sinne von „gebraucht“. — S. 84 lies „Verve“ statt „Ferve“. — Das Citat aus Ovids Metam. auf S. 101 heißt richtig: 14, 215. — Bei Beneventum (S. 107) dachte man nicht bloß an „guten Wind“, sondern auch mit Vernachlässigung der Quantität des zweiten *e* an „guten Ausgang“, vgl. O. Keller, Lat. Volksetymologie S. 14. — In der Anm. 124 ist ein „Archiv für Philologie“ citiert; gemeint ist Wölfflins Archiv f. lat. Lexikogr. u. Gramm. — Die Schrift Reblings „Versuch einer Charakteristik der römischen Umgangssprache“ hätte mehr Beachtung verdient als die bloß beiläufige Erwähnung in Anm. 126.

Das Buch, an dem die geistvolle Behandlung des Stoffes und die anziehende Form der Darstellung rühmend hervorgehoben werden müssen, sei den Fachgenossen an Gymnasien wärmstens empfohlen. Denn es ist nach des Ref. Überzeugung geeignet, auch im Unterrichte gute Früchte zu tragen, insoferne es den Weg zeigt, wie die Schüler der oberen Classen in anregender Weise zu einem tieferen Verständnisse mancher sprachlichen Erscheinungen angeleitet und so leichter in den Geist der Sprache eingeführt werden können, als es bei dem gewöhnlichen Betriebe der Grammatik der Fall sein kann. Die zwei ersten Abhandlungen wird auch der Historiker mit Interesse lesen.

Melk. Dr. Georg Heidrich.

Wirth Christian, 36 Gründe gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus 1891. 4°, 54 SS.

Als Motto ist das Kaiserwort: „Wir müssen das Deutsche zur Basis machen!“ vorangesetzt. Müsste nach diesem Motto der

Verf. sich nicht denen beigesellen, welche sagen, der fremdsprachliche Unterricht habe vom Hinübersetzen auszugehen? — Denn es gibt auch solche, wenngleich sie nur ein Häuflein bilden —. Statt dessen steht er in der Schrift auf dem entgegengesetzten Standpunkte und bringt gleich 36 Gründe! Angesichts einer so großen Zahl könnte dem treuen und ernsten Philologen förmlich bange werden. Doch „bangemachen gilt nicht." Sehen wir uns einige dieser — S. 50 ff. zusammengestellten — Gründe an. Da finden wir, dass hier vom Französischen die Rede ist (1), dort vom Englischen (2), anderwärts wiederum von den Naturwissenschaften (10) usw. Jetzt haben wir schon ein Mittelchen aufgedeckt, wie der Verf. seine 36 Gründe zusammenbringt: er holt, um sein vermeintliches concentrisches Massenfeuer zustande zu bringen, seine Geschosse überall her, es sind aber nicht alle auf Latein und Griechisch gerichtet — welche Sprachen wir hier zunächst ins Auge fassen. — Doch „es bleiben immer noch genug übrig", sagte der „olle Willem"; sehen wir uns daher weiter um. Die Gründe 12, 20 und 32 sind nach der Ansicht des Ref. identisch. Ähnliches gilt von den Gründen 24, 25 und 26, ferner von 4 und 23, von 22 und 27. Jetzt sind wir dem Verf. hinter ein zweites Mittelchen gekommen. Doch wir wollen nicht weiter über die Zahl der Gründe rechten, handelt es sich ja um die Stichhältigkeit und Triftigkeit derselben. Prüfen wir nun in dieser Beziehung das Vorgebrachte. Fürs erste ist die Abhandlung nicht frei von crassen Übertreibungen, z. B. wenn S. 44 von 10.000 Grammatikregeln gesprochen wird, wenn S. 42 der Unterschied zwischen dem Hinübersetzen und dem Herübersetzen für ebenso groß gehalten wird, als der zwischen dem Reiten und Schwimmen. Prüfen wir sodann einige der Gründe. Grund 3: „Ein planmäßiger Unterricht in der fremdsprachlichen Stilistik ist unmöglich". Aber ein solcher Unterricht ist ja gar nicht nothwendig für die Art und Weise, wie jetzt das Hinübersetzen wenigstens bei uns betrieben wird. Grund 7: „Die deutsch-fremdsprachlichen Übungsbücher schaden vielfach durch läppischen Gedankeninhalt und schlechtes, verschrobenes Deutsch". Nun gut, so wähle man gute Übungsbücher — es gibt ja solche — aber durch die Unrichtigkeit des Wie ist nicht zugleich die Richtigkeit des Was widerlegt. Grund 15: „Wenn nun noch fremdsprachlich deutsche Schularbeiten gemacht würden, so könnten die unvernünftigen und faulen Benützer von sogenannten Eselsbrücken nicht genug leisten und müssten ihre Unredlichkeit aufgeben". — Gerade umgekehrt, fürs Herübersetzen bestehen mehr Eselsbrücken: Speciallexika, Commentare, gedruckte Übersetzungen, die sich jetzt auf allen Wegen und Stegen anbieten usw. Grund 12: „In der besseren Gesellschaft wird Fertigkeit im deutsch-fremdsprachlichen Übersetzen nicht gefordert". Aber wird denn in solcher Gesellschaft Fertigkeit im Herübersetzen gefordert? Dieser Grund gleicht dem zweischneidigen Schwerte. Das Hinübersetzen vermehrt den Wort-

vorrath fast gar nicht (21): aber es befestigt denselben, was doch auch fürs Herübersetzen unerlässlich nothwendig ist. Grund 28: „Es führt zur Seichtigkeit des Denkens und zu hohlem Phrasenmachen, indem es die Aufmerksamkeit vom Gedankeninhalt abzieht und an ein Denken mit bloßen Worten ohne klare und deutliche Vorstellungen gewöhnt.“ Gerade das Gegentheil ist richtig: Wer einen deutschen Text in eine fremde Sprache übertragen will, muss tief in den Gedanken eindringen, widrigenfalls ihm das Übersetzen misslingt. Die darauf verwendete und nach dem Verf. der Classikerlectüre entzogene Zeit wird reichlich eingebracht durch die im Hinübersetzen gefestigte und gleichsam erst gekrönte Kenntnis des Wortvorrathes, der Formen und der syntaktischen Erscheinungen, und das Herübersetzen bekommt so erst recht Kraft, weil es auf sicherer Basis ruht. Das Herüber- und Hinübersetzen gehören zusammen wie die rechte und die linke Hand.

Hiemit glaubt der Ref. einiges, darunter das Wichtigste widerlegt zu haben, was der Verf. vorbringt. Näher einzugehen verbietet uns hier Mangel an Raum. Schließlich spricht der Ref. seine Ansicht dahin aus, dass, wenn einmal die nicht nach Laune eingeführte, sondern historisch gewordene Methode des Hinübersetzens abgeschafft würde, bei dem geringen Stundenausmaße, welches dem Latein und Griechisch gegenwärtig zur Verfügung steht, das Herübersetzen zum bloßen Rathen und Tappen ohne Sicherheit und Kraft würde oder ein „Herumzappeln“, wie es der Verf. nennt. Dem könnte nur durch Erhöhung des Stundenausmaßes gesteuert werden, widrigenfalls die baldigste gänzliche Eliminierung der beiden Sprachen in gründlichster und sicherster Weise angebahnt wäre. Der Ref. redet hiermit nicht ins theoretische Blaue hinein, sondern spricht aus Erfahrung: wird im Griechischunterrichte der Octava mit dem Hinübersetzen zu früh abgeschlossen, so ist es mit der Sicherheit des Herübersetzens bald zu Ende.

Also das Hinübersetzen an sich halten wir für unumgänglich nothwendig. In welchem Ausmaße es jedoch erforderlich ist, und namentlich welche Anforderungen hierin an die selbständige häusliche Thätigkeit des Schülers gestellt werden sollen, das ist eine andere Frage. Die Erörterung derselben würde uns hier zu weit führen. Es sei daher nur bemerkt, dass das deutsche Gymnasium hierin viel weiter geht als das unserige und dass nach der Ansicht des Ref. unser Gymnasium die richtigere Schätzung des Hinübersetzens zeigt.

Wien. J. Rappold.

Emil Szanto, Das griechische Bürgerrecht. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von I. C. B. Mohr 1892. gr. 8°. IV u. 165 SS.

Der Verf. bezeichnet in der Einleitung sein Buch als eine Vorarbeit zu einem griechischen Staatsrechte der Zukunft und gibt damit den richtigen Standpunkt für dessen Beurtheilung. So hoch ich die nicht geringe positive Förderung unserer Kenntnisse, die wir durch Sz. erfahren, anschlage, so besteht meines Erachtens der Wert seiner bedeutsamen Leistung nicht zum mindesten in der von ihm angewandten Methode der Forschung und Darstellung; in der That hat er es verstanden, die vereinzelten Thatsachen zu einem System zu verknüpfen und mit juridischer Schärfe einen Theil des griechischen Staatsrechtes in vollkommen überzeugender Weise zu reconstruieren. Dies bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bisherigen historisch-antiquarischen Art der Betrachtung. Nimmt man dazu, dass der Verf. sowohl die literarischen als die inschriftlichen Quellen, auf denen er seine Entwicklung aufbaut, völlig beherrscht und dass das Buch in jeder Hinsicht den Eindruck einer ausgereiften und sorgsam erwogenen Arbeit macht, so glaube ich zu dessen Lob genug gesagt zu haben.

In der Einleitung wird der Begriff des Bürgerrechtes untersucht und es mit Aristoteles als das Recht der allseitigen Theilnahme an der Regierungsgewalt definiert. Den Hauptinhalt des Werkes bilden drei Abhandlungen. Die erste Studie 'Die Verleihung des Bürgerrechtes' beschäftigt sich mit der Form, in der das Bürgerrecht verliehen wurde — besonders wird da die Verbindung der Politie mit der Proxenie hervorgehoben —, mit dessen Inhalt, mit dem Quasi-Bürgerrecht, mit den Beweggründen für die Verleihung, mit den Erschwerungen derselben, speciell der Dokimasie, mit der Eintragung der Neubürger in die Unterabtheilungen des Volkes, mit der Erblichkeit und dem Verluste des Bürgerrechtes. Wichtig ist vor allem der Nachweis, dass das verliehene Bürgerrecht dem durch die Geburt erworbenen vollkommen gleichwertig war. Es ist hervorzuheben, dass der Verf. in diesem Capitel auch dem Urkundenstil, den charakteristischen Formeln der Decrete, gebürende Aufmerksamkeit schenkt und wertvolle Beobachtungen darüber beibringt. Ich kann Sz.s Aufstellungen fast überall beistimmen und weiche nur in wenigen Punkten von ihm ab. Was er S. 50, 51 sagt, um aus den Decreten von Iasos die Nothwendigkeit einer zweimaligen Verhandlung bei Verleihung des Bürgerrechtes zu erweisen, erscheint mir nicht als überzeugend. Es war doch nicht immer nothwendig, dass die Prostaten, wie es Inscr. of the Brit. Mus. n. 420 der Fall ist, zur Einbringung des Vorschlags beauftragt wurden, sie konnten selbstverständlich einen solchen Antrag auch aus eigener Initiative vorlegen. Ich glaube daher, dass unter *ἔννομοι χρόνοι* l. l. eine bestimmte Zeit d. h. eine bestimmte Volksversammlung zu verstehen ist, die für die Verhandlung dieser Dinge reserviert war. Dasselbe

scheint mir auch für Mytilene am wahrscheinlichsten; nebenbei bemerkt kehrt die von Szanto S. 51 citierte Formel auch in dem mytilenaeischen Decrete, Inschriften von Pergamon n. 245, Fgm. *B.* Z. 25 ff. wieder.

Der zweite Abschnitt handelt von der 'Isopolitie'. Es ist ein besonderes Verdienst des Verf.s, in diese bisher dunklen Verhältnisse Licht gebracht zu haben. Er weist nach, dass unter der einzelnen Personen verliehenen Isopolitie nichts anderes zu verstehen sei als das Vollbürgerrecht; dass dann der Ausdruck mit Vorliebe angewendet wurde um Massenertheilungen des Bürgerrechtes zu bezeichnen und dass solche Isopolitie-Verleihungen entweder einseitig, indem ein Staat einen anderen damit beschenkte, oder gegenseitig sein konnten, wenn der beliehene Staat seinerseits dem verleihenden die Isopolitie ertheilte. In diesem letzteren Falle, der besonders in späteren Zeiten auftritt, ist die Isopolitie als bundbildendes Princip verwendet worden, so von den Ätolern, und eine Vorstufe der Sympolitie. Doch sind die durch Isopolitie verknüpften Staaten stets im Besitze ihrer Souveränetät geblieben. Auch da scheinen mir die Darlegungen Sz.s der Hauptsache nach richtig zu sein. Was S. 98 über die Fortdauer der alten Isopolitie von Delphi für die Sardianer bemerkt wird, halte ich für zweifelhaft; vielleicht wird die Sache dadurch in eine andere Beleuchtung gerückt, dass noch ein zweiter auf Sardes bezüglicher Beschluss der Delpher vorliegt (Bull. de corr. hell. V 398), der dem ibid. S. 383 edierten zeitlich voraufgehen dürfte.

In der dritten Abhandlung wird zur Untersuchung der 'Sympolitie' fortgeschritten. Die Grundlage dieses politischen Gebildes findet der Verf. in dem gemeinsamen Bürgerrecht; er unterscheidet synoekistische Sympolitien, die eigentlich nur in Bezug auf ihre Entstehung aus früher getrennten Staaten diesen Namen verdienen, factisch aber einen Einheitsstaat darstellen, und bundesstaatliche Sympolitien. Die Erörterung über die letzteren ist von großer Tragweite für die Erkenntnis der föderalen Institutionen bei den Griechen; ich mache besonders auf den Nachweis aufmerksam, dass die Versammlungen der griechischen Bundesstaaten (soweit diese sympolitischen Charakter hatten) primär gewesen sind. Dies gilt vor allem für den Achaerbund und, was diesen anlangt, ist Sz.s Polemik gegen Marcel Dubois, welcher die achaeische Bundesversammlung als eine repräsentative hinzustellen versuchte, schlagend; es war mir stets unbegreiflich, wie letzterer Forscher auf eine so künstliche Ansicht kommen konnte, und ich glaube, dass die falsche Analogie des französischen Senates — des 'großen Rathes der französischen Gemeinden', wie ihn Gambetta nannte — seine sich darauf beziehende Anschauung entscheidend bestimmt hat. Dagegen halte ich die Beweisführung Sz.s über die lykische Bundesversammlung (S. 128 ff.) nicht für stringent und muss sagen, dass es mir nach den vorliegenden Zeugnissen wahrscheinlicher ist, dass die ἐκκλησία

eine Repräsentativ-Versammlung war. Ich glaube, wir müssen diese späten Dinge nicht nach der strengen Consequenz des griechischen Staatsrechtes beurtheilen; und anderseits springt die Ähnlichkeit einer solchen Vertretung mit den *κοινά* der Kaiserzeit, den Provinzial-Landtagen, in das Auge. Was Rhodos anlangt, so wird, wie ich meine, seine Existenz als einheitlicher Staat, und nicht als Sympolitie, durch die von Sz. S. 141 hervorgehobene Thatsache bewiesen, dass die Einzelbürger Demotika führten und sich nicht *Λίνδιοι* usw. nannten. Ich bedauere, dass der Verf. in diesem Abschnitte einige Dinge übergangen hat, deren Erwähnung man erwartete. So hat er sich nicht über die Sympolitie von Halikarnass und Salmakis (I. G. A. 500) ausgesprochen; dann hätte wohl auch die Organisation des merkwürdigen Bundesstaates der Magneten, auf dessen Eigenthümlichkeiten ich hingewiesen habe (Griech. Volksbeschlüsse S. 145 ff.), einige Aufmerksamkeit verdient. Und das Gleiche gilt für die spätere Entwicklung des boiotischen Bundes.

Endlich sei mir gestattet, noch einige Einzelheiten zu berichtigen. Wenn S. 4 die Behauptung auftritt, dass sich vorderhand das Fehlen des Rathes in griechischen Staaten nicht nachweisen lasse, so ist dies nicht ganz richtig: es scheint in Sparta, wenn auch nur kurze Zeit, keinen Rath gegeben zu haben (Volksbeschlüsse S. 141), in Gytheion wohl überhaupt nicht (ebenda S. 105, 220). Zu S. 13: Die Urkunde CIG. 2152*b* (= Lebas, Iles n. 1609) gehört nach Alabanda in Karien, nachgewiesen von Köpp nach einer Abschrift aus Schauberts Nachlass, Archäol. Anzeiger 1890, S. 141. Auch ein Bürgerrechtsdiplom aus Andros hat Köpp. ibid. herausgegeben (zu S. 54), durch welches die Lesung *ἐξεῖναι δὲ αὐτοῖς καὶ φυλῆς γενέσθαι ἧς ἂν βούλωνται καὶ φρατρίας ἧς ἂν τυγχάνωνται* festgestellt wird. Zu S. 25: Die Ergänzung der Politie in dem Decrete von Zeleia nr. 5 ist nach der berichtigten Lesung von Bechtel, Inschriften des ionischen Dialectes nr. 114 unmöglich. Zu derselben Seite: Verleihung von Gemeindeland kommt auch an Proxenen vor, wenigstens in Korkyra, Collitz nr. 3198. Zu S. 158 Anm. 2: Die dort citierte Stelle aus Keil, Syll. inscript. Boeot. nr. 31 wird im Bull. de corr. hell. XII 305 ff. ergänzt: *καθὰ καὶ τοῖς ἐ[ντίμ]οις.*

Diese wenigen Einwendungen hindern nicht, dass ich Sz.s Buch unbedingten Beifall zolle und in ihm eine entschiedene und wichtige Förderung der Wissenschaft sehe. Es wäre zu wünschen, dass der Verf. seine mit so glücklichem Erfolge begonnenen Untersuchungen auch auf andere Partien des griechischen Staatsrechtes ausdehnte.

Prag. H. Swoboda.

V. A. Arullani, La donna nella letteratura del cinquecento. Torino 1890.

Es ist allgemein bekannt, dass die Renaissance die Frau auf eine früher nie geahnte Höhe emporhob. Und doch wurde dieser so eigenartigen Erscheinung bisher keine Monographie gewidmet, obschon es an Lebensdarstellungen einzelner Frauen nicht fehlt. Die Deutschen haben nur den bekannten Vortrag von Janitschek (Vier Vorträge zur Cultur der Renaissance. Stuttgart 1878), der sich aber nur mit den social höchstgestellten Damen beschäftigt. In Italien erschien 1889 von Michele Rossi eine Abhandlung: „Contributo alla storia dei costumi Italiani del secolo XVI — Recanati“, die nur die sogenannten Liebestractate (trattati d'amore) behandelt. Dann erschien im laufenden Jahre eine ziemlich naive Schrift einer Dame: „Teresa Biglino, Il sentimento della famiglia in alcuni scrittori del secolo XVI — Milano“, auf die ich noch später zurückkommen werde. Diese Lücke suchte nun Arullani insoferne auszufüllen, als er die Urtheile sammelte, welche sich in der damaligen italienischen Literatur, in Poesie und Prosa, über die Frauen ausgesprochen finden. Wir wollen zunächst ganz kurz über den Gang seiner Darstellung berichten.

Obgleich die Satyre seit den ältesten Zeiten den Frauen gegenüber eine feindliche Stellung einnimmt, so finden sich doch in jener Zeit bei Alamanni, Mauro d'Arcano, Ariosto und Bolognetti trotz mannigfachen Tadels auch zahlreiche Lobeserhebungen des schönen Geschlechtes. Während Antonio Vinciguerra besonders einem Gelehrten zu heiraten abräth, richtet Ariosto in einer Satyre folgende Worte an Annibale Maleguccio:

„Ma fui di parer sempre, e così deto
l'ho più volte, che senza moglie a lato
non puote uomo in bontade esser perfetto.“

Was nun die lyrische Poesie betrifft, so ist zwar Francesco Berni ein großer Gegner der Frauen, aber Diomede Borghesi da Siena, Orazio Visdomini, Francesco Coccio, Massolo (Rime morali), Bernardo und Torquato Tasso, Ariosto und endlich eine Dame, Modesta dal Pozzo di Zorzi aus Venedig, sind ihnen sehr freundlich gesinnt. Die gegnerischen Äußerungen eines Claudio Tolomei und Luigi Alamanni stehen ziemlich vereinzelt da. Eine eigene Art von Poesie beschäftigt sich damit, die speciellen Schönheiten der Frauen einzelner Gegenden und Länder aufzuzählen, deren hervorragendster Vertreter die Pompe des Rainerio sind. (Rime di M. Anton. Francesco Rainerio gentilhuomo milanese nuovamente uscite in luce con brevissima espositione dei soggetti loro; et con la tavola in fine. All' Illustrissimo et Eccellentissimo Signor Fabiano De Monti In Vinegia MDLIIII.) In je einer Stanze werden 22 verschiedene Schönheiten der Mailänder Frauen verherrlicht, unter die auch das Fleisch, die Brust, die Mammae gezählt werden, trotzdem uns der

Dichter versichert, dass nur die Körpertheile besungen werden, die anständigerweise (honestamente) genannt werden können. (Vgl. auch Renier, Il tipo estetico della donna nel M. E. Ancona 1885.)

Was die dramatische Poesie angeht, so kommt vorwiegend die Komödie in Betracht, bei der gleich der Satyre ein weiberfeindlicher Charakter selbstverständlich ist. Luigi Valmaggi veröffentlichte in der 'Gazetta Letteraria' vom 9. Juni 1888 einen diesbezüglichen Aufsatz: „Studio dello spirito antifemminile in alcune commedie del 500“, und nennt als Hauptfehler, die der Frau vorgehalten werden, Bosheit, Habsucht, leichte Sitten und Verschwendung. Unser Gelehrte hält diese Ansicht für die allgemein giltige und sucht diese weiblichen Charakterfehler dadurch zu erklären, dass sich damals die Frau zwar intellectuell, aber nicht moralisch emancipierte. Graf meint hingegen (Studi drammatici — Torino 1878) in Übereinstimmung mit Canello, dass damals wegen der schlechten und unglücklichen Ehen, wie sie uns in den bekannten Komödien Mandragora, Calandra und Candelais geschildert werden, die Urtheile über das andere Geschlecht so ungünstig lauteten. Ich gebe aber Arullani vollständig recht, wenn er in dieser Richtung der Komödie nur eine conventionelle künstlerische Überlieferung sieht, die schon aus dem classischen Alterthume stammt. Doch sehen wir uns einmal einige der bekanntesten Stücke an. Sehr gut kommen die Frauen gewöhnlich in den 'prologi' davon, in welchen sie vor den verführerischen Künsten der Männer gewarnt werden, wenn sie nicht dasselbe Schicksal erleiden wollen, wie die in diesem Stücke behandelten Frauen. Dies gilt von folgenden Dichtungen: La Gelosia, la Spiritata von Lasca, Parentadi von Grazzini, il Ragazzo von Ludovico Dolce, la Cassaria und la Lena von Ludovico Ariosto, il Amor costante von Piccolomini. Sonst enthält aber diese Dichtungsart zahlreiche Aussprüche, die dem weiblichen Geschlechte sehr nahe treten; ich erinnere nur an il Marescalco, la Talanta, la Cortigiana, il Filosofo von Arretino und an die 'Commedia in versi' des Macchiavelli.

Wenn wir uns nun der Prosa zuwenden, so ist die Novellistik, die ja damals ihre höchste Blüte erreicht hatte, mit der Komödie aufs engste verwandt. Diese stand ja vom Anfange an im Dienste der Frivolität, oder besser gesagt, sie war auf den Beifall der großen Menge berechnet, der damals nicht nur in Italien derbe Prellereien und burleske Scherze am meisten gefielen. Ferner kam auch in ihr die damals herrschende Verehrung schöner Frauen an und für sich besonders zur Geltung. Diese Art von Schriftstellern verfolgte keinen ethischen Zweck, sondern nur einen rein künstlerischen. Alle diese Eigenthümlichkeiten finden wir bereits bei Boccaccio, und alle Novellisten bis auf Bandello blieben ihnen treu. Es ist derselbe Geist der Nachahmung, der sämmtliche Lyriker zu Nachahmern Petrarcas gemacht hat. Wer nun mit diesem Moment nicht rechnet, versteht die gesammte Renaissanceliteratur

nicht. Bei Besprechung der Strozzi [1]) wurde dieser Gedanke von mir näher ausgeführt. Von den Frauen werden meistens sehr üble Dinge erzählt, gleichgiltig, ob es Mädchen, Gattinnen oder Nonnen sind. Größere Sinnlichkeit als beim männlichen Geschlechte, arge Durchtriebenheit und Schlauheit wird ihnen auf Schritt und Tritt vorgeworfen. Immer wieder werden die Fragen erörtert, wer mehr liebe, Mann oder Weib, ob das Weib nicht ein viel niedrigeres Geschöpf sei als der Mann. Bandello, der beste Nachahmer Boccaccios, lobt jedes Vergehen aus Liebe, wenn es nur schlau durchgeführt und von Erfolg gekrönt ist. Mit denselben Gründen versucht Giraldi, ein Vorläufer Dumas', eine Rehabilitierung der Courtisane in der Novelle „Gli Ecatommiti". Und doch sind viele dieser Sammlungen edlen Frauen gewidmet, und solche schrieben selbst derartige Erzählungen, wie z. B. die allseits verehrte Königin Margarethe von Novarra. Ein Beweis, dass bei dieser Schriftstellerei nur rein künstlerische Zwecke verfolgt wurden. Gut kommen die Frauen nur bei Erizzo und in einer Novelle des Luigi Alamanni fort, während bei Fortini, Macchiavelli (Belfagor), Lasca, Firenzuola, Strapparola (le Notti), Bandello, Giraldi, Parabosco und Nicolò Franco (Philena) nur von Ehebruch und sinnlichen Genüssen aller Art erzählt wird. Nur wenn die Sammlung einer Dame zugeeignet wird, überströmen die Einleitungen vom Lobe des schönen Geschlechtes.

Es ist ganz selbstverständlich, dass sich gegen die in der Novellistik ausgesprochenen Anschauungen eine heftige literarische Opposition erhob, die in der Epistolographie und in den Dialogen laut und vernehmbar zum Ausdrucke kam. Von den zahlreichen diesbezüglichen Briefsammlungen damaliger Zeit interessiert uns am meisten folgende: „Lettere di molte valorose donne, nelle quali chiaramente appare non essere ne di eloquentia ne di dottrina alli uomini inferiori. Di nuovo stampate et con sommo studio reviste et in molti luoghi corette. In Vinegia, appresso Gabriel Giolito de' Ferrari, 1549", die dem englischen Botschafter Rovello gewidmet ist. Die hohe Bildung der Frauen der Renaissance offenbart sich besonders in dieser Art von Schriftstellerei, an der sich vorzugsweise das andere Geschlecht betheiligte. Den Männern, den ewigen Lästerern der Frauen, wird arg mitgespielt. In dem Briefe der Gräfin Aurelia Verdella werden sie ein teuflisches Geschlecht genannt, von Gott zum ewigen Verderben und Schaden der Frauen geschaffen. Immer wieder wird betont und durch zahlreiche Beispiele belegt, dass die Frauen weder in intellectueller, noch in moralischer Hinsicht den Männern nachstehen. Auch günstige Äußerungen von Männern werden in großer Zahl citiert, so von L. Dolce, Parabosco, Fr. Sansovino, Nicolò degli Alberti da Bormo und sogar von

[1]) Vgl. Ercole Strozzi. Ein Hofdichter des Hauses Este. Programm der Speneder'schen Privatrealschule. Wien 1892.

P. Arretino. — Und die Dialoge waren so recht das Gebiet, auf dem von Männern und Frauen der gebildetsten und höchsten Schichten dem damals geistig so hoch stehenden schönen Geschlechte Weihrauch gestreut wurde. Wer kennt nicht den Cartegiano des Baldassare Castiglione? All das, was für und gegen das weibliche Geschlecht damals vorgebracht wurde, findet seine Vertreter in diesem herrlichen Werke. Und als welch glorreiche Siegerin geht die Frau aus dem Streite im dritten Buche hervor, in dem als ihre geistreichen und zugleich energischen Vertheidiger il Magnifico Giuliano und M. Cesare auftreten! Wie erhaben spricht von der Stellung der Gattin Torquato Tasso im Dialoge: „Il Padre di famiglia", der verlangt, dass die Frau dem Gatten nur „civilmente" gehorchen dürfe! In der Circe des Gelli wird alle Schuld an dem Unglücke der Frauen den Männern zugeschrieben, die sogar den Thieren in jeder Hinsicht nachstehen. Als wahrer Ritter der Frauen erscheint Vito di Gozze in dem 'dialogo della belezza'; nach ihm war die Natur, was Schönheit, Liebe und intellectuelle Fähigkeiten betrifft, dem schönen Geschlechte gegenüber viel freigebiger. Ferner erörtert er die Fragen, ob die garstigen Wesen mehr nach Liebe verlangen als die schönen, und ob die letzteren glücklicher sind im Geliebtwerden, als im Selbstlieben. Etwas weniger günstig lauten die Urtheile eines Gabriele Zinano (L'amata seconda, oder delle cagioni naturali d'amare), eines Manso (J. Paradossi), der meint, dass die Schönheit stolz, unverschämt, gefährlich und hinfällig sei und vor keinem Verbrechen zurückschrecke, eines Spontone (Hercole difensore d'Homero, dialogo del sig. cavalliere Ciro Spontone), nach dessen Ansicht eine tadellose Frau seltener sei als ein Phönix. Sie bilden den Übergang zu drei Männern, Ulloa, Trotto, Marcellino, deren Ideen sich bereits wieder den über solche Fragen üblichen Anschauungen des Mittelalters nähern, da sie alle drei im Dienste der Gegenreformation stehen. — Aber auch noch in anderen Gattungen damaliger Schriftstellerei wird die Frauenfrage behandelt, so in den 'lettioni' des Varchi und in den 'Le tre parti del campo dei primi studi' des Simeoni, in denen Lob und Tadel so ziemlich gleichmäßig vertheilt ist, was auch von den 'Discorsi' des Grafen Annibale Romei aus Ferrara gilt. Endlich widmete zahlreiche Schriften diesem Thema Alessandro Guarini, von dem die 'conclusioni amorose' uns am meisten interessieren. Die vier letzten lauten: *a*) die Frau ist eifersüchtiger als der Mann, *b*) die Liebe der Frau ist weniger feurig, *c*) dennoch liebt sie inniger als er, *d*) endlich wäre die Frau keine Frau, wenn sie nicht unbeständig wäre. Hier folge nur noch die Bemerkung, dass solche 'conclusioni amorose' eine beliebte literarische Spielerei des XVI. Jahrhunderts waren.

Es gibt aber auch eine große Reihe von Schriften aus jener Zeit, die sich nur ganz ausschließlich mit der Frau beschäftigten, während von ihr in den bisher genannten doch nur mehr oder minder gelegentlich die Rede war. So tritt für das weibliche Ge-

schlecht Ludovico Domenichi in dem Dialoge 'Della Nobilità delle donne' in energischer Weise in Schranken, stellt es über die Männer, da viele Frauen keusch starben, trotzdem sie ein hohes Alter erreichten und von freier Liebe fernblieben, was sich nur von sehr wenigen Männern behaupten lässt. Immerhin mit einigem Tadel sind zwei andere Schriften desselben Autors erfüllt 'Il Dialogo d'amore', 'Dei rimedî d'amore', in jener wird wieder die alte Frage erörtert, ob die Hässlichen mehr geliebt werden wollen, als die Schönen, in der zweiten wird den Frauen vorgeworfen, dass sie aus Gefallsucht viel zu viel Zeit auf Toilettekünste verwenden. Das ziemlich unlautere Werk 'La Raffaella o vero dialogo della bella creanza delle donne' des Alessandro Piccolomini, in dem der freien Liebe das Wort geredet wird, soll hier nur genannt werden. Einen ganz anderen Ton schlägt Agnolo Firenzuola in seinen zahlreichen Abhandlungen (Delle bellezze delle donne, Della perfetta bellezza d'una donna, I Ragionamenti d'amore, Epistola in lode delle donne dedicata a Messer Claudio Tolomei nobile senese) an, der Zeit seines Lebens ein warmer Verehrer des schönen Geschlechtes war. Nach ihm muss die Seele des Weibes, die gleich der des Mannes von Gott geschaffen ist, dieselben Fähigkeiten besitzen. Durch zahlreiche Beispiele aus alter und neuester Zeit wird erwiesen, dass die Frauen auf allen Gebieten des Geistes Bedeutendes geleistet; habe ja auch ein Plato und Augustin deren hohe Bedeutung anerkannt. Doch den größten Dank der Frauen verdient unbedingt Giuseppe Betussi, der im 'Dialogo amoroso' und im 'Raverta' alles erdenkliche Lob auf die Frauen häuft und die beiden damals so oft aufgeworfenen Fragen, ob die Frau oder der Mann mehr liebe, und wer in der Liebe standhafter sei, zu deren Gunsten beantwortet. Von Sperone Speroni interessiert uns besonders die 'orazione contro le cortigiane', aus der wir ersehen, dass es neben einem Dumas damals auch einen Augier gegeben; in den 'Dialogo d'amore, Della dignità delle donne, In lode delle donne' wird den Frauen, besonders was die Moral betrifft, eine hohe Bedeutung zugesprochen. Bei diesem Schriftsteller ist das Bestreben zur Verbesserung der socialen und moralischen Schäden seiner Zeit beizutragen unverkennbar. Stefano Guasto hält in den 'Dialoghi piacevoli' die Frauen für viel tugendhafter als die Männer, die im Vergleiche zu jenen teuflische Bestien seien. Es genüge nicht, dass ein Weib eine gute Hausfrau sei, sie muss sich auch auf die Künste und Wissenschaften verstehen, wenn sie einen gebildeten Mann befriedigen will. Auch die schöne Frau kann den Verführungen widerstehen, da ja nach Sokrates ein schöner Geist nur in einem schönen Körper wohnen könne. Ferner folgen noch einige im Predigertone gehaltene Vorschriften über Kindererziehung. Auch in dieser Schrift finden sich zahlreiche Angriffe auf die Courtisane. Von Ludovico Dolce haben wir im 'Dialogo della instituzione delle donne' ein förmliches Erziehungsprogramm für das schöne Geschlecht; das erste

Buch handelt von der Jungfrau, das zweite von der Gattin, das dritte von der Witwe. Obgleich der Verf. ein großer Verehrer der Ehe ist und sie auf alle Weise zu heben sucht, so erscheint ihm doch als der edelste Beruf der einer Jungfrau. Vor allem verlangt er vom Weibe eine höhere Bildung, da die meisten Fehler aus Mangel an Bildung hervorgegangen sind. Alle gebildeten Frauen sind tugendhaft. Mag auch das Weib von Natur aus mehr zur Leidenschaft neigen, so muss es sich doch beherrschen, denn seine erste Zierde ist die Keuschheit; Spiele aller Art, besonders mit Karten, soll es meiden, ebenso zu große Neugierde und Geschwätzigkeit. Folgende Schriftsteller soll ein Mädchen lesen: Vergil ganz, wenig von Horaz, Prudentius, Prosper, Juvencus, Paulinus, Sannazzaro, Vida, Cicero und die Historiker, Petrarca, Dante, Sperone, il Cortegiano del Castiglione. Dass die moralischen und intellectuellen Fähigkeiten des Weibes denen des Mannes nicht nachstehen, will Luigi Dardano unter zahlreichen Angriffen auf seine eigenen Geschlechtsgenossen in Prosa und Poesie nachweisen. (Vgl. La bella et dotta difesa delle donne in verso et prosa di Messer Luigi Dardano. — In Vinegia 1554.) Interessant ist auch ein diesbezüglicher poetischer Wettstreit zwischen Antonio de' Pazzi und dem jungen Torquato Tasso. Auch eine Frau, Lucrezia Marinella, griff zur Feder, um ihr Geschlecht gegen alle Angriffe der schlechten Männer, die zweifelsohne viel lasterhafter sind, zu beschützen; allerdings hat sie Licht und Schatten sehr ungleich vertheilt. (Vgl. Le nobilità et eccellenze delle donne et i difetti e mancamenti degli huomini. Discorso di Lucrezia Marinella in due parti diviso. Con privilegio. In Vinetia.... MDC con licentia dei superiori.)

Wenn man also von den populären Dichtungsarten absieht, in denen die Frau zu keiner Zeit und bei keinem Volke besonders gut fortgekommen ist, so hat das XVI. Jahrhundert fast nur Lob für diese. Mit den Sitten jener Zeit war es wohl auch nicht so schlecht bestellt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Literatur herrschte damals der sogenannte Verismus, aus dem aber doch nicht zu viel gefolgert werden darf. Die Franzosen unter Napoleon III. waren gewiss nicht viel verschieden von den Zeitgenossen eines Zola und Daudet. Und wer wird trotz Ibsen von den Norwegern so schlecht denken! Auch Arullani spricht immer von dem heidnischen Cult der nackten Schönheit während der Renaissance. Wie wenig berechtigt dieser ewige Einwand vom heidnischen Geiste in der Culturgeschichte Italiens sei, legte in sehr klarer und einleuchtender Weise in der Nuova Antologia (3. s. vol. 34; fasc. 12—13) G. Barzelotti in dem Aufsatze: 'Italia mistica e pagana' dar. Der Cult schöner Formen, die Freude an der Natur und schönen Festlichkeiten liegt in der Natur des italienischen Volkes. Mit Recht verweist Barzelotti auf die Chronik des Fra Salimbene, über den sich Dove in ganz ähnlichem Sinne geäußert hat, dessen christliche Gesinnung kein Mensch bezweifeln kann. Aus diesen Grün-

den nannte ich das Buch der Biglino naiv, die, wie wenn es sich um Wilde Afrikas handeln würde, zu beweisen sucht, dass unter den Italienern des XVI. Jahrhunderts auch Sinn für Freundschaft, Elternliebe und Familienleben herrschte. Dass man nicht alle Liebesabenteuer glauben darf, die von den damaligen Dichtern oft in derb realistischer Weise erzählt werden, worüber übrigens L. Greg. Gyraldi in der Literaturgeschichte sehr strenge urtheilt, glaube ich a. a. O. von den Strozzi nachgewiesen zu haben. — Arullani gebürt für seine fleißige Arbeit unser wärmster Dank. Leider ist die lateinische Literatur ganz unbeachtet geblieben.

Wien. Dr. K. Wotke.

Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) herausgegeben von Dr. Rudolf Schachinger, Professor und Stiftsbibliothekar in Melk. Wien, in Commission bei Alfred Hölder 1890. gr. 8°, VIII u. 223 SS.

Der über zehn Jahre sich erstreckende Briefwechsel zweier hervorragenden Vertreter der deutsch-österreichischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegt uns hier in schöner Ausstattung vor, wertvolle Belege für die dichterische Entwicklung Halms, für das kritische und erzieherische Talent Enks. Die Herausgabe hat im Auftrage des (den Wissenschaften und Künsten freundlich zugeneigten) niederösterreichischen Benedictinerstiftes Melk ein Ordensbruder Enks, Dr. Schachinger, besorgt, der bereits durch seine Programmabhandlung: „Die Bemühungen des Benedictiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Literatur. Melk 1888“ Interesse und Verständnis für die literarhistorische Forschung erwiesen hatte. Sch. hat auch hier eine nicht geringe Aufgabe trefflich gelöst. Er hat die schwer lesbare Handschrift der Briefe (von denen bisher nur ein verschwindender Bruchtheil gedruckt worden war) mit den vielen Abkürzungen, fremdsprachigen Citaten und lakonischen Anspielungen richtig entziffert, die im Briefwechsel erwähnten Personen und Werke in erläuternden Anmerkungen sichergestellt und in einem genauen Verzeichnis übersichtlich geordnet, wobei er sich theilweise der Unterstützung des Prager Universitäts-Professors Dr. August Sauer und seines Melker Collegen Albert Fürst erfreute. Die Einleitung gibt eine knappe und schöne Charakteristik der beiden Briefsteller und die wichtigsten Bemerkungen über die äußere Geschichte des Textes und das Ende Enks. Doch auch eine kurze Darstellung der Beziehungen zwischen Enk und Halm, eine Geschichte ihres Freundschaftsbundes wäre an dieser Stelle sehr erwünscht gewesen, weil die Nachrichten darüber in schwer zugänglichen Zeitungsartikeln verstreut sind.

Der um 18 Jahre jüngere Freiherr von Münch-Bellinghausen war im Jahre 1815 auf dem Melker Gymnasium ein Schüler des Professors Enk. Nachdem er die Anstalt verlassen hatte, wurde der Verkehr nicht abgebrochen. Ein Briefwechsel zwischen beiden aber ist uns erst vom Jahre 1833 ab bewahrt bis 1843, dem Todesjahr Enks. Zum größten Theile sind es Briefe des letzteren, da viele Antworten Münchs verloren gegangen sind. Der Briefwechsel setzt unmittelbar mit der Besprechung des Griseldis-Entwurfes ein und seinen hauptsächlichen Inhalt bildet der Meinungsaustausch über die dramatischen Pläne Halms, fällt er doch in des Dichters fruchtbarsten Lebensabschnitt, in dem „Griseldis", „Der Adept", „König und Bauer", „Der Sohn der Wildnis" entstanden. Die Briefe zeigen uns genau die Grenzen von Enks Antheil an Halms Dichtungen und entkräften von neuem die längst zurückgewiesene Behauptung, Halm habe unter seinem Namen Dramen von Enk veröffentlicht. Enk war ein unablässig anspornender, thatkräftig berathender, in seinem Urtheil überaus strenger Lehrer. Die einzelnen Dramentheile, die ihm Halm unterbreitet hatte, sendet Enk oft mit den herbsten, tadelnden Bemerkungen zurück, er ermahnt den Schüler zu fortgesetztem Feilen und Umarbeiten, zu eingehenden theoretischen und historischen Studien, er verweist ihn auf größere Muster, er fordert ihn zu strammem Zusammenhalten der Kräfte auf. Diesem Lehrer hat es Halm vor allem zu danken, dass er, ohne vorher seine poetischen Gaben zu zersplittern, mit einemmale durch ein großes Werk, die „Griseldis", als gereifter Dichter das Publicum überraschte. Halm wird durch Enks scharfes Vorgehen bitter gekränkt und entmuthigt, einzelne zu grausame Kritiken scheint er, wie z. B. aus Brief Nr. 89 hervorgeht, in Zorn und Scham vernichtet zu haben. Doch nachgiebiger und liebenswürdiger als etwa Grillparzer dem älteren Freunde Schreyvogel gegenüber, beugt sich Halm immer wieder dem Rathe Enks und steht, so lange dieser lebt, förmlich in seinem Bann. Eine Fülle von Stoffen, die ihm Halm vorlegt, prüft Enk auf ihren dramatischen Gehalt hin, er warnt ihn vor unfruchtbaren Plänen, so vor einem in Angriff genommenen aufklärerischen Judenstück (Nr. 67), macht den schwankenden und unschlüssigen Dichter mit Nachdruck auf einzelne dankbare Stoffe aufmerksam und eröffnet ihm den Zugang zu den noch nicht gehobenen Schätzen des spanischen Dramas (Brief Nr. 75 und ff.). In der gleichen Zeit, da Enk an seinen „Studien über Lope de Vega Carpio" arbeitete (die 1839 erschienen), rühmt er auch dem Schüler immer diesen fruchtbarsten spanischen Dramatiker als Stoffquelle, besonders dessen anziehendste Schöpfung, den Villano en su rincon (Brief Nr. 80, 87, 88 u. a.). Halm hat nun wirklich eine Reihe von spanischen Stoffen in Angriff genommen und den Villano in das schöne Lustspiel „König und Bauer" umgearbeitet, in welchem er die etwas zerfahrene Handlung des Vorbildes kräftiger und dramatisch wirksamer zusammen-

gefasst hat und uns ein heiteres und erhebendes Lebensbild von zauberhaftem Reiz entrollt. Wenn Enk in seinen eben genannten „Studien" S. 156 über den Ausgang des Villano sagt: „Ob der Dichter nicht besser gethan hätte, den wackern Juan auf seine Hufe zurückkehren zu lassen, statt ihn zum Haushofmeister des Königs zu creieren, mag unerörtert bleiben", so hat Halm auch diesen Wink befolgt und die Schlusscene des Originals dahin abgeändert, dass der Bauer vom König sich die Gnade erbittet, in seinen Bergen bleiben zu dürfen.

Die zaghafte Frage Halms, ob er Beruf zum tragischen Dichter habe, beantwortet Enk anfänglich nicht mit einem bedingungslosen Ja. Er rückt ihm ein Dutzend Wenn und Aber vor (Nr. 1, Nr. 5) noch in Nr. 14. „Für einen Riesen (Shakespeare und fast nur er) halte ich Sie nicht, aber ein Dichter ersten Ranges, kann aus Ihnen werden, wenn Sie sich der Richtungen klar genug und zeitig genug bewusst werden, welche Sie zu verfolgen haben. Und das wäre nicht wenig. Als tragischer Dichter sind Sie hier auf dem besten Wege, obgleich Ihnen noch immer jene Stufe der Lebensanschauung fehlt, ohne welche das Ziel hier nicht erreicht wird." Erst nach der Vollendung der „Griseldis" (in welcher Halm den Kern der alten Sage durch die neue Schlusswendung so wunderbar vertieft hat) hält es Enk (Nr. 22) für „entschieden", dass Halms Schaffensdrang „mit einer reichen Dichtergabe verbunden" sei. Ebenso befriedigt ist er von der Bearbeitung des Villano (Nr. 94): Jetzt sei der Dichter in Halm zutage getreten, früher wäre er „durch Bänglichkeit und Befangenheit verdumpft und gebunden" gewesen. Vom „Sohn der Wildnis" sagt Enk (Nr. 138), das Stück sei „ganz in Poesie getaucht" und (Nr. 143) es wäre „ein glücklicher Wurf, wie er nicht oft gelingt". Am wärmsten lobt er dann, wenn Halm an sich selbst zu zweifeln beginnt: Nr. 107 „schmähen und mäkeln Sie nicht an Ihrem lyrischen Talent. Es ist ein reiches, vielseitiges und glänzendes. Nicht Innerlichkeit und Originalität fehlt Ihnen, nicht das Talent eine große und selbst eine tiefe Idee zu erfassen; wohl aber das bis jetzt, den Gedanken zu beherrschen: weil Sie ihn selten zur vollen Klarheit bringen." Wie dankbar Halm für jede ähnliche freundliche Ermunterung war, ersehen wir aus den wenigen erhaltenen Antworten, wie Nr. 23, Nr. 165 und Nr. 161, dem schönen Sylvesterbrief vom Jahre 1842. Der letztere erinnert nach mehr als einer Richtung an das warm empfundene Dankschreiben, das der junge Goethe am 9. November 1768 an seinen Leipziger Lehrer, den Maler Adam Friedrich Oeser gerichtet hat (Goethes Briefe 1. S. 177 ff.), und ähnliche Worte werden sich immer wiederholen, wo ein strenger, aber wohlwollender Lehrer einem begabten Schüler gegenübersteht, dem es noch an strenger Selbstzucht fehlt. Halms Sylvesterbrief ist der Höhepunkt des ganzen Briefwechsels, er bezeichnet uns Kern und Wesen des Verhältnisses zwischen Enk und

Halm, er ist das schönste Zeugnis für die Aufopferung des Lehrers, für die Treue des Schülers. Er lautet folgendermaßen:

„Liebster, theuerster Freund!

Ich habe dies Jahr den Sylvesterabend ganz einsam zuzubringen; die Ereignisse des Jahres, gute und schlimme ziehen vor mir auf und nieder und die meisten haben meinen Geist auf Sie und wieder auf Sie zurückgeführt. So ist mir wieder klar geworden und vielleicht lebhafter als in allen früheren Jahren, was Sie mir waren und was Sie mir sind, wie Ihr mahnender Zuruf mich zuerst ermuthigt, es mit der Bühne zu versuchen, wie Ihr fürsorgender Geist mir die Wege bahnte, die Pfade zeigte, wie Ihre stützende Hand mich Strauchelnden so oft auf dem schlüpfrigen Pfade festhielt, wie Ihr Wohlwollen, Ihre Theilnahme selbst dann noch über mich wachte, wenn ich von der Richtung, die Sie mir vorzeichneten, abwich. Wenn ich Ihnen auf diese Weise Alles, was ich gelernt und das Meiste, was ich erreicht, zu danken habe, so ist es doch nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein, das mich in dieser Stunde bei dem Gedanken an Sie so lebhaft bewegt. Zwey Stücke sind es, erstens der Umstand, dass Sie in Ihrem vereinsamten, freudeleeren, reitzlosen Leben, bei Ihrem in seiner Festigkeit so schroffem Charakter, bei dem Ekl für Ihr eignes Leben, und Ihre Verhältnisse mir so viele Theilnahme, mir so viele Geduld, mir so vieles warmes, lebhaftes, nie ermüdendes Wohlwollen gezeigt haben, zweytens die innerste Überzeugung, dass Sie es eben darum wahrhaft gut mit mir meinen, dass Sie allein und ohne irgend eine Nebenabsicht mein Bestes wollen, und meiner Erfolge sich erfreuen. Indem ich Ihnen also aus vollstem Herzen für Alles danke, was Sie an mir gethan haben, muss ich zugleich dem Himmel anheimstellen, Sie für das zu belohnen, Ihnen das zu vergelten, was eben der Ursprung aller andern reichen Gaben ist, die mir von Ihnen zukamen, nehmlich Ihre Theilnahme an mir und Ihre Wahrhaftigkeit gegen mich. Möge der Himmel Ihnen in reichem Maße geben, was er Ihnen noch geben kann, was Sie noch brauchen können; möge er Ihnen Gesundheit schenken, Ihren hellen klaren Geist bis ans Ende hell und klar erhalten, und wenigstens den Abend Ihres Gewitterlebens vor neuen Stürmen bewahren." Mit der Bitte um fernere Theilnahme, mit der Versicherung ewiger Dankbarkeit und mit herzlichen Neujahrswünschen schließt Halm den Brief.

Der Briefwechsel ist (wie es aus dem mitgetheilten Schreiben schon hervorgeht) nicht bloß literarischer Natur, sondern auch ein Spiegelbild der wärmsten, persönlichsten Beziehungen, die neben geschäftlichen Mittheilungen und Familiennachrichten aller Art einen breiten Raum einnehmen. Immer wieder sucht Enk auch auf den Menschen Halm einzuwirken. Er verlangt, dass Halm trotz seiner schriftstellerischen Interessen in der Beamtenlaufbahn in treuer Pflichterfüllung verharre, er sucht ihn aus den häufig wiederkehrenden

Stimmungen der Verzagtheit, der Grübelei und der Verbitterung kräftig aufzurütteln; er solle nicht „taglöhnern", sondern spazieren gehen, sich Erheiterung, Erholung, Ferien gönnen (Nr. 76, 115, 116 u. a.). Ergreifend ist es zu beobachten, wie liebevoll Enk seinen Freund aufzuheitern sucht (z. B. Nr. 135, 148), während sein eigenes Gemüth bereits unheilbar zerrissen war.

Das traurige Ende, dem Enks Leben unaufhaltsam zutrieb, wirft auch im Briefwechsel seine Schatten voraus. Im Januar 1839 (Brief Nr. 89) findet er noch für sich und für Halm Worte des Trostes: „Aus der tiefsten inneren Zerwürfnis habe ich mich doch zu dem Glauben an eine leitende Vorsehung, und der Überzeugung durchgekämpft, dass der Glaube an Gott allein Licht in das wirre Dunkel des Lebens bringe. Da also suchen Sie das Licht und den festen Anker." Aus dem März 1840 (Nr. 104) lesen wir das Geständnis: „dass ich meine letzte Lebensfreude und Lebenshoffnung verloren, und nun ganz ein Bettler bin." — — „Ich werde fortgehen und Niemand wird wissen — — wie schwer ich am Leben getragen habe." Wiederholt schreibt er von seiner „unseligen Verstimmung", von der Freudenlosigkeit seines Daseins. Im Frühling 1842 (Nr. 142) ist er schon so „von Ekel überfüllt, dass es immer nur eines Tropfens bedarf, um das Gefäß überlaufen zu lassen". Anfangs Juni 1843 endlich meldet Enk dem Freunde, dass er seinem Leben ein gewaltsames Ende bereiten wolle. Dieser Brief (Nr. 177) ist in der vorliegenden Ausgabe aus begreiflichen Rücksichten nicht vollständig wiedergegeben; sein unverkürzter Wortlaut (wie ihn die „Neue Freie Presse" vom 16. December 1875 abdruckt) ist folgender:

„Lieber Herr Baron!

Wenn dieses Blatt in Ihre Hände kommt, so habe ich meinem elenden Leben ein Ende gemacht. Die nächste Veranlassung dazu ist nicht Walch, sondern die mich entehrende Behandlung meines Prälaten. Ich habe lange genug ausgehalten. Wie schwer es mir wurde, weiß Gott und ich.

Leben Sie wohl! Gott segne Sie und Ihr Streben.

Hab ich Sie beleidigt: so verzeihen Sie

Ihrem treugesinnten

M. Enk.

Von ganzem Herzen grüße Wolf, Carajan, Grillparzer, Bauernfeld, Deinhardstein. Bei Letzterem hab ich noch Dante stehen (für Carl). Ein Dukaten liegt im Lope. Schreiben Sie, bitt ich, der guten Wöss ein paar Worte."

Am 17. Juni 1843, im 55. Lebensjahre, suchte und fand Enk seinen Tod in den Wellen der Donau. Die Ursachen, die ihm das Leben unerträglich machten, beginnen schon in Enks Jugendzeit zu wirken. Durch fortgesetzte innere und äußere Anlässe unheilvoll gefördert besiegten sie schließlich den Unglücklichen, der sich in langjährigem

heißen Ringen der Verzweiflung zu erwehren suchte. Enk ward Geistlicher ohne inneren Beruf, wie es heißt durch ein Gelübde der Mutter dazu genöthigt. Er büßte diese Verirrung durch den Verlust der Lebensfreude. Schon in seiner ältesten Schrift, dem Lehrgedicht „Die Blumen“ (1822), nennt er in der Widmung an den Subprior Franz Schneider dessen Freundschaft die edelste „unter den wenigen Blumen des Lebens, welche mir blühen“. Durch seine spätere Thätigkeit als philosophischer Schriftsteller brachte Enk seine seelische Hypochondrie in ein förmliches System, indem er immer von neuem dem Räthsel des Daseins, der Unmöglichkeit einer irdischen Glückseligkeit, dem Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit nachgrübelt. In der Schrift „Eudoxia oder die Quellen der Seelenruhe“ (1824), in welcher sich nach dem Vorbilde des Platonischen Symposions die Bewohner und Gäste eines kärntnischen Adelssitzes über die Mittel und Wege zur Erlangung einer harmonischen, völlig befriedigenden Ruhe des Gemüthes unterhalten, gibt Enk die Möglichkeit einer Seelenruhe nur für unerschütterliche Bekenner des christlichen Unsterblichkeitsglaubens zu. In „Eudoxia“ (S. 77, 106 f.) kommt Enk auch auf den Selbstmord zu sprechen. Er gibt als seine Veranlassung „Leidenschaftlichkeit und ungemessenen Drang nach Lebensgenuß“ an. Ähnliche Urtheile äußert er über den Selbstmord in „Melpomene“ (S. 409—415), wo er ihn als „unbedingte Schwäche der sittlichen Kraft“ verdammt. Alle „Sophismen“, durch die er entschuldigt werden soll, „müssen jener sittlichen Ansicht weichen, vermöge welcher der Mensch, das Geschöpf einer höheren Macht, das Leben, welches ihm von dieser als Bedingung seiner sittlichen Fortbildung gegeben worden ist, nicht von sich werfen kann, ohne sich mit frechem Frevel an ihr zu vergehen“. Wenn Enk trotz diesen strengen Ansichten durch Selbstmord endete, so ist uns dies ein trauriger Beweis dafür, dass die Dämone des Trübsinns, denen er mit den zergliedernden Waffen der Philosophie zu Leibe gerückt war, Sieger blieben, seinen Geist umnachteten und sein Wollen bestimmten. Als im Sommer 1843 sein Abt ihn wegen Unzufriedenheit der Schulbehörde des Lehramtes enthob, fühlte sich Enk tief verletzt. Wir dürfen annehmen, dass die Phantasie, die Enk wiederholt als den gefährlichsten Feind der menschlichen Seelenruhe bezeichnet hat, auch ihn selbst durch die drei Jahrzehnte lang währenden Wahnvorstellungen des entgangenen Glücks, schließlich durch übertreibende Vergrößerung der von dem Prälaten erlittenen Kränkung dem Abgrund zugetrieben haben.

Der Herausgeber, Prof. Schachinger, spricht in der Vorrede die Hoffnung aus, dass der vorliegende Briefwechsel die Veranlassung geben werde, Halms dichterischen Nachlass in weiterem Umfange zu veröffentlichen und Enks zerstreute Schriften zu sammeln, Wünsche, die jeder, der Halm und Enk kennt, theilen muss. Was insbesondere Enks Arbeiten betrifft, so sind diese nur in verschollenen Zeit-

schriften oder, soweit sie selbständig erschienen sind, in den Originalausgaben vorhanden, die man oft auch in größeren Bibliotheken Österreichs vergeblich sucht. Und welche glänzenden Erzeugnisse auf dem Gebiete der Philosophie und der Poetik finden wir nicht unter den Werken Enks! Sociale, politische, religiöse und pädagogische Fragen hat er mit Vorliebe in der Form des Gespräches, in Briefen, in allegorischen Erzählungen erörtert. Als treuer Beobachter des Seelenlebens erweist er sich in seinen psychologischen Schriften, in der „Eudoxia“, in den Abhandlungen: „Über den Umgang mit uns selbst“ 1829, „Von der Beurtheilung Anderer“ 1835, „Über Freundschaft“ 1840, die an Ciceros gleichnamige Schrift anschließt, und „Über Bildung und Selbstbildung“ 1842, wo die Erziehung zur Sittlichkeit, Humanität, zur Beurtheilung des Schönen, das Verhältnis der Bildung zur Geselligkeit, zu einem bestimmten Beruf, zu den Forderungen der Zeit ausführlich behandelt erscheinen.

Nach seinen literarhistorischen Arbeiten aber müssen wir Enk zu unseren besten Kritikern zählen. Daran kann der dreiste Spottname nichts ändern, den Friedrich Vischer nach vorschneller Verurtheilung eines einzigen Werkes, der „Briefe über Goethes Faust“ (1834), für Enk erfunden hat. Enk vertritt die ältere Art der feinsinnigen ästhetischen Kritik, die uns fast ganz abhanden gekommen ist. Seine Schriften könnten Hunderten unserer Tageskritiker in Form und Inhalt als Quellen der Belehrung und der Befruchtung dienen. Die dramatische Dichtungsgattung steht im Mittelpunkt seines Interesses. Er hat ihr eine umfangreiche Schrift gewidmet: „Melpomene oder über das tragische Interesse“ 1827, in welcher er anschließend an die älteren Arbeiten von Solger, Sulzer, Wilhelm Schlegel, Tieck, aber zu vollkommen selbständigen Ergebnissen fortschreitend, den Begriff des Tragischen, das äußere und innere Interesse der Fabel, die Durchführung der tragischen Idee, die Charaktere, die Leidenschaften, die Behandlung des tragischen Stoffes mit seltener Belesenheit an einer Fülle von Beispielen aus dramatischen Erzeugnissen aller Zeiten und Völker entwickelt. Es ist vor Gustav Freytag das hervorragendste Werk über die Technik des Dramas. Mit Vorliebe vergleicht Enk hier die Bearbeitungen desselben Stoffes bei verschiedenen, modernen und antiken Dichtern, so die zahlreichen Iphigenie-Dramen. Er analysiert eingehend die Dramen seiner Zeitgenossen, und was Enk z. B. hier und in Zeitschriften über Grillparzer niedergeschrieben hat, gehört zu den trefflichsten Beurtheilungen des großen österreichischen Dramatikers überhaupt. Auch in anderen literarisch-kritischen Abhandlungen gilt sein Hauptaugenmerk dem Drama. In der kleinen Schrift: „Über deutsche Zeitmessung“ 1836 empfiehlt Enk als tragisches Versmaß den jambischen Trimeter, weist aber darauf hin, dass Sprache, Versmaß und Diction eines Dramas dem Charakter des Stoffes entsprechen müssten und dass bei einem hervorragenden

Wechsel der Stimmung auch innerhalb eines Dramas Wechsel des Versmaßes erfolgen könne. In seiner Modernisierung der horazischen Epistel über die Dichtkunst (1841) spricht Enk über die Wahl eines tragischen Stoffes und sagt den dramatischen „Dichterlingen" und dem Theaterpublicum seiner Zeit die unangenehmsten Wahrheiten. In den „Studien über Lope de Vega" (1839), die nicht nur auf Halm, sondern auch auf Grillparzer befruchtend eingewirkt haben, fasst Enk seine Ansicht von dem Wesen der tragischen Poesie (S. 77 f.) in die Worte zusammen: „Sie ist die Verklärung, nicht der menschlichen Widerstandskraft gegen das Missgeschick, wie man es oft falsch gefasst hat und noch fasst, sondern die Verklärung der Idee einer sittlichen Weltordnung, die über dem Missgeschick und über aller Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft, als ein Ewiges und Unveränderliches da steht." Ähnlich bezeichnet Enk das Tragische (Melpomene S. 5) als „das Erliegen menschlicher Kraft im Widerstreit mit dem Walten einer sittlichen Weltregierung", und als Aufgabe der Tragödie (Zeitmessung S. 47): „Erhebung über den Schmerz des Lebens durch die Idee einer sittlichen Weltordnung." Es berührt sich mit diesen Urtheilen, wenn Enk in seiner Schrift „Über Bildung" (S. 49 f.) sagt, die Philosophie müsse zugeben, dass alles Streben nach Bildung allein in der Idee von Gott und einer durch ihn festgestellten sittlichen Weltordnung einen befriedigenden Abschluss bilde.

Eine Zeitsatyre auf alle Stände unternahm Enk in seinem Roman „Don Tiburzio" (1831). In der Art der spanischen Schelmenromane ist hier die Schilderung gehalten, die der Held von seinen wechselreichen Erlebnissen seinem Herrn Don Diego entwirft. Die Handlung spielt in Spanien, aber die Betrachtung der verrotteten Zustände in den verschiedensten Kreisen ist von allgemein menschlicher Giltigkeit. Don Tiburzio dient der Reihe nach bei Studenten in Salamanca, bei einem Hauptmann, bei einem Arzt, einem westindischen Kaufmanne, einem Cavalier, einem Zeitungsbesitzer und bei vielen anderen. Überall tadelt er die unsittliche und gewissenlose Lebensführung seiner Herren und verweist diese auf die Gesetze der gesunden Vernunft und der Moral, die er aus einem ungedruckten Werk seines Oheims kennen gelernt hatte. Überall wird ihm mit Prügeln und Entlassung gelohnt und er selbst geräth immer von neuem auf die Pfade der Thorheit und des Unheils. Die in der übermüthigsten Laune vorgetragene Erzählung Don Tiburzios unterbricht Don Diego an verschiedenen Stellen durch weise Paramythien und allegorische Märchen, in denen Alter und Jugend, oder Freude und Schmerz, oder Verstand, Gemüth und Phantasie in ihrer Einwirkung auf die Menschheit gekennzeichnet werden. Dieser Gegensatz des Tones und die Fülle der verschiedenartigsten wissenschaftlichen und socialen Beobachtungen (z. B. S. 201 ff. über die philosophischen Systeme der Griechen, S. 222 ff. über „Schriftstellerinen") gewähren dieser satyrischen Dichtung einen nie ver-

blassenden Reiz und dauernden Wert. Alles in allem genommen: Eine Gesammtausgabe der Schriften Enks wäre eine des Stiftes Melk würdige Aufgabe. Und es wäre nicht allein ein Act der Pietät! Die Herausgeber würden sich zugleich ein Verdienst um unsere deutsch-österreichische Literatur erwerben, ein Verdienst um die gebildeten Kreise unseres Volkes, die jetzt zu ihrem Nachtheil die Kenntnis der Enkischen Schriften entbehren.

Prag. Dr. Ad. Hauffen.

Italienisches Conversations-Lesebuch für den Schul- nud Privatunterricht. Von C. M. Sauer. 4. durchges. Aufl. Heidelberg, Jul. Groos' Verlag 1891.

Vorliegendes Buch, welches vom Leichteren zum Schwereren langsam und methodisch fortschreitet, ist zum Schul- und Privatunterrichte ziemlich geeignet. Da das Werk ein tieferes Eindringen in die italienische Literatur nicht bezweckt, sondern nur die Erlernung der italienischen Sprache anstrebt, hat der Verf. Recht, wenn er statt einer vollständigen Sammlung von Bruchstücken aus den verschiedenen Jahrhunderten fast ausschließlich nur Schriftsteller unseres Jahrhunderts berücksichtigt. Die einzelnen Proben sind durchgehends glücklich gewählt, sowohl was Vortrefflichkeit des Stils — fast alles ist mustergiltigen Autoren entnommen — als auch den moralischen Gehalt des Dargebotenen betrifft. Auch die Trennung des prosaischen Theiles vom poetischen muss als eine glückliche Anordnung bezeichnet werden. Auf die Correctur der einzelnen Proben hätte größere Sorgfalt verwendet werden sollen; ich hebe nur hervor: S. 5, 2 di un bella quercia, S. 6, 5 agitazioni tumultuoso, S. 7, 7 quundo, S. 15, 27 uua, S. 17, 33 asperse statt aperse, S. 19, 38 uu st. un, S. 29, 52 quel st. qual, S. 30, 55 un'uomo, S. 36, 9 a calore st. il calore, S. 50, 5 Un parte, S. 72, 11 ed Firenze, S. 73, 12 portaváno, S, 81, 2 delle schiavo, S. 86, 7 L'Adige, S. 92, 10 Quanto st. Quando, S. 139, Z. 10 conseguargli, ib. Z. 10 v. u. ad st. ed, S. 142, Z. 8 v. u. che, ib. Z. 5 v. u. babárie, S. 143, Z. 13 v. u. pronunzione, S. 160, Z. 10 fatto st. fatta, S. 162, Z. 19 carozzolle, S. 166, Z. 3 e st. è usw. Von zahlreichen falschen Interpunctionen sehe ich ganz ab; als eine eigenthümliche Ideenassociation ist S. 240 Trieste statt Tieste zu verzeichnen. Auch das Vocabular ist ziemlich mangelhaft, und fast möchte es scheinen, als ob der Verf. in der neuen Auflage nicht, wie er behauptet, das Wörterbuch den getroffenen Änderungen angepasst hätte; um nur einiges zu erwähnen, vermisse ich in demselben unter anderen von S. 60, 14 sottrarre in der Bedeutung „abziehen", colassù, die Bedeutung des Wortes „libravasi", des Ausdruckes „si pigliava spasso"; cavapozzi, lanternúccia, accavallate, torione, sguazzata sind ganz über-

gangen; ebenso die Wörter S. 66 stallattiti, selenite, cavalloni, S. 67 testacei, S. 71 conterie, S. 75 strigliare, S. 80 scorso di lingua, S. 105 fantasticheria, bonaria, S. 111 revolverata, S. 136 estorsioni, vessazione, S. 137 esazione, istigatore, S. 153 gingilli, puttini di bronzo, dimesse, schizzinose, S.154 sdilinquirono, S. 155 arricciando, tentennò, guttaperca, S. 156 scattata, soffusa, S. 157 imbambolati, sconfinata, accomiatarsi, S. 158 nappa, S. 159 toccatina, bullette, S. 162 viavai, svago, S. 164 francobolli, cartoline, sosta, S. 166 discóbulo, catapecchie, S. 167 visibílio. Es fällt nicht schwer, den Grund dieser Übergehung so vieler Ausdrücke, die dem Anfänger meist unbekannt sein dürften, ausfindig zu machen; jedenfalls muss man bei Abfassung eines Vocabulars darauf sehen, dass dasselbe vollständig sei oder wenigstens, dass die schwierigeren und selteneren Ausdrücke in dasselbe aufgenommen werden, während gewöhnliche Wörter, als allgemein bekannt, wegbleiben können; dass der Verf. entgegengesetzter Ansicht gewesen zu sein scheint, muss man lebhaft bedauern.

Corso di Lingua tedesca di Giuseppe Defant, con un dizionarietto metodico. Parte I. Prezzo: legato in tela fior. 1. 60. Trento stab. tip. G. B. Monauni, Ed. 1892. Approvato con decreto dell' Ecc. I. R. Ministero del Culto e dell' Istruzione 14 gennaio 1892, No. 560.

Vorliegendes Buch ist ein neuer Beweis des unermüdlichen Eifers des Professors am Trientner Staatsgymnasium. Praktische Methode, Einfachheit mit Klarheit, langsames und zielbewusstes Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren, richtige und wohldurchdachte Auswahl der erläuternden Sätze und zusammenhängenden Stücke, welche den Schüler sofort in den Geist der deutschen Sprache einführen, klare, übersichtliche Zusammenstellung, Vermeidung alles überflüssigen Geschwätzes und minutiöser grammatischer Untersuchungen, die in der Regel bei den Schülern nur Abneigung und Widerwillen hervorbringen, sowie ein vortheilhaft angelegtes Wörterverzeichnis bilden die wesentlichsten Vorzüge des Werkes. Den größten Erfolg seines Werkes erwartet Defant von den zusammenhängenden Stücken; dieser Ansicht bin ich jedoch nicht; gerade hierin erblicke ich einen bedeutenden Missgriff in der Anlegung der Grammatik; namentlich werden die Sprüche und Sprichwörter, die verschiedenen Räthsel, die meisten Gespräche Klippen bilden, zwischen welchen nur der begabtere Theil der Schüler glücklich hindurchfahren wird; in dieser Hinsicht sind die Anforderungen an den Schüler entschieden zu hoch gestellt. Wie kann, um nur ein Beispiel anzuführen, der junge Zögling das lange Gespräch auf S. 24 bis 26 verstehen, in dem schon alle Redetheile vorkommen, nach einem Unterrichte von einigen Wochen? Nicht im Wesen zusammenhängender Stücke, sondern in der Wahl der Sätze überhaupt — ob diese abgerissen oder zusammenhängend sind, ist Nebensache — muss sich die Trefflichkeit einer Grammatik zeigen; gerade unter

diesem Gesichtspunkte ist es zu bedauern, dass der Verf. die Methoden eines Mussafia, eines Plötz und anderer Meister nicht studiert habe. An der Handhabe von gut ausgewählten Beispielen wird jeder mittelmäßig befähigte Lehrer imstande sein, seine Zöglinge in den Geist der Sprache einzuführen, worauf es dann nicht schwer fallen wird, auch in das Verständnis größerer Lesestücke, sei es in Prosa, sei es in Poesie, einzudringen. Auch muss bemerkt werden, dass die zusammenhängenden Stücke, namentlich anfangs, nur eine Reihe zerhackter, abgerissener Sätze sind, die keineswegs dem Geiste der deutschen Sprache entsprechen; dem Anfänger können solche Übungen natürlich nur in dieser Form geboten werden, nur sehe ich da den Unterschied zwischen abgerissenen Sätzen und zusammenhängenden Übungen nicht recht ein, es sei denn, dass letztere die Aufgabe haben, dem Schüler einen falschen Begriff vom deutschen Sprachgeiste schon in den ersten Lectionen zu geben. Es ist ferner sehr zweifelhaft, ob es nicht besser gewesen wäre, die Lehre vom starken und schwachen Zeitworte zu sondern, jedenfalls aber ist es unstatthaft, als Muster für das Imperfect starker Verba „ich bat", „ich schrieb" aufzustellen (vgl. S. 76) und gleich darauf Übungen mit dem Imperfectum „zog" (S. 77), „flog" vorzubringen. Auch die für den Italiener so schwierige Lehre über mit Präpositionen zusammengesetzte Verba scheint mir zu früh angesetzt zu sein; was soll aber der Schüler denken, wenn er S. 55 liest: „I verbi composti delle particelle ab, an, auf, aus, ein etc. sono separabili, cioè nel presente, nell' imperfetto e nell' imperativo la particella si divide dal verbo e si pone alla fine della proposizione" und dann S. 60 das Beispiel liest: „. . . seine feuchten Augen legen Zeugnis ab von seiner Dankbarkeit" und S. 61 „Schlaft ein in Gottes Frieden!" [1]). Im „Dizionarietto Metodico" vermisse ich ein italienisch-deutsches Wörterverzeichnis. Die Ausstattung des Werkes verdient in jeder Hinsicht Anerkennung.

Wien. Joh. Alton.

Adolf Holm, Griechische Geschichte von ihrem Ursprunge bis zum Untergange der Selbständigkeit des griechischen Volkes. Bd. 1, XVI u. 516 SS.; Bd. 2, VI u. 608 SS.; Bd. 3, 520 SS. Berlin, S. Calvary u. Co. 1886, 1889, 1891. kl. 8°. Preis 10 Mk., 12 Mk., 10 Mk.

Der verdiente Geschichtschreiber des alten Siciliens ist mit diesem Werke in den Kreis der Bestrebungen eingetreten, welche eine die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Jahre zusammen-

[1]) Die Lehre über die Verwandlung der directen in die indirecte Rede hätte, als für den Anfänger zu schwer, besser entfallen und in dem angekündigten zweiten Theile näher berührt werden sollen.

fassende und übersichtliche Darstellung der griechischen Geschichte bezwecken und für die — wenn wir von dem unzureichenden Versuche Welzhofers absehen — besonders Busolt mit seinem bei F. A. Perthes erscheinenden Handbuch und die noch ausstehenden Bände von Eduard Meyers Geschichte des Alterthums zu nennen sind. Liegt sonach der Vergleich mit Busolts beliebter Leistung nahe, so darf man sagen, dass sich H.s knapperes Buch auch neben jener ausführlichen und die gesammte Überlieferung berücksichtigenden Arbeit gut behaupten wird. Als den Zweck seiner eigenen Darstellung bezeichnet der Verf. (1, S. IX, ähnlich 2, S. VII) im Gegensatz zu seinen Vorgängern, besonders E. Curtius und Duncker, klar hervortreten zu lassen, was sicher und was Hypothese sei (vgl. auch 1, 15); und man muss sagen, dass er diesem Grundsatz in consequenter Weise treu geblieben ist. Die eigenthümlichen Vorzüge, welche H.s Werk auszeichnen, lassen sich vielleicht in folgender Weise umschreiben. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass sich der Verf. ganz feste Ansichten in Bezug auf die Benützung und Kritik der Quellen gebildet hat; er entwickelt sie schon in der Vorrede des ersten Bandes (S. XIII, ibid. S. 11) und hat besonders in dem zweiten und dritten Bande, worauf ich noch kommen werde, den quellenkritischen Erörterungen einen weiten Raum zugestanden. Dann finde ich, dass H. der erste ist, der in einer allgemeinen Darstellung der griechischen Geschichte auch den Münzen als historischen Quellen ihren gebürenden Platz angewiesen hat; er konnte sich dabei auf die jüngste Zusammenfassung der numismatischen Einzelforschungen in Heads *Historia nummorum* stützen. Endlich hat vor ihm noch niemand der Geschichte der Westhellenen in Sicilien und Unteritalien so eingehende Aufmerksamkeit zugewendet und den steten Zusammenhang der geistigen und politischen Strömungen bei denselben mit dem griechischen Osten in gleicher Weise hervorgehoben; freilich ist auch H. durch seine intime Kenntnis dieses Gebietes vor allen anderen dazu befähigt. Endlich verfügt H. über eine ausgebreitete Kenntnis anderer Zeiten, und es sind besonders die modernen Verhältnisse Italiens und Englands, die er in geschickter Weise als Analogien herbeizuziehen und dadurch über manche bisher nicht richtig verstandene Punkte Aufklärung zu schaffen weiß.

Es würde leicht sein bei dem in Rede stehenden Werke Nachträge anzubringen, umsomehr als die beiden ersten Bände schon vor mehreren Jahren erschienen sind und seitdem die auf einzelne Fragen gerichtete Forschung vielfach vorgeschritten ist — ganz abgesehen von dem wichtigen Funde der aristotelischen *Ἀθηναίων πολιτεία*, durch den jede Behandlung der griechischen Geschichte berichtigt wird. Ich verzichte auf diese ebenso bequeme als überflüssige Bemühung und ziehe es vor auf einige noch nicht berührte Eigenthümlichkeiten von H.s Betrachtungsweise, sowie auf diejenigen Ergebnisse allgemeiner Natur aufmerksam zu machen, die mir von Wichtigkeit zu sein scheinen.

Für am wenigsten gelungen muss ich den ersten Band ansehen. H. nimmt in Bezug auf die ältere griechische Geschichte einen merkwürdigen Standpunkt ein, der sich vielfach mit den von Beloch geäußerten Ansichten deckt und das andere Extrem zu E. Curtius' phantasievoller und trügerischer Erzählung der griechischen Vorzeit bildet. Er unterlässt es nicht nur die Sagen zur Reconstruction der ersten Jahrhunderte zu verwenden, sondern betont es auch ausdrücklich und öfter (1, S. 51, 54, 80 ff., 84, 85), dass man überhaupt darauf verzichten müsse, aus den Sagen geschichtliche Ergebnisse zu gewinnen. Demgemäß behandelt er die Sagen rein descriptiv und seine Darstellung der ältesten Geschichte besteht darin, dass er die Überlieferung mittheilt und deren Unhaltbarkeit zu beweisen sucht. Doch lässt er dabei die dorische Wanderung gelten, die Beloch bekanntlich später verworfen hat. So angebracht es nun auch sein mag, dass einmal in einer allgemeinen Darstellung darauf hingewiesen wird, welche Unsicherheit auf diesem Gebiet herrscht, so kann ich doch unmöglich mich mit dieser radicalen Negation, die H. vertritt, für einverstanden erklären; ich glaube, die sagengeschichtliche Forschung der letzten Jahre, die Werke aufzuweisen hat, wie Töpffers Attische Genealogie und Wilamowitzens Euripides' Herakles, hat es zu schönen Resultaten auch für die Geschichte selbst gebracht und widerlegt damit praktisch den von H. zu wiederholtenmalen, auch bei Besprechung Lykurgs, verkündeten Satz, dass wir von diesen Zeiten nichts Sicheres wissen können. Und im Widerspruch zu dieser Enthaltsamkeit scheint mir zu stehen, dass H., was die Phöniker und ihre Einwirkung auf Griechenland betrifft, ganz auf dem alten Standpunkte sich befindet und den Ansichten von Movers, Lenormant, Duncker sich anschließt, die doch jetzt schon überwunden sein sollten; sogar den Mythus einer phönikischen Niederlassung in Theben lässt der Verf. nicht fallen. Kann ich somit die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen sich H. für den ersten Band seines Werkes leiten lässt, nicht billigen, so wäre es ungerecht zu leugnen, dass auch dieser Theil manche treffende und fördernde Hinweise enthält: so ist im zweiten Capitel die geographische Lage Griechenlands sehr gut charakterisiert, nicht minder S. 455 ff. die Natur des attischen Landes; der gegen E. Curtius gerichteten Ausführung über den angeblichen Einfluss der Orakel (S. 281 ff., 296 ff.) ist unbedingt beizustimmen; fein sind die Bemerkungen über die Besetzung von Sigeion durch die Athener (S. 464 ff.) und über das Bleibende an der Leistung Solons (S. 483), umsomehr da man jetzt (z. B. Bruno Keil in der Berliner philol. Wochenschrift 1891, Sp. 549 ff.) eher geneigt ist, Solon zu sehr zu unterschätzen.

Es freut mich, dass ich dagegen die beiden folgenden Bände des Werkes fast ohne Einschränkung loben kann. Der Autor ist ersichtlich an seiner Aufgabe gewachsen; sobald er den eigentlich historischen Boden betritt, entfalten sich seine Vorzüge, überall

begegnet man eingehender, gründlicher Beherrschung des Stoffes und maßvoller, aber bei aller Ruhe treffender Kritik. Die Geschichte des fünften Jahrhunderts, die in dem zweiten Bande enthalten ist, hat durch H. in vielen Punkten eine bleibende Bereicherung erfahren und jeder Forscher, der sich mit diesen Dingen beschäftigt, wird von nun ab auf ihn Rücksicht nehmen müssen. Ich weise hin auf die kritischen Erörterungen, die vor jedem Capitel eingeschaltet sind; was über die Quellen der Pentekontaëtie S. 116 ff. bemerkt wird, ist entschieden das Beste, was wir bis jetzt über diesen Gegenstand haben, und bedeutet eine Weiterführung und Correctur der bisherigen, vielfach verfehlten Forschungen über Diodor und Plutarch. Zur Kritik von Herodots Erzählung sind viele Bemerkungen eingestreut (S. 4, 7, 13, 24, 30 ff., 50, 87). Auch die Ausführungen über die Disposition in dem ersten Buche des Thukydides (S. 527 ff.) erscheinen mir gegenüber den neueren Versuchen, diesen Theil des thukydideischen Werkes als eine Zusammenschweißung von nachgelassenen Bruchstücken zu erweisen, durchaus richtig. Über die Bedeutung des Aristophanes findet sich (S. 511 ff.) eine längere Auseinandersetzung, in welcher der Überschätzung desselben als historischer Quelle entgegengetreten wird und die zu einer richtigen Würdigung dieses politischen Dichters die Wege bahnt. Von ungemeiner Vorsicht ist H. in der Chronologie der Pentekontaëtie, meist gibt er selbst keine directen zeitlichen Ansätze, sondern begnügt sich, auf die Anschauungen der anderen zu verweisen. Anderseits schenkt H. den numismatischen Quellen große Beachtung; seine Zusammenstellung über die Münzverhältnisse des attischen Reiches S. 259 ff. ist als der erste Versuch in dieser Richtung von großer Wichtigkeit und eine Ergänzung der Forschungen über die Geschichte des delisch-attischen Bundes. Eine ähnliche Untersuchung hat H. S. 476 ff. für den griechischen Westen angestellt und ist dabei zu interessanten, culturhistorischen Ergebnissen gekommen. Von Wert sind noch die Beiträge (S. 254 ff.) zu einer Statistik des attischen Reiches; H. spricht dabei als seine Ansicht aus (auch S. 258 und 269), dass die Leistungen, welche Athen von seinen Bundesgenossen verlangte, durchaus nicht eine Überlastung der letzteren bedeuteten. Abgesehen von diesen bisher von der wissenschaftlichen Betrachtung nicht genügend berücksichtigten Dingen hat H. das Verdienst, auch was oft genug behandelte Punkte anlangt, neue und richtige Ansichten aufgestellt zu haben: er hat meines Wissens zuerst Aristides als demokratischen Politiker bezeichnet (S. 36, 42 ff., 108, 114) und es mag ihm zur besonderen Genugthuung gereichen, dass diese auf Grundlage der bisherigen Zeugnisse gewonnene Anschauung durch die neugefundene *Ἀϑηναίων πολιτεία* des Aristoteles bestätigt wird. Die Schilderung des Naturells der Athener (S. 391, 494) — wozu auch die Kritik des perikleischen *ἐπιτάφιος* (S. 380) zu ziehen ist — ist ebenso treffend als die Charakterisierung des

Perikles (S. 392 ff.) und des Alkibiades (S. 457 ff.). Der wichtige Antheil Korinths an dem peloponnesischen Kriege wird mehr, als es gewöhnlich geschieht, hervorgehoben (S. 373 ff.). Den Kriegsplan des Perikles hat H. schon vor Delbrück gerechtfertigt, allerdings nicht von dem militärischen Gesichtspunkte aus; dagegen scheint mir das (S. 444) über Kleons politische Ideen gefällte Urtheil viel zu milde zu sein und ich glaube, dass eben durch Hans Delbrück nicht bloß über Kleon als Feldherr, sondern auch als Staatsmann die einzig berechtigte Anschauung vertreten wird. Auffallend ist mir, dass H. bezüglich des kimonischen Friedens die Ansicht Dunckers adoptiert, die, wie ich meine, so ziemlich die unwahrscheinlichste von allem ist, was in dieser Frage vorgebracht wurde.

In dem dritten Bande hält sich H. auf der Höhe der vorangegangenen Leistung; und hier ist es wieder das demosthenische Zeitalter, das im Mittelpunkt der Darstellung steht. Auch in diesem Theil ist der quellenkritischen Seite sorgfältige Aufmerksamkeit zugewendet und werden die Untersuchungen des zweiten Bandes über Diodor (S. 16 f., 78 ff., 242 ff.) fortgesetzt. Von der gewöhnlichen Anschauung über Xenophon weicht H. bedeutend ab — er erklärt ihn für so unparteiisch, als es ein an den erzählten Ereignissen betheiligter Schriftsteller nur sein kann —, wogegen ich die bisher geltende Meinung als die besser begründete vorziehe. Die Münzverhältnisse werden auch hier wieder eingehend behandelt und zur Erläuterung der geschichtlichen Ereignisse herangezogen; vgl. besonders in Beziehung auf Sicilien und Unteritalien S. 161 ff. und 471 ff., auf das persiche Reich S. 357 ff. und die kleine, aber weitgreifende Untersuchung über den Städtebund nach der Schlacht von Knidos S. 54 ff. Was bei der Schilderung des vierten Jahrhunderts anerkennend hervorgehoben werden muss, ist dass H. es verstanden hat, sich von gewissen conventionellen Schlagworten, von denen die Schilderung dieses Zeitraumes gewöhnlich beherrscht wird, freizuhalten und deren Nichtigkeit zu zeigen: so S. 217, wo er der falschen Auffassung der attischen Demokratie entgegentritt, so S. 252 ff. in seiner aus den Quellen geschöpften Rechtfertigung des Eubulos und besonders S. 210 ff. und 220 ff., wo er die von E. Curtius aufgestellte Ansicht, dass das vierte Jahrhundert für Athen eine Zeit des sittlichen Verfalles bedeute, in überzeugender Weise ad absurdum führt. Am bedeutendsten und folgerichtigsten scheint mir aber das von H. in eingehender Weise entwickelte — er legt ersichtlich großes Gewicht darauf — und immer wieder betonte Urtheil über den Charakter des Demosthenes zu sein, das freilich auch die meisten Gegner finden wird. Gegenüber der, man muss doch sagen, kritiklosen Anerkennung dieses Mannes, wie sie besonders von Arnold Schäfer in seinem gelehrten Buche vertreten wird und der weit über das Ziel schießenden Verdammung durch Beloch, der Äschines zu seinem Heros erhoben hat, hält H., wie

mich dünkt, die richtige Mitte ein; aber indem er sich einzig und allein auf die nachweisbaren Thatsachen stützt, kommt er zu einem Ergebnis, das für Demosthenes als Mensch sowohl wie als Staatsmann nicht günstiger Art ist (ich verweise auf S. 244 ff., 248, 274 ff., 289 ff., 292 ff., 313 ff., 326, 420 ff.). Ich kann H. nur beistimmen und halte seine auf diesen Punkt bezüglichen Untersuchungen für eine der wichtigsten Förderungen, welche die geschichtliche Erkenntnis in der letzten Zeit erfahren hat. Philipp von Makedonien scheint mir in zu hellen Farben gehalten (S. 324). Dagegen wird Alexanders Eigenart und Verdienst gut umschrieben; auch seine Fehler werden nicht übersehen (S. 404).

Bei dem vielen Guten, das man in H.s Buche findet, ist es nicht zu verwundern, dass man hie und da auch auf unrichtige Anschauungen stößt. So wissen wir seit W. Vischer mehr über die boeotische Verfassung, als S. 86 gesagt ist; auch die von H. aufgenommene Ansicht, die Beamtung des *ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει* sei in dem Jahre des Archon Nausinikos in Athen eingerichtet worden, ist durch die Durchforschung der inschriftlichen Quellen schon längst widerlegt. Bei der Behandlung des philokrateischen Friedens wundert es mich, dass H. die Abhandlung Hartels (Demosthenische Studien II) nicht zu kennen scheint, durch welche die Geschichte dieses Friedenschlusses in so vielfacher Weise aufgeklärt worden ist. Am Schlusse des Buches ist ein Anhang 'Zum griechischen Staatsrecht' angefügt, in dem unter vielen guten Bemerkungen auch manches Problematische vorkommt, so z. B. S. 509, dass ein Beschluss der *βουλή* niemals als Antrag, sondern nur als Gutachten galt — wie verträgt sich damit die Regel des attischen Rechtes *μηδὲν ἐᾷν ἀπροβούλευτον εἰς ἐκκλησίαν εἰσφέρεσθαι*? — und dass ein Psephisma immer nur von einem, nie von mehreren ausgehen konnte, welch letztere Behauptung den urkundlichen Thatsachen nicht entspricht.

Ungeachtet aller dieser Einwendungen, die an dem Werte der Gesammtleistung nichts mindern sollen, sehe ich in H.s Werk eine wichtige Bereicherung der historischen Literatur und wünsche, dass seine schlichte und von der lautersten Wahrheitsliebe getragene Darstellung viele Freunde gewinnen möge.

Prag. H. Swoboda.

Inhalt und Methode des planimetrischen Unterrichtes. Eine vergleichende Planimetrie von Dr. Heinrich Schotten. Leipzig, B. G. Teubner 1890.

Mit diesem Buche hat der Verf. die deutsche Schulbücherliteratur in recht dankenswerter Weise bereichert. Mit großem Fleiße und mit großer Sachkenntnis hat er die ausgebreitete deutsche Literatur bezüglich des planimetrischen Unterrichtes, wie sie in den

Lehrbüchern, Programmen, Zeitschriften, Handschriften der Erziehungslehre usw. enthalten ist, genau durchgesehen und das einen Punkt Betreffende zusammengefasst.

Mit Hilfe dieses Buches wird es dem Leser möglich, sich rasch über die einschlägige Literatur zu orientieren und sich auch ein Urtheil über einen Gegenstand zu bilden, weil die wichtigeren Citate ziemlich ausführlich gegeben und kritisch beleuchtet sind.

Der vorliegende erste Band bewegt sich vorzugsweise auf dem mathematisch-philosophischen Grenzgebiete und behandelt die geometrischen Grundbegriffe und zwar den Raum, den Begriff der Geometrie, die geometrischen Raumgebilde: Körper, Fläche, Linie und Punkt. Im weiteren werden die Ebene und die Gerade in Betracht gezogen und diese als a priori vorhandene Grundanschauungen hingestellt.

Der zweite Band soll in gleicher Weise die Richtung und den Abstand, die Lage von Punkten, Geraden und Kreisen in ihren gegenseitigen Beziehungen, die Maßbeziehungen, das Parallelenaxiom, die Winkel, die geometrischen Hilfsbegriffe, wie Congruenz, Symmetrie usw. und endlich die Methode behandeln. Noch muss erwähnt werden, dass der vorliegende erste Band als Einleitung eine recht interessante Studie über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des planimetrischen Unterrichtes enthält, welche zu folgenden Ergebnissen führt: 1. Der geometrische Unterricht ist vor dem arithmetischen zu bevorzugen, weil er die Grundlage bildet und weil er in den unteren Classen verständlicher ist. 2. Die Methode des geometrischen Unterrichtes ist im Sinne der neueren Geometrie umzuformen, ohne jedoch die Zwecke der Schule zu verleugnen. 3. Im Zusammenhange mit der Geometrie ist das geometrische Zeichnen systematisch zu betreiben.

Das Buch kann allen Lehrern der Geometrie bestens empfohlen werden, besonders aber jenen, welche mit dem Gedanken umgehen, ein Lehrbuch der Geometrie zu schreiben.

Planimetrische Aufgaben für den Gebrauch im Schul-, Privat- und Selbstunterrichte bearbeitet von Prof. Dr. F. Reidt, Oberlehrer am Gymnasium zu Hamm. I. Theil: Aufgaben, geordnet nach den Lehrsätzen des Systems. 2. Aufl. Breslau, Eduard Trewendt 1890.

Da diese Aufgabensammlung mit Recht einer großen Verbreitung sich erfreut und den Lehrern der Geometrie wohl bekannt ist, so genügt es jetzt, darauf hinzuweisen, dass die zweite Auflage von der ersten sich nur insoferne unterscheidet, als mehrere Aufgaben, die besser in den zweiten Theil der Sammlung passen, ausgeschieden und dafür andere geeignetere aufgenommen worden sind. Da sich in der gelungenen Anordnung und Behandlung des Stoffes nichts geändert hat, so wird die neuerliche, sorgfältige Sichtung der Aufgaben nur dazu beitragen, den Wert des guten Buches zu erhöhen. Noch sei bemerkt, dass am Ende des Buches die vorge-

nommenen Änderungen übersichtlich angeführt sind, um den gleichzeitigen Gebrauch beider Auflagen im Unterrichte zu erleichtern.

Systematischer Grundriss der Elementar-Mathematik. I. Abtheilung: Die Algebra und die Grundbegriffe der Differentialrechnung. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten bearbeitet von Prof. Dr. Eduard Fischer, Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. Berlin, Carl Duncker 1891.

Der Verf. will in diesem kleinen, nicht ganz eilf Druckbogen umfassenden Werke „einerseits das mathematische Pensum der höheren Lehranstalten in seinem vollen natürlichen Umfange, andererseits strenger, als es bisher in den meisten Lehrbüchern geschehen ist, in folgerichtiger Entwicklung seinem inneren Zusammenhange nach“ darstellen. Diese schöne Aufgabe, welche sich der Verf. in der Vorrede gestellt hat, findet man in dem vorliegenden Werke nicht ganz entsprechend gelöst. Der erste Theil über die vier Grundoperationen mit ganzen, positiven und negativen Zahlen, in dem die systematische Entwicklung von größter Bedeutung ist und den Wert der Mathematik als logischer Wissenschaft besonders deutlich erkennen lässt, ist etwas mangelhaft behandelt.

Zur Bestätigung des Gesagten mag nur folgendes angeführt werden. Im §. 4 ist der Satz: „Sind mehrere Größen zu addieren und andere zu subtrahieren, wie in dem Ausdrucke $a - b + c - d$, so ist auch hier die Reihenfolge der Operationen für das Ergebnis gleichgiltig“ verfrüht. Da keine Bedingung über die Größe von a, b, c, d gestellt ist, so ist dieser Satz erst nach Vornahme der negativen Zahlen am Platze. Die Definition der negativen Zahlen (§. 5) ist ungenau und muss zu irrigen Vorstellungen Anlass geben. Im §. 8 setzen doch die Sätze $a.0 = 0.a$ und $a.1 = 1.a$ das Commutationsgesetz voraus, welches erst im §. 9 vorgenommen wird. Im §. 10 geht der Verf. etwas zu leicht über das Multiplicieren mit negativen Zahlen hinweg. Es kann auf diese Weise wohl ein manuelles, aber kein verständiges Rechnen erzielt werden. Im §. 14 heißt es: „Der Quotient $a : b$ kann wieder eine ganze Zahl sein, z. B. $12 : 3 = 4$, oder nicht, wie $2 : 3$. In diesem Falle liefert er eine neue Art von Zahlen, die gebrochenen Zahlen oder Brüche.“ Damit sind die Brüche definiert! Die Gesetze der Operationen, welche nur für ganze Zahlen erwiesen sind, werden nun sofort auch als giltig für Brüche angenommen! Im §. 16 wird vom Erweitern der Brüche gesprochen, ohne dass gesagt wird, was darunter zu verstehen ist, auch treten in diesem Paragraphe schon die Primfactoren auf, die erst im §. 19 definiert werden. Diese wenigen Proben mögen schon genügen, um darzuthun, dass die logische Abfolge der Sätze und die systematische Anordnung einiges zu wünschen übrig lässt und dass die in der Vorrede gestellte Aufgabe nicht ganz entsprechend gelöst wurde. Dazu muss noch bemerkt werden, dass die Darstellung oft so kurz ist, dass die Deut-

lichkeit darunter leidet und ferner, dass der Lehrstoff etwas unvollständig behandelt ist. Es sei in letzterer Hinsicht nur kurz auf die Decimalbrüche, die Proportionen, die quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten, die Zinseszins- und Rentenrechnung und auf die Combinatorik hingewiesen.

Rechenbuch nebst Aufgaben zur ersten Einführung in die Geometrie für höhere und mittlere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte herausgegeben von G. Heine und A. Westrik, Lehrer am kgl. Gymnasium zu Münster i. W. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1891.

Das mit vielem Fleiß und großem Geschicke verfasste Buch enthält den Lehrstoff für die unteren Classen der Mittelschulen und zwar speciell die vier Grundoperationen mit unbenannten, einfach benannten und ungleich benannten ganzen Zahlen, die Theilbarkeit der Zahlen, das größte gemeinschaftliche Maß und das kleinste gemeinschaftliche Vielfache, die gemeinen Brüche, die Decimalbrüche, die Regeldetri (Schlussrechnung), die Procentrechnung, die (sogenannten) bürgerlichen Rechnungsarten: Theilungs-, Durchschnitts-, Mischungs- und Kettenrechnung, das Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzel und ein Abschnitt bringt Aufgaben zur Berechnung von Flächen und Körpern.

Der Lehrstoff ist vorzugsweise an der Hand von Beispielen und Aufgaben behandelt. „Jedes neue Gebiet wird durch eine Menge leichter Aufgaben vorbereitet, alsdann in fasslicher Form dargeboten, durch zahlreiche Beispiele bis zur praktischen Fertigkeit eingeübt und durch Verknüpfung mit früher Erlerntem befestigt." Die Auswahl und Anordnung der Aufgaben muss in jeder Hinsicht gelobt werden. Die Verff. waren bestrebt, stets vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schwierigeren fortzuschreiten, den Unterricht anregend zu gestalten und so ein verständiges und freudiges Mitarbeiten der Schüler zu erzielen. Dem Kopfrechnen wurde eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und das Rechnen mit großen, unbequemen Zahlen möglichst vermieden. Hervorgehoben muss noch werden, dass die Verff. bei den angewandten Aufgaben vielfach den Stoff aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens entlehnten und auf diese Weise bestrebt waren, das Wissen der Schüler auch in anderen Zweigen zu fördern und durch die Aufgaben selbst schon das Interesse zu erregen.

Da das Buch auch hinsichtlich der Correctheit des Druckes und hinsichtlich der Ausstattung allen Anforderungen entspricht, so kann es als ein recht gutes Lehrmittel den Fachgenossen empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Wallentin.

Vorschule der Mathematik für österreichische Untergymnasien und verwandte Lehranstalten. Von Josef Schram, Prof. am Communal-, Real- und Obergymnasium in Mariahilf. und Rudolf Schüssler, Dr. d. Philosophie. Mit 384 Figuren in einem besonderen Hefte. Wien, Alfred Hölder 1889. Preis des Textbandes geh. 1 fl. 30 kr.

Das vorliegende Buch ist der Instruction für den mathematischen Unterricht an den österreichischen Gymnasien vollkommen, nicht nur äußerlich, sondern auch sachlich angepasst, da die Grenzen des zu Lehrenden nicht überschritten und die in den Instructionen vorgezeichneten didaktischen Principien genau befolgt werden. Insbesondere ist dem wesentlichen didaktischen Momente Rechnung getragen, dass in den folgenden Partien auf die in den früheren Classen behandelten zurückgegriffen und eine Ergänzung der ersteren vorgenommen wird. Diesem Zwecke dienen auch Übersichtstafeln, welche dem Buche beigegeben wurden. „Die vom Lehrtexte abgesonderten Figurentafeln sollen dem Schüler Gelegenheit bieten, nur durch die Anschauung unterstützt und ohne Benützung des Lehrtextes die geometrischen Erklärungen und Lehrsätze ins Bewusstsein zurückzurufen“.

Das erste Buch handelt von der besonderen Arithmetik. In demselben wird an erster Stelle das dekadische Zahlensystem ausführlich besprochen und der Begriff des Zifferwertes und Stellenwertes einer Ziffer in sehr klarer Weise auseinandergesetzt. Mit Befriedigung muss hervorgehoben werden, dass der Ausdrucksweise, welche vom Schüler im numerischen Rechnen eingehalten werden muss, in sehr sorgfältiger Weise Rechnung getragen wurde. In sehr anschaulicher Weise wurden die Kennzeichen der Theilbarkeit erörtert, desgleichen die Sätze von dem größten gemeinschaftlichen Maße und dem kleinsten Vielfachen und von der Kettendivision zur Bestimmung des ersteren. — In der Lehre von den Brüchen, beziehungsweise in den Operationen mit denselben, hätte Ref. die Berücksichtigung der graphischen Darstellung dieser Operationen als wünschenswert erachtet. — Dem Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen ist in dem vorliegenden Buche mit Recht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als in den anderen Büchern gleicher Art. — Das zweite Buch umfasst die allgemeine Arithmetik, die Operationen mit absoluten und algebraischen Zahlen, die Lehre von den allgemeinen Brüchen, von dem Quadrate und der Quadratwurzel, dem Cubus und der Cubikwurzel, von den Proportionen und deren Anwendungen in der praktischen Arithmetik, von den Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten.

Im dritten Buche ist die Planimetrie behandelt und auch in diesem Theile dem Fortschreiten vom Einfacheren zum Schwierigeren Rechnung getragen. Ein besonders wertvolles Material sind die Constructionsaufgaben, welche die Planimetrie beschließen. Ref. ist der Ansicht, dass die Aufnahme der Figuren in den Text vortheilhafter

gewesen wäre, insoferne als dadurch der das Buch Benützende durch gleichzeitige Betrachtung der Figur und des an derselben zu erweisenden Theoremes in seiner Arbeit gefördert und ihm dieselbe erleichtert wird. Insbesondere wird bei Wiederholungen des Lehrstoffes der Schüler sich leichter zurechtfinden, wenn der Text unmittelbar durch die Figur illustriert wird.

Das vierte Buch enthält in sehr klarer und anschaulicher Weise die Grundlehren der Stereometrie und eine in jeder Beziehung gelungene Darstellung der Kegelschnittslinien und der wichtigsten Eigenschaften derselben. Es folgen nun auf die vorgetragenen Lehren bezugnehmende Übersichtstafeln und ein sehr bedeutendes Übungsmaterial, das von den Fachgenossen freudig begrüßt werden wird, da die Aufgaben durchwegs instructiv sind, was ganz besonders von den Gleichungsaufgaben gesagt werden kann. Am Ende des Buches sind die Auflösungen zu den Gleichungen und Aufgaben des 1. Grades gegeben. Ein Anhang umfasst ferner die Maßeinheiten und einige mit denselben zusammenhängende Begriffe.

Wir empfehlen das mit Sorgfalt und Hingebung verfasste Lehrbuch, dessen Preis in Anbetracht der prächtigen Ausstattung als ein sehr niedriger bezeichnet werden muss, zum Unterrichtsgebrauch aufs Beste, da es den Anforderungen des Unterrichtes an Gymnasien vollkommen entspricht.

Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten. Von Dr. Franz Hočevar, k. k. Gymnasialprofessor und Privatdocent an der Universität zu Innsbruck. Mit drei Figuren. Wien u. Prag, F. Tempsky 1891. Preis geh. 65 kr., geb. 85 kr.

Dieselben methodischen Grundsätze, welche den Verf. bei der Bearbeitung seines bekannten und mit Recht viel verbreiteten „Lehr- und Übungsbuches der Geometrie für Untergymnasien“ leiteten, sind auch bei der Ausarbeitung des vorliegenden Lehr- und Übungsbuches zur Geltung gekommen. Es wurde auch in diesem Buche der Instruction für den mathematischen Unterricht vollauf Rechnung getragen und durch die Anlage des Buches und die Durchführung im einzelnen der Zweck erreicht, dass dasselbe den Schüler auf den streng wissenschaftlichen Unterricht in den oberen Classen vorbereite. Ferner ist in diesem Buche das Wesentliche besonders hervorgehoben und das Fernerliegende weggelassen. Dasselbe Princip finden wir bezüglich der Aufgaben gewahrt; auch hier wurden manchmal beliebte Spitzfindigkeiten der Aufgaben weggelassen; das Zusammenfassen gleichartiger Aufgaben finden wir sehr zweckentsprechend.

Der erste Abschnitt des Buches handelt von den ganzen Zahlen; in erster Linie wird das dekadische Zahlensystem in den Kreis der Betrachtungen gezogen; in nachdrücklicher Weise ist das Positionsgesetz betont. Die Darlegung des Gesetzes der

Commutation bei der Addition, des Satzes, dass die Differenz zweier Zahlen ungeändert bleibt, wenn man jede derselben um die gleiche Zahl vergrößert oder verkleinert, ist vollkommen schulgerecht. Die baldige Unterscheidung von Division und Messung ist zweckentsprechend; die darauf bezugnehmenden Beispiele sind instructiv. Das Rechnen mit dem Stelleneinmaleins tritt gebürenderweise in den Vordergrund. Entsprechend der Forderung der Instructionen wird das Kopfrechnen gemäß dem Buche bei Benützung desselben gepflegt werden. — Die Theilbarkeit der Zahlen, die Zerlegung derselben in Factoren, die Bestimmung des größten gemeinschaftlichen Maßes und des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen ist ebenfalls im Anschlusse an die Instructionen gegeben worden. In der Kettendivision wurde mit gutem Grunde keine mechanische Regel ausgebildet, sondern successive der Satz: das größte gemeinschaftliche Maß zweier Zahlen ist auch das größte gemeinschaftliche Maß der kleineren Zahl und des Divisionsrestes beider Zahlen, in Anwendung gebracht. Die Kettendivision wurde auch auf die Bestimmung des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen zweier oder mehrerer Zahlen angewendet. — In der Bruchlehre und im Rechnen mit den Brüchen wurde die graphische Darstellung herangezogen. Die Lehre von den Decimalbrüchen wurde im Anschlusse an die Bruchlehre gebracht und mit derselben in Verbindung gesetzt, obwohl die Decimalbrüche auch ohne Bezug auf die letztere in Erweiterung des dekadischen Zahlensystems beim ersten Unterrichte in vortheilhafter Weise behandelt werden können. — Im weiteren finden wir das Rechnen mit mehrfach benannten Zahlen und mit diesem wird der Abschluss des Lehrstoffes der I. Classe gegeben.

Der Lehrstoff der II. Classe beginnt mit der Behandlung der abgekürzten Operation mit Decimalbrüchen und es wird in dem vorliegenden Buche diese in strengster Befolgung der Instructionen ausgeführt. Das Verfahren von Oughtred wird bei der abgekürzten Multiplication jenem von Lagrange vorgezogen. Der Schüler wird durch den Lehrgang des Buches daran gewöhnt, auch beim abgekürzten Rechnen die Controle der Rechnung durch eine Probe zu üben. Schulgerecht wurde auch die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen behandelt; die einfache Regeldetri wurde durch die Schlussrechnung (Schluss auf ein Vielfaches, Schluss auf ein Maß, Schluss von einer Mehrheit auf irgend eine andere Mehrheit, Zerfällungsmethode) und durch die Anwendung von Proportionen aufgelöst. Ebenso wurden die Aufgaben der Zinsenrechnung und der Discontrechnung nach diesen beiden Grundsätzen zur Behandlung gebracht. Obwohl die Instructionen fordern, dass „die einfache Zinsenrechnung nur auf Grundlage der Schlussrechnung zu entwickeln sei“, hat der Verf. sich dennoch außerdem der Auflösung solcher Proportionen bedient. Es wäre nicht unvortheilhaft gewesen, die allgemeinen Gleichungen zur Berechnung der Interessen, der Procente, der Zeit und des Capitals aufzustellen und dieselben an gegebenen Aufgaben in Anwendung zu bringen.

In der III. Classe wird mit dem Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen begonnen; dasselbe finden wir in dem vorliegenden Buche kurz und klar auseinandergesetzt; auch in dem diesem Abschnitte gewidmeten Ausmaße wird den Forderungen der Instructionen vollauf Rechnung getragen. Jedenfalls müssen die geometrischen Übungen der III. und IV. Classe herhalten, um diesen schwierigen Abschnitt der speciellen Arithmetik, der zu früheren Zeiten leider ganz vernachlässigt wurde, zum geistigen Eigenthum des Schülers zu machen.

Die folgenden Abschnitte enthalten die Grundlehren der allgemeinen Arithmetik. Sehr scharf finden wir den Unterschied zwischen absoluten und relativen Zahlen klargelegt. Die negativen Zahlen werden als Differenzen zwischen den entsprechenden positiven Zahlen und dem Minuenden Null definiert und dann durch die graphische Darstellung in der erweiterten Zahlenlinie anschaulich gemacht. Sprachlich incorrect sind die S. 71 angegebenen Ausdrücke: „nach vorwärts", „nach rückwärts", „nach aufwärts", „nach abwärts". — Die Einleitung in die Multiplication relativer Zahlen ist sehr klar; der hier angegebene Weg muss allerdings als ein inductiver bezeichnet werden.

Das Quadrieren und das Cubieren von Zahlen ist in die engste Verbindung mit dem Radicieren gebracht; hier werden auch die abgekürzten Verfahren beim Quadrat- und Kubikwurzelziehen angegeben.

In der Lehre von den Gleichungen finden wir den umfangreichen und instructiv durchgeführten Übungsstoff in zweckmäßiger Weise gruppiert. So sind die Aufgaben über Gleichungen mit einer Unbekannten in solche getrennt, bei denen das Transponieren, das Auflösen von Klammern, das Wegschaffen der Brüche, die Zusammenstellung der Unbekannten aus Gleichungen des 2. und 3. Grades, das Wegschaffen der Wurzeln berücksichtigt wird. — In den „verschiedenen Übungen" wird auch dargethan, wie zuweilen die Einführung einer neuen Unbekannten sich vortheilhaft erweist. Auch die Textgleichungen sind übersichtlich gruppiert in Gleichungen, in welchen die Beziehung zwischen Zahlen auftritt, Aufgaben über das Lebensalter, Aufgaben aus der Procent-, Zinsen- und Discontrechnung, Mischungsaufgaben, Aufgaben über die Dauer vereinigter Leistungen und Bewegungsaufgaben. Dieselbe Sorgfalt finden wir bei der Zusammenstellung der Aufgaben mit zwei und drei Unbekannten. — Entsprechend der Vorschrift oder eigentlich dem Rathe der Instructionen wurden die Probleme der zusammengesetzten Regeldetri auf die Schlussrechnung gegründet. Zweckmäßig und zwar in Hinsicht auf geometrische und physikalische Auseinandersetzungen ist auch die Betrachtung solcher Aufgaben, in welchen eine Größe dem Quadrate oder Cubus einer anderen Größe direct oder invers proportional ist. — Im weiteren Verlaufe wird die Kettenregel und die Zinseszinsenrechnung erörtert. Eine

Tafel enthält die Potenzen des Zinsfußes. In einem Anhange werden die Längen-, Flächen- und Körpermaße, sowie die Gewichte und Münzen der verschiedenen Culturländer angegeben.

Ref. begrüßt das vorliegende Buch auf das Freudigste; auch die Darstellung des Gebotenen, das auf das Minimalste beschränkt wurde, ist anerkennend hervorzuheben; die Auswahl der Beispiele gibt beredtes Zeugnis davon, dass der Verf. den Plan und die Ausführung seines jüngsten Buches wohl durchdacht hat. Dieses Buch bildet eine schätzenswerte Ergänzung der früher erschienenen Schulschriften des Verf.s, und wir hoffen, dass im Interesse des mathematischen Unterrichtes an unseren Mittelschulen, der Concentration und Einheitlichkeit desselben der Verf. auch den Lehrstoff der wissenschaftlichen Arithmetik, der in den oberen Classen dieser Schulen zur Behandlung gelangt, in ebenso gelungener Weise ausführen werde. Es kann aus didaktischen Gründen nicht gebilligt werden, wenn in einem Gegenstande an einer Mittelschule in den verschiedenen Unterrichtsstufen Lehrbücher verschiedener Autoren in Verwendung stehen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Franz Noë, Geologische Übersichtskarte der Alpen. Wien, Ed. Hölzel 1890. Preis: gefalzt mit Leinwandstreifen 6 fl., auf Leinwand gespannt mit Stäben 8 fl. 40 kr.

Eine geologische Übersichtskarte über das gesammte Gebiet der Alpen, vom ligurischen Meere bis an das pannonische Becken, und zwar in einem Maßstabe, welcher thatsächlich einen Überblick über die Verbreitung der einzelnen Formationsglieder zu ermöglichen imstande ist, bildet seit langem ein tief gefühltes Bedürfnis für den Forscher, wie für Lehrer und Schüler. Bis jetzt musste man die betreffenden Kartenwerke über Frankreich, Italien, die Schweiz und Österreich zusammenlegen und hatte noch mit den Schwierigkeiten, die aus der Verschiedenheit der Maßstäbe, der Farbenbezeichnungen und der Auffassungen entspringen, zu kämpfen. Die vorliegende Übersichtskarte wird daher sicher von allen Seiten freudig aufgenommen und auch außerhalb unseres Vaterlandes freundlichst begrüßt werden. Ihr Maßstab (1 : 1,000.000) ist ein solcher, dass alle wichtigeren Details eingetragen werden konnten, die Wahl der trefflichen v. Haardt'schen topographischen Übersichtskarte als Grundlage ist eine sehr glückliche, die Art der Ausführung der Grundlage aber eine überaus wohlgelungene, indem die orographischen Hauptzüge ohne das geologische Colorit nennenswert zu trüben, ohne Schwierigkeit unter demselben verfolgt werden können. Die Thatsache, dass Eduard Suess einige einführende Worte den „Erläuterungen" voranstellte, spricht mit für den hohen wissenschaftlichen Wert derselben. Suess weiset darauf hin, dass

es Noë gelungen sei, allen neueren, sicher erkannten Thatsachen Rechnung zu tragen, so der Erkenntnis des karbonen Alters gewisser Schiefer der nordsteierischen Alpen, der Überfaltungen in den Berner Alpen, der Mannigfaltigkeit paläozoischen Ablagerungen in den Karnischen Alpen. Er weist auch darauf hin, dass es dermalen noch nicht möglich gewesen ist, die alttertiären und die cretacischen Flyschbildungen auseinander zu halten. Dass der Autor der Karte nicht auch das Vorkommen rhätischer Bildungen in den Ostalpen (Semmeringgebiet) eingetragen hat, ist wohl nur ein leicht verzeihliches Übersehen.

Dem Lehrer ist mit dieser Karte ein Mittel an die Hand gegeben, den geologischen Bau des wichtigsten Gebirges Europas und damit der Erde zu erklären und die Geschichte desselben auf Grund der neunzehn verschiedenen Ausscheidungen in den wichtigsten Zügen zu entwickeln.

Wir finden ausgeschieden (beziehungsweise zusammengefasst): 1. alle krystallinischen Massengesteine aus der Granitgruppe (zugezogen werden auch die Melaphyre und Augitporphyre Südtirols und der Granulit von St. Pölten!); 2. die krystallinischen Massengesteine der Grünstein- und Melaphyrgruppe, sowie die Serpentine; 3. die Porphyre; 4. die Trachyte und Basalte; 5. die krystallinischen Schiefer der Gneiss- und 6. diejenigen der Glimmerschiefergruppe; 7. die metamorphischen Schiefer unbestimmten Alters; 8. der krystallinische Kalk; 9. die paläozoischen Formationen, von welchen 10. die Permschichten getrennt werden; 11. die untere, 12. die mittlere und obere Trias; 13. der Hauptdolomit und der Dachsteinkalk; 14. der Jura; 15. die Kreide; 16. das Alttertiär; 17. der Flysch; 18. das Jungtertiär und 19. das Diluvium und Alluvium.

Wenn ich die Aufmerksamkeit der lehrenden Kreise auf das verdienstvolle Werk Noës lenke, so thue ichs in der vollen Überzeugung, dass ich damit und mit der Empfehlung: es möge keiner der Naturhistoriker und Geographen es unterlassen, die schöne Karte in Betracht zu ziehen, einzig und allein nur der Sache diene, da es im Interesse des geographischen und naturgeschichtlichen Unterrichtes auf der höheren Stufe gelegen ist, diesen neuen wichtigen Behelf möglichst intensiv auszunützen.

Wien. Prof. F. Toula.

Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilh. Buchner. 4. Aufl. Essen, G. D. Bädeker 1891.

Das Werkchen, welches sich zur Aufgabe stellt, die gesammte Kunstgeschichte auf 174 Seiten abzuhandeln, hat seine 4. Auflage erlebt und bewiesen, dass wir bei Besprechung der 1. Auflage recht

hatten mit dem Ausspruche: Der Verf. hat die schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Einige Irrthümer, auf welche wir damals aufmerksam machten, sind in der neuen Auflage behoben; leider sind noch einige stehen geblieben. Z. B. der Athenetempel zu Tegea war außen nicht dorisch, sondern ionisch, die Giebelfiguren des Parthenon waren nicht „hocherhaben", sondern, wie alle Giebelfiguren der vorgeschrittenen Kunst rund gearbeitet. Das Capitel über die Baumeister der Hochrenaissance bedürfte noch einer Umarbeitung. Nicht Raffael hat die Farnesina erbaut, sondern Peruzzi, und wenn man den als Baumeister ziemlich unbedeutenden G. Vasari nennt, kann man doch Michele Sanmicheli nicht auslassen. Im übrigen können wir, wie früher, das Werkchen denjenigen, welche sich ohne große Anstrengung in der Kunstgeschichte orientieren wollen, aufs beste empfehlen.

Karl Ehrenberg, Die Kunst des Zeichnens. 2. Aufl. Leipzig, Otto Spamer 1892.

Der Verf. behandelt zuerst die Linear-Perspective, aber nicht constructiv, sondern dadurch, dass er die perspectivischen Grundsätze, durch Zeichnungen unterstützt, erklärend vorführt. Es bleibt immer eine missliche Sache, etwas rein Constructives ohne Construction zu behandeln, aber die Noth macht erfinderisch, und wir glauben, dass es dem Verf. gelingt, in den darauf verwendeten 58 Seiten Text denjenigen, welche mit der darstellenden Geometrie nicht vertraut sind, eine Idee der Gesetze beizubringen. Hierauf werden in ähnlicher Weise Spiegel- und Schattenperspective abgehandelt und auf sieben Seiten die Luftperspective recht anschaulich erläutert. Nun folgt ein Capitel für „diejenigen, welche durch die in den früheren Capiteln angewendete Art der Begründung und Erklärung noch nicht zufriedengestellt sind" (!), mit wirklichen, aber doch wieder empirischen Constructionen, welche von dem Publicum, das der Verf. vor Augen hat, vielleicht auch nicht verstanden werden.

Weitaus wertvoller, weil ein Ganzes bietend, ist der zweite Theil, welcher die anatomischen Grundlagen der menschlichen Formen und die „Verhältnisse" behandelt. Hier werden dem Anfänger sehr praktische Winke gegeben, denn hier ist der „Maler" in seinem Elemente. Den Schluss bildet ein recht anziehend geschriebenes Capitel über die Wichtigkeit und Bedeutung der Hand und die Physiognomik des Kopfes. Wir glauben, dass der Anfänger im Zeichnen aus dem Buche viel Belehrung schöpfen kann, und können dasselbe aus diesem Grunde bestens empfehlen.

Graz. Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

IV. deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Wie in den verflossenen Jahren, so fand auch heuer während der Osterwoche ein Mittelschultag in Wien statt. 272 Theilnehmer, theils Vertreter deutscher Gymnasien und Realschulen, theils Schulmänner in höheren Stellungen, hatten sich in den schönen Räumen des akademischen Gymnasiums zu den Verhandlungen eingefunden, eine stattliche Versammlung, die zweitstärkste seit dem Bestehen der Mittelschultage. Und diese alle hatte das rege Interesse an den acuten Fragen des Mittelschulwesens, welche auf der Tagesordnung standen, herbeigeführt, was umsomehr ein Zeichen des idealen Geistes, der den Mittelschullehrstand beseelt, ist, als heuer das Programm gar keine sogenannten Standesfragen enthielt.

Die Geschäftsleitung hatte diesmal ein großes Stück Arbeit zu leisten. Denn abgesehen von den gewöhnlichen Kanzleiarbeiten und Correspondenzen waren noch zwei Fragen, welche der III. d.-ö. Mittelschultag nicht zur Gänze erledigt hatte, durchzuberathen und für die heurige Versammlung vorzubereiten: die Frage des Austausches von Naturobjecten und der Entwurf einer Disciplinarordnung auf Grund der vorjährigen Beschlüsse. Die erste Frage war einem Subcomité unter der Leitung des Prof. H. Huber übertragen, für den zweiten Gegenstand war eine Specialcommission eingesetzt worden. Der Entwurf wurde im October und November v. J. von den Wiener Mitgliedern, die sich durch Cooptierung hervorragender, mit den Verhältnissen genau vertrauter Schulmänner verstärkt hatten, in mehreren Sitzungen durchberathen und sodann in Druck gelegt und an alle deutschen Mittelschulen, sowie an den Verein der čechischen Mittelschulprofessoren in Prag und den Verein für das höhere Schulwesen in Lemberg verschickt, damit diese über den Entwurf ihre Wohlmeinung abgäben, ehe er zur Berathung auf dem Mittelschultage gelangte. Es liefen auch 44 Gutachten ein, zum größten Theile Protokolle der Lehrkörper, die den Entwurf im einzelnen durchberiethen. Von diesen lauteten fünf entschieden ablehnend (und zwar aus verschiedenen Gründen), die übrigen stimmten theils unbedingt theils unter Vorbehalt

einzelner Abänderungen dem Entwurfe bei. Die gesammte Specialcommission trat zur endgiltigen Berathung am 12. April zusammen, hielt dann noch zwei Sitzungen am 13. und 14. April ab, erledigte jedoch nur 30 Paragraphe, etwa zwei Drittel des Entwurfes, so dass von einer Berathung im Plenum abgesehen werden musste.

Die übrigen Aufgaben, welche der III. d.-ö. Mittelschultag der Commission übertragen hatte, insbesondere die Abfassung und Überreichung der »Gehaltspetition«, waren bereits im Verlaufe des Sommers durchgeführt worden.

Für die Anmeldung von Vorträgen und Aufstellung von Thesen war als Endtermin der 15. Januar 1892 festgesetzt worden. Die Anmeldung war eine ziemlich rege, so dass nicht alle pädagogischen oder didaktischen Themen in das Programm aufgenommen werden konnten, umsomehr als von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, für jede Sitzung nur ein Thema anzusetzen. Die Aufrufe zur Einsendung von Themen wurden von den Mittelschulzeitschriften (Z. f. ö. G.; Z. f. d. Realschulw., Öst. Mittelschule) gebracht, wofür den Redactionen derselben Dank gebürt. Hoffen wir, dass auch die künftigen Mittelschultage des gleichen Entgegenkommens seitens dieser wichtigen Factoren sich erfreuen werden.

Die erste Vollversammlung fand Mittwoch den 13. April statt. Um $9^1/_4$ Uhr eröffnete dieselbe der Geschäftsführer Prof. Dr. C. Tumlirz mit einer Ansprache, in welcher er die Bedeutung der Mittelschultage berührte, die den Zweck haben, uns Österreichern die Directorenversammlungen Preußens zu ersetzen. Er dankte den hohen Unterrichtsbehörden für das wohlwollende Entgegenkommen, dessen sich die noch junge Institution seitens derselben erfreue, und begrüßte sodann ehrerbietigst die Vertreter des Unterrichtsministeriums, des n. ö. Landesschulrathes und der Großcommune Wien.

Zum Präsidenten des IV. d.-ö. Mittelschultages wurde sodann per acclamationem Landesschulinspector Dr. Karl Ferdinand Kummer gewählt. Derselbe, mit lautem Beifall begrüßt, dankte für die Wahl, betonte die Wichtigkeit der zur Verhandlung gelangenden Fragen, die im Anschluss an frühere Berathungen die Förderung der erziehenden Thätigkeit der Mittelschule bezwecken, würdigte sodann kurz den Hauptgegenstand des ersten Verhandlungstages, die pädagogische Vorbildung der künftigen Erzieher, und schlug hierauf zu seinen Stellvertretern Gymnasialdirector Dr. Georg Lukas (Weidenau) und Realschuldirector Alois Buchner (Waidhofen a. d. Ybbs), zu Schriftführern die Professoren: Gustav Effenberger (Prag), Dr. Franz Standfest (Graz), Ferd. Barta (Linz), Feodor Hoppe (Wien), Josef Meixner (Wien) und Josef Schober (Wien) vor. Dieselben wurden per acclamationem gewählt.

Vor dem Eingehen in die Behandlung der auf der Tagesordnung stehenden Frage erhielt der Geschäftsführer das Wort zur Verlesung der provisorischen Geschäftsordnung, die, von der vorbereitenden Commission entworfen, in den Versammlungen erprobt werden soll. Die Versammlung stimmte ihr vollinhaltlich zu.

Im Namen des Bürgermeisters der Haupt- und Residenzstadt Wien begrüßt sodann Stadtrath Dr. R. Grübl die Theilnehmer des Mittelschultages.

Hierauf erstattete der Geschäftsführer den Bericht über die Thätigkeit der vorbereitenden Commission. Dieselbe constituierte sich am 8. April 1891, prüfte die Rechnungen der Commission des III. d.-ö. Mittelschultages, die einen Überschuss von 50 fl. ergaben, und legte diesen nutzbringend an.

Die von dem III. Mittelschultag der Commission übertragenen Aufgaben wurden in einer Reihe von Sitzungen erledigt, die Petition um die Regelung der Gehalts- und Rangsverhältnisse maßgebendenorts durch eine Deputation überreicht, für die Vorarbeiten zur Durchführung eines Austausches von Naturobjecten eine besondere Commission von Fachmännern unter der Leitung des Prof. H. Huber (Wien) eingesetzt und der Contact mit den auswärtigen Commissionsmitgliedern hergestellt. — Die Commission für die Ausarbeitung des Entwurfes einer neuen Disciplinarordnung wählte zum Vorsitzenden Director Friedr. Slameczka und übertrug die Ausarbeitung des Entwurfes dem Geschäftsführer, der denselben bis Ende September fertigstellte. — In den Fachzeitschriften (Z. f. ö. G., Z. f. d. Realschulw., Öst. Mittelschule) erschienen wiederholt Einladungen, Themen für den IV. d.-ö. Mittelschultag anzumelden. Bis 15. Januar, welcher als letzter Anmeldungstermin festgestellt wurde, langten bei der Geschäftsführung 16 Anmeldungen an; später kamen noch vier weitere dazu. Aus diesen wählte die Gesammtcommission die Thesen aus, welche das Programm aufweist. — Das Localcomité, welches Ende Februar zusammentrat, bestand aus 30 Mitgliedern, die alle Anstalten Wiens vertraten. Durch die gütige Vermittlung des hohen Unterrichtsministeriums wurde den Theilnehmern der Besuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses am Mittwoch den 13. April vom hohen k. u. k. Oberstkämmereramte gestattet. Ebenso bewilligte das hohe Unterrichtsministerium die unentgeltliche Benützung des Festsaales des akademischen Gymnasiums und die Intendanz der Hoftheater die Besichtigung des Burgtheaters.

Redner berichtete ferner über die Deputationen, welche die Einladungen für den Mittelschultag Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister, Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter, Sr. Excellenz dem Herrn Landmarschall, dem Herrn Bürgermeister von Wien, den Herren Ministerialräthen Dr. Erich Wolf und G. Ritter von Zeynek, dem Herrn Vicepräsidenten des n. ö. Landesschulrathes Victor Ritter von Pfersmann-Eichthal, sowie den Herren Landesschulinspectoren und Herrn Prof. Dr. Lustkandl überreichten, ferner über das Zustandekommen der Ausstellungen (Münzen, griechische Thongefäße, physikalische und naturhistorische Lehrmittel und Geräthschaften für das Jugendspiel).

Der Besuch war schwächer als im Vorjahre, aber stärker als an den übrigen Mittelschultagen. Die Zahl der diesjährigen Anmeldungen betrug 272; vertreten waren 42 Städte mit 81 Anstalten. Vom Auslande betheiligten sich ein Professor aus Negotin (Serbien) und ein Director aus

Lillesand (Norwegen) an dem Mittelschultag. Schulrath Dr. Stephan Wolf (Czernowitz) sandte ein Begrüßungstelegramm.

Der Berichterstatter verlautbarte sodann, dass die Besichtigung des kunsthistorischen Museums nachmittags um 3 Uhr stattfinden werde, dass die numismatische Gesellschaft die Theilnehmer zu einem interessanten Vortrage einlade und am folgenden Tage (6 Uhr abends) Prof. Dechant an der Staats-Oberrealschule im II. Bezirk physikalische Experimente bei elektrischer Beleuchtung vorführen werde.

Nachdem der Geschäftsführer geschlossen und niemand zu dem Berichte sich zum Worte gemeldet hatte, leitete der Vorsitzende die Verhandlung über den Berathungsgegenstand der ersten Vollversammlung ein: »Über die pädagogische Vorbildung der Mittelschullehrer«.

Der Referent Prof. Dr. E. Maiß (Wien) entwickelte in eingehender Weise die Bedingungen einer ersprießlichen Lehrthätigkeit am Gymnasium und an der Realschule, charakterisierte den »guten« und den »schlechten« Lehrer und erörterte die Vorbildung der Lehrer (Fachstudium und Prüfungen, Probejahr und pädagogisches Seminar mit Übungsschule). Er sprach sich gegen das pädagogische Seminar aus und zeigte, wie durch eine zweckentsprechende Ausbildung der Candidaten während des Probejahres in jeder Hinsicht die Basis zu einer erfolgreichen Lehrthätigkeit des jungen Lehrers gelegt werden kann. Den Inhalt seines Vortrages fasste der Referent in folgende Thesen zusammen:

»1. Für die pädagogische Ausbildung der Lehramtscandidaten ist neben einigen theoretisch-pädagogischen Studien auf der Universität das Probejahr nothwendig und hinreichend. Die Einführung pädagogischer Seminare mit Übungsschulen ist nicht anzustreben.

2. Sowohl im Interesse der pädagogischen als auch der wissenschaftlichen Ausbildung der Candidaten erscheint es wünschenswert, dass die theoretisch-pädagogischen, sowie die Studien aus der Unterrichtssprache zeitlich vom Fachstudium getrennt werden.

3. Die theoretisch-pädagogischen Studien sind während des Probejahres zu machen. Der Candidat hat ein pädagogisches Conversatorium zu besuchen, mindestens ein schriftliches Referat zu liefern und einem Colloquium sich zu unterziehen.

4. Es ist dafür Sorge zu tragen, dass das pädagogische Conversatorium zu einer geeigneten Zeit und mit voller Rücksicht auf die Bedürfnisse der künftigen Mittelschullehrer abgehalten werde.

5. Hinsichtlich des Probejahres bedürfen die gesetzlichen Vorschriften keine Änderung. In der Durchführung aber wäre es wünschenswert:

a) dass das Hospitieren des Candidaten nicht auf die ersten sechs Wochen concentriert, sondern zum Theil — nach zwei Wochen — zweckmäßig zwischen die Lehrversuche eingeschaltet würde;

b) dass ausnahmslos darauf gesehen würde, dass der Candidat am Schlusse des Probejahres mindestens acht Wochen lang eine Classe ganz selbständig übernimmt;

c) dass die Candidaten verpflichtet würden, den Aufnahms- und Maturitätsprüfungen beizuwohnen.«

Correferent Prof. Dr. Alois Höfler (Wien) erklärte sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden, ergänzt dieselben jedoch dahin, dass er ein gründliches Studium der Philosophie — insbesondere der Psychologie, Logik und Ethik — und das dadurch geschärfte Beobachtungsvermögen für eine unerlässliche Vorbedingung der pädagogischen Ausbildung des Candidaten erklärt. Dazu seien zunächst hodegetische Collegien nothwendig. Ebenso wünschenswert sei es, dass der Gymnasialpädagogiker der Universität in fortwährendem Contact mit der Schule stehe — wie der Kliniker mit der Klinik — und dass dem Besucher der pädagogischen Universitätsvorlesungen die Gelegenheit geboten werde, ab und zu einer wirklichen Schulstunde, nicht behufs Abhaltung einer Probelection, sondern als psychologischer Beobachter beizuwohnen. Er weist auf die Analogie der Mediciner hin, die ihre praktischen Erfahrungen an den Kliniken sammeln, und zeigt, dass derartige Beobachtungsstunden an einer — sozusagen — „pädagogischen Klinik“ weit mehr pädagogische Sicherheit des Candidaten verbürgen als die höchst problematischen pädagogischen Hausarbeiten. Der jetzige Zustand gleiche der Art und Weise, wie man jetzt nur noch — in der Türkei zum praktischen Arzt herausgebildet werde. Unbedingt aber sei es nothwendig, dass der Lehramtscandidat, ehe er pädagogische Beobachtungen mit Erfolg machen kann, sich eine entsprechende philosophische Bildung angeeignet habe, und deshalb empfiehlt er folgende These:

„Die erste und dringendste Vorbedingung eines Fortschrittes in der pädagogischen Vorbildung der Mittelschullehrer ist die Pflege philosophischer, speciell psychologischer, logischer und ethischer Studien der Lehramtscandidaten, d. h. die sinngemäße Verwirklichung der bereits durch die Prüfungsvorschriften vom Jahre 1884, Art. II und V, ausgesprochenen, aber durch die gegenwärtige pädagogisch-didaktische Hausarbeit hinsichtlich ihrer Erfüllung nur ganz unzureichend controlierten Forderung.“ (Beifall).

Der Vorsitzende fragt, ob die Versammlung die Eröffnung einer Generaldebatte wünscht. Von einer Generaldebatte wird abgesehen. Im Verlauf der Specialdebatte beantragte Dr. Ludwig Singer, die These Höflers im Zusammenhang mit These 2 des Referenten zur Verhandlung zu bringen. Andererseits trat Prof. Dr. Martinak (Leoben) dafür ein, dass zunächst die These Höflers in Verhandlung genommen werde. Dagegen wünschte Maiß zunächst die Erledigung seiner ersten These.

Da Martinaks Antrag angenommen wurde, empfahl Prof. Dr. von Muth (Wiener-Neustadt) die Wendung „die erste und dringendste ....“ dahin abzuschwächen, dass der Passus laute „Eine wesentliche usw.“ Prof. F. Hoppe (Wien) befürchtet sehr, dass in der These Höflers die Gefahr für eine bedeutende Mehrbelastung der Lehramtscandidaten gelegen sei. Diese seien aber ohnehin derart überbürdet, dass man ihnen kein Plus an Leistung mehr auferlegen könne. — Dr. Singer (Wien) theilt diese Befürchtung nicht. — Prof. Dr. Höfler will keinen neuen Prüfungsgegenstand, sondern bloß Colloquien. — Prof. Dr. Smolle warnt vor einer zu stricten Betonung der philosophischen Studien. Die erste Bedingung für einen guten Lehrer sei Liebe zu den Schülern und Hingebung an den Beruf.

Bei der Abstimmung wurde Höflers These einstimmig angenommen.

Es gelangten sodann die Thesen des Referenten zur Discussion

Die erste These Dr. Maiß' wurde ohne Debatte einstimmig angenommen.

Zur zweiten These stellt Prof. Dr. Martinak (Leoben) den Antrag, dieselbe zu streichen. Nachdem Prof. Dr. Maiß für die Beibehaltung der These, Director Dr. Hackspiel (Prag) gegen dieselbe sich ausgesprochen, beantragte Prof. Zycha (Wien), über die zweite und alle anderen Thesen des Referenten zur Tagesordnung überzugehen. Dagegen erhob der Referent Einsprache, worauf der Vorsitzende Landesschulinspector Dr. K. F. Kummer, um eine Klärung der Sachlage herbeizuführen, die 2.—5. These des Referenten nochmals zur Verlesung bringt. — Dir. Dr. Langhans (Wien) empfahl hierauf unter Hinweis darauf, dass ein Eingehen auf die Details der Thesen 2—5 des Referenten dermalen noch verfrüht wäre, über diese Thesen zur Tagesordnung überzugehen.

Dieser Antrag wurde mit der Motivierung des Dir. Dr. Langhans angenommen und hierauf die Sitzung geschlossen.

Am Nachmittag besuchten die Theilnehmer des Mittelschultages corporativ die kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Von Herrn k. k. Regierungsrath Dr. Kenner empfangen und geleitet, besichtigten sie die Funde von Gjöllbaschi, das Lapidarium und die Antikensammlung, in der Herr Custos Dr. von Schneider in der liebenswürdigsten Weise die Kunstobjecte erläuterte. Der Präsident des Mittelschultages, Landesschulinspector Dr. Kummer, sprach den genannten Herren im Namen der Theilnehmer den wärmsten Dank aus für den freundlichen Empfang und die außerordentlich interessanten Erläuterungen.

Abends fand im Rotundensaale der k. k. Gartenbaugesellschaft ein Festcommers unter dem Vorsitze des Präsidenten Landesschulinspectors Dr. Kummer statt, der in der animiertesten Weise verlief.

Der zweite Verhandlungstag — Donnerstag, den 14. April — begann mit einer Reihe von Sectionssitzungen.

Die germanistische Section, an welcher als Vertreter des h. Unterrichtsministeriums Herr Landesschulinspector Dr. Huemer theilnahm, eröffnete der Geschäftsführer mit einigen Mittheilungen. Hierauf wurde zum Vorsitzenden Dir. Dr. Lambel (Wien), zum Schriftführer Prof. Wiskoczil (Wien) gewählt. Das Referat über das Thema: „Der deutsche Unterricht auf der Unterstufe des Gymnasiums in mehrsprachigen Ländern“ erstattete Prof. A. Polaschek (Czernowitz).

Die Ausführungen des Vortragenden wurden mit Beifall aufgenommen. An der Debatte betheiligten sich außer dem Referenten die Professoren Hoppe (Wien), Schatzmann (Prag), Bezirksschulinspector Wallner (Laibach), Heidrich (Melk) und Zeidler (Wien). Zur Annahme gelangten folgende Thesen:

1. Der IV. deutsch-österreichische Mittelschultag spricht sich dahin aus, dass für jede Sprachprovinz die Anlage eines mundartlichen Ver-

zeichnisses, welches sich an eine gegebene Grammatik anschließt, wünschenswert wäre.

2. In gemischtsprachigen Ländern, namentlich aber an überfüllten Anstalten empfiehlt sich die Errichtung einer unter der Aufsicht der Mittelschulbehörden stehenden Vorbereitungsclasse, in welche Schüler nach vollendetem 9. Lebensjahre entweder auf Grund einer Aufnahmsprüfung oder des dieser Classe entsprechenden Volksschulzeugnisses aufzunehmen wären.

Eine These wurde von dem Referenten zurückgezogen, eine mit der dirimierenden Stimme des Vorsitzenden abgelehnt.

Das zweite Referat „Verminderung der Zahl der schriftlichen Arbeiten von der III. Classe an“ kam infolge der Verhinderung des Referenten nicht zur Verhandlung.

In der naturwissenschaftlichen Section wurde zum Obmann einstimmig Director K. Klekler (Wien), zum Schriftführer Prof. Dr. Ed. Maiß (Wien) gewählt.

Prof. Dr. K. Haas (Wien) führte zur Veranschaulichung der Präcession der Tag- und Nachtgleichen eine Reihe von Apparaten und Tafeln vor, und zwar 1. das Modell eines Kreisels mit beweglichem Zeiger, um die Entstehung der Präcessionsbewegung aus der Wirksamkeit der Trägheitskräfte im Sinne Poggendorfs zu zeigen, 2. ein Modell zur Demonstration der verschiedenen Achsenstellungen der Erde infolge der Präcession und der Verschiebung der Zeichen gegen die Sternbilder des Thierkreises, 3. eine Sternkarte mit Markierung der scheinbaren Bahn des Himmelspoles, 4. eine Zeichnung dieser Bahn nach Thomsons Navigations papers, 5. einen in cardanischen Ringen beweglichen Himmelsglobus, der es für jede Polhöhe und gegebene Zeit ermöglicht, zu bestimmen, welche Fixsterne zu sehen sind, welche nicht, 6. eine Grundrisszeichnung der ausgegrabenen Tempel von Mediae tabu, deren Achsen einen Winkel von 5° einschließen, entsprechend dem Winkel (nach Lockyer), um welchen der Frühlingspunkt sich verschoben hat zwischen der Errichtung des einen und des anderen Tempels.

Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen. Darauf entwickelte Prof. H. Huber seine Vorschläge betreffs des Chemieunterrichtes an Realschulen und stellt auf Grund einer eingehenden Erörterung folgende Thesen auf:

1. Es ist eine natürliche Vertheilung des Lehrstoffes in der IV. und V. Classe anzustreben.
2. In diesen beiden Classen ist ein geringeres Ausmaß im Lehrstoffe der Chemie wünschenswert.
3. Eine methodisch richtige Behandlung des Lehrstoffes unter Zugrundelegung eines methodischen Lehrbuches ist zu empfehlen.
4. Auszugsweise Wiederholung des gesammten chemischen Lehrstoffes in der VII. Classe in einer wöchentlichen Unterrichtsstunde ist anzustreben.

Die Thesen 1—3 werden, nachdem sich Dir. Dr. Kauer (Wien) und Prof. Dr. Maiß (Wien) für dieselbe ausgesprochen, einstimmig

angenommen; die 4. These wurde nach längerer Debatte, an der sich Dir. Dr. Kauer (Wien), Dir. Dr. Koch (Budweis), Prof. Huber (Wien), Prof. Meixner (Wien), Dir. Dr. Hackspiel (Prag), Prof. Dr. Maiß (Wien) und Regierungsrath Lamberger (Wien) betheiligten, abgelehnt.

Section für philosophische Propädeutik. (Obmann Prof. Dr. Loos (Wien), Schriftführer Prof. Dr. Martinak (Leoben) und Dr. Jüthner (Wien).

Der Referent Prof. K. Mendl (Kaaden) bringt »Beiträge zur Behandlung der Syllogistik am Gymnasium«. Der Vortragende zeigt in eingehender Erörterung die Nothwendigkeit der Scheidung von »wirklich particulären« und »formell particulären« Urtheilen, verlangt, wo das Schlussergebnis beeinflusst wird, eine Unterscheidung zwischen particulären Urtheilen, in denen sich Subject und Prädicat im Verhältnis der Umfangskreuzung befinden, und solchen, in denen sie im Verhältnis der Überordnung stehen, und wünscht bei mittelbaren Schlüssen die Beschränkung auf Modi, bei denen man nur solche Urtheile erhält, die eine Qualität und eine Quantität haben. Er stellt in diesem Sinne drei Thesen auf.

An der Discussion betheiligten sich Prof. Dr. Höfler (Wien), Prof. Dr. Obermann (Wien) und Prof. Dr. Martinak (Leoben). Letzterer hält einen endgiltigen Beschluss über die einzelnen Thesen des Referenten augenblicklich nicht für möglich und beantragt folgende Resolution:

»Die Section für philosophische Propädeutik begrüßt die dankenswerten Ausführungen des Referenten betreffend die Behandlung der particulären Urtheile auf das freudigste, da sie geeignet sind, die Behandlung dieses schwierigen Punktes klarer und für sprachliche und logische Schulung ergebnisreicher zu gestalten.«

Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.

Die zweite Vollversammlung wurde Donnerstag den 14. April um $10^1/_2$ Uhr eröffnet. Dieselbe leitete in Vertretung des dienstlich verhinderten Präsidenten Landesschulinspectors Dr. K. F. Kummer der zweite Vicepräsident Dir. Al. Buchner (Waidhofen a. d. Ybbs).

Nach einer lebhaft acclamierten Begrüßung des erschienenen Hofrathes A. Lang theilte der Geschäftsführer zunächst mit, dass der Referent des ersten Verhandlungsgegenstandes Prof. Plank (Wien) durch eine dringende Familienangelegenheit abgehalten sei, das Referat zu erstatten, und Prof. Seeger (Wien) an seinerstatt die These »Über die geeignetste Zeit zur Abhaltung der Mittelschultage« vertreten werde. Er machte sodann auf eine bei Dominicus (Prag) erschienene Schrift von Dr. Hergel »Über die Jugendspiele«, die für die Theilnehmer aufliege, ferner auf die Ausstellung diverser Lehrmittel aufmerksam und kündigt Prof. Dechants Demonstrationen (Staats-Oberrealschule II. Bez.) an.

Prof. Dr. von Muth forderte eine Berichtigung der Zeitungsberichte in Betreff der Abstimmung über die Thesen des Prof. Maiß; der Vorsitzende erklärte das Nöthige veranlassen zu wollen.

Sodann erstattete Prof. Al. Seeger (Wien) das Referat über das obenerwähnte Thema. Referent berührte die Nachtheile, welche die Osterwoche für den Mittelschultag habe, und trat dafür ein, dass die

kommenden Mittelschultage in den Semestralferien abzuhalten seien, die allerdings auf acht Tage verlängert werden müssten. Im Falle das Letztere nicht zu erreichen sein sollte, beantragte er, dahin zu wirken, dass der Montag und Dienstag der Osterwoche zu diesem Zwecke freigegeben werden.

Dagegen wandte sich zunächst in längerer Rede Dir. Dr. V. Langhans, der für die Beibehaltung der Osterwoche sich erklärte; der Antrag auf die Verlängerung der Semestralferien erheische sorgsame Überlegung; er beantrage daher, die Frage zu vertagen.

Dir. Dr. Koch sprach gegen die Vertagung; er bittet die Wiener die Vertreter der Provinz nicht zu majorisieren, und beantragt für die Mittelschultage Pfingsten zu wählen.

Nach einer Erwiderung des Dir. Dr. Langhans und einer thatsächlichen Bemerkung des Dir. Dr. Koch wurde der Antrag des Dir. Dr. Langhans mit Majorität angenommen.

Als Vorort für den nächsten Mittelschultag beantragte Prof. Dr. Effenberger (Prag) Prag zu wählen. Dir. Dr. Koch (Budweis) unterstützte lebhaft den Antrag; es möge abwechselnd Wien und eine Provinzstadt zum Vorort gewählt werden.

Prof. Dr. von Muth (Wiener-Neustadt) erklärte sich gegen jede Verlegung des Mittelschultages, da Wien die günstigste Lage habe. Er macht für den diesjährigen schwächeren Besuch des Mittelschultages die Geschäftsführung verantwortlich, weil das Programm keine Standesfrage enthalte.

Der Geschäftsführer trat diesem Anwurf entgegen; es sei von keiner Seite eine Standesfrage in Anregung gebracht worden und die Geschäftsführung nicht befugt, Fragen in die Lehrerwelt hineinzutragen.

Prof. Adolf Waneck (Mährisch-Ostrau) trat für eine Verständigung der Lehrkörper durch gegenseitige Mittheilung von Referaten ein.

Bei der Abstimmung wurde Prag als Vorort mit Majorität abgelehnt und sodann Wien nahezu einstimmig gewählt.

Als Termin beantragte sodann der Geschäftsführer im Namen der Commission mit Rücksicht auf die im Jahre 1893 in Wien stattfindende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Osterwoche 1894.

Prof. Dr. von Muth (Wiener-Neustadt) plaidierte für das Jahr 1893, Prof. Dr. Martinak (Leoben) stellte den Eventualantrag, es sei die Geschäftsführung zu ermächtigen, falls sich ein dringender Anlass ergeben sollte, den nächsten Mittelschultag zu Ostern 1893 einzuberufen.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag des Geschäftsführers und der Zusatzantrag des Prof. Dr. Martinak angenommen.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung, das Referat über die Jugendspiele, wurde mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit auf die nächste Sitzung verlegt.

Abends demonstrierte Prof. Joh. Dechant in der Staats-Oberrealschule eine Reihe von physikalischen Experimenten bei elektrischer Beleuchtung und erntete für die höchst interessanten Demonstrationen den lebhaftesten Beifall der zahlreich versammelten Fachgenossen.

Um 3 Uhr nachmittags begannen mehrere Sectionssitzungen.

In der historischen Section (Obmann Dir. Dr. V. Langhans, Wien, Schriftführer Prof. Leop. Hofmann, Wien) hielt Prof. Dr. Victor von Renner einen sehr instructiven Vortrag über »Die Münzkunde im Dienste der Schule«, wobei er sich auf die reichhaltige Ausstellung von Münzen und Medaillen stützte, die er zum großen Theil aus seiner eigenen Sammlung, zum Theil aus den ihm bereitwillig von Wiener Anstalten und Privaten zur Verfügung gestellten Objecten mit großer Umsicht und Sachkenntnis zusammengestellt hatte. Der Vortrag will die Numismatik nicht als neuen Gegenstand eingeführt wissen, die Münzen sollen nur gleichsam als Bilderbuch der Weltgeschichte dienen und in dieser Hinsicht betont er das große Interesse, welches seiner Erfahrung nach das Vorzeigen der Münzen bei den Schülern finde. Schon darum ist eine Münzsammlung für jede Anstalt eine Nothwendigkeit. Aus praktischen Gründen empfehle sich die Errichtung einer Centralstation, von der aus die Anstalten auf die einfachste und billigste Art mit dem nöthigsten Material versehen werden könnten.

An den hochinteressanten Vortrag schloss sich eine Discussion, an der sich außer dem Vortragenden die Professoren Dr. A. Burgerstein (Wien), Reichsrathsabgeordneter Dr. V. von Kraus (Wien) und Dr. von Muth (Wiener-Neustadt) betheiligten. Zum Schlusse fasste der Vorsitzende die Anregungen zu einem Resumé zusammen, welches die allgemeine Zustimmung der Anwesenden fand.

Der zweite Punkt der Tagesordnung: »Der Geschichtsunterricht in den Unterclassen der Mittelschulen« entfiel, da der Referent das Thema noch vor Beginn des Mittelschultages zurückgezogen hatte.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section wählte zum Vorsitzenden Dir. Dr. F. Wallentin (Wien) und zum Schriftführer Prof. G. Effenberger (Prag). Prof. E. Lindenthal (Wien) referierte über eine »ungezwungene und einfache Entwicklung der Elemente der Mathematik«, wobei er nach einer Kritik des gegenwärtig üblichen Anfangsunterrichtes in der Mathematik die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Hinsicht begründete. Er machte hiebei eine Reihe von Vorschlägen für eine rationelle Behandlung der Grundoperationen, der Gleichungen und der Proportionen. Der Vorsitzende leitet die Discussion der angeregten Fragen mit einem kurzen Resumé ein und bekennt sich theilweise als Gegner der Vorschläge. Prof. Dr. E. Maiß (Wien) trat für den Vortragenden ein, worauf Prof. Dr. Finger von der technischen Hochschule in Wien in eingehender Erörterung die Art und Weise, wie die Elemente der Mathematik auf der Unterstufe der Mittelschule erfolgreich behandelt werden können, beleuchtete. Über Antrag des Dir. Dr. Koch (Budweis) wurde der Vortrag des Referenten, der besondere Thesen nicht aufgestellt hatte, von der Section zur Kenntnis genommen.

In der philologischen Section, die von 5—7 Uhr tagte, wurde zum Vorsitzenden Prof. Dr. Val. Hintner (Wien), zum Schrift-

führer Prof. Feodor Hoppe gewählt. Das Referat erstattete Prof. Wenzl Eymer (Budweis) über die „Lateinlectüre in der V. Gymnasialclasse"; er begründete die Nothwendigkeit der Verlegung der Liviuslectüre analog den Ausführungen, die von ihm in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1891, Supplementheft S. 23 ff.) veröffentlicht wurden. An das mit lebhaftem Beifall aufgenommene Referat schloss sich eine längere Debatte, an der sich Dir. St. Kapp (Wien), Dir. Dr. Scheindler (Wien), Dir. Koch (Budweis), Prof. K. Ziwsa (Wien), Dr. C. Tumlirz (Wien), Dr. Jerusalem (Wien), Fischer (Wien), Dr. Hintner (Wien), Mendl (Kaaden), Strauch (Wien), Eymer (Budweis), Dir. Lampel (Wien), Sauer (Wien) und Dr. Martinak (Leoben) betheiligten.

Das Ergebnis derselben war die Annahme folgender Thesen:

1. Im Interesse eines erfolgreichen und rascheren Fortschrittes in der Lectüre erscheint aus sprachlichen und sachlichen Gründen eine Verlegung der Liviuslectüre wünschenswert. (Einstimmig.)
2. Die Liviuslectüre beginnt im 2. Semester der V. Classe und wird im 1. Semester der VI. Classe fortgesetzt, so dass das von den Instructionen bestimmte Ausmaß von zwei Büchern absolviert wird.
3. Die in der IV. Classe begonnene Ovidlectüre wird im 1. Semester der V. Classe bis zu dem von den Instructionen angegebenen Ausmaß fortgesetzt, darnach oder daneben wird die Lectüre Cäsars betrieben.

Die naturhistorische Section (Obmann Dir. Fridolin Schimek, Smichow, Schriftführer Prof. Heinr. Vieltorf, Wien) beschäftigte sich mit dem bereits im Vorjahre von Prof. Hinterwaldner angeregtem Projecte eines Austausches von Naturobjecten für Unterrichtszwecke. Den Bericht erstattete im Namen der zur Behandlung dieser Frage eingesetzten Commission Prof. H. Huber (Wien). Von demselben wurden acht Thesen aufgestellt und zwar:

1. Es ist wünschenswert, dass die einzelnen Mittelschulen sowie die Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten die in ihren Cabineten vorhandenen Doubletten von Naturobjecten entweder gegen fehlende Objecte mit anderen Anstalten austauschen oder an dieselben abgeben.
2. Es ist wünschenswert, dass nicht bloß die obgenannten Anstalten, sondern auch gewerbliche, commerzielle und Bürgerschulen, sowie Privatsammler, Landesmuseen u. dgl. in den Tauschverkehr einbebezogen werden.
3. Bezüglich solcher Objecte, die in den Tauschverkehr kommen könnten, aber bereits im Inventar einer Staatsanstalt aufgenommen erscheinen, wolle das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht die Rechnungs-, beziehungsweise Controlsbehörden anweisen, dass dieselben ein für allemal den Tausch solcher Objecte gegen gleichwertige fehlende oder die Abgabe derselben über Antrag des Custos ohne besonderes Einschreiten von Seite der betreffenden Direction zu genehmigen haben, wenn die Veränderung sowohl im Inventar als auch im Veränderungsausweise nachgewiesen erscheint.

4. Die Anbahnung des Tauschverkehrs erfolgt am besten durch das Verordnungsblatt des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht und zwar durch eine Beilage, die von einem eigens hiezu eingesetzten Comité von Naturhistorikern zu redigieren wäre. Im Falle jedoch das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht die erwähnte Beilage nicht bewilligen sollte, könnte die Anbahnung des Tauschverkehres durch die Zeitschriften: für österreichische Gymnasien, für das Realschulwesen, die Österreichische Mittelschule, durch die Programme der verschiedenen Anstalten, durch die Zeitschrift »Der Naturhistoriker« (Organ des Wiener Vivariums) oder durch die »Mittheilungen aus dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaften« (Vereinsblatt des wissenschaftlichen Vereines »Kosmos« in Mährisch-Schönberg) erfolgen. Zu dem Zwecke ist ein eigenes Comité von Fachmännern zu wählen, welchem die Redaction der betreffenden Inserate obliegt. Dasselbe soll seinen Sitz in Wien haben.
5. Der eigentliche Tauschverkehr erfolgt am besten direct zwischen den betheiligten Anstalten durch ihre Directionen auf Antrag der Custoden. Zwischen Anstalten und Privaten möge das Übereinkommen fallweise von den Betheiligten getroffen werden.

   Festzuhalten ist daran, dass abgesehen von gegenseitig vereinbarten Ausnahmsfällen nur vollkommen tadellose, entsprechend präparierte und sicher bestimmte Objecte in den Tauschverkehr zu bringen sind.[1])
6. Es wäre wünschenswert, dass in den oben angeführten Zeitschriften von Seite der Custoden empfehlenswerte Einkaufsquellen mitgetheilt würden.
7. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht möge gebeten werden, die Veranlassung zu treffen, dass in der k. k. zoologischen Station zu Triest zoologische Präparate in ähnlicher Weise angefertigt und den Schulen zum Kaufe überlassen werden, wie dies von Seite der zoologischen Versuchsstation zu Neapel schon seit Jahren durchgeführt wird.

---

[1]) Zur Bestimmung von nicht ganz sicher bestimmten Objecten haben sich bis auf weiteres folgende Fachmänner bereit erklärt:

Dr. Günther Ritter von Beck-Managetta, Custos am k. u. k. Hofmuseum, für Botanik; Dr. Aristides Březina, Director der mineralogischen Abtheilung des k. u. k. Hofmuseums, für Mineralien; Ludwig Ganglbauer, Custosadjunct am k. u. k. Hofmuseum, für Coleopteren und Orthopteren; Anton Handlirsch, Assistent am k. u. k. Hofmuseum, für Hymenopteren und Rhynchota; Hans Huber, k. k. Realschulprofessor, für Mineralien; Dr. Robert Latzel, k. k. Gymnasialdirector, für Myriopoden; Josef Mik, k. k. Gymnasialprofessor, für Dipteren; Dr. Paul Pfurtscheller, k. k. Gymnasialprofessor, für Reptilien; Jos. Redtenbacher, suppl. Gymnasiallehrer, für Orthopteren und Rhynchota; Dr. Alois Rogenhofer, Custos am k. u. k. Hofmuseum, für Lepidopteren; Fritz Siebenrock, Assistent am k. u. k. Hofmuseum, für Fische; Konrad Twrdy, k. k. Realschulprofessor, für Süßwasser-Conchylien und Mineralien; Dr. Franz Wähner, Assistent am k. u. k. Hofmuseum, für Fossilien.

8. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht wird gebeten, im geeigneten Wege dahin zu wirken, dass die in der k. k. Staatsverwaltung stehenden Bergwerke analog deutschen Staatswerken Mineralien in Verschleiß bringen und Preisverzeichnisse hierüber, wie dies von deutschen Instituten geschieht, für die Schulen herausgeben.

Diese acht Thesen wurden einstimmig angenommen. In das Redactionscomité und zwar für die Zeit bis zum V. d.-ö. Mittelschultag wurden einstimmig gewählt: Prof. Hans Huber, Prof. Dr. Paul Pfurtscheller, Prof. Dr. Leo Burgerstein und Prof. Dr. Franz Noë.

Der dritte Tag (Freitag den 15. April) begann mit Sectionssitzungen.

In der Gymnasialsection (Obmann Dir. Friedr. Slameczka, Schriftführer Prof. Hoppe, Wien) erörterte der Referent Prof. Dr. Wilh. Jerusalem (Wien) in eingehender Weise die hohe formale Bedeutung des Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891 für den Gymnasialunterricht. Die Ausführungen des Referenten gipfelten in sieben Thesen, welche den Gegenstand einer lebhaften Debatte bildeten. An derselben betheiligten sich insbesondere Dir. Kapp (Wien), Prof. Dr. Tumlirz (Wien), Prof. Dr. Martinak (Graz), Dir. Slameczka (Wien), Dir. Krassnigg (Nikolsburg), Prof. Dr. Thumser (Wien), Prof. Dr. Loos (Wien), Prof. Zycha (Wien), Dir. Lampel (Wien), Prof. Dr. Hintner (Wien), Landesschulinspector Dr. Kummer (Wien) und Prof. A. Polaschek (Czernowitz). Das Ergebnis der Debatte war die theils einstimmige, theils nahezu einstimmige Annahme folgender fünf Thesen:

1. Die Gymnasialsection erhofft von der gründlichen, nicht bloß äußerlichen Durchführung des hohen Erlasses eine wesentliche Förderung des philologischen Unterrichtes und erblickt die Hauptaufgabe dieses Unterrichtes in der eingehenden Lectüre der classischen Autoren. (Einstimmig.)
2. Die Section erblickt in Übereinstimmung mit dem hohen Erlasse in der freien didaktischen Bewegung denkender Lehrer eine wichtige Gewähr des gesunden Fortschrittes und nimmt die Verfügung, dass die Instructionen nicht als bindende Vorschriften zu gelten haben, mit dankbarer Befriedigung zur Kenntnis.
3. Die sehr wünschenswerte philosophische Gesammtauffassung des Alterthums kann nur durch umfassende Belesenheit in den alten Classikern gewonnen werden; auf diese möge daher bei der Approbation der Lehramtscandidaten im Sinne der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 ein besonderes Gewicht gelegt werden.
4. Die Hausarbeiten aus dem Lateinischen und Griechischen haben auf dem ganzen Gymnasium zu entfallen, an die Stelle derselben treten die auch jetzt allgemein üblichen schriftlichen Präparationen nach einem geeigneten Übungsbuche.
5. Von der eifrigen Pflege der Privatlectüre erwartet die Section wesentliche Förderung. Als nachgewiesene Lectüre, die bei der Maturitätsprüfung zu berücksichtigen ist, können nur jene Stücke gelten, die

der Schüler im Laufe des Obergymnasiums unter Controle des Lehrers gelesen hat.

Gleichzeitig tagte die geographische Section. Obmann derselben war Dir. Dr. Fr. Swida (Pola), als Schriftführer fungierte Prof. Wild (Wien).

Der Referent Prof. H. Lanner (Olmütz) trat warm für eine Neugestaltung des geographischen Unterrichtes an unseren Mittelschulen ein. Er beleuchtete eingehend die Mängel des gegenwärtigen Zustandes, betonte die praktische Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes und stellte die Forderung auf, dass dem Geographieunterrichte besondere Stunden zugewiesen werden und zwar — im Interesse der Vertiefung der Kenntnisse — am Obergymnasium. Die nöthige Zeit wäre durch die Verlegung der Mineralogie in die IV. Classe und die Beschränkung der philosophischen Propädeutik auf die VIII. Classe zu gewinnen (zwei Stunden in der V. und VII. Classe). Die Geographie sollte ein selbständiger Gegenstand sein und besonders classificiert werden. Ebenso wäre eine Umgestaltung der Lehrbücher eine dringende Nothwendigkeit. Insbesondere sollten sie gute Illustrationen enthalten und im Sinne der Instructionen der Heimatskunde mehr Rechnung tragen. Eben deshalb seien für jedes Kronland besondere Lehrbücher wünschenswert.

Der Vorsitzende gab ein Resumé über die Hauptpunkte des Vortrages, an das sich eine lebhafte Debatte schloss. An derselben betheiligten sich Prof. Dr. von Muth (Wiener-Neustadt), Prof. Arth. Wiskoczil (Wien), Prof. Waneck (Mährisch-Ostrau), Dr. Singer (Wien), Prof. von Renner (Wien), Prof. Dr. Smolle (Wien) und Prof. Dr. Schmidt (Wien). Da der Referent besondere Thesen nicht aufgestellt hatte, wurden die Anregungen desselben zur Kenntnis genommen, worauf der Vorsitzende dem Vertreter des h. Ministeriums, Landesschulinspector Dr. Ritter von Wretschko, sowie Herrn Landesschulinspector Dr. Maurer für ihre Theilnahme an der Verhandlung den Dank der Section aussprach.

Um 10 Uhr begann die dritte Vollversammlung unter dem Vorsitz des Präsidenten Landesschulinspectors Dr. K. F. Kummer. Der Vorsitzende verlas ein Begrüßungsschreiben des deutsch-österreichischen Lehrerbundes.

Sodann begründete — nach einigen geschäftlichen Mittheilungen des Geschäftsführers — Prof. H. Dupky (Freistadt) in eingehender Weise seine Vorschläge zur Durchführung der Jugendspiele. Redner knüpfte an die darauf bezüglichen Beschlüsse des III. Mittelschultages an und erklärt es als eine Pflicht der Lehrerschaft, bei den Spielen nach Kräften mitzuhelfen, aber mit maßvoller Klugheit nicht zuviel auf einmal zu verlangen. Die Spiele sollen ihren Ausgangspunkt im Turnunterricht haben. Dazu wäre die Einführung des Turnens als obligatorisch und die Ansetzung einer dritten wöchentlichen Turnstunde (für das Spiel) nothwendig. Freilich müsste dann auch jede Anstalt ihren Turnsaal und in unmittelbarer Nähe ihren Spielplatz haben, eine ausreichende Anzahl gleichartiger Geräthe besitzen, es müsste ferner eine genaue Umschreibung des Lehr-

zieles des Turnens und genug Turnlehrer vorhanden sein. Aber noch bevor diese Vorbedingungen erfüllt sind, könne manches geleistet werden. Zunächst wäre für eine gründliche Ausbildung der Spielleiter zu sorgen. Bei den Spielen soll auf Haltung und Strammheit gesehen werden, allgemeine Mitbeschäftigung und gutmüthige Verträglichkeit aller Spielgenossen seien stets im Auge zu behalten. Mit wenigen Spielen müsse begonnen werden. Redner erörtert einige Spiele und trat besonders für eine entsprechende Abwechslung der Spiele ein. Die Verbindung des Spieles mit Ordnungsübungen sei nicht zweckmäßig, ebensowenig empfehlen sich Wettspiele, da durch diese die Verträglichkeit leicht gefährdet werde. Dem Spiele seien wöchentlich zwei zusammenhängende Stunden zu widmen und zwar abgesondert je für die Unter- und Oberclassen. Gewandte und verlässliche Schüler seien zu Spielmeistern zu ernennen. Schwierig ist die Frage, wie die Kosten zu decken seien. Ein rühmenswertes Beispiel habe Brüx gegeben, das 12.000 fl. zur Anlage eines Spielplatzes widmete. Spielgeräthe können durch Sammlungen herbeigeschafft werden, aber auch eine entsprechende Entlohnung der Spielleiter sei nicht nur billig, sondern auch im Interesse der dauernden Erhaltung der Jugendspiele unerlässlich. Da die Erhalter der Schule in dieser Hinsicht noch zurückhalten, sollen Vereine gegründet werden, welche die nöthigen Mittel aufbringen. Referent fasste seine Vorschläge in folgende drei Thesen zusammen: 1. Die Errichtung von Spielcursen ist ein Bedürfnis, zahlreiche Anmeldungen hiezu werden erwartet. 2. Man beginne mit mindestens einer einmaligen wöchentlichen Spielzeit von zwei zusammenhängenden Stunden womöglich an einem freien Nachmittage. 3. Die Gründung von Jugendspielvereinen ist in allen Städten, welche Mittelschulen haben, mit Eifer anzustreben. (Lebhafter Beifall.)

Correferent Prof. Dr. Gratzy (Laibach) betonte, es könnte viel für den Ausbau des Spielwesens gewonnen werden, wenn diejenigen Anstalten, welche heute schon besonders günstige Umstände zu verzeichnen haben, ihre Erfahrungen, sofern sie allgemein giltig sind, sammeln und veröffentlichen wollten. Daher wäre es höchst wünschenswert, dass an mindestens einer Lehranstalt jedes Kronlandes mit den Unterclassen das Jugendspiel probeweise durch ein oder zwei Jahre obligat betrieben würde. (Beifall.)

An die Referate schloss sich eine lebhafte Debatte. Dr. L. Singer (Wien) bestätigte die Ausführungen des Referenten bezüglich der Wettspiele und bemerkte, dass ein Anschluss an den n. ö. Volksbildungsverein für die Sache förderlich wäre. Den angeregten Canon könnte er nur als Rathschlag, nicht als bindende Vorschrift gutheißen. Schließlich regte er Spielplatzapotheken mit Verbandzeug für etwaige kleine Unglücksfälle an.

Der Vorsitzende fragte, ob die Fortsetzung der Generaldebatte gewünscht werde. Die Mehrheit sprach sich dagegen aus; es wurde demnach sofort in die Specialdebatte eingegangen.

Die erste These des Referenten wurde ohne Debatte angenommen.

Zur zweiten These beantragte Prof. Waneck (Mähr.-Ostrau) den Zusatz: »Ohne die fixierten Turnstunden zu tangieren.« — Dir. Kapp

(Wien) erklärte, dass nach den bisherigen Erfahrungen an Gymnasien leicht zwei freie Nachmittage dem Spiele gewidmet werden können. Dasselbe bestätigten Dir. Haueis (Baden) und Dir. Slameczka (Wien), wogegen Dir. Dr. Swida (Pola) sich mit Rücksicht auf die Verhältnisse in gemischtsprachigen Ländern, wo die zweite oder gar eine dritte Landessprache zu den Lehrgegenständen des Gymnasiums hinzukommen, für die Beschränkung auf einen Nachmittag aussprach. Der Referent betonte, er habe ja „mindestens“ einen Nachmittag beantragt, und begrüße es, wenn mehr Zeit dem Spiele gewidmet werden könne. Der eine Nachmittag aber soll an jeder Anstalt frei werden, damit überall begonnen werde; die Berichte mancher Programme seien noch sehr schweigsam über das Spiel. — Dir. Dr. Hackspiel (Prag) legte dar, wie in Prag die Anstalten im Anschluss an den deutschen pädagogischen Verein das Spiel durchgeführt haben. — Prof. Dr. Maiß (Wien) berichtigte die Bemerkung des Referenten bezüglich der Programme.

Bei der Abstimmung wurde die zweite These nahezu einstimmig angenommen.

Eine lebhafte Debatte knüpfte sich an die dritte These. Prof. Lechner (Baden) erklärte, der Mittelschullehrstand schulde dem Herrn Minister Dank dafür, dass er ihn vor die ehrenvolle Aufgabe gestellt hat, eine so hoffnungsvolle Bewegung einzuleiten, und stellte den Antrag: Es möge sofort aus der Mitte der Versammlung ein vorbereitendes Comité gewählt werden, welches die ersten vorbereitenden Schritte zur Gründung eines Centralvereines zur Förderung des Jugend- und Volksspieles einleiten soll. — Nach einigen Bemerkungen der Proff. Noë (Wien) und Mendl (Kaaden) regte Dir. Haueis (Baden), indem er auf das allmähliche Zurückgehen jedes Vereines hinweist, die Idee an, die Kosten des Jugendspieles durch die Erhöhung der Aufnahmstaxen zu sichern. — Prof. Kienmann (Wiener-Neustadt) wünscht den Anschluss an die bestehenden Turnvereine und beantragte einen Zusatz in diesem Sinne. Prof. Schwarz (Mähr.-Ostrau) unterstützte diese Anregung, wogegen Prof. Süß (Baden) der Ansicht Ausdruck lieh, dass der Erhalter der Schule für die Kosten aufzukommen habe. Er beantragte daher die These: Die Tragung der Kosten, welche die Jugendspiele verursachen, ist Pflicht des Erhalters der Anstalt. Insolange dieser Pflicht nicht genügend nachgekommen wird, werden die Kosten nach Thunlichkeit anderweitig aufgebracht. — Prof. Waneck (Mähr.-Ostrau) urgierte die nachträgliche Abstimmung über sein Amendement zur zweiten These. — Dir. Kapp (Wien) legte die Erfahrungen dar, die an seiner Anstalt mit den Sammlungen zum Zwecke des Jugendspieles gemacht wurden, betonte dabei die mannigfachen Übelstände, die damit verbunden sind, und erklärte es für wünschenswert, dass in den Voranschlag jeder Anstalt ein entsprechender Betrag für das Jugendspiel eingestellt werde. Dir. Dr. Swida (Pola) sprach sich gegen derartige Sammlungen aus, ganz entschieden aber gegen die Remuneration der Spielleiter aus dem Ertrage solcher Sammlungen. Es sei daher zu betonen, dass die Kosten der Schulerhalter zu tragen habe. Prof. Dr. von Muth (Wiener-Neustadt) unterstützte den

Antrag des Dir. Kapp und erklärte sich gegen die Heranziehung der Vereine zur Zahlung der Remunerationen. Es gebe nur eine würdige Art der Kostenbestreitung, die Einsetzung eines entsprechenden Betrages ins Budget. — Turnlehrer Guttmann beantragte, die Regierung zu ersuchen, eine Gesetzesvorlage einzubringen, durch welche jede Gemeinde verpflichtet würde, einen Spielplatz beizustellen. — Prof. Heilsberg (Wien) appellierte an die Leitung der Vereine »Mittelschule« und »Realschule«, für die Gründung eines Centralvereines in Wien einzutreten. — Dir. Haueis (Baden) sprach sich gegen Privatvereine und für die Anträge Süß und Kapp aus. — Dir. Slameczka (Wien) stimmte im Principe dem zu, dass alle Lehrmittel zum Spielbetriebe von den Erhaltern der Schule beigestellt werden sollen. Dazu genügte, wenn der Lehrmittelbeitrag um 1 fl. oder 50 kr. erhöht würde. Wenigstens möge dies für die Staatsanstalten beansprucht werden. — Dir. Dr. Hackspiel (Prag) besprach die Schwierigkeiten, welche die Platzfrage in Prag verursacht. — Dir. Kapp (Wien) zog hierauf seinen Antrag zu Gunsten des Antrages Slameczka zurück. Nach einigen Bemerkungen des Dir. Haueis (Baden) und dem Schlussworte des Referenten wurde zunächst der Antrag des Prof. Süß (Baden) einstimmig angenommen. Ebenso wurden der Antrag des Dir. Slameczka und die These des Referenten angenommen. Die Anträge Guttmann, Lechner, Heilsberg und die These des Correferenten wurden abgelehnt. — Der Zusatzantrag des Prof. Wanek (zur zweiten These) wurde angenommen.

Der zweite Gegenstand: Beschlussfassung über den Entwurf der Disciplinarordnung, wurde über Antrag des Geschäftsführers von der Tagesordnung abgesetzt. Prof. Dr. Hintner beantragte, die bisherige Commission möge die Disciplinarordnung durchberathen und das Ergebnis der Berathungen dem nächsten Mittelschultage vorlegen. Nachdem sich Prof. Dr. von Muth dagegen ausgesprochen, wurde der Antrag Hintner angenommen.

Prof. Effenberger beantragte zur Tagesordnung die Umstellung der Verhandlungsgegenstände 3 und 4, so dass zunächst die Wahlen und sodann die Verificierung der Sectionsbeschlüsse vorgenommen werden sollen. Die Versammlung stimmte diesem Vorschlage zu.

Es erfolgten sodann die Wahlen in die vorbereitende Commission des V. Mittelschultages. Der bisherige Geschäftsführer bittet von seiner Wiederwahl abzusehen und empfiehlt als seinen Nachfolger Prof. Ziwsa. Derselbe erklärte jedoch die ihm zugedachte Ehre ablehnen zu müssen, doch sei er gern bereit, wie bisher als Stellvertreter zu fungieren. Prof. Martinak betonte die Verdienste des Geschäftsführers und beantragte, demselben für seine bisherige Thätigkeit den Dank zu votieren und ihn wiederum zum Geschäftsführer zu wählen. (Anhaltender Beifall.) Der Vorsitzende bringt diesen Antrag zur Abstimmung. Derselbe wird mit lautem Beifall einstimmig angenommen. Demgemäß ist zum Geschäftsführer wiederum Prof. Dr. Tumlirz (Wien) gewählt. Zu seinem Stellvertreter wurde wiederum Prof. K. Ziwsa gewählt. (Lebhafter Beifall.) In die Commission wurden berufen die Directoren: Friedrich Slameczka,

Karl Klekler, Leopold Lampel, die Professoren: Feodor Hoppe, Hans Huber, Dr. Eduard Maiß und Josef Meixner (Wien), Dir. Dr. Johann Conr. Hackspiel, Prof. Gustav Effenberger (Prag), Dir. Schimek (Prag-Smichow), Prof. Dr. Eduard Martinak (Leoben), Prof. Dr. Franz Standfest (Graz), die Proff. Julius Gartner und Ferdinand Barta (Linz), Dir. Dr. Karl Reißenberger (Bielitz), Dir. Hugo Horak (Brünn), Dir. A. Nitsche (Triest), Dir. Dr. Franz Swida (Pola), Prof. Julius Wallner (Laibach) und Prof. Wilh. Steiner (Czernowitz).

Nachdem Prof. Tumlirz für das ihm bekundete Vertrauen gedankt und dem Rufe der Versammlung zu folgen sich bereit erklärt hatte, schritt man zur Verificierung der Sectionsbeschlüsse. Es referierten:
für die germanistische Section Dir. Lampel (Wien),
" " naturwissenschaftliche Section Prof. Dr. E. Maiß (Wien),
" " Section für philosophische Propädeutik Prof. Dr. Loos (Wien),
" " mathematische Section Prof. G. Effenberger (Prag),
" " philologische Section Prof. Dr. V. Hintner (Wien),
" " naturhistorische Section Prof. H. Huber (Wien),
" " Gymnasialsection Dir. Fr. Slameczka (Wien),
" " geographische Section Dir. Dr. Fr. Swida (Pola).

Die Beschlüsse der Sectionen wurden ohne Debatte insgesammt verificiert.

Hierauf brachte der Vorsitzende zwei Anträge zur Verhandlung, welche von Prof. Ludwig Fischer (Wien) gestellt wurden. Der erste Antrag gieng dahin, dass künftighin die Vorträge der Hauptversammlungen und der Sectionen früher in Druck gelegt und drei Wochen zuvor den Theilnehmern zugeschickt werden sollen. Der zweite Antrag war ein Eventualantrag, dahin gehend, dass die von den Referenten, beziehungsweise Correferenten aufgestellten Thesen rechtzeitig in Druck gelegt und den Theilnehmern zugesendet werden sollen.

Der Geschäftsführer begrüßte im Princip den ersten Antrag, gab aber zu bedenken, dass der Mittelschultag gegenwärtig keinerlei Subvention genießt und ausschließlich auf die Theilnehmerbeiträge angewiesen sei. Diese reichen eben nur hin, um die Kosten des Mittelschultages bei der allergrößten Beschränkung zu decken. Die Kosten der Veröffentlichung des ausführlichen Berichtes in der »Österreichischen Mittelschule« tragen ganz allein die verbündeten Vereine. Nun gehe es aber doch nicht an, dass der Mittelschultag beschließe, die Mittelschulvereine hätten auch für die nicht unbeträchtlich erhöhten Kosten der vorherigen Drucklegung aller Vorträge aufzukommen. Der erste Antrag stoße also auf finanzielle Schwierigkeiten, der zweite ist durchführbar und nur lebhaft zu unterstützen.

Prof. Fischer empfahl darauf hin die Erhöhung der Theilnehmerbeiträge auf 2 fl. (Widerspruch.)

Bei der Abstimmung wurde der erste Antrag abgelehnt, der Eventualantrag einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende gab sodann in seiner Schlussrede einen Überblick über den Verlauf des IV. d.-ö. Mittelschultages, betonte, dass sich

derselbe würdig an seine Vorgänger anreihe, sprach dem Geschäftsführer Prof. Tumlirz für seine aufopfernde Thätigkeit den Dank aus (lebhafter allgemeiner Beifall) und desgleichen dem Dir. Slameczka, der wieder den Mittelschultag gastlich aufgenommen hat (lebhafter Beifall) und schloss den IV. d.-ö. Mittelschultag mit einem dreifachen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmte.

Dir. Dr. Hackspiel sprach namens der Versammlung dem Präsidenten Landesschulinspector Dr. K. F. Kummer für die ausgezeichnete Leitung der Verhandlungen den wärmsten Dank aus (langanhaltender lebhafter Beifall und Händeklatschen), worauf der Vorsitzende der Versammlung dafür dankte, dass sie ihm die Führung des Ehrenamtes so erleichtert habe.

Nachmittags besichtigte eine ziemlich große Anzahl der Theilnehmer die Einrichtungen des Burgtheaters unter Führung eines k. u. k. Hofbeamten. Der Besuch bot des Interessanten so viel, dass alle Theilnehmer höchst befriedigt waren.

Mit dem Mittelschultage waren mehrere kleinere Ausstellungen verbunden, die von den Theilnehmern zahlreich besucht wurden. Neben der Ausstellung von Münzen und Medaillen, welche Prof. Dr. von Renner mit großer Mühe und vielem Zeitaufwande veranstaltet hatte, und die ein lebhaftes allgemeines Interesse wachrief, waren Thongefäße nach antiken Mustern (Staatsgymnasium im II. Bezirk) und eine Sammlung von Spielgeräthen ausgestellt. Letztere fand viel Zuspruch und Turnlehrer Salzmann (Wien), dem der Mittelschultag diese Exposition verdankte, für seine sehr anregenden und interessanten Erklärungen reichlichen Beifall. Außerdem hatte die Firma Lenoir & Forstner (Wien) eine schöne Collection naturhistorischer Modelle und Präparate, sowie physikalischer Apparate ausgestellt, die gleichfalls dem lebhaftesten Interesse begegnete.

So bot der IV. d.-ö. Mittelschultag in mehrfacher Richtung des Lehrreichen und Anregenden so viel, dass die Hoffnung ausgesprochen werden darf, es werde auch in der Zukunft der Mittelschultag ein geistiges Centrum für die Lehrerschaft der deutschen Mittelschulen Österreichs bilden, in welchem alle Bestrebungen der Mittelschulen auf didaktischem und pädagogischem Gebiete sich begegnen und im regen gegenseitigen Gedankenaustausch sich klären werden. So wird durch den Mittelschultag dem Mittelschullehrstande die Möglichkeit geboten, in würdiger Form über wichtige Fragen des Unterrichtes, der Erziehung und der Schulorganisation wie nicht minder in Sachen des Standesinteresses ein Votum abzugeben, das, wie das durchaus wohlwollende Entgegenkommen der obersten Unterrichtsverwaltung zu hoffen gestattet, im entscheidenden Momente nicht unterschätzt werden wird. Und hierin liegt das Wesen, die Bedeutung und die Zukunft der Mittelschultage.

Wien. Dr. C. Tumlirz.

Otto Willmann, Die sociale Aufgabe der höheren Schulen. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 7. Februar 1891. Braunschweig, Friedrich Vieweg 1891.

Es ist nicht bloß in dieser Zeitschrift, sondern überall dort, wo die »Didaktik« Willmanns die verdiente Aufmerksamkeit gefunden, hervorgehoben worden, welch mächtiger Schritt durch ihn in der Erfassung des Bildungsproblems nach vorwärts gemacht wurde. W. hat nicht bloß im Anschlusse an Schleiermacher die Unzulänglichkeit der sogenannten Individualpädagogik schlagend dargethan, deren Veranstaltungen lediglich darauf hinausgehen, das Eigenthümliche im Zöglinge herauszubilden, unbekümmert darum, wie er in die Gemeinschaft des Lebens hineingebildet werde. Er ist aber in der Erfassung des Bildungsproblems als eines socialen noch weit über Schleiermacher hinausgegangen, was durch den obigen Vortrag jetzt erst deutlich zutage tritt, und hat die Bildungslehre in eine solche Güterlehre umgesetzt, zu der eben Schleiermacher infolge seines Kantianismus nicht fortschreiten konnte. Es kommt ja ganz auf die Erfassung des philosophischen Problems an, wie sich das darauf gestellte pädagogische ausnimmt. Wer sich dabei beruhigt, die Ideen als bloße Vorstellungen, die Begriffe als bloße Worte zu fassen, der bleibt im Subjectiven haften und gibt alles der Willkür preis, im Intellectuellen wie im Ethischen, denn auch da kann ihm das Gute nur als Einklang der Strebungen untereinander gelten, die Sittlichkeit nichts mehr sein als eine Autonomie des Subjectes. W. fordert nun den Fortschritt von diesem unsichtbaren Nominalismus zum Realismus; er erblickt nicht nur mit Platon das Wesen der Dinge und Erkenntnis im allgemeinen, sondern versetzt es mit Aristoteles in die Dinge selbst, wo sie das gestaltende Princip des Sittlichen bilden. So aber entsteht hm eine ideale Güterwelt, in der sichs nicht bloß wohnen lässt, sondern auch Übermittelung nach verschiedenen Richtungen hin möglich wird. Wörtlich sagt W. an einer Stelle des Vortrages darüber Folgendes: »Vom Standpunkte dieses Idealismus angesehen, erscheint nun die Jugendbildung als Überlieferung der idealen Güter an den Nachwuchs und als dessen Eingliederung in die sittlichen Organismen«. Nach einer analogen Erwägung wie oben hat nämlich W. die socialen Verbände als sittliche Organismen begriffen. In der heutigen, mehr positivistisch angehauchten Zeit dürfte das Verständnis für diese neue Art von Idealismus kaum mehr vorhanden sein. Es sind darum Steinthals Worte, die im 1. Hefte der unter neuer Flagge erscheinenden Zeitschrift für Völkerpsychologie stehen, wohl der Wiederholung wert: „Nur in der Gesellschaft und durch dieselbe ist der Mensch ein geistiges Wesen und erhebt sich über das Exemplar einer natürlichen Art von animalischen Organismen zur individuellen Persönlichkeit. Der Geist aber ist Wahrheit, bevor er individuell und persönlich wird, ein allgemeiner Geist, ein Geist der Gesammtheiten, ein objectiver Geist, und der ist es, welcher das Object der Völkerpsychologie bildet.« Im Umkreise des höheren Bildungswesens ist auch, wie W. ausführt, jener Idealismus förmlich instinctiv sesshaft geblieben, so sehr er auf dem Gebiete der Metaphysik und Ethik verloren gegangen war; die

zwei Hauptbildungsmittel, Alterthum und Christenthum, sind und waren seine Stützen. Das letztere aber hat das Ideal des Volksthums aus sich entbunden und sich angeglichen, und so sind es Alterthum, Christenthum und Volksthum, welche in den Unterricht eingesetzt, allein die rechten socialplastischen Kräfte erzeugen können. »Alle Wissenschaft aber bedarf des Zusammenhanges mit ihrer Geschichte«, mit der socialen Betrachtungsweise hängt natürlich die historische zusammen. Daher sieht W. am Schlusse seines Vortrages dem Lehrplane unserer Gelehrtenschule auf den Grund und weist auch aus dessen Geschichte die obige Trias der Disciplinen nach. Dieser aber können sich Geschichte, Weltkunde, Naturkunde und andere moderne Disciplinen angliedern, da die Assimilationsfähigkeit derselben vorhanden ist.

Vielleicht kommt manchem der gehaltvolle Vortrag Willmanns gerade jetzt zur rechten Zeit, wo eine Abhandlung Trüpers über »Erziehung und Gesellschaft« (Jahrb. des Vereins f. wiss. Pädag. XXII) den Gegenstand, wie auch aus den Erläuterungen des Jahrbuches ersichtlich wird, zu fördern bemüht war.

Wien. Dr. J. Loos.

Österreichische Mittelschule. IV. und V. Jahrgang. Redigiert von Langhans, Hintner, Tumlirz, Meixner, Maiß, Effenberger, Jauker, Hoppe, Lang. Wien, Hölder 1890/91, 8°, 456 u. 373 SS.

Die beiden Bände haben im ganzen dieselbe Einrichtung wie die früheren Jahrgänge und reihen sich ihren Vorgängern würdig an. Aus dem ersteren seien besonders die schönen Abhandlungen von Weinberg »Die Schülerausflüge und deren Einfluss auf die Erziehung und den Unterricht« und von Chevalier »Über die Pflege der Jugendspiele an der Mittelschule«, dann die sehr tüchtigen Bemerkungen von F. Löbl zum griechischen Unterricht in Tertia hervorgehoben. Bei der Besprechung der Pindter'schen Broschüre (S. 342) hätten die in derselben enthaltenen Invectiven meines Erachtens nicht stillschweigend hingenommen werden sollen. In dem zweiten Bande begrüßen wir besonders freudig »Die Bausteine zu einem Schülerbibliotheks-Katalog«. Auch die Pietät, welche sich in der Beigabe des Bildnisses eines so verdienten Schulmannes, wie es der verewigte Landesschulinspector Klimscha war, so schön offenbart, verdient volle Anerkennung.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Schneidewin Max, Die horazische Lebensweisheit aus den fünfzehn den Fragen der Lebenskunst gewidmeten Oden entwickelt und beurtheilt. Hannover, Hahn 1890, 8°, IV u. 40 SS.

Nicht um eine wissenschaftliche Darstellung der Horazischen Lebensweisheit, wozu ja die beschränkte Zahl der Gedichte (I 4, 7, 9, 11; II 2, 3, 10, 11, 14, 16, 18; III 1, 16; IV 7, 12) nicht hinreichen würde, handelt es sich bei diesem hübsch ausgestatteten und fehlerlos gedruckten Büchlein, sondern es verfolgt nur einen methodischen Zweck, indem der Verf. die genannte Gruppe von Oden, die den Abiturienten des Gymnasiums den verhältnismäßig reichsten Bildungsstoff für das Leben mitzugeben geeignet seien, herausgreift, um zu zeigen, wie die Lehrer nach Abschluss der Lectüre die in den einzelnen Gedichten verstreuten Gedanken nutzbringend zu einem übersichtlichen Gesammtbilde vereinigen können, wobei er es dem Leser überlässt, den verwandten Stoff aus den übrigen Dichtungen nach seinen Gesichtspunkten weiter zu ergänzen.

In der einleitenden Übersicht werden als die drei Forderungen der Lebensweisheit des Dichters hingestellt: 1) genieße die Gegenwart, 2) beherrsche die Affecte, 3) sei mit deinem Lose zufrieden, und dann 16 Motive aufgezählt, die zu jenen Forderungen in näherer, besonderer Beziehung stehen. Der Plan ist fein durchdacht, nur zu sehr ins Einzelne gegliedert, die einzelnen Motive werden geschickt miteinander verknüpft und gut begründet. Am Schlusse S. 36 f. gibt der Verf. eine kurze Würdigung des Gedankengehaltes jener Oden und nimmt den Dichter gegen den Vorwurf eines egoistischen Charakters seiner Lebenskunst in Schutz. — Die gelegentlichen Hinweise auf moderne Einrichtungen, wie S. 13 auf die Hagelversicherung und S. 33 auf die Heizvorrichtungen im alten Rom und im modernen Italien wären besser weggeblieben. Wenn das S. 19 über die Wirkung der Horazstelle III 1, 17—21 Gesagte ('Vielleicht hat diese Stelle schon manche Stunde Schlafes gespendet, wenn sich der Schlummerlose sagte, dass diesem classischen Zeugnisse zufolge sich doch bei Vogelsang einschlafen lasse..') ernst zu nehmen ist, muss man Sch. um seine Begeisterung für den Dichter beneiden. Weniger beneidenswert ist derselbe wegen seiner nicht selten schwulstigen, wenig durchsichtigen Sprache, wofür wir ein Beispiel hersetzen: 'Die mit der Ermahnung nichts Übermenschliches zu erhoffen sogleich in innigen Constructionszusammenhang gesetzte Begründung aus der Flucht der Zeit nähert diese hohe Ermahnung doch wieder nur der weit tiefer stehenden, die Entwürfe des eigenen Lebens, nicht ihrer ganzen Art, sondern nur ihrem zeitlichen

Maße nach mit der Gewissheit des Todes in Einklang zu bringen' (S. 9). Ist die Construction S. 32 'was geht dem menschlichen Gemüthe . . die Thatsache an' überhaupt deutsch?

Wien. F. Hanna.

Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. Von Dr. Robert Weißenhofer. 3. Bändchen. Linz, F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung 1889. Preis à 60 kr.

Diese Erzählungsschriften, welche fürs kindliche Alter (etwa 10. bis 12. Lebensjahr) berechnet sind, verfolgen den Zweck, mit Benützung eines interessanten Lesestoffes veredelnd und belehrend auf den jugendlichen Leser einzuwirken. Im Vordergrunde steht die religiöse Erbauung, so dass man einen Hinweis auf dieses Ziel schon im oben erwähnten Titel erwarten könnte, umsomehr, als die patriotische Tendenz hauptsächlich indirect hervortritt. Indirect, weil nicht sowohl glorreiche Begebenheiten aus der vaterländischen Geschichte in die Erzählung verwoben werden, als weil die Erzählung sich auf heimatlichem Boden abspielt.

Die drei Erzählungen heißen: I. Die Waise vom Ybbsthal; II. Der Schweden-Peter; III. Das Glöcklein von Schwallenbach oder die Vorsehung wacht. Jede Geschichte spielt zu einer anderen Zeit: I zur Zeit der Franzoseneinfälle, II während des 30jährigen Krieges, III unter Herzog Albrecht V. und Kaiser Maximilian I., wobei jedesmal ein anschauliches Zeitbild gegeben und auf heimisehe Verhältnisse gebürend Rücksicht genommen wird. Der Held, beziehungsweise die Heldin, ist immer ein Kind, was gewiss vortheilhaft ist. Der Verf. weiß für die Geschicke seines 'Helden' zu erwärmen und spannend zu erzählen. Es fehlt nicht an einer abwechslungsreichen Handlung, rührenden Situationen und phantasievollen Beschreibungen. Manches freilich, was dem erwachsenen Leser als technischer Fehler erscheinen würde (Wiederholung oder zu geringe Verwertung eines Motivs, Unwahrscheinlichkeit u. ä.) wird vom kindlichen Leser bekanntlich nicht störend empfunden, weshalb damit kein Tadel ausgesprochen sein soll. Auch dass die Kinder in diesen Erzählungen oft etwas altklug reden, und zuweilen zu viel moralisiert wird, ist verzeihlich.

Die Sprache ist im allgemeinen zu loben, einige Absonderlichkeiten mögen beabsichtigt sein. Die vorgeschriebene Schulorthographie könnte sorgfältiger beachtet werden, und dass noch immer Druckfehler in diesen in 2., ja 3. Auflage erscheinenden Bändchen sich finden, ist geradezu befremdend.

So I. S. 71, Z. 11 v. o. fehlt zu; vgl. weiters S. 141, Z. 11 v. o.; III. Bändchen: S. 34, 3 v. o.; S. 105, 12 v. u.; 129, 12 v. u.; 125, 11 v. u.

Jedes Bändchen ziert ein bezeichnendes Titelbild, auch die sonstige Ausstattung ist gefällig.

Wien. Dr. R. Löhner.

Kritischer Anzeiger für romanische Sprachen und Literaturen. Herausgegeben vom Bibliographischen Bureau in Berlin. Redigiert von Dr. Emil Ebering. Neue Folge. I. Band. 1889. Heft 1, 2, 3. Berlin, R. Heimrich. gr. 8°, 140 SS.

Vorstehend genannte Publication muss von jedem wissenschaftlich arbeitenden Romanisten mit Freuden begrüßt werden. Wird doch durch dieselbe ein Centralorgan für die Bekanntmachung der in dieses Gebiet

einschlagenden Literatur geschaffen. Ein solches Unternehmen ist nachgerade zu einer Nothwendigkeit geworden. Selbst der versierteste Romanist war nicht mehr imstande, die ungemein angewachsene und aller Orten zerstreute Literatur zu übersehen. Durch zwei Vorzüge zeichnet sich dieser „Anzeiger" aus. Durch den der möglichst erreichbaren Vollständigkeit und den der Schnelligkeit. Man muss wirklich staunen über das zahlreiche Materiale, das hier zusammengetragen ist: nicht nur die auf die romanischen Sprachen und ihre Nebendisciplinen bezüglichen Schriften sind auf das sorgfältigste verzeichnet, sondern auch alle mit diesem Gebiete in irgend welcher Beziehung stehenden Arbeiten über allgemeine Sprachwissenschaft, Lateinisch, Keltisch, Altitalisch, Germanisch usw., und zwar nicht bloß die Bücher, Dissertationen, Universitätsschriften und Programme, sondern auch alle in den Fachzeitschriften enthaltenen Aufsätze, Recensionen und Anzeigen; außerdem werden meist noch kurze, orientierende Inhaltsangaben, der Ort der erschienenen Recensionen und Auszüge aus denselben mitgetheilt. Für möglichste Schnelligkeit ist gleichfalls gesorgt, indem am 15. eines jeden Monats die gesammte Literatur des vorhergehenden Monats vorgeführt werden soll: so gibt Heft 1 die Literatur des Monats Januar, das Doppelheft 2/3 die der Monate Februar und März.

Ein unnöthiger Luxus scheint unseres Erachtens zu sein, dass zugleich eine französische und eine italienische Ausgabe veranstaltet wird. So viel Kenntnis der deutschen Sprache, um Büchertitel und kurze Referate zu verstehen, darf doch bei jedem ausländischen Philologen vorausgesetzt werden. Auch dürfte in diesen Ausgaben die Zahl der Druckfehler eine noch größere sein, als sie in den fremdsprachlichen Partien der vorliegenden deutschen Hefte ist. Sonst aber ist die Ausstattung gefällig. Im Interesse der romanischen Wissenschaft können wir dem Unternehmen nur den besten Erfolg wünschen.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Programmenschau.

44. Strach Moriz, Die Abweichungen des ersten Druckes der drei ersten Gesänge des 'Messias' von den heute in der Wort- und Flexionslehre geltenden Gesetzen. Progr. des deutschen Staatsgymn. in Prag (Graben) 1890, 8°, 31 SS.

Zwischen dem Erscheinen der ersten Ausgabe jener drei Gesänge des 'Messias', welche 1748 die Bremer Beiträge brachten, und der Textesgestaltung letzter Hand, welche in den gesammelten Werken Klopstocks (1799—1800) vorliegt, befindet sich mehr als ein halbes Jahrhundert. Dieser lange Zeitraum ist an der äußeren Gestalt der grammatischen Formen, deren sich der Dichter bediente, nicht spurlos vorübergegangen. Geradeso wie der erste Entwurf von Goethes Iphigenie auf die Sprache Gottscheds, der letzte auf das Deutsch des 19. Jahrhunderts hinweist, ist es auch in diesem Falle. Es sind ziemlich bedeutende Veränderungen, welche in den ersten Decennien der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Sprache vor sich giengen. Obschon zwischen der ersten und zweiten (wenigstens als zweiten bezeichneten) Auflage von Lessings Abhandlungen über die Fabel nur der kurze Zeitraum von 18 Jahren liegt, so geht aus den textkritischen Zusammenstellungen meiner Ausgabe der Lessing'schen Abhandlungen doch hervor, dass dieser Schriftsteller seinen Gebrauch des stummen e in Ableitungs- und Flexionssilben gründlich geändert hat.

Der Verf. verbreitet sich in seiner Abhandlung über folgende Punkte: Das Verbum und zwar die starken Verba: Die Präterita hub, stund,

schlug. Von den schwachen Präteritis werden die von ruhen und erschallen ins Auge gefasst. Es folgt die Verwendung des epithetischen e in den Präteritis sahen und entflohen, der Imperativ siehe und die Form kömmt. Bei dem schwachen Verbum wird behandelt: die Form genennet, Ausfall des e im Präteritum schwacher Verba, die Verba auf ern und eln, das e zwischen dem Auslaut des Verbalstammes und den Biegungsconsonanten, st und t bei starken und schwachen Verben, sodann folgt ein Abschnitt über die Weglassung des bestimmten Artikels vor Substantiven und eine Auseinandersetzung über Zusammenziehung von Präpositionen mit dem bestimmten Artikel, wo man dies nicht erwarten würde. Das Substantiv: Der Gebrauch des Genus beim Substantiv Bezirk, die Seltenheit im Gebrauche des Plurals, das End-e, der Plural des Substantivs Geschlecht(e), das Substantiv Thron im Plural, der Genetiv Knabens, die schwache Declination der Feminina und endlich Form und Declination der Eigennamen. Das Adjectiv: Attributiver Gebrauch des Adjectivs irre, Abfall des e im Ausgange es des Nominativs im Neutrum, Synkope des e bei den Adjectiven auf el, er und en, Verwechselung der starken und schwachen Declination des Adjectivs. Die Bildung des Comparativs und Superlativs und der Gebrauch des Comparativs. Die Grund- und Ordnungszahlen, das Reflexivpronomen und das Pron. relativum.

Ein kurzer Überblick am Schlusse stellt die wichtigsten Abweichungen vom späteren Sprachgebrauche nach folgenden drei Richtungen zusammen: Solche Abweichungen, die Klopstock auch später beibehalten hat, jene, die in den folgenden Ausgaben theilweise aufgegeben wurden, und endlich diejenigen, welche sich weiterhin gar nicht mehr finden.

45. Halatschka, Dr. Raimund, Versuch eines sprachlichen Commentars zu Goethes Iphigenie auf historischer Grundlage. Progr. der k. k. Oberrealschule in Sechshaus 1890, 8°, 47 SS.

Grammatische Untersuchungen über die Schriften neuerer Dichter werden in der letzten Zeit immer häufiger; sie sind belehrend, da sie ein Bild von der Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache geben. Wenn solche Beobachtungen in größerer Zahl angestellt sind, wird die Sprachgeschichte aus ihnen erheblichen Nutzen ziehen, da die statistischen Daten dazu dienen werden, um Thatsachen festzustellen, deren Vorhandensein gegenwärtig nur geahnt werden kann. Die Untersuchungen über die Behandlung des tonlosen e in der Flexion und den Ableitungssilben, das Eindringen gewisser Formen, das Abstoßen anderer ist für die letzten Jahrhunderte noch genauer zu beobachten. Selbstverständlich werden dergleichen Arbeiten auch in lexikographischer Hinsicht ihren Wert besitzen.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung behauptet in den einleitenden Bemerkungen, dass der erste Entwurf von Goethes Iphigenie noch der Gottsched'schen Sprachepoche angehört, während die letzte Gestalt der Dichtung bereits den Charakter der Sprache im 19. Jahrhundert aufweist. Der Verf. behandelt sein Thema nach folgenden Gesichtspunkten: I. Substantiva. II. Adjectiva. III. Verba. IV. Adverbia und Conjunctionen. V. Casuslehre. VI. Einzelnes. (Kleine syntaktische Fragen: 1. Synesis. 2. Participia. 3. Genus verbis. 4. Verbindung von Sätzen). Der Verf. theilt mit, dass er auch das Material zu einer Untersuchung über den Infinitiv, die Präpositionen, die Negation und das Pronomen bereits gesammelt habe und stellt die Veröffentlichung dieser Arbeit, welche den Abschluss zur vorliegenden bieten würde, in erwünschte Aussicht. Um noch einen weiteren Einblick in den Gang der vorliegenden Arbeit zu liefern, seien hier die Capitel aufgezählt, in welche die Behandlung des Verbs zerfällt: *A.* Lexikalisches: 1. Bedeutung. 2. Ersetzung unpassender Ausdrücke durch passende. 3. Der edlere Ausdruck wird für den minder edlen gesetzt. 4. Figürliche Ausdrücke. 5. Wortbildung. 6. Compositum und Symplex.

7. Lautliches. *B.* Zur Flexion: 1. Starke Verba. 2. Schwache Verba. 3. Übergänge: Vermischung und nach der Bedeutung geschiedene Doppelformen. 4. Unterdrückung des Augments. 5. Trennbare und untrennbare Composita. 6. Dünken.

Analog werden auch die übrigen Partien der vorliegenden Arbeit behandelt. Der Verf. legt ein reichhaltiges und interessantes Material vor, er bringt vergleichsweise Belege aus anderen Schriftstellern, und es befremdet bei seiner Literaturkenntnis nur, dass er seine Belege einigemale aus Wiener Nachdrucken schöpft, deren Zuverlässigkeit ja doch in Frage steht.

46. Ullsperger Franz, Der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans. Progr. des k. k. Gymnasium in Prag-Neustadt 1890, 8°, 31 SS.

Der Verf., der sich durch seine kleinen Aufsätze über mittelhochdeutsche Syntax bekannt gemacht hat, bearbeitet hier, so viel der Ref. weiß, zum erstenmale ein literarhistorisches Thema aus der neuen Zeit. Er will, indem er sich der oft behandelten Frage zuwendet, die bisher geäußerten Ansichten, denen er sich nicht anschließt, prüfen und den Gegenstand methodisch behandeln. Letztere Äußerung enthält, streng genommen, einen Tadel gegen alle, die sich bisher mit der Untersuchung beschäftigt haben, welche Bedeutung der räthselhaften Figur des schwarzen Ritters zukommt. Obschon nun nicht geleugnet werden kann, dass der Verf. mit allem Fleiß die ziemlich weitschichtige Literatur durchgearbeitet hat, so scheint es dem Ref. doch, man könne gegen die Argumente des Verf.s dasselbe vorbringen, was er selbst seinen Vorgängern gegenüber geltend macht. Für die Auffassung des Dramas handelt es sich principiell darum, ob die Schuld Johannas rein äußerlich aufzufassen ist oder nicht. Im ersteren Falle erklärt man, die dramatische Schuld bestehe lediglich darin, dass durch das Emporlodern der Leidenschaft zu Lionel ein göttliches Gebot übertreten wird; im letzteren, sie wurzle in der Thatsache, dass sich Johanna eine Aufgabe stellt, welche für ihre Kräfte zu hoch bemessen ist. Indem sich die Heldin vornimmt, ihrem Ziele nachzustreben, ohne mit der Schwäche der menschlichen Natur zu rechnen, wird sie ihrer Bestimmung allmählich untreu, bis sie es in der Scene mit Lionel mit Schrecken einsieht, wie weit sie abgeirrt ist. Diese beiden Ansichten stehen einander so schroff gegenüber, dass zwischen ihnen eine Vermittlung unmöglich ist. Der Ref. huldigt der ersten der erwähnten Anschauungen. Welche Auffassung psychologisch mehr motiviert ist, darüber kann wohl kaum ein Streit entstehen, und es scheint mir, dass auch Ullsperger dies zugibt. Aber er stützt sich darauf, dass nach der Auffassung des Katholicismus das plötzliche Erwachen der Liebe als tragische Schuld völlig hinreicht, und dass der Dichter eine Zeit darstellt, in welcher der Glaube allein entscheidet. Doch abgesehen davon, dass Schiller als Protestant in seinen Ansichten über den Katholicismus nicht immer ganz gut berichtet ist, wäre es von sehr großer Tragweite, zu untersuchen, ob eine Ansicht, die wohl Glaubensmeinung einer Confession sein kann, auch für die Begründung der tragischen Verwicklung zureicht. Es wäre aber auch noch zu erforschen, ob nach katholischer Auffassung Johanna wirklich strafbar ist, oder ob es nicht vielmehr ein Aberglaube wäre, anzunehmen, das Erwachen der Leidenschaft sei für Sünde zu halten. Die Versuchungen der Anachoreten, von denen berichtet wird, sind von der Art, dass die Sinnlichkeit der Büßer erregt werden soll, damit sie zum Falle kommen. Nun ist aber im Drama Johanna keineswegs eine Gefallene, und der Vorwurf, den man erheben kann, sie habe Lionel nicht getödtet, lässt sich wegen des Umstandes zurückweisen, dass der Affect ihre physische Kraft gelähmt hat. Da es mir also noch gar nicht festzustehen scheint, ob vom Stand-

punkte des Katholicismus Johannas plötzlich erwachende Neigung als Schuld aufzufassen ist, trage ich gegen die an erster Stelle erwähnte Meinung ein um so begründeteres Bedenken, als die allgemeinen Moralgesetze, dem mittelalterlichen Aberglauben gegenübergestellt, Johanna freisprechen müssten, und ein Dichter, der stets psychologisch so fein motiviert wie Schiller, sich kaum in eine mittelalterliche Idee so verrennen konnte wie etwa ein späterer Romantiker. Die Lionelscene scheint also mehr in der Absicht geschrieben zu sein, zu zeigen, dass Johanna, die schon längst nicht die Kraft besaß, allen Versuchungen des Lebens Widerstand zu leisten, auch jener Versuchung unterliegt, der sie am leichtesten zu trotzen glaubte, der Versuchung der Liebe. Sie gibt sich dem Manne, der in einem Augenblicke ihre Neigung erobert, zwar nicht hin, aber sie bekundet ihre menschliche Schwäche dadurch, dass sie nicht Herrin ihrer Gefühle ist. Letzteres hatte sie aber früher geglaubt. Wir erkennen in dieser Selbstüberhebung Johannas das antike, von Schiller so oft verwendete Motiv der *ὕβρις* (vgl. den Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibycus, den Hausvater vor dem Brande im Lied von der Glocke, die an Niobes Äußerungen erinnernden Worte Isabellas im ersten Acte der Braut von Messina usw.), und es entpricht der Auffassung von Schillers Eigenthümlichkeit weit besser, diese antike Auffassung der Charakterschilderung Johannas zugrunde zu legen, als eine der späteren romantischen Ideen. Auch Schillers Zuschauer, welche sich schon schwer in die Abendmahlscene in dem Trauerspiel Maria Stuart fanden, würden es für die tragische Verwicklung nicht als zureichend erkannt haben, dass unbewusste Regungen nur darum als Schuld und Sünde, die so verhängnisvoll wirken, gefasst werden können, weil es einmal eine Zeit gegeben hat, in der man diesen Glauben hegen konnte. Überhaupt muss die Willensfreiheit im Drama eine unerlässliche Voraussetzung sein. Eher könnte man behaupten, dass eine menschliche Schwäche, wie sie aus einem Affecte erfolgt, als Ursache der Katastrophe genügt; aber in diesem Falle wäre die Scene mit dem schwarzen Ritter überflüssig. Somit bleibt nur die Annahme übrig, Schiller habe die Scene mit Lionel nicht allein als die Schuld Johannas, sondern nur als einen besonderen Theil derselben angesehen. Die dramatische Schuld entwickelt sich also allmählich und kommt bei dem Zusammentreffen mit Lionel der Heldin in ihrer ganzen Größe zum Bewusstsein. Der Verf. legt das Resultat seiner Untersuchung in dem Ausspruche dar, die Scene mit dem schwarzen Ritter habe den Zweck, dem Zuschauer anzukündigen, dass der Himmel Johanna jetzt dem Versucher überlasse und von derjenigen, die er bisher geschützt hat, seine Hand abziehe, damit sie in der Prüfung die Größe ihrer Stärke bewähre. Es ist mir nicht klar, warum der Himmel Johanna jetzt, wo sie ihre Mission nahezu erfüllt hat, dem Versucher preisgeben will. Wollte er erproben, ob sie stark genug sei, das anbefohlene Werk auszuführen, so hätte dies früher geschehen müssen. Eine Versuchung, welche der Himmel zu dieser Zeit zulässt, sieht, wenn sie, wie es hier der Fall ist, für Johanna ungünstig ausgeht, fast so aus, als ob der Himmel ihr den wohlverdienten Lohn vorenthalten wollte. Auch Jesus wird vom Satan versucht, aber, bevor er das Erlösungswerk beginnt, nicht, nachdem es schon fast vollbracht ist.

In seiner Untersuchung ist der Verf. auf einiges, worauf ich in meiner Abhandlung über diesen Gegenstand (Jahrg. 1889, S. 1071 dieser Zeitschrift) Gewicht legte, gar nicht eingegangen. Ich wies nämlich darauf hin, dass der schwarze Ritter Johanna darum vom Schlachtfelde weglockt, weil er sie an den einsamen Ort mit Lionel zusammenbringen will, und dass seine Worte: »Geh nicht nach Rheims« in ihrer vollen Bedeutung erst dann klar werden, wenn man sieht, dass Lionel sie bereden will, ihm zu folgen. Der Verf. spricht ferner in seiner Abhandlung über die Parallelen, welche ich rücksichtlich der übersinnlichen Erscheinungen in der Jungfrau von Orleans aus Goethes Faust herangezogen habe; er weist sie entschieden zurück. Dabei liegt seinerseits ein Missverständnis

vor. Es scheint mir nämlich, dass der Verf. der Meinung ist, ich hätte beabsichtigt, das Übereinstimmende in beiden Dichtungen als eine bewusste Nachahmung Schillers darzustellen. Dies war aber nicht der Fall. Die Ähnlichkeiten wurden nur zu dem Behufe aufgeführt, um zu zeigen, wie Ähnlichkeiten der Motive auch Ähnlichkeiten in der Darstellung zur Folge haben können. Wenn nämlich in beiden Dramen die übersinnliche Welt in die sinnliche hineinragt, so darf wohl angenommen werden, dass jene in der Jungfrau von Orleans ebenso wie in Faust durch Wirkungen der guten und bösen Mächte vertreten ist, dass sich also beide um die Heldin streiten. Wenn dabei auch nicht zu denken ist, dass Schiller Goethe nachahmt, so haben die Analogien schon darum einen nicht zu unterschätzenden Wert, weil das Eingreifen der dritten Welt überhaupt Gegenstand des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels ist, und weil Goethe über die Pläne zu seinem Faust mit Schiller wiederholt gesprochen hatte. Daher kann eine unbewusste Einwirkung Goethes auf diese Partie des Dramas immerhin angenommen werden, obschon sie keineswegs feststeht.

Im einzelnen habe ich noch Folgendes zu bemerken: S. 11 »Die Überschätzung ihrer Kraft ist nach meiner Ansicht ein Irrthum, eine Selbsttäuschung, aber keine Überhebung, keine Schuld«. Nach Aristoteles' Poetik würde dies für die dramatische Schuld vollkommen ausreichen. — Die Annahme, dass der schwarze Ritter wirklich meinen könnte, Johanna würde seinem Rathe folgen und nicht nach Rheims gehen, ohne dass er ihr dafür bestimmte Gründe angibt, klingt höchst unwahrscheinlich. Ganz anders ist es dagegen, wenn man annimmt, der Ritter wolle Johanna zuerst nur vom Schlachtfelde weglocken und sein Rath, nicht nach Rheims zu gehen, stehe mit Lionels Zusammentreffen mit ihr in Verbindung. — S. 18 f. wird der Gedanke ausgesprochen, die Versuchung des schwarzen Ritters habe den Zweck, die Heldin glauben zu machen, dass sie zu sehr irdischer Ehre nachgestrebt habe! Wie kann Johanna auf diesen Gedanken gebracht werden, wenn sie nicht selbst das Bewusstsein hat, so gehandelt zu haben! Hier ist eine seltsame Verwirrung der Gedanken vorhanden.

Obschon ich mit den Resultaten der Arbeit keineswegs einverstanden bin und auf einem principiell entgegengesetzten Standpunkte stehe, will ich dennoch keineswegs leugnen, dass der Verf. in seiner fleißigen Abhandlung Scharfsinn und Selbstständigkeit des Urtheils bekundet.

Wien. F. Prosch.

---

47. Neugebauer Emil, Über die Transformation und Reduction vielfacher Integrale durch simultane Substitutionen. Progr. der k. k. Staatsoberrealschule in Linz 1890, 8°, 44 SS.

In der vorliegenden Abhandlung werden zuerst die Functionaldeterminanten nach der Theorie von Jacobi dargestellt und die wichtigsten Sätze über dieselbe gegeben. Mittelst derselben wird nun die Transformation des vielfachen Integrales vollzogen und im Speciellen die Untersuchung geführt, welcher Bedingung die Transformationsgleichungen genügen müssen, damit die Transformation zulässig sei. Die gewonnenen Resultate werden nun für das zwei- und dreifache Integral mit Hilfe geometrischer Betrachtungen deduciert. Nun folgen einige bemerkenswerte Beispiele, durch welche dargethan werden soll, welchen Nutzen die Transformationen vielfacher Integrale durch Einführung neuer Veränderlichen darbieten, andererseits aber auch gezeigt wird, dass durch simultane Substitutionen das vielfache Integral auf einfachere Integrale reduciert werden kann. Die Verbindung der Veränderlichen innerhalb der Function, die sogenannte Structur der Function, ist dann allein maß-

gebend. Der Vorgang der simultanen Substitutionen wird am zweifachen, dreifachen und vielfachen Integrale gezeigt und der bezügliche Vorgang durch mehrere Beispiele erläutert. Im letzten Abschnitte der Abhandlung wird das Wesentliche der simultanen Substitutionen, insoferne durch dieselben eine Reduction des Integrales ermöglicht wird, in allgemeiner Darstellung zusammengefasst. Den Schluss bildet eine Anwendung des von Lejeune Dirichlet eingeführten discontinuierlichen Factors, durch den die Integrationsgrenzen in beliebiger Weise bis zur erforderlichen Abrundung erweitert werden können, ohne dass eine Änderung des Integralwertes eintritt. Die Abhandlung verdient wegen der klaren Darstellung eines schwierigen Problemes der höheren Analysis gelesen zu werden.

48. Fink Heinrich, Die Bestimmung der Krümmung doppelt gekrümmter Linien und Flächen. Progr. des evang. Gymn. zu Kronstadt und der damit verbundenen Lehranstalten 1890, 4°, 44 SS.

In diesem Aufsatze finden wir zunächst die Bestimmung der Krümmung der doppelt gekrümmten Linien und Flächen in allgemeinster Weise skizziert, dann die Bestimmung der ersten Krümmung bei Linien nach zwei verschiedenen Arten vorgenommen, wobei gezeigt wird, wie die zweite Krümmung doppelt gekrümmter Curven vollständig bestimmt werden kann. Im zweiten Theile der Abhandlung wird die Krümmung der Flächen untersucht; speciell werden die Krümmungsverhältnisse der verschiedenen Schnitte einer Fläche dargelegt; hiebei wird auf die darauf bezugnehmenden epochemachenden Arbeiten von Gauss des Näheren eingegangen. In der ganzen, umfangreichen Arbeit ist kein einziger origineller Gedanke aufzuweisen; wir finden bloß einige Abschnitte aus dem nützlichen Werke von Joachimsthal über die Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die allgemeine Theorie der Flächen und der Linien doppelter Krümmung eher verwässert als erläutert.

49. Lindenthal Ernst, Der irreducible Fall. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im II. Bezirke Wiens 1890, 8°, 3 SS.

Der Verf. wendet sich gegen eine Beweisführung, welche bezüglich des casus irreducibilis von Burg in seinem Lehrbuche der höheren Mathematik gegeben wurde, da in dieser Beweisführung zwei nicht allgemein giltige Schlüsse gezogen wurden, und ersetzt sie durch eine kurze und gelungene Deduction des bezeichneten Falles.

50. Arbes Johann, Die Geschwindigkeit des Schalles in der Luft. (2. Theil.) Progr. des Communalgymn. zu Komotau 1890, 8°, 15 SS.

51. — — Die Grundformeln der dynamischen Gastheorie mit Rücksicht auf die Schallgeschwindigkeit in der Luft. In demselben Programme.

In der ersten Abhandlung, welche eine Fortsetzung der im vorjährigen Programme enthaltenen bietet, wird die Vermehrung der Schallgeschwindigkeit entsprechend den Laplace'schen Betrachtungen erklärt und die Richtigkeit der Laplace'schen Formel mittelst thermodynamischer Erläuterungen nachgewiesen. Im folgenden wird das Problem der Schallgeschwindigkeit auch mittelst der hydrodynamischen Bewegungsgleichungen betrachtet, die allgemeine Gleichung deduciert und auf den Fall ebener fortschreitender Wellen und auf Kugelwellen angewendet. Schließlich wird noch in aller Kürze auf die Untersuchungen

von Mach über Explosionswellen verwiesen und ein Quellenverzeichnis angegeben.

Die zweite Abhandlung bildet einen Anhang zu der vorigen. In derselben werden die Grundbetrachtungen der kinetischen Gastheorie nach Krönig gegeben, die Grundgleichung in allgemeinerer Weise nach Clausius gewonnen, die wesentlichsten Consequenzen aus derselben gezogen und die Frage nach dem Zusammenhange der Grundformel der dynamischen Gastheorie mit der Schallgeschwindigkeit erörtert. Wesentlich Neues in inhaltlicher und formeller Beziehung wird in den beiden Aufsätzen nicht geboten.

52. Biermann, Dr. Otto, Zur Frage nach den Ursachen der Eiszeiten. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Klagenfurt 1890, 8°, 16 SS.

Der Verf. beschäftigt sich mit der Frage, auf welche Art auf der Erde in der jetzigen Gestalt klimatische Veränderungen hervorgerufen werden, welche wiederholten Schwankungen unterliegen. Als Ursachen der klimatischen Veränderungen auf der Erde betrachtet er die verschiedene Lage der Erdachse gegenüber der Bahnachse und eine verschiedene Excentricität der elliptischen Bahn, dann die verschiedenen Wärmeverhältnisse der Sonne oder endlich die Combination dieser beiden Umstände. Aus den vorgeführten Betrachtungen geht hervor, dass die verschiedene Stellung der Erdachse eine Schwankung in einer Vereisung hervorrufen konnte, dass die Eiszeit beendet war, als die Sonnenwärme entsprechend zugenommen hatte, und dass keine Eiszeit mehr möglich war und ist, bis nicht bei dem allmählichen Verlöschen der Sonne die Vereisung beginnt, auf die kein Leben mehr folgen wird. Solange die Eigenwärme der Erde groß genug war und die Temperatur der Sonne bedeutend geringer war als sie heute ist, entstand auf der Erde organisches Leben, dem wegen Zunahme der Sonnenwärme sogar tropische Vegetation folgte. Besonders klar und geistreich finden wir in dem vorliegenden Aufsatze die Gründe für die Erhaltung der Sonnenwärme (Fall von Meteoriten in die Sonne, Contraction der letzteren) erörtert; zugleich werden auf Grund der schönen Arbeiten von Ritter aus der Thermodynamik wichtige Schlüsse gezogen. Wir empfehlen die Lectüre der geistvollen Abhandlung allen Freunden der Geophysik aufs beste.

53. Hammerl, Dr. Hermann, Beitrag zur Förderung des physikalischen Unterrichtes an den österreichischen Mittelschulen. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1890, 8°, 18 SS.

Um den physikalischen Unterricht ersprießlich zu gestalten, muss derselbe ein experimenteller sein und zur Erreichung dieses Zweckes müssen Bedingungen erfüllt werden, »deren Unerlässlichkeit und Nothwendigkeit weder bei der Herausgabe des Normalverzeichnisses, noch in den Instructionen hervorgehoben wurden«. Es war Aufgabe der vorliegenden Programmschrift, in erster Linie auf die erforderlichen äußeren Bedingungen für einen erfolgreichen Unterricht in der Physik aufmerksam zu machen, dann einige Bemerkungen über die Einrichtung des physikalischen Cabinetes daran zu schließen.

Zunächst kommt der Verf. auf die Zahl der Räumlichkeiten zu sprechen, welche dem Physiker zur Verfügung stehen müssen; außer dem Apparatenzimmer und dem Lehrzimmer hält er noch ein Batterie-, beziehungsweise Säurezimmer für wichtig, ein Arbeitszimmer für den Lehrer für wünschenswert. Mit diesen Erfordernissen werden die thatsächlich bestehenden Verhältnisse verglichen und des weiteren dargethan, wie der Fachlehrer in Ermangelung eines geeigneten Lehrzimmers sich zu helfen

sucht. Eine der häufigsten Folgen des Fehlens eines eigenen Lehrzimmers für Physik ist die, dass der Lehrer den Unterricht zu theoretisch gestaltet und dass, wie in richtiger Weise auseinandergesetzt wird, die wohlthätigen Ergebnisse des Unterrichtes in der Naturkunde vermisst werden. Zum Schlusse dieses Abschnittes spricht der Verf. es als wünschenswert aus, dass das Maximum der Stundenzahl des Physikers von 20 auf 17 herabgesetzt werde, damit demselben auch die erforderliche Zeit zur Vorbereitung der physikalisch-chemischen Experimente bleibe. Wir halten diese Anregung für beachtenswert und gegenüber den Lehrern der Philologie nicht für unbillig, da die Vorbereitung der Versuche, insbesondere jener der Chemie eine nicht geringere Zeit und Mühe beansprucht als die Correctur von sprachlichen Aufgaben und da der Lehrer der Physik, der wenigstens an den Gymnasien gleichzeitig Lehrer der Mathematik ist, ebenfalls mit Correcturen belastet ist.

Im zweiten Theile der lesenswerten Arbeit wird vom Normalverzeichnis der physikalischen Apparate gesprochen und gezeigt, dass dasselbe und die Instructionen für den Physikunterricht sich keineswegs vollkommen decken, dass aus diesem Grunde die Herausgabe eines neuen Normalverzeichnisses, in dem die neuesten Apparate aufgenommen sind und aus dem veraltete oder für den Schulunterricht nicht geeignet befundene Apparate ausgeschieden sind, erforderlich wäre. Bezüglich der auszuscheidenden und einzuführenden Instrumente befindet sich der Ref. auf demselben Standpunkte wie der Verf. des vorliegenden Aufsatzes; er kann daher das hier Angegebene nur billigen; insbesondere befürwortet er bei Aufstellung eines neuen Normalverzeichnisses die Aufnahme der Modelle von Apparaten, Maschinen und deren Bestandtheilen aus den in der Abhandlung dargelegten Gründen auf das Beste. Von nicht unbedeutendem Interesse werden ebenfalls die folgenden Bemerkungen über die Inventarisierung des physikalischen Cabinetes sein und besonders Anfängern im Lehramte, welche als Custoden von physikalischen Cabineten bestellt werden, ist die Lectüre dieses Abschnittes und die Berücksichtigung dieser Bemerkungen zu empfehlen.

Wir machen die Fachcollegen auf diese didaktische Abhandlung, welche von wahrer Liebe zum Berufe das schönste Zeugnis liefert, aufmerksam und wünschen dieser gehaltvollen Schrift die größte Beachtung seitens der Lehrerkreise.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Entgegnung.

Die Recension meiner „Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie“ durch Prof. A. Th. Christ auf S. 311 ff. des heurigen Jahrganges d. Zs. muss, was die auf S. 312 und 313 vorgebrachten Bemängelungen betrifft, entschieden als zu hart bezeichnet werden. Wer weiß, dass sowohl Dierbachs 'Flora mythologica', als auch die 'Mythologie des plantes' von De Gubernatis kaum ein genaues Citat aus den alten Autoren bringen, wird die vielen hundert verlässlichen Noten meines Buches als hinreichenden Fortschritt ansehen müssen. Dass ich in den eben nicht seltenen Fällen, wo Dierbachs antike Quelle, falls ihm eine solche überhaupt vorlag, absolut nicht zu eruieren war, eben das Dierbach'sche Buch citierte, war sicher nur in der Ordnung. Der Bemerkung: „Wer, um einem augenblicklichen Bedürfnisse zu entsprechen, sich aus dem vorliegenden Buche rasche und bündige Auskunft holen will, wird sich oft arg enttäuscht finden“, stelle ich diejenige O. Kellers, des auf dem behandelten Gebiete vielleicht competentesten Beurtheilers, auf Sp. 564 der Berliner philologischen Wochenschrift von 1892 entgegen, wo es heißt: „mythologische

Notizen von größerer Bedeutung wird man nur wenige vergebens suchen«. In der That wurde meines Wissens noch in keiner der schon ziemlich zahlreichen Recensionen der Mangel einer derartigen (wichtigeren, auf eine bestimmte Pflanzenart mit Sicherheit zu beziehenden) Notiz aufgewiesen; die von O. Keller vermisste Stelle über das Verhältnis des Malvenbaumes zu Herakles findet sich laut Index (S. 293) ausführlich auf S. 221. Übrigens erkenne ich sehr gerne an, dass mein Buch, trotz der von Prof. S. Günther in den Bursian-Müller'schen Jahresberichten von 1890, S. 256 hervorgehobenen überaus großen Fülle der auf mythologische Botanik zu beziehenden Stellen, eine wirkliche Vollständigkeit bei weitem nicht beanspruchen kann; habe ich ja doch schon im Februar 1888, also in meinem 24. Lebensjahre, das Manuscript des Buches dem Hrn. Verleger fertig vorgelegt. Aus diesem Umstande ergibt sich auch gegenüber der Bemerkung O. Kellers a. a. O. Sp. 562, dass ich die von ihm im Vereine mit Imhoof herausgegebenen »Thier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen« leider nicht mehr benützen konnte. Mit Bezug auf die wohlwollende Besprechung O. Kellers bemerke ich nur noch, dass Orientalisches, speciell Ägyptisches (an circa 20 Stellen des Buches), ferner das Archäologische (an ca. 12—15 Stellen) und das Numismatische (an 5—6 Stellen) nicht vollkommen übersehen wurde, wenn ich auch gerade aus den zwei letzteren Gebieten, sowie aus dem der römischen Dichter schon bis jetzt ein ganz beträchtliches Vergleichsmaterial nachzulesen Gelegenheit hatte.

Marburg a. Dr. Dr. Josef Murr.

Erwiderung.

Da ich jede der »Bemängelungen«, denen ich Dr. J. Murrs »Pflanzenwelt in der gr. Mythologie« unterziehen musste, auf einen dem Buche entnommenen Beleg stützte, so hätte der Hr. Verf. zunächst eine thatsächliche Berichtigung dieser Belege versuchen sollen, bevor er sich über zu große Härte der — übrigens auch im Lobe nicht zurückhaltenden — Anzeige beklagen durfte. Wenn der Hr. Verf. es ganz in der Ordnung findet, an Stelle der erwarteten Belegstellen aus der griechischen Literatur ein Werk anzuziehen, »dessen antike Quelle absolut nicht zu eruieren ist«, so habe ich dagegen, sobald ich mir »aus einem Buche rasche und bündige Auskunft holen wollte«, ein derartiges Verfahren stets als »arge Enttäuschung« empfunden. Auch muss ich erklären, dass ich es mir nicht gestatten würde, unter dem Titel einer gegen eine bestimmte Anzeige gerichteten »Erwiderung« den größten Theil des Raumes mit Bemerkungen zu füllen, die sich auf die in einer anderen Zeitschrift veröffentlichte Recension eines anderen Autors beziehen.

Prag. A. Th. Christ.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der religiös-philosophische Standpunkt und die Entstehungsgeschichte von Lenaus „Savonarola".

(Fortsetzung.)

Der Schluss der Dichtung ist unklar, obwohl es scheint, dass Lenau die Philosophie Fausts als unrichtig hinstellen will; denn der böse Geist, der das Schlusswort hat, erklärt, Faust sei der Gottheit nie so fern gewesen, als in dem Augenblicke, da er sich ihr am nächsten glaubte. So scheint es, dass Fausts unüberlegte That die Versöhnung verwirkt hat. Aus dem ganzen Abschlusse der Dichtung erkennt man, dass der philosophische Mysticismus Lenaus damaligem Geisteszustande entsprach. Da Lenau sich aber dem Glauben zuwandte, so könnte man noch folgende andere Lösung annehmen: der Teufel, welcher selbst verblendet und der richtigen Erkenntnis nicht fähig ist, habe sich mit seinem Schlussworte geirrt und Fausts Glaube triumphiere. Jedenfalls ist das Ende unklar und man wünschte am Schlusse des Stückes eine Andeutung darüber.

Martensen gibt a. a. O. eine Kritik von Lenaus Savonarola, indem er die Betrachtung dieses Werkes an des Dichters Faust anknüpft. Er schreibt: „In Lenaus nächsten Werken (nämlich die, welche auf Faust folgten) war das Christliche noch mehr ausgeprägt, so dass niemand es verkennen konnte. Ich erinnere an seinen „Savonarola". Er begann dieses Gedicht während meines Wiener Aufenthaltes, unterredete sich auch oft über dasselbe in poetischer und in kirchengeschichtlicher Hinsicht und las mir mehrere der ersten Gesänge vor. Als es fertig war, nämlich nach seiner Heimkehr, überraschte er mich, indem er mir die Ehre erwies, es mir zu dedicieren. Vor einigen Jahren haben wir in unserer dänischen Literatur eine schöne, besonders wohlgelungene Übersetzung von Christ. Richardt erhalten.

Man wird schwerlich leugnen können, dass dieses Gedicht Partien von höchster Schönheit enthält, dass das Ganze von einer

innigen, religiös-christlichen Stimmung durchdrungen ist, und dass sich an mehreren Stellen eine tiefere Mystik ausspricht. Nichtsdestoweniger hat es in Deutschland, ungeachtet aller ihm gewordenen Anerkennung, nicht denselben Anklang gefunden, wie sein „Faust“ und seine früheren Gedichte. Zum Theil lässt es sich vielleicht aus gewissen Unvollkommenheiten erklären, die in dem übrigens ausgezeichneten Gedichte nicht zu verkennen sind. Als eine Unvollkommenheit kann man vielleicht schon den gewählten Gegenstand betrachten. Savonarola war nicht bloß ein religiöser Charakter, sondern auch ein politischer, welcher im Gegensatze gegen den Despotismus für das Ideal einer Republik schwärmte und kämpfte. Durch diese Vermengung des Religiösen und des Politischen wird aber der reine Eindruck getrübt. Wie viel herrlicher steht Luther da, welcher ausschließlich für das Reich Gottes und nichts anderes kämpfte. Als eine Unvollkommenheit kann man es vielleicht auch bezeichnen, dass die Tendenzen gar zu stark hervortreten. Savonarola hält lange, gewiss mächtige und ergreifende Predigten — gegen die Hegel'sche Linke, gegen David Strauß und seine mythische Behandlung der heiligen Geschichte. So stark und deutlich aufgetragene Tendenzen thun in Dichterwerken niemals gut. Übrigens liegt es auch in der Natur der Sache, dass ein Werk wie dieses, je tiefer es verstanden wird, nothwendig zu einem Zeichen des Widerspruches werden muss, zumal in einer Zeit wie die unserige. Lenau bekam die ganze Hegel'sche Linke gegen sich, welche sich mit großer Bitterkeit aussprach; David Strauß fühlte sich persönlich gekränkt. Ebenso bekam er gegen sich die clericale Partei, welche, über seine Angriffe auf das Papstthum und die Hierarchie erbittert, ihn der Ketzerei und des Protestantismus beschuldigte. Endlich auch die conservativen Politiker, weil er durch seine lebhaft ausgesprochenen Sympathien für die Republik die Monarchie herabsetze. Lenau selbst, vom Publicum ziemlich verzärtelt, welches ihn an einen Lenaucultus gewöhnt hatte, war gegen Kritik etwas empfindlich; und obgleich er auf alles das zuvor gefasst sein musste, so schien er dennoch dadurch überrascht zu werden und es verstimmte ihn.“

Während der Zeit des vertrauten Verkehrs mit Martensen, dessen gleich zu charakterisierende Gespräche mit dem Dichter dieser selbst ein „wahres Vernunftbad“ nannte [1]) wurde Lenau durch seinen Freund auf die Mystiker aufmerksam gemacht. Denn Mar-

---

[1]) Lenau den 29. April 1836 an Emilia Reinbeck: »Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden. Kaum einen Menschen, dessen ganzes Leben so unverrückbar aufs Ideale gerichtet, mit der kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Gespräch mit ihm ist ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich seit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in diesem Bade gesessen«.

tensen, welcher sich Studien halber in Wien aufhielt, beschäftigte sich damals gerade mit der christlichen Mystik. Der dänische Theologe brachte Lenau, wohl nicht zu seinem Heile, an diesem Gegenstande ein so großes Interesse bei, dass dieser sich sogar an die Lectüre der Kirchenväter machte. Das Motto des Savonarola: „Vocati sumus ad militiam Dei vivi" ist ja dem Tertulian Ad Martyres c. 3 entlehnt.

Über sein damaliges Zusammensein mit Lenau schreibt Martensen in seiner Selbstbiographie Folgendes: „Unsere Gespräche bewegten sich besonders in religions-philosophischer Richtung. Wir redeten miteinander über den Pantheismus, über die Persönlichkeit Gottes und des Menschen, hierbei denn auch über Spinoza, Goethe, Hegel und Fr. Baader, welchen Letzteren er gar nicht kannte und auf welchen ich seine Aufmerksamkeit zuerst hinlenkte. Es ist bekannt, dass er nachher Baaders persönliche Bekanntschaft gesucht und dieser ihm ein Heft seiner Vorlesungen über speculative Dogmatik gewidmet hat; auch, dass Baader ihm ein Wort praktischer Lebensweisheit mit auf den Weg gab, welches Lenau an seinen Hut steckte, wie ein frisches Waldesgrün: „Die Gescheidten werden immer gescheidter und die Dummen immer dümmer". Wir redeten auch von Mystik, über Mittelalter und Reformation, über die Desorganisation des gegenwärtigen Zeitalters und die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt durch das Christenthum. Damals sprach er es auch als seine Überzeugung aus: nicht allein die Wissenschaft, sondern auch Kunst und Poesie müssten darauf hinarbeiten, dass das religiös-sittliche Bewusstsein der Zeit von Grund aus ein anderes werde: daher opponierte er sehr entschieden gegen jenen ästhetischen Formalismus, jenen künstlerischen Indifferentismus, welcher sich um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt nicht bekümmere, sondern nur um die sogenannte schöne Form. Der wahre Dichter müsse, wie der wahre Prophet, ein lebendiges Ewigkeitsbewusstsein dem herrschenden Bewusstsein, welches von dem bloßen Zeitgeiste und den Lehren der falschen Propheten erfüllt sei, entgegenstellen, müsse wahre „Gesichte" verkünden, richtende und erlösende Worte in seine Zeit hineinreden. (Vgl. meinen Brief an Schurz, in Lenaus Leben I., 360.) Nimbsch war Katholik, hatte aber von der Bedeutung der Reformation eine freiere, anerkennendere Auffassung; Luthers Persönlichkeit erkannte er jedoch nur unter bedeutenden Einschränkungen an. Oft kam er in seinen Gesprächen auf ein Urtheil zurück, wie ich es auch von anderen Katholiken gehört habe, dass in Luthers Persönlichkeit und Wirken etwas Plumpes und Plebejisches, ans Pöbelhafte Grenzendes gelegen habe, was ihn zu einem apostolischen Charakter ungeschickt machte. Ich antwortete: „Gerade ein Volksmann wie Luther, mit diesen derben Zugaben, sei es gewesen, dessen die damalige Zeit bedurfte. Sie brauchte einen Mann, der Keulenschläge führen konnte."

Die Einwirkung solcher Gespräche auf den Dichter und das Werk, mit welchem er sich damals beschäftigte, konnte natürlich nicht ausbleiben. Dass Lenau, welcher über den Savonarola mit Martensen auch während dessen Pariser Aufenthaltes correspondierte, diesem sein Gedicht gewidmet hat [1]), beweist gleichfalls, wie hoch er den Einfluss seines Freundes anschlug.

Nur darf man es nicht übersehen, dass die innigen Beziehungen zu Martensen gerade in die Zeit fallen, in welcher sich die Leidenschaft zu Sophie von Löwenthal entwickelte. Der beiderseitige Einfluss und die durch Martensen vermittelte Bekanntschaft mit dem Theosophen Baader [2]) brachten Lenau in der neuen Richtung seines Geistes immer stärker vorwärts und trieben ihn einem Gipfelpunkte zu, von welchem, seiner geistigen Anlage gemäß, der Sturz um so heftiger sein musste.

Wenn man sich also aus den Briefen und dem übrigen biographischen Materiale den Process, der sich damals in Lenaus Innerem abspielte, vergegenwärtigt, so gelangt man zu dem Schlusse, dass Martensens Einfluss auf die Dichtung Savonarola nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Max Koch macht darauf aufmerksam, dass zwischen dem katholischen Lenau und dem evangelischen Theologen Martensen die geschichtliche Entwicklung des Protestantismus zur Sprache kommen musste. Die Bestätigung dieser vermuthungsweise geäußerten Ansicht findet man nun in der oben mitgetheilten Stelle aus Martensens Selbstbiographie. Diese Gespräche bewirkten, dass Lenau den Plan fasste, einzelne Erscheinungen des Kampfes zwischen der römischen Kirche und den reformatorischen Bewegungen dichterisch zu behandeln. [3]) Selbst die

---

[1]) Vgl. Lenaus Schreiben an diesen vom 24. April 1838: »Dass Sie zufällig erfahren mussten, mein Savonarola sei Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewisser Vorwurf; allein glaube ich mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachsicht mit meiner bekannten Lässigkeit im Briefschreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zusendung dispensiert.« Nur die erste Auflage des Savonarola enthält das Widmungsblatt: »Herrn Dr. Johannes Martensen in Kopenhagen gewidmet.«

[2]) An Sophie schreibt Lenau: »Du solltest mein Weib sein, und wir sollten Martensen und den alten Baader in der Kost haben. Bist Du wieder eifersüchtig?« (München, 13. September 1837.)

[3]) Die Versenkung in den mittelalterlichen Geist zeigt besonders die nachfolgende Stelle aus einem Briefe an Justinus Kerner, welcher nach Max Kochs richtiger Bemerkung den 23. Januar 1836, also in jener Zeit geschrieben wurde, da der Dichter sich des Umganges mit Martensen erfreute. (Dieser Brief ist von Karl Mayer, Emma Niendorf und Schurz irrigerweise in das Jahr 1837 gesetzt worden.) In diesem sagt Lenau: »Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute, freundliche Gäste, die auch Du liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebens-

späteren Albigenser, welche mit den in Savonarola hoch gehaltenen Ideen schonungslos brechen, sind eigentlich nichts anderes als eine mit neuen Ideen unternommene Arbeit auf demselben Gebiete, nämlich die Geschichte der religiösen Freiheit auf ihren verschiedenen Entwicklungs- und Kampfesstufen darzustellen.

Auch für die formelle Ausführung des Planes gab Martensen Rathschläge, die für Lenau bestimmend waren. Dass die epische Form zu wählen sei, spricht er in einem Briefe aufs Bestimmteste aus. Dieses Schreiben, welches vom 24. Juli 1836 aus Paris datiert ist, enthielt für die Durchführung der Lenau'schen Ideen und die Darstellung im ganzen, sowie in einzelnen Partien so viel Anregendes, dass wir im weiteren Verlaufe der Darstellung darauf noch näher eingehen werden. (Vgl. S. 693.)

In den Predigten Savonarolas zeigt Lenau für die Sache Gottes einen Feuereifer, der überrascht, wenn man die vorangehende Epoche des Zweifels betrachtet; das plötzlich erwachte religiöse Gefühl hielt jedoch, wie wir oben gesehen haben, der pantheistischen Anschauung gegenüber nicht lange stand und der Dichter klagt bald wieder darüber, dass ihn die alten Zweifel beängstigen; ja er entschuldigt sich deshalb bei seinem rechtgläubigen Freunde. Einige Zeit nach der Vollendung des Savonarola schrieb Lenau nämlich Martensen nach Kopenhagen (24. April 1838): „Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düsteren Affectes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das Ungeziemende solcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Sensibilität lässt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

---

ganges. Weißt Du schon, dass ich einen Savonarola dichte, dass ich ihn von ganzem Herzen liebe? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte farbiger Fensterscheiben dies Gedicht vorzulesen. Oft erinnere ich mich an diesen Thurm und an Dich, den lieben Thürmer. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter mit seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine so innige, durchdringende Farbe wie die des gemalten Glases? Ist dies nicht sozusagen eine verkörperte Farbe und gleicht so eine glühendrothe Scheibe nicht dem glühenden, durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am liebsten, da geht mir Dein Bild erst recht auf. Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist, und kein Hass, sondern nur Wahrheit und Liebe.“

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und somit die Sanction vor mir selbst erhalten, wenn es auch den Geruchlosen und Ruchlosen nicht gefällt. Noch sitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrschen den Markt der Literatur. Bei diesen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Consumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unsere Männer des Heils, die stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes ins Fleisch, als ihr verwesliches Asyl, oder vielmehr ihr dick umfleischtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheistischen Wulst hindurch.“

Wenn Lenau in diesem Briefe klagt, dass die Stimmung des Savonarola bei ihm nicht anhalten wolle und er die für den Augenblick gewonnene Gemüthsruhe nicht festhalten könne, so ist dies nur allzu richtig. Er war zu dieser Zeit schon mit der Abfassung seiner Albigenser beschäftigt, von denen er in demselben Briefe ausspricht: „Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. sind als das größte Trauerspiel der Kirche einer poetischen Bearbeitung würdig.“ In dem Savonarola war nun ein „gottentflammter, glaubensvoller Priester“ der Held der Dichtung, in den Albigensern dagegen ist es der „Zweifel“ [1]). Die Weihnachtsstimmung, von welcher seine Freundin Sophie spricht [2]), hielt somit nicht lange vor, und in der Zeit zwischen der Bekanntschaft mit Martensen und der Vollendung der Albigenser liegt wiederum eine bedeutsame Umwälzung seiner Ansicht über die göttlichen Dinge. Er kehrt immer mehr zu dem ursprünglichen Standpunkte seines Faust, also zu dem nur sehr kurze Zeit verspotteten Pantheismus, zurück. Martensen selbst erkannte dieses und spricht sich nach Lenaus Tode hierüber in einem Schreiben an des Dichters Schwager Schurz, welches vom 3. October 1850 datiert ist, folgendermaßen aus: „Mit großer Theilnahme bin ich aber seinen literarischen Productionen gefolgt, muss aber gestehen, dass seine Albigenser auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings musste ich auch hier dieselbe herrliche Dichtergabe, denselben Adel des Genius bewundern, den ich in seinem Faust und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensansicht des Dichters war aber nicht mehr dieselbe, ja war eine entgegengesetzte geworden. Lebensideale, die dem Dichter des Faust und Savonarola vorschwebten, schienen mir jetzt von ihm selbst aufgegeben worden zu sein, und er schien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu suchen auf einem ganz entgegengesetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtschaft hat, und mir seinem innersten Geiste nach fremd schien. Ich gestehe frei, dass, wenn ich nach-

---

[1]) Siehe unten Lenaus Brief an Hermann Marggraf vom 1. November 1839. S. 679.

[2]) Vgl. oben S. 580.

gedacht habe über seine letzten traurigen Lebensschicksale, ich nicht umhin gekonnt habe, diese Umwälzung seiner Denkweise, diese Änderung der höchsten Lebensansicht als mitwirkende Ursache zu betrachten. Ich bitte aber dieses nur als eine subjective Äußerung zu nehmen, nur als psychologische Frage an den Lebensbeschreiber Lenaus, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, dass solche traurige Schicksale, wie die letzten unseres Freundes, nicht nur hinweisen auf die tiefsten Geheimnisse unseres geistigen und seelischen Lebens, sondern auch auf die Geheimnisse unseres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber scheint mir gewiss zu sein, dass er fortwährend Befriedigung suchte in einer höheren Lebensansicht, die er nicht fand, oder wenn er sie fand, doch nicht festzuhalten vermochte.“

Lenau wurden später die Äußerungen, welche er oft genug darüber zu hören bekam, dass er in Savonarola für Offenbarung und Mysticismus eingetreten sei und mit seinen früheren Ansichten gebrochen habe, bald unangenehm. Seine augenblickliche religiöse Begeisterung, durch die Liebe zu Sophie entflammt, war ein Rausch der Schwärmerei, vergleichbar dem Liebesrausch, der aus den exaltierten Zetteln an seine Geliebte oft sinneberückend zu uns spricht. Diese Zettel, welche erst seit einigen Wochen der Welt bekannt wurden, gewähren einen tiefen Einblick in sein damaliges Herzens- und Geistesleben. In augenblicklichem Verdrusse über solche Vorwürfe, wie sie oben angedeutet wurden, ist wohl auch folgende Stelle eines Briefes an Hermann Marggraff (1. November 1839) geschrieben: „Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezichtigt. Unverständiges, gehässiges Unrecht! Dass in meinem „Savonarola“ mancher mystische Passus unterläuft, ist dem Helden, nicht dem Verf. des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth, die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen, wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den Savonarola nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola“ gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruss gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser“ — contra pontificem — wie sich schon von selbst versteht. Der Held des Gedichtes ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigen Verhältnisse zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen

versificierender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipiert und ausgeführt.“

Lenau gibt sich einer Selbsttäuschung hin, wenn er meint, dass alles, was Savonarola gegen die Widersacher des Christenthums sagt, nur von dem Standpunkte seines Helden gesprochen ist. Auch die Ausfälle gegen die Hegelsche Schule sind mehr als muthwillige Laune und im wahren Eifer für eine Sache hingeschrieben, die er später allerdings verloren gab.

Der Ausfall gegen Hegel findet sich in der Predigt gegen Mariano, wo Savonarola (Werke II, 122) spricht:

„Einst werden sagen spätere Thoren:
„Wenn sein Bewusstsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt.“

Das sind die im obigen Briefe erwähnten „muthwilligen Strophen gegen die Hegel'sche Schule“. Sie werden durch die nachstehenden, auch auf Strauß' Leben Jesu gemünzten Worte des strenggläubigen Priesters in die rechte Beleuchtung gerückt:

„Die Menschenhülle, Gott umschlingend,
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu machen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Märchen, Mythe und Symbol?

Nein! Nein! Wenn je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.“

Zur Erklärung des Ausfalles gegen das Hegel'sche System sei Folgendes bemerkt: Nach Hegel ist es die Aufgabe des Weltprocesses, die ursprünglich bewusstlose Vernunft, „die Substanz zum Subject“, zum „Geist“ und zwar, da sie absolute Vernunft ist, zum „absoluten Geist“ zu erheben. Die Stadien dieses Processes sind die Entäußerung der Vernunft von ihrem ursprünglichem Dasein als logische Idee („Gott vor Erschaffung der Welt“) zu ihrem „Anderssein“ als Natur und die schließliche Selbsterfassung ihrer selbst als des einzig wahren Wirklichen, was und wie es an

sich selbst ist. Also, nach Hegels System, Thesis, Antithesis und Synthesis in ihrer Anwendung auf den Vernunftbegriff. Auch Schelling, Hegels Geistesverwandter, erblickt in der Natur den Inbegriff der dem Ich unbewussten Setzungen des Ich, d. i. der in der Natur thätigen, aber schlummernden Vernunft der träumenden „Weltseele", welche bestimmt ist, zum Bewusstsein ihrer selbst gelangt, „Geist" und am Ende der die Stufen des bewusstlosen Vernunftprocesses wiederholenden Weltgeschichte „Gott" zu werden.

Die Lectüre des früher erwähnten Lebens Jesu von David Strauß hängt mit der Entstehungsgeschichte des Savonarola innig zusammen. Darüber belehrt uns Karl Mayer (Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund, S. 161): „Es ist merkwürdig, dass der Anlass zu diesem Gedichte unserem Freunde durch das Straußische Leben Jesu geworden zu sein scheint. Wer weiß, vielleicht, um sich zu befreien von dem Reste alterthümlichen Autoritätsglaubens, war er an die Lesung jenes bedeutenden Buches gegangen und hatte sich sehr eifrig ihm hingegeben; aber, was ihn nach seiner muthmaßlichen Voraussetzung hätte entzaubern sollen, war gerade für ihn zum Zauber, zum Zunder der Liebe geworden, die sich in seinem Savonarola aussprach. Übrigens mag Strauß durch seinen jedenfalls geistesmächtigen Einfluss mit hingewirkt haben auf die unserem denkenden Freunde vielleicht ohnehin natürlichere protestantische Richtung[1]) jenes Gedichtswerkes und die Wahl jenes Gegenstandes." Das Leben Jesu von Strauß war 1835 in erster Auflage erschienen und kam offenbar bald in Lenaus Hände. Dass die Lectüre desselben auf Lenau eine Wirkung hervorbrachte, welche der Absicht, mit der er es zur Hand nahm, gerade entgegengesetzt war, beweist, wie zutreffend Grillparzers Urtheil gewesen ist, der in den früher

---

[1]) Vgl. Lenaus Brief an Sophie den 11. Juni 1837, wo er eines theologischen Streites mit Kaltenbaeck erwähnt und seine antikatholische Richtung im Savonarola zum Ausdruck bringt. »In einer Weile wollt ich ihn verabschieden, da kam Kaltenbaeck und bestürmte mich mit seiner theologischen Polemik. Mein Savonarola hat, als er noch lebte, Kampf und Feindschaft gestiftet, und wird es in meinem Gedichte auch noch thun. Daß er dies thun wird, ist weniger verdrießlich, als daß er mich heute um eine selige Stunde gebracht hat. Ich konnte das Gespräch nicht abbrechen und meinen Gegner verlassen, weil dieser es als ein Zeichen meines Geschlagenseins genommen hätte. Ich musste bleiben. Ich wusste überdies, dass meine Worte gegen ihn weiteren Ortes referiert werden, und ich ergriff die Gelegenheit, der hiesigen katholischen Partei zu erklären, wessen sie sich gegen mich zu versehen habe. Daß mich dieser Streit um eine Stunde Deines kostbaren Umganges verkürzt hat, erfüllte mich mit einer besonderen Bitterkeit und Heftigkeit, und ich spürte fast einen gewissen Widerwillen gegen das Ganze. Doch das ist unrecht.« — — Dieser Paul Kaltenbaeck gab damals die »Österreichische Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde« als Fortsetzung von »Hormayers Archiv für Geschichte« heraus. Er hatte bereits 1826 Oden, Lieder, Sonette und Parabeln veröffentlicht, welchen 20 Jahre später eine Sammlung von Mariensagen aus Österreich folgte. Kaltenbaeck war zuletzt Archivar des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives.

angeführten Versen behauptete, dass bei Lenau das für den Kopf Berechnete das Herz getroffen habe.

Auch darf man nicht vergessen, dass Lenau etwa um die Zeit, da er das Strauß'sche Werk las, unter dem Einflusse Martensens stand, oder bald nach der ersten Bekanntschaft mit diesem Buche Martensens Zögling wurde.

Merkwürdig ist es, dass Lenau sich weigerte, in dieser Zeit Strauß' persönliche Bekanntschaft zu machen, obwohl dieser in Kerners Nähe wohnte, aber auffallen darf es uns nicht, wenn wir bedenken, dass sich gegen die Strauß'sche historische Betrachtung der Bibel folgende Zeilen des Savonarola (1041 ff.) wenden:

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahr'ner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
Und meint ein Gottmensch lebte nie.

Gegen Strauß wendet sich auch die bald darauf folgende S. 680 citierte Stelle („Einst werden sagen spätre Thoren" usw.). Als Lenau sich später wieder dem Pantheismus zuwandte und durch Vermittlung gemeinschaftlicher Freunde mit Strauß persönlich bekannt zu werden wünschte, lehnte dieser eine Annäherung seinerseits ab, so sehr fühlte er sich durch jene Stellen in Lenaus Savonarola verletzt. Übrigens hat, wie Bendixen (Martensen und Lenau S. 24 f.) zeigt, die Erscheinung Straußens erst Martensen seinem Freunde Lenau interessant gemacht. Martensen erzählt in der Selbstbiographie über eine Begegnung mit Strauß: „Als wir speciell den Unsterblichkeitsglauben berührten, so sagte er: „Ich hatte die Lectüre der Phänomenologie des Geistes kaum zu Ende gebracht, als dieser Glaube mir dahinfiel wie ein welkes Blatt."" Bendixen knüpft daran die Bemerkung: „Erwägt man mit welcher Lebhaftigkeit Martensen noch im Rückblick des Alters dieses „welke Blatt" apologetisch verwertet, so begreift sich, dass der unmittelbare geistesfrische Eindruck den Dichter nicht wieder losließ." Daher sind folgende Verse der neunten Romanze des Savonarola gewiss auf David Strauß zu beziehen:

»So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wand'rer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.«

Bereute Lenau es einerseits bald, Hegel und Strauß im Savonarola angegriffen zu haben, so war er andererseits nicht wenig darüber erbost, dass Wolfgang Menzel, zu welchem er in keiner näheren Beziehung stand, seine Abneigung gegen Goethe und andere Dichter dazu benützte, Lenau über alles Maß zu loben und ihn unverblümt als den Dichter hinzustellen, der ganz von seinem

Geiste und seinen Ideen erfüllt, also, wie sich Lenau erbittert ausdrückt, der versificierende Schildknappe Wolfgang Menzels sei. Wolfgang Menzel gab bekanntlich 1827 sein Werk „Die deutsche Literatur“ heraus und redigierte von 1825—1848 das Literaturblatt, welches als Beilage des Cotta'schen Morgenblattes erschien. Er zog in seinen Kritiken gegen Goethe und die Anhänger des jungen Deutschland heftig zu Felde und bewirkte dadurch, dass man im Gebiete des Deutschen Bundes auf die jungdeutsche Richtung aufmerksam wurde, was wieder zum Verbote der Schriften des jungen Deutschland führte. Dadurch kam Menzel, wenn auch unverdienterweise, in den Ruf eines Denuncianten. Noch war das erwähnte Verbot im frischesten Angedenken, als Menzel Lenau für sich in Beschlag nahm. Diesem war es darum doppelt unangenehm, von Menzel in so ungeschickter Weise als sein Helfershelfer und bereitwilliger Schildknappe hingestellt zu werden. Daher begreift man aber auch, dass ein literarisches Organ, welches unter Gutzkows Einflusse stand, in Lenau gleichfalls einen Feind der jungdeutschen Richtung fürchtend, einen scharfen Angriff auf Faust und Savonarola unternahm und bei dieser Gelegenheit Menzeln den Vorwurf machte, Lenau verdorben zu haben. Es geschah dies im „Telegraph für Deutschland“; in Nummer 39 desselben war nämlich (März 1838) S. 305—308 ein Aufsatz „Nikolaus Lenau“ erschienen. Dieser, mit E. v. d. H. gezeichnete Artikel ist in seinem ersten Theile eine warme Lobrede auf Lenau, wogegen der zweite den von seinen früheren Gesinnungen Abtrünnigen heftig angreift. Es heißt dort, der Magyare Nikolaus Lenau habe sich im Jahre 1832 den deutschen Dichtern zugesellt und sei mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden. Zwei charakteristische Merkmale zögen sich durch seine Gedichte. Zunächst sei es der e i g e n e S c h m e r z, der sich aber im Zeitschmerz wiederspiegle und dadurch verklärt werde. Aus der Gedichtsammlung des Jahres 1832 sind nun für diese Richtung der Lenau'schen Gedichte verschiedene Beispiele angeführt, und hiebei wird ein Seitenblick auf Heine geworfen, welcher zu Gunsten Lenaus ausfällt, der natürlich darstellt und in der Schilderung des Schmerzes nicht ganz und gar aufgeht wie Heine, bei dem für das Leben nichts mehr übrig bleibt. Der zweite charakteristische Zug, welcher durch die Dichtungen Lenaus geht, ist der Zweifel. Hier werden nun besonders die Gedichte hervorgehoben: „Glauben, Wissen, Handeln“, „Theismus und Offenbarung“, „Der Raubschütz“, „Trias Harmonika“, „Der Indifferentist“. Im zweiten Theile des Aufsatzes erhebt dagegen der Verfasser die Klage, Lenau habe nicht das gehalten, was er anfänglich versprochen. Schon im „Faust“ habe er einen anderen Weg eingeschlagen, noch mehr zeige das aber sein neuestes Werk Savonarola. Lenau sei Wolfgang Menzel in die Hände gefallen, dieser habe seine Literaturgeschichte aufgeschlagen und auf Faust hingewiesen. Lenau sollte als Menzels Apotheker eine andere Faustdichtung machen als die

Goethe'sche, einen Faust nach dem Herzen Wolfgang Menzels. In diesem träumt sich Faust „einen Dolch ins Herz", was wie eine unsühnbare Versündigung gegen Goethes herrlichen fünften Akt erscheint. Noch deutlicher zeige aber Savonarola, dass sich Lenau von seiner ursprünglichen Richtung entfernt habe. Niemand ist imstande, „Savonarola zu Ende zu lesen" sagt der Kritiker, Savonarola beweise, „dass uns die Kritik einen Dichter verdorben habe". Deutschland habe dem Dichter zu früh zugejubelt und ihm den Lorbeerkranz zu groß bemessen. Jetzt habe man Lenau die welken Lorbeerkränze von Tholuk und Ullmann[1]) aufs Haupt gesetzt und Lenau sei selig darüber. Mit „Phrasen von Schemen der Wirklichkeit" werde im Savonarola gegen die Wissenschaft gekämpft, werde David Strauß angegriffen. Ironisch wendet der Verfasser gegen Lenau, der viel versprochen und das Versprochene nicht gehalten habe, die letzten Worte von dessen eigenem Gedichte „Der Raubschütz" an: „Es ist halt nichts!" Dieses „Es ist halt nichts", womit der Geist des Raubschützen auf die Frage, wie es im Jenseits aussehe, antwortet, ist allerdings mit bitterem Sarkasmus herbeigezogen; denn es ist kaum ein größerer Abstand denkbar als jener zwischen dem Skepticismus im „Raubschützen" und dem Eintreten Lenaus für die Offenbarung und den Mysticismus in seinem Savonarola. Der Aufsatz schließt mit dem Gedichte, welches nach der Mitteilung des Verfassers dieser selbst in sein Tagebuch schrieb, als er von Lenaus Gedichten beim ersten Lesen derselben mächtig ergriffen wurde. Jetzt müsse er diese Worte freilich zurücknehmen, so leid es ihm thue. Schließlich blickt der Wunsch durch, dass der Dichter von seiner Verirrung zurückkehren möge.

Der „Telegraph für Deutschland" erschien in Hamburg, im Verlage von Hoffmann und Campe. Karl Gutzkow war ein Hauptmitarbeiter desselben, in der Öffentlichkeit galt er, wenn das auch nicht auf dem Blatte ersichtlich war, als der Redacteur, der in kürzester Zeit auch vor den Augen der Welt die Leitung des Blattes übernehmen werde. Daher richtet ein Anhänger Lenaus seine Entgegnung an die Adresse Karl Gutzkows, der ebenso wie das übrige Deutschland davon überzeugt werden sollte, dass der Angriff im „Thelegraphen" unberechtigt sei und Lenau keineswegs als Menzels Hilfsarbeiter anzusehen wäre. Das Schriftchen, als „offenes Sendschreiben an Karl Gutzkow" bezeichnet und von Uffo Horn verfasst, führt den Titel: „Nikolaus Lenau. Seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk

---

[1]) Friederich August Gottreu Tholuk und Karl Ullmann waren beide theologische Schriftsteller. Jener schloss sich eng an die pietistische Richtung an und bekundete diese sogleich in seinem 1823 erschienenen Werke »Die wahre Woche des Zweiflers«. 1837 gab er »Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte« heraus. Ullmann redigierte seit 1828 die »Theologischen Kritiken«.

„Savonarola".“ Hamburg 1838. Dort heißt es S. 7: „Ein Artikel in einem, unter Ihrem, hoffentlich bald namentlich ausgesprochenen Einfluss stehenden Blatte (Nr. 39 des Hamburgischen Telegraphen) bestimmt mich, diese Zeilen an Sie zu richten, von dessen herzlicher Theilnahme an jeder Entwickelung geistiger Potenz ich übrigens schon lange überzeugt bin. Dieser Aufsatz spricht zwei Anschuldigungen gegen Lenau aus, die im großen Publicum schon früher verlauteten, und ich vertrete den Dichter des „Faust“ und „Savonarola“ umso lieber, weil ich alle Freunde der Poesie durch die Widerlegung derselben zu erfreuen hoffe.“ Ferner S. 9: „Es heißt darin, dass Lenau Menzeln in die Hände gerieth und durch ihn vermocht wurde, einen Faust zu schreiben, der mit dem Meisterwerke Goethes — dieser verfleischten Antipathie Menzels — rivalisieren sollte. Dies ist durchaus unwahr. Menzel erfuhr vor der Ausgabe des Buches durch Lenau weder mittelbar noch unmittelbar eine Silbe davon, dass ein Werk dieses Namens im Werden sei; dasselbe gilt von Savonarola, und ich kann für die Wahrheit meiner Aussage einstehen, weil mir Lenau selbst mit seinem Worte diese Thatsache verbürgt hat. Lenau geht mit seiner Poesie weder bei Menzels Kritik zu Lehen, noch bei irgend einer anderen. Sein Faust und sein Savonarola, diese beiden Steine des Anstoßes für so manchen, hat er allein auf seinen eigenen Schultern hereingetragen, ohne dass Menzel davon wusste oder dazu wirkte. Lenau wollte im Savonarola weder Menzel huldigen und ihm als versificierender Knappe dienen, noch eine metrische Dissertation gegen Strauß liefern. Strauß hat ebenso wenig die mythische Auffassung des Christenthums erfunden, als Menzel die historische und den Charakter Savonarolas. Im Verlaufe des Aufsatzes kommt eine Stelle vor, die mir um des Verfassers willen wehe thut, der von seiner gereizten Stimmung gegen Menzeln Lenau empfindlich gekränkt. Sie lautet: „Lenau versündigte sich an Deutschland, das ihm so bereitwillig Thür und Thor geöffnet; es hatte ihn, obgleich er als Mephisto kam, dennoch aufgenommen, und siehe da, der Mephisto ward ein Pudel, derselbe welke Lorbeerkranz, der Tholuk und Ullmann kränzte, wurde auf Lenaus Schläfen gedrückt, und Lenau fühlte sich selig und verpflichtet. Nein! Gewiss nicht. Lenau hat sich nicht an Deutschland, das ihm bereitwillig Thür und Thor öffnete, dadurch versündigt, dass er sich den Einflüssen eines Mannes hingab, der in starrem Eigensinn, in verknöcherten Vorurtheilen befangen, den barbarischen Ausbrüchen seiner Wuth nicht allein die stolzen Prachtbäume des deutschen Dichterhains, sondern auch die jungen, wachsenden Stämme opfern wollte. Doch den papiernen Lorbeer des Menzel'schen Literaturblattes kann man leider nicht abwehren. Lenau hat mir ein Gedicht geschenkt, das ich hier am geeignetsten anführen zu können glaube. Es heißt:

Nur wer sich mit eigenen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er über Nacht dir sterben;
Lass' ihn wachsen wild im Freien!

Denn nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraschend blüht entgegen.«[1])

S. 19 fährt Uffo Horn also fort: „Menzel allein hat sich beeilt, über das Buch zu urtheilen, und bei dieser Gelegenheit kann ich eine Äußerung meines Unwillens nicht unterdrücken. Menzel hat Lenau geradezu occupiert, förmlich in Beschlag genommen, ohne ihn zu fragen, ob er mit seiner so eigenmächtigen Verwendung seines Namens wie seines Werkes einverstanden sei. Menzel hat Lenau als seinen Herold ausgeschrieen, der seine eigene (Menzels) rauhe Melodie durch die Kunst seines Vortrages dem Publicum angenehm vor die Ohren bringen sollte. Dadurch wurde mancher glauben gemacht, diese Handlung der crassesten Unverschämtheit gehe mit Lenaus Wissen und Willen vor, und dieser gebe sich selbst zu einer Rolle hin, die ihn in den Augen der besser Gesinnten nur indiskretieren kann. Ich habe Lenau ernstlich darum gebeten, energisch seine Unzufriedenheit darüber zu erklären."

Ein großer Theil von Uffo Horns Sendschreiben bezweckt nur darzuthun, dass Lenau seine liberalen Ansichten im Faust und Savonarola durchaus nicht geändert habe. Vgl. S. 14 f.: „Dass Lenau die liberale Tendenz vernachlässige, ist eine umso kränkendere Behauptung, als sie gewiss unwahr und unbegründet ist. Kann es wohl einen echten Dichter geben, der die Freiheit nicht liebte, oder sie gar mit der Knechtschaft vertauschen könnte? Jeder Dichter ist ja ein geborner Prophet der Freiheit. Predigt er nicht in jedem seiner Gedichte die Emancipation des Gefühls und ist die Freiheit nicht das höchste, heiligste Gefühl? Lenau ist so durchdrungen von der moralischen Nothwendigkeit und daher der Heiligkeit der Freiheit, wie z. B. Anastasius Grün. Aber weil sein Gemüth anders organisiert ist, vertritt er dieselbe Idee auf dem Felde des religiösen Streites. Einer wie der andere tritt offen und kühn vor den Thron der Gewalt. Dieser vor den der weltlichen, wie jener vor den der geistlichen. Und wenn auch Autodafés und der Kerker der Inquisition, diese grobe Verhöhnung der Grundbegriffe des Christenthums, mit Abscheu von der Gegenwart vertilgt wurden, das Wagnis ist ein gleiches, und derselbe Kerker kann den Kämpfer der Volksfreiheit wie den der Glaubensfreiheit einschließen. Die Freiheit ist ja doch derselbe Begriff, wenn auch die Formen anders sind; die Wirkung ist gleich stark, wenn sie sich auch verschieden äußert."

---

[1]) Dieses Gedicht soll wohl eine Antwort auf das Gedicht im »Telegraphen« sein.

Der Artikel im „Hamburgischen Telegraphen“ scheint nicht das Einzige gewesen zu sein, was Lenau wegen seines Savonarola Unannehmlichkeiten bereitete. Der durch günstige Kritiken frühzeitig verwöhnte Dichter unterließ es zwar, auf die erwähnten Anschuldigungen selbst zu antworten; es ist aber zweifellos, dass Uffo Horn mit Wissen und Willen Lenaus gegen die Verunglimpfung im „Telegraphen“ auftrat. Doch sollte Uffo Horns Sendschreiben offenbar auch in der österreichischen Heimat die Freunde des Dichters, welche glaubten, dass Lenau sich reactionären Gesinnungen zuwende, beruhigen; denn gerade in Österreich erfuhr das Buch, wenn auch nur in mündlicher Kritik, da die öffentliche ausgeschlossen war, vielfach herbe Beurtheilung. Beweis dafür ist folgender Brief des Dichters an seine Freundin. Er schrieb den 23. August 1838 an Sophie, dass man ihn in seiner eigenen Galle weich machen und zu einer knetbaren Masse macerieren wolle. „Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Kränkender bitterer Welthass hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil seines Verhängnisses auf mein Leben, und wahrlich, der Held müsste sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungeberdig anstellte. Was mir auch an Misshandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichtes, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt. Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, dass gerade in der Zeit, wo in der Heimat die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tage meines Hierseins eine Recension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern — so zu sagen — auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gewicht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefasst wird, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zutheil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gewichtes gefallen lassen müssen, dass es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere setzt damit nur das Geschäft des ersteren fort, in dem er sich selbst richtet.“

Die in Lenaus Briefe erwähnte Recension in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Juli 1838, bespricht gleichzeitig Lenaus „Savonarola“ und Anastasius Grüns „Schutt“. Der Verfasser äußert sich thatsächlich über die Lenau'sche Dichtung sehr anerkennend, obgleich nicht in diesem Grade begeistert, wie man es aus Lenaus Worten entnehmen könnte. Der Kritiker

hält nämlich Lenaus neue Dichtung in dem hinter dem übrigen Deutschland auch im ethischen Bewusstsein zurückgebliebenen Österreich für ein „Zukunftszeichen“, für die Äußerung eines neuen Lebenstriebes, welcher darauf deutet, dass „mit dem vorhandenen äußerlichen Alter“ gebrochen wird. Er sagt ferner: „Es liegt in der Natur der Sache, dass wir die genannten Werke (nämlich auch Grüns „Schutt“) vorherrschend von der Seite ihres Lebensernstes als Producte der Gesinnung betrachten. Denn überall, wo ein solcher Gesinnungstrieb im Werke selber dominiert und sich die poetische Form zum dienenden Organe gemacht hat, da würde die Kritik ein fades und albernes Gesicht machen, wenn sie lediglich bei dem künstlerischen Interesse verweilen, oder auch nur dasselbe vorwalten lassen wollte; gerade so, wie es als niedrig schiefe Auffassung eines Tieftrauernden erscheinen würde, wenn man lediglich sein Costüm und seine betrübte Haltung betrachtete. Aber auch die Erscheinung eines künstlerischen Werkes an sich gehört zu seinem Wesen, und die poetische Form kann nur in poetischem Sinne recht gewürdigt werden.“ Es mag hier übrigens das Curiosum beigefügt werden, dass dem auf dem Standpunkte der Orthodoxie stehenden Recensenten der Schluss von Grüns „Schutt“ missfiel; er konnte sich nämlich mit den freigeistischen Anschauungen Grüns nicht befreunden und urtheilte deshalb vielleicht umso wohlwollender über den Savonarola, indem er zum Beispiel die Episode mit dem Juden Tubal, die von anderer Seite als psychologisch unmotiviert mit Recht verworfen wurde, völlig gerechtfertigt findet. Nicht nur die Verse: „Die Menschenhalle, Gott umschlingend“ usw., sondern auch Girolamos Antwort sieht er als einen Triumph über Mariano an. Was der Kritiker aber an dem Werke, dessen poetische Diction er zum Schluss lobt, auszusetzen hat, fasst er in dem folgenden, allerdings auch mit Lob untermischten Abschnitte zusammen: „Auch in diesem Werke zeigt sich eine negative Richtung, aber es ist die des echten Protestantismus; eine Negation, welche auf dem positiven christlichen Glauben und Lebensgrund beruht. Und wenn auch hier das evangelische Grunddogma von der Rechtfertigung in Christo nicht stark und mit Klarheit entwickelt hervortritt, so beruht doch der ganze Gegensatz gegen die Satzungen und die Verderbnis in der Kirche auf fühlbarem Glaubensernst, auf der Verinnerlichung des Christenthums, auf der Forderung, dass der Sinn und Wandel der Christen in der Zucht und Sitte gereinigt und geheiligt werde, besonders auf der Hoffnung einer künftigen Erneuerung der Kirche und christlichen Weltverklärung, für welche auch Savonarola ein Vorzeichen und Vorarbeiter gewesen ist.“

Eine andere Recension über sein Gedicht erwähnt Lenau in einem Schreiben an Emilie vom 15. Januar 1839: „Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesammten Dichterstrebens findet sich im 27. Hefte der Bonner

Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie." Übrigens enthielten auch die Urtheile der Freunde Erfreuliches. Im November 1837 schrieb Kerner, der allerdings für alles, was aus Lenaus Feder kam, schwärmte, an Karl Mayer: „Der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke." Interessant ist noch, was Frankl (a. a. O. S. 53 f.) über die Aufnahme des Savonarola[1]) beibringt: „Es muss hier umsomehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien gesprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugnis in Österreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in den Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten sich der Wendnis im Gemüthe des Dichters; er hatte sich vom Pantheismus abgewendet, nun sogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich passierte, dass, während er das Heidenthum unterliegend darstellen wollte, er es fast sieghaft erscheinen machte. Andere jedoch erschraken gar sehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behausungen des Priesterthums warf. Beide Parteien bäumten sich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geist auf den Thron des Königsthums schleuderte, und gegen die elementarisch gewaltige Rede für die Republik. Während so denjenigen, die an des Dichters Christenthum sich erbauten, die Freude getrübt wurde, söhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leser sich mit ihm wieder aus, der den romantisch kühnen Dichter des „Faust" und des „Raubschütz" wieder zu erkennen glaubte, der gleichsam Buße that für die Unklarheit von Versen wie folgende im „Savonarola":

> »Die Sehnsucht, die so lange Tage
> Nach Gotte hier auf Erden gieng,
> Sie ward Maria — und empfieng.« [2])

Diejenigen aber, die von rein künstlerischem Standpunkte das Werk betrachteten, konnten sich mit der Verachtung des ewig klaren, heiteren Hellenismus nicht befreunden, während sie in den lose zusammenhängenden Romanzen durch keine Kunst der Composition entschädigt wurden. Wie große Schönheiten in einzelnen Theilen, in einzelnen Anschauungen das Buch auch enthielt, doch blieb es hinter den Erwartungen zurück, die man vom Dichter des „Faust" hegte. Eine Schrift über „Savonarola" von Uffo Horn[3]) war wenig

---

[1]) Einiges aus den nachstehenden Mittheilungen scheint auch in die oben S. 673 f. angeführte Nachricht Martensens über die Beurtheilung des Savonarola bei den Zeitgenossen übergegangen zu sein.

[2]) Max Koch macht in seiner Ausgabe des Savonarola die richtige Bemerkung, dass Frankl diesen Versen mit Unrecht Unklarheit vorwerfe. Sie wurden durch Martensens Brief vom 24. Juli 1836 veranlasst, vgl. S. 673.

[3]) Die bereits oben erwähnte kritiklose Schrift erklärte den Savonarola für ein schlechtweg vollendetes, ja für das unvergleichlich beste Werk der ganzen deutschen Literatur. Zur Beurtheilung des Maßstabes, den Uffo Horn anlegte, vergleiche man folgende Stellen: S. 25 f.: »Wir sind an den Vergleich schon so gewöhnt, dass er sowohl dem Beurtheiler

geeignet, die allgemeine Ansicht umzustimmen; sie erzeugte vielmehr Missbilligung, wie sie sich auch in einem Briefe von Caroline Pichler mit folgenden Worten ausdrückt: „Es liegt meinem Gefühl nach eine unendliche Anmaßung darin, wenn so ein junger Mensch, der kaum noch ein paar Schritte auf der Bahn des öffentlichen Ruhmes gemacht hat, sich zum Defensor und gleichsam Protector eines Mannes aufwirft, der längst schon einen entschiedenen, glanzvollen Platz auf jener Bahn eingenommen hat.“

In dem feudalen Österreich nahm man, wie oben berührt wurde, an Savonarolas republikanischer Gesinnung und seinem heftigen Auftreten gegen die monarchische Regierung und das Papstthum begreiflicherweise Anstoß. Aber auch die freier Denkenden seiner Landsleute konnte der Dichter nicht befriedigen, weil er sie durch seine Polemik gegen Philosophie und Pantheismus verletzte. Endlich fanden auch die protestantischen Rationalisten in dem Werke zuviel Mystik, worüber sich Lenau in dem oben erwähnten Briefe an H. Marggraf bitter, aber mit Unrecht beklagt. Wie sehr er während der Beschäftigung mit Savonarola und in der allernächsten Zeit die früher im Faust und nachmals in den Albigensern wieder aufgenommene pantheistische Richtung

---

als dem Leser fast Bedürfnis geworden ist und ich wüsste wahrhaftig in der ganzen deutschen Literatur kein Werk, das sich mit Savonarola vergleichen ließe oder den Vergleich aushielte. Die religiösen Epopöen eines Klopstock und Anderer sind in Form, Tendenz und Geist so ganz verschieden davon, dass man sie als Belege für oder gegen gar nicht anwenden kann — das Buch ist so selbständig und eigenthümlich, dass es schon deshalb alle Bewunderung verdient, weil Originalität bei einer solchen Extension der Literatur in allen Fächern schon jetzt beinahe unmöglich erscheint.« Ferner S. 27: »Wir finden darin (in einigen, früher angeführten Scenen des Savonarola) Verse, wie sie noch kein Deutscher gedacht und gemacht hat, etwas Herrliches und Vollendetes in seiner Art.« S. 28 f. wird Lenaus Hinneigung zum Pietismus und zur Mystik geleugnet und auch der Ausdruck hinlänglich klar gefunden. Dann S. 30 f.: »Ist aber Lenaus Versuch das Christenthum speculativ zu erfassen, auch ein Beweis, er habe sich in Mystik verträumt? Zacharias Werner, von dem es noch unentschieden ist, ob er mehr närrisches Genie oder genialer Narr war, ist der echte Repräsentant dieser politisch-christlichen Mystik, und wer könnte auf Savonarola gestützt eine andere als höchst dünne und oberflächliche Analogien zwischen ihm und Lenau ziehen?« Vgl. auch S. 33 f.: »Dem Calderon, der weder durch Phantasie noch durch sonst etwas zu entschuldigende Dinge in Bezug kirchlicher Meinungen schrieb, lässt selbst der atroceste Akatholicismus seine poetische Gerechtigkeit widerfahren, warum soll Lenau nicht auf gleiche Behandlung Anspruch machen? Er kann wahrhaftig für uns Deutsche das werden, was Calderon für die Seinen ward — nicht der ausschließlich dramatische Dichter, nicht der einseitige »Tragöde des Katholicismus«, wie ihn Julius Seidlitz treffend nennt, aber derjenige Poet, welcher Herzens- und Gewissensfragen, jene zarten und doch so einflussreichen Empfindungen, jene Subtilitäten der Moral in ihr Reich, in das Herz zurückführt, angethan mit dem Feierkleide und dem Blumengewande der Poesie, statt mit dem Philosophenbart und der braunen Kutte der Religionsdogmatik oder dem Schuppenpanzer der Skepsis.«

bekämpfte, bezeugt der durch ungünstige Beurtheilungen hervorgerufene heftige Ausfall gegen Spinoza und Goethe in dem oben (S. 673) erwähnten Briefe an Martensen vom 24. April 1838. Lebhaft kränkte es ihn auch, dass man seinem Werke die künstlerische Einheit, die er nirgends so angestrebt und auch nie wieder in gleichem Grade erreicht hat, absprach.[1])

Schließlich mag noch bemerkt werden, dass sich Hermann Marggraf über den Wert der größeren Dichtungen Lenaus gelegentlich einer auch allgemeinere Geltung besitzenden Bemerkung über dessen Faust in den Blättern für literarische Unterhaltung 1854, S. 126, vollkommen richtig geäußert habe. Er tadelt a. a. O., dass Lenaus Freunde diesen durch übertriebenes Lob und durch den „verführerischen Duft fortgesetzter Weihrauchopfer betäubt" haben, und äußert sich: „Sein Talent war ein außerordentliches, aber kein unbeschränktes, es war sogar ein sehr gebundenes und gefesseltes, es war mit den Ketten und Handschellen einer in sich hinein grübelnden Subjectivität behaftet, wie sie so markiert sich in wenig Dichtern gezeigt hat. Er beschaute nicht sich im Spiegel der Welt, sondern die Welt im Spiegel seines Ichs. Welch ein Abstand von Goethe, bei dem gerade das Gegentheil stattfand. Dies mussten Lenaus Freunde, hatten sie anders ein Urtheil, einsehen und, waren sie redlich, ihn wissen lassen. Statt dessen zogen sie in ihm die Meinung groß, dass er ein überragender Geist und zum Höchsten berufen sei."

II.

An die obige Darlegung der religiös-philosophischen Ideen in Lenaus Savonarola und die Betrachtung des Zusammenhanges dieser Dichtung mit seinem unmittelbar vorangegangenen Faust und den bald darauf in Angriff genommenen Albigensern möge sich eine Darlegung der äußeren Entstehung unserer Dichtung knüpfen.

Eine Zeit lang befürchtete Lenau, dass sein Savonarola auf einer Reise nach Schwaben, welche in das Jahr 1837 fiel, mit seinem Nachtsacke in Verlust gerathen sei. Er begab sich nämlich nach Stuttgart, um dort die Drucklegung des Gedichtes zu besorgen, unterwegs aber vermisste er das Manuscript und schrieb mit Bezug darauf aus Salzburg: „Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren gewesen. Aus dem Gedächtnisse hätte ich es nicht wiederherstellen können." Glücklicherweise war diese Befürchtung unnöthig und das Vermisste fand sich bald wieder. — —

Wir können die Entstehungsgeschichte von Lenaus Dichtung „Savonarola" insoweit genauer verfolgen, als sich feststellen lässt, wann der Dichter, welcher zuvor andere Plane hegte, den festen

[1]) Vgl. die schon erwähnte Recension in den Blättern für literarische Unterhaltung Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.

Entschluss fasste, seinen neuen Helden zum Gegenstande einer größeren poetischen Schöpfung zu machen. Außerdem sind wir aber auch in der Lage, manche Einzelheiten der Entstehungsgeschichte zu verfolgen, indem einerseits die Briefe und Tagebuchblätter bestimmte Nachrichten enthalten, andererseits es aber auch möglich ist, auf diese gestützt, mit einiger Sicherheit weitere Schlüsse zu ziehen.

Bereits den 14. März 1836 hatte Lenau seiner Freundin Emilie Reinbeck berichtet: „Ich habe zwei größere epische Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten“. Bis zum Herbste müssen sie fertig sein, wenn meine Gesundheit ausreicht.“ Ferner schrieb sein Schwager Schurz am 27. März 1836: „Er liest jetzt Ulrich Hutten und Hieronymus Huß; vielleicht, dass einst epische Gebilde daraus entwachsen.“ Anastasius Grün berichtet hiezu, stoffliche und künstlerische Bedenken hätten es bewirkt, dass Lenau nach ernsten und umfassenden Studien über die größten Reformatoren der christlichen Ära sich für die Bearbeitung des Savonarola entschied, und Huss und Hutten, auf die er ja sein Augenmerk bereits gerichtet hatte, zurückstehen mussten. Aber gewiss förderte die erwähnte Beschäftigung auch die Entwicklung der Gedankenkreise, welche im Savonarola zum Ausdrucke gelangten, und die Studien über Huß kamen später den Žiška-Romanzen zustatten [1]). Man weiß auch, wie nach Lenaus Darstellung im Savonarola die Schriften des Prager Magisters für den Bildungsgang des jungen Savonarola und seines Freundes maßgebend sind. Vgl. „Die Novizen“. Dort heißt es von den Freunden Girolamo und Domenico:

> „Sie haben ernst und lang gesprochen
> Vom Prager Hieronymus;
> Wie eine Welt von Qual gebrochen
> Am unerschütterlichen Huß.
>
> Wie diese Freunde, Gotteshelden,
> Die Macht des Todes übermannt,
> Wie sie das Wort des Heils zu melden,
> So freudenvoll den Leib verbrannt. —“ usw.

Als die Dichtung eines poetischen Werkes, dessen Held Savonarola sein sollte, ernsthafter in Erwägung gezogen wurde, gab Lenau dennoch den Plan, die Lebensgeschichte der beiden Auf-

---

[1]) Lenau schreibt an Martensen in Kopenhagen den 24. April 1838, also mehr als ein halbes Jahr nach der Veröffentlichung des Savonarola: „Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntschaft mit diesem Stoffe fand ich, dass er für ein umfangreiches Gedicht nicht ausreicht. Hußens Charakter erschien mir aus dessen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centralisieren, und die Begebenheiten des Hussitenkrieges wegen des monotonen Schlachtengetöses reichen nicht aus. Ich glaube zwar den speculativen Schlüssel des Hussitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organisierendes Princip für ein kleines episches Gedicht gelten möchte.“ Dieser Plan wurde von Lenau auch thatsächlich festgehalten und führte zu der Abfassung des Romanzencyklus „Žiška“.

klärer Huß und Hutten dichterisch zu behandeln, nicht auf; vielmehr trat die Gestalt Savonarolas zunächst nur mit in den Kreis, denn unter dem 29. April 1836 lesen wir in einem Briefe des Dichters an Emilie: „Zu lesen hab' ich auch einen Wust historischer Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetische Aufgabe ist eine große epische Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten". Ich mache den Anfang mit dem zweiten." Seinem Freunde Martensen schreibt Lenau den 14. Juni nach Paris: „Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen sind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten, dass er mir nirgend verfliegt, so hoffe ich damit eine Arbeit zustande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwert sein dürfte. Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martensen approbieren?" Jener setzt freilich einen religiös organisierten Geruch voraus, und der Leser wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht schwächen. Lorenzo von Medici hatte gar keinen Geruch — ein für mich sehr brauchbarer Zug — und doch blühten Rosen in seinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt und Savonarola ihn von seinen Sünden absolvieren soll, hält ihm dieser eine Rose und das Evangelium vors Gesicht und spricht: „Wie der Duft dieser Blume ungespürt in Deiner Brust ein- und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Blätter".

Lorenzos Apologet, der armselige Roscoe[1]), hat mir mit seiner

---

[1]) Roscoe's »Life of Lorenzo de Medici« (London 1797) ist die einzige Quelle, welche Lenau unter den von ihm benützten namentlich anführt. Sonst gebrauchte er noch folgende: Vor allem die Predigten Savonarolas, wogegen er dessen »Erweckliche Schriften« wohl kaum benützte, da sie in einer Übersetzung von Rapp erst 1839 in Stuttgart erschienen. Ferner las er die Darstellung von Savonarolas Wirken in Jacopo Nardis Storie della città di Fiorenza, auf welche er durch Rankes Lob aufmerksam gemacht worden war. Dieser hatte nämlich in den »Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514« Savonarolas Leben behandelt. Von biographischen Werken benützte Lenau am meisten A. G. Rudelbach »Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt. Hamburg 1835«. Dieses Werk war also gerade rechtzeitig erschienen, um Lenau bei seiner Arbeit zu unterstützen. Noch während er dichtete, trat ein neues Buch, welches sich mit seinem Helden beschäftigte, in seinen Gesichtskreis: Fr. Karl Meier, »Girolamo Savonarola, aus großentheils handschriftlichen Quellen, Berlin 1836«. Außerdem ist zu erwähnen, dass Roscoes Werk von Kurt Sprengel ins Deutsche übersetzt worden war. Diese 1817 in Wien erschienene Übertragung ist Lenau wahrscheinlich gleichfalls bekannt gewesen oder war vielleicht sogar die Quelle, aus welcher er zunächst schöpfte. Übrigens wäre eine genauere Untersuchung des Verhältnisses, in welchem sich Lenaus Gedicht in seinen einzelnen Theilen zu den genannten Quellen befindet, von nicht geringem Interesse. Eine Zusammenstellung dieser mir schon früher größtentheils bekannten Vorlagen Lenaus gibt Max Koch in seiner Einleitung zum Savonarola (Lenaus Werke II., 210 f.); a. a. O. macht derselbe auch auf A. v. Reumonts Schrift »Lorenzo de Medici il Magnifico« (Leipzig 1874) aufmerksam, welche die widersprechenden Nachrichten über Savonarolas Verhalten an Lorenzos Sterbebette erörtert.

Notiz von der Geruchlosigkeit seines Helden einen guten Dienst gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedichte. Eine Schwierigkeit eigener Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der evangelischen und das der römischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen und dabei überall poetisch zu bleiben. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfnisse einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muss sich darüber aussprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ader gestoßen und weiß noch nicht, wo ich den epischen Ausfluss schaffen werde.“

Im Laufe der Arbeit überwand der Dichter, vielfach durch Martensens Rathschläge in seinem Briefe vom 24. Juli 1836 beeinflusst[1]), seine Bedenken gegen die Einführung des predigenden Helden, und indem er Savonarolas und Marianos Predigten einander gegenüberstellte, wusste er die „dramatische Ader“ seines Stoffes für sein episches Gebilde fruchtbar zu machen.

Lenau nahm es mit seiner Arbeit sehr ernst und widmete ihr viele Zeit und eingehende Studien. Wir wissen aus der Lebensbeschreibung seines Schwagers, dass er im Frühling und Sommer des Jahres 1836, mit literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt, in Wien weilte. Freilich ist dies nicht der einzige Grund gewesen, der ihn damals an die österreichische Hauptstadt fesselte, zumal bekannt ist, dass im Sommer dieses Jahres in Wien die Cholera bedenklich hauste. Es war aber noch etwas anderes, als die Beschäftigung mit seinem Gedichte, der er ja auch an einem anderen Orte hätte obliegen können, was ihn festhielt, und zwar die neuerwachte Neigung zu Sophie von Löwenthal, welche die Sommermonate im Hause ihres Vaters in Penzing bei Wien zubrachte. Erst seit dem Frühjahre 1836 hatte das Verhältnis zu dieser Frau einen leidenschaftlichen Charakter angenommen, denn die Tagebuchblätter, welche sich darauf beziehen, weisen als erste sichere Datierung den April des Jahres 1836 auf. Obschon also der Aufenthalt in Wien weniger eine Folge der literarischen Arbeiten war, wie Schurz angibt, so kam er ihren Fortschritten immerhin zugute, zumal die Anwesenheit „seiner Muse“, wie er Sophie nannte, ihn anspornte. Über den erfreulichen Fortschritt der Arbeit wissen wir aus dem früher erwähnten Briefe Lenaus an Martensen, dass gegen Ende Juni bereits sechs Romanzen des neuen Werkes gedichtet waren.

Durch die nachfolgenden Untersuchungen soll aber dargethan werden, dass diese nicht den Anfang der jetzigen Dichtung bilden. Hierauf brachte mich eine zufällige Entdeckung, welche die erste Anregung zu dem vorliegenden Aufsatze geboten hat.

---

[1]) Vgl. S. 704, Martensens wichtiges Antwortschreiben.

Im Fremdenbuche des Thalhofes in Reichenau an der Südbahn finden sich nämlich folgende Zeilen:

Nembsch-Lenau
30. Juli 1836
während eines Gewitterregens

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch.

Lenau.

Bekanntlich stehen diese Verse auch als vierte Strophe im ersten Stücke des Savonarola. In die zweite „Lyrische Nachlese" der Cotta'schen Ausgabe vom Jahre 1880 wurden obige Zeilen mit der Überschrift „Während eines Gewitterregens" und dem Beisatze „Ins Fremdenbuch des Gasthauses Waßnix (recte Waissnix!) bei Reichenau Juli 1836" aufgenommen. Wie man weiß [1]), erschienen in der „Lyrischen Nachlese" des Jahres 1851 auch die ersten sechs Strophen der fünften Romanze als selbständiges Gedicht mit der Überschrift „Freundschaft" (Wien, 24. März 1837).

Die erwähnte Eintragung ins Reichenauer Fremdenbuch ist darum bedeutungsvoll, weil die mitgetheilte Strophe des Savonarola dem ersten Stücke der Dichtung angehört und infolge der bestimmten Datierung ein wichtiges Document für die Darstellung der Entstehungsgeschichte abgibt. Doch ist es nöthig, über die Datierung selbst und den Ausflug nach Reichenau einiges zu berichten. Schurz theilt in „Lenaus Leben" (I. 333) mit, dass sein Schwager in der Zeit vom 23.—28. Juli einen Ausflug in die Alpen unternommen habe. Mit dieser Mittheilung stimmte das Datum 30. Juli nicht vollkommen überein. Der Ausflug wurde also auf einen etwas längeren Zeitraum ausgedehnt. Aber auch die Lenau'sche Datierung 30. Juli kann nicht ganz genau sein, weil seine Eintragung zwischen einem Citate aus Schillers Spaziergang (Zeile 1 bis 8), unterzeichnet mit „Brandstätter Gustav", datiert vom 31. Juli, und einigen mit 3. August gezeichneten Zeilen steht. Es ist somit wahrscheinlich, dass Lenau die Verse zwischen dem 31. Juli und 3. August eingetragen hat, also wohl am 31. Juli selbst und sich nur im Tagesdatum verschrieb. Aus dem Auszuge des alten Fremdenbuches im Thalhof „Das alte Fremdenbuch des Thalhofes in Reichenau vom Thalhofsepp (Baron Härdtl). Als Manuscript gedruckt" (Wien, Gerold 1881), welches mich zuerst auf die Spur brachte, war nichts mit Bestimmtheit zu entnehmen, weil die incorrecte Schreibung des Namens „Nimbsch" Verdacht erregte. Die Vergleichung des Fremdenbuches ergab aber die Echtheit der Schriftzüge. Der Name „Niembsch" war einfach schlecht abgedruckt, ebenso das Datum a. a. O. irrig mit dem 30. Juni angegeben.

---

[1]) Vgl. oben S. 578.

Es steht zunächst also fest, dass Lenau einige Tage länger im Gebirge verweilte, als dies Schurz annimmt. Ich hatte bereits in den Vorarbeiten zu diesem Aufsatze aus dem Aufenthalte in Reichenau für die Abfassungsgeschichte und einzelne Motive des Savonarola einige Schlüsse gezogen, welche sich durch den günstigen Umstand, dass Lenaus Briefe an Sophie von Löwenthal in jüngster Zeit veröffentlicht wurden, bestätigt haben; doch sah ich mich durch den Umstand, dass mir unmittelbar vor der Drucklegung meines Aufsatzes der Einblick in die genannten Briefe eröffnet wurde, veranlasst, eine theilweise Ergänzung dieses Abschnittes meiner Arbeit vorzunehmen. Aus Lenaus Mittheilungen an Sophie geht jetzt hervor, dass er sich auf drei Wochen in die Einsamkeit des Gebirges zurückziehen wollte, um an seinem Savonarola ungestört zu arbeiten. Es ist uns ferner aus anderen brieflichen Mittheilungen und besonders aus dem Schreiben an Martensen vom 14. Juni bekannt, dass vom Savonarola vor der Gebirgsreise manches ausgearbeitet war. Die vier Zeilen aus der ersten Romanze, welche sich im Reichenauer Fremdenbuche finden, führen aber darauf, dass Lenau, obgleich bereits in Wien einige Romanzen abgefasst waren, den Anfang der jetzigen Dichtung während des Reichenauer Aufenthaltes concipierte, und sein Vorsatz, sich in der Einsamkeit der Natur dichterisch zu sammeln, von bestem Erfolge begleitet war. Lenau kam Samstag den 23. Juli 1836 abends in Reichenau an. Er schreibt gleich nach seiner Ankunft an Sophie: „Soeben bin ich im Wirtshaus Wasnixens angekommen. Mein Kopf ist vom Fahren etwas eingenommen, und mein Herz von Sehnsucht nach Dir ..... Nach dem Essen gieng ich ins Gärtchen am Gasthaus und hatte da einige Gedanken der Erheiterung ...... Es ist sieben Uhr und schon dunkel in dieser Bergstube. Ich werde hier lange Nächte haben.“ Am folgenden Tage schreibt Lenau in den Nachmittagsstunden: „Mein Savonarola wird unter tausend Schmerzen entstanden sein; wenn er je fertig wird.“ Am 24. Juli abends theilt der Dichter mit: „Ich habe einige Strophen geschrieben und einen Spaziergang gemacht.“ Es folgt hierauf eine Schilderung des Spazierganges. Vgl. S. 699 die Anmerkung. Am 25. Juli abends schreibt der Dichter: „Ich habe heute viel gearbeitet, aus mir heraus und in mich hinein.“ Die weiteren Aufzeichnungen dieses Tages berichten, dass in der gänzlichen Einsamkeit ihm nur die Geliebte abgehe. Nur sie sei ihm unersetzlich durch die schöne Natur, durch den Verkehr mit großen Geistern wie Platon, den er offenbar für seine Dichtung fleißig studierte, ja selbst durch die beglücktesten Stunden seines Kunstlebens. „Die Liebe“, schreibt er, „hat die Welt erschaffen, und nur durch Liebe lernen wir sie begreifen. Meine Schuld an Dich ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt.“ Die letzten Worte spielen offenbar auf die religiöse Stimmung an, in welcher sich der Dichter seit einiger Zeit, besonders durch den Einfluss der Ge-

liebten befand. Diese gab aber auch den Grundton für sein Gedicht ab. Am 26. Juli erklärt Lenau, er würde „zwischen diesen Felsen“ gern sein Leben beschließen, wenn Sophie bei ihm wäre. Er entwirft dann die Schilderung einer kleinen ländlichen Scene, wie ein Bursch des Gehöftes, wo er wohnte, auf der Zither spielte. Der Schluss dieser Aufzeichnung lautet: „Schlechtes Wetter hab' ich. Wind, Regen, Kälte, selten eine gute Stunde. Das Arbeiten geht gut.“

Die Aufzeichnungen vom 27. Juli gewähren einen besonders wichtigen Einblick in Lenaus dichterische Thätigkeit während des Reichenauer Aufenthaltes:

„Ja, liebe Sophie, mit den Arbeiten ginge es hier freilich, aber es ist mir doch jeder Tag aus dem Leben gestohlen, den ich ohne Dich verlebe, und so schön hat noch kein Sterblicher Verse gemacht, dass sie einen Blick von Dir ersetzen könnten. Ich will nur sehen, ob Du nicht, wenn wir wieder beisammen sind, über meine Gebirgsverse sagen wirst: „Das ist alles nur Zufluchtspoesie, so in der Not gemacht, weil ich Dir fehlte“. Ich mache jetzt fort aus Vorsatz. Ich habe mir fest vorgenommen, in den Wochen meines Exils ein gewisses Stück wegzufertigen, und jetzt treib' ich's Rösslein fort durch dück und dünn. Vielleicht kriegen die Rezensenten hellere Augen, wenn ihnen mein Rösslein etwas Kot hineinspritzt. Man kann nicht wissen, wovon so ein Rezensent gescheit wird. Ich habe mein Fenster offen und belausche beim Schreiben den Ochsenknecht, der allerliebst auf der Maultrommel spielt. Maultrommel und Aeolsharfe haben doch den zartesten, verschwebendsten, geisterartigsten Ton.“

Am folgenden Tage schrieb Lenau:

„Ich werde es hier nicht mehr lange aushalten. Ist auch die Gegend herrlich und mein Aufenthalt so ungestört und poetisch, wie ich ihn nur wünschen kann: wenn die Abendstunde kommt, dann genügt mir nichts mehr, und ich möchte nur bei Dir sein. Wenn ich hier in der schönen Gebirgsgegend wandle, und mich in ihren Anblick verliere, so fällst Du mir plötzlich ein und wie schön es wäre, hier mit Dir zu sein, da überfällt mich eine Wehmut und umso schmerzlicher, je schöner die Gegend ist und das Leben, welches wir hier leben könnten. Überhaupt habe ich seit dieser Trennung eine wehmütige Empfindung, wenn ich Deiner gedenke, wie früher nie.“

Wer erinnert sich bei diesen Klagen des in der herrlichen Alpengegend einsam herumwandelnden Dichters, dem das Bild der Geliebten vor Augen schwebt, nicht an Helena, die Wald und Feld unstät durchirrt, um den geliebten Sohn Girolamo zu suchen. Der Aufenthalt im Gebirge bewirkte, dass ein romantisches Naturgefühl in den ersten Theil der Dichtung kam, welches zu der Schilderung von Natur- und ländlichen Scenen führte, was weiter unten noch im einzelnen ausgeführt werden soll.

Wie lange Lenau im Gebirge blieb, lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls länger, als Schurz mittheilt. Jedoch die drei Wochen, welche er sich, von Sophie getrennt, der Arbeit widmen wollte, hielt er jedenfalls in der Gebirgseinsamkeit nicht ganz aus. Mit dem zuletzt mitgetheilten Schriftstücke brechen die Reichenauer Aufzeichnungen ab, und das nächste schriftliche Zeugnis, welches uns erhalten blieb, ist aus Wien und zwar vom 10. August datiert. Wir erfahren daraus, dass Lenau bereits einen oder mehrere Tage in Wien weilen musste und dass Sophie leidend war. Vielleicht hatte den Dichter eine Nachricht von der Krankheit der Geliebten zu einem plötzlichen Aufbruche von Reichenau vermocht, nachdem er dort nicht viel länger als 14 Tage geweilt hatte.

Diese Tage der Zurückgezogenheit kamen dem Fortschritte der Arbeit gewiss zugute. Der in den Zeilen des Fremdenbuches geschilderte Gewitterregen in der dichtbewaldeten Thalschlucht gab übrigens das Motiv für die Situation am Anfange der Dichtung. Savonarola kehrt nämlich inmitten einer entsetzlichen Gewitternacht, zum Schrecken seiner bestürzten Mutter in die elterliche Hütte nicht zurück; während des fürchterlichen Naturschauspieles bleibt er in der Waldeinsamkeit, seinem Lieblingsaufenthalte (Str. 10). Erst als der Morgen anbricht, eilt die Mutter hinaus, um den Sohn zu suchen. Die Sonne ist aufgegangen,

». . . von allen Zweigen zittern
So süßer Duft und Morgensang.

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton,
Sie späht und ruft in alle Weiten
Umsonst nach dem verlornen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimsten Stämmen
Die sorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrsten sich der Strauch verschlingt.

Nicht schreckt sie nun der Räuberrotte
Weithin verrufner Hinterhalt,
Sie schreitet durch die dunkle Grotte
Durchforschend jeden Felsenspalt.«

Rastlos sucht sie bis zum Sonnenuntergange, aber sie findet keine Spur des Sohnes, obwohl sie den theuren Namen in die Wildnis dunkler Wälder und ins offne Feld hinausruft. Ermattet kehrt sie heim, da erhält sie von dem Gatten den Brief[1]), in welchem der Sohn seinen Entschluss, ein Kloster aufzusuchen, anzeigt. In der letzten Nacht kniete er „vom wilden Donnerflug umbraust" im Haine, und

»Gebadet im Gewitterscheine
Betete er und frug und frug:

---

[1]) Savonarola gab in einem Briefe vom 25. April 1475 seinem Vater die Gründe an, welche ihn zum Eintritt in das Kloster veranlassten.

O Gott, soll ich der Welt entweichen,
Und dem, was lieb mir in der Welt,
So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Dass Du zum Streiter mich bestellt!«

Und wie Schillers Jungfrau von Orleans, die sich von ihrer Heimat losreißen soll, um als „Streiterin Gottes“ auszuziehen, das vom Himmel verheißene Zeichen erhält, so auch Savonarola.[1])

»Da schlug der Blitz den Baum in Splitter,
Dran ich gelehnt, ich blieb gesund!
Mich schlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig steht der ernste Bund.«

Zwei Naturscenen sind in den Romanzen 1—3 ausgemalt, die Gewitternacht im Walde und der Morgen nach dem Gewitter. Es liegt somit sehr nahe, dass diese anschaulichen Schilderungen sich auf dasselbe Gewitter beziehen, während welches die am Anfange erwähnten Zeilen in das Fremdenbuch des Thalhofes eingetragen wurden, und die weitere Annahme, dass die ersten drei Romanzen während dieses Gebirgsausfluges gedichtet wurden und somit für die Scenerie eine bestimmte Landschaft vorschwebte, erhält noch dadurch eine Bestätigung, dass die dunkle Grotte, deren Felsspalten die bekümmerte Mutter ängstlich durchforscht, auf die vom Thalhofe etwa 40 Minuten entfernte Kammerwandgrotte bezogen werden kann, zu welcher man vom Thalhofe durch die sogenannte Enge (zwischen dem Feuchter und dem Saurüssel, Vorbergen des Schneeberges), durch dichte, schattige Wälder, den linksgelegenen Saurüssel hinaufsteigend, gelangt. Aus dieser den Touristen seit den Achtzigerjahren durch einen bequemen Weg sehr bekannten Grotte fließt ein Bächlein bis zum Thalhof hinab, wo das Wasser aufgefangen wird, um den Thalhof, dem ein eigener Brunnen mangelt, mit Wasser zu versehen. Den Spuren dieses vom Gewitterregen angeschwollenen Bächleins, das in der Dichtung leicht ein Strom genannt werden mochte, folgend, mag der Dichter die schaurige Grotte, den „verrufenen Hinterhalt der Räuberrotte“, wie sie im Gedichte heißt, kennen gelernt und betreten haben.[2])

Dem für unsere Dichtung so fruchtbaren Aufenthalte im Reichenauer Thale oder der unmittelbar darauffolgenden Zeit[3]) ge-

---

[1]) Vgl. im Prolog zu Schillers »Jungfrau von Orleans«:
»Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen;
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm!«

[2]) Vgl. Lenau an Sophie den 24. Juli (1836), abends: »Ich habe einige Strophen geschrieben und einen Spaziergang gemacht. Dicht hinter dem Wirtshaus erhebt sich in einem schönen und sehr ernsten Felsenkessel der Steig nach dem Schneeberg. Im Thal sind freundliche Baumgruppen, die den Blick von den düsteren Klippen versöhnend herunterlocken. Große Stille ist in diesem Thale, da ist manche heimliche Stelle, wo ich Dich gern hinführte, auch manche Bank im Walde, wo wir sitzen könnten und selig plaudern.«

[3]) Wahrscheinlich fällt aber die Ausarbeitung der Gedichte noch in die Reichenauer Zeit, in welcher der Dichter nach seinen wiederholten Bemerkungen sehr fleißig war und die Arbeit gut von statten gieng.

hört aber auch die sechste Romanze, „Die Wanderer“, wenigstens ihrer jetzigen Gestalt nach, an.

In diesem Theile der Dichtung wird erzählt, Girolamo habe die Priesterweihe empfangen und sinne nun ohne Unterlass darauf, die Kirche von ihrem ungeheuren Falle zu erheben. Er wird ein Gegner des Papstes, und

> »eifrig geweiht dem Pred'gerorden,
> Vergieng ihm seines Lebens Lenz.«

Bereits waltet er in seinem Kloster als Prior, und sein Jugendfreund Domenico harrt auf der rauhen Bahn des verwegenen Streites als treuer Schildknappe aus. Bis hieher (Strophe 1—6) mag das Gedicht möglicherweise jener Epoche angehören, in welcher die sechs Romanzen gedichtet wurden, über deren Vollendung Lenau in dem Schreiben an Martensen vom 14. Juni Bericht erstattet. Nun folgt aber eine Schilderung, welche auf Lenaus Aufenthalt im Gebirge hinweist. Es heißt Strophe 7 ff.:

> »Die Sonne im Gebirge sinket,
> Des Himmels letzter Purpurstrahl
> Das Erdendunkel flüchtig schminket,
> Und Nebel schleichen durch das Thal.
>
> Die Winternacht mit kalten Schauern
> Und Regen kommt, kein Sternlein scheint;
> Doch haben Jäger, Werkner, Bauern
> Zum Wanderzuge sich vereint.
>
> Von allen Bergen in der Runde
> Erscholl beim Sonnenuntergang,
> Als Gruß und Ruf der Wanderstunde
> Ein freudenheller Chorgesang.
>
> Nach Tagesmüh'n die Glieder dehnen
> Will sonst der müde Erdengast;
> Was treibt die Wandrer für ein Sehnen,
> So spät mit schlummerloser Hast?
>
> Sie eilen fort, sie ruhen nimmer,
> Die ganze Nacht durch Stein und Moor;
> Es gilt beim ersten Morgenschimmer
> Zu harren an des Domes Thor.«

Lenaus Gewährsmann Rudelbach deutet zwar die geschilderte Situation im allgemeinen an, doch die Ausführung ist Eigenthum des Dichters und lässt zweifellos den Zusammenhang mit dessen Alpenwanderungen erkennen. Lenau, welcher die österreichischen und steirischen Gebirge so oft besucht hatte, wusste ja ganz genau, unter welchen Beschwerden und Mühseligkeiten die Bewohner entfernter Gebirgsdörfer oder einsamer Gehöfte ihre Kirchgänge machen müssen. Große Entfernungen, Regen, Schnee, Kälte, durchweichter Boden und Dunkelheit hemmen den Weg, werden aber von den frommen Kirchgängern gern und willig überwunden. Während seines Aufenthaltes in Reichenau konnte Lenau derartige Scenen wieder beobachten. Am Sonntag, den 31. Juli 1836, gieng nämlich ein heftiges Gewitter nieder, während dessen er die erwähnten

Verse, die darauf Bezug haben, in das Fremdenbuch eintrug. So ein heftiger Gewitterregen, wie ihn damals der Dichter im Gebirge erlebte, durchweicht rasch alle Wege und verwandelt sie in „Moore" (vgl. Str. 11). Da hatten also die Bauern, welche schon frühzeitig aufstehen mussten, um von den Sennerhütten ihrer Berge oder von den benachbarten Dörfern in die Kirchen nach Payerbach oder Reichenau[1]) zu wandern, in der Finsternis und dem Regen bei ihren Wanderungen, die einmal über Steingerölle, dann durch sumpfige Wege gehen, obgleich es in der guten Jahreszeit war, viel Ungemach auszustehen. Noch heutzutage gibt es daher für die Bauern, welche hinten am Payerbachgraben wohnen, über den Berg, der diesen vom Reichenauer Thalkessel trennt, Fußsteige, die sie einem alten Rechtsbrauche gemäß als kürzere Kirchwege benützen dürfen, während dieselben den Fremden, welche die Gegend besuchen, verboten sind. Auf Lenau, welcher in dieser Epoche seines Lebens von einer tiefreligiösen Empfindung beseelt war, musste der Anblick der frommen Waller, die alle Mühseligkeiten gering achten, um ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen, einen tiefen Eindruck machen. Er hielt ihn in seinem Gedichte fest, steigerte ihn dadurch, dass er den Kirchgang in die kalte Weihnachtszeit verlegte, und fand dabei eine günstige Veranlassung, die Beliebtheit Girolamos bei dem Volke und die mächtige Wirkung, welche seine Predigten auf die Menge hervorbrachten, klar vor Augen zu führen. Es knüpft sich nämlich an die Schilderung des beschwerlichen Kirchganges eine Betrachtung über den Einfluss, welchen die Worte Savonarolas auf die Bewohner Toscanas übten. Der Dichter erwähnt gegen Schluss der Romanze der Hungersnoth, welche der Pest in Florenz vorangieng. Die Wanderer kommen ermattet, „denn lang aß mancher keinen Bissen Brot", in die Stadt und werden von den Bürgern „in trauter Liebe" beherbergt.

»Sind auch die Ähren nicht gerathen
Am Feld, vom Schauer heimgesucht;
So bleiben doch die Herzenssaaten
Girolamos nicht ohne Frucht.«

Auch die letzten Theile unseres Gedichtes könnten bereits der vorangegangenen Wiener Zeit angehören, und es sind somit über die Entstehung der sechsten Romanze die folgenden zwei Ansichten möglich. Das Gedicht ist entweder vor dem Ausfluge abgefasst und während desselben umgearbeitet worden, wobei insbesondere eine Reihe von Strophen hinzukam, welche der sechsten folgen, die übrigens sogar am Ende mit zwei Gedankenstrichen versehen ist, um anzudeuten, dass nun eine neue Schilderung beginnt. Dies ist die eine Möglichkeit, oder die Romanze gehört nicht

---

[1]) Damals war die heutige Reichenauer Kirche noch nicht erbaut, sondern eine zum alten Schlosse gehörige Kapelle wurde von den Kirchgängern besucht.

jenem Bestande an, der in dem Briefe an Martensen erwähnt wird, und wurde überhaupt erst in Reichenau gedichtet. — Hier muss überhaupt eine Bemerkung, wie Lenau seine größeren Werke verfasste, eingefügt werden. Er arbeitete bekanntlich am „Faust“ sprungweise und stellte schließlich die zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen gedichteten Stücke in einem Zeitpunkte zusammen, in welchem seine Weltanschauung nicht mehr ganz derjenigen entsprach, in welcher er den größten Theil seiner Dichtung verfasst hatte. Sprungweise arbeitete er aber auch am Savonarola. Es fehlen dafür die Anhaltspunkte, ob die sechs Romanzen, welche er zuerst niederschrieb, dazu bestimmt waren, den Anfang des Gedichtes zu bilden, oder ob er gerade jene Scenen ausführte, welche ihn fesselten, ohne sich vorläufig darum zu kümmern, welche Stellung sie künftighin in dem Ganzen einzunehmen hatten. Aber gewiss ist eines: wenn Lenau auch die sechs gegen Martensen erwähnten Romanzen, welche er zuerst dichtete, ursprünglich für den Anfang seines Werkes bestimmt hatte, so sah er sich späterhin doch veranlasst, sie anderweitig einzurücken; denn die ersten drei Romanzen verfasste er einige Zeit, nachdem er an Martensen geschrieben hatte, unter den Eindrücken seines Aufenthaltes im Hochgebirge, und von der sechsten Romanze ist es zweifelhaft, ob sie im Juni 1836 bereits vorhanden war, wogegen es feststeht, dass sie während des Aufenthaltes im Gebirge mindestens einer starken Umarbeitung unterzogen wurde.

Endlich kann auch die fünfte Romanze „Die Novizen“ erst später verfasst sein. Weisen auch die Beziehungen auf Huss und Hutten darauf hin, dass Ideen dieses Stückes mit den Planen der epischen Trilogie zusammenhangen, so ist doch der Eingang des Gedichtes, wie urkundlich feststeht, am 24. März 1837 entstanden. Diese an Martensen gerichteten sechs Strophen, welche den Anfang der Romanze bilden, können einem etwa vorhandenen Gedichte nicht so ohneweiters vorangestellt worden sein, es treten auch im folgenden, wie insbesondere im Schluss Beziehungen zu ihnen auf, welche wieder zu der Annahme nöthigen, dass eine etwa bereits vorhandene Romanze stark umgearbeitet wurde, wenn nicht überhaupt die ganze erst im Jahre 1837 entstanden ist. Die ersten sechs Strophen der Romanze, welche als selbständiges, an Martensen gerichtetes Gedicht den Titel „Freundschaft“ führen, bezeugen durch den Umstand, dass sie in den „Savonarola“ aufgenommen wurden, die Absicht des Dichters, seinem Berather und Freunde Martensen auch in jener Dichtung, zu welcher er so viel beigetragen hatte, ein Denkmal zu stiften. Lenau schildert nämlich den eigenen Freundschaftsbund mit ihm idealisiert in dem Verhältnis zwischen Girolamo und Domenico. Die treue Anhänglichkeit und der unerschütterliche Muth, mit welchem Domenico bei Savonarola, mit dem er als Novize Freundschaft geschlossen hat, bis zum letzten Athemzuge aushält, durchzieht als ein Nebenmotiv die ganze Dichtung.

Der Gedanke, die Gestalt Domenicos mehr herauszuarbeiten, mag dem Dichter wohl erst im März 1837, einer Zeit, wo er von Martensen bereits eine Reihe von Monaten getrennt war, in den Sinn gekommen sein. All die kleinen Züge, welche auf Domenico Beziehung haben, wurden also wahrscheinlich damals in schon vorhandene Gedichte eingefügt oder in neu entstandenen betont.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so ergibt sich, dass von den ersten sechs Romanzen des Savonarola die erste, zweite und dritte während des Aufenthaltes in Reichenau gedichtet sind und auch die sechste gleichfalls in diese Zeit fällt oder doch während derselben einer Umarbeitung unterzogen wurde, die fünfte dagegen vermuthlich erst 1837 entstand oder damals nach einem älteren Stück umgeformt wurde. Es ist also, um die Betrachtung über die ersten sechs Romanzen abzuschließen, nur noch nothwendig, einiges über das vierte Stück der Dichtung zu sagen. Dieses heißt „Der Eintritt ins Kloster". Es mag zu den ältesten Bestandtheilen des Savonarola, also in die Gruppe der gegen Martensen im Juni 1836 erwähnten Romanzen gehören; wenigstens ist kein Grund vorhanden, es einer späteren Zeit zuzuweisen. Der alte Prior, welchem Savonarola seinen Wunsch eröffnet, im Kloster aufgenommen zu werden, dieser „weise Alte", welcher die Blumen so liebt und aus ihren Blütenkelchen allerlei sinnige Geheimnisse der Natur enträthselt und sich inmitten seiner unschuldigen Pflegebefohlenen so wohl befindet, hat wohl auf den alten Hartmann, den greisen Vater seiner mütterlichen Freundin Emilie Reinbeck, eine nicht wegzuleugnende Beziehung. Die liebevolle Erwähnung der Blumen ist aber gleichzeitig auch eine Huldigung für Sophie, die schon in ihren Mädchenjahren eine Freundin der Blumen und der Pflanzenkunde war und mit Vorliebe Blumen nach der Natur malte, worauf sich bekanntlich das Gedicht „Die Blumenmalerin" (Werke, I, 232) bezieht.

Wieder mit Gewissheit lässt sich die Abfassungszeit der zehnten Romanze „Der Tod Lorenzos des Erlauchten" feststellen. Sie wird in dem Briefe an Martensen bereits erwähnt und war also am 14. Juni 1836 entweder schon vollendet oder mindestens der Vollendung nahe. Um die Zeit, als die Romanze vom Tode Lorenzos des Erlauchten verfasst wurde, waren jedoch die ihr unmittelbar vorangehenden drei Stücke noch nicht gedichtet oder doch nicht in der Form ausgeführt, in welcher sie jetzt vorliegen, denn aus dem Briefe an Martensen geht hervor, Lenau habe sich damals noch gescheut, die beiden Gegner predigend in seine epische Dichtung einzuführen, weil er sich nicht zutraute, hiefür eine passende Form zu finden. Es müssen also die achte und neunte Romanze noch gar nicht gedichtet gewesen sein, oder sie wurden später so erheblich umgearbeitet, dass sie für völlig neue Gedichte gelten können. Letzteres ist aber darum unwahrscheinlich, weil die Betrachtung der gegenwärtig vorliegenden Romanzen ergibt, dass

nach Ausschluss der Predigten für die epische Handlung so gut wie nichts übrig bleibt. Von der siebenten Romanze, „Weihnacht“, könnten zur Zeit, als der genannte Brief geschrieben wurde, nur einige Strophen des ersten Theiles verfasst gewesen sein, wenn überhaupt von diesem Stücke schon etwas vorhanden war; denn der zweite und längere Theil ist die „Weihnachtspredigt“, welche aus den früher erörterten Gründen gleichfalls kaum so früh entstanden sein dürfte. Die letzten Strophen des ersten Theiles leiten außerdem die Weihnachtspredigt ein, sind also mit ihr zugleich gedichtet. Überdies steht der Anfang dieses Stückes in einem so innigen Zusammenhange mit dem Schlusse der Romanze „Die Wanderer“, welche in die Reichenauer Zeit gehört, dass nicht einmal anzunehmen ist, es wären die Strophen, welche der Weihnachtspredigt vorausgehen, vor dem Ausfluge in das Semmeringgebiet gedichtet. Somit gehören die Romanzen 7—9 nicht in die Zeit vor dem Reichenauer Aufenthalte, aber auch nicht in diesen selbst, sondern in die unmittelbar darauffolgende Epoche. Denn der Hauptsache nach ist ihre Entstehung durch Martensens Antwortschreiben vom 24. Juli 1836 bedingt, welches Lenau dahin stimmte, die Gegner Girolamo und Mariano predigend einzuführen. Lenau dürfte nämlich Martensens Brief wahrscheinlich erst in Wien nach seiner Rückkunft von dem Ausfluge vorgefunden haben.

Über den Savonarola schrieb nämlich Freund Martensen[1]) an Lenau den 24. Juli 1836 von Paris aus: „Wie lieb ist mir nicht gewesen, wieder etwas von Ihrem geistigen Leben zu vernehmen! Dass Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgerückt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen; wie, wo, gegen wen soll Savonarola das dringende Bedürfnis einer Kirchenreformation aussprechen? Sie suchen hiefür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Ökonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in den Zusammenhang hineinpasst; aber es scheint mir doch, dass es hier eine Aushilfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarolas übereinstimmt und zu dem Geiste des Mittelalters passt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche usw. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart, so scheint mir dies nirgends besser an seiner Stelle zu sein, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste, und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarolas ist nicht, wie die germanische, eine abstract-

[1]) Antwort auf Lenaus Brief vom 14. Juni. S. oben S. 693.

ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, dass die Form weder dramatisch, noch lyrisch sein kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplierenden Subjectes, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muss, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificiert werden kann und muss, ist in der Apokalypse gegeben. Hierdurch scheint mir auch das gewonnen zu sein, dass das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Äther der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zustande kam, gar nicht in Savonarolas Seele sein konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnungen kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muss, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie gewonnen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeinde, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und Unschuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine, geistige Maria[1]) auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatze gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden meines Erachtens die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Äther, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu regeln.

Ich weiß nun nicht, mein werter Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Rosenduft der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. (In parenthesi bemerke

[1]) Savonarola, S. 109: „Die Sehnsucht, die so lange Tage
„Nach Gotte hier auf Erden gieng,
„Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
„Sie ward Maria — und empfieng. —“
(Weihnachtspredigt.)

ich, dass der Zug von Lorenzo von Medici köstlich ist und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muss.)". —

Wien. Dr. F. Prosch.

(Schluss folgt.)

Zur Erklärung einiger Liviusstellen.

IV 8, 5 f.

Et patres quamquam rem parvam, tamen, quo plures patricii magistratus in re publica essent, laeti accepere, id quod evenit, futurum, credo, etiam rati, ut mox opes eorum, qui praeessent, ipsi honori ius maiestatemque adicerent. et tribuni, id quod tunc erat, magis necessarium quam speciosi ministerii procurationem intuentes, ne in parvis quoque rebus incommode adversarentur, haud sane tetendere.

Es ist schon häufig über die Kritiker gespöttelt worden, die sich etwas darauf zugute thun, einen Punkt für ein Kolon gesetzt zu haben. Solchen Witzeleien zum Trotz wage ich es, einmal für einen Punkt ein Semikolon oder ein Komma vorzuschlagen. An obiger Stelle ist nämlich der Punkt nach adicerent durchaus falsch; denn die beiden Sätze mit et correspondieren unter sich, und coordinierte Sätze trennt man durch ein Komma oder, wenn sie größeren Umfang haben, durch ein Semikolon.[1]) Jener Punkt zerstört aber auch eine der kunstvollst gebauten Perioden unseres Schriftstellers. Zergliedern wir sie!

In jedem der beiden Abschnitte ist der Hauptsatz in drei Glieder zerschnitten, wenn wir das Participium und den Acc. c. inf. von lateinischer Auffassung aus als integrierende Theile des Satzes betrachten; der erste Abschnitt hat aber das Verbum finitum in der Mitte und das Participium am Ende, der zweite dieses in der Mitte und jenes am Schluss. Auch die Zwischensätze sind chiastisch gestellt: im ersten Theil steht zuerst ein Finalsatz, dann ein Relativsatz, im zweiten zuerst ein Relativsatz, dann ein Finalsatz. Um jedoch die Symmetrie nicht in Langeweile ausarten zu lassen, erhält das letzte Glied des ersten Abschnittes, von dem eingeschobenen credo abgesehen, noch einen Anhang durch den Consecutivsatz ut — adicerent, der wiederum einen Zwischensatz einschließt. Wir erhalten also folgendes Satzbild:

A (a Absichtss.) A [Verb. fin.] (a_1 Relativs.) A [Part.] a_2 (α) a_2
B (b Relativs.) B [Part.] (b_1 Absichtss.) B [Verb. fin.].

XXI 5, 12.

Itaque et ingenio feroces et multitudine freti et, *quod metu cessisse credebant hostem*, id morari victoriam rati, quod interesset amnis, clamore sublato ... in amnem ruunt.

---

[1]) Vgl. Engelmann, Deutsche Gramm. §. 170.

Durch et — et — et sind die Adjectiva und Participia *feroces, freti* und *rati* miteinander verbunden. Der eingeschobene Satz quod — credebant hostem erregt beim Lesen nur Verwirrung, indem man unwillkürlich an den häufigen Wechsel der Construction gerade bei Begründungen sich erinnert. Dadurch hat sich sogar Weißenborn täuschen lassen und verweist — wenigstens noch in der mir zur Verfügung stehenden vierten Auflage dieses Buches — auf I 4, 1 (soll heißen 2): seu ita rati seu, quia deus auctor ... erat.[1]) Ebenso zeigen die Übersetzungen von Gerlach und Heusinger-Güthling, dass sie von diesem Irrthum befangen sind.

Die Situation ist übrigens so klar, dass es ganz überflüssig erscheint, für die Meinung der Carpetaner, dass nur der Fluss ihnen den sofortigen Sieg wehre, einen Grund anzugeben. Sie können nach dem Vorhergehenden nur den Gedanken hegen, Hannibal habe aus Angst vor ihnen den Flussübergang bewerkstelligt. Ich halte daher den Zwischensatz für den müßigen Zusatz irgend eines Interpreten.

XXI 8, 4.

Oppidani ad omnia tuenda atque obeunda multifariam distineri *coepti sunt* non sufficiebant.

So die Handschriften. Die meisten Herausgeber streichen sunt; andere setzen darnach ein Komma. Die ersteren haben recht gesehen; aber für coepti muss es heißen: *coacti.* „Die Städter, gezwungen sich nach vielen Richtungen hin zu vertheilen, um überall zu schützen und nachzusehen, hatten (dazu) nicht Mannschaft genug."

XXI 31, 9.

Sedatis Hannibal certaminibus Allobrogum cum iam Alpes peteret, *non recta regione iter instituit, sed ad laevam* in Tricastinos flexit.

Nach der vorausgehenden Erzählung war das karthagische Heer bis zur Isère nordwärts marschiert, und Hannibal hatte die Thronstreitigkeiten der Allobrogerfürsten zu Gunsten des älteren Bruders geschlichtet. Dann soll er nach dem Wortlaut unseres Textes, um zu den Alpenpässen zu gelangen, eine L i n k s s c h w e n k u n g gemacht haben; l i n k s hatte er aber den Rhonestrom. Das haben auch sämmtliche Herausgeber erkannt und der Schwierigkeit auf alle mögliche Weise abzuhelfen gesucht.[2])

Weißenborn glaubte annehmen zu müssen, H. sei nicht ganz bis zur Isère vorgedrungen, sondern habe etwa bei Valence sich ostwärts gewendet; weil er jetzt der südwestwärts fließenden Isère zu marschiert sei, „also etwas links", so könne L. schon ad laevam sagen. Allein erstens sagt L. ausdrücklich §. 3: ad Insulam per-

---

[1]) Die übrigen Erklärer schweigen sich über die Stelle aus.

[2]) Von der wohlfeilen Änderung in »ad dextram« schweige ich absichtlich.

venit; dieser Landstrich beginnt aber doch erst jenseits der Isère, also muss H. diesen Fluss erreicht haben. Zweitens entfernt dieser sich nach der weiteren Erzählung von der Isère und zwar in der Richtung nach den Durancequellen. Endlich steht in unserem Text kein Sterbenswörtchen von einem vor diesem Zeitpunkt nach Osten eingeschlagenen Weg. Es ist also die Deutung Weißenborns, welcher im wesentlichen Tücking folgt, nicht annehmbar.

Wölfflin sucht der Stelle deshalb auf andere Weise beizukommen. Er meint nämlich, Liv. sei von §. 9—12 dem Bericht des Coelius gefolgt, welcher H. sofort, nachdem er die Rhone überschritten habe, in das Gebiet der Tricastiner habe einrücken lassen, weil Überläufer ihm gemeldet hätten, dass Scipio ihn bei Genua erwarte. „In diesem Zusammenhang bedeutete recta regione den Marsch längs dem Meere (nämlich Genua zu), ad laevam ein Ausweichen nach Norden, Ausdrücke, welche nach dem Vorhergehenden bei L. nicht mehr passen."

Man mag von der kritischen Einsicht des Livius noch so gering denken, so viel Verstand muss man ihm doch zutrauen, dass er da, wo er seinem bisherigen Gewährsmann nicht mehr folgte, die Überlegung walten ließ, ob das, was er jetzt vorbringen wollte, auch zum Vorausgehenden passe, dass er sich bewusst blieb, was rechts und links heißt, und dass ihm beim bloßen Überlesen des Capitels der Widerspruch hätte auffallen müssen. Wollte man aber davon absehen und eine geographische Nachlässigkeit in dem Verfahren des Schriftstellers finden wollen, so bliebe doch noch zu bedenken, dass er die Erzählung von dem Weitermarsch mit den Worten anhebt: „Sedatis *Allobrogum* certaminibus" cet. Im 26. Capitel aber hatte er (§. 6) erzählt, dass die *Volcae*[1]) den Übergang über die Rhone wehrten. Man müsste also wiederum annehmen, L. habe nur so ins Blaue hinein geschrieben ohne Rücksicht auf das schon Berichtete.

Endlich aber spricht noch Folgendes gegen Wölfflins Erklärung, der sich Luterbacher in der Perthes'schen Ausgabe anschließt (nur dass für Coelius „ein Geschichtschreiber" eingesetzt ist). Wenn H. sogleich nach dem Rhoneübergang sich den Alpenpässen zuwendete (cum iam Alpes peteret), welchen Sinn hätte es gehabt, zu den Tricastinern zu gehen, während doch nach Ausweis der Karten deren Gebiet von den Durancequellen so weit abliegt? Ein Zug nordostwärts zu den Vocontiern oder Caturigern wäre kürzer gewesen und hätte denselben Erfolg gehabt, nämlich den, dem bei Genua die Seealpenübergänge bewachenden Scipio auszuweichen.

Ein neues Licht über unsere Stelle verbreitete sich mir durch eine Entdeckung Elters. Dieser hat nämlich in seinen beiden

[1]) Dass dieser Volksstamm sonst nur auf der Westseite der Rhone genannt wird, thut hier nichts zur Sache; denn es handelt sich nur um die livianische Darstellung des Vorganges.

interessanten Bonner Universitätsprogrammen 1891: De forma urbis Romae deque orbis antiqui facie" den Beweis geführt, dass sowohl die Pläne der Stadt Rom als auch die römischen Landkarten von Süd nach Nord orientiert waren.[1]) Es war also das römische Kartenbild dem uns geläufigen gerade entgegengesetzt. Wie nun wir, anstatt die Himmelsrichtungen zu benennen, in der Umgangssprache häufig die Wörter oben, unten, rechts und links gebrauchen, so war das auch bei den Römern üblich, nur dass eben links = östlich usw. war.

Tragen wir diese Anschauungsweise auf die Worte des Livius über, so erhalten wir eine vollkommen genügende Erklärung. Bis §. 8 ist er dem Bericht des Polybius gefolgt, der Hannibal rhoneaufwärts ziehen lässt. Von da an setzt er sich aber im Anschluss an eine andere Quelle in ausgesprochenen Gegensatz zu dem Griechen und sagt, nachdem H. die Allobrogerwirren behoben habe, sei er nicht geradeaus, d. i. weiter nordwärts (*recta regione*) gezogen, sondern gen Osten (*ad laevam*) abgeschwenkt. Wem L. diese Notiz entnahm und ob er recht hat, ist für unsere Untersuchung gleichgiltig; genug, dass sie ein befriedigendes Ergebnis erzielt hat.

XXIII 11, 3.

Pythio Apollini re publica vestra bene gesta servataque *lucris meritis* donum mittitote deque praeda, manubiis spoliisque honorem habetote.

So die Handschriften. Dem Fehler in der Construction helfen die meisten Herausgeber (so auch Luchs in seiner krit. Ausgabe 1888) mit Weißenborn dadurch ab, dass sie *de* lucris m. lesen.[2]) Ich glaube, es ist vor donum das fast gleich aussehende Wort *dignum* ausgefallen, und lese: lucris meritis dignum donum mittitote. Die Allitteration mit d — d nimmt dann die mit m — m in die Mitte. Dazu vergleiche man XXI 43, 10: *d*ignam *m*ercedem e*m*eritis stipendiis *d*abit. Übrigens verlangt auch V 16, 11 der weissagende Gott: Bello perfecto donum *amplum* victor ad mea templa portato, nicht ein beliebiges Geschenk.

XXIV 20, 5.

Oppida vi capta Compulteria, Telesia, Compsa inde, Fagifulae et Orbitanium ex Lucanis, Blanda et Apulorum Aecae *oppugnatae*.

Zu *vi capere* kann *oppugnare* kaum einen Gegensatz bilden. Denn nicht dass die genannten Städte bloß berannt worden seien, will L. berichten; erzählt er doch im folgenden Paragraphen, wie viele Gefangene man dort gemacht habe. Sie sind also (wohl nach

[1]) Vgl. auch die Recension dieser Abhandlung von meinem Amtsgenossen Dr. Vogel in der „Wochenschr. f. class. Philol." 1891, Sp. 874 ff.

[2]) Egelhaafs Erklärung als Dat. comm. befriedigt nicht.

Capitulation) besetzt worden; das heißt lat. *occupatae,* was für opp. hier einzusetzen ist.

XXV 29, 7.

Diutius ille multo amicus fuit quam hic hostis, et illius benefacta etiam *re sensistis,* huius amentia ad perniciem tantum ipsius valuit.

Resensistis bietet P[1]. M. Müller schlägt dafür: recentia sensistis, Luchs: rebus adversis sensistis, oder: re vestra adflicta „vel simile aliquid" vor. Es bedarf aber der Text keiner so einschneidenden Veränderung; man lese: etiam *vos* sensistis. Der Redner will sagen, dass des Hieronymus Wahnwitz den Römern weiter keinen Schaden zugefügt[1]), sondern nur ihn selbst zugrunde gerichtet habe; dagegen seien die Verdienste des Hiero nicht bloß seinen eigenen Unterthanen, sondern auch den Römern zugute gekommen.

XXV 38, 7.

... suaque instituta sequi iubent et, ut imperiis vivorum nemo oboedientior me uno fuerit, ita post mortem suam, quod in quaque re facturos *illos* fuisse maxime censeam, id optimum ducere.

Weißenborn (5. Aufl., besorgt von H. J. Müller) bemerkt zu illos: „Der Redner vergisst, dass er die Ansicht der Scipionen selbst anführt; eigentlich hätte er *se* sagen müssen." H. J. Müller selbst aber mag diese Vergesslichkeit nicht recht begreiflich finden und sagt in der Teubner'schen Ausgabe (1879), illos sei der Deutlichkeit wegen für se gesetzt; zum mindesten hätte man *ipsos* erwarten müssen. Das veranlasst Luchs in der kritischen Textausgabe zu der Bemerkung: illos P, *fort. ipsos.*

Ich vermuthe, dass Livius hier einer griechischen Quelle gefolgt ist, in welcher statt des Reflexivpronomens ἐκείνους stand, welches er einfach übersetzt hat. Bei Xenophon finden sich verschiedene solche Fälle; z. B. Hell. I 6, 14: οὐκ ἔφη ἑαυτοῦ γε ἄρχοντος οὐδένα Ἑλλήνων εἰς τὸ ἐκείνου δυνατὸν ἀνδραποδισθῆναι. Es ist also an illos nichts zu ändern.

Nürnberg. Dr. E. Reichenhart.

---

[1]) Natürlich im Sinne der Syrakusaner!

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Commentar zu Homers Odyssee von J. La Roche. III. Heft: Ges. XIII—XVIII. IV u. 72 SS. und IV. Heft: Ges. XIX—XXIV. 86 SS. Prag, Wien, Leipzig. F. Tempsky u. G. Freytag 1892. Preis: je ein Bändchen 36 kr.

Rasch folgten die Hefte dieses neuesten Schulcommentars zur Odyssee einander und so liegt denn eine gediegene Leistung unserer heimischen Schulliteratur fertig vor.

Auf den ersten Seiten des dritten Heftes gibt La Roche einen Überblick über die wichtigeren Abweichungen des Textes „von den bisherigen Ausgaben", unter denen aber nicht die A. Ludwichs, der nicht genannt wird, allein gemeint sein kann, da in einigen wenigen Fällen La Roche die Lesart mit Ludwich gemein hat (achtmal unter 28 Fällen). Andererseits weicht La Roche von Ludwich in Fällen ab, die hier nicht verzeichnet erscheinen, aber im Commentar berührt werden, z. B. τ 136, 314, 403, 511, υ 383, φ 111, χ 471, ω 223, 284. La Roche hatte die Ausgabe Ludwichs einer eingehenden, nicht gerade freundlichen Besprechung unterzogen in der Wochenschrift f. class. Philologie 1891, Nr. 42. Demungeachtet wäre eine Rücksicht auf diese neueste kritische Ausgabe angezeigt gewesen. Denn so wie es ist, hat das Verzeichnis der Abweichungen an Wert einbüßen müssen.

Von wichtigeren Lesarten, die La Roche entweder nach handschriftlicher Gewähr oder auf Grund eigener Vermuthung vorgezogen hat, nennen wir nur folgende: ξ 408 vertheidigt La Roche die Lesart des cod. L. τετυκώμεθα, statt τετυκοίμεθα (Ω bei Ludwich, während der Conjunctiv nach Ludwich von *P* und *T* geboten wird). La Roche scheint übersehen zu haben, dass es einen Einfluss des Modus im übergeordneten Satze auf den im abhängigen Satze gibt, und so ist denn Weber in seiner Geschichte der Absichtssätze für den Optativ und nach jenem der Refer. in seiner Gramm. d. homer. Dialectes S. 381. σ 265 ist mit Thiersch ἀνέῃ statt ἀνέσει eingesetzt, welch letzteres Ludwich beibehält. Abweichend von Ludwich liest La Roche 136 Ὀδυσῆα st. Ὀδυσῆ; 403 θείης st. θεῖο; 511 ἕλῃ st. ἕλοι; φ 111 μήτε τι st. μηδ'

ἔτι; 194 *αὔτως* st. *αὐτός*; 202 = *υ* 237 *ἐμοί* st. *ἐμή*; *χ* 471 *πασέων* st. *πάσαις*; *ψ* 52 *σφῶι* st. *σφῶιν*; *ω* 19 *ὥς* st. *ὧς*; 223 *υἱέων* st. *υἱῶν*; 284 *κίχῃς* st. *κίχεις*. Hie und da werden Conjecturen, die nur mit geringfügigen paläographischen Änderungen verbunden sind, vorgebracht; dieselben könnten, wenn die Ehrfurcht vor der Überlieferung uns nicht abhielte, das Aussehen des Textes günstig verändern.

In Bezug auf die Erklärung ist nur wenig mehr in berichtigendem Sinne zu bemerken; denn entweder kehren ältere Redewendungen wieder oder es ist überhaupt zu einer Entscheidung nicht zu gelangen. Aufgefallen sind dem Ref. folgende Bemerkungen zu einzelnen Stellen: *θεώτεραι* ist *ν* 111 so übersetzt, dass man hiebei die Einsicht in diese Comparative vermisst. Es ist die Rede von einer Thür, die nur für die Götter ist, im Gegensatze zu derjenigen, die für die Sterblichen bestimmt ist, wie aus der Stelle deutlich hervorgeht; sind die *θηλύτεραι* vielleicht auch „mehr weiblich"?! *ὅρηαι* ξ 343 ist unrichtig erklärt; das richtige hier vorzutragen, kann erspart werden. *ο* 426 könnte man bei *ῥυδὸν* an unsere Redeweise ‘schwimmen im Überflusse’ erinnern.

Sollte das „*ὡς εἰ πυρὸς αἰθομένοιο*" *τ* 39 nicht auf Rechnung eines Nachdichters zu setzen sein? Die Umformung in *σέλαι π. αἰθ.* nach *Θ* 363 ist wohl nicht gerechtfertigt. *κακῇ αἴσῃ* *τ* 259 = *A* 418, *E* 209 kann auch dativus des begleitenden Umstandes sein (Fäsi-Franke[7] zu *A* 418). An die Stelle *υ* 25 darf man so wenig als an *τ* 39 einen strengen grammatischen Maßstab, den man sich von guter Poesie geholt, anlegen, und so lässt sich nicht entscheiden, welche Construction *πολέος πυρὸς αἰθομένοιο* ist. *υ* 171 ließe sich zu *μοῖραν* eine Parallele aus dem Latein beibringen, wo pars geradeso gebraucht wird: Cic. Phil. 2, 34, 86. Wenn *ψ* 361 *ἐπῑ-τέλλω* beibehalten wird, so ist doch die Längung des ῑ nicht durch die von La R. vorgebrachten Beispiele zu stützen, und es wird nur um so klarer hieraus, dass *ἐπῑτέλλω* hier unrichtig ist oder eine Singularität. *ω* 89 ist *ζώννῦνται* und dann *ἐπεντύνωνται* (so nach Thiersch zu lesen) nicht Indicativ, sondern Conjunctiv. Näheres findet man in den sprachwissenschaftlichen Schriften. Die Note zu *ω* 284, wo La R. *κίχῃς* liest, bliebe unverständlich ohne den Verweis auf *T* 342, wo wir erfahren, dass es einen Aorist *ἐκίχην* gibt. Es wäre in einem Schulcommentar gut gewesen, sich deutlicher auszusprechen, zumal auch *δ* 546 nichts zu lesen ist über diese Formen. Das vierte Bändchen wird abgeschlossen von einem Wortregister, einem Sach- und einem Stellenregister zu dem Anhange; wertvolle Beigaben zu dem Commentar, der jedenfalls die edlen Hoffnungen, die der Verf. auf denselben setzt, zu erfüllen geeignet ist.

Brünn. Gottfr. Vogrinz.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia recognovit C. F. W. Müller. Partis I vol. II continens: De oratore libros, Brutum, Oratorem, De optimo genere oratorum, Partitiones oratorias, Topica. recognovit Guilelmus Friedrich. (Biblioth. script. Graecorum et Romanorum Teubn.) Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1891. 8°, LXXVIII u. 449 pp. Preis 2 Mk. 10 Pf.

Endlich ist von C. F. W. Müllers kritischer Ausgabe der Schriften Ciceros auch der längst ersehnte zweite Band der rhetorischen Schriften in der Bearbeitung von W. Friedrich erschienen. Eine kritisch gesichtete, dem neuesten Stande der Kenntnis des handschriftlichen Apparates entsprechende Ausgabe dieser Schriften wurde längst schon seitens aller Freunde Ciceros als ein dringendes Bedürfnis empfunden. Auch Ref. war wiederholt in der Lage, in diesen Blättern bei Besprechung von Specialausgaben einzelner dieser Schriften dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass endlich einmal eine vollständige kritische Ausgabe aller rhetorischen Schriften Ciceros vorliegen möchte. Von zwei Seiten wurde bekanntlich eine solche vorbereitet, von Thomas Stangl (Tempskys Verlag), der bereits den *Brutus* und den *Orator* ediert hat, und von W. Friedrich, der eben mit dem vorliegenden Bande die Ausgabe dieser Schriften zum Abschluss gebracht hat. — Fragt man nun vor allem nach dem Gewinn, den die Cicero-Kritik durch die neue Ausgabe erfährt, so liegt derselbe bezüglich der bedeutendsten in diesem Bande enthaltenen Schrift, der Bücher *De oratore*, darin, dass die Lesearten der älteren *mutili* (M), die bisher nur dem engeren Kreise der auf diesem Gebiete thätigen Forscher bekannt waren, hier mitgetheilt werden. Außerdem bereichert die *adnotatio critica* die bisherige Kenntnis der *integri* (L) durch eine Auswahl der wichtigeren Lesarten aus den *codices: Palatinus* 1469 (P) und *Ottobonianus* 2057 (O). Auch für die Kritik der kleineren rhetorischen Schriften *Topica, Partitiones oratoriae* und *De opt. gen. or.* hat Friedrich die Lesarten neuer *codices* verwertet, die er selbst sorgfältig verglich [1]). Hingegen beruht die Ausgabe des *Brutus* im wesentlichen jedoch auf dem Apparate, den auch Stangl für seine Ausgabe benützte, die des *Orator* auf dem Apparate Heerdegens.

Was nun das Verfahren des Herausgebers und seinen Standpunkt in der Beurtheilung des Wertes der Handschriften betrifft, so war es von ihm auf Grund einiger in der letzten Zeit publicierten Abhandlungen wohl bekannt, dass er den *codices mutili vetustiores* (M) den höchsten Wert beilege und sie den *integri* weitaus vorziehe, in der Classe M aber wiederum H besonders bevorzuge. Es war jedoch von den Mitforschern auf diesem Gebiete mit Recht vor einer Überschätzung von H und M zu den Büchern *De oratore*, desgleichen vor einer Überschätzung des L im *Brutus* gewarnt

---

[1]) Vgl. Stangl in der Anzeige der vorliegenden Ausgabe „Deutsche Literatur-Zeit.“ v. 5. Decemb. 1891 (Nr. 49), Sp. 1783 f.

worden. Dass Friedrich daran sich gar nicht kehrte, sondern in der Constituierung des Textes dieser Schriften an seinem Standpunkte starr festhielt, dagegen erhebt Stangl a. a. O. mit gutem Grund entschiedene Einsprache. — Auch die von den Recensenten bei Besprechung des ersten Bandes der Friedrich'schen Ausgabe gegen die äußere Einrichtung des kritischen Apparates geäußerten Bedenken haben Fr. nicht vermocht, im vorliegenden zweiten Bande irgend etwas hieran zu ändern, so dass also die adnotatio critica auch dieses Bandes dieselbe unpraktische, nichts weniger als übersichtliche Anlage zeigt wie im ersten Bande. War es denn aber wirklich so unthunlich, die adnotatio crit., wenn auch auf Kosten der Gleichförmigkeit mit dem ersten Bande der rhetorischen Schriften, so doch zu Gunsten der Gleichförmigkeit mit den übrigen Bänden der Müller'schen Cicero-Ausgabe so zu gestalten, dass überall der betreffenden Zeilenzahl auch die Bezeichnung der Pagina beigefügt worden wäre? An Übersichtlichkeit und praktischer Brauchbarkeit hätte der Apparat dadurch ungemein gewonnen, während jetzt seine Benützung überaus zeitraubend, mühselig und augenverwüstend ist. An Sorgfalt übrigens und Reichhaltigkeit in der Berücksichtigung der Conjectural-Kritik kann sich Friedrichs Apparat mit dem sonstigen Müller'schen nicht messen. Hier hat sich Fr. die Sache verhältnismäßig leicht gemacht; und mit Recht rügt es Stangl a. a. O., dass oft selbst die Emendationsversuche eines Madwig, Sorof, A. Eberhard in der adnotatio critica gar nicht angeführt erscheinen, und besonders dass manche schwierigen Stellen, zu deren Heilung bereits die verschiedensten Versuche gemacht worden sind, einfach im Text durch † als verderbt bezeichnet werden, ohne dass im kritischen Apparat irgend ein Emendationsversuch auch nur genannt würde. Selbst die Vermuthungen Stangls, des engeren Mitforschers, fand Ref. nicht immer gebürend berücksichtigt. So z. B. *Brutus* §. 21 schreibt Stangl [*quasi*] *deflevisse*, nicht erwähnt bei Fr. in der adn. cr. — ib. §. 40 ebenso die schöne und geistreiche Conjectur St.s *tam interdum ornatus*, Fr. im Text *tam † idem ornatus*, in der adn. bringt er bloß eine eigene Conjectur. — Desgleichen blieb Stangls Text, um aus der großen Zahl nur noch einige Beispiele herauszugreifen, unbeachtet an folgenden Stellen: *Brut.* §. 74 St. [*oratorum genera distinguere aetatibus*], §. 207 St. (nach Eberhard) *rarius Cotta et Sulpicius*. — §. 220 St. *vivis etiam aequalibus*, hier findet sich bei Fr. im Text und in der adn. cr. nur seine eigene Vermuthung *vivis eius* ⟨*aetatis*⟩ *aeq.*, ohne dass die verschiedenen Vermuthungen z. d. St. genannt würden. — §. 224 St. *igitur praetor*. — §. 234 die zahlreichen Heilungsversuche anderer an der schwierigen St. *admirando † inridebat*, die ja Fr. sehr schön emendiert, hätten doch im Apparat erwähnt werden sollen. — §. 235 St. [*scilicet — superiore*]. — §. 326 St. *in quo* [*ut in illo Gr., sic in hoc*] — vgl. auch *orator* §. 63 und §. 70. Diese Beispiele, die sich ohne Mühe vielfach

vermehren ließen, zeigen jedenfalls eine rügenswerte Leichtfertigkeit in der Anlage der adnotatio critica. — Es erscheinen aber auch sonst nicht immer, wie es die Billigkeit und wissenschaftliche Strenge verlangte, die Conjecturen von Mitarbeitern als solche bezeichnet. Einige Beispiele mögen dies zeigen: p. 17, 23 (= de or. I §. 71) *quasi tuo iure* J. S. Reid coll. §. 41 bei Wilkins, C. de or. I. 2. Ausg. 1888, p. 114 im krit. App. — p. 33, 26 (= de or. I §. 144) *in quo* steht zuerst in Stangls Text (Cic. de orat. I. Buch, Gotha, Perthes 1887), in keinem früheren. — p. 42, 29 (= de or. I §. 182) *hominis, consularis praesertim,* die Interpunction rührt von Vassis (Βασῆς in Athen) her, vgl. Piderit-Harnecker S. 208. — p. 44, 9 (= de or. I §. 187) Friedr.: '*disponere ornare*' *malim,* vgl. Sorof², p. 150 'In der Regel wird die dispositio der elocutio vorangestellt. Hier hat offenbar der Gleichklang der Endungen eingewirkt.' — p. 108, 8 (= de or. II §. 163) '*suspicor scribendum esse „probandum refellendumve"* Ellendt p. 295 *probandum* [*refellendum*], beidemal ohne *aut ad,* Kaysers Text 1860. — p. 112, 6 (= de or. II §. 182) *pudor*[*is significatio*] Kaysers Text. — p. 117, 5 (= de or. II §. 198) *sodalis,* Nonius (ed. Mercier) p. 173. Auf dieses Testimonium und seine alleinige Richtigkeit, sowie auf die Entstehung der Glosseme von M und L hat zuerst Stangl aufmerksam gemacht. — p. 134, 30 (= de or. II §. 260) *L.* [*Porcius*] *Nasica* schon Sorof mit Ellendt, ebenso Kayser. — p. 159, 35 (= de or. II §. 361) '*fortasse „nunc" pro „non", ut fit*', Baiter in der 2. Züricher Ausgabe, im krit. App. — p. 407, 14 (= Partit. orat. §. 77) *commodis* [*dis*] *cernitur* schon Stangl in dem von Fr. adn. cr. p. VIII citierten Aufsatz; vgl. Ströbel im Progr. von Zweibrücken 1886/7 (Zur Handschriftenkunde und Kritik von Ciceros Part. orat.) p. 8, der Stangls Änderung mit Recht eine überzeugende nennt. — p. 412, 30 (= Part. orat. §. 97) Ströbel a. a. O. p. 14 'p bestätigt also Stangls Vermuthung, der Philologus XLIV S. 290 bereits *actor* statt *auctor* vorschlug'. Fr. in der adn. cr. kennt *actor* nur aus p(!). — Auch die *testimonia* lassen oft an Genauigkeit zu wünschen übrig. p. 3, 37 (= de or. I §. 12) e om. Jul. Victor, Rhet. Lat. min. ed. Halm 420, 25. — p. 5, 28 (= de or. I §. 18) *cogitatis inventisque* Jul. Victor. 440, 13, Albinus 545, 38 ebendort, endlich ebenda Augustin 137, 17 *inventis ordinatisque.* — p. 6, 5 (= de or. I §. 20) *cui nisi subest res* Claudianus Mamertus *De statu animae* II 7 ed. Engelbrecht (Wiener C. S. E. XI) p. 123, 19. — p. 8, 12 (= de or. I §. 30) Das Fehlen von *coetus* in M wie auch in allen Cassiodorhandschrr. Variae 6, 5, 3 zuerst nachgewiesen von Wilh. Meyer im Hermes 15, 614. — p. 8, 34 (= de or. I §. 32) *dicendo* (ohne *in*) auch Nonius p. 433. — p. 16, 28 (= de or. I §. 66) *te* (ohne *que*) hat zuerst Stangl aus M und den integri (außer O P Lag. 76¹, 81, 85, 86) und aus Nonius p. 188 entnommen. — p. 34, 34

(= de or. I §. 150) Plin. epp. 7, 17, 13 '*quod M. Cicero de stilo, ego de metu sentio. timor est, timor emendator asperrimus*'. Über die Nothwendigkeit *stilus est, stilus* (so auch Stangl in der Perthes'schen Ausgabe) zu schreiben, handelt Stangl Philologus XLV. 222. — p. 35, 6 (= de or. I §. 151) *maxime propria, maxime illustria* Jul. Victor. 444, 6. — p. 35, 19 (= de or. I §. 153) *sustinuerunt* Lambin aus Cic. ad Att. XIII, 21, 3. Auch auf diese höchst interessante Stelle der Briefe Ciceros war jedenfalls in der adn. cr. zu verweisen. — p. 107, 8 (= de or. II §. 160) *ad oblect.* — bis 11 *examinantur* Nonius p. 180. — p. 127, 20 (= de or. II §. 234) [*re*]*quiescam* Nonius p. 61, s. v. *deversorium.* — p. 132, 4 (= de or. II §. 251) hat *corpore ridetur ipso* auch Nonius p. 61, s. v. *sannio.* — p. 121, 30 (= de or. II §. 213) hat Nonius p. 392 *sunt* und *tamen.* — p. 131, 31 (= de or. II §. 250) *superiori* haben EHLg. 2, 36 und noch einige andere Lg. und Nonius p. 71. — p. 145, 30 (= de or. II §. 302) *quam cum* L und Jul. Victor. 444, 30 Halm. — p. 160, 22 (= de or. II §. 364) hat Nonius s. v. *invitius* gleich L die Glosse *ante* nach *paulo* nicht. — p. 166, 32 (= de or. III §. 17) *in eam iam exedram* Nonius p. 107, s. v. *exedra.* — Die Latinität der *adnotatio* entbehrt wohl manchmal der wünschenswerten Klarheit. Sie ist vielleicht auch nicht immer ganz einwandfrei. So kann man wohl kaum mit Fr. p. VI, l. 12 sagen '*quid luce clarius est quam omnes eos codices ... transcriptos esse.* Das ciceronische *luce clarius est* kann man doch nicht einfach als eine Worteinheit wie *apertius, manifestius* behandeln und mit einem comparativischen *quam* construieren, so dass geradezu eine Zwitterconstruction entsteht.

Recht stattlich ist die Zahl der von Fr. in den Text gesetzten eigenen Vermuthungen. Es sind folgende: *de or.* I §. 54 *quae sine illa est scientia nulla*, V. *q. s. i. sc. nulla est.* — §. 55 *isti qui de iis rebus disputant, haec or.*, V. *i. quae d. his r. disp., or.* — §. 71 *quod illud quasi iure, Scaev.*, V. *quod illud, Sc.* — §. 90 *intellegendi*, V. *et int.* — §. 115 *ab aliquo deo dati*, V. *a. a. d. ficti.* — §. 161 *atque id vidisse*, V. *atque v.* — §. 194 *vera virtus*, V. *virtus.* — §. 209 [*inquit*], *Antoni*, V. *i. A.* — II §. 25 *homo et doctus et perurbanus*, V. *h. d. et p.* — §. 45 [*ad omnia ornamenta*]. — §. 67 *volumus adiungi*, V. *v. adiungere.* — §. 121 [*sunt enim tria*]. — §. 128 *tres sunt res*, V. *t. s. rationes.* — §. 134 [*nihil Decii*]. — §. 144 *sibi iam certum*, V. *s. certum.* — §. 146 *vel opinionem*, V. *et o.* — §. 163 *aut prob. aut ref.*, V. *aut ad p. aut ad r.* — §. 182 [*pudoris significatio*] ... [*comitas*]. — §. 190 *vim orationis*, V. *vim oratoris.* — §. 206 *apud quos agamus*, V. *a. q. agas.* — §. 214 *contentionis actione*, V. *contentione actionis* — §. 217 *inscriptos libros ... περὶ γελοίου* — V. *i. l. ... de ridiculis* — §. 226 *An rei militari? Is qui* — §. 235 [*velle*] *risum movere*, V. *r.*

v. m. — §. 246 *tamen id uni dixit,* V. *t. i. dixit.* — §. 255 [*addito . . . ridiculi*] — §. 257[1]) *abeunte iam elate illo,* V. *ab. iam illo* — §. 275 [*per simulationem non intell.*] — §. 299 *de . . . communi vi nunc disp.,* V. *de . . . c. prudentia disp.* — §. 319 *quaecumque agitur,* V. *quae* [*tum*] *agatur* — §. 325 *velle non videantur,* V. *nolle v.* — §. 326 *videatur illa,* V. *videant illa* — §. 329 [*aut purg. aut peror.*] — §. 340 *ac breve aliquod,* V. *et b. a.* — §. 357 *res caecas et aspectu remotas,* V. *r. c. et ab aspectus iudicio r.* — III §. 2 *Septembr.*⟨*is*⟩, V. *Septembr.* — §. 88 *ita fit, ut agitatio ne rerum sit inf., cogn. f., usus* cet., V. *i. f. ut agitatio rerum s. i., c. f., si us.* — §. 141 *quod* [*ipse*] *suas disp.* — §. 211 *aliud iudicia,* V. *al. iud., aliud sermones.* — *Brut.* §. 23 wird (allerdings nur in der adn. crit.) so ausgefüllt: *te praesertim tam studiosum et* ⟨*exercitatum audienti*⟩ — §. 33 *nunquam aut ratione,* V. *nonnunquam quam aut r.* — §. 86 *in dicendo atrocior acriorque,* V. *i. d. ardentior* (al. *fortior, gravior, acerbior*) — §. 123 *et ego,* [*inquam*], V. *e. e. i.* — §. 128 [*Mamilia quaestio*] — §. 130 *atque et acri ingenio,* V. *atque etiam* (od. *iam*) *i.* — §. 177 *non sine nervis,* V. *sine nervis* — §. 220 *vivis eius* ⟨*aetatis*⟩ *aequalibus,* V. *v. eius aeq.* — §. 234 allerdings bloß in der adn. crit.: *admirando ore dicebat,* (im Text bloß † *admirando inridebat*) — §. 321 ⟨*consul*⟩ *sum factus* — §. 326 scheidet Fr. die Worte *in quibus — utiles* als Glosse aus. — §. 326 *mirantur . . . movetur,* V. *mirabantur movebatur.* — *Orator* §. 42 *eloquentia et ipsa,* V. *el.* [*est*] *i.* — §. 79 *ac — quod in hoc,* V. *atque* (Stangl: *idque*) *in hoc* — §. 105 *nam ille magnus et successit,* V. *nam et successit* — §. 123 *nec pro omnibus nec* ⟨*cum*⟩ *omnibus,* V. *nec p. o. nec omnibus* — ib. *et erit rebus ipsis par,* V. *sed erit r. i. p.* — §. 170 *sed parum, tumque casu sive natura,* V. *sed plerumque casu, saepe natura* — §. 177 *aures ipsae enim,* V. *ipsae enim aures* — §. 186 *ita translata,* V. *itaque tr.* — §. 186 *externa liniamenta,* V. *extrema l.* — §. 210 *de consulatu* [*meo*], V. *d. c. m.* — *de opt. gen. or.* §. 17 [*ut ait Lucilius*]. — partit. orat. §. 14 *iis orationis,* V. *perorationisque* — §. 22 *animis ciet,* V. *animi miscet* — ib. *si aut augendi,* V. *cum a. aug.* — §. 46 *derecto igitur,* V. *dirigitur* — §. 57 [*proprius — periculo*] — §. 65 *duo sunt* [*genera*], V. *d. s. g.* — §. 105 [*vim — excitavit*] — *Topica* §. 29 [*ut illud*] — §. 39 [*quae — sumitur*] — §. 43 [*quia — urbis*] — §. 44 [*qui — obtinuissent*] — §. 52 [*strepitus hominum*] — §. 73 [*fortuna*] — §. 75 [*huic — accepimus*] — §. 82 *sitne sic* — §. 91 [*rerum expedendarum*] — §. 93 *sed aut omnino* — §. 95 [*vocant*], ib. *qua de re agitur vocare,* V. *q. d. r. a. vocari.*

Eine Vergleichung des Textes bei Fr. mit dem Stangl'schen Text zeigt leider, dass die Verschiedenheit bei beiden eine sehr

---

[1]) In der adn. cr. soll es z. d. St. heißen: p. 134_8, nicht 134_7.

große ist. Eine solche Vergleichung des Textes kann nämlich gegenwärtig erfolgen im *Orator* und *Brutus*, die St. gleichfalls bereits ediert hat, zum Theil auch im ersten Buch *De oratore*, da eben in der Ausgabe dieser Schrift von Stölzle (Bibl. Goth.), wie das Vorwort sagt, der Text auf der Bearbeitung Stangls beruht. Um nun ein Bild der großen Verschiedenheit in der Textesconstituierung bei beiden Herausgebern zu geben, möge eine Vergleichung des Textes, den Friedrich und Stangl im *Orator* bieten, hier Platz finden, wobei ich zunächst die Schreibung Friedrichs anführe und dieser dann unter der Bezeichnung St. die Textgestaltung bei Stangl folgen lasse. *Orat.* §. 4 *aut illa*, St. [*aut*] *i.* — §. 5 *artibus suis*, St. *ab art. s.* — ib. *miraremur, probaremus*, St. *miremur, probemus* — §. 6 *spes*, St. *aut spes* — §. 9 *ea quae sub oculos † ipsa non cadunt*, St. *eaque s. o. ipsa non cadit* — §. 12 *si modo sim*, St. *s. m. sum* — §. 15 *ceteris dicat or.*, St. *c. dicit or.* — ib. *didicisset*, St. *didicisse tum* — §. 16 *quid dicam de*, St. *Quid?* [*dicam*] *de* — ib. *orationis*, St. *orationi* — ib. *† de vita . . . intellegi posse*, St. *de vita . . . i. potest* — §. 18 *vir natura peracutus et prudens*, St. d. W. in Klammern — §. 20 *vehementes* [*varii*], St. *varii vehementes* — ib. *conclusa*, St. *conclusa consequebantur* — ib. *id est faceti*, St. *idem f.* — §. 21 *in corona totos*, St. *in c. toros* — §. 22 *vim in singulis consecuti sunt*, St. *vim singuli s. c.* — §. 23 *unum anteferre*, St. *u. me a.* — ib. *quem velim*, St. *eiusque vim* — ib. *quam sentiam*, St. *q. sentio* — ib. *ipsius viribus*, St. *illius v.* — §. 24 *ad eamque*, St. [*ad eamque*] — §. 27 *hucine*, St. *huc* — §. 36 *alius . . . abdita et opaca . . . delectatur*, St. *alios . . .* [*abdita et*] *opaca . . . delectant* — §. 37 *reliquarumque rerum formam*, St. *r. scriptionum formam* — ib. *quod quasi*, St. *quia q.* — §. 38 *arguti*, St. *argutiis* — ib. *ut crebro . . . contraria et ut*, St. *aut cr. . . .* [*et*] *aut* — ib. *ea studiose*, St. *ea se st.* — §. 40 *sed concedas*, St. *s. cedes* — §. 41 *testimonio*, St. *prae testimonio* — §. 42 *et ipsa se*, St. *ipsa se* — ib. *nos autem*, St. *n.* [*autem*] — §. 44 *et tamen cum multis*, St. *et eadem c. m.* — ib. *qua tamen*, St. *quae q. t.* — §. 45 *quoniam quicquid*, St. [*quoniam*] *qu.* — §. 46 *universi generis orationem*, St. *u. g. rationem* — ib. *dici possit*, St. *d. posset* — §. 47 *ex isdem argumenta*, St. *ex isdem locis eadem arg.* — §. 57 *rhetorum epilogus paene canticum*, St. *rhetorum, in epilogis p. c.* — ib. *† dicit plura etiam Demosthenes*, St. *d. plorare etiam D.* — §. 59 *in gestu status*, St. [*in gestu*] *st.* — §. 62 *divinitate*, St. *a d.* — §. 63 *et de rebus placatis*, St. [*scilicet*] *d. r. pl.* — ib. *loquuntur, ut in eo*, St. [*l.*] *ut i. e.* — §. 68 *nonnullorum voluntati*, St. *nonnulli eorum voluptati* — §. 72 *etsi sine re*, St. *etsi enim s. r.* — §. 73 *hoc, inquam, decere*, St. *h. decere* — §. 74 *probam orationem*, St. *probi or.* — §. 77 *oratori numeri*, St. *oratorii n.* — §. 79 *ac — quod in hoc*, St. *idque in h.* — §. 80 *sonat, — ex-*

planat, St. *sonant* — *explanant* — ib. *aut factum aliunde*, St. *et sumptum al.* — ib. *aut novum*, St. *ac n.* — §. 82 *in alia*, St. *in alta* — §. 83 *adhibet*, St. *adhibebit* — ib. *eliget*, St. *et eliget* — §. 84 *quasi quaesitae*, St. [*quasi*] *qu.* — §. 85 *adsumat*, St. *assumet* — §. 86 *accedit actio*, St. *accedet a.* — §. 91 *suavitatis autem*, St. *sanitatis a.* — §. 93 *orbam*, St. *orba sum* — §. 96 *in ea*, St. *in ea demum* — §. 98 *altius cogitaret*, St. *a. cogitavit* — ib. *sed non maximus*, St. *etsi n. m.* — §. 99 *sapiens iam*, St. *s. tamen* — ib. *coepit* — *videtur*, St. *coeperit* — *videbitur* — §. 101 *ne fuerit*, St. *nedum tu videris, ne fuerit* — §. 102 *ergo in ea*, St. *ergo ibi* — §. 104 *etiam usque eo*, St. [*et*] *u. eo* — §. 105 *nos minus. Magnum fecissemus*, St. *n. nimis magnum f.* — §. 106 *aequabiliter*, St. *aequaliter* — ib. *quicumque eramus*, St. *q. orabamus* — §. 109 *cum tamen in suis*, St. *c. tamquam i. s.* — §. 110 *et eundem*, St. [*et*] *e.* — §. 111 *discedens*, St. *descendens* — §. 112 *progredimur*, St. *progrediemur* — ib. *ea docere videmur*, St. *quasi d. v.* — §. 114 *duplicem habet*, St. *d. habuit* — §. 115 *multa dicantur*, St. *m. dicentur* — §. 118 *de more*, St. *de morte* — ib. *de officiis*, St. *de officio* — §. 122 *perorationem*, St. *peroratione* — §. 123 *nec cum omnibus*, St. *n. omnibus* — §. 124 *causa est*, St. *c. erit* — §. 126 *ambigitur*, St. *ambigetur* — §. 128 *duae res sunt enim, quae*, St. *duo restant, q.* — ib. *ad naturam*, St. *ad naturas* — §. 130 *me ipsum paenitet*, St. *me enim i. non p.* — §. 131 *fastidiat*, St. *abhorreat* — §. 132 *incenderetur* — *perveniret*, St. *incendetur, pervenerit* — §. 134 *forma* [*ipsa*], St. *f. ipsa* — §. 135 *in eadem sent.*, St. [*in*] *e. s.* — ib. *cum sunt*, St. *cum cumulantur* — §. 138 *quod videat opp.*, St. *q. videatur opp.* — §. 142 *quod posse*, St. *q. nosse* — §. 144 *nescio cur non . . . si possis*, St. *nescio, cum* [*non*] . . . *possis* — §. 145 *eloquentiam autem*, St. *eloquentia a.* — §. 146 *quid enim? possem*, St. *qui enim p.* — ib. *dissimulare me didicisse? Quid probarem*, St. *dissimulare? non me did., qui probarem* — §. 147 *quin delecter*, St. *qui d.* — §. 148 *et domesticae litterae*, St. [*e. d.*] *l.* — §. 150 *incondite positis*, St. *inconditis* — §. 151 *etsi idem . . Isocrates fecerat*, St. *e. i. I.* [*f.*] — §. 152 *et semel quidem*, St. *et quidem s.* — §. 157 *cognatum tuom*, St. *sobrinum t.* — ib. *quam cara sint quae*, St. *quae quam sint cara* — §. 158 *una praepositio*, St. *absona pr.* — ib. *refecit*, St. *item r.* — §. 159 *inhumanus*, St. *inmanis* — ib. *in sapiente*, St. *in sano* — ib. *producte*, St. *in pr.* — §. 160 *lacrimas*, St. [*l.*] — §. 163 *Asiae tenet*, St. *Asia t.* — §. 164 *ego istam*, St. *istanc ego* — ib. *et finiuntur . . . ut quaedam genera*, St. *sed finientur . . . aut quodam genere* — §. 165 *ad quae debent*, St. *eo quo d.* — §. 169 *magis quam*, St. *m. quem q.* — §. 170 [*Latine Graece ϕ.*], St. scheidet die ganze St. *cum in oratione* — *dicitur* aus — ib. *parum tumque casu*, St. *plerumque c.* — §. 173 *nec illud † aut offendit aut curat ut in*

quo offendit intellegat, St. *n. i. quod offendit aut anquirit aut in quo offendat intellegit* — §. 174 *hoc in eius*, St. *h. in eo* — ib. *tum dicitur*, St. *iam d.* — ib. *uteretur*, St. *uteremur* — §. 175 *scripta numerose*, St. *structa n.* — §. 176 *relaxarat*, St. *relaxabat* — ib. *correxerat*, St. *correxit* — §. 177 *veteres non*, St. *v. ea n.* — §. 178 *ut igitur poeticae versus*, St. *ut i. versus* — §. 180 *quod ipsi*, St. *q. illi ipsi* — §. 181 *quasi quaedam forma et lumen*, St. *q. quadam forma et lumine* — ib. *sitque*, St. *sitve* — §. 185 klammert St. die St. *quod est — versibus* ein — §. 187 *numeris contineri*, St. *vi numeri c.* — §. 191 *iambicum*, St. *iambum* — ib. *qua de causa ratione potissimum ... adhibeatur*, St. *q. d. c. fieri, ut is potiss. ... adh.* — ib. *quod ille dactylicus*, St. *cum i. dactylus* — ib. *quod alter*, St. *quorum q. a.* — §. 192 *nam et qui*, St. *n. ei qui* — §. 193 *in eis singulis*, St. *numeris s.* — §. 198 *tibicini*, St. *tibicinii* — §. 202 *nullo modo coniuncta*, St. *nec ullo modo non iuncta* — §. 210 *de consulatu* [*meo*], St. *d. c. meo* — ib. *desiderat*, St. *desideret* — §. 211 *quam ipsam*, St. *qua in ipsa* — §. 212 *quod ab aliis*, St. *quoniam a. a.* — §. 215 *eius aequalis*, St. *ei ae.* — ib. *qui commodissime*, St. *vel c.*— §. 218 *pes habetur*, St. *p. existimatur* — §. 220 *multum int.*, St. *multumque i.* — §. 221 klammert St. *aut forensibus* ein. — ib. *partibus*, St. *senariis versibus* — ib. *et neque brevior*, St. [*et*] *neve b.* — §. 224 *in alienos*, St. *in antis aëneis* — ib. *facit ipsa*, St. *faciet i.* — §. 226 *interponit*, St. *interponat* — §. 228 *satis tecte*, St. *s. recte* — §. 230 klammert St. d. W. *ad quem scripsit* ein — §. 231 *vel facultate*, St. *v. facilitate* — §. 232 *corrumpatur*, St. *corrumpetur* — §. 233 *isdem tamen verbis*, St. [*isdem v.*] — ib. klammert St. d. W. *ordine — commutato* ein — §. 234 *dixerit*, St. *didicerit* — §. 236 *expectari*, St. *spectari.*

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, wie weit wir gegenwärtig noch davon entfernt — wären, den Text der rhetorischen Schriften Ciceros als einen fest constituierten betrachten zu können, wenn eben Fr.s Text überall, selbst da, wo er von dem abweicht, was von allen neueren Herausgebern als richtig betrachtet wird, ernste Beachtung verdiente und nicht vielmehr gar oft gegen ciceronischen Sprachgebrauch direct verstieße. Nicht selten hat Fr. offenbare Fehler von M in seinen Text aufgenommen, so beispielsweise de orat. I §. 115, wo er in dem Satze: *neque enim ignoro et quae bona sint fieri meliora posse doctrina, et quae non optima, aliquo modo acui tamen et corrigi posse* der fehlerhaften Stellung in M zuliebe, wo die Negation transponiert erscheint, schreibt: *et quae optima non* (das Richtige L: *non optima*); *non optima* = nicht sonderlich gut, nicht eben sehr gut (auch wir haben dieselbe Litotes) fordert der Sinn unbedingt; sehr häufig so bei Cicero, vgl. *non optime* de or. II 75, ib. §. 7 *non doctissimum*, ib. §. 32 *non maximam*, §. 54 *neque maxime aptus*, §. 238 *neque misericordia*

maxima digna. Brut. §. 210 *non pessime*, de fin. III 2 *nec acutisime*, de nat. d. II 46 *homo non aptissimus*. Erwägt man weiters noch den Umstand, dass derartige fehlerhafte Transpositionen des *non* in den Handschriften — auch in M — gar nicht so selten sind, so de or. I §. 107 in L: *esse non puto*, V. *non esse puto*, II §. 22 in M(!) *contentio non animi*, V. *animi non cont.*, II §. 125 in M *maxime non*, V. *non max.*, II §. 136 in M und L *non defensorum* (*defensionum* L) *aut*, V. *aut defensionum*, *non*, III §. 144 M *quod non id*, V. *id quod non*, so ergibt sich klar, wie verkehrt die Methode ist, auf eine so haltlose Basis eine Schreibung gründen zu wollen, die eine hier ganz unerträgliche Härte dem Cicero zumuthet. Vergeblich beruft sich Fr. auf ganz vereinzelte Stellen bei Cicero: *Brut.* §. 255, *de off.* III 13; hier findet sich wohl auch die Singularität einer ungewöhnlichen Stellung der Negation, aber keineswegs in einer jeder lateinischen Empfindung so sehr hohnsprechenden Weise wie an unserer Stelle. — Dass Fr.s kritischer Apparat auch sonst in Anlage und Sorgfalt nicht allen berechtigten Anforderungen entspreche, wurde schon oben gezeigt. — Er ist auch für sich allein vielfach schlechthin unbrauchar. Man muss namentlich, wenn L in Frage kommt, stets Ellendt hervorholen, um sich genauer zu informieren. So z. B. finden sich in den Büchern de oratore Stellen, an denen Fr.s L bald OP und alle übrigen *integri* bedeutet, bald OP ohne ebendiese, bald alle *integri* ohne OP, bald OP mit einem Theile der andern *integri*, während die abweichende Lesart der übrigen *integri* gar nicht angemerkt wird. Hiefür einige Belege: p. 2, 15 *nobis ex* L. Nun haben *aut* nach *nobis* alle Handschriften außer OP und bei Ellendt Lagom. 2 und von zweiter Hand 81. — p. 3, 15 *enumerare* L. Das falsche *numerare* haben aber alle Handschriften außer OP und bei Ellendt 4 Lagom. — p. 8, 12 *coetus* 'om. M.' Also hat es L? Nein, *coetus* fehlt auch in OP, nicht jedoch in den übrigen *integri*. Ex silentio bedeutet demnach hier L alle Handschriften der vollständigen Classe, n u r n i c h t OP. — p. 106, 9 *esse tum* L, ib. *essent* om. L. Nein, vielmehr haben OP *tum Romae* ohne *esse* und ohne *essent*. Die übrigen *integri* nach Ellendt *cum Romae essent* oder auch *Romae esse tum*. M deckt sich mit Fr.s Text. — p. 122, 28 *facetius puto posse* L. Hier bedeutet L das einemal OP und alle *Lagomarsin. integri* — denn OP und alle *Lagomarsin. integri* haben *facetius puto* —, das anderemal OP allein ohne irgend eine lagomarsinische vollständige oder verstümmelte Handschrift, denn *posse* steht bloß in OP, in allen anderen Handschriften *esse*. — p. 119, 13 *istam enim ipsam* L. So haben nun bloß OP, alle übrigen *Lagomarsin. integri* haben weder so wie OP, noch wie M, sondern *ipsam enim istam*. — p. 119, 17 *nos iam longa* L. So haben OP Lg. 81, 84. Alle übrigen *integri* haben weder wie die genannten, noch wie M, sondern *n. l. i.* oder *l. i. n.* — p. 118, 35 *dicere* om. M. Also haben OP und alle *integri* '*tuo dicere*'?

Nein, fünfzehn *Lagomars.* haben bei Ellendt das richtige '*dicere tuo*', OP und die übrigen *integri* '*tuo dicere*'. War es denn nicht unerlässlich, dass an den drei letztgenannten Stellen gesagt wurde, alle oder fast alle *integri* hätten einen Text, der weder mit M noch mit L = OP (bezw. L = OP + Lg. 81, 84 etc.) stimme? — p. 125, 3 '*quid facere*' L. Nun aber fehlt *te* bloß in OP (und in Gudianus 1), dagegen in keiner einzigen Lagomarsiner Handschrift, weder *mutilus* noch *integer*, während *facere* statt *agere* OP und alle *integri* haben. Aus den angeführten Beispielen ergibt sich klar, dass ein Nichtkenner des Ellendt'schen Apparates und der Handschriften OP den jeweiligen Inhalt, den Fr. seinem Zeichen L gibt, auch nicht annähernd errathen kann. Den Standpunkt selbst aber, den Fr. in der Beurtheilung der Handschriften, und zwar sowohl des M in den Büchern *De oratore* und des L im *Brutus*, einnimmt, bekämpft Stangl a. a. O. auf das lebhafteste und erklärt ihn einfach für unhaltbar. Ein so entschiedenes Urtheil nun von so berufener Seite — denn Stangl ist zweifellos der hervorragendste Mitforscher auf diesem Gebiete und ein ausgezeichneter Kenner der bezüglichen Handschriften — ist jedenfalls von schwerwiegender Bedeutung. Was darum gegenwärtig vor allem zu wünschen bleibt ist, dass Stangl selbst mit seiner kritischen Ausgabe der Bücher *De oratore* nicht länger mehr zurückhalte. — In der Orthographie begegnet ein liebliches Nebeneinander und Durcheinander der widersprechendsten Formen. Neben *ecflorescat* und *ecferre* auch *effugere* und *efficitur*, *subtilis* und *suptilis*, *comprendere* und *comprehendere*, *iucundum* und *iocundum*, und besonders interessant ist die Vielgestaltigkeit der Conjunction, aber auch der Präposition *cum*, die in den Formen *quum, quom, qum* und *cum* begegnet, so z. B. *quibusquom* (de or. I §. 42), *quaquomque de re* (ib. §. 65) *quemquomque* (ib. §. 67). Diese Regellosigkeit kann durchaus nicht Forderung strenger Wissenschaftlichkeit sein. Von Druckversehen notierte ich mir: S. 319, Z. 7 lies *magnum* st. *manum*, S. 322, Z. 27 soll es heißen *a te rogatum* (*te* ist ausgefallen).

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Griechische Lehrbücher.

W. Kotthoff, Griechische Grammatik. Mit Rücksicht auf die neuesten Anforderungen an den Unterrichtsbetrieb der Gymnasien. Paderborn, F. Schöningh 1891. 8°, IX u. 180 SS.

Es wird für die Leser dieser Zeitschrift, insbesondere für die Lehrer des Griechischen an unseren Gymnasien, am zweckdienlichsten sein, eine kurze Angabe des Inhaltes dieser neuesten griechischen Grammatik voranzustellen, deren Entstehen nach der Versicherung des Verf.s durch das von Wetzel herausgegebene griechische Übungsbuch (vgl. Jahrg. 1890 dieser Zeitschrift S. 438 f.)

veranlasst worden ist. — Folgendes also der Inhalt des Buches: I. Theil: Grammatik, enthaltend *A*. Lautlehre (S. 1—6), *B*. Flexionslehre (S. 7—80), *C*. Syntax (S. 81—99) und einen Anhang: Homerischer Dialect (S. 99—101). II. Theil: Übungen und Beispiele (zu den drei eben vorgeführten Abschnitten der Grammatik (S. 102—126). III. Theil: Kleine Sätze und Vocabeln zur Syntax (S. 127—159). IV. Theil: Methodisches Herübersetzen (S. 160—165). V. Theil: Die griechischen Schulschriftsteller (Homer, die Dramatiker, Entwicklung des griechischen Dramas, die Geschichtschreiber, die Redner, Plato, Übersicht der Geschichte der griechischen Philosophie) S. 166—180. Endlich sind noch in einem Anhange (S. 179 bis 180) die Waffengattungen und gebräuchlichsten Längenmaße und Münzen der Griechen verzeichnet.

Man sieht leicht, dass die drei ersten Theile nur dadurch zustande gekommen sind, dass der in den übrigen Grammatiken im Zusammenhang gebotene Stoff in drei von einander räumlich getrennte Gruppen geschieden ist. Dass durch diesen pädagogischen Kunstgriff ein besonderer Vortheil erzielt werden könne, vermag Ref. nach seinem subjectiven Ermessen nicht recht einzusehen. Indessen will ich auf diesen Punkt nicht allzu großes Gewicht legen. Jedoch kann ich nicht umhin, hervorzuheben, dass in der Einschränkung der grammatischen und Formerklärung entschieden zu weit gegangen und der Thätigkeit des Lehrers meines Erachtens zu viel vorbehalten ist, was der Schüler denn doch auch in seiner Grammatik finden muss. Hievon ein paar Beispiele. Die gesammten Nomina der sogenannten dritten Declination, die nach bekannter veralteter Manier in contracta und non contracta geschieden werden, werden auf drei, sage drei Seiten abgethan. Es ist keine Andeutung in dem Buche zu finden, dass hier Nomina verschiedener Stammgattungen vorliegen, sondern es werden einfach die Paradigmata nebeneinandergestellt und in §. 11 noch „andere Beispiele“ gegeben. Der sparsame Kägi hat demselben Capitel dreizehn Seiten gewidmet. Es genügt nicht, dass der Lehrer die nöthigen Ergänzungen gibt, wenn nicht große Unsicherheit einreißen soll, da doch kaum zu hoffen ist, dass sämmtliche Schüler des Lehrers ergänzende und erläuternde Bemerkungen richtig aufschreiben, geschweige denn etwa nur gedächtnismäßig sich merken werden. In gleichem Maße tritt diese Sparsamkeit beim Verbum unangenehm hervor. Die Bemerkungen über die Bildung der einzelnen Tempora sind zu abgerissen und unvollständig, als dass sie genügen könnten. Der Verf. wird mir einwenden, ich sei ein Anhänger veralteter Pädagogik: im Unterrichte müsse aus dem concreten Falle die Regel abstrahiert werden. Wenn ich dies auch für den mündlichen Unterricht zuzugeben bereit bin, so muss meines Erachtens der Schüler doch auch ein Hilfsmittel in der Hand haben, aus welchem er vorkommendenfalls sich Aufklärung holen kann, und dieses ist in

unserem Falle eben die Grammatik, die in systematischer Reihenfolge einen Abriss des für die Schule nothwendigen Stoffes geben soll. Wie weit der Verf. seine Abstractionstheorie getrieben hat, geht daraus hervor, dass er nicht einmal von den Verben der sogenannten Mischclasse die verschiedenen Stämme angegeben hat, um die Denkfaulheit der Schüler nicht zu unterstützen. Ja, aber der Schüler verfällt leider nicht selten in den allgemein menschlichen Fehler des Vergessens, und was dann? Die Folge ist ein unsicheres Hin- und Herschwanken. Ich erkläre ganz unumwunden, dass mir auch heutzutage jene grammatischen Lehrbücher die liebsten sind, die in bündiger Kürze die klar gefasste Regel an die Spitze stellen. Sache des Lehrers ist es, den Schüler durch geeignete Fragen zur Auffindung der Regel zu führen. — Wenn der Verf. dieser griechischen Grammatik so sparsam sein will in allem, was grammatische Erklärung anlangt, warum hat er denn im fünften Theile einen Auszug der auf die Schullectüre sich beziehenden Abschnitte der Literaturgeschichte gegeben? Konnte dies nicht viel leichter noch als jene, die grammatische Erklärung, dem Vortrage des Lehrers vorbehalten bleiben? Und sehr unangenehm wird im Unterrichte sich bemerkbar machen, dass gar mancher Lehrer in den Ansichten über Homer und die homerischen Gedichte von den in unserem Buche vorgetragenen recht wesentlich abweichen wird. Schon aus diesem Grunde würde es sich empfehlen, den Abschnitt über Literaturgeschichte ganz zu streichen. Ich will mich nicht weiter auf den früher angedeuteten Gegenstand (grammatische Erklärung, Paradigmen usw.) einlassen, sondern hebe nur hervor, dass ich, wenn ich auch im allgemeinen meine Bedenken gegen diese neueste griechische Grammatik (richtiger wohl „Schul"grammatik) nicht verhehlen konnte, nicht in Abrede stellen will, dass der Verf. derselben im einzelnen meistens guten pädagogischen Tact und fast durchgehends entsprechende Sorgfalt gezeigt hat, z. B. in der Übersicht der Pronomina, in den Partien der allerdings gar zu kurz abgethanen Syntax, in welchen das Lateinische zum Vergleich herangezogen ist, in der Wahl der Beispiele. Manches wünschte ich freilich anders und richtiger. Was z. B. S. 6 (§. 11) über angebliche Metathesis gesagt ist (*κλη-τός* aus **καλ-τός*), ist bekanntermaßen mehr als zweifelhaft, wie der Verf. leicht aus Brugmann, Griech. Grammatik.² S. 75 hätte ersehen können. Aber freilich hat er weder die eben genannte, noch G. Meyers Grammatik unter den von ihm S. IX namhaft gemachten Hilfsmitteln aufgeführt. Es ist ferner längst nachgewiesen, dass *τιμᾶν* nicht aus **τιμά-ειν* (§. 36), sondern aus **τιμά-εν* hervorgegangen ist. Wie kann man weiter von den „gewöhnlichen" Aoristendungen *α* (*ἁμην*) sprechen (vgl. §. 39, 1)? Von einem a b l a t i v i s c h e n Dativ (vgl. S. 84) kann man nur im Sinne des Lateinischen reden, vom wissenschaftlichen Standpunkte muss man diesen Dativ den instrumentalen oder sociativen heißen. Ein sehr stören-

der Druckfehler ist §. 26 ὅδ (Acc. sing. neutr.) für ὅ. Keinen Gefallen kann ich finden an den Verbindungen „Neutrum Plural“ (§. 51), „Conjunctiv Aorist“ (§. 73, 1), „Indicativ Futur“ (§. 82).

Ohne mich auf den Abschnitt „Methodisches Herübersetzen“ näher einzulassen, glaube ich im allgemeinen mein Urtheil über diese Grammatik dahin abgeben zu dürfen, dass sie trotz einiger Vorzüge nicht geeignet ist, erprobte ältere Arbeiten zu verdrängen. Vor allem aber, fürchte ich, wird trotz des scheinbaren tieferen Eindringens durch Induction, worin eben eine Täuschung vorliegen dürfte, durch ein solches Buch mehr die Unsicherheit des Wissens großgezogen, als durch jene früher genannten.

Dr. H. A. Schnorbusch und Dr. F. J. Scherer, Griechische Sprachlehre für Gymnasien. Fünfte, verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1891. 8°, VI u. 278 SS.

Diese neue Auflage der in der Aufschrift aufgeführten Grammatik, deren dritte Auflage im Jahrgang 1877, S. 761 f. von A. Goldbacher, deren vierte von mir im Jahrgang 1885, S. 624 f. besprochen worden ist, unterscheidet sich von der vorausgehenden hauptsächlich durch ausgiebige Kürzung (278 gegen 376 Seiten der vierten Auflage). Und zwar ist vor allem die Formenlehre, welche in der früheren Auflage vielen überflüssigen Ballast enthielt, mit Recht um 67 Seiten gekürzt worden. Hievon sind besonders betroffen worden die auf die Lautlehre bezüglichen Paragraphen, deren Inhalt zum Theil in zweckdienlicherer Weise vertheilt wurde. Theils sehr eingeschränkt, theils ganz ausgelassen sind die auf das Geschlecht der Substantiva bezüglichen Auseinandersetzungen, die allgemeinen Bemerkungen vor den Declinationen und die besonderen zu den einzelnen Declinationen. Ganz ausgelassen ist ferner die Übersicht der Nominativ- und Genetivausgänge (§. 195 der 4. Auflage), die Übersicht der Ausgänge aller Formen eines Verbums auf -ω (§. 246 der 4. Auflage). Sehr gekürzt ist ferner das Capitel von der Augmentation und Reduplication und die Lehre von den Präpositionen (etwas mehr als 5 SS. gegen 15 der 4. Auflage). Zu bedauern ist meines Erachtens, dass auch das Capitel von der Wortbildung (S. 181—191 der 4. Auflage) ganz gestrichen worden ist. Es hätte zweckgemäß gekürzt und das Fehlerhafte gebessert werden sollen. In weit geringerem Umfange ist die Syntax von diesem Kürzungsverfahren betroffen worden (116 SS. gegen 141 der 4. Auflage). Hier trifft die Ausscheidung entbehrlichen Stoffes und präcisere Fassung vornehmlich die einleitenden Partien und die Lehre von den Pronomina. Abgesehen von den eben aufgeführten Veränderungen ist das Buch der Hauptsache nach gleich geblieben, wenn auch durch zweckmäßigere Textierung manche Partie, wie auch im Vorworte hervorgehoben ist, an Schärfe, Einfachheit und Übersichtlichkeit gewonnen hat. Freilich könnte im einzelnen durch die Aufnahme der gesicherten Ergebnisse der Sprachwissenschaft

manche Partie der Formenlehre noch wesentlich verbessert werden. Insbesondere gilt dies von dem Abschnitte über den homerischen Dialect, der mit geringen Ausnahmen (z. B. Weglassung der Fußnote auf S. 334 der 4. Auflage) nach Inhalt und Umfang der früheren Darstellung gleich ist. Z. B. könnte nachgerade endlich einmal genügend begründet sein, dass βασιλῆος nicht aus *βασιλευ-ος hervorgegangen ist, sondern die ursprüngliche Form darstellt. Doch ich will mich auf Besprechung von Einzelheiten nicht einlassen und nur noch der Hoffnung Ausdruck geben, dass die Hrn. Verff. bei einer künftigen Auflage auch in dieser Hinsicht ihrem Buche die wünschenswerte Sorgfalt angedeihen lassen werden.

Dr. F. Hahne, Kurzgefasste griechische Syntax. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1891. 8°, IV u. 110 SS.

Diese kurzgefasste Syntax bildet eigentlich den zweiten Theil zu der von demselben Verf. herausgegebenen griechischen Elementargrammatik, deren zweite (1889 erschienene) Auflage ich im Jahrgang 1890 dieser Zeitschrift S. 433 f. einer kurzen Besprechung unterzogen habe. Wie der Verf. in dem Vorworte sagt, hat er dieser Bearbeitung zum Theil die Halm'schen Regeln zugrunde gelegt, welche, wie bekannt, in den von Halm selbst bearbeiteten Auflagen seiner Übungsbücher den Übungsstücken vorausgeschickt waren. Den äußeren Anlass hiezu bot der Umstand, dass die eben erwähnten Halm'schen Übungsbücher am „Neuen Gymnasium" zu Braunschweig eingeführt sind. Da jedoch in der von Fesenmair nach Halms Tode besorgten Neubearbeitung die oben erwähnten Regeln nicht mehr vorhanden sind, so soll eben die vorliegende kurzgefasste Syntax diesen Mangel ersetzen. Unsere Arbeit unterscheidet sich nicht wesentlich von Bearbeitungen ähnlicher Art. Der grammatische Stoff ist nach den geläufigen Kategorien gegliedert und die Übersicht durch Theilüberschriften nicht unwesentlich erleichtert. Man vergleiche z. B. die Lehre vom Artikel, die in folgende Unterabtheilungen (§. 1—7) zerfällt: Bedeutung und Gebrauch des Artikels; Gebrauch des Artikels bei Eigennamen; Fälle, in denen der Artikel nicht steht; Stellung attributiver und prädicativer Bestimmungen bei einem mit dem Artikel versehenen Substantiv; der Artikel bei Pronominibus; der Artikel in der Apposition und bei Cardinalzahlen; substantivierende Kraft des Artikels. Die Darstellung entspricht im ganzen den Anforderungen, die man nach dem gegenwärtigen Standpunkte des Wissens an eine solche zu stellen berechtigt ist; die Fassung der Regeln lässt an Deutlichkeit und Bündigkeit nichts zu wünschen übrig, die Auswahl der aus Xenophons Werken (größtentheils aus der Anabasis) genommenen Beispiele, denen in zweckentsprechender Weise die Angabe der Stelle beigefügt ist, ist gleichfalls eine passende. So wird die Arbeit ihrem Zwecke jedenfalls vollständig genügen. Ich bemerke zum Schlusse noch, dass die vor-

liegende Syntax meines Erachtens neben jeder beliebigen Formenlehre gebraucht werden kann.

Dr. A. Kägi, Griechisches Übungsbuch. Erster Theil: Das Nomen und das regelmäßige Verbum auf -ω. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, VIII u. 147 SS.

Der Inhalt von Kägis' Übungsbuch, das den von erfahrenen Pädagogen und auch von den preußischen Directorenversammlungen wiederholt als volles Pensum für das erste Unterrichtsjahr bezeichneten griechischen Übungsstoff enthält, ist schon durch den Titel hinlänglich gekennzeichnet. Es sind im ganzen 92 theils griechisch-deutsche, theils deutsch-griechische Stücke geboten (S. 1—98) und zwar in der Art, dass die Einübung der einzelnen Partien der Formenlehre zunächst in einzelnen Sätzen erfolgt, die trotz der wiederholt erhobenen Bedenken auch nach meinem Dafürhalten als das passendste Mittel zur Erreichung dieses speciellen Zweckes zu betrachten sind. Mit Recht sind aber nach Absolvierung gewisser Partien zusammenhängende griechische Stücke historischen Inhaltes dazwischengeschoben, welche wesentlich zur Belebung des Unterrichtes beizutragen geeignet sind. Solche Stücke sind 15, 17, 37, 53, 59, 69, 70, 77, 84, 85. Die Stücke 86—92 endlich (S. 82 bis 98) enthalten eine zusammenhängende Erzählung „Aus dem Leben Alexanders des Großen", die nach einem einleitenden Abschnitte „Makedonien und Philippus" die Feldzüge des großen makedonischen Königs bis zur Schlacht bei Issus im Anchlusse an Arrians Anabasis enthält. Was die Wahl des Stoffes anlangt, so ist dieselbe nach den von mir angestellten Proben eine durchaus lobenswerte. Besonders bemerke ich, dass die Einzelsätze, soweit ich sie durchgesehen habe, mit Sorgfalt und höchst anerkennender Rücksichtnahme auf den Inhalt ausgewählt sind. Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes sei nur hervorgehoben, dass sich dieselbe in der Hauptsache dem methodischen Lehrgange der Grammatik anschließt, und dass nur einige wenige Partien der Verbalflexion in die Declination hineinverarbeitet sind, nämlich Stück 13 Imperf. Act. und Medio Passiv und das syllabische Augment, St. 23 das temporale Augment und das Augment in Compositis, St. 26 Indicativ, Infinitiv und Participium Futuri und Aoristi Act. und Medii. Um meine oben begonnene Angabe des Inhalts unseres Übungsbuches zu vervollständigen, sei ferner angeführt, dass S. 99—102 ein Verzeichnis von 30 sehr knapp und bündig gehaltenen syntaktischen Regeln gegeben ist, auf welche der Schüler vorkommendenfalls verwiesen wird. Auf S. 103—130 findet sich ein Vocabular, das nach den einzelnen Stücken geordnet ist, S. 131—141 ein griechisches Wörterverzeichnis und S. 141—147 ein Wörterverzeichnis zu den deutsch-griechischen Stücken. Jedoch sind diese beiden Wörterverzeichnisse so angelegt, dass neben jedem einzelnen Worte nur die Nummer des Stückes angegeben ist, in welchem es vorkommt.

Wenn auch die eben gegebenen Bemerkungen über die Einrichtung unseres Übungsbuches genügen, um den Leser in richtiger Weise darüber aufzuklären, so möchte ich doch nicht unterlassen, noch nachdrücklich zu betonen, dass die ganze Arbeit Kägis, an der nach der Versicherung des Verf.s auch die Professoren Spillmann, Surber und Walder einige Verdienste haben, den Eindruck größter Sorgfalt und Solidität macht und deutlich erkennen lässt, wie sich der Verf. keine Mühewaltung verdrießen ließ, um eine wirklich gediegene Arbeit zu liefern. Insbesondere möchte ich jüngeren Lehrern die Lectüre des Vorwortes empfehlen, das in gedrängter Kürze eine vortreffliche Auseinandersetzung über die Methode des griechischen Anfangsunterrichtes und die dabei zu verwendenden Lehrbücher enthält. Namentlich muss ich mich mit Kägis Ausführungen gegen die neue, vielgerühmte Methode des abgekürzten Verfahrens im Erlernen der griechischen Sprache vollkommen einverstanden erklären. Auch ich glaube, dass „eine wirkliche Kenntnis des Griechischen nur durch gründliche grammatische Schulung und tüchtige Übung der Elemente zu erreichen" ist.

A. Nicolai, Materialien zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. 3. Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, IV u. 156 SS.

Diese nach Regeln geordnete, für obere Classen, vorzugsweise für Secunda bestimmte Sammlung enthält eine sehr beträchtliche Anzahl von unzusammenhängenden Stücken (S. 1—107), welche zur Einübung der syntaktischen Regeln dienen sollen. „Die mit *A* bezeichneten Materialien sind bestimmt, nach Durchnahme des betreffenden syntaktischen Capitels sofort mündlich übersetzt zu werden und deshalb mit einer genügenden Menge von Vocabeln versehen worden; die mit *B* bezeichneten enthalten längere Sätze und sind für schriftliche Bearbeitung berechnet." Diese aus dem Vorworte der ersten Auflage herausgehobenen Worte charakterisieren die Einrichtung und den Zweck dieser Materialien vollständig. Nur muss hinzugefügt werden, dass auf S. 108—130 in einem Anhange noch 24 Stücke zu freierer Bearbeitung geboten sind und dass den Übungsstücken ein Vocabularium beigegeben ist (S. 131—156). Das Buch enthält Übungsbeispiele in mehr als hinreichender Zahl und ihre Auswahl und deutsche Form scheint mir entsprechend [1]). Wenn der Verf. in der Vorrede zur ersten Auflage ausdrücklich bemerkt, dass ihn in der Auswahl und Berücksichtigung der Regeln die Grammatiken von Curtius und Koch geleitet hätten, so ist bei der Anlage des Buches kein Zweifel, dass es auch neben anderen

[1]) Bei flüchtiger Durchsicht ist mir S. 24 (B 3) folgende fehlerhafte Verbindung aufgefallen: »Diesen nun tödtete Bagoas, der Staatskanzler, Eunuch nach seiner Körperbeschaffenheit und von verbrecherischer Natur«.

systematisch angelegten Grammatiken mit Erfolg gebraucht werden kann.

Ribbeck W., Griechisches Elementar-Lesebuch. Berlin, L. Simion 1891. 8°, 144 SS.

Der Inhalt dieses Lesebuches, der im Anschlusse an desselben Verf.s griechische Grammatik hergestellt ist, zerfällt in zwei Abtheilungen. Der erste Cursus (S. 1—60) enthält 73 Stücke mit Einzelsätzen und 54 Fabeln und Erzählungen, der zweite Cursus (S. 61—94) 30 Stücke mit Einzelsätzen und vier zusammenhängende Stücke (die Schlacht bei Leuktra, Romulus und Remus, Adrastos und Kroisos, Peisistratos). Die Stücke des ersten Cursus dienen zur Einübung der Declination der Nomina und Pronomina, Komparation der Adjective, Zahlwörter und der Flexion der Verba auf -*ω*, die des zweiten Cursus zur Einübung der Verba auf -*μι*. Der Lehrgang des ersten Cursus, nicht gerade wesentlich verschieden von dem anderer ähnlicher Lehrbücher, wird vom Verf. selbst in dem Vorworte folgendermaßen angegeben: Schon vom dritten Capitel an wird das Verbum verwendet (Indicativ *εἰμί* zuerst ohne Inclination und *ἦν* schon vorher), und zwar, was durchaus unschädlich ist, von Impuris sowohl, wie von Puris (nicht contractis) der Indicativ Präsentis und das Imperfectum, sowie in Verbindung mit den Declinationen die Participia. Die weitere Tempusbildung ist zunächst auf das Verbum purum (nicht contractum) beschränkt, und zwar auf den Indicativ (und Participia) nur von Simplicibus und nur mit syllabischem Augment. Imperativ, Infinitiv, Conjunctiv und Optativ (auch von *εἰμί*) folgen allmählich nach in solcher Ordnung, dass das ganze Verbum purum gleichzeitig mit Nomen und Pronomen erledigt ist. Erst dann kommt die Tempusbildung der Stämme auf einen kurzen Vocal, dann die Contractionen, dann die Verschiedenheiten des Augments und die Besonderheiten der Composita.“ Wenn ich noch hinzufüge, dass nach der Versicherung des Verf.s die meisten Stellen (natürlich mit Ausnahme der ersten Sätzchen) griechischen Originalen und zwar zumeist Xenophon entnommen sind, so glaube ich das vorliegende Übungsbuch den Lesern dieser Zeitschrift hinlänglich charakterisiert zu haben. Nur noch zwei Bemerkungen füge ich hinzu. Sämmtliche Stücke entbehren jeglicher grammatischen Hinweise oder anderen Anmerkungen, und an der Spitze des Lesebuches findet sich ein Kanon von 20 Paragraphen, der „Bemerkungen zu dem Wörterverzeichnisse“ enthält. Gewisse Angaben nämlich, die dem Schüler aus der Grammatik bekannt sein müssen, und andere allgemeinere Bestimmungen, z. B. dass alle Wörter auf -*μα* mit Ausnahme von *ἡ τόλμα* sächlichen Geschlechtes sind, dass die Wörter auf -*ας* ohne Genetivbezeichnung, wenn sie Barytona sind (doch auch *Νουμᾶς*), nach der ersten Declination gehen usw., sind hier vorausgeschickt. Man sieht leicht, dass es ein pädagogisch-didak-

tischer Grund ist, der den Verf. zu diesem Verfahren bewogen hat. Sollte aber nicht auch hier der Grundsatz gelten: „Allzu scharf macht schartig", und es demnach nicht vielleicht doch räthlicher sein, dem Jungen, der Griechisch zu lernen beginnt, diese Angaben bei jedem einzelnen Falle in dem Wörterverzeichnisse mitzutheilen, zumal die griechische Sprache ohnehin schwierig genug ist und pädagogischer Kunststücke zur Erschwerung der Arbeit nicht bedarf?

Innsbruck. Fr. Stolz.

Robert Thomas, Zur historischen Entwicklung der Metapher im Griechischen. Doctordissertation. Erlangen, E. Th. Jacob 1891. 8°, 114 SS.

Das weite, aber auch dornenreiche Gebiet der griechischen Bedeutungslehre zählt nicht allzuviele Bearbeiter. Um so willkommener muss jeder Beitrag zur Aufhellung desselben sein. Einen solchen wertvollen Baustein liefert obige Dissertation, die sich zur Aufgabe gemacht hat, an 83 Wörtern aus der griechischen Literatur, von Homer bis zu Pindar, Äschylus und ihren Zeitgenossen und unter Berücksichtigung der in den behandelten Zeitraum fallenden griechischen Inschriften die metaphorische Bedeutung historisch zu prüfen. Th. behandelt hiebei nur die sogenannten „Sprachmetaphern", d. h. jene Metaphern, die allgemeines Sprachgut sind, welche von dem einzelnen ungesucht gebraucht werden, während die sogenannten „Autormetaphern" (vgl. Fr. Brinkmann, Die Metaphern I, Bonn 1878, S. 41) bekanntlich als rhetorisches oder poetisches Kunstmittel nur von gewissen Schriftstellern selbständig gebildet und angewendet werden. Die Ausführung der Th.'schen Arbeit verräth anerkennenswerte Besonnenheit. Der Verf. ist weit entfernt von dem Glauben, dass in allen Fällen die für uns erst nach Homer auftretenden Metaphern nicht vielleicht schon zu Homers Zeiten geläufig waren. Er vergisst auch nicht, dass die berücksichtigten Sprachdenkmäler nicht immer eine ungetrübte Quelle, nicht immer ein getreues Abbild der damaligen Umgangssprache bieten. Schließlich sind Sprach- und Autormetaphern manchmal durch eine so dünne Scheidewand getrennt, dass die Einreihung in die eine oder andere Kategorie zweifelhaft sein kann. Zumeist handelte es sich um die Constatierung der Thatsache, dass ein Wort bestimmte Zeit hindurch nur im eigentlichen Sinne, seit einer bestimmten Literaturperiode aber auch metaphorisch gebraucht erscheint. Th. gieng aber auch mit Fleiß und Scharfsinn auf die weitere Entwicklung eines Wortes innerhalb der übertragenen Bedeutung, sowie auf das Verhältnis der betreffenden Metapher zur Grundbedeutung ein. So wird z. B. bei *πρήσσειν* (S. 84 ff.) von der ursprünglichen Bedeutung „durchfahren" ausgegangen und zur metaphorischen Verwertung „vollenden" vorgeschritten; von der

Grundbedeutung erscheint es losgelöst in der Bedeutung „thun“, die zuerst bei Xenophanes fr. 1, 16 *τὰ δίκαια δύνασθαι πρήσσειν* belegt sein soll. Die Fortentwicklung der Bedeutungen ist oft sehr interessant. In vielen Fällen bestehen nämlich beide Bedeutungen (Grundbedeutung und Metapher) ruhig nebeneinander; öfters aber unterliegt die ältere dem Gebrauche der jüngeren. So stirbt die ältere, von den Lexicis nicht erwähnte Bedeutung von *ἀνύειν* „eine Strecke im Raume durchmessen, zurücklegen“ (Hom. ο 294) ab und macht der jüngeren „vollenden, ausrichten“ Platz; denselben Process macht z. B. auch *κελεύειν* (S. 46) und *κωφός* (S. 48 ff.) durch. Allein die jüngere Bedeutung entspringt nicht immer der Übertragung, sondern entwickelt sich auch aus einer Beschränkung der Grundbedeutung. Der Übergang der ursprünglichen Bedeutung von *διώκω* „in rasche Bewegung setzen, dahintreiben“ (Hom. Θ 439: *Ζεὺς ... Ἴδηθεν εὔτροχον ἅρμα καὶ ἵππους Οὔλυμπόνδε δίωκε*) zur jüngeren Bedeutung „verfolgen“ verdankt sein Entstehen dem Umstand, dass die Anwendung des Wortes auf l e b e n d e, in feindlicher Absicht vor sich hergetriebene Wesen eingeschränkt wurde. „Wir haben hier den Bedeutungsübergang der Determination“ (S. 35).

Th. fühlte sich, wie es in der Natur des Themas liegt, auch zu etymologischen Versuchen manchmal verlockt. Ansprechend erscheint mir seine Ableitung des Wortes *ἀκραής*, das gewöhnlich auf *ἄκρος* und *ἄημι* zurückgeführt wird. Thomas schlägt vor, darin eine Bildung vom Stamme *κρα*(miscere) mit *α* priv. zu sehen; *ἀκραής* hieße also zunächst „ungemischt“. Man begreift auch dieses Epitheton bei *ἄνεμος* (ein reiner, nicht mit anderen Winden kämpfender Wind), wenn man sich an den Gegensatz bei Homer ε 317 *δεινὴ μισγομένων ἀνέμων ἐλθοῦσα θύελλα* erinnert.

Nachdem wir die wichtigsten Gesichtspunkte der Th.'schen Arbeit hervorgehoben haben, wird vielleicht noch die Angabe der behandelten Nomina und Verba dem Leser nicht unerwünscht sein. Es sind folgende: *Ἀγών, ἀέναος, ἄκραος, ἄκρος, ἀνύω, ἄξιος, ἅπτομαι, ἀρκέω, ἁρμόζω, ἁρμονία, ἄρχω, ἀσκέω, ἀφίσταμαι, ἄχθος, βαθύς, δείκνυμι, δεξιός, δέχομαι, διάγω, διακρίνω, διέρχομαι, διώκω, εἰσέρχομαι, ἐλεύθερος, ἐναντίος, ἐπιχειρέω, ἔσχατος, εὐθύνω, ἡγεμών, ἡγέομαι, ἥμερος, θερμός, θεσμός, καθαρός, καθίστημι, κελεύω, κέρας, κρύπτω, κωφός, λέγω, λεῖος, λήγω, λόφος, λύω, μακρός, μαραίνω, μαστός, μέσος, μέτρον, μιαίνω, μιαρός, νωμάω, ξένος, ὁδός, ὀρθός, ὀρθόω, πιέζω, πικρός, πίπτω, πλάσσω, πλέος, πόρος, πρέπω, πρήσσω, προέχω, σκαιός, συμβάλλω, συνίημι, σφάλλω, τέρας, τέρπω, τόκος, τραχύς, ὑπερβάλλω, φέρω, φεύγω, φράζω, φυτεύω, χώρα, ὠμός.*

Wer mit griechischer Bedeutungslehre sich beschäftigt, wird mit Vergnügen die in Rede stehende Abhandlung lesen und gewiss mit dem Ref. eine baldige Fortsetzung derselben wünschen.

C i l l i. Dr. J. S i m o n.

A. Pais, Il teatro di L. Anneo Seneca. Torino, Loescher 1890. 8°, 136 SS.

Der Verf., der schon früher mit einem Schriftchen über Seneca hervorgetreten ist, behandelt in diesem Werke die wichtigsten auf die Tragödien Senecas bezüglichen Fragen in umfassender Weise. Das ganze für ihn in Betracht kommende Material, alle erschienenen Bücher hat er sich zu verschaffen gewusst und einem genauen Studium unterworfen. Er gibt jedoch nicht nur eine gute Einführung in die Untersuchungen, sondern bemüht sich auch mit seiner Kritik einzusetzen und eigene Ansichten zu entwickeln.

Das Buch zerfällt, nachdem Vorwort und Einleitung vorausgeschickt sind, in drei Capitel: l'autenticità, le fonti und il merito letterario delle tragedie. In einem Anhange werden dann die Handschriften, Ausgaben und Metra kurz aufgezählt.

In der Einleitung wendet sich der Verf. gegen Leo, der in observ. VIII, wo über die tragoedia rhetorica gehandelt wird, Ovids Medea mit Recht als Vorläufer dieser neuen Art hinstellt und nur beiläufig die Vermuthung hinzufügt, dass vielleicht schon Varius auf dem Gebiete vorangegangen sein könne. Behauptet hat Leo über ihn und am allerwenigsten über Asinius Pollio nichts, was ja auch unmöglich ist, da wir über beide nichts wissen. Pais aber sucht sie umständlich von jedem Verdachte zu reinigen — eine unnöthige und der Gründe entbehrende Auseinandersetzung. Auch sein Widerspruch, den er, von dem Bestreben geleitet, Seneca als ein ausschließliches Product seiner Zeit zu erklären, gegen die trag. rhet. erhebt, zeigt, dass er Leo hier wohl nicht ganz verstanden hat.

In Cap. I erörtert der Verf. die Frage, ob dem Philosophen Seneca alle Tragödien gehören. Damit verknüpft er die Untersuchung über die Aufführung oder die Möglichkeit derselben. Nach Durchnahme der bekannten Ansichten kommt Pais zu dem Schlusse, dass der Philosoph Tragödien geschrieben habe und sie wohl für die Bühne berechnet waren, umsomehr, da viele Einzelheiten, wie z. B. das Citieren der unterirdischen Götter, Med. 740 ff., sich ohne diese Annahme nicht erklären lassen. Allerdings gilt Pais beides nur für Troad., Medea, Phaedra, Herc. fur. und vielleicht für Thyest.: die übrigen hält er für unecht. Wir haben geglaubt, dass die Controverse über die Echtheit der Stücke durch Leo endlich zum Abschlusse gebracht sei, werden aber durch Pais eines anderen belehrt. Hat Leo nach genauer Prüfung, die sich auf metrische, grammatische und inhaltliche Sachen beziehen, Agamemnon, Oedip., Phoeniss. und den ersten Theil des Herc. Oet. als Eigenthum Senecas erklärt, so sollte man doch von dem Verfechter der entgegengesetzten Ansicht neue und schwerwiegende Gründe erwarten. Wie es aber um sie bestellt ist, werden wir, da dieser Punkt von den wirklich neuen der wichtigste ist, etwas genauer und im Zusammenhange darlegen. Ein Hauptbeweis ist dem Verf. die Annahme, dass jene vier nicht aufgeführt werden konnten. Nun ist von den

Phoen. lange bekannt, dass sie von vornherein nicht für die Bühne geschrieben sind; bestehen sie doch, wie Leo bewiesen hat, aus zwei verschiedenen unter rhetorischem Gesichtspunkte abgefassten Überredungsscenen. Pais schließt sich diesem Urtheile an, wiederholt auch kurz die Begründung, fügt aber dann nur die Conjectur hinzu, beide stammten nicht von Seneca; Beweis fehlt jedoch ganz! Den Anfang des Herc. Oet. bilden nach Leo zwei Scenen, die von Seneca herrühren, das übrige stammt von einem Späteren, der auch alles zu einem Stücke zusammenfasste. Warum hält P. auch den ersten Theil (bis v. 706) für unecht? Der Charakter der Deianira sei nicht allein im ersten und zweiten Theile verschieden gezeichnet, sondern schon im ersten Theile selbst mache sich diese Verschiedenheit geltend. Das können wir durchaus nicht zugeben. Deianira ist noch v. 473 ff. entschlossen, sich an ihrem Gatten zu rächen, denn sie spricht jene Worte nur, um die Amme zu beruhigen; ebenso heuchelt sie v. 541 ff. Ferner sind die geographischen Irrthümer und Ungenauigkeiten absolut keine Stütze, da sie auch in den wirklich echten Stücken vorkommen; vgl. die Sammlung bei Leo S. 202. Dies ist alles, was es Pais wahrscheinlich macht, dass beide Theile sogar von derselben Hand geschrieben seien; die Unmöglichkeit beide zu vereinigen beachtet er dabei nicht. Einzusehen vermögen wir dann nicht, weshalb der Oedipus nicht bühnenfähig war. Der zwischen v. 769 und 1034 obwaltende Widerspruch kann nicht urgiert werden. Aber der Sentenzenreichthum und die lange Beschreibung des Opfers und der Unterweltsscene! Hat denn eine einzige Tragödie Mangel an Sentenzen und ist die Beschreibung des Hades im Herc. fur. und die ganze Giftmischerei in der Medea weniger langweilig? Ein anderer Grund für die Unechtheit soll dann der Unterschied der Charaktere von denen in den echten Tragödien sein: Sen. übertreibe wohl die Farben und mache den Charakter krankhaft, hier aber sei keiner gezeichnet. Nun sind die von Sophokles gegebenen Hauptcharaktere, Oedipus und Jocasta, im Grunde von Seneca festgehalten, man sehe aber, wie er sie verbildete. Oedipus, ängstlich und bußfertig im Anfange, wird, als alles am Tage liegt, maßlos in seiner Wuth und berauscht sich sozusagen an seiner Selbstbestrafung. Jocasta, leichtfertig wie bei Soph., verfällt schließlich demselben Paroxysmus. Wir wüssten nicht, was man mehr Übertreibung nennen könnte. Ein Beweis endlich — er ist von Pais beim Oedipus an die Spitze gestellt — beruht darauf, dass der Verf. dieses Stückes sich angeblich nur an ein griechisches Modell gelehnt habe, ein von Sen. nicht beliebtes Verfahren. Aber für Sen. stimmt es nicht. Der 'echte' Herc. hat doch nur allein Eur. Herakl. zum Vorbilde. Pais hat sich selbst S. 67 adn. diesen Einwand gemacht, aber seine Erklärung, es würde der Herc. auch eine Ausnahme sein können und dann zeigten die eingeführten Veränderungen, dass der Verf. dieses derselbe sei wie der der Troad., ist doch zu leicht, um ernstlich ins Gewicht

fallen zu können. Übrigens werden wir unten darlegen, dass Sen. ebensowenig im Oedip. nur das eine griechische Exemplar benutzt hat wie im Agamemnon. Warum ferner Agamemnon nicht aufzuführen war, wird nicht weiter angegeben, freilich, es gibt auch keinen Grund. Die etwa auffälligen Dinge in diesem Stücke hat Leo eingehend beleuchtet und erklärt, Pais aber begnügt sich S. 97 damit, sie im Auszuge zu geben und dann die Tragödie mit den anderen Seneca abzusprechen. Hinsichtlich der Ähnlichkeit des Prologs mit dem des Thyest, für die Sandström noch als Zeuge genannt wird, verweist Ref. auf seine Schrift: De rat. inter Sen. et antiq. fab. rom. interc. Rost. 1887, p. 67. Die Ausführungen Cap. III, S. 125 sind zu allgemein, als dass sie als Beweiskraft in Betracht kämen.

In Cap. II (fonti) wird der einzelnen Untersuchung eine kurze Inhaltsangabe eines erhaltenen griechischen Modells und eine des betreffenden Werkes Senecas vorangeschickt. Neue Aufschlüsse von größerem Werte finden sich nicht. Im allgemeinen ist zu bemerken, dass der Verf. Senecas freier Erfindung einen zu großen Spielraum gewährt, im einzelnen: für Phädra und verwandte Fragen verweisen wir jetzt auf Wilamowitz, Eur. Hippolyt.; beim Thyest ist Pais die Berichtigung Wilamowitzens (Anal. Eur. S. 139 u. 255) entgangen, dass nämlich Eur. diesen Vorwurf nicht in den Cressae, sondern im Thyest behandelte. Eingehender müssen wir die Quellenanalyse des Oedipus und Agamemnon besprechen. Die zwischen Sen. Oed. und Stat. Theb. IV, 406 ff. herrschende Übereinstimmung hatte Braun als Abhängigkeit des Tragikers von dem Epiker bestimmt. Pais lässt es unentschieden, natürlich, da er die Unechtheit vertritt. Nun ist die Sache gerade umgekehrt. Für unsere Beurtheilung erscheint wichtig die Einführung der Manto. Bei Sen. sagt sie dem Vater die ungünstigen Opferzeichen an, in der Beschwörungsscene ist sie stumme Person, über den Erfolg berichtet dann Creon dem Oedipus. Statius verzichtete auf das Opfer, die Manto wollte er nicht entbehren: sie übernimmt die Rolle, die sie bei Sen. in der ersten Scene hat. Um noch einige nur aus der Trag. entlehnte Stellen des Stat. zu geben, vgl. I, 45 u. 71 mit Sen. 965; Stat. I, 48 mit Sen. 949; 53 ff. mit 971 ff., 233 mit Sen. 239 u. 634 ff. Dass übrigens die Geisterbeschwörung von Sen. selbständig, ohne Rücksicht auf ein griechisches Vorbild eingeführt ist, hat Pais richtig gesehen. Ähnliche Darstellungen hat Sen. jedoch, wie wir wissen, bei anderen Autoren, z. B. Verg. VI, 235, gefunden und auch reichlich ausgebeutet. Lässt sich aber die Opferscene und die Figur der Manto anderswo finden und erklären? Wir bejahen die Frage und bringen hier den Beleg. In Soph. Ant. v. 988 tritt Tiresias, von einem Knaben geleitet, auf; v. 1005 ff. erzählt er den ungünstigen Erfolg des Brandopfers, dessen Zeichen ihm der Knabe gemeldet hat. Diese Stelle hat Sen. die Handhabe zu der in seiner Art umgestalteten Beschreibung gegeben. Manto

als Führerin zu nennen lag nahe, überdies wird sie Eur. Phoen. 833 f. in ähnlicher Situation erwähnt. Weiter muss man Benutzung der Antig. in dem Chorliede 403 ff. (in dem auch Oed. *T.* und anderes nachgeahmt wird) erblicken; s. bes. v. 403 u. Ant. 415 f.; 405 u. Ant. 1146. Besonders wichtig ist die Bestrafung des Creon. Während Oedip. bei Soph. ihn auf Bitten der Jocaste ungeschädigt entlässt, gibt er bei Sen. 707 den Befehl: servate sontem saxeo inclusum specu, damit vgl. Ant. 774 κρύψω | πετρώδει ζῶσαν (hier Antig.) ἐν κατώρυχι. — So geht durch den Nachweis der Nachahmung eines zweiten griechischen Vorbildes Pais jene oben berührte Hauptstütze verloren.

Im Agamemnon soll der Nachahmer gleichfalls nur eine griechische Vorlage, aber auch Livii Andron. Aegisth. gebraucht haben. Accii Astyanax und andere römische Trag. hat Seneca, wie Pais S. 54 uns zugibt, nicht berücksichtigt, und sein Nachahmer sollte sich an den ältesten Tragiker, der schon zu Ciceros Zeit in die Rumpelkammer geworfen war, gelehnt haben? Unmöglich, vgl. die Belege in unserer Schrift S. 47. Ebenda glauben wir auch die etwa vorhandene Ähnlichkeit zwischen Livius und Seneca völlig ausreichend erklärt zu haben. Warum wiederholt Pais unbedenklich Ribbecks zurückgewiesene Vermuthung? Man hätte hier wohl Kritik verlangt. Aber auch das eine griechische Modell ist nicht zu halten. Seneca hat das Argument einer jüngeren griechischen Tragödie, eines dem Livianischen ähnlichen Exemplars, vielleicht desselben, vor Augen gehabt, ist jedoch im ersten Theile zu Aeschylus, im zweiten zu Soph. Elektra zurückgekehrt. Für Soph. lässt es sich unbedingt beweisen, man vgl. Sen. v. 998 f. mit El. 381 f., wo Sen. genau dieselbe Corruptel las, die wir lasen bis auf Wilamowitz und Kaibel.

Das III. Capitel (Das literarische Verdienst) enthält eine brauchbare Charakterisierung dieser Art Dramen.

Rostock. Friedrich Strauss.

Wirth A., Danae in christlichen Legenden. Wien-Prag-Leipzig, Tempsky-Freytag 1892. 8°, 159 SS.

Die religiösen Ausgleichungen, die wie bei jedem Ringen zweier Religionen auch zwischen antiker und christlicher Religion stattgefunden haben, besonders seitdem letzterer infolge der Religionspolitik Constantins und seiner Nachfolger sich weite Kreise öffneten, hat jüngst Schultze im zweiten Bande seiner Geschichte des Untergangs des römisch-griechischen Heidenthums in weitem Umfange behandelt. Die Thatsache, dass der Heiligencult in der Ausdehnung, die er im 4. Jahrhundert gewinnt, in engem Zusammenhange steht mit dem Anschlusse größerer Massen an die neue Lehre, ist nicht in Abrede zu stellen. Die Kirche erleichterte damit den

Der Gegensatz zur alten Religion und Anschauungsweise hinderte die christlichen Schriftsteller nicht, sich an den Mustern der Antike zu bilden. Auch die Legende schloss sich in formeller Hinsicht an den Sophistenroman an, sie gieng aber über die schablonenhaft wiederkehrenden Motive desselben hinaus, indem sie das reiche Gebiet des antiken Mythus mit glücklichem Blicke ausbeutete. Da nun die weitaus größte Mehrzahl der uns überlieferten Legenden nicht mehr in der ursprünglichen volksthümlichen, sondern in kunstgerechter Überarbeitung vorliegen, so müssen nach dem Gesagten auch die antiken Motive in denselben vorsichtiger verwertet werden. Sie dürfen nicht als unmittelbarer literarischer Niederschlag echten, alten Volksglaubens gefasst werden, der den Kampf der Religionen überdauert hat, sondern sie sind nichts anderes als das Rüstzeug, das der Bearbeiter der alten, volksthümlichen Legende sich aus der Schatzkammer des antiken Mythus geholt hat. Ich bin natürlich weit entfernt, für diesen Satz eine allgemeine Giltigkeit in Anspruch zu nehmen, er wird aber für die Mehrzahl derjenigen Fälle in Betracht kommen, wo es sich, wie im vorliegenden Falle, um angeblich volksthümliche Übertragung von solchen Gestalten des alten Glaubens handelt, denen gegenüber das Bewusstsein der Cultverpflichtung erloschen und die nur in der Sage ein schattenhaftes Dasein fristeten. Man geht, glaube ich, zu weit, wenn man dem antiken Mythus, der im Volksglauben kaum mehr feste Wurzeln hatte, eine derartige Lebenskraft zutraut, wie dem Culte der großen Gottheiten, etwa der Aphrodite, deren Fortleben in der neuen Religion gewiss auf volksthümliche Übertragung zurückzuführen ist. — Die weiteren Abschnitte des Buches sind der Zergliederung der Irenelegende in ihre einzelnen Elemente und der christlichen Bearbeitung derselben gewidmet. Ein Eingehen in Einzelheiten muss ich mir hier versagen. Wenn auch der Verf. häufig zu weit ausholt und die Zusammenhänge und Einflüsse, die er aufdeckt, nicht immer überzeugen, so muss doch die in diesen Abschnitten zutage tretende Schärfe der Kritik und völlige Beherrschung der zahlreichen, oft recht abliegenden Literatur Anerkennung erfahren. Aufmerksam gemacht sei auf die Auffassung des Apolloniusromans (S. 67 ff.), der in seinem Kern die verballhornte Danaesage darstellen soll; jedoch darf die Polemik gegen Rohde nicht als geglückt gelten. Für den Abschnitt „Indischer Schauplatz in Reiseromanen und Legenden" wäre das II. Capitel von Rohdes griechischem Roman anzuführen gewesen. Als wertvoll muss der Theil bezeichnet werden, der die geographische Verbreitung der Irenelegende und deren Wanderungen behandelt; freilich wird sich manches modificieren, wenn man nicht der Auffassung des Verf.s huldigt und die Legende in der überlieferten Gestalt als nicht im Volke entstanden, sondern als Literaturerzeugnis auffasst. Den Schluss des Buches bildet der griechische Text der Barbara- und Irenelegende mit kritischem Apparat und Verzeichnis der Hand-

schriften und Drucke; der Verf. bedauert es, dass er weder den wichtigen Parisin. 1470, noch die Messiner Handschrift zugrunde legen konnte. — Wenn auch der Nachweis des Fortlebens der antiken Sage in der christlichen Legende in dem vom Verf. beabsichtigten Umfange nicht gelungen ist, so bietet das Buch des Belehrenden immerhin so viel, dass es mit dem gemachten Vorbehalte als willkommene Bereicherung der Literatur auf diesem Gebiete bezeichnet werden darf. Den Verf. muss nur der Vorwurf treffen, dass er ein Gebäude aufgeführt hat, ohne das Fundament gesichert zu haben. So lange die Menge der Legenden einer kritischen Sichtung entbehrt und als eine homogene Masse hingestellt wird, so lange nicht feststeht, was alter, volksthümlicher Bestand und was literarische Zuthat ist, werden auch die darauf gebauten Schlüsse eine nur bedingte Giltigkeit haben, und die einsichtige Zurückhaltung Schultzes, der ein Eingehen in Einzelheiten auf diesem Gebiete ablehnt, wird bis dahin das einzig richtige Verhalten sein. — Von störenden Druckfehlern ist mir die im Texte und in den Anmerkungen wiederkehrende Schreibung „Rhode" statt „Rohde" aufgefallen.

Wien. Josef Zingerle.

K. Faulmann, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. Lief. Halle a. d. S.-Leipzig, E. Karras' Verlag 1891.

Die Propheten wollen nicht alle werden. Jetzt ist auch K. Faulmann, ein bekannter Stenograph, unter dieselben gegangen und zwar unter die sprachwissenschaftlichen. Wir fürchten, er wird das Schicksal aller theilen; auch er wird nicht verstanden werden, das Jahrhundert ist eben für solche Leistungen noch nicht reif.

Was will er denn also? Sein Verleger sagt es uns: „Eine großartige Entdeckung auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft veröffentlichen wir in diesem Werke, denn dasselbe verspricht nicht nur eine Erklärung des Ursprunges der Wörter zu geben, sondern es erfüllt dieses Versprechen in einer bisher für unmöglich gehaltenen Weise. Der Verf. ist an die Ausarbeitung dieses Wörterbuches nicht früher gegangen, als bis er selbst über den Ursprung der Wörter klar geworden war . . . ." So viel wird ja genügen. Am meisten imponiert die zuletzt gerühmte edle Zurückhaltung, die also erst durch F. in die Wissenschaft eingeführt wird.

Über das erste Heft, das bis jetzt vorliegt, ist nicht viel zu sagen. Ich hebe als Probe einen Artikel aus (S. 37): „ätsch! Ausruf neckender Verspottung; nur im Volksmunde, hält die Mitte zwischen a. hetzen „hetzen" und a. wezzan „wetzen" (letzteres, weil mit dem Finger dabei geschabt wird), es geht zurück auf m. quetzen „quetschen" und schließt sich an a. ezzan „ätzen" an; es beruht auf dem Ausdruck haz! „beiß, hasse!" (s. ätzen)." Der

Verleger hat Recht. F. betreibt — bei Gott! — Sprachwissenschaft „in einer bisher für unmöglich gehaltenen Weise“.

Den „Ursprung“ der Sprache oder wenigstens der deutschen Sprache will uns F. erklären. Den „Ursprung“, nicht mehr noch weniger. Und wir anderen unbegabten Menschen sind so froh, wenn wir die Wörter von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen können und die Regeln ihres Wandels finden. Aber F. kümmert sich um solche Nichtigkeiten nicht. Den „Ursprung“ will er kennen! So greifen Kinder, die noch keinen Löffel Suppe zum Munde führen können, nach den Sternen in der Meinung, sie könnten sie haschen und damit spielen. Es ist doch immerhin etwas bedenklich, wenn jemand ein etymologisches Wörterbuch so beginnt: „Die Deutschen sind ein Theil eines großen Volkes, zu welchem im Alterthum noch die Gothen, die Normannen und die Angelsachsen gehörten.“ Das ist so wie die Eintheilung der Insecten in Mai- und andere Käfer. Dann wird gesagt, der Ablaut von f*i*nden, f*a*nd, gef*u*nden komme in keiner Sprache außerhalb des Germanischen vor. Wenn der Verf. es der Mühe wert gefunden hätte, sich wenigstens sprachwissenschaftliche A-B-C-Schützenkenntnisse anzueignen, so wüsste er, dass die von Jac. Grimm „Ablaut“ genannte Erscheinung von Griechenland bis Irland in allen Sprachen sich findet, dass sie in den Sprachen Indiens und Eraniens ebenso vorhanden ist, dass sie mit einem Wort aus unserer Ursprache stammt und deshalb a l l e n indogermanischen Völkern zukam. Der Gymnasiast weiß schon, dass *πέμπω : πέπομφα* dem Ablaut b*i*nden : b*a*nd entspricht, dass *πείθω : πέποιθα : πιστός* dem Ablaut von mhd. ich rîte (ich reite): ich reit (Luther sagt noch „ich beiß“ für „ich biss“) : geriten entspricht.

Eine Kritik im einzelnen wird niemand von uns fordern. Wir müssten F. nicht nur die wirkliche Sprachwissenschaft erst beibringen, sondern ihn auch veranlassen, seine auf dem Boden komischer Missverständnisse erwachsenen eigenen Lehren aufzugeben. Beides lohnt die Mühe nicht. Der Gesammteindruck des ersten Heftes ist ein durchaus heiterer, und deshalb wünschen wir F.s Werk den besten Fortgang. Liegt es einmal vollendet vor, dann wird es für die Sprachwissenschaft fast dasselbe bedeuten, was die „komische Naturgeschichte“ von Miris für die Zoologie bedeutet. Aber einen Vorzug wird das Werk von Miris auch dann noch vor dem F.s voraus haben, dass es kürzer ist und dass es O b e r l ä n d e r illustriert hat.

W i e n. Dr. Rudolf M e r i n g e r.

Johann Kelle, Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts. Berlin, Verlag von W. Hertz 1892. 8°, 435 SS.

Bald nach Kögels Darstellung der ältesten deutschen Literatur in Pauls Grundriss und fast gleichzeitig mit Steinmeyers Bearbeitung der Müllenhoff-Scherer'schen Denkmäler ist das vorliegende Werk erschienen, so dass gegenwärtig die Periode des früheren Mittelalters zu den am meisten durchgearbeiteten unserer Literaturgeschichte gehört und auch Dank den erwähnten Werken die leichteste Überschau über die auf dieselbe verwendete gelehrte Arbeit und die in ihrem Bereich noch zum Theil schwebenden Streitfragen gewährt. An dieser gelehrten Arbeit hat sich bekanntlich Kelle seit seiner Otfriedausgabe auf das eifrigste betheiligt, ja ich wüsste nicht, welche literarhistorische Untersuchung auf dem bezeichneten Gebiete größer angelegt, sorgfältiger durchgeführt und durch gesichertere Resultate belohnt worden wäre als seine in den letzten Jahren erschienenen Studien über den merkwürdigen Sanct Galler, den einzigen Notker Balbulus. Aber ebenso hat K. jetzt in seiner Literaturgeschichte durch Zusammenfassung der einzelnen literarischen Thatsachen, durch die Anknüpfung derselben an allgemeine Veränderungen im äußeren und inneren Leben des früheren deutschen Mittelalters, sowie durch übersichtliche Darstellung und den bei aller Sachlichkeit und Schlichtheit doch ansprechenden Vortrag ein Werk geschaffen, welches am besten unter allen ähnlichen unsere Kenntnis von der älteren deutschen Literatur repräsentiert und einen, natürlich nur vorläufigen, Abschluss auf diesem Arbeitsfelde der Germanistik bedeutet.

Den Stoff hat K. in acht Bücher gegliedert, deren chronologische Grenzen durch Abschnitte der politischen Geschichte gegeben werden.

I. Von den ältesten Zeiten bis zur Gründung des fränkischen Reiches. 98—486. — Germanische Religion, hymnisch-liturgische Poesie, Ulfila, Heldensage, epische und panegyrische Lieder.

II. Von Chlodwig bis Karl. 486—768. — Christianisierung der Westgermanen, älteste liturgische Prosa, Realwörterbücher.

III. Karl der Große. 768—814. — Exhortatio ad plebem christianam, Vaterunserauslegung und andere liturgische Prosa, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet, das Hildebrandslied, Isidor, Fragmenta theotisca, die Murbacher Hymnen, das Carmen ad deum, die Interlinearversionen der Psalmen, der Benedictinerregel, der sächsische Psalmencommentar.

IV. Ludwig der Fromme. 814—840. — Tatian, Heljand.

V. Ludwig der Deutsche. 843—876. — Liturgische Prosa, Muspilli, Petruslied, Christus und die Samaritanerin, Otfried.

VI. Die letzten Karolinger. 876—911. — Ludwigslied, Galluslied, Georgslied.

VII. Die sächsischen Kaiser. 911—1024. — De Heinrico, De Lantfrido et Coblone, Modus Ottinc usw., Ecbasis, Hrothsvitha, Waltharius, Segen, liturgische Prosa, Notker.

VIII. Konrad II. 1024—1039. — Eckehard IV. Froumund, Ruodlieb.

Dem Text, S. 1—286, folgen reichhaltige Anmerkungen, S. 287—416.

Es ist im ganzen dieselbe Periode, welche in Pauls Grundriss Kögel behandelt, bevor Vogt einsetzt, und Scherer innerhalb seiner Literaturgeschichte in den ersten drei Capiteln. Der Abschluss ist durch das Auftreten der scholastischen Theologie und des Ritterthums bezeichnet, Vorgänge, welche von unmittelbarem Einfluss auf die spätere Literatur gewesen sind. Dass Buch II—VI wieder eine Einheit niederen Grades bilden, hätte vielleicht hervorgehoben werden sollen. Aber ins Feinere ausgeführte Periodisierungen und Gruppenbildungen nach den Landschaften, den Ständen der Dichter, den Kunstgattungen oder Kunststilen darf man für die von K. dargestellte Zeit nicht verlangen, ja kaum anstreben. Bei der Dürftigkeit so vieler Literaturgebiete, bei den Verlusten, welche die Literatur erlitt, bei der Zweideutigkeit so vieler Quellen in Bezug auf ihren Dialect und das Alter ihrer Sprache würden solche Versuche leicht zu Willkürlichkeiten führen, wie ja überhaupt eine Literaturgeschichte ähnlich jener, wie sie für die modernen Culturperioden der europäischen Völker geschrieben werden kann, für die Zeit Karls des Großen und einiger Jahrhunderte vor und nach ihm eine Unmöglichkeit ist. — Wenn die Literaturgeschichte ihr Gebiet scharf umgrenzen, sich ein sachlich bestimmtes Arbeitsfeld einhegen will, so kann sie nur eine Geschichte der schönen Redekünste sein, wie man früher nicht unpassend sagte, da 'Geschichte der poetischen Kunst' zu enge erscheint. In der genannten Periode tritt aber an die Stelle der Literaturgeschichte vielmehr eine Geschichte des deutschen Schriftthums, so dass Wörterbücher, liturgische Formularien, theologische und philosophische Schulbücher, also Schriften, welche die eigentliche Literaturgeschichte mit Recht bei Seite lässt, die eingehendste Behandlung erfordern. Auch eine 'Geschichte des geistigen Lebens', wie es sich in den schriftlichen Denkmälern äußert, dürfen wir von einer altdeutschen Literaturgeschichte nicht fordern, denn da wäre in erster Linie die lateinische Literatur, die Werke der theologischen und weltlichen Gelehrsamkeit und die Geschichtschreibung zu befragen und Männer wie Alcuin, Rhabanus Maurus und Widukind hätten vor Otfried und Notker Balbulus den Vortritt.

Ich finde es bei diesem Charakter der altdeutschen Literatur ganz in Ordnung, dass K., woran sich vielleicht mancher stoßen wird, ungescheut im Text die Handschriftennummern der einzelnen Schriftstücke mittheilt und auch die Geschichte ihrer Überlieferung nicht verschweigt.

Doch das germanistische Publicum frägt zunächst: was steht Neues in K.s Literaturgeschichte? Nach der oben gegebenen allgemeinen Charakteristik könnte man das Hauptverdienst des Buches in der Zusammenfassung einzelner schon anderswoher bekannter Thatsachen sehen. Zum Theil ist das allerdings natürlich richtig, aber einerseits sind eine Menge dieser Einzelheiten von K. selbst durch seine früheren Arbeiten über Otfried und Notker gewonnen worden, und andererseits sind in K.s Literaturgeschichte zuerst eine Fülle von neuen Untersuchungen verwertet, welche er selbst den übrigen Denkmälern gewidmet hat. Scherer hat allerdings, als er kaum die Universität verlassen, in den Jahren 1862 und 1863, als ganz junger Mann und in unglaublich kurzer Zeit die theologische, canonische und liturgische Literatur des Mittelalters so weit bewältigt, dass er eine große Anzahl altdeutscher Denkmäler, deren Bedeutung und literarische Stellung vorher ganz unklar gewesen waren, nach ihrem Inhalt zu erklären und an den richtigen historischen Platz zu stellen vermochte. Das heißt, er hat ihnen nicht nur Ort und Zeit angewiesen, sondern auch gezeigt, mit welchen historischen, politischen und literarischen Bewegungen sie zusammenhängen. Aber natürlich konnte die ganze Arbeit nicht auf diesen ersten Wurf erledigt sein, und weder Scherer selbst noch andere — mit wenigen Ausnahmen — sind in späterer Zeit auf diese Seite der 'Denkmäler' ernstlich zurückgekommen. K. aber, schon durch seine übrigen Studien in die genannte Richtung gedrängt, hat die geistliche Prosa und Dichtung unserer Periode nicht aus dem Auge verloren und durch methodische Durcharbeitung der ungeheuern Quellenliteratur eine reiche Nachlese zu dem zweiten wie auch dem ersten Theil der 'Denkmäler' gewonnen. Ebenso hat er auch den Dialect und den literarischen Charakter der betreffenden Texte von neuem und nicht fruchtlos geprüft.

Ich hebe nur Einiges hervor. Die in den Statuten des h. Bonifacius aus der Kirche verbannten *Chori saecularium, Cantica puellarum,* welche von Wackernagel bis Kögel als ein willkommenes Zeugnis für deutschen weltlichen Gesang und Tanz in der deutschen Literaturgeschichte aufgeführt werden, erweisen sich S. 47 f. und 307 f. als weder deutsch noch weltlich. Das Verbot wurde ursprünglich für Gallien erlassen und bezieht sich auf die Theilnahme von Laien und Nonnen — *puellae* — am Gottesdienst. — S. 51 billigt K. zwar Scherers Auffassung der Exhortatio ad plebem Christianam, zeigt aber, dass die lateinische Vorlage der Exhortatio die Praefatio symboli benutzt hat, welche durch die seit 789 eingeführte römische Liturgie bekannt war. — Dass auch der erste Theil des Wessobrunnergebets nichts Heidnisches enthalte, wie Müllenhoff geglaubt hat, haben schon andere bemerkt: K. aber erklärt S. 75 die Müllenhoff auffällige Abfolge Erde, Himmel, Baum, Berg, Sonne, Mond, Meer durch den Hinweis auf Genesis V. 1—20. — S. 97 und 337 ergeben K.s Untersuchungen, dass der

deutsche Isidor von einem andern Übersetzer herrührt als das Matthäusevangelium. — S. 101 ff. über den Zusammenhang zwischen den Glossen und Interlinearversionen, besonders der Psalmen, und dem geistlichen Unterricht. — S. 139 ff. und 358 ff. tritt K. für die Einheit und die überlieferte Metrik des Muspilli ein, bestimmt das Alter der in der Aufzeichnung gebrauchten Sprachformen, Mitte des neunten Jahrhunderts, gegen Wüllner und Kögel, und erschüttert S. 146, 361 das Gewicht der Scherer'schen Datierung des Gedichtes selbst, bald nach 802, durch Hinweis auf Einschärfungen der richterlichen Unbestechlichkeit in einem Capitulare vom Jahre 827 und bei Rhabanus Maurus. — In Bezug auf Otfried stellt K. S. 163. 179 ansprechende Vermuthungen auf, welche geeignet sind, die Widmung des Evangelienbuches an Kaiser Ludwig und das Interesse Bischofs Waldo an diesem Werke zu erklären. — Der Eingang der aus Sebastian Münsters Cosmographie stammenden 'bairischen Beicht', MS. Dm. LXXVII, wird S. 231 als Übersetzung einer Beichtformel der römischen Liturgie dargethan. — Unter Notker Labeos Werken werden S. 254 f. zum erstenmal auch alle seine lateinischen Werke besprochen, zu welchen die Abhandlung de syllogismis gehört und die 'Wiener Logik' MS. Dm. LXXXI in naher Beziehung steht. — S. 271 wird die Annahme widerlegt, dass Eckehard IV. Verfasser der deutschen Glosse zu Notkers Psalmwerk sei.

Natürlich wird die gelehrte Discussion über manche der von K. behandelten Streitfragen fortdauern. Einzelnes wird man vermissen, anderes anders wünschen. Ich benutze die dargebotene Gelegenheit, um für meine Person einiges zu bemerken.

Der seltsame Titel des Wessobrunner Gebetes *De poeta* hat bis jetzt keine Erklärung gefunden. — Dass es in der Wessobrunner Encyklopädie, welche es enthält, bestimmt war, über die Dichtkunst in Form eines Beispieles Aufschluss zu geben, hat Müllenhoff gewiss mit Recht angenommen. Aber dann sollte es doch heißen *De poesi, de arte poetica, de carmine* oder dergleichen. Ich glaube, *De poeta* bedeutet wirklich dasselbe. Cloetta führt in seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte I 24 eine Stelle aus Papias Elementarium an, c. 1053, in welcher Worte Isidors Etym. VIII 7, 11, so wie des Diomedes und Servius in recht gedankenloser Weise benutzt sind. Sie heißt: *Poetarum tria sunt genera: unus, in quo poeta loquitur, quod enarrativum dicitur; aliud didramaticon* (so!), *in quo poeta nunquam loquitur, ut in comoediis; tertium in quo poeta et mixtae personae* (so!). Und in einer Göttinger Handschrift Heinrichs von Mügeln, welche Zingerle in den Wiener Sitzungsberichten LV theilweise herausgegeben hat, finden wir S. 479 folgende Stelle: Titel *Von poeten die vorlazen sint*; der Anfang des darauf folgenden Arguments lautet: *Hi wil der meister sagen von den poeten, di von andern tichtern vorlazen sint und di flechten zu der heiligen schrift, zu den historien und mancher*

hande kroniken in demselben hofedone, da di bibel inne begriffen ist. Das *andern* vor *tichtern* bezieht sich natürlich auf den Dichter Heinrich selbst, wie zum Überfluss die Wiltener Handschrift bestätigt, in welcher die Überschrift lautet: *Meister Heinrich von Mugelin in seinem hoffdonn sagt hie von maniger hant historien und cronicken, die von andern tichtern verlassen sind und die sich doch nach der geschrift halten.* Heinrich oder der Schreiber der Göttingischen Handschrift braucht demnach für die Begriffe Dichter und Gedicht *tichter* und *poeta,* Papias für beide nur *poeta.* — Ein Seitenstück zu diesem Bedeutungsübergang ist der von *poetria* zu dem Begriff Dichter, *poeta*; s. Ducange.

Nach dem ersten Satze, d. i. den ersten fünf Versen des Wessobrunner Gebetes, nimmt K. eine Lücke an und zwar fehlt nach ihm dem letzten Verse der Schluss, d. h. er vermisste das Verbum zu *der mâreo sêo,* während Müllenhoff den in den ersten fünf Versen enthaltenen Satz für vollständig hält, nur glaubt, er stamme aus einem größeren, im Ljodhahattr verfassten Gedicht, an welches dann, im zweiten Theil des Gebetes, der Anfang eines andern im gewöhnlichen Metrum verfassten sich anschließe. Den Ljodhahattr im Wessobrunner Gebet wird wohl niemand mehr vertreten. Um ihn zu gewinnen, hat Müllenhoff den überlieferten Text mit einer ästhetischen Strenge behandelt, — Berg und Baum zwischen Erde und Himmel einerseits, Sonne, Mond und Meer andererseits soll unmöglich sein, — welche er bei der dritten Strophe der Vǫluspa nicht anwendet, Alterthumskunde V, S. 75. 90, obwohl hier das 'Gras' nach Sand, Meer, Erde, Himmel, Chaos sehr auffallend nachschleppt; Meyer Eddische Kosmogonie 69. K. erkennt den Ljodhahattr keineswegs an, aber er sieht in der Syntax des ersten Theiles eine Unvollständigkeit, welche ihn als ein Fragment charakterisiert, wie es der zweite Theil ohne Zweifel ist. Er trug offenbar Scheu, die Verba *scein* und *liuhta,* deren Subjecte Sonne und Mond sind, auch auf das Meer zu beziehen. Wie ich glaube mit Recht, nicht so sehr weil die Genesis I 20 die Gewässer nicht leuchten, sondern Thiere hervorbringen lässt, als weil 'leuchten' als Prädicatsverbum zu Meer, das dann Sonne und Mond als leuchtender Körper beigesellt würde, höchst auffällig wäre. — Ich glaube, es ist zu interpungieren

Dat gafregin ih mit firahim *firiwizzo meista,*
dat ero ni was *noh ûfhimil,*
noh paum noh pereg ni was (lückenhafter Vers),
ni nohheinig (Lücke), — *noh sunna ni stein* (l. *scein*)
5. *noh mâno ni liuhta,* — *noh der mâreo sêo.*

In der Lücke der dritten Zeile kann der Begriff 'Sterne' oder *luminare* nach Genesis I 14 gestanden haben, dessen Prädicat *ni was* auch zu *der mâreo sêo* gehört. — In der vierten Zeile wird die Lücke durch Genesis I 11. 12 zu ergänzen sein, wahrscheinlich durch den Begriff 'Gras' — *germinet terra herbam virentem et facientem*

semen, et lignum pomiferum faciens fructum. Pereg ist vielleicht nicht *mons*, sondern eine Nebenform zu *biric.* s. Lexer unter *biric.*

Was den zweiten Theil anbelangt, so verdanken wir einen Quellennachweis dem Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg, G. Jellinek, der an Psalm 89, 2 erinnert: *Priusquam montes fierent aut formaretur terra et orbis: a saeculo et usque in saecula tu es deus.* Das steht dem Deutschen näher als der von K. angeführte Vers der Genesis I 2: *Terra autem erat inanis et vacua, et tenebrae erant super faciem abyssi; et spiritus Dei ferebatur super aquas.*

Ob drei Theile des Gebetes anzunehmen sind, wie Müllenhoff und K. wollen, oder nur zwei, was Steinmeyer nach van der Hellen vorzieht, ist zweifelhaft. Die drei rothen Anfangsbuchstaben brauchen allerdings nicht drei Theile der Aufzeichnung hervorzuheben, sie können auch nur anzeigen, dass sie aus drei Sätzen besteht. Aber Steinmeyers Argument S. 9, der zweite Satz setze durch *thâr* etwas voraus, scheint mir bedenklich. *Thâr* ist doch allgemeine Relativpartikel. Allerdings Tatian 104, 2 *Thô the stigun sîne bruoder, thô ersteig her ûf ze themo itmâlen dage* übersetzt ein *ut autem*, 208, 4 *Thôde intfieng der heilant then ezzih, quad* ein *cum ergo.* Aber Otfried in dem Nachwort an Hartmut und Werinbert 61 braucht *thô thâr* ohne Beziehung auf Vorhergehendes, ebenso steht es bei *thanne, alsô* und vor allem bei dem ungeschlechtigen Pronomen, sowie bei dem demonstrativen und Fragepronomen in relativer Function, ganz unabhängig davon, ob der relative Satz einen schon ausgesprochenen Gedanken wieder aufnimmt oder nicht, s. Graff V, 58. Ich würde deshalb auch De Heinrico 20 *et omisit illi sô waz sô her thâr hafôde* nicht mit Steinmeyer II 105 übersetzen „Alles, was Otto dort, d. h. an dem Orte der Zusammenkunft, besaß, überließ er ihm, außer seinen königlichen Rechten“.

Wenn das Wessobrunner Gebet aus drei Stücken besteht, dann könnte man das Ganze für ein Amulet halten, ähnlich jenem griechischen, das unlängst in der Papyrussammlung des Erzherzog Rainer gefunden wurde und aus drei unzusammenhängenden Bibelfragmenten besteht, den Psalmen, den Episteln und den Evangelien entnommen, jedes gerade drei Zeilen füllend und im Satz abbrechend; am Schluss ein Abracadabra. — K. bringt S. 350 eine Stelle aus Rhabanus Maurus bei, welche sich auf das Tragen von Amuletten bezieht: *auguria non observent, philacteria et characteres diabolicos nec sibi nec suis aliquando suspendant.* Der Brauch geschriebener Amulette besteht abgesehen vom Orient noch in Bosnien und der Herzegovina, s. Krauß in seiner Übersetzung des epischen Liedes vom Beg Orlović S. 116. Die Texte sind dabei türkisch, arabisch, hebräisch und auch lateinisch.

Dass K. S. 146 den ersten wie den zweiten Theil des Wessobrunner Gebetes in Baiern entstanden sein lässt, ist wohl nur ein Versehen.

S. 103 bezweifelt K., dass der 'Psalmencommentar' MS. Dm. N. LXXI wirklich diesen Namen verdiene, und meint, es sei eher eine Homilie über die Psalmen; aber s. Steinmeyer II 373 und Anzeiger für deutsches Alterthum V 218. — Auch verstehe ich nicht, warum er dieses Denkmal, das so deutlich sächsische Formen zeigt, für niederfränkisch erklärt.

Auf derselben Seite hätte wohl ein althochdeutsches Fragment Erwähnung finden können, das ich auch in Steinmeyers Ausgabe der Denkmäler vermisse, die fränkische Interlinearversion der Psalmen, welche 1885 in der Bibliothèque de l'École des chartes XLVI veröffentlicht worden ist.

S. 104 und 343 wäre bei der Übersetzung der Benedictinerregel Singers Aufsatz, Zeitschrift XXXVI 1 zu erwähnen gewesen.

Im Heljand wird S. 117 ff. wie allgemein seit Vilmar die Germanisierung des Stoffes überschätzt, ebenso bei Otfried S. 158, und S. 119 übersetzt der Verf. Heljand 2356 *them the fúsid was, helid an helsîd* allzu frei: „die gewandert waren zur Wohnung der Hel". Von einer persönlichen Hel steht im sächsischen Texte nichts, weder hier noch an anderen Stellen des Heljand. *Helsîd* ist nicht anders zu fassen als *wracsîd*, „Weg zur Unterwelt", „Weg in die Verbannung".

Wenn S. 122 gesagt wird, König Ludwig habe nur die Evangelien bei dem sächsischen Dichter bestellt, so ist diese Ansicht nach den vorhergehenden Ausführungen des Verf.s über die Praefatio unverständlich.

Was König Ludwigs des Frommen angebliche Abneigung gegen weltliche deutsche Poesie betrifft, so verweise ich auf meine Abhandlung über die Nibelungensage, WSB. CIX (1885) 715 f. oder Separatabdruck S. 47 f.

S. 144 will K. die ersten dreißig Verse des Muspilli nicht mit Müllenhoff von den folgenden, 31 bis zum Schluss, trennen, weil die Ansicht von der sofort nach dem Tode eintretenden Höllenstrafe oder Paradieseslust neben der vom jüngsten Gericht durch das ganze Mittelalter fortbestanden hat, wie Zarncke nachgewiesen hat. Dieselbe Vorstellung begegnet auch Summa theologiae Str. 28, wo ein recht ungeschickter Versuch vorliegt, diese theologische Schwierigkeit zu lösen: nur die ganz Schlechten und die Vollkommenen empfangen unmittelbar nach dem Tode Lohn und Strafe, die übrigen nach dem jüngsten Gericht. Der Versuch rührt gewiss nicht von dem Verfasser der Summa theologiae her. Aus Paulus ad Romanos II 12 *Quicunque sine lege peccaverunt, sine lege peribunt* konnte sich leicht die Meinung ergeben, dass die größten Sünder ohne Urtheil, also ohne jüngstes Gericht, zur Hölle fahren werden. S. das von Lachmann in seiner Abhandlung über den Eingang des Parzival S. 6, Kleine Schriften 484, angezogene Gedicht des Stricker von jenen drei Gattungen Sündern, über welche der Teufel *âne strît, âne urteil* Macht bekommt. Vgl. meine An-

merkung zu Heinrichs von Melk Erinnerung 482. — Wenn hierin gegenwärtig wohl die meisten mit K. übereinstimmen werden, so verhält es sich mit V. 37–62 anders. Auch in diesen sieht K. einen ursprünglichen Bestandtheil des Gedichtes. Ich verweise auf Steinmeyer II 40 f. — Aber bei Steinmeyer wie bei K. S. 145. 360 vermisse ich die wirklichen Parallelen zu dem Kampfe Elias' (und Enochs) mit Satan und Antichrist, wobei die Erde von dem Blute des verwundeten (nicht getödteten — zu Müllenhoffs Citaten Dm. S. 270[2], II[3] 37 kommt auch Passional ed. Hahn 101, 92 ff.) Elias in Brand gerathen soll. Eine verdanken wir Veselovskij, Razyskanija vŭ oblasti duchovnago sticha VIII 343 in den Zapiski der Petersburger Akademie vom Jahre 1883. In einem russischen, bei Bezsonovŭ in seinen Kaljeki perechožie II N. 483 gedruckten Liede wird prophezeit, dass der Antichrist mit seinem Zepter Elias auf den kleinen Finger schlagen wird. Dann tropft das Blut des Propheten auf die feuchte Erde; Mutter Erde wird dadurch entbrennen und sechzig Ellen hoch die Flamme von ihr aufsteigen. Darauf kommt das jüngste Gericht. Ähnlich berichten auch N. 481. 482. Eine andere Parallele hat Liebrecht schon im Jahre 1868 beigesteuert in seiner Recension von Radloffs Werk über die Sprachen der türkischen Stämme Südsibiriens I, Göttingische gelehrte Anzeigen S. 111 f. Bei Radloff S. 188 (vgl. I, 3, 819) nämlich findet sich ein altaisches Märchen, welches den Kampf der zwei Helden des Teufels mit den zwei Helden Gottes schildert. Von dem Blute des einen der letzteren wird die Erde brennen. Simrock hat diesen Hinweis verwertet in seiner Mythologie[4] (1874) 132. Was für Anknüpfungspunkte die Geschichte des Elias zu diesen Vorstellungen bot, hat Zarncke gezeigt, Berichte der sächs. Gesellschaft d. W. 1866, S. 221 f.

S. 192 ff. wird das lateinisch-deutsche Gedicht De Heinrico im Anschluss an Scherer erklärt. Steinmeyer ist dem gegenüber mit Recht skeptisch, wenn auch die von ihm S. 105 eröffnete Möglichkeit einer neuen Erklärung nicht überzeugender ist als die älteren.

Dass die Beichte MS. Dm. N. LXXII, welche K. mit Scherer bairisch nennt, auch alemannisch sein könnte, zeigt Steinmeyer II 395 f.

S. 95. 219. 338 f. werden Stellen, in denen deutsche Schriftsteller des Mittelalters sich Barbaren, ihre Sprache barbarisch nennen, zu sehr im modernen Sinne aufgefasst. Wie die Römer sich Barbaren, d. h. Nichtgriechen, nannten, so die Deutschen als Nichtrömer. S. z. B. die von K. S. 236 angeführten Überschriften *Idem* (sc. *Liber Marc. F. Capellae*) *barbarice. Translatio barbarica psalterii.*

Indem wir dem Verf. für reiche Belehrung und lebhafte Anmuthung unsern Dank abstatten, sprechen wir den Wunsch aus,

dass es ihm bald gegönnt sein möge, sich und uns mit einer Fortsetzung seines groß angelegten Werkes zu erfreuen.

Wien. R. Heinzel.

Deutsche Aufsatzbücher.

Der Übungsstoff zu deutschen Aufsätzen in den drei unteren Lateinclassen (Sexta bis Quarta) methodisch geordnet von Heinrich Ortner. Regensburg, Bauhof 1890. gr. 8, VI u. 146 SS.

Die Aufsatzbücher werden schon zur Landplage. Es mag ja zweckmäßig sein, für den Gebrauch der unteren Classen Erzählungen und Beschreibungen aus der Literatur zusammenzustellen, und wenn ein geistvoller Mann nach langer Thätigkeit die Früchte seiner Erfahrung vorlegt, wird man es dankbar aufnehmen. Aber dass jeder, der ein paar hundert Schülerarbeiten gelesen hat, gleich ein Buch verfasst, aus dem man gewöhnlich sieht, dass der Verf. selbst nicht schreiben kann, ist eine beklagenswerte Erscheinung, die nur Irreführung der Unerfahrenen zur Folge hat. Die vorliegende Schrift bietet dadurch einiges Interesse, dass sie aus Baiern kommt, dem Lande der Praxis. Praktisch ist das Buch auch angelegt. Es bietet für die erste Classe: Nacherzählungen, Erzählungen nach Gedichten, Erweiterungen, für die zweite: Größere Nacherzählungen, Erzählungen nach Gedichten, Concentrationen, Beschreibungen *a*) von Räumlichkeiten, Anhang: Briefe, *b*) von leblosen Gegenständen, Anhang: Briefe, *c*) von Thieren, Anhang I: Vergleiche, Anhang II: Briefe, für die dritte Classe: Fortsetzung der Beschreibungen *d*) von Pflanzen, Anhang I: Vergleiche, Anhang II: Briefe, *e*) geographische Beschreibungen, Anhang: Briefe, Schilderungen, Anhang: Briefe, Sagen und Erzählungen aus dem Alterthum, Erzählungen nach Gedichten. Man sieht, der Gang ist im ganzen der in unsern Instructionen vorgeschlagene. Auch die Stoffe sind zum größten Theil bekannt. Anfängern kann das Buch nützlich sein. Alle Aufgaben freilich sind nicht empfehlenswert. Der Schäfer und der Goldschmied (S. 38) ist nicht sehr moralisch. Über den Strauß (S. 90) werden nur wenige Schüler aus eigener Anschauung etwas sagen können. Odysseus bei der Circe (S. 141) ist auch kein geeigneter Stoff usw. Am sprachlichen Ausdruck darf der Verf. manches bessern, die Nacherzählung der 'Bürgschaft' z. B. (S. 144) ist durchaus nicht mustergiltig, und man kann nicht gelten lassen, was der Verf. am Schluss der Vorrede sagt: 'Die ausgeführten Aufsätze sind größtentheils neu und selbständig, machen aber weiter keinen Anspruch als den, nicht schlechter zu sein, als die meisten derartigen Arbeiten.'

Der Stoff zu deutschen Stilübungen an Lateinschule und Gymnasium systematisch geordnet für Lehrer und zum Selbstudium von Heinrich Ortner. Regensburg, Bauhof 1890. 8°, 46 SS.

Der Verf. vertheilt den Stoff folgendermaßen: Sexta: Nacherzählungen, Erweiterungen, Beschreibung von Räumlichkeiten. Quinta: Kurze Wiederholung des Vorausgehenden, Beschreibung körperlicher, lebloser Gegenstände, Beschreibung von Thieren. Quarta: Kurze Wiederholung des Stoffes der 2. Classe oder bloß des letzten Theiles desselben, Beschreibung von Pflanzen, geographische Beschreibungen (Briefe), Schilderungen (Briefe). Untertertia: Kurze Wiederholung des letzten Theiles, Historische Darstellungen, Berichte über Selbsterlebtes (Briefe), Abhandlungen über körperliche Stoffe. Obertertia: Wiederholung: Historische Darstellungen aus Cäsar, Abhandlungen über geistige Eigenschaften und Thätigkeiten, Abhandlungen über Sprichwörter und Sentenzen, 1. Theil. Untersecunda: Abhandlungen über Sprichwörter und Sentenzen, 2. Theil, Themen aus der Lectüre: Alterthum und modernes Epos. Obersecunda: Einige Beispiele der Chrie, Themen aus der Lectüre: Lyrik, etwa noch einige schwierigere Themen aus der Geschichte. Unterprima: Drama (d. h. Themen über die eben gelesenen Stücke), Themen über Literatur im allgemeinen, culturhistorische Abhandlungen. Oberprima: Drama, rationale Themen (d. h. Themen allgemeinen Inhalts). An dieser Vertheilung ist zu tadeln, dass schon in der untersten Classe Beschreibungen angesetzt werden; sodann dass in den beiden folgenden Classen nur Beschreibungen angesetzt werden. Die erzählende Darstellung muss auf allen Stufen geübt werden. Und im Obergymnasium gibt es eigentlich nur zwei Arten von Aufgaben: solche, die sich aus dem Unterricht, insbesondere der Lectüre ergeben, und Abhandlungen über Sprüche allgemeinen Inhalts. Für jede seiner Gruppen stellt der Verf. eine Reihe meist bekannter Themen auf, oft nur leere Titel. Unter III 'Beschreibungen *e*) geographische Beschreibungen' erscheint z. B. 'Nr. 25 Die ungarische Tiefebene. 26 Die Insel Rügen. 27 Die Insel Sicilien. 28 Die Ostsee. 29 Das adriatische Meer. 30 Das Mittelmeer'. Nicht viel anzufangen ist mit VII 'Abhandlungen *a*) über körperliche Gegenstände. 4. Das Feuer. 8. Der Dampf. 9. Die Luft. 10. Die Flüsse. 11. Das Meer. 14. Der Wind. 15. Die Wolke. 21. Das Schwert. 23. Die Krone.' Ganz unbrauchbar dürfte sein '*b*) über geistige Eigenschaften und Thätigkeiten 1. Der Fleiß (was soll ein Schüler, der erst Fleiß lernen muss, darüber schreiben). 2. Die Ordnung. 3. Der Gehorsam. 4. Die Sparsamkeit. 5. Die Wahrhaftigkeit. 6. Die Treue. 8. Die Selbsterkenntnis' usw. Unter den Themen aus der Literatur findet sich auch manches Unpassende, zu oberflächlichem Gerede Auffordernde. Zu Nacherzählungen in der untersten Classe empfiehlt der Verf. allerlei Fabeln und Geschichtchen aus verschiedenen Lesebüchern. Für diese Stufe gibt es nichts Besseres als die Fabeln in Paulis Schimpf und Ernst

nach Simrocks Bearbeitung. Stoff und der geradezu typische Stil machen diese Fabeln, es sind nicht viel, aber sie reichen aus, zu wahren Musterstücken.

Themata zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen. Für obere Classen höherer Schulanstalten. Herausgegeben von G. Tschache. 4. Aufl. Breslau, Kerns Verlag 1890. 8°, VIII u. 196 SS.

Scheinen zurechtgestutzte Schülerarbeiten. Nr. 2 'Charakterschilderung Hagens im Nibelungenliede', schon der Titel ungeschickt. 'Hagen, 'der grimme, furchtbare Degen', eine wahrhaft dämonische Gestalt, erfüllt uns auf den ersten Blick mit Schauder und Entsetzen. Mord und Verrath unter der Maske der Freundschaft verbergend, hält er den arglosen Siegfried wie mit höllischen Netzen umfangen und heftet sich an seine Fersen wie das böse Verhängnis.' Weiter ist von 'großer' Überlegenheit die Rede. 'Im stillen sinnt er, wie es ihm gelingen möge, Siegfried unter schicklichem Vorwande zu stürzen und so auch sein der Brunhild gegebenes Wort einzulösen. Um sicher zum Ziele zu kommen, wendet er Verrath und List an.' 'Neben diesen schlimmen Eigenschaften treten uns aber in Hagen auch einige gute entgegen. Hoch zu rühmen ist seine Tapferkeit, noch höher seine Treue gegen seine Herrin, die er auch nicht einmal, selbst in der größten Gefahr nicht, verleugnet hat; sogar sein Verrath an Siegfried kann als Erscheinungsform der höchsten Treue betrachtet werden. Aber Hagen ist nicht treu aus persönlicher Zuneigung und Liebe, sondern weil die Ehre es gebietet. Auch seine Aufopferungsfähigkeit — ein rechter Schülerübergang — verdient alle Anerkennung.' Bisher war im Präsens gesprochen worden, auf einmal heißt es: 'Das ergriff ihn und stimmte ihn wehmüthig.' Zum Schluss eine schöne Phrase: 'Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkungen hervorbringt.' Nr. 3 'Die Burgunden bei Rüdiger im Nibelungenliede'. Hier hören wir u. a.: 'Mit dem deutschen Kusse empfangen Hausfrau und Tochter die lieben Gäste.' Nr. 7 'Was hat Klopstock im Messias zu dem Stoffe der Evangelien hinzugenommen und hat er es mit Glück gethan?' 'Wie jener sächsische Bauer und der Mönch Otfried das Leben Jesu zum Gegenstande poetischer Bearbeitung machten, so hat Klopstock das Leiden Jesu dichterisch darzustellen und jenen alten Evangelienharmonien gewissermaßen die weihevolle Vollendung zu geben versucht. Dieser Stoff ist allerdings ein erhabener; doch liegt seine Erhabenheit nicht in einer Reihe großartiger Begebenheiten, sondern in ihrer göttlichen Einfachheit.' 'Gott, der auf diese Weise der Mittelpunkt und Hebel aller Bewegungen wurde, widerstrebt der himmlisch anschaulichen Darstellung, wenigstens wie sie der epische Dichter verlangt; die gewaltigsten

Bilder werden kleinlich, wie sie nur in Zeit und Raum zu fassen sind, jede Beschränkung aber mit dem Begriff der Gottheit in Widerspruch steht' — vielleicht ist hier doch der Druck nicht in Ordnung. Aus Nr. 18 'Inhalt der Goethe'schen Iphigenie' nur einige Stellen. 'Im vierten Aufzuge tritt der innere Kampf ein zwischen dem Widerwillen, den König undankbar zu hintergehen, und der Sehnsucht, sich und die Ihrigen in die Heimat zu retten. Verleitet durch Pylades und Orest, hintergeht sie den König wirklich, indem sie ihm durch Arkas sagen lässt, dass sie das durch den mit Blutschuld befleckten Orestes besudelte Bild der Göttin zur See bringen müsse, um es zu reinigen. Arkas nimmt die Weisung der Priesterin willig an, aber erneuert bei dieser Veranlassung den schon früher gestellten Antrag und unter den jetzigen Verhältnissen mit tieferem Eindruck. — — — Pylades hat die Gefährten in einer Felsenschlucht gefunden und treibt und drängt zum Handeln die Widerstrebende, welche nach wiederholtem inneren Kampfe an das Lied der Parzen sich erinnert, das sie nach Tantalus', ihres Ahnherrn, Falle sangen. — — Indessen sind Orest und Pylades mit ihren Gefährten in Kampf gerathen mit den Tauriern — — — Orest beruhigt den König über die Wegraubung des Bildes durch eine sinnvolle Deutung des Orakelspruchs, und dieser, begütigt durch die Bitten der Iphigenie, entlässt die Scheidende gütig und versöhnt.' Nr. 30 'Die Sonne bringt es an den Tag' und 'Die Kraniche des Ibykus'. (Eine Parallele.) 'Unwillkürlich wird man beim Lesen des Chamisso'schen Gedichts an Schillers Kraniche des Ibykus erinnert. Wie dort, so wird auch hier ein Mord, obschon die Thäter davon wissen, an das Tageslicht gebracht — — — Schiller führt uns — — in das Gewühl der Völker Griechenlands zu ihrem Theater — — — Der Scenenwechsel in dem Schiller'schen Stücke macht auch eine künstlerische Composition nothwendig — — — Die Sprache ist in den Kranichen des Ibykus durch das ganze Gedicht hindurch feierlich, an den bedeutungsvollsten Stellen steigert sie sich zur hochpoetischen Ausdrucksweise; bei Chamisso ist sie gleichmäßiger, der Roheit und Verwilderung der Personen entsprechend, auch im niederen Tone gehalten und der Erzählungsform ganz angepasst.' Eine sonderbare Bemerkung findet sich S. 182 'manche Schriftsteller würden wir nicht kennen, hätte nicht die Beschaffenheit der Liturgie den Sprachen des classischen Alterthums einen zufälligen Wert gegeben.' Vgl. aber Nr. 59 'In welcher Weise ist es geschehen, dass die Griechen und Römer unsere geistigen Vorfahren geworden sind?' Von den Aufgaben müssen eine ganze Reihe als unpassend bezeichnet werden, z. B. Nr. 34 Volkslied und Sprichwort, nichtssagend, 35 Über die Satire, 36 Wodurch wurde der Verfall der Poesie im 14. und 15. Jahrhundert herbeigeführt? — worüber die Schüler nichts aus eigener Anschauung sagen können —, 37 Warum ist das Drama als die höchste Leistung auf dem Gebiete der Poesie zu betrachten?

40 Worin besteht der hohe Wert der deutschen Sprache? — leeres Gerede, der Schluss lautet: 'Die deutsche Sprache hat eine merkwürdige Kraft, den Beruf, eine bedeutende Wirksamkeit zu entfalten. Alle unsere Dichter haben sie gepriesen. Vieles in unserer Literatur bleibt dem Auslande ein verschlossenes Buch, nicht nur um des Inhaltes, sondern auch um der Sprache willen.' 41 'War Lykurgs Gesetzgebung dem Zwecke gemäß, welchen Gesetzgeber im Auge haben sollen?' Der Anfang lautet: 'Um diese Frage zu beantworten, muss man 1. über den höchsten Zweck der Menschheit, welchem kein Gesetzgeber Hindernisse in den Weg legen darf, mit sich einig sein.' Darüber dürften auch die Schüler der obersten Classe kaum mit sich einig sein. Und welches ist dieser Zweck? 'Es ist die freieste Entwicklung der menschlichen Kräfte unter dem Schutze der Gesetze.' 53 Welche Künste und Wissenschaften haben die Römer besonders getrieben, und welche haben sie vernachlässigt oder mit weniger glücklichem Erfolge bearbeitet? — woher sollen die Schüler das wissen? 57 Vergleichung der Gottesurtheile im Mittelalter mit den Auspicien der Römer. 85 Wolfram von Eschenbach (Charakteristik). 104 Über die inneren Ursachen des Verfalles von Staaten. 108 Über das Anziehende und Verderbliche der Romanlectüre. 109 Über den Einfluss der Einsamkeit auf die Bildung des Geistes und die Veredelung des Herzens. 119 Über einige der vornehmsten Hindernisse, welche des Jünglings Bildung erschweren. 127 Versuchungen sind für die Großen der Erde gefährlicher als für die übrigen Menschen. Doch es ist wirklich nicht der Mühe wert sich mit solchem Werk weiter zu beschäftigen. Vielleicht dankt es gerade der Schülerhaftigkeit der Anlage seinen Erfolg.

Deutsche Aufsätze. Für die unteren Classen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. Von Karl Jul. Krumbach. II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen. Leipzig, Teubner 1890. 8°, X u. 184 SS.

Der Verf. gibt hier *A.* Bilder aus der Umgebung, *B.* Aus dem Thierreiche, *C.* Aus dem Pflanzenreiche, *D.* Aus dem Mineralreiche. *E.* Aus der Geographie. *F.* Verschiedenes. Die Stoffe sind vernünftig gewählt und sorgfältiger ausgeführt als in andern Büchern. Nur selten möchte man Anstand erheben, etwa auf S. 170 Die Holzkohlenbereitung, S. 182 Sinnbildlichkeit der Farben. Die Darstellung ist einfach und ansprechend. Eine böse Stelle findet sich S. 86, 15 a. im ersten Absatz. S. 120, Nr. 17 Der Spielplatz in der Kiesgrube enthält einiges Auffällige, S. 175, Nr. 17 Der Regenbogen im ersten Absatz eine verfehlte Relativperiode usw. Hübsch ist der Gebrauch, Verse einzustreuen. In der Einleitung verkündet der Verf. sehr richtige Grundsätze. Nicht gleichmäßig behandelt sind 'wie' und 'als', S. 162 steht gar 'einige Vögel — — haben eine längere Lebensdauer wie er'. S. 4 'Dank der leben-

digen Darstellung', S. 132 'Dank seiner herrlichen Lage'. Große Verschwendung wird mit dem Apostroph getrieben, in 'gehn' und 'stehn' (S. 7, 138 usw.) ist der Apostroph geradezu falsch.

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen in Tertia und Untersecunda. Von Dr. Ernst Ziegeler. I. 2. verb. Aufl. Paderborn, Schöningh. 8°, XIV u. 86 SS.

Stoffe nach Nepos, Cäsars Bellum Gallicum und Bellum Civile, Livius B. 22, Ovids Metamorphosen, Xenophons Anabasis, der Odyssee, Uhlands Balladen und Dramen, Schillers Balladen. Das Büchlein bietet manches Brauchbare und manches Unbrauchbare. Zu letzterem rechnet der Ref. vor allem die Entwürfe zu verschiedenen Reden — dazu sind die Schüler dieser Stufe entschieden nicht reif. Oder Nr. 23 'Denkschrift Cäsars an den Senat über die Nothwendigkeit, den Krieg gegen die Veneter zu führen'. Der Schluss von Nr. 39 ist sonderbar. Wenn Nr. 45 die Heldenthaten einzelner Soldaten im gallischen Krieg herausgehoben werden, sollte der tapfere P. Sextius Baculus nicht übergangen werden. Nr. 48 Eine Jagd im deutschen Urwalde ist freilich anregend, aber von den Schülern kaum zu leisten. Nr. 81 'Die Stellung der Griechen zu Rom während der Jahre 217 und 216' ohne Interesse und Anhaltspunkte. Nr. 91 'Weshalb meint Xenophon, dass der jüngere Kyros in vollem Maße des Thrones würdig gewesen wäre'. Bei Erwähnung der Vorzüge des Kyros sollte man nie seiner Schwächen vergessen. Erst dadurch wird jener Theil der Anabasis für die Schüler lehrreich. 97 'Die Schicksale des Ariaios' interessieren niemand. 104 'Welche Gesinnungen zeigen die Götter den Menschen gegenüber in Od. I 1–95?' ist sehr unglücklich stilisiert. 108 'Odysseus bei Kalypso' nicht unbedenklich. 112 'Die Kikonen' unbedeutend. 118 'Welche Eigenschaften zeigt Odysseus in Od. IX?' wieder schlecht stilisiert. 139 'Phintias im Gefängnis' (nach Schillers 'Bürgschaft') reizt zu leeren Phantasien. 79 'Weshalb weinen die Freunde in Schillers 'Bürgschaft' beim Wiedersehen?' Diese Frage kann man nicht anders als albern nennen. 149 'Welches war die Lebensaufgabe der Johanniter?' Nach dem Gedicht 'Der Kampf mit dem Drachen' und 'Die Johanniter'. Dieses Material dürfte nicht ausreichen. 153 'Geschichte des Pegasus'. Dieselbe Aufgabe findet sich bei Dorenwell mit demselben Gedankengang. Wir wissen nicht, wer der Erfinder dieser Geschmacklosigkeit ist. 155 'Die Personen in Schillers 'Taucher'. Darunter die 'liebende Jungfrau', für einen Tertianer ein besonders anziehender Stoff.

Ausführliche Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Classen höherer Lehranstalten. Von Dr. Karl Menge, Rector des Progymnasiums zu Boppard. Leipzig, Teubner 1890. 8°, XX u. 215 SS.

Ein ansprechendes Buch, voll der schönsten Gedanken und Citate, das aber nur mit Auswahl zu verwenden sein dürfte, wie

der Verf. selbst S. 190 andeutet. Schon das erste Stück — die Gruppen sind: Historische Themata, Themata aus der Lectüre, Allgemeine Themata — scheint bedenklich: Warum braucht Deutschland Colonien? Eine Frage, die den Schüler doch gar nicht kümmert und in nicht ferner Zeit vielleicht ganz anders beantwortet wird, als der Verf. jetzt wünscht, der freilich S. 95 auch von der 'heute überall begünstigten Schutzpolitik' spricht. Nr. 1 soll beginnen: 'Unsere bisherigen Gefühle beim Anblick des Atlas'. Diese Gefühle dürften sehr gleichgiltiger Art gewesen sein. Nr. 12 Warum verlangt Menelaus vor seinem Zweikampf mit Paris die Anwesenheit des Priamus bei dem Abschluss des Vertrages? Unnütze, interesselose Frage. Ähnlich Nr. 13 Verdient Horaz schweren Tadel wegen der Vergötterung des Augustus? In Nr. 15 Hagens Lichtseiten, einem ausgeführten Aufsatz, befremdet einiges Stilistische, z. B. S. 49 'er lässt in der auf die Kunde von der Ermordung der Burgundenknechte entstandenen allgemeinen Verwirrung sofort die Saalthüre besetzen.' Hässlich ist auch gegen Ende der Wechsel zwischen Präsens und Imperfect. Nr. 24 Ausführung der in Schillers 'Spaziergang' gegebenen Charakteristik der Künste und Wissenschaften. Damit werden die Schüler nicht viel anzufangen wissen. Auch die Disposition bietet ihnen nichts. Sie lautet: '*B*. I. (Bildende) Künste: Bildhauer- und Baukunst. II. Wissenschaften: 1. Mathematik. 2. Physik: Chemie, Magnetismus (und Elektricität), Akustik, Optik. 3. Metaphysik. *C*. Verirrung der Verstandesbildung nach V. 139 ff.' Nr. 35 Unterhaltungsbücher unsere Freunde und Feinde, freilich ein anziehendes Thema, aber mehr für den Lehrer als den Schüler, der über diesen Gegenstand nur wenig Erfahrung hat. Nr. 38 Freund und Schmeichler. Auch darüber dürften die Schüler nur Vorgesagtes nachsagen. Ebenso Nr. 47 Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Vgl. noch Nr. 53 Es soll der Sänger mit dem König gehen und Nr. 54 Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes.

Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearbeitet von Dr. Hermann Heinze, Director des königl. Friedrichs Gymnasiums zu Pr.-Stargard. 5., verm. u. erweit. Aufl. I. Bändchen (Themata 'so' 1—125). Leipzig, Engelmann 1890. 8°, XII u. 144 SS.

Eine merkwürdige fünfte Auflage. Das sehr schön ausgestattete Buch zerfällt in sieben Abschnitte. Nr. 1—22 Themen aus der Geschichte, 23—40 aus der Culturgeschichte, 41—53 aus der Religion, Philosophie und Ästhetik, 54—73 aus den Schriftstellern der Griechen, 74—88 aus den Schriftstellern der Römer, 89—99 Aussprüche und Sprichwörter der Griechen, 100—125 Aussprüche und Sprichwörter der Römer. Thema 1 lautet: Welchen Nutzen gewährt die Kenntnis der Weltgeschichte? Die Frage selbst bezeichnet Müller-Frauenstein in seinem Handbuch für den deutschen

Sprachunterricht 2, 78 als nicht gerade empfehlenswert, und mit Recht. Daraus, dass der Jugend etwas nützlich ist, folgt noch nicht, dass sie auch darüber schreiben kann, soll sie doch den Nutzen erst erfahren. Dies vergessen die Verff. von Aufsatzbüchern zu oft, indem sie ihre Themen so disponieren, als ob sie der Lehrer auszuarbeiten hätte und nicht der Schüler. Dadurch verleiten sie letzteren zu leerem Gerede. Dies gilt besonders von den Aufsätzen über Sprüche, die weit über die Erfahrung der Jugend hinausgehn. Ist es doch auch in den Übungsbüchern Sitte, angewandte Erfahrungssätze in der zweiten Pluralis zu geben: 'Ihr sollt fleißig sein', anstatt in der ersten, da die Schüler als redend zu denken sind. Aus diesem Gesichtspunkt würden auch in diesem Buche eine ganze Reihe von Stücken entfallen, z. B. 125 Temeritas est videlicet florentis aetatis, prudentia senescentis. Nr. 1 nun ist disponiert I. nach dem intellectuellen und II. nach dem moralischen Nutzen. Unter I erscheint aber der Satz 'sie begeistert den Menschen für das Edle', was unter II gehört. Nr. 2 lautet: 'Die Weltgeschichte ist vorherrschend die Geschichte der Männer, doch auch die Frauen haben ihren Theil daran.' Unter I finden wir denselben Gedanken wie in der Einleitung, II beschäftigt sich mit den Frauen, und da heißt es 1. dass sie nur in ganz besonderen Fällen wirkend auftraten, wobei u. a. Dido angeführt wird, 2. 'meist nur im Hintergrunde, wo sie weniger Gutes stifteten,' wo u. a. Brunhilde erwähnt wird, während wir S. 115 desselben Buches lesen unter dem Thema Dulce et decorum est pro patria mori: 'Doch nicht die Namen von Männern nur finden wir auf diesen Ruhmestafeln der Menschheit verzeichnet, sondern auch schwache Frauen haben gern und willig ihr Leben für dies höchste irdische Gut geopfert.' Der oben angeführte Satz lautet vollständig: 'wo sie weniger Gutes stifteten, als Böses, Unheil anrichteten.' Wir begegnen hier einer auffallenden Eigenheit des Buches, der Neigung zu Synonymen. S. 4 'Sie waren zu ihrer Zeit in der damaligen Welt politisch groß', S. 8 'Solche Persönlichkeiten sind namentlich dies ganz besonders auch', S. 12 'die griechische humane Bildung und Cultur', S. 14 'einen kleinen und unbedeutenden Anfang', 'das weltgeschichtlich große, bedeutende Karthago', 'die punischen Kriege im Kampf mit dem mächtigen Rom', 17 'mit den ihm zum Theil unbekannten Alpenbewohnern, deren Denkweise er nicht kannte', 19 'militärisch-kriegerisch berühmt', 28 'regelmäßige 'periodisch' wiederkehrende Festveranstaltungen', 33 'nicht zu verachten und zu vernachlässigen', 'als Zufluchtsstätten der Bildung, als Bildungsstätten', 36 'in Bezug auf den gefertigten Gegenstand, die vollendete Arbeit, das Fabrikat', 'Wichtigkeit und Bedeutung', 'Entwicklung und Gestaltung', 'den sich später darbietenden, herausstellenden weiteren Vortheil', 'oder es wird das, was bei einer Einrichtung und Neuerung der ursprünglich beabsichtigte Zweck, das Ziel des Strebens ist, doch unvorhergesehen

noch in ganz anderer Weise von unberechenbarem Einflusse', 'Eisenbahnen sind ursprünglich beabsichtigte Beförderungs-, Verkehrs-Mittel im Dienste des alltäglichen Lebens', 'sie befördern die Verbreitung des Guten', 37 'Einwirkungen und Folgen,' 41 'Weit verbreitet und sehr allgemein ist die schöne Sitte und Gewohnheit', 'traurigen, unerquicklichen Winterzeit', 'in herzlicher, innigster Freude', 42 'täglich und unausgesetzt,' 43 'diese Begriffe sind für den menschlichen Verstand völlig unfassbar, unermeßbar, unbestimmbar, unbegreiflich', 45 'zeitgemäß, zur rechten Zeit', 48 'sofort, sogleich beim ersten Anblick, im ersten Augenblicke', 'einen lebhaft wirksamen Eindruck', 'ihrer Natur, ihrer Wesensbeschaffenheit nach', 49 'in Wirklichkeit und Wahrheit'. Und so durch das ganze Buch. Dergleichen ist bekanntlich lateinischer Gebrauch. In der That machen manche Stücke den Eindruck, als ob sie aus dem Lateinischen übersetzt wären, und der Verf. sagt im Vorwort: 'Auch wurde darauf Rücksicht genommen, dass einige dem classischen Alterthume angehörige Themata sich zur Bearbeitung als lateinische Aufsätze eignen.' Wir fahren in der Besprechung von Einzelheiten fort. Nr. 5 Was waren Cecrops und Perikles für Athen. In der Einleitung heißt es: 'Die großen, sagenhaften Einwanderer Danaos, Cadmos und Pelops brachten Menschen und Culturanregung in die Urzustände des alten Griechenlandes.' Cecrops wird dann als geschichtliche Persönlichkeit behandelt, ja wir hören: 'Seine drei Töchter sind die ersten Dienerinnen dieser wohlthätigen Göttin (der Athene), welche damals Athen mit dem Ölbaum beschenkt hatte, worin eine Aufforderung zur fleißigen Bebauung des Bodens lag'. Nr. 6 lautet: Was lehrt uns die Geschichte des Argonautenzuges. Wir hören da u. a.: 'dass die Menschen schon damals, wie zu allen Zeiten in ihren Reiseberichten, Erzählungen, Schilderungen, Beschreibungen Wahrheit und Dichtung stark vermischten und namentlich die Farbe des Erdichteten, Wunderbaren, Abenteuerlichen in ihren Reisebildern stark auftrugen.' Unter ähnlichen Reiseberichten anderer Zeiten werden auch die des Odysseus erwähnt. Der Schluss lautet: 'Mit dem Goldsuchen, dem raschen Reichwerden verhält es sich ähnlich wie mit dem schnellen Gelangen zur Wahrheit, mit dem raschen Klugwerden durch Essen vom verbotenen Baume — (1. Mos. 3, 5) — durch Enthüllung des verschleierten Bildes von Sais, mit dem verfehlten Suchen des Steines der Weisen'. Nr. 9 Der Perserkrieg vom Jahre 480/79 v. Chr. und der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Unter I, 2 heißt es: 'Ein furchtbarer und mächtiger Feind stand in diesen Kriegen den Griechen und Deutschen gegenüber, denn die Streitmacht der Perser bestand aus — — —, während die Franzosen anfangs allerdings nur 400.000 Mann und eine Flotte von 62 Schiffen den Deutschen entgegenstellten', dazu II, 2 'und die von den verbündeten Deutschen gestellte Truppenmacht von fast einer Million Streitern war den Feinden sogar überlegen'. I, 4

'während Persien wie Frankreich je einen Gesammtstaat bildeten, an deren Spitze ein König oder Kaiser standen.' Zu den Unähnlichkeiten beider Kriege wird gerechnet: 1. 'Dem Hauptangriff der Perser — — waren schon zwei Feldzüge vorausgegangen — — — die Deutschen dagegen hatten schon oft und heftig mit den Franzosen gekämpft'. 2. 'Die Veranlassung zu den beiden Kriegen war eine verschiedene', was natürlich ist. Es heißt weiter: 'später erst tritt der Gedanke, das europäische Griechenland persischer Oberhoheit zu unterwerfen, in den Vordergrund' — S. 12 wird aber die Frage: 'Warum musste demnach diese Niederlage (bei Marathon) der Anfang eines größeren Krieges werden' — so beantwortet: 'weil sie überhaupt nicht mehr nur an Athen sich rächen wollten, sondern nunmehr das europäische Griechenland ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen beabsichtigten'. II, 9 Unter der in Rede stehenden Vergleichung wird gesagt: 'Eine nationale Begeisterung zeigte sich bei den Griechen, mit Ausnahme der Athener, nicht'. Im Schlussabsatz liest man: 'Bei den Griechen hörte der schon während des Freiheitskrieges gegen die Perser hervorgetretene Neid und Eifersucht auf die herrlichen Waffenthaten — — der Athener — — nicht auf — —, in Deutschland dagegen hat der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die lang ersehnte Einheit und Einmüthigkeit aller deutschen Fürsten, Staaten und Stämme herbeigeführt, die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser gefestigt und die Beendigung des gemeinsam geführten ruhmreichen Krieges für alle Zeiten gesichert, wie dies die Worte, welche auf dem Kriegerdenkmal zu Leipzig eingeschrieben wurden, kurz und trefflich bezeugen', wo aber, wie sich von selbst versteht, nur ein Wunsch ausgesprochen wird. S. 11, 'welchen sich die unbedeutende Streitmacht der Athener und Platäer in der Strandebene von Marathon entgegenstellten.' Ebenda: 'Themistokles, der gemeinsam mit Aristides ruhmvollen Antheil an der marathonischen Schlacht genommen hatte'. Nr. 19 über die Bedeutung der Kreuzzüge unter I: 'sie (die Kreuzfahrer) begeisterten sich mit frommem Sinne für eine an sich große, erhabene Idee' und II: 'sie opferten in dieser Begeisterung thatsächlich Gut und Blut, das Leben', wo I und II denselben Gedanken bieten. Nr. 20 Vergleich zwischen Karl XII. und Peter dem Großen. I, 2. b. 'Peter der Große dem Genussleben, selbst auf Kosten seiner Gesundheit, allzusehr ergeben' und II, 2. b. 'Peter der Große war ein — — das Staatswohl durch Gesittung eifrig fördernder Landesvater.' Ebenda II, 1. a. 'Karl XII., ein — — ausschließlich nur seinen Ruhm ausdauernd und siegreich verfolgender Held' und C. 'der König Karl erhielt den Beinamen 'des Unbesiegbaren', was er wirklich lange Zeit war, aber nur in sehr beschränktem Sinne bis zu seinem Tode blieb'. Nr. 22. 'In welchem Sinne kann man das 19. Jahrhundert in der Geschichte mit Recht das eiserne Zeitalter nennen'. Einleitung über die 'dichterische Eintheilung der Zeit in das goldene usw. Zeitalter. Mit

dieser Eintheilung stimmt scheinbar die Bezeichnung der Gegenwart als eisernes Zeitalter überein, jedoch nur scheinbar, wenngleich man die Neuzeit, das 19. Jahrhundert in gewissem Sinne mit Recht in der Geschichte das eiserne Zeitalter nennen kann, und zwar' — —. Der Schluss bringt einen sehr schwierigen Satz: 'Schiller zeigt in seinen 'Vier Weltaltern' — — den Fortschritt zum Besseren in der Weltentwicklung — — und wie er selbst das Mittelalter in diesem Lichte erscheinen lässt — — indem er in dem Schlussverse auf die Entwicklung des mehr und mehr verbreiteten christlichen Geistes, auf die edlen Bestrebungen der Hohenstaufen und Minnesänger hinweist, so ist auch das eiserne 19. Jahrhundert, (der Beistrich so) trotz seines eisernen Charakters eine Zeit des edelsten Fortschrittes, des Lichtes und des regen Lebens und Strebens, trotz seines Schattens als eisern angestrengte Arbeit infolge der Steigerung der allgemeinen Bildung und Wettstreites des Wettbewerbes auf allen Gebieten, trotz der starken Hinneigung zum Lebensgenusse, oberflächlicheren Lebensanschauungen und zum Schwindel.' S. 23 begegnet die Form 'Triumphbögen'. In Nr. 24 über die Kriegführung der Alten wird wieder allerlei Dichterisches mit Historischem vermengt. Auch ist die Beweisführung nicht geschlossen, aber es ist nicht möglich, alles anzuführen. Nr. 25 das Hirtenleben im Alterthum verglichen mit dem in der Neuzeit ist unbedeutend. Der erste Satz lautet: 'Das Leben der Menschen war ursprünglich einfaches Naturleben, zum Culturleben wurde es erst allmählich und mehr und mehr, als 'in friedliche feste Hütten | wandelte das bewegliche Zelt'.' Es wird fortgefahren: 'Diese Umwandlung finden wir in dem Leben der Jäger, Fischer und Hirten. Das Leben der letzteren erscheint aber selbst wieder sehr verschieden, wenn wir das des Alterthums mit dem der Neuzeit vergleichen. B. I. im Alterthume war das Hirtenleben vielfach nur Lebensberuf, d. h. der Hirte weidete seine Herde, um davon zu leben.' Und weiter: 'man vergleiche nur hierzu die Hirten des Odysseus in ihrem Verkehre mit dem Könige, vor allem den göttlichen Sauhirten Eumäos, dieses Muster von Treue und Anhänglichkeit an der ganzen Familie des Odysseus.' Unter II heißt es: 'Der große, reiche Herdenbesitzer in Australien — — verbraucht selbst nur den geringsten Theil seiner thierischen Producte'. 'Die Gehilfen, die Hirten großer und kleiner Herdenbesitzer sind jetzt, wo sie auch sein mögen, nicht mehr patriarchalische Familienmitglieder, sondern untergeordnete, dienende Leute bis zu dem Schäfer, Kuh- und Gänsehirten hinab.' S. 28 wird Isokrates unter denjenigen genannt, die sich öffentlich vernehmen ließen. In demselben Stück werden die 'griechischen Nationalspiele' unvollständig angeführt. Ebenda heißt es: 'jeder Streit und Fehde.' Unverständlich ist S. 29 in dem Vergleich der griechischen Kampfspiele mit den mittelalterlichen Turnieren der Satz: 'nur die Frauen unter den Griechen hatten Zutritt und Antheil', denn darauf folgt: 'so waren

sie ein durchaus volksthümliches Band für die vereinzelten griechischen Völkerschaften und Staaten.' Vermuthlich ist zu lesen 'die Freien'. Denn von den Turnieren heißt es unter dem entsprechenden Punkte: 'nur altadelige Ritter, Edle überhaupt — — durften daran theilnehmen.' Der Verf. unterscheidet nämlich Ritter, Edle und Adelige, s. S. 33 'da (im Mittelalter) waren nur wenige wirklich freie Menschen gegenüber den Herren, Edlen, Adeligen und Rittern'. In dem Stück über die Kampfspiele wird wieder Siegfrieds Erhebung zum Ritter und der Wartburgkrieg als Beweis angeführt. Nr. 30 das Theater des Alterthums und der Neuzeit. Als Theile des alten Theaters werden aufgezählt: 'Bühne, Orchestra, Raum für den Chor, Zuschauerraum'. Weiter heißt es: 'ohne Dach, ohne Vorhang', das letztere bekanntlich nicht unbedingt richtig. Das Folgende ist mindestens zweideutig: 'Die Stücke: die Musterdramen des Äschylos — —, die Komödien des Aristophanes, Satyrdramen, Trilogien.' Auch die drei Einheiten werden sichtbar. Unrichtig wird von den Schauspielern behauptet, dass jeder zwei oder mehrere Rollen übernimmt. Dass 'in jedem Stück eine sittliche Idee die Grundlage der Handlung war', darf bei unserer unvollständigen Kenntnis des alten Theaters nicht gesagt werden. Sonderbar nimmt sich gegenüber den sonst zutage tretenden Anschauungen des Verf.s S. 31 das 'graue' Alterthum aus. Sonderbar auch, was S. 33 über die Menschen des Mittelalters gesagt wird: 'es gab damals eiserne, standhafte Männer, die etwas Ordentliches leisteten, die solche Rüstungen trugen und in ihnen kämpfen konnten', und daneben 'die allerdings auch im Genießen etwas leisteten, wie die großen Humpen, Pokale und Stiefel bezeugen'. Das sollen Schüler ausführen. Nr. 35. Über die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises seit dem 15. Jahrhundert. Unter II wird von der Reformation gesprochen, und da heißt es u. a.: 'Die freie religiöse Forschung, wie mittelst der Kritik in jedem wissenschaftlichen Bereiche: 1. theils durch den Kampf mit Wort und Schrift — —, 2. theils durch den Kampf mit dem Schwerte'. Nun werden alle Religionskriege aufgezählt und dann fortgefahren: 'Nach diesen Vorboten der neuen Zeit verbreitete sich immer mehr und mehr Licht und Aufklärung; die Kunst und Wissenschaften nehmen Aufschwung und Entdeckungen und Erfindungen auf allen Gebieten des Wissens und Gewerkes folgten und folgen bis auf unsere Tage.' Nr. 37 der Einfluss der Maschine auf die Umgestaltung der menschlichen Zustände und Lebensverhältnisse. Punkt I, 1. a. hebt hervor, dass die Maschine schneller arbeitet, dass sie mehr bietet, was dasselbe ist. Nr. 41 Karl der Große als Freund der christlichen Religion steht in der dritten Abtheilung, gehört aber in die zweite. Nr. 42 die Sündhaftigkeit des falschen Eides ist ganz überflüssig. S. 40 st. 'wenn — — derjenige, der seinen Schwur treulich hielt vom Alterthum ist die Rede), 'des Beistandes der Gottheit sicher war' ist zu sagen 'sich sicher fühlte'. Auf derselben Seite 'die

Wichtigkeit der Frage nach dem Fortleben des Geistes — — veranlasste von jeher, von Sokrates bis heute', als ob die Welt mit Sokrates begonnen hätte. Der Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit dürfte nicht gelungen sein. Nr. 45 Zeit und Raum, Begriffsbestimmung, wo aber gesagt wird, dass diese Begriffe unbestimmbar sind. S. 44 'Goethe soll vor seinem Tode als letztes Wort ausgerufen haben: Mehr Licht' — nicht 'soll', er verlangte, dass die Vorhänge hinaufgezogen werden. S. 45 u. ö. wird citiert Cic. Tusc. disp., es heißt aber disp. Tusc. Auf derselben Seite ist von Camoens 'Lusiade' die Rede, ferner S. 47 von der Pflege der Musik in den ältesten Zeiten und von den Nachrichten bei Homer darüber. 'Hier rührt Achilleus des Apollos Lieblingsinstrument die Phorminx, Thamyris, Phemios, Demodokos singen die Ruhmesthaten der Männer. S. 48, II. Die Musik 'veredelt des Menschen Herz', und unter 2. derselben Abtheilung heißt es wieder 'erhebt und veredelt den Menschen'. Nr. 50 die Schönheit des Leibes und der Seele (Gegenüberstellung), wo auch von Toilettenkünsten die Rede ist, muss als unpassend bezeichnet werden. Nr. 52 Über die durch die fortschreitende Cultur gebotene Anwendung der Ästhetik auf die Gegenstände des alltäglichen Lebensgebrauches — geht über die Erfahrung der Schüler hinaus. Punkt II 'demgemäß liegt die Anwendung des Ästhetischen — — auch im wohlverstandenen Interesse aller derer, welche Gegenstände des Gebrauches und Verbrauches herstellen', 1. der Fabrikanten, 2. der Handwerker — ist ganz ohne Interesse. Nr. 53 Über den Einfluss der christlichen Kirche auf die Entwicklung und Anwendung der Kunst im Dienste der Religion — könnte von den Schülern nur einseitig behandelt werden je nach dem religiösen Bekenntnisse. Nr. 54 das Königthum im Homer. Etwas besser heißt es im Verlauf 'bei Homer.' 'Das Königthum war — — die älteste Regierungsform in Griechenland, und so erscheint sie (l. es) bereits in der von Homer geschilderten Zeit, welche frei von allen Einflüssen des Orients', was nicht richtig ist. Der König 'hatte bei Gastmählern das Anrecht auf einen Ehrensitz, auf Ehrengaben, größeren Antheil an Speisen und größere Becher'. Unter 2 wird ganz Selbstverständliches gesagt. II, 1. 'Der König war Richter'. Der Schluss des Absatzes lautet: 'Sogar im Schattenreich ist der König Minos noch Richter'. Nr. 55 die Scheu vor übler Nachrede im homerischen Alterthum — ist überflüssig. Dabei wird die Ilias 3 geschilderte Scene zwischen Helena und Paris erwähnt. Die daran sich schließende Charakteristik der Helena kann auch nicht als eine passende Schüleraufgabe bezeichnet werden. S. 57. 'Wie die Heere, die sich gelagert haben, so schauen auch Priamus mit seinen Geronten und Helena mit ihren Begleiterinnen vom skäischen Thore aus dem Zweikampfe zu.' S. 59. 'Er (Hektor) erscheint groß als Held: 1. in seiner Scheu vor der üblen Nachrede des Volkes.' S. 60. 'Weder die täglich wachsende Noth der

Griechen, noch die Bitten der Gesandten und Geschenke des Agamemnon vermögen ihn zu bestimmen.' Auf derselben Seite werden 'die Stadtthore' von Ilios erwähnt. Ebenda: 'Dieser (Hektor) entsendet nun ebenfalls die Lanze, aber, obwohl sie den gewaltigen Schild des Gegners trifft, prallt sie doch an ihm zurück.' Weiter: 'nachdem er (Achilles) lange nach einer Stelle an Hektors Körper gezielt hat.' S. 61. 'Athene — — begibt sich in der Gestalt des Mentor — — zu Telemachus.' Darnach unrichtig weiter unten: 'begleitet von Athene, die wieder die Gestalt des Mentor angenommen hat.' Ebenda: 'So hatte Telemachus auch bei Menelaus nicht das erfahren, was er wollte, ob nämlich sein Vater noch lebe.' Dies hatte er ja erfahren. S. 62 heißt es von Penelopes Freiern: 'fordert Antinous seine Genossen — — auf, den Wettkampf zu versuchen, (der Beistrich fehlt) und, da einer von ihnen sich vergebens bemüht hat, lässt er Fett bringen.' Weiter unten: 'Inzwischen hatte Eumäus die Thüren des Männersaales — — geschlossen.' Ebenda: 'obwohl — der treulose Hirt Melanthius sie mit Schilden versieht.' Nicht bloß mit Schilden. S. 63 'Am folgenden Tage findet dann die Wiedererkennung zwischen Odysseus und Penelope statt.' Ebenda in der Aufgabe 'Das gesellige Leben der Menschen nach Homers Odyssee' (ungenauer Titel): 'wie aber überhaupt die heitere, unverdorbene und kräftig blühende Sinnlichkeit ein Grundzug der homerischen Weltanschauung und des homerischen Lebens ist, so wird auch besonders den fröhlichen Mahlzeiten ein gewisser Wert beigelegt, aber dabei sind Essen und Trinken meist die Hauptsache, wie dies Odysseus selbst ausspricht, Od. IX, 5, sondern die Unterhaltung.' Aus dem Folgenden heben wir nur einige Proben heraus, wobei wir uns über den Wert der Aufgaben nicht mehr äußern. In einer Charakteristik des jüngeren Cyrus werden zuerst seine 'inneren' Eigenschaften betrachtet und dann 'die Eigenschaften des Königs'. Darnach war er 'ausgezeichnet durch körperliche Gewandtheit und Geschicklichkeit, ein vorzüglicher Reiter, geübt im Bogenschießen und Wurfspießwerfen, ein großer Jagdliebhaber'. S. 75 'Äneas mit dem Vater auf dem Rücken, der die heiligen Geräthe und heimischen Götter trägt'. S. 78 'die Macht der Dichtkunst ist gewaltig; sie entwurzelt Felsen und selbst Thiere folgen dem Sänger nach.' S. 96 über *Μηδὲν ἄγαν* 'Versuche nicht, deine körperlichen Bedürfnisse gänzlich auszurotten, kasteie dich nicht' — das soll ein Schüler nachschreiben. Damit soll nämlich dem 'Zuwenig' gesteuert werden. Unter II. wird noch einmal vor 'Askese' gewarnt und unter I, 3 neben 'Sammelwuth' auch vor 'Ehrgefühl'. S. 111 'Abgesehen von dem Bestande der bisherigen Glücksgüter eines Glücklichen können Störungen seines Glückes eintreten, indem ihn Schicksalsschläge treffen und ihm zwar nichts von seinem bisherigen Glücke, von dem nehmen, was er bisher sein Glück nannte, dieses aber durch Beimischung von Missgeschick aller Art trüben, vernichten, den Fortbestand seiner bis-

herigen Glückseligkeit unmöglich machen und aufheben.' Daneben heißt es: 'Krankheiten können sich einstellen und mit dem Zunehmen des Lebensalters allerhand Beschwerden den Glückszustand beeinträchtigen', wo vielleicht ein Druckfehler vorliegt, woran das Buch auch nicht arm ist. S. 114 'daher begegnet uns der obige Ausspruch des Horaz auch in verschiedener Form und Sprache sehr oft. Hier einige der berühmtesten.' Der vorangehende Satz lautet: 'Und dies haben die erleuchtetsten Geister und bedeutendsten Menschen bei den verschiedensten Völkern seit den ältesten Zeiten sowohl ausgesprochen, als durch die That bewiesen.' S. 117 'Unglück, aber noch mehr Glück wirken auf den Thoren meist verhängnisvoll ein, sie wirken im allgemeinen so auf den Thoren, dass er in sein eigenes Gegentheil umschlägt' — er wird also weise. S. 119 'Geld wird für viele zum Verführer, zum gemissbrauchten Mittel, zur Verschwendung, zu maßloser Genusssucht, Gesundheitsstörung, Lebensverkürzung; zur Verführung anderer zu verbrecherischen, des Besitzers selbst zu ungesetzlichen Handlungen, zur Anmaßung, Hochmuth, Grobheit, zu einem Benehmen, das er sich sonst nicht gestattet hätte.' Nr. 108 über Odysseus gehört an eine andere Stelle. Und so könnte man noch lange tadeln. Kleinere Mängel, die man einem anderen Buche sehr übel nimmt, zieht man dieser Leistung gegenüber gar nicht in Betracht. Und erst die Ungenauigkeiten im Citieren, in Schreibung und Interpunction. S. 102 'Erst wäg's, dann wag's', S. 138 'Erst wieg's, dann wag's'. 'Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann! Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.' Mit der Unterschrift 'Goethe 'West-östlicher Divan'. Buch der Sprüche', S. 109 'Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann! Die Nacht bricht an, wo niemand wirken kann.' Mit der Unterschrift 'Goethe, Sprüche in Reimen'. S. 2 'den Meisten', S. 26 'das Meiste', S. 11 'die meisten', S. 32 'den meisten', S. 13 'andere', S. 14 'Andere'. S. 11 u. ö. 'Hülfe', S. 16 'hilflos', S. 97 'Hilfe'. S. 17 'Beide', S. 19 'beide'. S. 'Dies oder Jenes', S. 35 'mit dem oder jenem'. S. 60 'Niemand', S. 90 'niemand', S. 36 'Verkehrs-Mittel', weiter unten 'Verbreitungsmittel', S. 55 'im stande', S. 62 'imstande'. S. 87 'zu Stande', S. 123 'zustande', S. 131 'zu stande'. S. XI 'Kotyora', S. 74 'Cotyora'. S. 5 'Phönizien', S. 5 'Cecrops', aber daneben 'Kekropia'. S. 8 'Caesar', S. 17 'Cäsar'. S. 12 u. ö. 'Socrates', S. 40 'Sokrates'. S. 18 'Mohamedaner', S. 32 'muhamedanisch'. S. 54 'Ithaka', S. 61 'Ithaca'. S. 57 'Menelaus', S. 61 'Menelaos' und eine Zeile später 'Menelaus'. Auf derselben Seite 'Pylos' neben 'Pylus' und dann wieder 'Pylos'. S. 90 'Crösus', S. 111 'Krösus'. S. 25 'Eumaeos', S. 62 'Eumäus'. Ebenso inconsequent wird die Interpunction in den deutschen und den griechischen Sätzen behandelt. Es ist klar, dass dieses Buch eine sechste Auflage dringend braucht, aber nicht verdient.

Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearbeitet von Dr. Hermann Heinze, Director des kgl. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Minden i. W. 5. verm. u. erweit. Aufl. 2. Bändchen: Stoff aus deutschen Schriftstellern; Sprichwörter, Sprüche, geflügelte Worte, Synonyma. 121 SS. 3. Bändchen: Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller. 125 SS. 4. Bändchen: Stoff aus der Geographie, dem Natur- und Menschenleben. 97 SS. Leipzig, Engelmann 1890. Preis à Bändchen 1 Mk. 25 Pf.

Nachdem das erste Heft so eingehend besprochen worden ist, darf der Bericht über die folgenden sich kurz fassen. Es ist derselbe Geist, der hier wie dort sich ausspricht, soweit von Geist die Rede sein kann. Vielmehr staunt man immer von neuem, was Lehrern und Schülern hier geboten wird. Und über die Behandlung des Aufsatzunterrichtes kommt man zu ganz eigenthümlichen Schlüssen.

Wien. Joh. Schmidt.

Methodical Hints for Speaking English following closely the lines of instruction indicated by each separate lesson of Degenhardt's Lehrgang der Englischen Sprache. First Series. Part I. Lesson 1—34. By Otto Kares, Dr. ph. Dresden, L. Ehlermann 1891. 8°, IV u. 88 Seiten.

Diese „methodischen Winke“ müssen zu dem Bedeutendsten, das in der letzten Zeit auf dem Gebiete der Methodik des Unterrichtes in den fremden Sprachen erschienen ist, gerechnet werden. In denselben legt der Verf. seine Anschauungen dar betreffs des beim Unterrichte in den neueren Sprachen im allgemeinen und besonders im Englischen zu beobachtenden Vorganges, und zwar handelt es sich ihm nicht so sehr um die allgemeinen, leitenden Gedanken, als vielmehr um die Einzelheiten, die „hunderterlei kleinen Punkte eines sachgemäßen Lehrbetriebes, welche die Verwirklichung jener Grundgedanken ermöglichen“ (S. 7). Als besonnener Reformer bereits bekannt, zeigt sich der Verf. auch in diesen Ausführungen als Mann der Ordnung und Consequenz. Er bekennt sich für die streng methodische Planmäßigkeit dem „großen Meister der Didaktik Karl Plötz“ verbunden (S. 13) und nimmt das Andenken dieses Mannes gegenüber seinen Verunglimpfern in Schutz. In der That konnte es nur die Berühmtheit des Namens und des Systems gewesen sein, die manche Reformer veranlasst hat, gerade über diesen Mann herzufallen, der ja schon lange vor ihnen richtige Aussprache und Sprachfertigkeit als Hauptaufgaben des neusprachlichen Unterrichtes hinstellte und nur mit theilweise anderen Mitteln als sie anstrebte. Die wahren Schädiger des fremdsprachlichen Unterrichtes waren doch nur jene, welche mit dem Schlagworte „formale Bildung“ jedes praktische Ziel als der Schule unwürdig

aus dem Unterrichte verbannt wissen wollten. „Methodische Planmäßigkeit" ist es also, die der Verf. im Unterrichte verlangt, und die er in dem „planlosen analytischen Entwickeln" und in der sogenannten directen Methode, deren Schwierigkeiten er beredt auseinandersetzt, nicht finden kann (vgl. S. 6 f. und 29 f.). Doch verschließt er sich nicht den Neuerungen, insofern sie einen wirklichen Fortschritt bedeuten. Er fordert Kenntnis der Phonetik für den Lehrer, nicht damit er dieselbe auch seinen Schülern übermittle, sondern damit er durch dieselbe eine wirksame Waffe gegen lautliche Verstöße seiner Schüler erhalte; ferner zum Zweck der Emancipation des ganzen lautlichen Unterrichtes vom Buchstaben.

Dem Lehrer in der Behandlung der Lautlehre mit den Schülern und bei den ersten Sprechversuchen eine Anleitung zu geben, ist der Zweck der speciellen Ausführungen. Für die Einzelheiten derselben, ebenso für die Art der Verwertung der in den ersten 34 Lectionen des Degenhart'schen Lehrganges enthaltenen Sätze zu Sprechversuchen — wobei nicht bloß die Frageform, sondern auch der imperativische Satz verwendet wird — müssen wir die Fachcollegen auf das Schriftchen selber verweisen. Aber diese Einzelheiten zeigen zugleich, dass der Verf. doch mehr mit den Reformern gemein hat, als sich nach den gelegentlichen kritischen Ausfällen gegen dieselben erwarten ließe.

Jedenfalls ist Kares ein Eklektiker, dessen System eine Grundlage bietet, auf welcher sich Schulmänner älterer (d. h. Plötzischer!) und neuerer Richtung verständigen können. Wir hoffen, dass der Klärungsprocess, der sich bereits aus dem Chaos auseinandergehender Meinungen zu vollziehen beginnt, durch Kares nach Kräften gefördert und zu einem einstweiligen Abschlusse gebracht werde. Deshalb wünschen wir auch, dass die angekündigten weiteren Ausführungen über Grammatik, Lectüre und schriftliche Übungen möglichst bald folgen mögen.

Englisches Lesebuch in drei Stufen für höhere Lehranstalten von Karl Kaiser, Director der höheren Töchterschule für Mittel-Barmen. Erster Theil. Unterstufe. Dritte, theilweise veränderte Ausgabe. Mit einem Wörterverzeichnisse. Leipzig, Teubner 1891. 8°, 210 u. 48 SS. Preis 2 Mark.

Vorliegendes Lesebuch zeichnet sich durch glückliche Wahl und Anordnung des Lesestoffes aus. Es beginnt mit Fabeln und kurzen Erzählungen, die mit kleinen Gedichten lyrischen, epischen und didaktischen Inhalts abwechseln, welchen dann umfangreichere Stücke aus dem Gebiete der englischen Balladen-, Geschichts- und Romanliteratur folgen. Die gelegentlichen Schwierigkeiten des Textes werden durch Anmerkungen hinweggeschafft. Doch vermisst man hie und da eine Bemerkung, wie auf S. 61 zu der Stelle: I'll warrant *me,* wo zu verweisen wäre auf S. 52, A. 4. — Auf S. 7, A. 1 wird zu love : rove bemerkt: unreiner Reim. Dieselbe Bemer-

kung wiederholt sich noch oft, während sie in einer Anzahl von Fällen, wo sie ebenso am Platze wäre, fehlt: S. 118 fox : ducks; S. 122 long : young usw. Geradezu nothwendig ist aber zur Aufklärung des Schülers eine Bemerkung bei Versen wie: S. 115 airs : ears; S. 116 years : cares; S. 117 appear : there; S. 120 care : year; S. 121 air : sincere; S. 122 great : conceit; failed : revealed, wo nach modern englischer Aussprache von einem Reime überhaupt keine Rede sein kann. Hier muss dem Schüler gesagt werden, dass Gay in all diesen Wörtern, die mit ea geschrieben werden, noch den geschlossenen e-Laut sprach; ebenso in moor (: door S. 168) noch den geschlossenen o-Laut.

Weniger können wir uns mit dem Wörterverzeichnisse befreunden. Dieses steht bei weitem nicht auf der Höhe des übrigen Buches. Zwar wird im „Schlüssel zu der Lautbezeichnung" in nicht immer glücklicher Weise versucht, mit Hilfe von diakritischen Zeichen die verschiedenen Laute möglichst scharf zu markieren. Aber während zwischen *a*rm f*a*ther einer- und *a*sk f*a*st andererseits unterschieden wird, werden h*e*re und k*ee*p zusammengeworfen, Fälle wie m*o*re p*u*re überhaupt nicht berücksichtigt. Ein Blick ins Wörterverzeichnis selber zeigt, dass durchaus ē vor r sonstigem ē, desgleichen ō und ū sonstigem ō und ū gleichgestellt werden. Sind nun schon die betonten Vocale stiefmütterlich behandelt, so sind die unbetonten Vocale noch schlimmer daran. Man möchte fast seinen Augen nicht trauen, wenn man Bezeichnungen sieht, wie ŏb′stin*ā*cy păs′s*ā*ge plĕasure (-zhur, für das der u-Laut von bush put verlangt wird) usw., die in dieser Weise consequent durchgeführt sind. Desgleichen sind die Consonanten vernachlässigt. Es wäre z. B. die Natur der s-Laute in abuse as base case cease chase usw., das x in anxiety exert usw. und noch vieles andere anzugeben gewesen, wenn überhaupt etwas angegeben wurde. Der im Vorwort zur Entschuldigung angeführte „beträchtliche Vorrath an Wörterverzeichnissen" hätte den Verf. nicht abhalten sollen, dasselbe einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen, zumal da es ja ohnedies nicht vollständig ist (es fehlt z. B. ooze zu S. 111, gasp S. 120, stew S. 154, während wieder andere Vocabeln doppelt angegeben sind, wie laburnum (S. 58) mit der sonderbaren Bemerkung, dass das Lat. ū hatte). Umsomehr befremdet es, in den Anmerkungen des neu aufgelegten Lesebuches ähnliche Bezeichnungen zu finden, wie S. 8, A. 5 fŏr′*ā*ge ădm*ō*nĭ′tion; S. 9, A. 21 s*ū*pērĭŏr′ity. Diese Aussprachbezeichnungen müssten also durchaus berichtigt werden. Im übrigen gilt vom Lesebuch das oben Gesagte.

Der Druck ist gefällig und mit geringen Ausnahmen frei von Fehlern.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Lehrbücher der Geschichte.

Strehl W., Handbuch der Geschichte. I. Orientalische und griechische Geschichte. Breslau, Köbner 1892. 8°, 244 SS. Preis 4 Mk.

Der Verf. beabsichtigt mit diesem Handbuch die Studierenden — gemeint sind Studierende an der Universität — in den Stoff einzuführen und ihnen ein geeignetes Hilfsmittel zum Repetieren zu bieten. Zu diesem letzten Zwecke halte ich sein Buch für geeignet, für die Einführung in das Studium der griechischen Geschichte scheint es mir zu viel Einzelheiten in zu wenig übersichtlicher Anordnung zu enthalten. Die neue und neueste Literatur und die zahlreichen darin vertretenen Anschauungen und Hypothesen sind zwar durch reichliche Hinweise berücksichtigt, diese werden aber nur in den seltensten Fällen genügen, und sie sollen wohl nach des Verf.s Absicht auch nur auffordern, von den angeführten Untersuchungen selbst nähere Kenntnis zu nehmen. Ich könnte mir daher denken, dass das Buch von Strehl für solche Studierenden einen recht geeigneten Behelf bietet, die eben Vorlesungen über altorientalische oder griechische Geschichte hören. Die Geschichte der altorientalischen Reiche ist verhältnismäßig kurz gefasst, die Verarbeitung der athenischen Politie des Aristoteles in die Abschnitte über athenische Geschichte hat diese etwas breiter gerathen lassen als die übrigen, was jedoch mit Rücksicht auf die Neuheit des Gegenstandes, über den der Studierende bisher in anderen Handbüchern noch nichts finden kann, nicht zu tadeln ist. Gerade aus diesem Grunde kommt dieses Handbuch im Augenblicke einem wirklichen Bedürfnisse entgegen.

Tieffenbach R., Über die Örtlichkeit der Varus-Schlacht. Berlin, Gärtner 1891. 8°, 31 SS.

Dieser Vortrag orientiert in ganz vortrefflicher Weise über den augenblicklichen Stand dieser vielbehandelten Frage. Der Verf. führt in sehr anschaulicher Darlegung die Hauptargumente vor, mit denen Ranke, Mommsen und Knoke ihre Hypothesen vertreten haben. Mit richtigem Urtheil bezeichnet er die schwachen Punkte ihrer Kritik der Schriftstellernachrichten, der Fundberichte und der topographischen Angaben. Bei Ranke ist einer phrasenhaften Wendung des Florus zu große Bedeutung beigelegt und der Bericht des Cassius Dio in seiner Tendenz nicht richtig beurtheilt. Mommsen hat das Verdienst zu den Berichten der Schriftsteller neues Material gefügt zu haben, indem er die Barenauer Münzfunde herangezogen hat. Knoke hat ihre Beweiskraft für den Schauplatz der Varusschlacht durch den Hinweis abgeschwächt, dass diese Funde ebensogut mit dem unglücklichen Treffen, das Germanicus im Jahre 15 dem Armin lieferte, zusammenhängen können, und dass also wohl für dieses, nicht aber für den Schauplatz der Schlacht im Jahre 9 die Barenauer Funde einen Anhalt bieten. Knoke selbst glaubt,

dass die Beschreibung des Cassius Dio ebenso wie die Nachrichten des Tacitus über den Zug des Germanicus im Jahre 15 und über die von Domitius Ahenobarbus angelegten pontes longi in so auffälliger Weise auf den Pass von Iburg und das Flüßchen Düte passen, dass wir dorthin den Schauplatz der Niederlage des Varus verlegen müssen. T. meint nun, die Kritik habe trotz ihrer Schärfe die Hypothese Knokes in diesem Punkte als einleuchtend bezeichnet, eine zweite, gleich gute lasse sich nicht aufstellen, somit sei man bemüssigt, bei Knokes Ansicht sich zu beruhigen. In diesen letzten Sätzen ist meines Erachtens eine Lücke. Knoke hat allerdings Mommsens auf neues Material gestützte Beweisführung in Frage gestellt, in seinen positiven Aufstellungen ist er jedoch wieder auf die schon unendlich oft wiederholten Versuche zurückgekommen, die von Dio und Tacitus geschilderten Gegenden an Ort und Stelle nachzuweisen. Wer nun mit Mommsen der Ansicht ist, dass diese Schilderungen nur ganz allgemeine Angaben enthalten und daher auf bestimmte Gegenden nicht bezogen werden können, der muss nun die Frage abermals als eine offene betrachten und kann ihre definitive Lösung nicht von einer erneuten Kritik der vorhandenen Überlieferung, sondern nur von neuen Funden erwarten, wozu jedoch die zahlreichen und deshalb nicht sicher mit den pontes longi zu identificierenden Prügelwege in jenen Gegenden schwerlich zu rechnen sind.

Miller A., Die Alexandergeschichte nach Strabo. II. Theil. Festgabe des Lehrercollegiums des k. alten Gymnasiums für W. von Christ. Würzburg 1891. 4°, 25 SS.

Den ersten Theil dieser Arbeit habe ich in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift besprochen und die Bedenken ausgesprochen, die dem Versuche entgegenstehen, Strabons verlorene Alexandergeschichte aus seiner Geographie mit Zuhilfenahme Arrians zu reconstruieren. Für die historische Verwertung der bei Strabon erhaltenen Nachrichten ist es nebensächlich wo nicht gleichgiltig, ob sie früher schon in seiner Alexandergeschichte gestanden haben oder uns erst durch die Geographie erhalten sind. Von Interesse in diesem Sinne wäre es, zu wissen, ob Strabons Alexandergeschichte das Sammelwerk ist, das Arrian in der Anabasis neben Aristobulos und Ptolemaios benutzt, wie Luedecke zu zeigen versucht hat. So wie Miller das Problem anfasst, hat es nur eine literargeschichtliche Bedeutung. Für die Beurtheilung des Strabon als Geschichtschreiber wäre es allerdings sehr wesentlich, seine verlorenen Geschichtswerke reconstruieren zu können. Ich muss aber bei meiner Ansicht verharren, dass die erhaltenen Fragmente, wie die in der Geographie vorliegenden historischen Bemerkungen und sonst noch einige wenige Hilfsmittel keineswegs dazu ausreichen, das Verlorene auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit wiederherzustellen. Ich weiß, dass ich mich dabei im Gegensatz nicht nur zu Miller be-

finde, sondern auch zu einer umfangreichen Arbeit von Otto, der Strabons Ὑπομνήματα, seine Fortsetzung des polybianischen Geschichtswerkes, von den 15 bei Müller stehenden Fragmenten auf deren 257 zum Theil recht umfangreiche zu erhöhen versucht hat.

Die Alexandergeschichte Strabons wird bald als ein Theil der Hypomnemata, bald als ein selbständiges Werk betrachtet. Miller selbst bekennt sich zu der ersten Ansicht und wählt damit die für seinen Nachweis ungünstigere Position; denn wenn Strabon, wie unter dieser Voraussetzung am wahrscheinlichsten ist, die Geschichte Alexanders und seiner Nachfolger in vier Büchern behandelt hatte und im fünften Buche mit dem Ende des Polybios einsetzte, kann er sich über Alexander nur ganz kurz geäußert haben. Dann könnte er in diesem Werke für die Geographie nicht so stark vorgearbeitet haben und seine Alexandergeschichte könnte endlich auch nicht das große encyklopädische Werk über Alexander sein, das nach Einigen die späteren Geschichtschreiber benützt haben sollen. Ich vermisse bis jetzt die Darlegung der Gründe, die diesen Sachverhalt ausschließen oder auch nur unwahrscheinlich machen. Ich kann daher die Reconstructionen der Geschichtswerke Strabons nicht für so überzeugend halten, als sie ihren Urhebern erscheinen. Diese Arbeiten haben aber den nicht zu unterschätzenden Wert, dass sie das zu den einzelnen Stellen beigebrachte Vergleichsmaterial aus anderen Quellen in großer Vollständigkeit bieten.

Roth, Dr. K. L., Griechische Geschichte. 4. neubearb. Aufl. von Dr. A. Westermayer. München, Beck 1891. 8, 535 SS. Mit 40 Abbildungen und 2 Karten.

Der Herausgeber berichtet in der Vorrede über die Änderungen, die er in dieser neuen Auflage des rühmlich bekannten und noch immer eine große Beliebtheit genießenden Werkes angebracht hat. Sie betreffen die beiden ersten Bücher, in die ein Abschnitt über Schliemanns Ausgrabungen mit Recht und Fug Aufnahme gefunden hat. Ferner hat W. an Stelle der unverbundenen Einzelerzählungen aus der Zeit vor den Perserkriegen eine zusammenhängende, mehr auf die Entwicklung Gewicht legende Darstellung gesetzt. Geringfügigere Änderungen hat auch die Behandlung des Sokrates und der Culturgeschichte nach Alexander d. Gr. erfahren. Die Verlagsbuchhandlung hat die Abbildungen abermals vermehrt. Das Werk muss auch in seiner jetzigen Gestalt den Schülerbibliotheken und bemittelteren Eltern für ihre Gymnasien und Realschulen besuchenden Kinder bestens empfohlen werden. Auch mögen es solche Lehranstalten, an denen Bücher als Prämien zur Vertheilung kommen, für diesen Zweck als sehr geeignet im Auge behalten.

Jumpertz, Der römisch-karthagische Krieg in Spanien 211—206. Leipziger Dissertation. Berlin, Weber 1892.

Diese Arbeit beschäftigt sich, ausgehend von den Ergebnissen der modernen Quellenkritik über das Verhältnis des Livius, Polybios

und Coelius Antipater, mit der Chronologie der Kriege des P. Scipio d. Jüngeren in Spanien. J. sucht einige chronologische Verschiebungen bei Livius zu erweisen, dass nämlich Scipio erst 210 und nicht schon 211 nach Spanien gekommen sei; dieser Fehler wird auf Livius selbst zurückgeführt. J. zeigt ferner, dass Scipio im ersten Jahre nur nordwärts des Ebro gestanden hat, alles andere Land war den Römern durch den Tod der beiden älteren Scipionen verloren gegangen, was aber bei Livius verhüllt wird. Die Schlacht von Baecula verlegte Coelius ins Jahr 209, Polybios, obwohl er dessen Ansatz kannte, ins Jahr 208, er rückte sie dadurch unmittelbar vor den Abmarsch des Hasdrubal nach Italien. Der Zweck dieser Verschiebung ist, wie der Verf. vermuthet, den Scipio von dem Vorwurfe zu reinigen, dass er den Abmarsch Hasdrubals nicht verhindert habe; unmittelbar nach einer siegreichen Schlacht hätte man billig nicht erwarten können, dass Scipio darauf gefasst war. Was endlich Livius zum Jahre 207 berichtet, geschah schon im Jahre 208, ins Jahr 207 gehört der erste Theil seines Berichtes zum Jahre 206, ins Jahr 206 selbst der Rest. Diese chronologische Verschiebung ist aber nicht, wie die erste, dem Livius selbst zur Last zu legen, sondern der Mittelquelle, durch die Livius den Polybios in diesen Abschnitten benutzt hat.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass es dem Verf. dieser klar angelegten und mit anerkenneswertem Geschick geführten Untersuchung gelungen ist, einem schon sehr viel behandelten Problem neue Seiten abzugewinnen. Zu billigen ist ferner, dass er sich nicht so sehr die Ermittelung des Quellenverhältnisses, als die Feststellung der widersprechend überlieferten Thatsachen zur Aufgabe gemacht hat. Wenn ich gleichwohl den Ergebnissen dieser Untersuchung nicht durchaus beizustimmen vermag, so werde ich dazu durch einen auffälligen Irrthum veranlasst. J. sucht aus Eutropius III. 16 und aus Silius Italicus den Nachweis dafür zu erbringen, dass die bei Dio-Zonaras erhaltene Datierung der Schlacht bei Baecula (209 v. Chr.) auf Coelius zurückzuführen sei. Die nur nebenbei angeführte Stelle bei Silius lässt verschiedene Deutungen zu und ist nicht beweiskräftig, bei Eutropius aber ist der insequens annus, d. h. das auf die Eroberung von Tarent folgende Jahr 208 und nicht 209. Eutropius setzt also die Schlacht ins Jahr 208, wie der Verf. auf S. 32 seiner Abhandlung selbst richtig bemerkt hat. Damit ist aber auch hinfällig, was aus dieser angeblichen Differenz zwischen Polybios und Coelius gefolgert wird. Es wäre auch in der That eine wenig gelungene Rechtfertigung des Scipio, wenn die Heranschiebung der siegreichen Schlacht an den Abmarsch des Hasdrubal vorgenommen wäre, um ihn von dem Vorwurf zu reinigen, dass er den Bruder Hannibals aus Spanien entwischen ließ.

Ihne W., Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius. Aus dem Englischen mit Zusätzen von W. Schott. Straßburg, Trübner 1892. 8°, 200 SS.

Früher als Stahr und Freitag hatte Ihne in den Proceedings der Gesellschaft für Literatur und Philosophie zu Liverpool durch eine kritische Behandlung des Tacitus und der übrigen Quellen zur Geschichte des Tiberius sich die Überzeugung verschafft, dass Tacitus das Bild dieses Princeps in gehässiger Weise entstellt habe und dass also die auf Tacitus ruhenden Darstellungen seinen Verdiensten durchaus nicht gerecht werden. Dieser in der deutschen Literatur nur an wenigen Stellen berücksichtigte Aufsatz liegt nun in deutscher, von Ihne selbst revidierter Übersetzung als hübsch ausgestattetes Büchlein vor. Schott hat in einer Reihe von Zusätzen sich mit den sonstigen über den Gegenstand erschienenen Arbeiten auseinandergesetzt, die er sehr vollständig, die zahlreichen Programmaufsätze eingeschlossen, verzeichnet.

Dieser frühesten Berichtigung des traditionellen Bildes des Tiberius kommt der Vorzug zu, dass sie weder in der Hochschätzung des Tiberius, noch in der Verurtheilung des Tacitus zu so extremen Ergebnissen kommt, wie die späteren. In der Beurtheilung der letzten Regierungsjahre scheint mir I. allerdings auch etwas zu sehr den Advokaten des Princeps zu machen. Ich finde, dass zum Verständnisse des Tiberius überhaupt seine Stellung unter Augustus und die damals gemachten Erfahrungen einerseits und die eigenthümliche Unsicherheit seiner amtlichen Stellung als Princeps andererseits am meisten dienen und also stärker betont werden müssen, als dies bei I. geschehen ist. Dass die mit Seian erlebte Enttäuschung auf das Gemüth des Verbitterten nachhaltig gewirkt und den Charakter seiner letzten Regierungszeit bestimmt hat, halte ich gleichfalls fest. Unter Augustus über alle Maßen schlecht behandelt und zurückgesetzt, erhielt er nach dessen Tod eine Stellung, in der er jeden Augenblick vor der Gefahr stand, von der Revolution beseitigt zu werden, der der Principat sein Dasein verdankte. Das Beispiel des Augustus nachzuahmen und dessen Willen zu vollstrecken, schien ihm das geeignetste Mittel, seine Stellung zu sichern. Der Krieg in Deutschland war nicht in Augustus' Absichten gelegen, darum hat T. Germanicus abberufen. Darin hat Ihne gewiss recht und so fasst ja auch Mommsen im V. Bande die Sache. Aber auch in der Entsendung des Germanicus nach dem Osten wiederholt Tiberius nur das Verfahren, dessen sich Augustus gegen ihn selbst bedient hatte. Tiberius Wohlwollen gegen Germanicus zuzuschreiben, scheint mir unbegründet, das hieße Übermenschliches von ihm erwarten. Germanicus besass alle die persönlichen Eigenschaften, die Tiberius an sich schmerzlich vermissen musste, darüber konnte er nicht hinauskommen, und deshalb ist sein Verhalten nach dem Tode des Germanicus vollkommen begreiflich; dieser selbst wirkte doch wie eine Befreiung von schwerer Sorge auf ihn. Völlig verzeichnet ist

also die Antithese bei Tacitus nicht und sie bietet für das Verständnis des Charakters des Tiberius nicht ganz außeracht zu lassende Anhaltspunkte. Auch darin weist Tacitus den rechten Weg, wenn er in der großen Enttäuschung, die Tiberius an dem Einzigen erleben musste, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, den Anlass zu einer Steigerung seiner unerfreulichen Eigenschaften erblickt. Dennoch aber haben uns die „Rettungen", deren Berechtigung ich damit nicht in Abrede stelle, Tiberius ebenso wie Tacitus richtiger beurtheilen] gelehrt. Ihne gebürt das Verdienst, diesen Weg zuerst gezeigt zu haben.

Reinhard, Der Tod des Kaisers Julian. Nach den Quellen dargestellt. Cöthen, Bühling 1891. 8°, 31 SS.

Der Verf. gibt eine, so viel ich sehen kann, erschöpfende Darstellung aller über den Tod des Julianus erhaltenen Berichte von Ammianus Marcellinus angefangen bis herab zur Kirchengeschichte des Nikephoros Kallistos, aus der der sagenhafte Charakter der christlichen Überlieferung sehr deutlich hervorgeht. R. hält vor allem die durch Libanius vertretene Version, dass ein Christ den Julianus getödtet habe, für eine falsche Beschuldigung und sieht die Ursache seines Todes darin, dass er sich ohne Panzer allzukühn im Gefecht exponierte und dabei von einem feindlichen Soldaten verwundet worden sei. Die später auftauchende Version, dass man diesen Krieger sofort niedergemacht habe, gehört nach R. gleichfalls dem Kreis der Erfindungen an. Das Gesammturtheil des Verf.s über den Kaiser, dessen Feldzugsplan gegen die Perser er übrigens auch als verfehlt betrachtet, ist wohl deshalb ein so ganz besonders günstiges und in der Schlusswendung so lebhaft zum Ausdruck gebracht, weil ihn die christlichen Fabeln über sein Ende mit Unmuth erfüllt haben. Weder zu dem einen, noch zu dem anderen scheint mir ein Grund vorzuliegen.

Prášek, Medien und das Haus des Kyaxares. Berliner Studien f. class. Philol. u. Archäologie. XI. 3. Heft. 1890. 8°, 110 SS.

In einem ersten Abschnitte charakterisiert der Verf. die Quellen, die uns für die Geschichte des medischen Reiches erhalten sind, er legt dabei mit Recht den nicht zahlreichen und schlecht überlieferten Bruchstücken aus Berossos gleichwohl großen Wert bei. Der Umstand, dass Delattre in seiner Schrift Le peuple et l'empire des Mèdes diesen Autor nur wenig berücksichtigt und in seiner Bedeutung ebensosehr unterschätzt, wie er den Wert des Buches Judith überschätzt hatte, war für P. der äußere Anlass gewesen, die Nachrichten über Medien in möglichster Vollständigkeit einer abermaligen Prüfung zu unterziehen.

Unsere ausführlichste Quelle ist bekanntlich Herodot. In seinem Berichte sucht der Verf. zwei sich widersprechende Theile zu unterscheiden, eine medische Volksüberlieferung, die den Verrath

des Harpagos breit erzählt und Herodot durch persische Vermittelung zugekommen ist, und eine den Verrath beschönigende, auch sonst Widersprechendes bietende Tradition, die auf die Nachkommen des Harpagos in Kleinasien zurückgeführt wird. Damit wird ein sehr oft erörterter Gegenstand berührt, wobei sich P. mit seinen zahlreichen Vorgängern auf diesem Gebiete nicht im einzelnen auseinandersetzt. Die Annahme harpagidischer Einflüsse auf die herodotische Version ist zuerst von Rubino im Lectionskatalog von Marburg (Sommer 1849) ausgesprochen und auch von A. v. Gutschmid immer vertreten worden. Ich habe mich bisher noch nicht davon überzeugen können, weshalb persische Überlieferungen, die in Kleinasien durch griechische Hände (Xanthos) gegangen waren und auch in Delphi eine Stätte gefunden hatten, als Quelle Herodots ausgeschlossen sein sollen. Doch sind dies Fragen, in denen über ein subjectives Meinen kaum hinauszukommen ist.

Nach einer Charakterisierung des Ktesias und der Nachrichten der Propheten gibt P. eine Kritik der medischen Königsliste. Als authentisch gelten ihm die 128 Jahre bei Herodot (I. 130) und damit ergibt sich von 550, dem Jahre des Sturzes des Astyages, zurückgezählt 677 als das Jahr des Aufstandes der Meder gegen Assyrien und des Beginnes ihrer Unabhängigkeit. Der erste medische König kann also nur 31 Jahre geherrscht haben. Dieses Ergebnis wird dann an den assyrischen Berichten geprüft und durch sie bestätigt gefunden. Es erweist sich also, dass die der medischen Tradition kundigen Perser dem Herodot richtig berichtet haben, während die 150 Jahre der Harpagidentradition die Anfänge des medischen Reiches zurückdatieren. Die Nachrichten über den Nachfolger des Deiokes vereinigt P. dahin, dass der bei Herodot genannte Phraortes und der bei Berossos genannte Astyages als identisch betrachtet werden, Phraortes sei der Personen-, Astyages der Thronname dieses Königs. Die Angaben Herodots über die 28jährige Herrschaft der Skythen in Asien hält der Verf. für unrichtig und übertrieben, die Heimat dieses Volkes sucht er zwischen Assyrien und dem Kaukasus, von dem Siege des Kyaxares über diese Stämme datiert er den Beginn des medischen Großreiches. Mit Kyaxares betreten wir sicheren, historischen Boden. Die Geschichte seiner Herrschaft und der Regierung des zweiten Astyages wird dann in den letzten zwei Abschnitten dieser Schrift dargestellt.

Diese Arbeit ist mit unleugbarem Geschick gemacht und der Verf. beherrscht den Stoff in anerkennenswerter Weise; sie ist von wenigen grammatischen und stilistischen Verstößen abgesehen auch gut geschrieben, hätte aber gewonnen, wenn Einzelnes kürzer gefasst worden wäre. Was aus Herodots Zahl 128 geschlossen wird und die damit zusammenhängenden Schlussfolgerungen über die Dauer der Skytheneinfälle kann ich nicht für so sicher halten, als der Verf. Die Stelle bei Herodot lässt auch andere Auslegungen zu,

z. B. die von Zumpt und A. v. Gutschmid vertretene; es ist nicht einzusehen, warum der Zahl 128 bei Herodot Glauben geschenkt werden muss, die 53 Jahre des Deiokes dagegen verworfen werden. Gesicherte Kunde über Medien besitzen wir erst seit Kyaxares' Regierungsantritt.

Graz. Adolf Bauer.

Ihne Wilh., Römische Geschichte. Leipzig, Wilh. Engelmann, 8 Bde gr. 8°. 1868—1890. Preis 42 Mk.

Mit der den achten Band füllenden Darstellung der Ereignisse seit der Aufrichtung des zweiten Triumvirats bis zum Entscheidungskampfe zwischen Octavian und Antonius hat die römische Geschichte Ihnes ihren Abschluss erreicht. Die Anfänge dieses Werkes, das ursprünglich auf drei Bände berechnet war und sehr gegen den Willen des Verf.s bis zum gegenwärtigen Umfange angewachsen ist, reichen über 24 Jahre zurück; zumal die sechs ersten Bände, welche zwischen den Jahren 1868 und 1886 erschienen sind, befinden sich schon so lange in den Händen der Freunde der römischen Geschichte, dass es unthunlich erscheinen muss, an dieser Stelle ausführlicher von ihnen zu sprechen. Sie und ihre Vorstudien (besonders die 'Forschungen auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte', Frankfurt 1847) wurzeln in jener Zeit, da Niebuhrs Ansichten von der Bildung und Ausgestaltung des altrömischen Staates den Ausgangspunkt aller antiquarischen und historischen Studien bildeten; dieses Verhältnis zwischen Niebuhr und seiner Schule prägt ihnen bei aller Selbständigkeit der eigenen Forschung in der Kritik der äußeren und noch mehr der inneren Geschichte eine ganz bestimmte Signatur auf. In den späteren Theilen des Werkes tritt, entsprechend dem anders gearteten Charakter der Überlieferung, die theils zeitgenössisch ist, theils zeitgenössische Quellen verarbeitet, die Kritik äußerlich etwas zurück und die Erzählung strömt in behaglicher Breite dahin. Besonders ausführlich sind die Begebenheiten nach Sullas Tode erzählt, die die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts der römischen Republik füllen und in der Aufrichtung der Dyarchie durch den jüngeren Cäsar ihren organischen Abschluss finden: Band 6—8.

Der Schlussband stammt aus der Feder des 1877 verstorbenen Philologen und Epigraphikers A. W. Zumpt her, ohne dass er indes für den Zweck des unmittelbaren Anschlusses an Ihnes Geschichtswerk geschrieben worden wäre. Aber das unvollendete Manuscript, das die Zeit von Cäsars Ermordung bis zum Siege Octavians über Antonius und Cleopatra behandelte, konnte Ihne, der nach dem Tode seines Freundes für die Drucklegung dieses Theiles seines Nachlasses zu sorgen gebeten worden war, als „in der Art und Weise der Geschichtserzählung, in der Auffindung der

Thatsachen und in der Beurtheilung der handelnden Personen wesentlich" mit seiner Arbeitsmethode übereinstimmend bezeichnen, „so dass es nur untergeordneter Änderungen bedurfte, um sie mit Ihnes Arbeit zu einer Einheit zu verschmelzen". Trotz dieser Begutachtung kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, dass Ihne über eine tiefere philosophische Geistesbildung und über ausgebreitetere allgemeine Geschichtskenntnisse als Zumpt zu verfügen und lebhafter zu erzählen versteht. Der Unterschied zwischen Band 7 und 8, die sich wegen der nahen stofflichen Beziehungen am leichtesten mit einander vergleichen lassen, ist darum, meiner Empfindung nach, ein merklicher, auch in der Diction[1]. Aber nicht etwa, dass ich behauptete, der Herausgeber hätte im allgemeinen mehr Sorgfalt auf die Umarbeitung des ihm vorliegenden Manuscripts verwenden sollen; er wird es daran nicht haben fehlen lassen, muss sich aber mit dem Schicksale aller derer zufrieden geben, die ein Buch aus den Papieren eines Anderen fertigstellen, statt es von neuem zu schreiben[2].

Ihnes Geschichtswerk ist die sorgfältige Arbeit eines in den einschlägigen Fragen wohl unterrichteten, billig und human denkenden Mannes. Die Quellzeugnisse und die moderne Literatur vollständig und genau anzuführen wird nicht beabsichtigt, die neuere Literatur übrigens überhaupt weniger berücksichtigt. Seine Geschichtsauffassung ist ruhig und objectiv, der Ton der Erzählung schlicht und würdig. Der Verf. wird nicht müde, das Bild jeder einzelnen der politisch markanten Persönlichkeiten mehr noch von den Verunglimpfungen der Gegner, als vom Lobe der Parteigenossen loszulösen und frei von allen Zuthaten der Leidenschaften zu zeichnen; seine Ausführungen, so über die catilinarische Verschwörung und über Ciceros politische Wirksamkeit, enthalten daher, wenn auch nicht sonderlich Neues, doch viele beachtenswerte Winke. Insbesondere ist aber Zumpt im 8. Bande bemüht, das Andenken

---

[1]) Vgl. z. B. die wunderliche Übersetzung des Motivenberichtes im Proscriptionsedict vom 27. Nov. 44, S. 17; oder den Satz: 'Auch Cicero hätte Antonius verschont, wäre nicht sein (dessen?) Hass unversöhnlich gewesen' S. 39. oder 'man fand Cassius' Körper im Zelte vom Rumpfe getrennt' S. 105 u. ä. m.

[2]) Immerhin hätte auch das Beweismaterial einer entsprechenden Ergänzung bedurft. Nur als Beispiel führe ich an, dass VIII 435 der Erörterung der Frage über die Iterierung des zweiten Triumvirats das Zeugnis des Sueton Aug. 27 '*triumviratum r. p. c. per decem annos administravit*' in erster Linie zugrunde gelegt wird, die eigenen Worte des Augustus aber, die aus dem griechischen Texte des monumentum Ancyranum zuerst durch Perrot bekannt geworden sind, nicht einmal angeführt werden: (4, 1 f.) *τριῶν ἀνδρῶν ἐγενόμην δημοσίων πραγμάτων κατορθωτὴς συνεχέσιν ἔτεσιν δέκα.* Ebenfalls auf S. 435 meint Zumpt, 'dass von der 27., 28. und 29. Legion des Antonius bis jetzt noch keine Münzen bekannt geworden sind'; allein vgl. die von d'Ailly dem Münzcabinet in Paris legierten Exemplare Babelon I 204 (gens Antonia n. 142 bis 144) und Cohen, Monn. imp.[2] Antonius n. 63. 64. Noch dürftiger sieht es um die Verwertung neuerer Untersuchungen aus.

Ciceros, den Drumann und Mommsen als Politiker und Literaten mit energischer Heftigkeit als weitaus überschätzt erklärt und seines Nimbus ganz entkleidet haben, in gebürender Reinheit und Sachlichkeit aufzufrischen. Auch Cato und die bedeutendsten der Freiheitshelden, sowie Antonius werden in ihrer Individualität zu erfassen gesucht und ihre Handlungsweise dementsprechend motiviert. So gerecht und anerkennenswert dieses Verfahren ist, lässt sich doch nicht verkennen, dass der großartige geschichtliche Process, der sich seit etwa 70 bis 31 v. Chr. vollzog, hiedurch leicht Gefahr läuft, lediglich zur Staffage zu werden, vor der die beiden Cäsaren, Brutus, Cassius, die Pompeier usw. so agieren, wie sie auch in irgend einem geschichtlichen Drama hätten agieren können, das ein Jahrhundert früher oder später sich entwickelte. Und thatsächlich erscheint die treibende Gewalt des Processes, der auch ohne diesen Cäsar, diesen Pompeius, diesen Octavian und diesen Antonius sich zu ähnlichem Ende hätte abwickeln müssen, erscheint seine elementare Nothwendigkeit etwas zu matt und nebensächlich behandelt. Die äußere Entwicklung der Handlung kommt infolge dessen bei Ihne mehr zur Geltung als z. B. bei Mommsen, der mit wunderbarer Klarheit und Entschiedenheit die innere Entwicklung Roms erkannt und erzählt hat, in Cäsar den zielbewussten Förderer und Diener dieser Entwicklung feiert, an seinen Gegnern die Kurzsichtigkeit oder Selbstsucht ihrer Politik bloßstellt. Aber, wie gesagt, für den Mangel an Energie entschädigen die mit wohlwollender Gerechtigkeit abgerundeten Lebensbilder und die fesselnde Erzählung. Es ist wohl zu erwarten, dass die Theilnahme des Publicums, das sich an den ersten und in langen Intervallen erschienenen Bänden dieses Buches wegen der Trockenheit großer Partien staatsrechtlichen Inhalts nicht begeistern konnte, auch den folgenden Bänden nicht mehr in besonderem Maße wird zuwenden wollen. Umsomehr möchte ich jene Bände an dieser Stelle einem regeren Interesse weiterer Kreise, auch der Studierenden der Oberclassen unserer Mittelschulen empfehlen.

Wien. J. W. Kubitschek.

Geschichte Österreichs von Alfons Huber. IV. Band. Gotha, F. A. Perthes 1892. 8°, 555 SS.

Der vierte Band von Hubers Werk führt die österreichische Geschichte von 1526 bis 1609. Der Stoff, den diese Jahre bieten, wird in zwei Büchern abgehandelt, von denen das eine (das siebente) den Kampf um Ungarn und die Ausbreitung des Protestantismus, das andere (das achte) den „Versuch einer allgemeinen Gegenreformation und seinen Rückschlag“ darstellt.

Das erste Capitel des siebenten Buches beschäftigt sich in sehr ausführlicher Weise mit den Kriegen gegen Zápolya und die

Türken und den verschiedenen Unterhandlungen bis zum Jahre 1547. Die weitläufige Behandlung aller Vorgänge in Ungarn, welche fast die Hälfte des vorliegenden Bandes bildet, rechtfertigt der Verf. in der Vorrede mit den Worten: „Neben der Stellung des Hauses Habsburg zum Protestantismus hat es in dieser Periode keine wichtigere Frage gegeben als die, ob Österreich im Stande sein würde, Ungarn gegen die Türken zu behaupten und in eine engere Verbindung mit den deutschen und böhmischen Ländern zu bringen.“ Bei Angabe der Berichte über den Rückzug des osmanischen Heeres 1532 durch Steiermark wäre auch der anzuführen gewesen, den Beckh-Widmanstetter (Die angebliche Belagerung von Graz usw. 1887) mitgetheilt hat. Im zweiten Capitel werden die Ursachen der Ausbreitung und Erstarkung des Protestantismus in den österreichischen Ländern erörtert. Diese Ursachen waren die Unthätigkeit der Bischöfe, die Lässigkeit in der Ausführung der Edicte Ferdinands I., der Mangel an tauglichen Priestern, der Verfall der Wiener Universität. In Ungarn wurde für die katholische Kirche der Umstand verhängnisvoll, dass die zwei Erzbischöfe und fünf Bischöfe in der Schlacht bei Mohács gefallen waren und die beiden Gegenkönige die Güter der erledigten Bisthümer verwandten, um Mittel zum Kriege zu gewinnen. Zwar waren sowohl Ferdinand, als auch Zápolya den Lutheranern feindlich gesinnt, doch konnte keiner energisch gegen sie auftreten. Die Entwicklung des Lutherthums in Böhmen wird eingehend dargestellt, die Geschichte der Utraquisten seit den Tagen Georgs von Poděbrad wird hier nachgeholt. Die Strafedicte Ferdinands richteten sich fast nur gegen die Brüderunität und die Wiedertäufer, waren jedoch auch nur von geringer Wirkung. Sehr klar wird dargestellt, wie sich die Verhältnisse Böhmens mit der Sachlage in Deutschland verknüpften: die Niederlage der Schmalkaldener führte die Stärkung der landesfürstlichen Macht in Böhmen herbei. In den religiösen Verhältnissen freilich wurde kaum vorübergehend eine Änderung geschaffen. Die Einführung des Jesuitenordens, die Stellung Ferdinands zum Concil von Trient und die Hinneigung Maximilians zum Protestantismus sind verhältnismäßig kurz behandelt. Sehr ausführlich ist wieder die Darstellung des Kampfes um Siebenbürgen und das östliche Ungarn (1547—1563) gehalten. Über Bruder Georg urtheilt der Verf., der übrigens die Erwerbung Siebenbürgens durch Ferdinand I. 1551 und Bruder Georgs Ende zum Gegenstande einer selbständigen Untersuchung gemacht hat, so: „Eine genaue und ruhige Prüfung sämmtlicher Handlungen des Bruders Georg führt zur Überzeugung, dass derselbe einem falschen Verdachte zum Opfer gefallen, dass der Vorwurf, er habe mit den Türken verrätherische Verbindungen unterhalten, um mit Unterstützung des Sultans die Herrschaft in Siebenbürgen an sich zu bringen, unbegründet gewesen sei, dass wenigstens Beweise für seine Schuld fehlen, wenn auch seine steten und theilweise ge-

heimen Verhandlungen mit den Türken leicht die Meinung erwecken konnten, dass er verrätherische Ziele verfolge."

Ein vortrefflich geschriebenes Capitel ist das vierte, in dem die Persönlichkeit Ferdinands, seine organisatorische Thätigkeit, die von ihm verfügte Ländertheilung, sowie die Sorge für die Nachfolge seines Sohnes Maximilians II. vorgeführt werden. Die Darstellung der religiösen Verhältnisse der österreichischen Länder unter Maximilian II. folgt im fünften Capitel. Da dieser Kaiser keiner der beiden Religionsparteien entschieden angehörte, hat er ihnen gegenüber auch als Regent der österreichischen Länder keine consequente Haltung eingenommen und er erreichte weder die Einigung der verschiedenen Confessionen, noch vermochte er durch Toleranz den religiösen Frieden herzustellen. — Das sechste Capitel behandelt die Kriege mit Siebenbürgen und den Türken und die polnischen Angelegenheiten bis zum Tode des Kaisers.

Das achte Buch beginnt mit der Charakteristik Rudolfs II., wobei bezüglich der Prager Kunstkammer vielleicht auch Svateks Culturhistorische Bilder aus Böhmen hätten Erwähnung finden können; dann werden die Thätigkeit der Jesuiten in Böhmen, die religiösen Verhältnisse in Mähren und Niederösterreich und der Beginn der Gegenreformation in letzterem Lande, sowie der Bauernaufstand in Ober- und Niederösterreich und im Salzburgischen besprochen. Die „Durchführung der Gegenreformation in Tirol und Innerösterreich" ist ein sehr anregend geschriebenes Capitel, ebenso das dritte, welches die reactionären Bestrebungen in Österreich und den böhmischen Ländern, die Gemüthskrankheit des Kaisers und ihre unheilvollen Folgen behandelt. Die Entstehung der Militärgrenze, die Versuche der Erwerbung Polens und die Kriegsereignisse in Ungarn und Siebenbürgen füllen das vierte Capitel. Die Gestalten des Sigmund Bathory, der so oft auf Siebenbürgen verzichtete und doch immer wieder im Lande erschien, des kaiserlichen Generals Basta, des Bocskay und des eifrigen Friedensbeförderers Stephan Illésházy treten aus dem Wirrsal dieser Ereignisse plastisch hervor. Mit dem Frieden von Wien und Zsitva-Torok schließt dieses lange Capitel ab. Der Friede von Zsitva-Torok war das erste Abkommen zwischen dem Kaiser und dem Sultan, das auf der Grundlage der Gleichberechtigung beider Monarchen zustande kam und Österreich nicht als bittende, sondern als vollkommen ebenbürtige Macht erscheinen ließ. Er bildet daher auch für die Beziehungen Österreichs zu den Türken eine neue Epoche. — Im fünften Capitel wird der Bruch des Erzherzogs Matthias mit dem Kaiser, im sechsten werden die Folgen dieses Bruderzwistes dargelegt. Die protestantischen Stände langen auf dem Höhepunkte ihrer Macht an; denn Matthias unterfertigte am 19. März 1609 die sogenannte Capitulations-Resolution und der Kaiser am 9. Juli den Majestätsbrief; gleichzeitig wurde in Böhmen zwischen den katholischen Ständen und den Directoren ein Vergleich geschlossen,

welcher in die Landtafel eingetragen wurde und daher ebenso gesetzliche Giltigkeit hatte wie der Majestätsbrief selbst. Mit der Darlegung der erzwungenen Zugeständnisse der beiden Herrscher Matthias und Rudolf an die protestantischen Stände findet der vierte Band von Hubers Geschichte einen naturgemäßen Abschluss.

Auch dieser Band weist alle jene Vorzüge auf, welche an den früheren Bänden zu loben waren. Der Verf. beherrscht den behandelten Stoff vollkommen; die Gliederung desselben ist durchaus sachgemäß; die Beurtheilung der Ereignisse, der Denkungsart und Handlungen der leitenden Persönlichkeiten ist stets wohlbegründet und überzeugend, die Darstellung in ihrer Schlichtheit lichtvoll und klar.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. V. Band, 2. Heft. VI. Band, 1. Heft. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1891. Preis per Jahrgang (4 Hefte) 18 Mk.

Im zweiten Hefte des fünften Bandes von Quiddes Zeitschrift für Geschichtswissenschaft beendet O. Hartwig seinen eingehenden Aufsatz über „Ein Menschenalter florentinischer Geschichte (1250—1292)“ und Fritz Arnheim setzt seine „Beiträge zur Geschichte der Nordischen Frage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ fort. Diesen zwei größeren Aufsätzen folgen mehrere kleinere Mittheilungen: 1. Die Lossagung des Bischofs Eusebius von Angers von Berengar von Tours, von W. Bröcking. 2. Zum deutschen Königsgut von J. Fritz. 3. Zu den Pressburger Verhandlungen im April 1429 von A. Chroust. 4. Die Inquisition in den Niederlanden während des Mittelalters von M. Philippson. 5. Paul Usteri über K. E. Ölsner 1799 von Alfred Stern. — Im ersten Hefte des sechsten Bandes handelt W. Judeich unter kritischer Benutzung der Quellen über die Schlacht bei Adrianopel (378). In dieser trefflichen Auseinandersetzung untersucht der Verf. auch die Nachrichten über den Tod des Kaisers Valens. Die besten, meist gleichzeitigen Berichte geben an, dass er sich in den vordersten Kampf gestürzt habe und getödtet worden sei; sein Leichnam sei nicht gefunden worden. Dass er sich in ein Haus geflüchtet und mit diesem verbrannt sei, ist ein Märchen, dessen Entstehung und Ausbildung sich genau verfolgen lässt. — Robert Davidsohn untersucht die Entstehung des Consulats (mit besonderer Berücksichtigung des Comitats Florenz-Fiesole) und Felix Stieve hat einen Aufsatz über „Herzog Maximilian von Baiern und die Kaiserkrone“ beigesteuert. Stieve hat schon in einer früheren Arbeit vermuthet, dass der Plan, das Kaiserthum nach dem Tode Rudolfs II. an das Haus Wittelsbach zu bringen, nicht vom Herzog Maximilian, sondern von seinem Vater Wilhelm V. ausgieng, der die Regierung 1598 niedergelegt hatte, sich aber immer noch in die politischen Angelegenheiten mischte. Diese Vermuthung wurde

durch Schriftstücke bestätigt, die Stieve aufgefunden hat und auf Grund deren er die Sache in der vorliegenden Abhandlung eingehender verfolgt. Eigenthümlich erscheint die Stellung des Kurfürsten Ernst von Köln, des Bruders Wilhelm V.; er arbeitete dem baierischen Plane entgegen. Zuletzt beschäftigt sich Stieve mit einem Actenstück aus dem Jahre 1604, welches eine Anweisung zu geheimen Verhandlungen mit dem kaiserlichen Feldmarschall Hermann Christoph von Rosworm enthält. Dieser stand in nahen Beziehungen zu den Wittelsbachern und soll sich erboten haben, dem Herzog Maximilian zur Kaiserkrone zu verhelfen. Doch scheint die Anweisung nicht ausgefertigt worden zu sein. Übrigens fiel Rosworm bald hierauf beim Kaiser in Ungnade und wurde einem Processe unterworfen, der mit seiner Hinrichtung endete. Herzog Maximilian, der sich für den Plan seines Vaters doch erwärmt hatte, gab seine Hoffnungen wieder auf; und als sich ihm später Gelegenheit zur Erwerbung der Kaiserkrone bot, lehnte er sie „um des Reiches und der katholischen Kirche, sowie um der Wohlfahrt seines eigenen Landes willen ab“.

In den kleinen Mittheilungen weist Wegele den Versuch, dem Dichter der 'Göttlichen Komödie' die Urheberschaft der bekannten Schrift 'De Monarchia' — über die Weltmonarchie — abzusprechen, zurück; Karl Schellhaas theilt einen Brief mit, den der in österreichischen Diensten stehende Secretär Balthasar Cesner 1473 an Meister Johann Gelthaus in Frankfurt schrieb und der für die Zusammenkunft des Kaisers Friedrich III. und Karls des Kühnen von Burgund in Trier von Bedeutung ist; W. Varges polemisiert unter der Überschrift „Weichbildsrecht und Burgrecht“ gegen die Erklärung dieser Worte durch Sohm; Th. Wichert macht auf zwei Arbeiten Weilands aufmerksam, die sich mit Matthias von Neuenburg beschäftigen, und äußert bezüglich des Verf.s der „Fortsetzung der Chronik des Jacobus a Voragine“ eine von Weiland abweichende Ansicht. K. Th. Heigel verweist auf den VII. Band der von der Archiv-Commission im Ministerium des Auswärtigen in Paris herausgegebenen Instructionen der französischen Regierung für ihre Gesandten. Der VII. Band bezieht sich auf die Gesandtschaften an den Höfen von München, Mannheim und Zweibrücken und enthält sehr viel, was erbaulich zu lesen und für die Hof- und Staatsbeamten der Wittelsbacher nicht sehr schmeichelhaft ist. Rud. Schmitt berichtet über die Sendung des Obersten von Pechlin nach Petersburg im Jahre 1760 zur Gewinnung der russischen Staatsmänner für Preußen und Herm. Hüffer belehrt uns, dass die in hervorragenden Geschichtswerken besprochene Audienz des preußischen Gesandten Haugwitz bei Napoleon in Brünn am 7. December 1805 nicht stattgefunden hat.

Die zwei vor mir liegenden Hefte der Quidde'schen Zeitschrift enthalten wie die früheren auch sehr reichhaltige Literaturberichte und Besprechungen. So handelt Vančura über die neuere cze-

chische Geschichtsforschung, Liebermann über neuere Literatur zur Geschichte Englands im Mittelalter und zur Geschichte Englands seit dem 16. Jahrhundert. Die Nachrichten und Notizen über verschiedene deutsche und auswärtige historische Commissionen, Gesellschaften, Institute und Vereine, über Archive, Bibliotheken und Museen, über historische Werke, Preisausschreiben, Stipendien, über verschiedene Persönlichkeiten sind außerordentlich zahlreich. Selbst die antiquarischen Kataloge sind verzeichnet. Endlich enthält jedes Heft eine Bibliographie zur deutschen Geschichte, in welcher alle größeren und kleineren selbständigen Werke, sowie alle Programm- und Zeitschriftenaufsätze und sogar die Recensionen in den verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen verzeichnet sind. — Man darf behaupten, dass in dieser Bibliographie alles zu finden ist, was in der behandelten Zeit auf dem weiten Gebiete der Geschichte in Druck gegeben worden ist.

Quiddes Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft ist ohne Zweifel die reichhaltigste historische Zeitschrift. Kein Geschichtsfreund kann sie entbehren.

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgegeben von Dr. Christian Meyer, kgl. preuß. Archivar I. Classe zu Breslau. II. Band, 1. Heft. Berlin, Verlag von H. Lüstenöder 1891.

Es hat viele Jahre gedauert, ehe für die einst von dem Studienrath Müller herausgegebene Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte ein Ersatz geschaffen wurde. Im vorigen Jahre begann Hr. Dr. Christ. Meyer, Archivar in Breslau, eine neue Folge dieser Zeitschrift, welche, wie es scheint, vielseitigen Anklang gefunden hat. Wenigstens verdiente der erste Jahrgang die Anerkennung der Geschichtsfreunde, und auch das 1. Heft des zweiten Jahrganges, das uns eben vorliegt, ist reich an guten Beiträgen. Im ersten Aufsatze „Historische Volkserziehung“ tritt Hans Frisch für eine größere Beachtung der Culturgeschichte in den Schulen, ja für eine völlige Umgestaltung des Geschichtsunterrichtes ein. Unsere jetzige Unterrichtsmethode, behauptet er, gibt der Jugend die Steine des Formalismus statt des Brotes der befruchtenden Ideen. Sie bemüht sich, die Frucht des Geistes herauszutreiben und das leere Stroh der Grammatikalien und der Geschichtstabellen zu dreschen. Eine gutgefüllte Gedächtnisvorrathskammer, das ist sowohl in den alten Sprachen, als auch häufig im Geschichtsunterrichte das erstrebenswerte Ziel der Schulökonomie. Der Verf. setzt den Wert und die Bedeutung der Geschichte auseinander und macht zuletzt einen Vorschlag zur Lösung der Aufgabe eines zweckmäßigen Geschichtsunterrichtes. Der Geschichtslehrer, sagt er, muss mit seinen Schülern durch die Straßen der Städte wandern, historisch bedeutsame Kirchen und Bauwerke den Schülern zeigen und erklären, sie durch den Augenschein belehren, wie sich das Stadt-

leben innerlich und äußerlich in der Folge der Zeit gestaltete; er muss den Schülern historisch bedeutsame Namen an den Schildern, sowie merkwürdige Straßennamen deuten, er muss die Schüler zu historischen Sammlungen führen, kurz ihr Interesse an geschichtlicher Entwicklung durch fortwährende Hinweise und Deutungen historischer Beziehungen im täglichen Leben zu fesseln suchen. Auch die staatlichen und städtischen Behörden müssen an der Belebung des historischen Sinnes mitarbeiten, wie es in Dresden und Köln geschehen ist. Eine Reform der Panoramen könnte der Förderung des historischen Sinnes nur dienlich sein. „Unseren Panoramakünstlern möchte man zurufen: Gebt statt der infolge der einförmigen Achitektur schließlich doch langweiligen Panoramen aus der antiken Welt anmuthende Schilderungen aus der deutschen Vergangenheit; zeigt uns ein Hoffest unter Karl dem Großen oder Friedrich Barbarossa, führt uns ein mittelalterliches Turnier vor, stellt uns Luther auf dem Reichstage zu Worms dar oder versetzt uns in das reiche, bunte Leben einer altdeutschen Reichsstadt". Ferner ist ein „geschichtswissenschaftliches" Theater zu gründen. Zuhause muss die Lectüre historischer Romane systematisch geregelt und eifrig gepflegt werden. — Es wird natürlich einige Mühe kosten, diese Ideen zu verwirklichen; denn es gibt viele „für Geschichte Verständnislose" und „Wissenschaftspharisäer", welche die absolute Wahrheit gepachtet zu haben glauben".

Prof. F. v. Krones handelt von dem „Kaschauer Deutschbürgerthum und seinen Namen", Karl Schäfer gibt unter dem Titel: „Wie man früher heiratete" ein Sittenbild aus dem 13. Jahrhunderte, Hermann Hartmann spricht über Hünenbetten im Osnabrückischen, ein Ungenannter über die deutschen Verwandtschaftsnamen. Fritz Arnold legt die Zustände Deutschlands am Ausgang des 12. Jahrhunderts dar, Christian Meyer bespricht die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen im Mittelalter, ein Ungenannter „Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts", Th. Unruh bietet „Bilder aus der Pommer'schen Cultur- und Sittengeschichte". Diesen Abhandlungen folgen kleinere Mittheilungen (Aus alten Schreibkalendern; Haine und Bäume in Geschichte und Sage; Aberglauben im Feuerlöschwesen; Ulms Baumwollweberei im Mittelalter; der Pfeifertag von Rappoltsweiler; Sitzungsberichte des Vereins für Volkskunde in Berlin) und Bücheranzeigen.

Ohne Zweifel ist der Inhalt des 1. Heftes des zweiten Bandes der neuen Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte ein reicher und vielseitiger. Es ist daher zu wünschen, dass sich die neue Zeitschrift recht fest in die Gunst der gebildeten Kreise Deutschlands einlebe.

Graz. F. M. Mayer.

Ruge Sophus, Kleine Geographie. Für die untere Lehrstufe in drei Jahrescursen. 4., verb. Aufl. Dresden, Schönfeld 1891. 8°, VIII u. 264 SS.

Ruge S., Geographie. Insbesondere für Handels- und Realschulen. 11., umgearbeit. u. verb. Aufl. Dresden, Schönfeld 1891. 8°, VI u. 362 SS.

Jeder der drei Jahrescurse der kleinen Geographie zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste die allgemeine Geographie und der zweite die Länderbeschreibung behandelt. Während sonach der erste Theil des ersten Jahrescurses zunächst die Grundbegriffe der allgemeinen Geographie in einer dem jugendlichen Auffassungsvermögen entsprechenden Weise darstellt, werden diese Lehrsätze der allgemeinen Geographie im zweiten und dritten Jahrescurse in dem Maße erweitert, als der Schüler dieselben mittelst seiner inzwischen erlangten naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu begreifen und zu verarbeiten vermag. Die Länderbeschreibung befasst sich im ersten Jahrescurse ausschließlich mit Deutschland und behandelt zunächst das Deutsche Reich im ganzen, dann die einzelnen Staaten desselben, die physische Geographie und schließlich die Bevölkerung und die Beschäftigung des deutschen Volkes. Nachdem die Länderbeschreibung des zweiten Jahrescurses die übrigen Staaten Europas in politisch und physisch geographischer Hinsicht dargestellt, behandelt dieselbe im dritten Jahrescurse Afrika, Asien, Australien und Amerika. Dieses Lehrbuch ist demnach sehr zweckentsprechend angelegt, indem es in der mathematischen und physischen Geographie allmählich von den einfachsten Grundbegriffen und Lehrsätzen zu schwierigeren aufsteigt und in der politischen Geographie aus der deutschen Heimat ausgehend zunächst Europa und dann die übrigen Continente behandelt. Es ist hauptsächlich für den Gebrauch an Schulen des Deutschen Reiches bestimmt, was aus der verhältnismäßig ausführlicheren und sorgfältigeren Darstellung Deutschlands hervorgeht. Zu verbessern wäre in derselben auf S. 77 die Aufschrift „Das Kaisertum Österreich“. Auf S. 78 erscheint die Theiss einmal als Theis und dann einige Zeilen unten wieder als Theiss. Auf S. 80 befindet sich der Druckfehler Örtler Alpen. Auch wäre gegen die Benennung und Gliederung der Alpen einiges zu bemerken. S. 84 liest man Semmring.

Die Geographie für Handels- und Realschulen behandelt die astronomische und physische Geographie nur kurz und gewissermaßen als einen einleitenden Theil, und behandelt in ihrem speciellen Theile die einzelnen Staaten in selbständiger und abgeschlossener Form. Von jedem Lande werden die Lage, Gewässer, Bodengestalt, Klima, Bewohner, beziehungsweise Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Industrie und Handel besprochen und die bedeutendsten Ortschaften angeführt. Der Stoff ist besonders in den volkswirtschaftlichen Theilen des Buches verhältnismäßig reichhaltig, gut ausgewählt und zweckmäßig dargestellt. Dieses Werk

ist nicht bloß ein gutes Schulbuch, sondern auch ein brauchbares Hand- und Hausbuch. Bei der Durchsicht des Österreich-Ungarn behandelnden Abschnittes ist uns auf S. 89 die Überschrift „Das Kaisertum Österreich“ aufgefallen. Auf S. 97 macht der Satz: „Eine Akademie der Wissenschaften besteht in Wien“ den Eindruck, als ob Österreich-Ungarn bloß éine Akademie oder Gesellschaft der Wissenschaften besässe. Auf S. 99 liest man Hallstadt statt Hallstatt. Auf S. 102 sind als Länder der ungarischen Krone zuerst das Großfürstenthum Siebenbürgen, dann das Königreich Ungarn, Kroatien und Slavonien angeführt. Die Militärgrenze, bestehend aus 9 Regimentern und 6 königlichen Städten, erscheint noch bei Kroatien und Slavonien.

Jacobi C., Bibel-Atlas zum Gebrauche an Lehrerseminarien. Gymnasien und Realschulen, sowie für Geistliche und Lehrer. Neun Karten mit erklärendem Text. 7., vollständig umgearb. und erweit. Aufl. des Atlas zur biblischen Geschichte. Gera, Hofmann 1891. 4°, 46 SS. u. vier Kartenblätter.

Dieser Atlas bezweckt für Schulkreise, sowie für Geistliche die Unterstützung des Bibelstudiums durch die Vorlage geeigneter Karten und Pläne und durch ein alphabetisches Verzeichnis hauptsächlich von biblischen Ortsnamen. Dieses letztere enthält auf 42 Seiten bei 400 kleine Artikel und beschränkt sich daher auf die allerwichtigsten biblisch-geographischen Begriffe. Jeder Artikel bezieht sich nicht bloß auf die alte Zeit, sondern auch auf Mittelalter und Gegenwart. So z. B. „Bethphage (d. i. „Feigenhaus“), Ort auf dem schmalen Kamme zwischen dem Ölberg und Bethanien, von dem aus Jesus kurz vor seinem Tode in Jerusalem einzog (Math. 21. 1; Mark. 11. 1; Luk. 19. 29). Man hat daselbst 1877 die Ruinen einer mittelalterlichen Kirche entdeckt, in der sich ein einzelnstehender, mit Inschriften und Malereien verzierter Felsblock befand. Er zeigte die Darstellung der Auferweckung des Lazarus und die Jünger, denen eben die Erlaubnis ertheilt wird, die Eselin zu nehmen. Wir haben also sicher die im Mittelalter für Bethphage gehaltene Stelle, dürfen sie aber nicht für das Bethphage des Neuen Testamentes erklären, von dem noch keine Spur gefunden ist“.

An dieses Verzeichnis reihen sich die Karten und Pläne auf vier beiderseitig chromolithographisch gedruckten Blättern. Die erste Karte veranschaulicht Canaan zur Zeit der Patriarchen im Maßstabe 1 : 1,200.000. Ein Nebenkärtchen stellt Canaan dar zur Zeit, als David zu Hebron wohnte. Die zweite Seite des ersten Blattes oder die zweite Karte enthält die Sinaï Halbinsel mit dem Zuge der Israeliten durch die Wüste und Canaan zur Zeit der Eroberung im Maßstabe von 1 : 2,500.000. Auf einem Nebenkärtchen befindet sich die Dschebel-Musagruppe. Die Vorderseite des zweiten Kartenblattes enthält zwei Karten und zwar Canaan zur Zeit Josuas bis

zur Theilung und die Länder des Exils als Darstellung der vier Reiche des Orients, die vor der Perserherrschaft Westasien nacheinander umfassten. Die Rückseite bringt Palästina zur Zeit Christi mit dem Nebenkärtchen von Jerusalem und Umgebung. Auf der ersten Seite des dritten Blattes werden die Reisen Jesu, ferner der See Genezareth und die Wunder Jesu auf und bei demselben topographisch veranschaulicht. Auf der zweiten Seite erscheint ein Plan von Jerusalem von der Zeit Christi bis zur Zerstörung durch Titus im Maßstabe von 1 : 14.800. Der Plan von Jerusalem in der Gegenwart im Maßstabe von 1 : 12.500 bildet die Vorderseite des vierten Kartenblattes. Zum Schlusse sind die Reisen des Apostels Paulus dargestellt.

Dieser Atlas, welcher mit Benützung der neuen Handkarte Palästinas von Fischer und Guthe, sowie der bezüglichen Arbeiten von Ebers, Guthe, Bädecker-Socin, Riehm, Frohnmeyer, Stade und E. Meyer bereits in der siebenten Auflage erschienen ist, dürfte seinem Zwecke beim elementaren Unterrichte und Studium entsprechen.

Zopf Wilhelm, Ein Lehrgang der Natur- und Erdkunde für höhere Schulen. Breslau, 1891. 8°, 201 SS. 1 Tafel.

Der Verf. hat bereits in seiner zu Breslau im Jahre 1887 herausgegebenen Schrift: „Der naturwissenschaftliche Gesammtunterricht (Natur- und Erdkunde) auf preußischen Gymnasien beiderlei Art“, sowie in mehreren in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen in den Jahren 1881, 1882 und 1883 veröffentlichten Abhandlungen seiner Ansichten über eine wünschenswerte Reform des naturwissenschaftlichen und geographischen Unterrichtes an den preußischen Mittelschulen ausgesprochen. Er hält für höchst ersprießlich eine Vereinfachung des höheren Schulwesens durch die Auflassung der verschiedenen Arten von Bürger- und Realschulen, Gymnasien und Realgymnasien, an deren Stelle zahlreiche Untergymnasien mit einem entsprechenden Lehrplane zu setzen wären. Durch einen zweckmäßigen Unterricht in der folgenden Oberstufe soll das Ziel des von der Schulconferenz des Jahres 1890 anerkannten Principes der Gleichwertigkeit der humanistischen und realistischen Bildung erreicht werden.

Im vorliegenden Buche wird nun für den Unterricht in den Naturwissenschaften und der Geographie der ganze Lehrgang von der Sexta bis zur Ober-Prima ins einzelne didaktisch dargestellt. Soweit es für das Verständnis des Unterrichtsstoffes nothwendig und zweckdienlich ist, sind auch anthropologische, socialwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Grundlehren mit Geschick einbezogen. Man kann im ganzen nicht verkennen, dass dieser Lehrplan, welcher eine große, gut geordnete Fülle von Material zur didaktischen Verarbeitung enthält, sehr gut durchdacht

und mit Liebe und anerkennenswertem Fleiße von einem wissenschaftlich und didaktisch tüchtigen und erfahrenen Schulmanne gearbeitet ist. Die Ausführung dieses Lehrplanes, in welchem der naturwissenschaftliche und der geographische Unterricht ganz in einander verwoben sind, setzt voraus, dass wenn die naturwissenschaftlichen Fächer und die Geographie von mehreren Lehrpersonen behandelt werden, diese harmonisch zusammenwirken, oder, was noch besser wäre, und was auch der Verf. auf S. 44 ausspricht, dass das Lehramt der Naturwissenschaften und der Geographie in éiner Hand läge, in welchem Falle aber der Lehrer der Geographie die erforderlichen Kenntnisse in den Naturwissenschaften besitzen oder der Lehrer der Naturwissenschaften auch die Geographie in dem hiezu nöthigen Umfange beherrschen müsste.

Dieser Lehrplan hat bereits mehrfach eine anerkennende Beurtheilung erfahren, ist aber auch nicht ohne Gegner geblieben. Jedenfalls verdient er volle Beachtung und kann das Studium desselben allen, welche sich für die Verbesserung unseres Mittelschulunterrichtes interessieren, empfohlen werden.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde und Länderkunde, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. Prag, Tempsky 1886/... 8°.

Von diesem nach Reclus, Géographie universelle groß angelegten Werke enthält der erste bereits im Jahre 1886 erschienene Band die allgemeine Erdkunde, astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie von Hann, Hochstetter und Pokorny in vermehrter und erweiterter Ausgabe mit 38 Tafeln in Farbendruck, 50 Vollbildern und 539 Textabbildungen. Der wissenschaftliche Wert dieser Drei-Autoren-Arbeit ist so bekannt und anerkannt, dass von einer neuerlichen Besprechung hier wohl abgesehen werden kann.

Mit neuen Arbeiten kommt der zweite Band, welcher sich „Länderkunde des Erdtheiles Europa. Wien, Prag 1887“ betitelt. Davon liegen gegenwärtig abgeschlossen vor: des ersten Theiles erste Hälfte (Wien, Prag 1887) und des ersten Theiles zweite Hälfte (Wien, Prag 1889).

Die erste Hälfte des ersten Theiles oder des ganzen Werkes zweiter Band umfasst 618 Seiten mit 13 Tafeln in Farbendruck, 90 Vollbildern und 133 Textabbildungen. In demselben bespricht zunächst Kirchhoff „Europa im allgemeinen“ in einer sehr gelungenen zusammenfassenden Charakteristik, welche sich auf die Erdtheilnatur, Größe, Gliederung, Bodenbau und Gewässer, Klima, Pflanzen- und Thierverbreitung und die Bewohner erstreckt. Der übrige größere Theil des Bandes rührt von A. Penck her, welcher zunächst in Kürze eine physikalische Skizze von Mitteleuropa bringt und dann in ausführlicher Weise das Deutsche

Reich behandelt. In einer Einleitung bespricht der Verf. zunächst die geschichtliche Entwicklung, die Grenzen, Bevölkerung und die staatliche Organisation Deutschlands. Die besondere Darstellung gliedert sich in das Alpenvorland, das südwestdeutsche Becken, die mitteldeutsche Gebirgsschwelle, die nördliche Umwallung Böhmens und das norddeutsche Flachland. Jedes von diesen fünf großen Territorien wird wieder in drei Capiteln nach seiner physischen Geographie, seiner Entstehungsgeschichte und nach seiner Anthropogeographie behandelt. Die physischgeographischen und die anthropogeographischen Abschnitte erscheinen vor allem als vollständig gelungen und insbesondere die letzteren als sehr interessante und musterhafte Darstellungen. Die Lectüre der geologischen Abschnitte setzt geologische Vorkenntnisse voraus.

Auch die zweite Hälfte des ersten Theiles der Völkerkunde von Europa bildet einen starken Band von 614 Seiten mit fünf Tafeln in Farbendruck, 73 Vollbildern und 195 Textabbildungen. Der Inhalt desselben umfasst vier selbständige Abhandlungen, und zwar Österreich-Ungarn von Alexander Supan, die Schweiz von J. J. Egli, das Königreich der Niederlande und das Königreich Belgien, beide von A. Penck. Die Schwierigkeiten, welche die geographische Darstellung Österreich-Ungarns bietet, sind von Supan, der längere Zeit in Österreich lebte und wirkte, mittelst eingehender Benützung der reichen Literatur und der streng wissenschaftlichen Verarbeitung des daraus gezogenen Stoffes, gut überwunden worden, so dass diese Arbeit gegenwärtig als die einzige und beste wissenschaftlich-geographische Monographie Österreich-Ungarns bezeichnet werden kann. In dieselbe sind auch Bosnien und die Herzegowina einbezogen. Sie umfasst 333 Seiten und ist mit zahlreichen zweckmäßig ausgewählten und gut hergestellten Voll- und Textbildern und Karten ausgestattet. In demselben Geiste wie Deutschland und Österreich-Ungarn ist die Schweiz von Egli dargestellt, mit welchem für den geologischen Theil Prof. A. Heim und für die Klimatologie der Director der schweizerischen meteorologischen Centralanstalt Robert Billwiller mitgearbeitet haben. Die Niederlande und Belgien sind von Penck in gleicher Weise bearbeitet.

Der dritte Band des Werkes ist lieferungsweise im Erscheinen. In demselben sind bereits das Königreich Rumänien von P. Lehmann und die südosteuropäische (Balkan) Halbinsel von Th. Fischer abgeschlossen, während Italien, ebenfalls von Th. Fischer, dem Abschlusse nahe ist.

Dieses Werk zählt zu den größten und besten streng wissenschaftlichen Erscheinungen der deutschen geographischen Literatur.

Wien. Dr. Ferd. Grassauer.

Leitfaden der physiologischen Psychologie in 14 Vorlesungen. Von Dr. Th. Ziehen, Docent in Jena. Mit 21 Abbildungen im Text. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1891. gr. 8°, 176 SS.

Dass wir das Buch an dieser Stelle besprechen, ist in erster Linie motiviert durch die besondere Haltung, die es gegen Wundts gleichnamiges, freilich seinen Gegenstand viel ausführlicher behandelndes Werk einnimmt. Denn Wundts Arbeiten sind im Begriff, zu einem eigenthümlichen Einfluss auf den Unterricht der Psychologie (und Logik) an den österreichischen Gymnasien zu gelangen, indem einzelne Verfasser von Lehrbüchern der philosophischen Propädeutik versucht haben, den künftigen Inhalt dieses Lehrfaches fast ausschließlich zu bestreiten aus den Compendien des gegenwärtig so modernen Leipziger Philosophen (den man seit dem raschen Aufeinanderfolgen seiner Psychologie, Logik, Ethik und namentlich seit seinem „System der Philosophie" den Christian Wolff unserer Tage nennen könnte). Da es nun naheliegt, dass eine Reaction gegen solche Versuche nicht ausbleiben dürfte, so lenkt ein Buch, das in seiner Weise ebenfalls eine Reaction gegen Wundt sich zum Ziele gesetzt hat, mittelbar auch die Aufmerksamkeit von uns Propädeutiklehrern auf sich. — Der Verf. sagt im Vorwort: „Die hier vorgetragenen Lehren weichen von der in Deutschland dominierenden Doctrin Wundts erheblich ab und schließen sich eng an die sogenannte Associationspsychologie der Engländer an. Indem Wundt eine besondere Hilfsgröße, die sogenannte Apperception zur Deutung der psychischen Vorgänge einführt, umgeht er freilich zahlreiche Erklärungsschwierigkeiten: wo ein schwer erklärbarer psychischer Vorgang vorliegt, wird er dieser Apperception zugeschoben. Damit ist jedoch zugleich auch auf jede psychophysiologische Erklärung verzichtet. Dass diese Hilfsgröße nun überflüssig ist und dass alle psychologischen Erscheinungen auch ohne sie sich erklären lassen, soll dieses Buch zeigen." (Die Hauptstelle gegen Wundt findet sich S. 130, 131.)

Die I. Vorlesung „Aufgabe und Inhaltsübersicht" unterscheidet Reflexe und automatische Bewegungen; letztere werden definiert als „solche motorische Reactionen, welche nicht wie die Reflexe unveränderlich auf einen bestimmten Reiz erfolgen, sondern in ihrem Ablauf durch neue, intercurrierende Reize modificiert werden".[1]) Beispiel: Ein Frosch, dem das Großhirn ausschließ-

[1]) Der Verf. fügt in der Anm. 1 (S. 9) bei: „Leider wird das Wort 'automatisch' in den allerverschiedensten Bedeutungen gebraucht, namentlich pflegt man oft auf innere Reize erfolgende rhythmische Reflexbewegungen, wie die Pulsation des Herzens, auch automatische Bewegungen zu nennen. Von dieser Bedeutung wird hier ganz abgesehen". — Unserseits möchten wir die Befürchtung aussprechen, dass, indem der Verf. über das Wort „automatisch" *per definitionem* wie über eines verfügt, das überhaupt noch keine Bedeutung hat (die gleiche Methode befolgt er auch sonst mehrmals, so S. 14 oben bei der Definition von „bewusst"),

lich der Sehhügel weggenommen ist, zeigt noch alle Reflexe; wird ihm aber ein Hindernis in den Weg gestellt, so weicht er demselben aus oder springt in seltenen Fällen sogar mit einem gut abgeschätzten Sprunge hinweg (Goltz). Trotz dieses „gut abgeschätzt" (S. 8) behauptet der Verf., dass uns bei jener Leistung „jeder Anhaltspunkt für die Annahme eines psychischen Parallelvorganges fehlt" (S. 9). Wir gehen über die nächstliegenden Bedenken gegen eine solche — im Grunde doch ohne alle Beweise aufgestellte — Behauptung hinweg. Aber wie wollen wir uns denn auch nur das Thatsächliche des Vorganges des genaueren denken? Vor dem Frosch steht das „Hindernis", ich nehme an, ein schwarzes Brettchen von 1 Fuß Länge und 1 Zoll Höhe — auf 1 *dm* Distanz „weicht der Frosch aus"; — wie hätte er sich nun benommen, wenn in 10 *dm* Distanz ein Brett von 10 Fuß Länge und 10 Zoll Höhe gestanden wäre? Die sogenannte scheinbare Größe (der Sehwinkel, die Größe des Netzhautbildes) wäre ja in diesem Falle ganz dieselbe, also doch wohl auch die Art der im Gehirne „intercurrierenden Reize". Denn der Unterschied läge hier nur in (der Vorstellung von?) der „Tiefendimension", die ja von beinahe allen Raumtheoretikern durchaus (und selbst von den Nativisten Hering und Stumpf zum größeren Theile) der Association zugeschrieben wird. Oder was hat es in den Hirnresten des gerade so und so viel Decimeter vor dem „Hindernis" abbiegenden oder springenden Frosches sonst als einen die Tiefendimension correlaten Reiz gegeben?

Den Begriff der Association führt aber erst die II. Vorlesung ein. Indem „der Ablauf der Reaction beeinflusst wird durch intercurrente, und zwar durch die Empfindung selbst aus der Latenz wachgerufene Erinnerungsbilder" (S. 13), gewinnt eine Nervenleistung überhaupt erst psychischen Charakter. „Mit dem Augenblick, wo die Empfindung mit den Erinnerungsbildern in Verbindung tritt, beginnt das Spiel der Motive, die Überlegung, oder wie man auch mit Hinblick auf eine spätere Erwägung besser sagt, die Thätigkeit der Association. Mit diesem Namen wollen wir die Summe aller jener psychischen Vorgänge bezeichnen, welche aus der Empfindung schließlich die Handlung entstehen lassen" (S. 16). So gelangt denn der Verf. zu folgender Eintheilung „alles an ein Nervenleben gebundenen Geschehens" (S. 20):

„1. Reflexe: auf einen oder mehrere Reize erfolgt eine meist zweckmäßige, constante Bewegung ohne psychischen Parallelvorgang.

---

die Verwirrung nur vergrößert werden könnte. Zumal der Verf. sofort nach der Definition als Beispiel anführt: „den Klavierspieler, der ein oft geübtes Stück vorträgt und dessen Gedanken ganz wo anders weilen". „Das Gesichtsbild der Noten, die Berührungsempfindungen, welche das Berühren der Tasten auslöst" — — sind das „keine psychischen Parallelvorgänge"?

2. Reactionen (automatische Acte): auf einen oder mehrere Reize erfolgt eine meist zweckmäßige, durch fernere intercurrierende Reize in ihrem Ablauf modificierte Bewegung ohne psychischen Parallelvorgang.

3. Actionen oder Handlungen (bewusste, willkürliche oder Willenshandlungen): auf einen oder mehrere Reize erfolgt eine meist zweckmäßige, durch intercurrierende Reize und durch Erinnerungsvorstellungen in ihrem Ablauf modificierte Bewegung mit psychischem Parallelvorgange.

Die Handlung als Schema des psychischen Processes lehrte uns zugleich die Elemente desselben kennen:

1. Empfindung *oder* [1]) Wahrnehmung;

2. Erinnerungsbild oder Vorstellung.

Andere Elemente des psychischen Processes anzunehmen, liegt kein Grund vor. Der Process selbst zerfällt in drei Theile:

1. Empfindung *oder* [1]) Wahrnehmung;

2. Einwirkung der Erinnerungsvorstellungen oder Ideenassociation (auch Spiel der Motive oder Überlegung genannt).

3. Handlung *s. st.*, die resultierende Bewegungsvorstellung, welche die Bewegung auslöst.

Besonders wichtige Unterarten des psychischen Processes entstehen durch Wegfall des dritten Gliedes und Zurücktreten des ersten: hierher gehört das einfache Nachdenken oder Denken."

Nach solchem Schema wird nun freilich die Welt psychischen Geschehens erstaunlich einfach. Mit kaum ein bischen Übertreibung können wir geradewegs sagen: Eine Psychologie mit nur einer psychischen Grundclasse — nämlich — — den „Handlungen"! (So hatte man sonst nur die physischen Wirkungen psychischen Geschehens, nämlich das Wollen genannt.) — Wenn nur dergleichen radicale Reductionen des Gegebenen, sei es psychisch, sei es physisch, nicht gar zu sehr an Goethes Worte ('Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung', gegen Ende des eilften Buches) erinnerten, mit welchen er den Eindruck schildert, den ihm und seinen Genossen in der Straßburger Zeit das „*Système de la nature*" hervorrief: „Der Verf. mochte von der Natur so wenig wissen, als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, ver-

---

[1]) Während durch dieses »*oder*« Ziehen hier Empfindung und Wahrnehmung als gleichbedeutend nimmt, sagt er S. 137, Anmerkung 1: »Empfindungen, denen die Aufmerksamkeit zugewandt ist, bezeichnen wir als Wahrnehmungen. Freilich ist dieses Wort von den Psychologen nachgerade in so vielen Bedeutungen angewendet worden, dass seine Verwendbarkeit entschieden gelitten hat.« — Wer die Anstrengung kennt, die seitens ernster Forscher (nicht bloß »der Psychologen«, wie Ziehen in Erinnerung z. B. an Helmholtz' Physiologische Optik zugeben wird) an die Klärung der Begriffe »Empfindung« und »Wahrnehmung« gesetzt worden ist, ermisst, wie weit die Psychologie kommen würde, wenn sie sich Ziehens — sagen wir: Unbefangenheit in der Verwendung der grundlegenden Termini zum Muster nehmen wollte.

lässt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben."

Ziehens Psychologie redet zwar in den späteren Vorlesungen auch z. B. von Begriffen (VIII), Urtheil und Schluss (X), Aufmerksamkeit und willkürlichem Denken (XI), Willen (XIV), aber man höre z. B. wie: „In der physiologischen Psychologie bleibt für die sogenannten abstracten Begriffe nur wenig Feld übrig. Wir wollen als abstracte Begriffe solche bezeichnen, welche nicht direct auf Empfindungen und Erinnerungsbilder derselben zurückzuführen sind“ (105); nämlich solche „Vorstellungscombinationen, für welche analoge Empfindungscombinationen nie existiert haben“ (106). Aber ist z. B. „Röthe“ nicht abstract oder nicht elementar? Überdies: da wären ja gerade die Phantasien des Künstlers „abstracte Begriffe“? Und Lockes *Ideas of reflection*? — Mit den Beziehungsbegriffen findet sich der Verf. so ab: Das Vergleichen ist „eine mühsam eingeübte Association oder Fertigkeit“ (37); die Vorstellung der Größe, und so „alle Begriffe, welche eine Beziehung der concreten Gegenstände ausdrücken“, z. B. der der Ähnlichkeit, sind bloße „Sprachvorstellungen“. — Vom Urtheil (der Verf. spricht davon nur mit dem Beisatze: „das sogenannte U.“) z. B. „Die Rose ist schön“ heißt es S. 127: „Wir müssen annehmen, dass die Zwischenvorstellung „,ist‘“ nicht nur eine rückwirkende Beziehung auf die Vorstellung „Rose“, sondern auch eine vorauswirkende auf die Vorstellung „schön“ hat. Ist dies nun physiologisch ganz unverständlich? Keineswegs!“ — Wir müssen leider dazu sagen: Psychologisch um so unverständlicher! Wie wohl der Verf. die darauffolgende Conjectur auf die negativen, auf die Existentialurtheile ausdehnen würde? Es ist, wie wenn er nicht ahnte, dass es auch solche gibt — so wenig, wie den längst nachgewiesenen Unterschied zwischen associativ auftauchenden und erschlossenen Urtheilen. „Unser natürliches Denken weiß von keinem Major und Minor, sondern spielt sich einfach in der Urtheilsassociation „Cajus — Mensch — sterblich“ ab. Wir sehen z. B. „Cajus“. Mit der Gesichtsempfindung associiert sich die Vorstellung „Mensch“, mit dieser die Vorstellung „sterblich“. Alles (*sic*) Schließen ist also (*sic*) ebenso wie alles Urtheilen lediglich Association und noch dazu eine Form der Association, die psychologisch fast bedeutungslos ist“ (129). — Das muthet denn nun doch, man mag „natürlich“ oder „künstlich“ denken, beinahe wie Muthwille an, wie muthwilliges Außerachtlassen der gewöhnlichsten Vorsicht im Subsumieren und Verallgemeinern. Wenn schon die bloße Vorstellungskette „C. — M. — st.“ ein Schluss ist — welche zweigliedrige Association ist dann kein Urtheil, welche dreigliedrige kein Schluss? Wem soll denn durch ein solches anarchistisches „Alles muss ruiniert werden“ eigentlich gedient sein?

Der physiologischen Psychologie? Und wem dient dann diese? — Angesichts so fundamentaler Differenzen zwischen dem, was der Autor und was Ref. unter Psychologie versteht, hätte es natürlich für ersteren keinen Wert, wenn wir eine Aufzählung der zahlreichen, an sich wertvollen und interessanten Einzelnheiten — z. B. in den die neuesten Ergebnisse der Empfindungslehre mittheilenden Vorlesungen III—VI — versuchten. — Ebenso möchte ich es nicht als Tadel — der ja für den Verf., als aus einem von ihm durchaus verachteten Lager kommend, keinerlei Autorität besäße — sondern einfach als Ausdruck der Verwunderung genommen wissen, wenn ich mich frage, warum denn wohl die Physiologen, wenn sie namentlich (wie es der Verf. auch von sich sagt) durch das Studium der krankhaften psychischen Erscheinungen den ersten Anstoß zu psychologischen Studien überhaupt zu empfangen pflegen, nicht auf neuere psychologische Arbeiten — und wäre es auch nur das Sechste Buch von J. St. Mill's Logik („Von der Logik der moralischen Wissenschaften") — sondern immer noch in der Hauptsache auf Herbarts Psychologie zurückgreifen? Freilich gewährt ihm sogar Meynert, „dieser an geistiger Ausbeute seiner Beobachtungen so reiche Forscher" [1]), einen größeren Einfluss auf die psychologische Einkleidung und Deutung seiner anatomischen, physiologischen und pathologischen Resultate, als noch irgend ein namhafter empirischer Psychologe der Gegenwart. So zeigt z. B. Meynerts Lehre von den Gefühlen und von der Individualität unverkennbaren Zusammenhang mit Herbarts Theorie von der Vorstellungshemmung. Wer sich heute noch als Herbartianer fühlt, wird dieses Zusammenstimmen freudig begrüßen; Ref. dagegen muss gestehen, dass er darin nur eine feine, aber dafür umso empfindlichere Ablehnung der gesammten psychologischen Arbeit der Gegenwart zu erblicken vermag.

Was nun aber den Gegensatz Ziehen-Wundt, beziehungsweise Associations- oder Apperceptions-Psychologie be-

---

[1]) Worte Meynerts (Psychiatrie 1884, S. 138) über Goltz. — Es sei mir gestattet, hier anmerkungsweise — da mir kritische Berichterstattung nicht zusteht — alle Herren Fachgenossen, die Lehrer der propädeutischen Psychologie, welche das Bedürfnis nach Unterweisung in physiologischen Dingen fühlen, aufmerksam zu machen auf die soeben (Braumüller 1892) erschienene »Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirnes« von Meynert. Möchte die Laienwelt, zu der auch wir Propädeutiklehrer uns, nur mit dem Gefühle besonderer Verpflichtung, zählen, dem Hrn. Verf. für sein schon in der Form geradezu classiches Werk würdigen Dank bezeugen. (Vorstehende Worte wurden geschrieben, als niemand das bald darauf erfolgende Scheiden des großen Forschers ahnte. Ich glaube auch jetzt noch die damalige Fassung meiner Bedenken gegen Meynerts Psychologie unverändert stehen lassen zu dürfen, zumal ich sie seither näher begründet habe in »Worte der Erinnerung an Theodor Meynert und sein Verhältnis zur Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien«. Braumüller 1892.)

trifft, so möchte ich vor allem das Bedenken Ziehens gegen ein mit der „Apperception“ eingeführtes „neues Seelenvermögen“ für ebenso unbegründet halten, wie Herbarts alte Schen vor den „Seelenvermögen überhaupt“. Ist nur das psychische Phänomen gesichert, so ist doch die Annahme der entsprechenden psychischen Disposition das harmloseste Ding von der Welt — so harmlos wie der Satz, dass was wirklich ist, auch möglich sein müsse. — Wenn dagegen an Wundts Apperceptionstheorie etwas bedenklich, ja wohl unheilbar [1]), ist — dass auch sie die ganze Welt des psychischen Geschehens schließlich in die zwei Schemen der sinnlichen Vorstellungen und deren Apperception [2]) pressen zu können glaubt — so hat ihr Ziehen mit seinem nach der phänomenalen Seite (Association ist ja kein Phänomen) noch weiter gehenden Reductionsbedürfnisse nichts vorzuwerfen. — Dem unbefangenen Zuseher solcher Kämpfe aber drängt sich die Frage auf: Warum muss denn von vorneherein ein Schlagwort ausgegeben werden — hie Apperceptionspsychologie — hie Associationspsychologie? Warum denn nicht ruhig Psychologie kurzweg? Schmidkunz hat das jüngst (Psychologie der Suggestion) freilich ganz hübsch den *Singularis euphemisticus* genannt. Und wenn Brentano bereits 1874 verlangt: „An die Stelle der Psychologieen müssen wir eine Psychologie zu setzen suchen“, so könnte man erwidern, dass durch jeden solchen Versuch eben doch der Plural sogar noch um je 1 vermehrt wird. — Gerade wenn man aber sich durch Ziehens Berufung auf „die Engländer“ nicht nur an den (von Ziehen S. 96 ausdrücklich als „Vorschule der Psychologie“ empfohlenen) David Hume, sondern weiter zurück an den „Vater der analytischen Psychologie“, John Locke, erinnern lässt, so wird man inne, ein wie reicher Schatz feiner Beobachtungen längst als fester Besitz der Psychologie anerkannt sein könnte, wenn man nur eben nicht mehr und nicht weniger als Psychologie, und nicht immer wieder anstatt ihrer bald Metaphysik, bald Physiologie gesucht hätte. Wenn der Verf. von „jener alten Psychologie, welche die psychischen Erscheinungen auf einem mehr oder weniger speculativen Wege zu erforschen versuchte“, mittheilt, dass sie „von denen, die naturwissenschaftlich zu denken gewohnt sind, längst verlassen sei“ (S. 1), so darf dagegen der Ref. (der schon infolge vieljähriger Berufsthätigkeit im mathematischen und physikalischen Lehramte sich für „naturwissenschaftlich“ zu denken gewohnt hält) die Behauptung wagen, dass es auch in Psychologie nur eine Methode gibt, welche sich den Namen einer empirischen, inductiven mit Recht beilegen darf: diejenige, welche zuerst das psychische Phänomen als solches nach seinen

---

[1]) Vgl. Martys Kritik derselben in der Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie 1889.

[2]) ib. S. 202, Anm. 1.

thatsächlichen Merkmalen beschreibt, und dann erst die physiologische Ursache (oder Begleiterscheinung) zum Phänomen aufzusuchen unternimmt. — Diesen empirischen Gang verkehrt nicht minder als die „alte speculative“ auch die „physiologische“ Psychologie in sein Gegentheil. Ziehens Buch geht deductiv, von der physiologischen Ursache zur psychischen Wirkung, vor; es ist so — wenn auch nicht im Sinne ehemaliger Seelentheorien, wohl aber nach dem Muster ihrer antiempirischen Methode — und freilich ganz gegen den Willen des Verf.s — selber ein starkes Beispiel „speculativer Psychologie“.

Wien, Neujahr 1892. Dr. A. Höfler.

Leitfaden der Arithmetik nebst Übungsbeispielen. Von A. Sickenberger, kgl. Gymnasialprofessor und Rector der Luitpold-Kreisrealschule in München. 5. Aufl. München 1892. 196 SS.

Vorliegendes Lehr- und Übungsbuch enthält dem Wesen nach den Lehrstoff der zwei untersten Classen unserer Mittelschulen: das Rechnen mit ganzen, gebrochenen und Decimalzahlen (incl. des abgekürzten Rechnens mit diesen), die Lehre von den Verhältnissen, den Proportionen und vom Dreisatz, sowie die Anwendungen auf die Zwecke des praktischen Lebens. Eine Bereicherung wird hervorgerufen durch rückhaltlose Einführung der Klammern, sowie der allgemeinen Zahlen zum Zwecke der Substitution besonderer Zahlenwerte, durch die Vorführung jener Lehrsätze, welche sich auf fortschreitende Zahlenverbindungen erster oder zweiter Stufe beziehen, und endlich durch das Einbeziehen der Mischungsrechnung und der (sehr nützlichen) Berechnung des Flächen-, beziehungsweise Kubikinhaltes eines Quadrates, Rechteckes, Würfels und Quaders. Verkürzt wird der Lehrstoff durch die (nicht zu billigende) Weglassung der Darlegung des dekadischen Zahlen- und des indischen Positionssystems, sowie die Entwicklung des abgekürzten Rechnens mit Decimalzahlen ohne den Begriff der Correctur. Auch die Anordnung des Lehrstoffes ist dieselbe wie bei uns, nur wird das Rechnen mit unbenannten Zahlen von dem mit benannten getrennt, dagegen das abgekürzte Rechnen mit Decimalzahlen nicht in einem besonderen Capitel behandelt; die Lehre von den Decimalzahlen wird erst nach der Lehre von den gemeinen Brüchen entwickelt, eine Auffassung, zu der sich auch unsere Intentionen hinneigen.

Verlangt man von einem Lehrbuche ein scharfes Herausarbeiten jener Erkenntnisse, welche die der betreffenden Disciplin zugrunde liegenden Objecte und ihre gegenseitigen Beziehungen klarlegen, so wird man dieses Buch nicht ohne das Gefühl der Befriedigung aus der Hand legen können: die Begriffe werden präcise definiert und die Zahlenrelationen, soweit sie für den Auf-

bau des Systems von Bedeutung sind, in knapper, die wesentlichen Momente des Beweises betonender Form abgeleitet. Zur Erreichung des oben angeführten Endzieles bietet die scharfe Trennung des Thatsächlichen vom bloß Conventionellen durch peinliche Genauigkeit bei Einführung der der Mathematik angehörigen Kunstausdrücke und Schriftzeichen ein wirksames Mittel, und so wird auch in diesem Lehrbuche jeder Terminus streng in dem ihm zukommenden Sinne gebraucht und niemals die Bedeutung desselben auch nur im geringsten erweitert — so naheliegend und im Sinne der ökonomischen Function der Sprache eine solche auch sein mag —, bevor nicht auch der entsprechende Begriff erweitert wurde. Der Hauptvorzug des vorliegenden Lehrbuches liegt jedoch unstreitig in der vorzüglichen Beispielsammlung, welche nicht leicht ein zweites Lehrbuch aufzuweisen haben wird; nicht nur, dass die Aufgaben zu jedem Abschnitte so zahlreich sind, dass der Lehrer mit denselben unter allen Umständen ausreichen wird, so sind dieselben auch vom Einfachen fortschreitend geordnet und durch ihre Mannigfaltigkeit wohl geeignet, einerseits dem Schüler Abwechslung zu bieten, anderseits jeden vorkommenden Lehrsatz in den verschiedenartigsten Verhältnissen und Beziehungen zu erfassen.

Und nun, nachdem wir die bedeutenden Vorzüge dieses Buches in jeder Hinsicht gewürdigt zu haben glauben, wollen wir uns erlauben, einige Bedenken vorzubringen und es dem Verf. anheimstellen, ob er dieselben mit uns theile oder nicht. Wir übergehen die Ungenauigkeit der Ausdrucksweisen „addieren, subtrahieren usw. heißt“ [statt zu einer Zahl eine zweite addieren usw.] und wollen vielmehr darauf hinweisen, dass bei Berechnung eines Aggregats (wie es in den Aufgaben S. 9 thatsächlich geschieht) niemals ein Minuszeichen an die Spitze gestellt werden darf, da dieses den Charakter eines auf dieser Stufe völlig unverständlichen Vorzeichens hätte. In der Lehre von den Decimalbrüchen wäre der fundamentale Unterschied von Decimalbruch und Decimalzahl durch Darlegung des Satzes: „Jeder Decimalbruch lässt sich in eine Decimalzahl verwandeln“ vorzuführen und die Division der Decimalzahlen durch das Einmaleins der Stellenwerte zu begründen. In der Lehre vom Dreisatze wäre es von unverkennbarem Vortheile, im Sinne der österreichischen Instructionen dem Schüler den Functionsbegriff und an diesen anschließend den Begriff der Proportionalität (mit Ausschluss der quadratischen und cubischen) zu entwickeln. Der schwächste Punkt des ganzen Lehrbuches ist aber das Capitel von der Kettendivision; es ist durchaus nicht nöthig, diesen Logarithmus ohne jeden Beweis, wie es hier geschieht, dem Schüler aufzuoctroyieren, ja man braucht auch die Richtigkeit des Fundamentalsatzes, auf welchem er fußt, nicht mehr, wie es früher üblich war, durch einen „Mausefallenbeweis“ darzuthun, sondern unsere neueren österreichischen Lehrbücher haben diesem Übel-

stande bereits durch einen vollkommen anschaulichen und genetischen Beweis abgeholfen.

Die Ausstattung des Buches ist im höchsten Grade lobenswert.

Die sieben Rechnungsoperationen mit allgemeinen Zahlen.

Auf Grundlage der Anschauung und unter Anwendung verallgemeinerter Definitionen nach einheitlichem Plane zusammengestellt von Dr. Franz Divić, kgl. Gymnasialprofessor. Mit 33 Holzschnitten. Wien u. Leipzig. Commissionsverlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1891. 8°. 165 SS.

Vorliegende Schrift will in erster Linie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beurtheilt sein und erst dann kann die didaktische Seite derselben erörtert werden.

Die Grundidee dieses Buches wurzelt in dem Versuche, die Definitionen für die sieben Rechnungsoperationen in einer Weise zu geben, dass dieselben für alle Zahlengattungen in gleicher Weise gelten, ein Unternehmen, das vom systematischen Standpunkte aus gewiss alle Beachtung verdient. Zu diesem Zwecke wird wie im gewöhnlichen Leben das Addieren als ein Hinzufügen, das Subtrahieren als ein Wegnehmen betrachtet. Ersetzt man ferner in einem Aggregate gleichartiger Dinge jede Einheit durch ein anderes Aggregat gleichartiger Dinge oder fasst eine bestimmte Anzahl von Einheiten zu einem neuen Aggregate zusammen, so erhält man das Multiplicieren und Dividieren. Bedenkt man endlich, dass in der Gleichung $lim\left(1+\frac{x}{n}\right)_{n=\infty}=a$ jedem x ein bestimmtes a, und umgekehrt entspricht, so versteht man unter der Potenz a^b den Ausdruck $lim\left(1+\frac{x\,b}{n}\right)_{n=\infty}$, unter der Wurzel $\sqrt[b]{a}$ den Ausdruck $lim\left(1+\frac{x.b}{n}\right)_{n=\infty}$, wo in diesen beiden Fällen x durch $lim\left(1+\frac{x}{n}\right)_{n=\infty}=a$ eindeutig bestimmt ist. Schließlich wird unter dem Ausdrucke „die Zahl a durch die Zahl b logarithmieren" das Verhältnis $\frac{x}{y}$ verstanden, wo x und y durch $lim\left(1+\frac{x}{y}\right)_{n=\infty}=a$ und $lim\left(1+\frac{y}{n}\right)_{n=\infty}=b$ definiert ist.

Ob diese Definitionen wirklich allgemeine sind, soll hier nicht untersucht werden: gerade von der Addition und Subtraction könnte dies vielleicht bezweifelt werden. Thatsache ist, dass die Subtraction und Division nicht auf andere Rechnungsoperationen zurückgeführt werden, sondern unvermittelt und selbständig dastehen. Und dieser Umstand zieht in erster Linie die bedeutungsvolle Folge nach sich, dass die für die einzelnen Zahlenwerte geltenden Gesetze nicht ausschließlich durch die Gesetze der Commutation und Association abgeleitet werden können, sondern der

Verf. gewisse, nach der üblichen Darstellungsweise ableitbare Sätze auf die Anschauung zu gründen sich genöthigt sieht.

Aber der Verf. begnügt sich nicht etwa damit, dieses Element nur dort einzuführen, wo seine allgemeinen Definitionen es verlangen und im weiteren thunlichst die Deduction zu verwerten, sondern er will der Anschauung eine viel bedeutendere Rolle einräumen und dieselbe der Deduction gleichstellen. Darin liegt aber ein Verstoß gegen das Wesen der mathematischen Wissenschaft: ihr deductiver Charakter ist selbst von jenen Forschern, welche der Induction bei der Auffindung und Lösung von Problemen die gebürende Stellung zugewiesen haben, niemals verkannt worden und ganz besonders in der Jetztzeit tritt das Bestreben zutage, für vieles, was früher als selbstverständlich angesehen wurde, einen Beweis zu fordern und dadurch die Grenzen der Giltigkeit mancher Begriffe, wie Stetigkeit, Unendlichkeit, Function, festzustellen. — Auch in der Mittelschule werden die Betrachtungen dieses Buches sich nur wenig Eingang verschaffen können, da die Entwicklung der Rechnungsoperationen dritter Stufe auf ziemlich langwierigen Grenzbetrachtungen beruht und dadurch aus dem Rahmen der Mittelschule ausgeschieden ist. Aber auch bei der Behandlung der Operationen erster und zweiter Stufe in den Oberclassen muss das Wesen der Mathematik als einer deductiven Wissenschaft gewahrt werden, und nur in den Unterclassen könnten beim Unterrichte in der Algebra die Operationen erster und zweiter Stufe auf Grund der Anschauung entwickelt werden.

Mähr. Neustadt. Dr. Josef Jacob.

Übungsbuch zur Arithmetik und Algebra, enthaltend die Formeln, Lehrsätze und Auflösungsmethoden in systematischer Anordnung und eine große Anzahl von Fragen und Aufgaben. Zum Gebrauche an Gymnasien, Realgymnasien und anderen höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. E. Wrobel, Gymnasiallehrer in Rostock. Zweiter Theil: Pensum der Obersecunda und Prima des Gymnasiums. Rostock, Wilh. Werthers Verlag 1890. Preis 1 Mark 4 Pf.

Der Verf. des vorliegenden Übungsbuches hat ebenso wie im ersten Theile die Theorie mit den Aufgaben in die innigste Verbindung gebracht; erstere wurde allerdings in dem Buche nicht entwickelt, sondern nur der Weg angegeben, welcher hierbei eingeschlagen werden muss, und die Ergebnisse der Theorie berücksichtigt. Jedenfalls wird das Buch nur in der Hand eines geübteren Lehrers ersprießliche Dienste leisten können. Das Aufgabenmaterial ist sehr gut gewählt und derart reichhaltig, dass das Auskommen mit demselben für mehrere Jahrescurse getroffen werden kann, ohne eine Wiederholung der Exempel vornehmen zu müssen.

Zuerst handelt der Verf. von den quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten, in welchem Abschnitte unter anderen der

symmetrischen Gleichungen zweiten Grades gedacht wird. Dem schließen sich die wesentlichsten Sätze von den höheren algebraischen Gleichungen mit einer Unbekannten an, welche sich auf quadratische Gleichungen zurückführen lassen. Es werden hierbei specielle Gleichungen des 3. bis zum 6. Grade berücksichtigt; ebenso werden Exponential- und logarithmische Gleichungen, welche sich auf quadratische Gleichungen zurückführen lassen, erörtert. — Der nächste Abschnitt ist den quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten gewidmet; die praktischen Winke in demselben werden willkommen geheißen werden. — Die arithmetischen Progressionen erster Ordnung, die arithmetischen Reihen höherer Ordnung (Anwendung derselben auf die Polygonalzahlen, die Pyramidalzahlen und die figurierten Zahlen im besonderen), die geometrischen Progressionen und deren Anwendungen in den Kettenreihen und auf die Zinseszins- und Rentenrechnung werden im folgenden betrachtet; dem schließen sich Aufgaben über Kettenbrüche an, und hierbei wird besonderes Gewicht auf die Eigenschaften und den Gebrauch von periodischen Kettenbrüchen gelegt. Zur Lösung diophantischer Gleichungen werden die Methoden von Euler, Lagrange und in Bezug auf solche Gleichungen zweiten Grades die weniger gekannte Methode von Leslie herangezogen.

Den Schluss des Buches bilden Aufgaben aus der Combinatorik mit besonderer Anwendung derselben auf den Wahrscheinlichkeitscalcül, den binomischen und polynomischen Lehrsatz (für ganze, positive Exponenten). Die Anwendungen des wichtigen Binomialtheorems finden wir dürftig; die Anwendung desselben auf die höheren arithmetischen Reihen wurde gebürend hervorgehoben.

Die Elementarmathematik für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. Ludwig Kambly. I. Theil: Arithmetik und Algebra. Für Realgymnasien, Real- und Gewerbeschulen. Neu bearbeitet von Dr. Hugo Langguth, Director des Realgymnasiums zu Iserlohe. 32. Auflage. (1. Aufl. der Neubearbeitung.) Breslau, Ferdinand Hirt 1890.

Die ersten sieben Abschnitte des vorliegenden Buches sind identisch mit den ersten Abschnitten der nur für Gymnasien veranstalteten Ausgabe und wird bezüglich derselben auf die Besprechung der letzteren Ausgabe in dieser Zeitschrift verwiesen. Die folgenden Abschnitte wurden in dem vorliegenden Buche in einem Anhange zusammengestellt und handeln von den figurierten Zahlen und arithmetischen Reihen höherer Ordnung, von den Gleichungen des dritten und vierten Grades, von den Functionen im allgemeinen, den unendlichen Reihen im besonderen. Im einzelnen hätte der Ref. Nachstehendes zu bemerken: die Auflösung der cubischen Gleichungen wird in sehr schulgerechter Weise vollzogen, desgleichen die der Gleichungen vom vierten Grade. Betreffs der letzteren wird die Methode von Cartesius herangezogen, d. h. es wird die des Gliedes mit x^3 beraubte Gleichungsform in zwei quadratische Formen zer-

legt und die biquadratische Gleichung auf eine solche vom dritten Grade zurückgeführt. In der Functionenlehre werden die stetigen und discontinuierlichen, sowie die periodischen Functionen im allgemeinen behandelt und allgemeine Betrachtungen über die Maxima und Minima der Functionen angestellt; weiters werden die wesentlichsten Bedingungen der Convergenz und Divergenz unendlicher Reihen in Erwägung gezogen. Von speciellen Reihen werden die Binomialreihe von Newton (auch für gebrochene und negative Exponenten), die Exponentialreihe und die aus ihr abgeleiteten Reihen, die logarithmische Reihe und deren Anwendung zur Berechnung der Logarithmen, die trigonometrischen Reihen betrachtet. In der Lehre von den Maxima und Minima der Functionen wäre die Berücksichtigung der geometrischen Methoden vortheilhaft gewesen. Die in dem Buche angegebene und an mehreren Beispielen illustrierte Methode muss als etwas schwerfällig bezeichnet werden; die Beispiele selbst sind passend, nur hätten hier — wie überall — Aufgaben dem Schüler selbst zur Bearbeitung vorgelegt werden sollen. Die angegebenen Partien der elementaren Mathematik können auch an Gymnasien — wenn es an der erforderlichen Zeit nicht gebricht — in dem hier gegebenen Ausmaße gelehrt werden.

Die vier Species in ganzen Zahlen. 2. Aufl.

Das Münz-, Maß- und Gewichtssystem im Rechenunterricht. 4. Aufl. Von Prof. Dr. A. Kallius, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium in Berlin. Oldenburg, Gerhard Stalling 1889.

Der Verf. specificiert in der ersten der vorliegenden didaktischen Abhandlungen den in den vier Species mit ganzen Zahlen ertheilten Unterricht genau und stellt die Hauptpunkte auf, die ihm namentlich bei dem Unterricht in Sexta wesentlich erscheinen. In dieser Abhandlung werden auch methodische Winke gegeben, welche sowohl beim Kopfrechnen als auch beim schriftlichen Rechnen einzuhalten sind; ebenso wird darauf hingewiesen, wie die Diction im ersten Rechenunterrichte beschaffen sein müsse, damit dieselbe Anspruch auf Correctheit erheben kann. Wir empfehlen die Lectüre dieser gehaltvollen Schrift insbesondere jüngeren Lehrern auf das Beste.

In der zweiten angeschlossenen Abhandlung wird zunächst das Zehnersystem und dessen Bedeutung im praktischen Rechnen beleuchtet. Es wird der Grundsatz aufgestellt, dass die Art des Rechnens mit mehrfach benannten Zahlen genau dieselbe sein muss, wie die des Rechnens mit decimalen Zahlen. Erst dann, wenn dieser Grundsatz von den Schülern erkannt worden ist, wird man denselben das neue System der Münzen, Maße und Gewichte in leichter Weise zum Verständnis bringen und sie befähigen können, verständig mit mehrfach benannten Zahlen zu rechnen. Besonders wird im ersten Theil dieser Abhandlung die Eigenthümlichkeit des Positionssystems klargelegt und das Bildungsgesetz der decimalen

Zahlen beleuchtet. Erst dann wird der Schüler mit dem Münz-, Maß- und Gewichtssysteme vertraut gemacht. Nach des Verf.s Ansicht ist es vortheilhaft, sich solange auf einfach benannte Zahlen zu beschränken, bis die Schüler im Unterrichte soweit vorgeschritten sind, dass die eingehende Betrachtung des Bildungsgesetzes der decimalen Zahlen, welche durch den früheren Unterricht bereits in einfacher Weise vorbereitet ist, passend erscheint. Wie die Einführung der Schüler in die Lehre von den neuen Maßen zu geschehen hat, erörtert der Verf. in überaus klarer und eindringlicher Weise. Er betont unter anderem, dass es sich nothwendig erweist, dem Schüler von den Maßen eine entsprechende Anschauung zu geben. Im weiteren Verlaufe der Abhandlung behandelt der Verf. das Rechnen mit mehrfach benannten, decimal getheilten Zahlen; dasselbe wird unter der Voraussetzung ausgeführt, dass die Schüler noch nicht gelernt haben, mit allgemeinen Decimalzahlen, d. h. Decimalbrüchen zu rechnen. Durch diese Betrachtungen wird das Rechnen mit den allgemeinen Decimalzahlen vorbereitet.

Die Schrift gibt beredtes Zeugnis von liebevoller und gründlicher Erfassung des behandelten Gegenstandes und wird in ihren einzelnen Entwicklungen beim Unterrichte ersprießliche Dienste leisten.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

A. Pfenninger, Die Elemente der Arithmetik und Algebra. 2., verm. Aufl. Zürich, Verlag von Fr. Schulthess 1890.

Die Behandlung des Gegenstandes entspricht ungefähr dem Lehrplane für die V. Classe der österreichischen Gymnasien. Besonders hervorgehoben ist die formelle Entwicklung der einzelnen Rechnungsoperationen und der Zusammenhang derselben untereinander. Dies ist mit großer Einfachheit und Eleganz durchgeführt. Es finden sich auch Hinweise auf die durch algebraische Division entstehenden Reihenprobleme; allerdings in einer Form und Ausdehnung, welche nicht zu hohe Anforderungen an das Fassungsvermögen eines 15- bis 16jährigen Schülers stellt. Die Lehre von den Gleichungen zeigt Klarheit und sorgfältiges methodisches Fortschreiten.

Dr. K. W. Neumann, Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik und Algebra. 6. Aufl. Bremen, Druck u. Verlag von M. Heinsius' Nachfolger 1892. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Das zuerst für die von Prof. Heis herausgegebene Aufgabensammlung verfasste Lehrbuch der Algebra wurde nicht nur von Heis als „mit dem Geiste seiner Aufgabensammlung“ übereinstimmend anerkannt, sondern auch von mehreren Recensenten für den Selbstunterricht sowohl, als für jede Aufgabensammlung als theoretischer Leitfaden geeignet befunden. Ohne dadurch zu erklären,

dass alle angegebenen Partien in dem durchgeführten Umfange thatsächlich gründlich durchgenommen werden können — selbst nicht an den mit mathematischen Lehrstunden reich bedachten Realschulen — sei die Erklärung der Recensenten auch an dieser Stelle anerkannt. Übrigens sei an ein gleichwertiges österreichisches Unternehmen mit identischen Tendenzen von Seite des Directors Dr. Franz Wallentin hiemit hingewiesen.

Stockmayer, Fetscher und Thomasz, Aufgaben für den Rechenunterricht. I. Bändchen. 4. Aufl. Heilbronn, Verlag von Scheurlens 1890.

Das von den beiden erstgenannten Autoren herausgegebene Rechenbüchlein fand einen Mitarbeiter an Hrn. Thomasz, welcher nach seinen speciellen Erfahrungen den Lehrstoff für die sogenannte III. Classe der reichsdeutschen Mittelschulen ordnete. In der I. und II. Classe der österreichischen Mittelschulen wird das Büchlein auch mit Erfolg benützt werden können, da der Lehrer darin nicht nur eine methodisch geordnete, sondern auch die Anschauung besonders hervorhebende Entwicklung der Bruchzahlen findet, die an der Hand von Zeichnungen gut durchgeführt wird. Die Verff. versprechen in Bälde auch einen Schlüssel zu den Aufgaben zu liefern, was natürlich dem Werte des Buches nur förderlich sein kann.

E. Särchinger und Dr. Estel, Aufgabensammlung für den Rechenunterricht in den Unterclassen der Gymnasien. Drittes Heft: Quarta. Leipzig, B. G. Teubner 1889.

Das über die übrigen Hefte der Verff. Vorgebrachte lässt sich im allgemeinen auch auf das vorliegende anwenden. Im besonderen lässt sich hervorheben, dass ein vorzüglich geordnetes Material an praktischen Beispielen eingefügt wurde, die dem classischen Alterthum entlehnt sind. Auch die verschiedenen Arten der im modernen Geschäftsleben vorkommenden Umrechnungen finden geeignete Berücksichtigung.

Dr. M. R. Rühlmann, Logarithmisch-trigonometrische Tafeln. 11. Aufl. Leipzig, Verlag von J. Klinkhardt 1891. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

Diese seit dem Jahre 1837 eingebürgerten sechsstelligen Tafeln sind seit der 9. Auflage mit neuen Stereotypplatten in der Weise der siebenstelligen Vega'schen Tafeln gedruckt worden. Beide Rühlmann haben mit anerkennenswerter Sorgfalt nicht bloß dem unmittelbar angegebenen Zwecke gedient, sondern auch für den Techniker und speciell für den Elektrotechniker schätzenswerte Daten beigegeben. Die von der Verlagshandlung gelieferte moderne Ausstattung reiht sich der altbewährten Genauigkeit entsprechend an.

Julius Petersen, Lehrbuch der elementaren Planimetrie. Kopenhagen, Verlag von A. F. Höst und Sön 1891.

Wohl bemüht sich der Verf., in möglichster Knappheit und Klarheit die wichtigsten Aufgaben der elementaren Planimetrie durchzuführen, aber es ist einerseits von Seite des Schülers ein gründliches Verständnis und eine besondere Gewandtheit in algebraischen Beweisen, andererseits ein tüchtiger Lehrer zur Seite des Schülers vorausgesetzt. Immerhin ist anerkennenswert, dass die Übung in der Auflösung geometrischer Constructionsaufgaben besonders betont ist.

Dr. H. Scheffler, Beiträge zur Theorie der Gleichungen. Leipzig, Verlag von F. Förster 1891.

Der Verf., der mit anerkennenswertem Arbeitsaufwande eine größere Anzahl von Werken, welche das gesammte mathematisch-physikalische und auch erkenntnis-theoretische Gebiet umfassen, geschrieben hat, liefert in den vorliegenden Beiträgen zur Theorie der Gleichungen eine Behandlung des Gegenstandes, die sich von anderen dieser Art wesentlich unterscheidet.

Er will die Verschiedenartigkeit der Operationen, welche auf dem Wege des Kunstgriffes bedeutender Denker, wie Cardanus, Lagrange u. a., zur Lösung der Gleichungen führen, durch ein möglichst einfaches und einheitliches Verfahren ersetzen, welches zur „concreten Form der Wurzel einer lösbaren Gleichung" führt, und in dieser Form sämmtliche Werte der Wurzeln als Specialitäten nachweisen. Das Detail der Schrift bietet mehrfach Hinweise auf die früheren Werke des Verf.s und zeigt überhaupt einen selbständigen Weg, auf dem ihm der einzelne Leser nach Individualität mehr oder minder gerne folgen wird.

Kremsier. J. Kessler.

Lehrbuch der Geometrie zum Gebrauche an Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten. Bearbeitet von Dr. Chr. Ernst und Dr. L. Stolte. Erster Theil: Planimetrie nebst einer Sammlung von Aufgaben. 2., verb. Aufl. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt (vorm. R. Schultz u. Comp.) 1891. 8°, 109 SS.

Der vorliegende Leitfaden gliedert sich in zwei Theile. Der erste Theil enthält in acht Abschnitten die Lehre von den Linien und Winkeln, von den Dreiecken, von den Vierecken, von dem Kreise, von dem Inhalte und Inhaltsverhältnisse geradliniger Figuren, von der Proportionalität der Strecken, von der Ähnlichkeit der Figuren, von den Kreisbüscheln, den Kreisbündeln und der Kreisverwandtschaft. Der zweite Theil bringt ebenfalls in acht Abschnitten, welche den Abschnitten des ersten Theiles entsprechen, und einem Anhange (Rechnende Geometrie betitelt) 1000 Aufgaben.

Den Aufgaben geht eine übersichtliche Zusammenstellung aller in den Aufgaben verwendeten Bezeichnungen und der zur Lösung der Aufgaben dienenden geometrischen Örter voran.

Was den ersten Theil anbelangt, so ist das Streben, den Lehrstoff möglichst kurz zu fassen und die Beweise zu vereinfachen, gewiss sehr anzuerkennen; wir können es jedoch nicht billigen, wenn viele Begriffe und Lehrsätze, die nothwendig zum System gehören, z. B. die Eigenschaften der Trapeze, der regelmäßigen Vielecke u. a. m. im Lehrbuche gar nicht behandelt und als Übungen im Beweisen in den zweiten Theil verwiesen werden. Auch mit der Art, wie an vielen Stellen die Umkehrungen der Lehrsätze behandelt werden, können wir uns nicht einverstanden erklären. Es werden Lehrsätze, die als Umkehrungen vorangehender Lehrsätze unmittelbar klar sind und keines besonderen Beweises bedürfen, ausführlich bewiesen (z. B. 34., 35. Satz); dagegen werden andere Umkehrungssätze, die man im System nicht leicht missen kann und deren Beweis gar nicht so einfach ist (z. B. 456), als Übungsstoff behandelt. Wir würden den Verff. das Studium des Hauber'schen Satzes empfehlen, wenn uns die Diction so mancher Stelle (z. B. 77, Ort 11, 86 u. a. m.) nicht die Vermuthung nahe legte, dass derselbe ihnen zur Genüge bekannt sei.

Der zweite Theil ist, wie schon erwähnt wurde, eine sehr reichhaltige Aufgabensammlung; dieselbe ist eine wohldurchdachte methodische Arbeit, welche dem Leitfaden den ihm eigenthümlichen Wert verleiht. Nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, einigen Wünschen Ausdruck zu geben. Es ist noch nicht so lange her, dass man in den Lehrbüchern als Anwendung der Lehrsätze vorwiegend Berechnungsaufgaben stellte, indem man die Geometrie als Übungsfeld für arithmetische Operationen betrachtete; in neuester Zeit tritt die Berechnungsaufgabe gegenüber den Constructionsaufgaben immer mehr in den Hintergrund. Auch die vorliegenden Übungen enthalten in den acht Abschnitten nur hie und da Maßbestimmungen und diese fast ausnahmslos nur zum Zwecke des Beweisens oder des Construierens; erst der Anhang bringt 87 Berechnungsaufgaben, von denen jedoch eine große Zahl die Kenntnis der quadratischen Gleichungen voraussetzt, welche Voraussetzung von Schülern, denen zuliebe im Lehrbuche der Begriff des Incommensurabeln vermieden wird, kaum erfüllt werden dürfte. Wir sind der Ansicht, dass eine für Gymnasien und Realschulen bestimmte Aufgabensammlung beide Seiten geometrischer Thätigkeit, das Construieren und das Berechnen in gleicher Weise üben und keine derselben auf Kosten der anderen bevorzugen soll.

In den Übungen ist in anerkennenswerter Weise darauf Rücksicht genommen, dass der zusammengesetzten Aufgabe die einfache vorbereitend vorausgehe; wo es nöthig ist, wird bei den Aufgaben durch passende Citate auf die zur Lösung führenden Lehrsätze und geometrischen Örter verwiesen. Jede Constructionsaufgabe hat jedoch

zwei Seiten: eine intellectuelle und eine technische; Hinweise auf Lehrsätze und geometrische Örter bieten dem Lernenden die Möglichkeit, den Weg zur Lösung einer Aufgabe zu finden, oder ihn wenigstens zu begreifen; um die Aufgabe wirklich durchzuführen, dazu bedarf er nothwendig der Kenntnis der Fundamentalconstructionen. Im vorliegenden Leitfaden sind die Fundamentalconstructionen als Übungen behandelt und an sich ergebenden Stellen der Aufgabensammlung eingeordnet; es wäre sehr wünschenswert, wenn sie durch ein äußeres Zeichen als Grundaufgaben erkennbar gemacht und eine ausführliche, für den Schüler mustergiltige Lösung finden würden. Dass auch mechanische Abkürzungen der Constructionen mit Lineal und Dreieck in den Kreis des Unterrichtes gezogen werden, ist zu billigen, doch sollten diese mechanischen Behelfe den Constructionen nicht vorangehen, sondern dieselben, nachdem sie genügend begriffen und geübt worden sind, nur ersetzen.

Die hohe Bedeutung, welche die Construction für den geometrischen Unterricht besitzt, hat eine allgemeinere Anerkennung erst gefunden, seitdem es gelungen ist, für die Lösung der Constructionsaufgaben allgemeine Gesichtspunkte und Methoden aufzustellen; jetzt erst ist der früher allgemein verbreitete Glaube, dass man zur Lösung einer Constructionsaufgabe eines augenblicklichen, guten Einfalles, ja einer besonderen Beanlagung bedürfe, im Abnehmen begriffen. Es würde den Wert dieses Leitfadens gewiss erhöhen, wenn an irgend einer geeigneten Stelle eine Darstellung dieser allgemeinen Methoden aufgenommen würde.

Diese Bemerkungen haben nicht den Zweck, den Wert dieser verdienstvollen Arbeit herabzusetzen; wir erkennen vielmehr an, dass der Leitfaden schon in seiner jetzigen Gestalt als Hilfsbuch für den Unterricht recht brauchbar ist, umsomehr, als das Buch auch äußerlich recht empfehlend ausgestattet und der Druck von einer erwähnenswerten Correctheit ist.

100 Aufgaben aus der niederen Geometrie nebst vollständigen Lösungen. Mit 104 Abbildungen. Von Dr. Karl Schwering, Oberlehrer und Professor. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1891. 8°, 154 SS.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Theilen und einem Anhange. Der erste Theil enthält 60 Aufgaben aus der Planimetrie, der zweite 40 Aufgaben aus der Stereometrie, der Anhang den Lehrsatz des Moivre und einige Reihen der algebraischen Analysis.

Der Verf. sagt in der Vorrede über sein Buch: „Es soll zum Führer bei einer vollständigen Wiederholung des ganzen Lehrstoffes, besonders auf der obersten Stufe und vor der Abgangsprüfung gewählt werden können". In der That haben wir es hier mit einem beachtenswerten methodischen Versuche zu thun, die wichtigsten Lehrsätze der Geometrie (zum Theil auch der Arithmetik) theils ihrem

Inhalte, theils auch ihrem Beweise nach zu wiederholen. Wir können diesen Versuch auch den Lehrern an österreichischen Mittelschulen zur Einsichtsnahme empfehlen. Wenn auch das in diesem Buche gewählte Übungsmateriale für österreichische Mittelschulen nur zu sehr geringem Theile verwendbar ist, so lässt sich die Methode des Buches mutatis mutandis auf jeden Aufgabenkreis übertragen.

Die Methode des Verf.s besteht in Folgendem: Er beginnt mit der ausführlichen Lösung einer Aufgabe; die zur Lösung dieser Aufgabe nöthigen Lehrsätze führt er im Wortlaute an, bei einigen derselben, besonders bei den minder einfachen, erbringt er auch die Beweise. Wenn neben einer constructiven auch eine algebraische Behandlung der Aufgabe möglich ist, so führt er auch diese durch und versucht es, das Rechnungsresultat zu construieren. An die gelöste Aufgabe schließt er eine verwandte, welche wieder in gleicher Weise behandelt wird, so dass eine Reihe aufeinanderfolgender Aufgaben einen Aufgabenkreis bildet und zumeist auch erschöpft. So sind in den Aufgaben des ersten Theiles etwa acht Aufgabenkreise zu unterscheiden.

Außer den grundlegenden Lehrsätzen der Planimetrie und Stereometrie kommen folgende Gedankenkreise zur Wiederholung: Construction durch geometrische Örter und durch Hilfsfiguren, die Lehrsätze zur Auflösung eines schiefwinkligen Dreieckes, Erweiterung der für spitze Winkel gegebenen Erklärung der trigonometrischen Functionen sinus und cosinus unbegrenzt für positive und negative reelle Werte der Argumente, das Wichtigste aus der Lehre von den quadratischen Gleichungen und die verschiedenen constructiven Lösungen derselben, die Grundlagen der Lehre von den Theilverhältnissen, der harmonischen Theilung, der Ähnlichkeitspunkte, der Kreis des Apollonius, die Sätze des Menelaus und des Ceva, die wichtigsten Aufgaben aus dem Berührungsproblem, Aufgaben über Maxima und Minima, die wichtigsten Aufgaben über Kegelschnitte, die Verwendung derselben als geometrische Örter und die analytisch-geometrische Darstellung derselben durch Gleichungen, die körperliche Ecke in constructiver Hinsicht, die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie, die Eigenschaften des allgemeinen Tetraëders, Aufgaben über Maxima und Minima bei Cylindern, Kegeln und Kugeln, Anwendung der geometrischen Aufgaben zur Lösung physikalischer, astronomischer Aufgaben. Den Schluss des Buches bildet ein sorgfältig ausgearbeitetes Register.

Es wird den Wert dieses Buches nicht schmälern, wenn wir einigen Wünschen Ausdruck geben. So würde es sich empfehlen, wenn der Verf. alle Wiederholungen kurz in die Form der Frage kleiden würde; es würde dann die Lösung der in Rede stehenden Aufgabe nicht immer unterbrochen und dadurch bündiger und übersichtlicher erscheinen. Für Schüler, welche die Fragen nicht zu beantworten wissen, könnten die Antworten in Fußnoten oder in einem Anhange zusammengestellt sein, oder endlich auf ein geeignetes Lehrbuch

verwiesen werden. Ebenso wäre es wünschenswert, wenn jeder der beiden Theile nach den in ihm enthaltenen Gedankenkreisen in Abschnitte getheilt wäre; dadurch würde die logische Eintheilung der Aufgaben, wie sie dem Verf. vorschwebte, klarer zum Ausdruck kommen, und für den Leser würden natürliche Ruhepunkte entstehen.

Der Ausstattung des Buches, insbesondere den Abbildungen ist eine große Sorgfalt gewidmet.

Baden. Hans Wittek.

Raumlehre für höhere Schulen. Von Prof. H. C. E. Martus, Director des Sophien-Realgymn. in Berlin. I. Theil: Ebene Figuren. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1890. Preis geh. 2 Mk.

Der Verf. war bestrebt, „aus Unterrichtsgründen die Weltausdrücke der Wissenschaften einstweilen beiseite zu lassen“ und die deutsche Sprache von unnöthigen Fremdwörtern zu säubern; alle Fremdwörter wurden zwar in dem vorliegenden Buche nicht ausgemerzt, sondern nur jene, für welche ein guter deutscher Ausdruck sich darbot. Dies betrifft die formelle Seite des in dem Buche Gebotenen. In inhaltlicher Beziehung ist besonders hervorzuheben, dass den einzelnen Lehren viele Übungen beigeschlossen wurden, welche passend gewählt sind und einen Aufgabenwechsel gestatten; dass ferner ein Nachschlageverzeichnis das Aufsuchen wichtiger Sätze und Aufgaben sowohl als auch der Erklärungen wesentlich erleichtert. Die Darstellung ist eine durchwegs klare und derart, dass den Schülern die Freude an eigenem Erfassen und weiterem Schaffen gewahrt bleibt. Der Constructionsaufgabe wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt und dieselbe nimmt in den „Übungen“ eine hervorragende Rolle ein. Sehr gründlich und eingehend wird die Lehre von der Commensurabilität und Incommensurabilität behandelt und durch dieselbe die Lehre von der Verhältnisgleichheit der ebenen Raumgrößen eingeleitet. Mehr als in anderen Lehrbüchern der ebenen Geometrie wird dem Aufgabenlösen mittels ähnlicher Figur Raum gewidmet; ebenso wird die Anwendung der Algebra zur Lösung geometrischer Aufgaben vielfach herangezogen. Meisterhaft bearbeitet erscheint dem Ref. jener Abschnitt, welcher von der Ausmessung regelmäßiger Vielecke und des Kreises handelt. Bemerkenswert und beachtenswert sind die Angaben auf S. 140, welche sich auf das Rechnen mit der Ludolph'schen Zahl beziehen. Die projectivische Geometrie hat in keinerlei Weise in dem Buche Berücksichtigung gefunden, und wir machen dem Verf. deshalb keinen Vorwurf, im Gegentheile glauben wir, dass ein künstliches Hineinzerren einiger Sätze dieser Geometrie in den Unterrichtsgang nur auf denselben störend wirken kann. Das Buch sei mit gutem Gewissen den Fachcollegen auf das Beste empfohlen.

Lehrsätze und Aufgaben aus der Planimetrie. Als Ergänzung zu Kamblys Lehrbuch der Planimetrie zusammengestellt von Hermann Roeder, ord. Lehrer am Lyceum zu Hannover. Breslau, Ferdinand Hirt 1888.

Die vorliegende kleine Schrift dient wesentlich zur Ergänzung des verbreiteten Lehrbuches der Planimetrie von Kambly, kann aber auch selbständig gebraucht werden; derselben sollen ähnliche auf die Trigonometrie und Stereometrie bezugnehmende Schriften folgen. Es muss gleich an dieser Stelle anerkennend hervorgehoben werden, dass durch diese Ergänzung das Kambly'sche Buch wesentlich gewonnen hat, da in demselben das Aufgabenmaterial auf das Minimum beschränkt ist. Die in der vorliegenden Schrift enthaltenen Beispiele sind instructiv und beziehen sich vorzugsweise auf Constructionen; unter diesen sind es wieder solche, welche als geometrische Ortsaufgaben besonders hervortreten. Die zu beweisenden Lehrsätze sind durch ein der Nummer der Aufgabe beigesetztes Sternchen gekennzeichnet. Der erste Abschnitt handelt von den Winkeln und Parallelen, der zweite von den Dreiecken. In dem letztgenannten Abschnitte wird die vollständige Lösung einer Constructionsaufgabe mittels Analysis, Construction, Beweis und Determination gelehrt und an den mannigfachsten Beispielen eingeübt, von denen einzelne dem Vierecke angehören. Im dritten Abschnitte finden wir Beispiele über den Kreis und deren Anwendung auf die Lösung von Dreiecks-, Vierecks- und Vielecksaufgaben. Im weiteren wird die Verwandlung, Vergleichung des Flächeninhaltes, die Theilung und Ausmessung geradliniger Figuren eingeübt, sodann (im fünften Abschnitte) von der Proportionalität gerader Linien (besser gesagt „Strecken“) und der Ähnlichkeit geradliniger Figuren auf die Lösung von Aufgaben der weitestgehende Gebrauch gemacht. Die in diesem Abschnitte gebotenen Beispiele und Lehrsätze hält Ref. für besonders lehrreich; nur hätten bei der Stellung der Aufgaben einige Andeutungen gegeben werden können, wenn deren Lösung gewisse Schwierigkeiten in sich birgt; so z. B. wird das Theorem des Kreises der neun Punkte gewiss nur von den besten Schülern einer Classe bewiesen werden können, während bei gegebenen Andeutungen diese Aufgabe auch von einem minder begabten Schüler gelöst zu werden pflegt. Von der Proportionalität gerader Linien am Kreise handeln die nun folgenden Theoreme und Aufgaben; die Berechnung der regulären Polygone und die Rectification und Quadratur des Kreises ist durch eine allzu beschränkte Anzahl von Aufgaben vertreten. Im Schlussabschnitte finden wir die Construction algebraischer Ausdrücke berücksichtigt und mehrere Aufgaben über geometrische Örter zusammengestellt.

Wir empfehlen die mit vielem didaktischen Geschicke verfasste Schrift angelegentlich den Fachgenossen, welche sie auch unabhängig von dem Kambly'schen Lehrbuche der Planimetrie gut verwenden werden können.

Lehrbuch der Physik. Einschließlich der Physik des Himmels (Himmelskunde), der Luft (Meteorologie) und der Erde (physikalische Geographie). Gemäß der neueren Anschauung und mit den neuesten Fortschritten. Von Prof. Dr. Paul Reis, großh. hess. Gymnasiallehrer. 7. umgearb. u. verm. Aufl. Mit 428 in den Text gedruckten Holzschnitten und 849 Aufgaben nebst Lösungen. Leipzig, Quandt u. Händel 1890.

Die neueste Auflage des Lehrbuches der Physik von Prof. Paul Reis, welche uns vorliegt, ist unter den physikalischen literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit eine der bedeutendsten, sowohl was Form als Inhalt des Gebotenen betrifft. Es ist keine der bedeutenderen Forschungen der letzten Jahre übersehen worden, und man muss die unermüdliche Kraft des Verf.s bewundern, der es versteht, diese Forschungen aufzunehmen und derart zu verarbeiten, dass ein vollig klares Bild derselben demjenigen, welchem die Originalquellen nicht zur Verfügung stehen oder der infolge von Berufsgeschäften denselben nicht die erforderliche Zeit widmen kann, geboten wird. Das vorliegende Buch ist weit entfernt, ein Schulbuch zu sein; wir danken aber dem Verf., dass er seinem bedeutenden Werke nicht diese Form gegeben hat; denn an Schulbüchern ist in der deutschen Literatur kein Mangel, wohl aber an Werken, in welchen sämmtliche Forschungen der Physik und der mit derselben im engsten Zusammenhange stehenden Wissenschaften in übersichtlicher, knapper und dennoch klarer Weise verarbeitet sind. Wir stehen nicht an, die Behauptung aufzustellen, dass in der Bibliothek eines Lehrers der Physik dieses Buch nimmer fehlen darf, dass ferner dasselbe dem Lehramtscandidaten für Physik unstreitig bessere Dienste leisten wird, als manche andere mehrbändige Werke, in welchen die vorgetragenen Lehren zu breit getreten und dadurch eher unklar als klar gemacht sind. Kommen die entsprechenden theoretischen Ergänzungen, die Anweisungen der Anstellung von Messversuchen zu diesem Buche hinzu, so wird ein Einblick in das physikalische Wissen der Gegenwart erzeugt, wie er kaum unter Zugrundelegung eines anderen Lehrbehelfes erreicht werden kann. Die zahlreichen, jedem Abschnitte beigegebenen Aufgaben sind instructiv und gestatten dem Lehrer, auch auf dieses wichtige Gebiet des Physikunterrichtes die gebürende Rücksicht zu nehmen.

Es ist nicht möglich, auf die in der vorliegenden Auflage eingetretenen Neuerungen im Detail einzugehen und dieselben ausführlich zu besprechen, doch halten wir es für die Pflicht eines Recensenten, der aus innerster Überzeugung für das von ihm besprochene Werk eintritt, das Wesentlichste hervorzuheben, die wahrgenommenen Mängel zu betonen; letzteres lediglich zu dem Zwecke, um an der Vollendung einer so bedeutenden literarischen Erscheinung mitzuarbeiten.

Die grundlegenden Sätze für die Geschwindigkeit und Beschleunigung eines bewegten Körpers hätten wir in kürzerer Fassung

gewünscht; dies wäre möglich gewesen, wenn der Verf. den Begriff der Geschwindigkeit allgemeiner gefasst hätte, indem er von der Beschaffenheit der Bewegung hiebei vollkommen abgesehen hätte; die Discussion und Specialisierung des gebildeten Limitenquotienten würde dem Schüler keine weiteren Schwierigkeiten bereitet haben. Die Anführung der Gründe für das Dasein des Äthers halten wir für zweckentsprechend, wenn auch der Schüler denselben im ersten Theile des Physikunterrichtes kaum das richtige Verständnis entgegenbringen kann. S. 28 wäre der Unterschied zwischen relativer und absoluter Dichte hervorzuheben gewesen. Das Centimeter-Gramm-Secunden-System ist nun durchwegs im Buche eingeführt worden. Ebenso wurde auf die Dimensionen der einzelnen physikalischen Größen die gebürende Rücksicht genommen. Dass unsere wissenschaftlichen Thermometer die Benennung des Siede- und Eispunktes nicht nach Celsius, sondern nach dem Schweden Strömer besitzen, wird S. 68 betont. S. 79 wird die Vervollkommnung des Sklerometers nach Turner angegeben. Aus dessen Versuchen ergab sich der bemerkenswerte Satz, dass Körper mit den kleinsten Atomen die bedeutendste Härte, Zähigkeit und Zugfestigkeit besitzen. S. 85 wird die Methode der Bestimmung des Elasticitätsmodulus nach König, jedenfalls die schärfste dieser Art, behandelt. S. 143 wird die Fallmaschine von Weinhold in Betracht gezogen, welche gestattet, die Bedeutung des Trägheitsmomentes in klares Licht zu setzen und die Formel $p = mg$ sicher zu erweisen. Die Vervollkommnung der Suspensionsmethode zur Bestimmung des specifischen Gewichtes der Körper, wie sie von Jolly erdacht wurde, wird S. 176 erörtert. Die von Stefan aufgestellte Beziehung zwischen Capillarität und Verdampfung wird auf S. 184 aufgestellt. Der Luftstoßapparat von Weinhold zur Erzeugung von Wirbelringen wird auf S. 187 beschrieben. Die Betrachtung des osmotischen Druckes wird im Folgenden vorgenommen. Die wichtigen Untersuchungen über die Lufthaut, über den Staub, welcher hierbei zur Mitwirkung kommt, über die Rolle des letzteren bei den Dämmerungserscheinungen und dem Nordlichte, ferner bei der Nebelbildung (Arbeiten von R. von Helmholtz und Aitken), bei der Entstehung von Luftelektricität (Arbeiten von Nahrwold) werden in eingehender, durchaus sachgemäßer Weise dargelegt. Fast ungeändert blieb die Wellenlehre. In der Akustik wurde das Capitel „tiefste und höchste Töne" auf Grund der Forschungen von Shaw und Turner ergänzt und erweitert, die Rohrflöte, welche zwischen den gedeckten und offenen Lippenpfeifen steht, nach den Forschungen von Gerhardt betrachtet.

Sehr erweitert wurde auch der Abschnitt über singende und sensitive Flammen. Die Töne der Strahlung auf Grund der Versuche von Graham Bell und Tainter werden im Nachfolgenden betrachtet; auch die verschiedenen Radiophone werden in diesem

Abschnitte skizziert. In dem Capitel über optische Darstellung der Consonanzen wird des Phonoskopes von Forchhammer gedacht und dasselbe durch eine geeignete Figur dem Leser des Buches versinnlicht. S. 327 werden die Grundversuche der akustischen Anziehung und Abstoßung erwähnt und deren Erklärung durch einfache Raisonnements dargethan.

Statt des etwas umständlichen Beweises für den Satz, dass das Minimum der Deviation in einem Prisma stattfindet, wenn der Einfalls- und Austrittswinkel einander gleich sind, hätte ein einfacherer constructiver Beweis gegeben werden können. Die Aufgaben zur geometrischen Optik sind sehr instructiv und wir können deren Berücksichtigung in der Schule nur wärmstens befürworten. Um die Spectra von Dämpfen studieren zu können, wendet man verschiedene Methoden der Erzeugung der letzteren an; hier wird auf die bequeme, von Liveing und Dewar erdachte Methode hingewiesen. Die Lehre von der anomalen Dispersion hat eine willkommene Bereicherung durch die Berücksichtigung der Arbeiten von Kundt (1888) erfahren. Mit großer Ausführlichkeit wird die Lehre vom Lichte und vom Sehen behandelt; die Theorie der „dicken Linsen" hätte in ihren Grundzügen in einem so weitläufig angelegten Werke Erwähnung finden sollen.

In der theoretischen Optik finden wir als neu die besondere Hervorhebung der Vorzüge des Gitterspectrums vor einem prismatischen Spectrum (Rowlands Concavgitter). Die Imitation der Diffractionsfarben in den Dämmerungsfarben der abnormen Dämmerungen von 1883—1888 wird nach Robert v. Helmholtz vorgenommen. Die Theorie der circularen Polarisation und einiger damit verwandten Erscheinungen würde bei Anwendung der Formeln für die schwingende Bewegung (Elongation und Geschwindigkeit) eine kürzere und klarere Fassung erlangt haben.

In der Calorik wurde der erste und zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie genügend berücksichtigt; mit Recht betont der Verf., dass die Hauptwirkung des letzteren erst dann besonders hervortreten wird, wenn es „einmal eine mathematische Chemie geben wird, welche die Räthsel der Chemie lösen wird". Der van der Waals'schen Zustandsgleichung ist in der vorliegenden neuen Auflage der Reis'schen Physik große Aufmerksamkeit gewidmet und sind aus derselben die wesentlichen Consequenzen gezogen. Die Lehre vom sphäroidalen Zustande der Flüssigkeiten hat eine den neuesten Forschungen entsprechende Erweiterung und Berichtigung erfahren; so hat Gossart gezeigt, dass aus einer glühenden Schale Eis genommen werden kann, ohne Kohlendioxyd und Äther, nur durch bloße Evacuierung. Die Praxis der Dampfmaschinen wird durch Berücksichtigung der schnellaufenden Dampfmaschinen bedeutend erweitert; dieselben spielen bekanntlich in der Elektrotechnik eine belangreiche Rolle. An dieser Stelle werden die Zwillings-

maschinen und die Compoundmaschinen, letztere besonders ausführlich, in Betracht gezogen. Die Theorie des kritischen Zustandes ist auf die Gleichung von van der Waals basiert. Da das Wasser als Grundlage für die Bestimmung der specifischen Wärmen in neuester Zeit sich als ungenügend erwiesen hat, wird nach dem Vorschlage von Bunsen der hundertste Theil der Wärmemenge, der zur Erwärmung von 1 Kilogramm Wasser von 0° auf 100° des Luftthermometers verbraucht wird, als mittlere Calorie angenommen. Von neueren Methoden zur Bestimmung der specifischen Wärmen wird jener von Joly und Bunsen (dampfcalorimetrische Methode) gedacht.

Im Abschnitte über den Einfluss verschiedener Kräfte auf den Magnetismus finden wir mehrfache neuere Forschungen berücksichtigt, welche in Kürze angedeutet werden. Die Umwandlung der Gauss'schen magnetischen Messungen in Zahlen des Centimeter-Gramm-Secunden-Systems wird entsprechend berücksichtigt.

Die Einführung der Leser in die Lehre vom elektrischen Potential, wie sie uns in dem vorliegenden Lehrbuche entgegentritt, scheint dem Ref. im allgemeinen schwierig zu sein, immerhin muss es aber gebilligt werden, dass diesem wichtigen Begriffe auch in einem elementaren Lehrbuche in erhöhtem Maße Rechnung getragen wurde. In den Influenzmaschinen wird die Rolle des diametralen Conductors in klares Licht gesetzt; die selbsterregende Influenzmaschine von Toepler wird durch eine geeignete Figur dargestellt. Der wesentliche Unterschied zwischen den Effecten von Joule, Peltier und Thomson wird S. 640 gekennzeichnet. Eine sehr wertvolle Bereicherung erfährt das vorliegende Lehrbuch der Physik durch die Aufnahme der wesentlichsten Thatsachen der Elektrooptik, ferner des auf Grund der Helmholtz'schen und Hertz'schen Forschungen bearbeiteten Abschnittes über das Wesen der Elektricität und die elektrischen Schwingungen. Die submarine Telegraphie finden wir auch in der vorliegenden Auflage zu knapp gefasst; den übrigen Theilen der angewandten Elektricitätslehre ist in entsprechender Weise Rechnung getragen.

In der Physik der Erde finden wir neu hinzugekommen die Bestimmung der Dichte der Erde mittels der verticalen Drehwage von Wilsing, ferner wird das Gletscherschlifffeld zwischen Starnberg und Rottmannshöhe, welches 1888 bloßgelegt wurde, dem Leser vorgeführt; in der Physik der Luft finden wir dem Satze von Sprung, dass der Luftdruck kleiner wird, wann und wo in der Atmosphäre ein starker Luftstrom herrscht, dass er größer wird dort, wohin die Luft durch den Luftstrom befördert wird, und besonders groß, wenn zwei entgegengesetzt gerichtete Luftströme zusammentreffen oder sich stauen, die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet. Über die Methode zur Bestimmung der Luftelektricität, welche heute Physiker und Meteorologen in hervorragendem Maße beschäftigt, hatte der Ref. in dem Buche einige

Andeutungen erhofft; das in demselben Gesagte erscheint ihm wenig zureichend zu sein; ebenso wäre ein Eingehen auf die verschiedenen Hypothesen zur Erklärung der Luftelektricität gewiss am Platze gewesen; denn es wird nur die Nahrwold'sche und die Siemenssche Hypothese berücksichtigt. Eine vorzügliche Darstellung erfährt der Abschnitt über die Vorausbestimmung des Wetters, die Wetterprognose. Die Prognose des Wettercharakters für längere Zeiträume wird im Schlussabschnitte betrachtet; dabei stützt sich der Verf. auf seine 1883 verfasste Schrift „Wassernoth und Wassermangel".

So hätte der Ref. die Neuerungen in der 7. Auflage des Lehrbuches der Physik von Reis skizziert, allerdings nur mit besonderer Hervorhebung des Wesentlichsten. Das dem neuesten Standpunkte der Forschung und auch der Methodik des physikalischen Unterrichtes entsprechende Buch wird den rigorosesten Anforderungen — was Form und Inhalt des Gebotenen betrifft — entsprechen, und es mag dem Verf., dessen seltene Arbeitskraft anzustaunen ist, in dem Nutzen, den er durch stetige Vervollkommnung seines Lehrbuches in den Kreisen der Physiker gestiftet hat, einigermaßen ein Lohn für seine mühevolle, von rühmlicher Ausdauer Zeugnis ablegende Arbeit sein.

Die Elemente der Chemie. Leitfaden für den chemischen Cursus in der Secunda des Gymnasiums. Methodisch bearbeitet von Dr. Heinrich Bork, Gymnasiallehrer in Berlin. 2. Auflage. Mit 23 Holzschnitten im Texte. Paderborn, Druck und Verlag von Ferd. Schöningh 1889.

Dieses Buch, welches durch die ministerielle Anordnung vom Jahre 1882, derzufolge in den preußischen Gymnasien die einfachsten Lehren der Chemie vorgeführt werden müssen, hervorgerufen wurde, weist in der nunmehr vorliegenden zweiten Auflage nur wenige Änderungen gegenüber der ersten auf. Es ist für die Unterrichtszeit von einem Semester (mit zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden) berechnet. Aus diesem Grunde musste mit dem vorzuführenden Materiale gespart werden. Theoretische Erörterungen sind deshalb weniger gepflegt, als es vielleicht wünschenswert wäre, ebenso konnte die technische Seite der Chemie fast gar nicht in Anschlag gebracht werden. Die Versuche wurden mit den einfachsten Mitteln ausgeführt und dies kann als dem Unterrichtsplane entsprechend betrachtet werden. Zur Erläuterung der Versuche, zur Darstellung der Anordnung der hierzu dienlichen Apparate dienen musterhaft ausgeführte Figuren, die in relativ großer Zahl vorhanden sind. Der Induction ist — wie es nur recht und billig ist — der weiteste Spielraum gelassen; auf diese Weise wurden die Grundzüge der Theorie im allgemeinen, der Atomenlehre im besonderen gewonnen. — Das Gesetz des festen Gewichtsverhältnisses der Elemente in einer chemischen Verbindung ist durch einen leicht anzustellenden

Versuch (S. 16) dargethan. Weniger gut vermittelt erscheint dem Ref. das Gesetz der multiplen Proportionen zu sein, aus welchem unmittelbar die atomistische Structur der Materie erschlossen wird. Lesenswert sind die Entwicklungen in §. 13, in welchen das Gesetz der Verbindung der Gase nach einfachen Volumverhältnissen, die Avogadro'sche Hypothese, die Wertigkeit der Atome besprochen wird. — Vermisst haben wir in dem Buche die Darstellung der Schwefelsäure, welche in der Schule unter allen Umständen vorgenommen werden muss. Die Chemie der Kohlenwasserstoffe ist ebenfalls nur flüchtig berührt worden; an dieser Stelle hätte über die Natur der Flamme das Wissenwerteste dargestellt werden sollen. — Kurz ist die Chemie der Metalle gegeben. Die Tabelle der Verbindungsgewichte wird bei der Auflösung von stöchiometrischen Aufgaben gute Dienste leisten.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Flora von Niederösterreich. Handbuch zur Bestimmung sämmtlicher in diesem Kronlande und den angrenzenden Gebieten wildwachsenden, häufig gebauten und verwildert vorkommenden Samenpflanzen, und Führer zu weiteren botanischen Forschungen für Botaniker, Pflanzenfreunde und Anfänger von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta. Mit 51 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. II. Hälfte. 1. Abtheilung. Wien, Carl Gerolds Sohn 1892. gr. 8°, 463 SS. Preis 7 fl. 50 kr.

Von dem obigen Werke, auf das wir seinerzeit in dieser Zeitschrift aufmerksam machten[1]), ist nun auch der zweite Band erschienen. Hiedurch ist von dieser eingehenden und sorgfältigen Darstellung der reichen niederösterreichischen Pflanzenwelt die erste Hälfte völlig vollendet; von der zweiten Hälfte liegt die erste Abtheilung vor, so dass nur mehr der dritte Theil, nämlich die letzte Abtheilung der zweiten Hälfte ausständig ist; sie soll nach einer Angabe auf dem Titelblatte bis Ende 1892 fertiggestellt sein.

Der vorliegende, prächtig ausgestattete und mit sehr lehrreichen Zeichnungen des Verf.s geschmückte Band bringt die Choripetalen zum Abschlusse; wir geben im Folgenden eine gedrängte Übersicht des äußerst reichen und interessanten Inhaltes und verweisen in Bezug auf die Anordnung des Stoffes und die Art der Darlegung auf unsere bei Besprechung des ersten Bandes (l. c.) gemachten Angaben.

Zuerst behandelt der Verf. die Papaveraceen und Fumariaceen, dann folgen die Cruciferen, deren Bearbeitung wohl zu den interessantesten gehört; der Verf. hat nämlich, gestützt auf seine Untersuchungen der Blüten, Früchte, Samen, Nectarien usw. eine eigene Gruppierung dieser Arten unternommen und con-

---

[1]) Vgl. d. Zs. 1891, S. 345 ff.

sequent durchgeführt[1]), überdies das Bestimmen durch treffende Holzschnitte und durch zwei Bestimmungstabellen (die eine für Frucht-, die andere für Blütenexemplare) wesentlich erleichtert. In Kürze sei aus der Cruciferen-Bearbeitung auf das Folgende aufmerksam gemacht: die Gattung Arabis ist sehr sorgfältig gegliedert; Nasturtium wird zu Roripa als Roripa nasturtium gebracht; das Alyssum minimum des pannonischen Gebietes wird als A. desertorum aufgeführt; Erophila wird von Draba getrennt, ebenso Petrocallis; Erysimum officinale L. figuriert in der Wallroth'schen Gattung Chamaeplium; für Conringia austriaca Reichb. gründete der Autor eine neue Gattung „Goniolobium", während die Conringia orientalis Andrz. dem Geschlechte Erysimum unter dem alten Namen Erysimum perfoliatum Crantz eingereiht wird, zu Erysimum wird auch die Arabis Thaliana L. als Erysimum Thalianum gestellt; Erucastrum lässt der Verf. als Gattung auf und bringt die zwei Arten zu Brassica, als Br. ochroleuca Gaud. und Br. Erucastrum L.; Hutchinsia petraea R. Br., gehört nach den Untersuchungen des Verf.s zu Thlaspi, wo wir sie als Thl. pinnatum G. Beck finden, hingegen erhält unsere zweite Art, die Hutchinsia alpina R. Br., ihren alten Namen Lepidium alpinum L. und damit auch die Stellung bei dieser Gattung zurück; Lepidium sativum L. trennt der Verf. von Lepidium ab und stellt es in eine eigene Gattung Cardamon.

Es folgen nun *Resedaceae* und *Violaceae*; bei den letzteren hat sich der Verf. der großen Mühe unterzogen, alle in Niederösterreich gefundenen Arten, Formen und Hybriden in eine ausführliche Bestimmungstabelle zusammenzufassen; die Übersicht über den Formenreichthum dieser schwierigen Gattung wird durch eine der Tabelle vorangehende Zusammenstellung vermittelt, der wir entnehmen, dass aus unserem Gebiete 19 Arten und 23 Bastarde behandelt werden.

Im weiteren bespricht der Verf. die *Droseraceae* und *Cistaceae*; hier hat die Gattung Helianthemum eine dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse entsprechende Bearbeitung gefunden, sie zählt mit Ausschluss der Gattung Fumana fünf Arten. Nun folgen die *Hypericaceae*, *Tiliaceae* (mit Berücksichtigung der verschiedenen Formen von Tilia), *Malvaceae*, *Asaraceae*, *Aristolochiaceae*, *Euphorbiaceae*, *Callitrichaceae*, *Buxaceae*, *Empetraceae*, *Geraniaceae*, *Oxalidaceae*, *Linaceae*, *Tamaricaceae*, *Balsaminaceae*, *Rutaceae*, *Zygophyllaceae*, *Simarubaceae*, *Anacardiaceae*, *Sapindaceae*, *Aceraceae* (wobei die ziemlich mannigfaltigen Ahornformen gebürende Beachtung gefunden haben), *Polygalaceae* (mit sorgfältiger Bearbeitung von Polygala), *Celastraceae*, *Staphyleaceae*, *Aquifoliaceae*, *Ampelidaceae*, *Rhamnaceae*, *Thymelaeaceae*, *Elaeagnaceae*, *Santalaceae* und *Loranthaceae*.

---

[1]) Man vergleiche auch die Darlegungen des Verf.s in den Sitzungsberichten der k. k. zool.-botan. Gesellschaft 1890, S. 18 ff.

Bei der nun folgenden großen Familie der Umbelliferen begegnen wir wieder mehrfachen Abweichungen von den gewöhnlich in Floren angenommenen Gattungsbezeichnungen; wir heben als besonders bemerkenswert die Einreihung von Petroselinum zu Carum (im Anschluss an Bentham-Hooker), diejenige von Libanotis zu Seseli als Seseli libanotis Koch hervor. Für eine dem Seseli glaucum L. täuschend ähnliche, durch Fruchteigenthümlichkeiten verschiedene Pflanze unserer Kalkberge wird die neue Gattung „Seselinia" (mit S. austriaca G. Beck) gegründet; Cnidium wird zu Selinum als S. lineare Schum., Anethum zu Peucedanum als P. graveolens Baill., ebenso Pastinaca zu Peucedanum als P. pastinaca Baill. gestellt, dagegen Peucedanum Chabraei Gaud. als Palimbia Chabraei DC. generisch getrennt. Die für weniger Geübte schwieriger aufzufassenden Unterschiede in den Umbelliferenfrüchten hat der Verf. durch zwei Holzschnitte mit über fünfzig kleineren Figuren (zumeist Fruchtquerschnitten) sehr verständlich gemacht.

Auf die Umbelliferen folgen die *Araliaceae*, *Cornaceae*, *Crassulaceae*, *Spiraeaceae* (mit Spiraea salicifolia, Sp. chamaedryfolia und Aruncus sylvester), *Saxifragaceae*, *Ribesiaceae*, *Parnassiaceae*, *Philadelphaceae*, *Onagraceae*, *Halorhagidaceae* und *Lythraceae*. — Die Bearbeitung der Onagraceen, welche der Verf. mit Unterstützung von Dr. Raimann durchführte, gibt uns zum erstenmale eine Übersicht der Arten und Bastarde der schwierigen Gattung Epilobium, welche in unserem Kronlande beobachtet wurden, und wir finden die Bemerkung sehr treffend, dass die Kenntnis der hiesigen Hybridenformen noch beträchtlicher Erweiterung bedarf.

Sehr eingehend und sorgfältig sind die Pomaceen abgehandelt; wir heben als Eigenthümlichkeiten hervor, dass bloß Sorbus Ancuparia L. bei der Gattung Sorbus verblieb, während die meisten übrigen Arten unter Aria (Host) erscheinen; S. domestica wird in einer eigenen Gattung als Cormus domestica Spach angeführt. Das Studium der trefflichen Gliederung von Aria gibt erst eine richtige Vorstellung über den bemerkenswerten Formenreichthum der niederösterreichischen Arten und Hybriden. Birn- und Apfelbaum wurden generisch gesondert, letzterer als Malus communis Lam. beschrieben.

Den Reigen der nun folgenden Rosaceen (incl. Amygdaleen) eröffnet Rubus mit einer gewaltigen Formenfülle (ca. 80 Arten und Bastarde); der Verf. war hier in der angenehmen Lage, die Vorarbeiten von Dr. E. v. Haláscy verwerten zu können. Ebenso eingehend und dem neuesten Standpunkte entsprechend ist die Bearbeitung der schwierigen Gattung Potentilla. Über die Abtrennung der Familie der Spiraeaceen und ihre Einreihung bei den Saxifragaceen berichteten wir schon früher; hier bei den Rosaceen verblieben Filipendula ulmaria und F. hexapetala; Poterium wird mit Sanguisorba vereinigt. H. Braun leistete in seiner Bearbeitung der

Gattung Rosa das möglichste, um die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen in eine übersichtliche Zusammenfassung zu bringen und die Bestimmung zu erleichtern. Zur Gattung Prunus wurden auch Amygdalus und Persica gebracht. Den Rest des Bandes nehmen die Leguminosen ein, wovon wir in Kürze die Einreihung von Genista procumbens WK. zu Cytisus als C. Kitaibelii Vis, die sorgfältige Trennung der Formen von Anthyllis, die Vereinigung von Phaca und Astragalus, von Lathyrus und Orobus namhaft machen.

Zum Schlusse glaube ich den reichen Inhalt des Buches in Bezug auf neue Standorte oder Bereicherungen unserer Flora nicht besser charakterisieren zu können, als dass ich folgende Angaben hervorhebe, die theils ganz neu sind, theils bisher weniger bekannt wurden; es betrifft dies die Arten oder Hybriden: Papaver inexpertum G. Beck (rhoeas × dubium), Roripa Morisoni Beck, Alyssum vindobonense G. B., Thlaspi alpestre L., Thl. goesingense Hal., Rapistrum rugosum All., × Malva adulterina Wallr. (pusilla × rotundifolia), × Thesium hybridum G. Beck (ramosum × intermedium), Carum Bulbocastanum L., × Pimpinella intermedia Fiegert. (magna × saxifraga), Peucedanum arenareum W. K., Sedum micranthum Bast., Onagra muricata G. Beck, × Onagra Braunii G. Beck (biennis × muricata), Crataegus Oxyacantha × monogyna, verschiedene Fragarien-Bastarde, Agrimonia odorata Aiton, × Prunus eminens G. B. (Cerasus × chamaecerasus), × Cytisus cetius G. Beck (hirsutus × ratisbonensis), Ononis austriaca G. Beck, × Medicago mixta Sennholz (falcata × prostrata), Ornithopus roseus L., Onobrychis arenaria W. K., Lathyrus variegatus G. G.; im Nachtrage am Schlusse des Buches trifft man noch an: Poa Chaixii Vill., × Orchis influenza Sennholz (maculata × sambucina), Rumex angiocarpus Murb., mehrere Rumex-Hybride, Gypsophila fastigiata L. und Radiola Linoides L.

Indem wir hiemit unsere gedrängte Inhaltsangabe abschließen, empfehlen wir allen Freunden der Botanik die musterhafte Arbeit des Verf.s aufs beste, der keine Mühe scheute, um sich durch fleißigste Untersuchung und eingehendes Studium eine eigene und selbständige Meinung zu bilden, und freuen uns recht sehr darauf, bald über den Abschluss des schönen Werkes berichten zu können.

Wien. Dr. Anton Heimerl.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die „Monumenta Germaniae Paedagogica" und die „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" von Karl Kehrbach.

Die Entstehung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hängt mit dem von Kehrbach begonnenen verdienstvollen Unternehmen zusammen, nach Art der „Monumenta historica" auch die „Monumenta paedagogica" zu sammeln. Von ihnen waren schon drei Bände erschienen, als auf der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich (1888) der Beschluss gefasst wurde, eine „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" zu gründen. Die Hauptaufgabe dieser Gesellschaft ist die Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung alles in den Archiven und Bibliotheken zerstreuten Materials, das auf die Erziehungs- und Schulgeschichte in den Ländern deutscher Zunge Bezug hat. Die Veröffentlichungen haben unter dem Titel „Monumenta Germaniae Paedagogica" oder in den „Mittheilungen der Gesellschaft" zu erscheinen. Von den Monumenta-Bänden sind bis jetzt im ganzen zehn erschienen, die ein reiches und mannigfaltiges Material enthalten. Das Unternehmen wurde eröffnet mit den „Schulordnungen der Stadt Braunschweig" von Prof. Dr. Koldewey (Berlin 1886). Dann folgte als II. Band die „Ratio studiorum et Institutiones societatis Iesu" (1. Theil) von dem Jesuiten G. M. Pachtler (Berlin 1887). Der III. Band enthält eine Geschichte des mathematischen Unterrichtes im deutschen Mittelalter bis 1525 von dem auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Dr. Siegmund Günther (1887). Der IV. Band brachte „Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder" von Josef Müller (1887). Der V. Band bildet den 2. Theil der Publication Pachtlers über die Studienordnung der Jesuiten (1887). In dem VI. Bande veröffentlichte Dr. Fr. Teutsch die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen von 1543—1778 (1888). Der VII. Band behandelt Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae in der Bearbeitung seines vorzüglichsten Kenners Dr. K. Hartfelder (1888). Der VIII. Band setzt die Braunschweig'schen Schulordnungen des I. Bandes fort und

befasst sich mit den Schulordnungen des Herzogthums Braunschweig (1890). Der IX. Band bildet den Abschluss der Studienordnung und der Einrichtungen der Jesuiten (1890). Der X. Band eröffnet die Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Ländern deutscher Zunge mit dessen Darstellung in Baden, Baiern, Braunschweig und Colmar von B. Poten (1889).

Schon in den Titeln der einzelnen Bände zeigt sich der hohe Wert und die Vielseitigkeit dieser Publicationen. In ihnen kommt ebenso gut der Jesuit als der Herrnhuter zum Wort; der Religionsunterricht der böhmischen Brüder findet die gleiche Berücksichtigung wie der mathematische Unterricht oder die militärische Erziehung; neben dem Quellenmaterial der Schulordnungen und Lehrbücher erscheint daselbst sowohl die Geschichte einzelner Lehrgegenstände oder Bildungsstätten, als die Biographie hervorragender Pädagogen vertreten. Es ist darum gewiss höchst wünschenswert, dass dieses wichtige Quellenwerk in den Bibliotheken aller höheren Lehranstalten Aufnahme finde.

Nicht weniger wertvoll sind die »Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«, die im Auftrage der Gesellschaft K. Kehrbach herausgibt. Es liegt der I. Jahrgang in drei Heften vor. Das 1. Heft wurde der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München (1892) gewidmet und enthält zunächst Stoffe, die sich auf die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in Baiern beziehen. Schon die erste Arbeit von Prof. Dr. Fr. Schmidt behandelt das Erziehungs- und Unterrichtswesen im Wittelsbach'schen Regentenhause; an sie schließt sich eine Darstellung der Verdienste des Bischofs Clemens Wenzeslaus um das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Augsburg, Freisingen und Regensburg von Dr. L. Muggenthaler, die uns erhöhtes Interesse einflößt, weil dieser Kirchenfürst ein Enkel Kaiser Josefs I. war und weil auf seine Reformbestrebungen die unter Maria Theresia von Felbiger bei uns durchgeführten Reformen großen Einfluss übten. Kleinere Beiträge zum Schulwesen Münchens von Prof. Daisenberger und Dr. K. Trautmann und eine Schulordnung der Lateinschule in Memmingen aus dem 16. Jahrhundert von Dr. E. Reichenhart berücksichtigen die Schulgeschichte des Landes, in dessen Hauptstadt die Philologenversammlung tagte. Von allgemeinem Interesse ist die compendiöse und an literarischen Nachweisen reiche Abhandlung des Prof. Dr. Ernst Voigt: »Das erste Lesebuch des Triviums in den Kloster- und Stiftsschulen des Mittelalters (11.—15. Jahrhundert)«, worin der Verf. zunächst feststellt, dass dasselbe aus der Autorentrias Cato, Esopus und Avianus bestand, und dann einzelne Hauptmomente aus der Geschichte der Entwicklung dieses Lesebuches hervorhebt. Neben dieser gediegenen, wissenschaftlich wertvollen Abhandlung erregt auch besonderes Interesse eine durch Illustrationen erläuterte Besprechung der Idea Historiae universalis von Buno aus Lüneburg, eines Geschichtslehrbuches mit ganz merkwürdigen mnemotechnischen Hilfsmitteln, das der berühmte Pädagoge A. Herm. Francke in seiner Anstalt zu Halle einführte.

Im 2. Heft erregt die Abhandlung Aug. Holders »Der Dichter Christ. Schubart als Lehrer« erhöhte Aufmerksamkeit. Zur Feier des 100jährigen Todestages des schwergeprüften Dichters kennzeichnet der Verf. nach dessen Schuldictaten und Schulbriefen seine pädagogische Thätigkeit. In einem andern Aufsatze bringt F. Koldewey als Ergänzung zu seinen braunschweigischen Schulordnungen einen Visitationsbericht des Generalschulinspectors Chr. Schrader vom J. 1650 über die Schulen des Herzogthums Braunschweig-Wolffenbüttel. Einen interessanten Beitrag zur Schulzucht liefern zwei von M. Wehrmann publicierte Erlässe des Herzogs Joh. Friedrich von Pommern über die Disciplin am Pädagogium in Stettin (1593). Wie in der Zeit des Philanthropinismus der Drang nach Reformen in der Erziehung auch in den Kreisen der Reichsritterschaft verbreitet war, beleuchtet ein von Dr. J. G. Weiß veröffentlichter Plan der fränkischen Ritterschaft des Cantons Odenwald zur Gründung einer Ritterschule, eines Waisen-, Zucht- und Arbeitshauses (um 1762). Außerdem sei noch Dr. Hartfelders Veröffentlichung einer Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tusculanen hervorgehoben, die aus dem Collegienheft eines seiner Schüler stammt und die Interpretationsweise dieses Gelehrten deutlich erkennen lässt.

Das 3. (Schluss-) Heft bietet mancherlei wichtige Beiträge zur Schulgeschichte. Zunächst wollen wir hervorheben eine Schulordnung Kaiser Rudolfs II. für die deutschen Schulmeister und Schulmeisterinnen in Wien vom J. 1579, die Dr. K. Schrauf veröffentlichte; dann einen von Dir. Dr. Windhans beigebrachten Bericht des Rectors Obermeier über die Organisation der Lateinschule zu Schneeberg (Königreich Sachsen) vom J. 1564, aus dem wir ersehen, in wie viele Classen die Schule zerfiel, was in den einzelnen Classen gelehrt wurde, und wie sich der Stundenplan gestaltete. Aus den Disciplinarvorschriften der Lateinschule zu Mansfeld, die aus der Zeit um 1580 Dr. Windhans mittheilt, fällt zunächst die damals noch bestehende Sitte auf, dass die neuen Scholaren Almosen (Brot und Geld) sammelten, weshalb ein eigener Abschnitt in sechs Paragraphen diese Sammlungen regelt. Gegenüber den heutigen Bestrebungen zur Pflege der Jugendspiele sei erwähnt, dass »lusus honesti, ut pilarum curruum, globulorum et similium« gestaltet sind; verboten werden jedoch das Schwimmen und Baden, das Schneeballenwerfen und Eislaufen: »perhibeo«, heißt es, »notationes et lotiones frigidas, in hyeme iactus pilarum ex nive confectarum et *monstrosas illas ac morionum proprias* cursationes in areis glacialibus«! Indem wir noch eines Prüfungsprotokolles gedenken, das Dir. Dr. J. Buschmann über eine Prüfung fürs höhere Lehramt, die in Wedinghausen in Westfalen im J. 1791 abgehalten wurde, veröffentlichte, glauben wir an den angeführten Proben aus den 51 Abhandlungen und Notizen dieses Jahrganges gezeigt zu haben, welche Fülle von ebenso interessanten als wertvollen Beiträgen zur Schul- und Erziehungsgeschichte in deutschen Ländern daselbst niedergelegt ist. Deutlich tritt diese Reichhaltigkeit in dem 33 Seiten umfassenden Namen- und Sachregister zutage, das Dr. K. Kehrbach mit großer Sorgfalt und Mühe zusammenstellte.

Darum seien auch die „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ den Bibliotheken der Mittelschulen wärmstens empfohlen. Durch den Jahresbeitrag von 5 Mk., der an den Schatzmeister der Gesellschaft H. Fechner, Seminar-Oberlehrer, Berlin SW. 48. Friedrichstraße 229 einzusenden ist, erwirbt man mit der Mitgliedschaft auch das Recht auf kostenfreie Zusendung der Mittheilungen und auf den Bezug der Monumenta mit 25% Rabatt des Ladenpreises. Dazu mag noch bemerkt werden, dass auch Schulen, Vereine, Archive, Bibliotheken usw. als solche die Mitgliedschaft erwerben können.

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin.

Diese auf der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich (1888) gegründete Gesellschaft hielt am 11. April im Architektenhause in Berlin die Generalversammlung ab. Zu derselben hatten sich zahlreiche Mitglieder, von denen manche aus größeren Entfernungen gekommen waren, eingefunden. So waren Universitätsprof. Dr. Reifferscheid aus Greifswalde, Gymnasialprof. Dr. Reichling, der Herausgeber des Doctrinale aus Heiligenstadt, Gymnasialprof. Dr. Friedr. Schmidt aus München erschienen. Österreich war durch das Curatoriumsmitglied Dr. E. Hannak, Pädagogiumsdirector in Wien, vertreten. Nachdem in Erkrankung des ersten Vorsitzenden, des geheim. Ober-Regierungsrathes Dr. Höpfner, der zweite Vorsitzende, Propst und fürstbischöflicher Delegat Dr. J. Jahnel, die erschienenen Mitglieder begrüßt und die Versammlung eröffnet hatte, wurde Dr. Stefan Wätzoldt, Universitätsprofessor in Berlin, zum Leiter der Versammlung erwählt. Hierauf erstattete der erste Schriftführer Dr. Karl Kehrbach Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft. Er verwies auf die Fortsetzung der „Monumenta Germaniae Paedagogica“, die bis zum X. Bande gediehen seien[1]), und auf die „Mittheilungen der Gesellschaft“, von denen die drei bereits erschienenen Hefte eine Reichhaltigkeit aufweisen, die schon aus dem Namen- und Sachregister, das mehr als zwei Druckbogen ausfülle, deutlich ersichtlich sei. Er betonte die Nothwendigkeit, die Archive der Provinzstädte durchzuforschen, und konnte bei dieser Gelegenheit auf Grund zahlreicher Schreiben darlegen, in welch traurigem Zustande sich viele derselben befinden. Es gelte da noch zu retten, was bei der herrschenden Sorglosigkeit vielleicht in Kürze zugrunde gehen könnte. Damit die Gesellschaft eine möglichst extensive und intensive Thätigkeit entfalten könne, brachte er in Vorschlag, Gruppen nach

---

[1]) Anton Felgel, Archivar des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, bearbeitet für diese Publication „Die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes im Habsburgischen Regentenhause“. Auch die Veröffentlichung der „Regeln und Constitutionen der katholischen Orden“, welche sich auf Unterricht und Erziehung beziehen, sind in Aussicht genommen.

den einzelnen Ländern zu bilden, welche die Aufgabe hätten, für Ordnung und Ausbeutung der in denselben vorhandenen Archive Sorge zu tragen. In der an diesen Bericht sich schließenden Debatte fand dieser Vorschlag allgemeine Zustimmung. Herr geh. Ober-Regierungsrath Dr. Stauder, vortragender Rath im Unterrichtsministerium, gab die mit Beifall aufgenommene Anregung, dass in den Jahresberichten, welche von den Gymnasien und Realschulen alljährlich veröffentlicht werden, statt der wissenschaftlichen Abhandlungen, deren Wert mitunter fraglich sei, die Schul- und Erziehungsgeschichte des Ortes, an dem solche Anstalten sich befinden, nach den vorhandenen Archivalien bearbeitet werden könnte.

Nach dem Berichte des ersten Schriftführers nahm der Schatzmeister K. Fechner, Seminar-Oberlehrer in Berlin, das Wort, um über die Finanzgebarung der Gesellschaft zu berichten. Nicht ohne Humor wusste er die Ziffern der Einnahmen und Ausgaben derartig zu gruppieren, dass das Deficit, welches sich aus den Kosten der wertvollen Publicationen gegenüber den noch immer nicht bedeutenden Einnahmen ergab, möglichst verhüllt erschien. Er konnte darauf hinweisen, dass sich die Einnahmen zusehends steigern, und dass Dr. Kehrbach durch ausgiebige Vorschüsse über alle finanziellen Schwierigkeiten hinweghalf.

Nachdem der Bericht des Schatzmeisters von der Versammlung genehmigt wurde, sprach dieselbe ihren Dank und ihre Anerkennung ganz besonders Dr. Kehrbach aus, der nicht bloß durch finanzielle Opfer, sondern auch durch seine unermüdliche geschäftliche und literarische Thätigkeit im Dienste der Gesellschaft wesentlich zu deren Gedeihen beitrage.

Zum Schlusse wurde das Curatorium nach den Vorschlägen des Ausschusses gewählt. In den Vorstand gelangten die Herren Dr. Höpfner, geh. Ober-Regierungsrath, als erster, Dr. J. Jahnel, Probst in Berlin, als zweiter Vorsitzender, Dr. K. Kehrbach als erster, Gymnasialdirector Dr. Döring als zweiter Schriftführer, Seminar-Oberlehrer Fechner als Schatzmeister. Unter den Mitgliedern des Curatoriums gehören unserer Monarchie folgende Herren an: Dr. Dittes, gewes. Pädagogiumsdirector in Wien, P. Hilarius Gatterer, Kapuziner-Provincial in Meran, Dr. Grassauer, Vorstand der Univ.-Bibliothek in Wien, Otto Grillenberger, Capitular des Stiftes Wilhering, H. Grünbeck, Abt des Stiftes Heiligenkreuz, Dr. Hannak, Paedagogiumsdirector in Wien, Dr. R. v. Hartel, Director der Hofbibliothek in Wien, Dr. Huemer, Landesschulinspector in Wien, P. Clem. Janetschek, Bibliothekar des Thomasstiftes in Brünn, P. M. Kinter, Capitular des Stiftes Raigern, D. Dr. Kopalik, Universitätsprof. in Wien, Landsteiner, Probst in Nikolsburg, Dr. Lösche, Universitätsprof. in Wien, Dr. A. Mayer, Custos des n. ö. Landesarchivs in Wien, L. Pröll, Chorherr des Stiftes Schlögl und Gymnasialprof. in Wien, Dr. A. Rösler, Congr. S. S. Redemt. in Mautern (Steiermark), Dr. Gust. Trautenberger, Senior und evang. Pfarrer in Brünn, Dr. Theod. Vogt, Universitätsprof. in Wien, Dr. O. Willmann, Universitätsprof. in Prag, Jos. R. v. Zahn, Director des Landesarchivs in Graz.

Im Anschluss an diesen Bericht erscheint es am Platze, darauf hinzuweisen, dass speciell bei uns in Österreich eine rege Betheiligung an den Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte wünschenswert ist. Aus der Erziehungs- und Schulgeschichte unseres Staates sind außer einigen, nicht zahlreichen Monographien über Kloster-, Stifts-, Stadtschulen und Gymnasien nur über die Universitäten größere Publicationen erschienen. Deshalb werden selbst in den größeren Werken über Erziehungs- und Schulgeschichte die darauf bezüglichen Verhältnisse unseres Reiches fast vollständig übergangen. Namentlich vermisst jeder, der sich mit dieser Seite der Cultur beschäftigt, eine entsprechende Berücksichtigung der pädagogisch-didaktischen Thätigkeit der verschiedenen katholischen Orden. Selbst in der von dem Domcapitular Dr. Alb. Stöckl zunächst für katholische Theologen bestimmten Geschichte der Paedagogik finden die Verdienste der Orden um die Entwicklung der Paedagogik keine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung. Es mangelt eben an den nöthigen Quellenwerken. In dieser Richtung Abhilfe zu schaffen, die in den Stiften, Klöstern und Städten vorhandenen Archivalien ans Licht zu ziehen und hiedurch die Bedeutung, welche Österreichs Völker und Länder auf die Entwicklung der deutschen Geistesbildung genommen haben, darzulegen, ist eine wahrhaft patriotische Pflicht, welcher im Vereine mit der über ganz Deutschland verbreiteten Gesellschaft, der auch zahlreiche katholische Theologen, darunter der Fürstbischof Dr. Kopp aus Breslau, angehören, am besten entsprochen werden kann. Bei der Größe unserer Monarchie empfiehlt es sich, die österreichische Gruppe nach den Ländern in mehrere Sectionen zu theilen, deren Centralstelle naturgemäß in Wien ihren Sitz haben könnte. Mit Rücksicht auf die Zahl und Größe der Kronländer könnte diese Gruppe in fünf Sectionen zerfallen: *a*) Österreichische Section (mit Nieder- und Oberösterreich), *b*) Vorderösterreichische Section (mit Salzburg, Tirol und Vorarlberg), *c*) Innerösterreichische Section (mit Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenlande), *d*) Böhmische Section (mit Böhmen), *e*) Mährisch-schlesische Section (mit Mähren und Schlesien).

Auch bei uns wäre es wünschenswert, dass in den Jahresberichten der Mittelschulen, wie dies bisher hie und da geschehen ist, die an den einzelnen Orten vorhandenen Überreste von Schulordnungen, Lehrplänen, Lehrbüchern usw. gesammelt und für die Zwecke der Schulgeschichte verwertet würden. Kleinere Funde können in den »Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte« ausgewiesen, größere und wichtigere Quellenwerke in den Monumentis paedagogicis veröffentlicht werden.

Wien. Dr. E. Hannak.

Die Fleißclasse unserer Semestralzeugnisse.[1])

Hält man Umblick in einem Gymnasialarchive, so findet sich so manches Interessante, unter anderem auch über die Form und den Inhalt der Semestralzeugnisse. Da sehen wir zuerst die in lateinischer Sprache ausgestellten Classenausweise, in denen die sämmtlichen Schüler mit ihren Leistungen aufgenommen waren; dann die schon in der Muttersprache ausgestellten Zeugnisse mit ihren eigenthümlichen, vielfach geschraubten Noten: »fast, kaum, noch usw. genügend«, die noch überdies durch Beisätze aller Art, bald in lobendem, öfter aber in tadelndem Sinne erweitert wurden; endlich seit den Siebzigerjahren unsere jetzigen Zeugnisse mit den präcise gehaltenen Noten, wobei es freilich ein offenes Geheimnis ist, wie dehnbar z. B. der Begriff eines »genügend« erscheint und welches Maß oder eigentlich Unmaß von Kenntnissen sich darunter verbirgt.

Mannigfache Veränderungen hat also die Form erlebt, in welcher die Schule der Öffentlichkeit und den Eltern gegenüber ihr Urtheil über die Leistungen der Schüler niederlegt. Auch die Location ist in jüngerer Zeit aus dem Zeugnisse verschwunden, und sosehr auch anfangs ältere Lehrer und selbst Eltern diesfalls Befürchtungen hegten, so ist man heute gewiss überzeugt, dass die Abschaffung der Location auf den Studieneifer, auf den Fleiß, die Kenntnisse der Schüler ohne jeden schädlichen Einfluss geblieben ist und man wird in dieser Verordnung auch aus anderen Gründen eine wohlüberlegte pädagogische Maßregel erblicken müssen.

Eines ist aber bis heute trotz aller Veränderungen geblieben. Es sind die an den Kopf des Zeugnisses gerückten Noten über das sittliche Betragen und den Fleiß, welche gewissermaßen ein allgemeines, compendiöses Urtheil über den Schüler bilden, wofür die Gesammtheit der Lehrer einsteht, während für die Noten aus den einzelnen Gegenständen jeder Fachlehrer besonders verantwortlich ist. Diese beiden Noten haben aber auch in anderer Richtung eine wichtige Bedeutung, wie männiglich bekannt. Für den ärmeren Schüler bedeuten sie die Würdigkeit zur Befreiung vom Unterrichtsgelde, für den Stipendisten hie und da zum Fortgenusse seines Stipendiums, für den an fremde Anstalten, z. B. an Militärschulen Übertretenden eine Empfehlung usw., und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sowohl seitens der Schule als auch der Eltern und Schüler im allgemeinen auf die Fleiß- und Sittennote ein großes Gewicht gelegt wird.

Umso verantwortungsvoller ist demnach die Stellung der Lehrer bei Ertheilung dieser beiden Noten, und es ist die Absicht dieser Zeilen darzulegen, welche Schwierigkeiten sich einer vollkommen gerechten Würdigung der Schüler besonders im Fleiße entgegenstellen. Gewiss sind auch gar viele Lehrer von dieser Überzeugung durch-

---

[1]) Wir glauben ausdrücklich bemerken zu sollen, dass wir durch die Aufnahme dieses Aufsatzes nicht unsere Übereinstimmung mit demselben in allen Punkten bekunden wollten.

Anmerkung der Redaction.

drungen, und die vielfach nothwendigen Abstimmungen in den Schlussconferenzen gerade bei der Classification des Fleißes beweisen dies. Es mögen also die folgenden Erörterungen keineswegs als etwas besonders Neues oder Eigenartiges betrachtet werden, sondern nur als ein Versuch, die Stellung und Bedeutung der Fleißclasse unserer Zeugnisse im Hinblick auf verschiedene Veränderungen im Lehrplane, namentlich auch mit Bezug auf die Abschaffung oder Verminderung der häuslichen Arbeiten sowohl in den Sprachen als auch in der Mathematik, zu beleuchten. Und dass hiezu eine gewisse Berechtigung vorhanden ist, beweisen unter anderem die Verhandlungen der philologischen Section der bisherigen Mittelschultage. So oft die Frage der Abschaffung der Hausarbeiten auf die Tagesordnung gesetzt wurde, so auf dem II. und IV. deutsch-österr. Mittelschultage, gab es wohl viele Freunde dieser Maßregel, aber besonnene Männer warnten auch davor und wiesen besonders darauf hin, dass hiemit ein wesentliches Mittel zur Beurtheilung des häuslichen Fleißes sowie auch des Ordnungssinnes der Schüler verloren gehe.

Erwägen wir, was mit der Fleißnote des Schülers eigentlich gekennzeichnet wird, ob nun belobend oder tadelnd, so können wir gewiss und vor allem nur den häuslichen Fleiß darunter verstehen.

Aber gerade da steht der Lehrer vor einer großen Schwierigkeit in der Beurtheilung, und bei den Classificationsconferenzen zeigt sich sehr oft, dass das Urtheil der Fachlehrer über den Fleiß der Schüler ein ganz verschiedenes ist. Ich weiß mich auf Fälle zu erinnern, wo der Fleiß eines Schülers in den Sprachen als ausdauernd, in Mathematik oder Naturgeschichte als hinreichend oder noch geringer bezeichnet wurde oder umgekehrt. Es ist nun immerhin misslich, in einem solchen Falle durch einfache Abstimmung ein richtiges Urtheil herzustellen, selbst wenn durch Eingreifen des Directors ein Mittelweg getroffen wird.

Ob das Urtheil aber demungeachtet ein gerechtes ist? Ob es auch wirklich den Schüler charakterisiert, ob es seiner factischen Thätigkeit und seinem eigenen Bewusstsein entspricht? Und doch soll die Schule nur immer ein treffendes Urtheil fällen! Wissen wir doch, wie empfindlich die Mehrzahl unserer Schüler gerade in diesem Punkte ist. Denn das Vertrauen der Schüler zur Gerechtigkeit der Schule zählt mit zu den wesentlichsten Stützen ihrer Erfolge und des freudigen Fortschrittes der Jugend. Wird dieses Vertrauen durch ein nicht entsprechendes Urtheil erschüttert, so leidet nicht nur die Schaffensfreude des Schülers, sondern auch die Achtung der Eltern, die vielfach in Beurtheilung des häuslichen Fleißes eine maßgebende Überzeugung und genauere Einsicht haben, gegenüber den Urtheilen der Schule schwindet. Und leider, wie trügerisch ist oft selbst bei großer Gewissenhaftigkeit dieses Urtheil des Lehrers!

Bei der Beurtheilung des Fleißes kommen für den Lehrer mehrere Umstände in Betracht und zwar zunächst die erworbenen und bei Prüfungen an den Tag gelegten Kenntnisse, dann die schriftlichen, häuslichen Arbeiten und endlich auch öfters eine Beurtheilung der ganzen Haltung des Schülers, was besonders an kleineren Gymnasien der Fall ist, wo der Schüler mehr unter der näheren Aufsicht seines Lehrkörpers sich bewegt.

Wie schwierig sich ein sicheres Gesammturtheil über den Fleiß eines Schülers aus seinen Kenntnissen erwerben lässt, ist unschwer nachzuweisen und werden die meisten Lehrer zugeben. Denn für das Maß der Kenntnisse ist ja vor allem die geistige Veranlagung des Schülers von Bedeutung. Und wie verschieden ist aber gerade diese! Es gibt Schüler, die für Sprachen oder geschichtliche Daten ein außerordentliches Gedächtnis, förmlich einen besonderen Sinn haben, während sie einen geometrischen Lehrsatz oder algebraische Operationen mit Mühe bewältigen. Für einen anderen sind die Lehren der Mathematik ein Kinderspiel, während er Vocabeln und Übersetzungen nicht im Kopfe behalten kann. Hiebei können nun seitens der Fachlehrer, wenn sie die individuellen Anlagen des Schülers nicht kennen oder nicht richtig in Betracht ziehen, ganz unrichtige Folgerungen über den Fleiß des Schülers gezogen werden. Kann es doch gerade vorkommen, dass schwächer veranlagte Schüler trotz Aufwendung großen häuslichen Fleißes es nicht vorwärtsbringen und also im Gegensatze zu ihrem Bewusstsein eine schlechtere Fleißclasse erhalten als derjenige, dem die Natur huldvoller ihre Gaben zutheil werden ließ.

Es ist ein gewöhnlicher Entschuldigungsgrund der Eltern: »Mein Sohn ist sehr fleißig, er lernt bis in die Nacht hinein.« Oft denkt sich der Lehrer — und oft hat er ja auch Recht —, die besorgte Mutter oder der gewöhnlich etwas selbstbewusstere Vater wollen eben nur ihr Söhnlein entschuldigen, sein Bild in den Augen des Lehrers heben — aber der nächste ungünstige Erfolg bestärkt den Lehrer wieder in seinem gefassten Urtheile.

Erwägen wir nun, wie schwierig es ist, selbst bei Schülern, deren Arbeiten wir zuhause zu beobachten Gelegenheit haben, vollkommen sicher den Grad ihres jedesmaligen Fleißes zu erkennen, wie schwierig wird es dann erst, besonders in stärker überfüllten Classen, in der Großstadt, wo dem Lehrer die häuslichen Verhältnisse der Schüler so ziemlich fremd sind, von den Leistungen, deren der Schüler überdies, besonders in manchen Gegenständen, nicht viele nachzuweisen in die Lage kommt, über den Fleiß mit voller Sicherheit und Gerechtigkeit zu urtheilen! Daher denn auch so häufig die Klagen der Eltern bei ungünstigen Fleißnoten ihrer Kinder, von deren häuslichem Fleiße sie selbst Zeugen waren, während des Nachbarn oder Freundes Sohn, der immer auf der Straße zu sehen war, fleißig das Theater besuchte usw., eine sehr gute Fleißnote erhalten hat — der war eben veranlagter! Dies kommt besonders in den unteren Classen in Betracht, wo ein guter Theil des Unterrichtes nicht nur vorschriftsmäßig, sondern auch sachrichtig in die Classe selbst verlegt wird. Hiebei ist natürlich Auffassungsgabe und Aufmerksamkeit für ein größeres oder geringeres Maß von Kenntnissen ausschlaggebend.

In zweiter Linie kommen bei Beurtheilung des Fleißes die häuslichen Arbeiten in Betracht. Und in der That kann da der Schüler wirklich eine Art Fleißes an den Tag legen, die sowohl in der äußerlichen Sorgfalt, die er auf die Arbeit verwendet, als auch in der inhaltlichen Beschaffenheit der Arbeit zutage tritt.

Im ersteren Falle kann eine gewissermaßen angeborne Sauberkeit und Ordnungsliebe sowie eine gute Handschrift das Urtheil des Lehrers über den Fleiß des Schülers leicht irreführen. Mancher Schüler ist eben beim besten Willen nicht imstande, eine schön geschriebene Arbeit fertig zu stellen. Ich selbst habe in meiner Praxis einen sehr begabten und mit Kenntnissen reich ausgestatteten Schüler gehabt, der eben trotz guten Willens nicht nur schwer lesbare, sondern oft recht ungefällige Arbeiten einlieferte, die aber ihrem Inhalt nach gewöhnlich höchst befriedigten. Und so ist es wohl manchem anderen Lehrer ergangen. Für diese Richtung hat nun unser Zeugnis durch die Rubrik „Äußere Form der schriftlichen Arbeiten" vorgesorgt, wo das Urtheil seitens der betreffenden Lehrer in der Regel leicht und richtig zu fällen ist.

Anders steht es betreffs des meritorischen Theiles der häuslichen Arbeiten. Wir Lehrer wissen nur zu gut, welchen Übelständen, ja welchem Unfuge wir in dieser Richtung gegenüberstehen. Der Unfug des einfachen, oft unverständigen Abschreibens, die häusliche Nachhilfe oder besser gesagt Ausarbeitung durch den Lehrer oder Hofmeister, die Benützung von allerlei erlaubten und unerlaubten Hilfsmitteln lassen in vielen Fällen das Urtheil des Lehrers über den Grad des jeweilig angewandten, eigenen Fleißes des Schülers nur schwer zur stets richtigen Klärung kommen. Wie haben sich da gewissenhafte Lehrer abgemüht, den richtigen Weg zu finden! Und doch konnte sich jeder bei der größeren Zahl der Schüler überzeugen, welche fremden Einwirkungen stattgefunden hatten. Es kommt dabei noch ein anderer Umstand in Betracht. Besonders in den unteren Classen, wo noch das Streben und der Eifer der Schüler reger ist, arbeiten die Schüler gerne aus eigener Kraft. Stellt nun der Lehrer — und es kommt ja vor — im einzelnen Falle die Aufgabe zu hoch, so leistet sie gerade ein solcher Knabe nicht und die Folge davon ist, dass auch er zu jenen unberechtigten Mitteln Zuflucht nimmt, die seiner Erfahrung nach bei anderen Mitschülern einen günstigeren Erfolg erzielten. So werden wir also nach dem Ausgeführten ersehen, dass die Basierung der Fleißclasse auf den häuslichen Arbeiten vielfach mit Schwierigkeit und Unsicherheit verbunden ist, dass also der Lehrer in die Lage kommen kann, ein nicht vollkommen entsprechendes Urtheil über den Schüler zu fällen, also eine Ungerechtigkeit zu begehen, die vom Standpunkte der Schule um jeden Preis zu vermeiden ist.

Nun hat aber diese Art Grundlage für die Kennzeichnung des Fleißes eine wesentliche Veränderung erfahren durch die hohenorts angeordnete Einschränkung oder gänzliche Auflassung der Hausarbeiten. So sind im Obergymnasium die schriftlichen Hausarbeiten im Latein und Griechisch gänzlich abgeschafft, im Deutschen eingeschränkt; künftighin sollen die eigentlichen Hausarbeiten auch in der Mathematik entfallen, wenigstens im Untergymnasium. Hiemit ist ein bisher wesentlicher Punkt in der Beurtheilung des Fleißes außer Kraft gesetzt. Freilich erwächst dadurch die nicht geringere Gefahr, dass nun der Fleiß des Schülers noch mehr nach dem Maße und der Art und Sicherheit seiner Kenntnisse beurtheilt wird, was, wie im Früheren ausgeführt wurde, mindestens ebenso bedenklich ist.

Meinen Ausführungen hat aber noch ein anderer, der praktischen Erfahrung entlehnter Gesichtspunkt zugrunde gelegen, der die angeregte Frage noch zu verwickeln, beziehungsweise zu einer richtigen Lösung zu drängen scheint. Es ist an manchen Anstalten üblich, die Fleißclasse, die von den Noten in den einzelnen Gegenständen abhängig ist, mit der Note über das sittliche Verhalten in ein gewisses Verhältnis, beziehungsweise in Abhängigkeit voneinander zu bringen. So kommt es, dass Schüler, welche eine geringere Fleißnote erhalten, eo ipso nicht mehr die beste Sittennote erhalten können, auch wenn ihr Betragen in keiner Weise, weder inner- noch außerhalb der Schule, dazu Veranlassung gegeben hätte. Ist dann die Fleißnote sehr schlecht, z. B. ungleichmäßig, so erhält der Schüler auch nicht mehr die zweitbeste Sittennote, sondern wenigstens entsprechend. Da tritt nun eine eigenthümliche Motivierung der Sittennote ein. Der Schüler A erhält wegen Ungehorsams oder anderer disciplinarwidriger Vergehen in Sitten entsprechend; ein anderer schwächer begabter Schüler B erhält die gleiche Note, weil er im Fleiße die Note ungleichmäßig erhielt, obwohl er selbst die Überzeugung hat, ziemlich fleißig gearbeitet zu haben und sich in sittlicher Beziehung nichts zu Schulden kommen ließ.

Beruhen nun meine früheren Ausführungen nur einigermaßen auf Wahrheit — und meines Erachtens sind sie wenigstens nicht ohne ein Körnchen Wahrheit —, so trifft einen solchen Schüler eine doppelte Strafe, und die Schule begeht eine doppelte Ungerechtigkeit; das Urtheil über die Gerechtigkeit und Einsicht der Lehrer geräth ins Wanken und wir stehen den Eltern und dem Publicum gegenüber in noch schieferem Lichte da. Thatsächlich wollen auch gerade die Eltern diese Art ursächlichen Zusammenhanges zwischen der Censur der Sitten und des Fleißes nicht einsehen, und es wird oft recht schwer, ihnen begreiflich zu machen, dass ein Schüler, der etwa nicht genügende Noten aus einzelnen Gegenständen und deshalb eine schlechtere Fleißnote erhielt, doch nicht gut als ein im sittlichen Betragen lobenswerter Schüler hingestellt werden könne.

Alle die angeführten Umstände haben in mir schon längere Zeit die Anschauung reifen lassen, dass die Ertheilung der Fleißnote und diese Charakterisierung des Schülers mit vielerlei Unzukömmlichkeiten verbunden ist, die häufig zu einer schiefen Beurtheilung der Schule und des Lehrers seitens der Eltern und Schüler führen. Es ist ja ferner eine bekannte Thatsache, welche Rücksicht gar oft bei Feststellung der Fleißnote eines ärmeren Schülers hauptsächlich deswegen stattfindet, damit er der Schuldgeldbefreiung nicht verlustig werde. Durch solche oft anscheinend billige Rücksichten wird das gleiche Maß, welches gegenüber den Schülern ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen walten soll und muss, leicht verletzt und in den Augen der Außenwelt der Schein der Parteilichkeit erweckt. Ich bin nun allerdings der Überzeugung, dass die Schule das große Publicum, das leider so oft in den Lehrern die Feinde statt wohlwollender Berather und Lehrer seiner Söhne erblickt oder wenigstens erblicken will, niemals ganz befriedigen wird. Aber wo die

Schule den Schein der Parteilichkeit leichter auf sich ziehen oder vermeiden kann, muss sie ihn auch vermeiden. Und hiezu besteht meines Erachtens bei der jetzigen Art der Ertheilung unserer Fleißnote eine starke Möglichkeit. Kann die Schule da abhelfen oder einen Ausweg finden, so ist sie dazu vermöge des ihr innewohnenden Charakters in erster Linie berufen und wird es auch thun.

Sollten diese meine Anschauungen auch nur theilweise begründet sein, so ergibt sich die Nothwendigkeit, die Frage zu beantworten, wie die angedeuteten Schwierigkeiten zu beheben seien. Soll man die Rubrik des Fleißes ohne Ersatz ganz aus dem Zeugnisse weglassen? Wenn meine Ausführungen richtig sind, so ist eine Censur des Schülers auf dem Gebiete des Fleißes nicht nur vielfach unrichtig und gefährlich, sondern geradezu zwecklos. Der Schüler weiß ja am besten das Maß des Fleißes, welches er im Verlaufe des Jahres verwendet hat, und seine Eltern oder Aufseher kennen es auch oder sollten es wenigstens wissen. Nun ist freilich vom erziehlichen Standpunkte auch eine Anerkennung des Schülers geboten; diese kann er aber seitens der Eltern oder derjenigen erlangen, welche seinen häuslichen Fleiß kennen und genau zu beurtheilen vermögen. Und im einzelnen Falle ertheilt oder ausgesprochen kann sie nicht auf die Gesammtheit der Schüler zurückwirken und ihr Urtheil über die Gerechtigkeit und Einsicht der Lehrer trüben. Jede, wenn auch ohne böse Absicht ausgesprochene und im Zeugnis niedergelegte, unrichtige Beurtheilung bedeutet eine Ungerechtigkeit und ist als solche vom Standpunkte der Schule von schwerwiegender Bedeutung. Aber gegen die Weglassung der Fleißclasse ohne Ersatz wird man sich aus pädagogischen und praktischen Gründen aussprechen müssen.

Vielleicht aber könnte man statt der Rubrik Fleiß eine andere Seite des Schülers wählen, deren Beobachtung und Beurtheilung dem Lehrer weniger Schwierigkeit und mehr Sicherheit bietet, ich meine die Aufmerksamkeit. Bei der jetzigen intensiven Art des Unterrichtes, die freilich für Lehrer und Schüler anstrengender ist, als es vor 20 oder 30 Jahren der Fall war, ist ja der Lehrer nothwendig in die Lage versetzt, vor allem die Aufmerksamkeit der Schüler rege zu erhalten, immer alle Schüler zur Theilnahme heranzuziehen, um mit möglichst vielen das Classenziel zu erreichen. Da diese Vorschrift für alle Gegenstände im gleichen Maße gilt und anwendbar ist, so kommt ja jeder Lehrer leicht in die Lage, die Aufmerksamkeit der Schüler zu beobachten und zu beurtheilen, wobei sich ihm bei aufmerksamem Sinne leicht der Unterschied zwischen gut und schwächer beanlagten Schülern ergibt. Jedenfalls kann der Lehrer den Grad der Aufmerksamkeit eines Schülers im Verlaufe einer längeren Zeit richtiger und zuverlässiger beurtheilen als seinen wirklichen Fleiß.

Dass sich für die Aufmerksamkeit leicht verschiedene Grade finden ließen, etwa: sehr gespannt, gespannt, hinreichend, ungleich, gering usw., bedarf keiner weiteren Ausführung und entsprechende Noten könnten im Verordnungswege festgestellt werden.

Ohne mich für eine bestimmte Art der Abänderung hier auszusprechen, glaube ich, dass eine richtige Lösung der angeregten Frage im Interesse der Schule und der Lehrer erwägenswert ist und auch der Beachtung der maßgebenden Kreise würdig wäre. Hat unsere Unterrichtsverwaltung in den letzten Jahren so viele ersprießliche Maßnahmen im Interesse der Vertiefung und Belebung des Unterrichtes getroffen und zugleich Vorsorge für das körperliche Gedeihen der Jugend zu üben vermocht, sicherlich ohne dadurch das Wesen des Unterrichtes zu schädigen, so wird sie auch in der angeregten Frage den richtigen Weg finden und mit ihrer Entscheidung sich den Dank der Jugend und Eltern, sowie der Lehrerschaft selber erwerben. Denn die Schule soll die gewissen idealen Ziele, die ihr gestellt sind, voll und ganz erreichen und hiezu gehört vor allem die Gerechtigkeit und Sicherheit des Urtheiles.

Nach meinen Ausführungen, die ja der praktischen Erfahrung entlehnt sind und gewiss nicht zu sehr in Grau gemalt erscheinen, stellen sich aber dem Lehrer zur richtigen Beurtheilung des Fleißes der Schüler Schwierigkeiten äußerer und innerer Natur entgegen und sein Urtheil kann leicht ein schiefes oder irriges werden. Beides soll die Schule vermeiden. Kann sie es auf dem jetzigen Wege nicht, so breche man damit oder setze einen sichereren an die Stelle. Die Schule und der Lehrerstand werden aber an Achtung in der Außenwelt nur gewinnen, wenn diese unter einer passenden Rubrik ein treffenderes Urtheil über die Mitarbeit des Schülers beim Unterrichte gewinnt, die der Lehrer sicherer beurtheilen kann als seinen häuslichen Fleiß.

Ich habe diese Bemerkungen sine ira et studio hier niedergelegt und gewiss werden viele der Herren Collegen so manches davon aus ihrer Praxis bestätigen können. Möge es gelingen, unsere Semestral-Zeugnisse auch nach dieser Richtung zu verbessern, so dass sie in jeder Beziehung ein richtiges und sicheres Urtheil über den Schüler ermöglichen!

Budweis. W. Eymer.

Zur Lateinlectüre in der V. Classe.

Ich hatte mich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, über die Lateinlectüre oder, genauer gesagt, über die Lectüre des Livius in der V. Classe meine Bedenken zu äußern, hatte aber diesen Vorsatz aus mehrfachen Gründen wieder aufgegeben. Ich bin nämlich erst seit sieben Jahren als Lehrer thätig und hatte heuer zum erstenmal Latein in der V. Classe. Dass ich aber ein Urtheil, das ich mir schon früher unabhängig von einem praktischen Erfolge gebildet hatte, nur auf eine einmalige Erfahrung stütze, schien mir zu gewagt. Inzwischen ersah ich aus den versendeten Einladungen zum Mittelschultage, dass Prof. W. Eymer aus Budweis einen Vortrag über die Lateinlectüre in der V. Classe angekündigt hat; dem älteren Collegen aber wollte ich geziemenderweise den Vorrang lassen. Mittlerweile erschien in dem Sup-

plementhefte zum 42. Jahrgang dieser Zeitschrift ein Aufsatz des erwähnten Herrn über das angekündigte Thema. Da hiedurch nun die chinesische Mauer, die nach der Meinung mancher [1]) um die Instructionen aufgeführt ist, gerade an dieser Stelle niedergerissen wurde, will ich mit meiner schwachen Kraft versuchen, diese Bresche zu erweitern.

Die Argumente nämlich, die Eymer vorbringt und die wohl Billigung finden werden, lassen sich noch erweitern. Sie beruhen auf dem Zusammenhang des Lehrstoffes der V. Classe mit dem der unteren Classen, lassen aber den mit den oberen Classen unberücksichtigt. Diesen nun hervorzuheben, möchte ich versuchen.

Man hat mit Recht den Versuch gemacht, Nepos, der nichts weniger denn als Muster für classisches Latein gelten kann, für Schulzwecke besonders herzurichten, damit der Schüler nicht gleich beim ersten Autor, den er in die Hand bekommt, Wendungen lese, die ihm in der II. Classe als Fehler angerechnet worden waren. Die Lectüre des Nepos bereitet, in solcher Form geboten, dem Schüler keine besonderen Schwierigkeiten. An die Biographien dieses Schriftstellers schließen sich Caesars in leicht dahingleitendem, novellistischen Stile gehaltenen Kriegserzählungen, die dem Gymnasiasten ein Muster classischen Lateins bieten.

Nun soll die Lectüre einen großen Sprung machen zur vertieften Darstellungsweise eines Livius und zu dessen schwerem, oft schwerfälligem Stil, den der Schüler nicht nachahmen soll und wohl auch nicht kann. Die Sprache des Livius, der dem silbernen Zeitalter der römischen Literatur näher steht, lässt ja im einzelnen häufig die strenge Classicität und gleichmäßige Ausfeilung vermissen.[2]) Hierauf wird zu Sallust übergegangen, der allerdings vom Schüler leichter bewältigt wird, aber wegen seiner Gräcismen, Archaismen, wegen seines oft sprunghaften Wechsels in Construction und Ausdruck nicht Nachahmung von Seite der Studierenden finden soll. Nun erst kommt der Meister der Sprache.

Warum ist, fragt man sich, das eine Muster classischen Lateins von seinem höher stehenden Nebenbuhler soweit getrennt? Wäre es nicht angezeigter, eine Continuität der Autoren in sprachlicher Hinsicht eintreten zu lassen, damit die Erkenntnis des Schülers vom Wesen mustergiltiger Latinität und dementsprechend seine Gewandtheit im Gebrauche mustergiltiger Wendungen gefestigt werde?

Nach Cicero wird dann Vergil gelesen, dann wieder Cicero; es folgen Tacitus und Horaz: ein Wechsel der Autoren, gegen den Eymer in einer Schlussbemerkung sich wendet. Die Concentration des Unterrichtes aber, auf die man heutzutage hinarbeitet, erheischt meines Erachtens nicht bloß Continuität in sprachlicher Beziehung, nicht bloß, dass sprachlich Zusammengehöriges und einander Ergänzendes voneinander

---

[1]) Vgl. die Recension im Supplementhefte zum Jahrgang 1891, S. 62 ff.

[2]) Teuffel Lit. p. 551.

nicht getrennt werde, sondern auch Continuität in sachlicher Beziehung: Geschichtschreiber sollte nicht von Geschichtschreiber getrennt werden, wenn und solange es angeht. Richtige Erfassung der Ereignisse und Zustände, die in Geschichtswerken zur Schilderung kommen, setzen aber einen philosophisch geschulten Geist voraus; es sollten also Geschichtswerke, wie sie Livius, Sallust, Tacitus bieten, erst auf einer Stufe gelesen werden, auf welcher auch Philosophie wenigstens in den Anfangsgründen betrieben wird, daher in der VII. Classe am frühesten. Stofflich und sprachlich eignen sich diese Autoren nur für die oberen Classen. Man kann vielleicht auch darauf hinweisen, dass bei der Maturitätsprüfung mit Vorliebe Livius neben Tacitus verwertet wird, weil die Art und Weise der Erfassung des Inhaltes und Zusammenhanges des Gelesenen ganz geeignet erscheint, die geistige Reife eines Schülers erkennen zu lassen. Ein Autor aber, der einem Maturanten vorgelegt wird, sollte nicht schon in der V. Classe durchgenommen werden; es wird ja z. B. Ovid bei der Matura in der Regel nicht vorgelegt.

Bin ich also mit Eymer in dem Punkte einig, dass Livius noch nicht gelesen werden soll zu der Zeit, wo er jetzt gelesen wird, und bin ich auch damit einverstanden, dass an die Ovidlectüre der IV. Classe sich unmittelbar wieder Ovidlectüre in der V. reihen soll (vor allem Stücke, die der römischen Geschichte gleichsam vorarbeiten), so wäre ich doch ob der sprachlichen und inhaltlichen Schwierigkeiten für eine weitere Hinausschiebung der Liviuslectüre, für eine Hinausschiebung bis in die VII. Classe. Statt der jetzt üblichen Reihenfolge der Autoren: V. 1. Livius, 2. Ovid, Livius; VI. 1. Sallust, Cicero, 2. Vergil, Caesar; VII. 1. Cicero, 2. Vergil; VIII. 1. Tacitus, 2. Horaz, erlaube ich mir folgende Anordnung in Vorschlag zu bringen: V. 1. Ovid, eventuell noch dazu Caesar, 2. Cicero; VI. 1. Cicero, Vergil, 2. Vergil; VII. 1. Livius, 2. Livius, Sallust; VIII. 1. Tacitus, 2. Horaz.

Auch ich möchte diese Skizze schließen mit den Worten, die Eymer gebraucht: »Mögen diese Erörterungen zur Lösung der angeregten Frage im Interesse eines gedeihlichen Fortschrittes der Lectüre Anstoß geben und in bescheidenem Maße dazu beitragen!«[1])

Krems. H. Mužik.

---

[1]) Wir lassen den Herrn Verf. seine Ansicht, die wir nicht theilen, aussprechen, bemerken aber, dass bei der Ansetzung des Livius für die V. Classe auch hauptsächlich der Umstand maßgebend war, diese Lectüre für den Unterricht in der römischen Geschichte nutzbringend zu machen, und dass ferner nach dem obigen Vorschlag in der VII. Classe die Lectüre eines Dichters ganz fehlen würde. Anmerkung der Redaction.

Zur Frage des Jugendspieles.

Wer eine Geschichte der Pädagogik liest, findet, dass jeder namhafte Pädagoge eingehend von der Körperpflege und im Rahmen derselben vom Jugendspiele handelt. So die Theorie. Man schilt diese die »graue«. Sie war aber in diesem Punkte grün, hingegen »des Lebens goldner Baum« war bis vor kurzem fast im ganzen alten Europa grau. Dieses jagte — wir denken besonders an die Jahre seit 1850 — mit aller Hast einem andern Ziele nach und trug auf seiner Fahne den Spruch »Wissen ist Macht«. Damit haben wir es denn auch »herrlich weit gebracht«! Wohin? Unsere Cultur ist eine hohe, das wird niemand bestreiten; aber sie ist eine einseitige und verzerrte. Die einseitige Berücksichtigung des Wissens hat den Verstand nach seiner inhaltlichen und formalen Seite zu hoher Entwicklung gebracht. Die Folgen davon sind im Individuum für sich Egoismus in all seinen Arten und Abarten, in socialer Hinsicht Trennung in immer kleinere und kleinere Theile bis herab zum Individuum. Der Verstand stellt Unterschiede auf und trennt nicht bloß in theoretischer Hinsicht, sondern auch im socialen Leben. Der einseitigen Verstandesbildung zuliebe wurde alles andere vernachlässigt und verkümmerte so: die andern Geistesäußerungen und der Körper weisen das als Minus auf, was der Verstand an Plus bekommen hat.

Da verbreitete sich denn nach und nach, von den Erscheinungen des öffentlichen Lebens wachgerufen, die Erkenntnis, dass mit dieser Einseitigkeit die jetzige Pädagogik — wir denken nur an die Mittelschule — nicht den richtigen Weg wandelt. Wo suchte man nun den Fehler? Man dachte — wenigstens sprechen die für die Praxis maßgebenden Factoren fast nur hievon — lediglich an das Gefäß des Geistes, den Körper: seit ungefähr 10 Jahren steht die Schulhygiene und das Jugendspiel im Vordergrunde. Ist hiemit der richtige Weg gefunden? Nein! Denn nehmen wir die zwei Hauptfactoren der so geregelten Jugendbildung, Körperpflege und Verstandesbildung: gelänge es der Schule, Menschen mit riesiger Körperkraft, reichstem Wissen und entwickeltstem Verstande heranzubilden, dann stünde es mit unserer Cultur, wir wagen diese Behauptung ganz getrost, erst recht schlimm. Die Producte einer solchen Schulbildung wären in socialer Hinsicht so ziemlich das, was die Tiger unter den Vierfüßlern. Gemüth, Wille und Charakter dürfen nicht vernachlässigt werden. Diese wurden bisher kaum berücksichtigt, werden es auch bei dem jetzt betretenen Wege viel zu wenig. Das glaubten wir sagen zu müssen, um — oder ist das nicht Pflicht des einzelnen gegenüber dem Vaterlande? — abermals darauf hinzuweisen, welchen Weg die Bildung einzuschlagen habe. Doch näher werden wir jetzt nicht darauf eingehen.

Wollte man obige Worte als g e g e n die Körperpflege und das Jugendspiel gesagt auffassen, so wäre das ein grobes Missverständnis. Sie sollen nur der ganzen Frage ihren rechten Platz anweisen und vor der noch immer herrschenden Einseitigkeit der Jugendbildung warnen. Berücksichtigung der Körperpflege und des Jugendspieles ist nur e i n

Schritt vorwärts zum Guten. Dass dieser überhaupt gethan worden ist, muss mit Dank angenommen werden, und die bekannte, die Pflege des Körpers und das Jugendspiel betreffende hohe Ministerialverordnung ist gewiss von jedem Einsichtsvollen, sei er Schulmann oder nicht, freudigst begrüßt worden.

Über die Bedeutung und Wichtigkeit der Jugendspiele — nur über diese sei noch einiges bemerkt — zu handeln, gehört jetzt bei uns wohl zu den überflüssigsten Dingen. Hat ja diese Frage bei uns, nachdem sie von Burgerstein und Frohnau angeregt worden ist, eine gründliche Erörterung gefunden, welche eben den Anstoß zur oben genannten Ministerialverordnung gegeben hat. Das Warum und Wozu ist nunmehr geklärt. Es handelt sich nun, vom Orte abgesehen, um das Was und Wie. Auf die zwei letzten Fragen gibt Dr. O. Gratzy (Hilfsbüchlein zur Einführung der Jugendspiele an Gymnasien und Realschulen. Im Selbstverlag des Verfassers. Laibach 1891) treffliche Antworten: er entwirft eine Spielbetriebs-Ordnung und eine nach Altersstufen und Spielgattungen gegliederte Tabelle von Jugendspielen. Die Spiele wurden einschlägigen Werken entnommen, die ebendaselbst angeführt sind. Darunter vermissen wir ein heimisches Werk dieser Art, nämlich das Spielbuch von J. Ambros (Wien, Pichlers Witwe u. Sohn), aus welchem freilich nur wenige Spiele für die Altersstufen der Mittelschule zu verwenden sind. Die »graue Theorie« wird sich jetzt vorzugsweise damit zu befassen haben, einerseits Ausschau zu halten nach interessanten Jugendspielen und dieselben zu sammeln, andererseits die körperlich und geistig bildende Wirkung derselben darzulegen, um nach dem zuletzt genannten Gesichtspunkte die richtige Altersstufe für die einzelnen Spiele zu bestimmen. In ersterer Hinsicht gibt die genannte Ministerialverordnung einen guten Fingerzeig: es sind besonders die vaterländischen Jugendspiele zu pflegen. Deren sind der Gesammtheit jetzt wohl nur wenige bekannt, wohl aber dürften viele einzelne von uns gar manche kennen, und es handelt sich nun darum, diese allgemein bekannt zu machen. Der richtige Ort, wo dieses geschehen könnte, wären unseres Erachtens die gedruckten Jahresberichte der Anstalten.

Zum Schlusse seien drei solcher Spiele erwähnt, welche wir in unserer Jugendzeit (in Tirol) gespielt haben. Das erste ist der »Sauball«. Dieses Spiel ist bei Ambros und Eitner genau beschrieben bis auf folgende Abweichungen: wir nannten es »Geißschlagen« (was ein empfehlenswerterer Name zu sein scheint) und wählten keinen Ball (da wir keinen hatten), sondern ein annähernd rundes Stück Holz, zumeist den Zapfen eines Fasses, was auch für das Spiel besser ist, da der Ball zu leicht und zu weit fortgeschleudert wird und so das Spiel für den Abwehrenden schwerer, für die Mitspielenden aber leichter ist. Für dieses Spiel sind besonders scharfes Auge, sicherer Schlag, flinke Beine und rascher Entschluss erforderlich. — Ein zweites Spiel nannten wir »Garggewerfen«. Die Gargge war ein ungefähr einen halben Meter langer, entzweigter Holzast, der sich am untern Ende dreifach gabelte, so dass er sich auf ebenem Boden aufstellen ließ. Die Mitspielenden hatten

je einen ungefähr einen halben Meter langen Holzknüppel, mit welchen das Ziel, eben jene Gargge, aus einer von den Mitspielenden (6—10 an der Zahl) bestimmten Entfernung (10—20 Schritte) umgeworfen werden musste. Denkt man sich den Standort der Gargge und den der Werfenden durch eine gerade Linie verbunden, so wurde senkrecht darauf ungefähr in der Hälfte der Strecke eine Linie am Boden deutlich durch eine kleine Furche markiert. Einer der Spielenden hatte die Gargge aufzustellen, die anderen hatten sie umzuwerfen. War letzteres gelungen, so musste der »Aufsetzer« sie wieder aufrichten und zwar an ihrem anfänglich bestimmten Platze, die übrigen aber konnten in der Zwischenzeit ihre Holzknüppel herausholen. Wurde jedoch einer dabei innerhalb des durch die Furche abgegrenzten Raumes — von der Gargge aus gerechnet — vom »Aufsetzer« nach wiederaufgerichteter Gargge durch Berühren mit dem Holzknüppel »abgefangen«, so musste er das Aufsetzeramt übernehmen. Je weiter die Gargge von ihrem Standorte fortgeschleudert wurde, desto eher gelang es, seinen Holzknüppel unabgefangen herauszuholen. Bei diesem Spiele waren sicheres Auge, sicherer Wurf mit genauer Berechnung der Wurfwirkung, flinke Beine und rascher Entschluss erforderlich. — Dem Garggewerfen ist formell das »Steinplattewerfen« ganz gleich; nur dient als Wurfziel ein möglichst runder Stein (Durchmesser circa 3 Centimeter), der so auf einem großen Stein aufgestellt wird, dass er bei mäßiger Berührung herunterfällt. Jeder der Mitspielenden hat (statt des Holzknüppels) einen möglichst flachen Stein (»Steinplatte«).

Wien. J. Rappold.

Reicke J., Zu Johann Christoph Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Doctordissertation. Königsberg i. Pr. 1892. 8°, 34 SS.

Dieser erste Theil, der mit dem zweiten und dem Anhange in der »Altpreußischen Monatsschrift«, herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert, Bd. 29, Heft 1 und 2, demnächst erscheinen wird oder wohl schon erschienen ist, handelt zuerst über die Eltern Gottscheds und dann über seine Studien an der Universität in Königsberg, die er 1714 in einem Alter von 14 Jahren bezog. S. 10 ff. gibt der Verf. ein Bild des damals bestehenden Convictes und Colleges und spricht ausführlich von den Professoren, deren Vorlesungen Gottsched besuchte und die nach seinen späteren Äußerungen auf ihn einen nachhaltigen Einfluss ausübten. Das Schriftchen liest sich gut und liefert trotz der reichen Literatur, die sorgfältig benützt ist, manche Ergänzungen. Der zweite Theil dürfte nach den Andeutungen noch mehr Neues und Interessantes bieten. Deshalb mögen nicht bloß die Germanisten, sondern auch diejenigen, welche sich für die Geschichte der gelehrten Anstalten interessieren, darauf aufmerksam gemacht werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Xenophons Kyropädie. Für den Schulgebrauch erklärt von Ludwig Breitenbach. I. Heft. Buch I—IV. 4. Auflage besorgt von B. Büchsenschütz. Leipzig, Teubner 1890. 8°, II u. 175 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Da Ref. die noch von Breitenbach besorgte 3. Auflage nicht zur Hand hat, so ist derselbe zur Beurtheilung der Änderungen, welche das Buch durch Büchsenschütz erfahren hat, auf das kurze Vorwort zu der vorliegenden 4. Auflage angewiesen. Darnach weicht die neue Auflage nicht unwesentlich von ihrer Vorgängerin ab. Die Einleitung Breitenbachs, 'deren Ausführungen theils sachlich unhaltbar, theils dem Zwecke der Ausgabe nicht zu entsprechen schienen', ist durch eine neue ersetzt. Man wird die neue Einleitung, was die Frage nach Tendenz und Charakter der Kyropädie betrifft, kaum in wesentlichen Punkten anfechten können. Vielleicht war jedoch in Bezug auf die Wahl der Persönlichkeit des Kyros hervorzuheben, dass das sagenhafte Dunkel, in welches das Leben desselben gehüllt ist, für Xenophon mit ein Motiv war, gerade die Geschichte dieses Herrschers zum Gegenstand seiner eigenartigen Darstellung zu nehmen; auch wären einige Bemerkungen über die Wertschätzung der Schrift im römischen Alterthume hier am Platze gewesen. Hinsichtlich der Textgestaltung hat sich Büchsenschütz 'mit wenigen nicht erheblichen Abweichungen' an Hug angeschlossen und in den erklärenden Anmerkungen, wo alles beibehalten wurde, was dem neuen Herausgeber für den Zweck dieser Ausgabe von Nutzen zu sein schien, nicht weniges umgestaltet. Aufgefallen ist dem Ref. an dem nicht eben reichlichen Commentar, dass derselbe von allerlei kritischen Bedenken durchzogen ist und dass häufig an Stelle einer Erklärung auf eine Anmerkung zu den Hellenica ed. Büchsenschütz verwiesen ist: wie viele Schüler werden wohl in der Lage sein, von einem solchen Hinweis Gebrauch zu machen?

Auf Einzelnes übergehend muss Ref. die Behauptung zu I 4, 24 *μόνος τῶν ἄλλων*, der Gen. sei hier ein partitiver, bekämpfen. Fassen wir den Gen. in solchen Fällen (wie Plat. Charm. p. 166ᵉ *μόνη τῶν ἄλλων ἐπιστημῶν*, Lyc. 102 *Ὁμήρου μόνου τῶν ἄλλων ποιητῶν*) mit Kühner, Ziemer und wohl auch Langlotz als comparativen (separativen) auf, so entfällt alle Schwierigkeit, namentlich aber die missliche Annahme einer unlogischen Ausdrucksweise. — I 6, 9 *καταλελύσεται* 'als sofortige Folge'. Darnach war zu I 4, 1 zu bemerken, dass neben dem Plusq. und Perf. 'der Schnelligkeit' auch ein entsprechendes Futurum III sich findet. — I 6, 40 *κραυγῇ βοῶν*. 'Der Dat. wie Anab. IV 6, 25 *δρόμῳ ἔθεον*.' Besser wäre zur Erklärung von *κραυγῇ* die Übersetzung angebracht: 'laut schreien'.

— Zu II 1, 4 *Τί οὐ .. ἔλεξας;* könnte das lat. *quin* verglichen werden. — Zu II 2, 18 befindet sich ein Theil der entsprechenden Bemerkungen unter 17. — Was zu III 3, 48 *τὰ ἐκ τῶν πολεμίων* die Anmerkung soll: 'Insofern die Nachrichten über die Feinde aus ihrer Mitte kommen', wird kaum ein fähiger Schüler herausfinden; wenigstens ist beizusetzen: man erwartet *τὰ τῶν πολεμίων.* — Der Pleonasmus *ἄπαις ἀρρένων παίδων* IV 6, 2 soll sich bei Herod. (nur?) I 109, VII 61 und 205 finden; man liest aber auch III 66 *ἄπαιδα ἔρσενος καὶ θήλεος γόνου.*

Der Zug der 10.000 Griechen bis zur Ankunft am Schwarzen Meer bei Trapezunt dargestellt nach Xenophons Anabasis. Von v. Treuenfeld, Hauptmann a. D. Mit 3 Karten. Naumburg a. S., A. Schirmer 1890. 8°, VI u. 146 SS. Preis 2 Mk.

Der Verf. erzählt in der Vorrede, dass er infolge einer nichts weniger als musterhaften Unterrichtsmethode des Lehrers, unter dessen Anleitung er im Gymnasium die Anabasis gelesen habe, zu keinem rechten Verständnis des Werkes gelangt sei: es sei daher eine Art Neugierde gewesen, welche ihn veranlasste, in späten Jahren die Schrift wieder zur Hand zu nehmen und 'nun nochmals und zwar wirklich zu lesen, um zu erfahren, was in dem berühmten Buche denn eigentlich enthalten ist'. Die Frucht dieser erneuerten Lectüre bietet vorliegende Arbeit. Man wird dem Verf. die Anerkennung nicht versagen, dass er seinem Gegenstande ein Interesse entgegengebracht, wie es Laien heutzutage leider recht selten einem antiken Schriftwerke entgegenbringen, und, so weit es ohne philologische Detailkenntnis möglich ist, ein im ganzen zutreffendes Bild der behandelten Expedition entworfen hat. Neues zu bieten, macht sich der Verf. selbst nicht anheischig; doch dürften für den Philologen einzelne Bemerkungen, welche Analogien aus dem modernen Kriegswesen beibringen oder sonst in dem Verf. den kundigen Militär erkennen lassen, nicht ohne Wert sein; man vergleiche in dieser Beziehung besonders S. 17, 54, 64, 78[1]), 109 f., 117 f., 121. Wiewohl nun außerdem der Verf. nicht ohne vernünftige Kritik die Darstellung Xenophons verfolgt, so macht sich doch andererseits die Unkenntnis einschlägiger Controversen im Buche nicht selten fühlbar. Etwas ärmlich nimmt sich gleich die im Eingange verzeichnete Literatur aus, welche dem Verf. zur Hand war; dieselbe reicht übrigens nur bis 1882, während die Schrift 1885 abgeschlossen, aber erst 1890 veröffentlicht wurde. Was nun auch der Grund dieser Verzögerung gewesen sein mag, die Folge davon ist, dass der Inhalt des Buches in mancher Beziehung schon bei seinem Erscheinen veraltet war. Oder ist es z. B., um andere weniger augenfällige Punkte zu übergehen, heute nicht ausgemacht, dass Xenophons Geburtsjahr nicht auf 444 v. Chr. anzusetzen ist? Schon hieraus ersehe der Verf., dass man auch einem größeren Publicum — und zunächst hat er doch wohl nur ein solches im Auge — ohne sorgfältiges Studium der neuesten Literatur des Gegenstandes nicht genügen kann.

Die Schrift enthält drei Kartenskizzen: eine Übersichtskarte über das persische Reich, eine zweite über den Zug der Zehntausend bis Trapezunt und eine Skizze der letzten Partie dieses Zuges nach den divergierenden Ansichten von Strecker, Koch und Robion.

Wien. J. Golling.

Dr. R. Glaser, Klytämnestra in der griechischen Dichtung. Progr. des großherzogl. Gymnasiums zu Büdingen, Ostern 1890. 28 SS.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, „die Wandlungen darzulegen, welche der Charakter der Klytämnestra in der Zeichnung der Dichter von

Homer bis zu den Tragikern erfahren hat«. Er vergleicht zunächst die zwei Versionen miteinander, wie sie in der Telemachie einerseits und in den beiden Nekyien andererseits vorliegen, berücksichtigt sodann die einschlägigen nachhomerischen Epen, bespricht den Einfluss des Stesichoros auf die Entwicklung der Sage, wobei auch der hier in Betracht kommenden Vasengemälde des 5. Jahrhunderts gedacht wird, und erörtert ausführlich die Zeichnung des Charakters der Klytämnestra und das Motiv des Gattenmordes in der Orestie des Äschylos, sowie die von der äschyleischen Auffassung sich einigermaßen unterscheidende Charakteristik in der Elektra des Sophokles und schließlich die eigenartige Behandlung desselben Sagenstoffes in der gleichnamigen Tragödie des Euripides. — Das an sich interessante Thema ist in klarer und ansprechender Darstellung methodisch durchgeführt; der Zweck der Abhandlung darf als vollkommen erreicht bezeichnet werden.

Oberhollabrunn. F. Bernhard.

Zenonis Citiensis De rebus physicis doctrinae fundamentum ex adiectis fragmentis constituit Karl Troost (Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie XII. 3). Berlin, Calvary 1891. gr. 8°, 87 SS. Preis 3 Mk.

Die philosophischen Lehren des Zeno von Kition waren zuletzt von Wellmann und Wachsmuth auf Grund der verstreuten Bruchstücke behandelt worden. Mit Benützung des aus Diels »Doxographi« und Wachsmuths Ausgabe der Eclogae des Stobaeus neu hinzugekommenen Materials führt der Verf. in zehn Capiteln ein Gerüste des Lehrgebäudes Zenos von neuem auf, doch nur jenes Theiles, der dessen physikalische Ansichten umfasst. Zugleich werden dem Leser die Bausteine, die oft aus entlegenen Gebieten und mühsam herbeigeschafft werden mussten — im ganzen 127 Belegstellen —, vor Augen geführt. Er ist hiedurch in die Lage gesetzt, den Bau auf seine Festigkeit hin zu prüfen. Die einzelnen Capitel behandeln in Form eines verbindenden und erläuternden Textes zu den in extenso mitgetheilten Fragmenten die Lehre Zenos von den letzten Gründen, den Körpern, zu denen auch die Gottheit gehört, den Pantheismus des Kitiers, die in der Welt wirkenden Kräfte, die alle nur von einer Urkraft (dem Feuer oder warmen Hauch) stammen, den Begriff der *κρᾶσις δι' ὅλων* und der *λόγοι σπερματικοί*, die Ansichten des Stifters der Stoa über Weltentstehung und Weltuntergang, über das Himmelsgewölbe, die Gestirne und die gewöhnliche Vorstellung von den Göttern, endlich über die menschliche Seele. In den Anmerkungen wird öfters gegen Ludwig Stein polemisiert, »cuius argumentatio, cum mihi minus probaretur, rem additis fragmentis denuo tractare est visum« (S. 6). Dass eine neue Sammlung der Bruchstücke Zenos wissenschaftlich berechtigt war, beweist wohl auch der äußere Umstand, dass fast gleichzeitig mit dem vorliegenden Buche A. D. Pearsons The Fragments of Zeno and Cleanthes. With introduction and explanatory notes (London 1891) erschienen ist. Nach den Bedenken, welche v. Arnim in seiner Anzeige (D. Lit.-Zeitung Nr. 43 (1891) 24. October) gegen die englische Ausgabe erhebt, dürfte Troosts fleißige und umsichtige Arbeit sich als nützlich erweisen.

Max Freudenthal, Die Erkenntnislehre Philos von Alexandria (Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie XIII. 1). Berlin, Calvary 1891. gr. 8°, 78 SS. Preis 3 Mk.

Philon in seiner Doppelstellung als Philosoph und Theosoph musste nach diesen beiden Seiten hin zur Darstellung seiner Lehren reizen. Hatte

man lange Zeit sich mehr mit seinen religionsphilosophischen Ansichten beschäftigt, so will Max Freudenthal mehr den rein philosophischen Kern in Philons System herausschälen. Seine Arbeit will als ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie in der Zeit des Alexandrinismus gelten, zugleich auch als ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie des Alterthums.

Im ersten Theil wird der zu behandelnde Stoff umgrenzt, indem die Erkenntnislehre des Philosophen nach ihrer Stellung, ihrem Inhalt und ihrer Form charakterisiert wird. Wo Philon auf Probleme der Erkenntnislehre eingeht, thut er dies nicht zum Zweck rein erkenntnistheoretischer oder psychologischer Betrachtung, sondern aus ethischen Gründen. Indem er lehrt, dass die Thätigkeit des Menschen, seine sinnliche und geistige, in Wirklichkeit keine sei, und nur Gott durch Geist und Sinne wirke — gegen des Protagoras Homo mensura-Satz polemisierend sagt er: Nicht der Mensch, sondern Gott ist das Maß aller Dinge —, dürfe Philon als ein Hauptglied in der Reihe der antiken Vorläufer des Occasionalismus bezeichnet werden. Man dürfe daher nach Art seines philosophischen Eklekticismus weder ein durchaus neues, noch ein in sich abgeschlossenes System erwarten. Im zweiten Theile wird die Erkenntnispsychologie Philons dargestellt, wobei über die Erkenntnisquellen (νοῦς und αἴσθησις), die Erkenntnisvorgänge und den Wert der Erkenntnis gehandelt wird.

Die meiste Ausbeute für den Inhalt der vorliegenden Arbeit, die durch Sachkenntnis ebenso wie durch klare und geschmackvolle Darstellung ausgezeichnet ist, lieferten die *Ζητήματα καὶ λύσεις* zur Genesis und zum Exodus, die bekanntlich nur in armenischer Sprache erhalten, von Aucher ins Lateinische übertragen worden sind. Dass ein beträchtlicher Theil dieser Quaestiones unerkannt und vergraben im Genesis-Commentar des Procopius von Gaza vorliege, hat Wendland (Neu entdeckte Fragmente Philos usw. Abhandlung III, Berlin 1891) nachgewiesen. Die Schrift *Περὶ τοῦ πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον* hält der Verf. mit Ausfeld, *Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου* mit Bernays für pseudophilonisch. Die Echtheit der ersteren ist aber von Wendland (Archiv f. Geschichte d. Philosophie I (1889) S. 509 ff.), jene der letzteren von Cumont in seiner Ausgabe mit überzeugenden Gründen dargethan.

Wien. Siegfried Reiter.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Antonius Zingerle. Pars II. Liber VI—X. Vindobonae et Pragae, sumptus fecit F. Tempsky. Lipsiae, s. f. G. Freytag MDCCCLXXXX. Editio maior. 8°. VII u. 245 SS. Preis 75 kr. (1 Mk. 20 Pf.) Editio minor. 8°, 245 SS. Preis 60 kr. (1 Mk.)

Die Grundsätze, welche dem Herausgeber bei der Textgestaltung der ersten Dekade maßgebend scheinen, hat derselbe im Vorworte zum ersten Theile, welcher lib. I—V enthält, näher dargelegt und Ref. in dieser Zeitschr. 1888, S. 895 f. angeführt: sie sind im vorliegenden, Martin Hertz gewidmeten zweiten Theile festgehalten. Auch die Sorgfalt, womit Z. im Gegensatz zu anderen Kritikern die alten Ausgaben schon ehedem ausbeutete, um Vermuthungen früherer Gelehrter vor Vergessenheit und besonders vor dem Schicksale zu bewahren, ohne Rücksicht auf den ersten Urheber neuerdings vorgetragen zu werden, gewahren wir jetzt wieder; ja vielleicht ist in dieser Beziehung seitens des Herausgebers diesmal noch mehr geschehen: wenigstens glaubt Ref. die gegenüber dem ersten Bändchen etwas angewachsene Adnotatio critica zum Theil auf Rechnung dieses Umstandes setzen zu müssen. — Das Bändchen bringt auf Grund der neuesten Literatur nicht unbedeutende Zusätze zum kritischen Apparat der Bücher 1—5 und 31—32. Wünschenswert wäre es, wenn der verehrte Herausgeber derlei Addenda vollständig dem letzten Bänd-

chen der Ausgabe einverleiben würde, zumal bis zum Abschluss noch weiteres Material für Nachträge sich ergeben dürfte, welche zerstreut untergebracht den Benutzern der Ausgabe nur zu leicht entgehen.

In der Editio minor, welche splendider gedruckt ist als die Ed. maior, fehlen die kritischen Noten.

Wien. J. Golling.

Bibliographische Nachträge zu Dr. Richard C. Kukulas Abhandlung: „Die Mauriner Ausgabe des Augustinus". Von P. Odilo Rottmanner O. S. B. — Wien, in Commission bei F. Tempsky 1891. 12 SS. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch historische Classe. Band 124. — XIII.)

Der gelehrte Benedictiner P. Odilo Rottmanner in München berichtigt in seinen interessanten Nachträgen bibliographische Irrthümer, die sich bezüglich der Datierung der Mauriner Ausgabe des Augustinus in die Literatur eingeschlichen und festgesetzt haben. Die einzelnen Bände erschienen:

Tom.		Jahr		Vol.
Tom.	I u. II	1679	=	Vol. 1.
„	III	1680	=	„ 2.
„	IV	1681	=	„ 3.
„	V	1683	=	„ 4.
„	VI u. VII	1685	=	„ 5.
„	VIII u. IX	1688	=	„ 6.
„	X	1690	=	„ 7.
„	XI	1700	=	„ 8.

Seit 1688 wurden auch die meisten Bände nachgedruckt. Nun hatte man bald bei Anführungen und Besprechungen sowohl die Ausdrücke *volume* und *tome* vertauscht, als auch die Originalausgabe und deren Nachdrucke verwechselt. Daraus entstand ein Labyrinth von Verwirrungen, und die Irrthümer erbten sich infolge gedankenlosen Nachschreibens durch Generationen fort. Der Verf. gibt ein klares Bild aller Verhältnisse und stellt durch schlagende Beweise die Thatsachen richtig. Es werden dabei auch Zeit und Wert der Nachdrucke erörtert, was bezüglich der viel benützten Venetianer Ausgaben von besonderem Interesse ist. Der durch gründliche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Bibelkunde und Patristik und durch umfassendes bibliographisches Wissen ausgezeichnete Theologe macht bei diesem Anlasse auf eine unsinnige Corruptel aufmerksam, die sich in Ioh. ev. tract. 44, 2 durch die sorglosen Nachdrucke, selbst den Innsbrucker von 1884, fortgeschleppt hat. Die Mauriner hatten den Fehler Band III, P. II im Texte stehen lassen, brachten aber am Ende des IV. Bandes eine nachträgliche Correctur auf Grund ihrer guten Handschriften. Migne verbesserte darnach den Text, andere unterließen es; der Verf. zeigt durch den Hinweis auf andere Stellen Augustins, wie richtig und nothwendig die Verbesserung ist.

Auch die in vielen gelehrten Büchern verfehlte Datierung der nur 1770 (nicht 1726) erschienenen *Histoire littéraire de la Congrégation de Saint-Maur* von Dom Tassin wird berichtigt. Als deren zweite Ausgabe können die Exemplare gelten, denen neue Cartons (im ganzen 14) eingesetzt wurden.

Wien. Franz Weihrich.

Kleiber, Dr. Otto, Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterverzeichnis zu Steiner-Scheindlers Lateinischem Lese- und Übungsbuche. Wien und Prag, Tempsky 1891. I. für die erste Classe der österr. Gymnasien. 8°, 52 SS. Preis geh. 30 kr., cart. 40 kr. II. für die zweite Classe der österr. Gymnasien. 8°, 107 SS. Preis geh. 50 kr., geb. 70 kr.

Die Steiner-Scheindler'schen Lese- und Übungsbücher enthalten die Wörter nur Stück für Stück, keine alphabetischen Wörterverzeichnisse. Wenn auch durch ausgiebige Wiederholungen das Möglichste für feste Einprägung der Wörter gethan ist, so dürfte sich doch nicht selten das Bedürfnis nach alphabetischen Verzeichnissen einstellen, besonders dann, wenn, wie es wohl manchem Schüler passieren dürfte, die Wörter nicht fest oder sicher im Gedächtnisse haften oder der Lehrer nicht in der Lage ist, den ganzen Lese- und Übungsstoff durchzuarbeiten. Diesem Bedürfnisse helfen die vorliegenden Büchlein ab. Bezüglich der Anlage derselben sei nur bemerkt, dass die Bedeutungen der lateinischen Wörter in genetischer Reihenfolge und in passenden Fällen mit mehrfachem Ausdrucke angeführt sind, dass besonders in II zu lateinischen Wendungen, deren deutsche Wiedergabe dem Schüler Schwierigkeiten bereiten dürfte, eine gut deutsche Übersetzung beigefügt ist, dass besonders in II der »Redensart« besondere Aufmerksamkeit zugewendet ist, dass endlich im deutsch-lateinischen Theile auf die Synonymik der Wortkunden verwiesen wird, was alles nur Vorzüge der beiden Büchlein sind.

Im allgemeinen ist große Sorgfalt und Genauigkeit angewendet und dem Bedürfnisse des Unterrichtes sehr Rechnung getragen worden. Dies erkennt man z. B. an Fällen wie prūdēns, entis, fōns, ontis, ferner dass in I die Perfecta und Supina nur insoweit angegeben sind, als der Schüler sie benöthigt. Es findet sich aber doch in beiden Büchlein eine erkleckliche Anzahl von Versehen, die besonders in Druckfehlern, Abweichungen von der vorgeschriebenen Orthographie und unrichtigen Quantitätsangaben bestehen. Da zur Richtigstellung derselben dem Verf. die Handexemplare zur Verfügung gestellt werden, so unterbleibt hier deren Aufzählung. Dass es sich hier um Versehen, nicht um »Fehler« handeln dürfte, erhellt wohl aus Fällen wie unter »Damon« und »Phintias« in I, wie Fluß in II S. 27 (anderwärts richtig, z. B. ebendas. S. 30), wie labor n. unter »Leiden«, m. unter »Arbeit« in II, wie littera, das in II unter »Buchstabe« die richtige Quantitätsbezeichnung hat, unter »Brief« und unter »Beschäftigung« eine unrichtige. Namentlich die Quantitätsbezeichnungen erheischen eine genaue Durchsicht. Hier seien nur noch Fälle von Unebenheiten zwischen I und II oder von versteckteren Versehen erwähnt. In I ist bos m. f., in II m., in I ist das Masculin celeber eingeklammert, in II nicht. Ein Substantiv iussus (II) gibt es nicht, sondern davon ist nur der dortselbst stehende Ablativ gebräuchlich.

Druck und Ausstattung befriedigen vollkommen. Der Preis ist sehr mäßig.

Wien. J. Rappold.

Philologische Rundschau. Zeitschrift für Philologie und Pädagogik (russisch). I. Band, 1. Heft. Moskau 1891. Redacteure und Herausgeber: A. Adolf und V. Appelrot.

Unter diesem Titel erscheint seit October v. J. in Moskau eine neue philologische Zeitschrift, welche, nach dem Inhalte des ersten Heftes zu schließen, unter den wissenschaftlichen Zeitschriften Russlands eine hervorragende Stelle einnehmen wird.

Das erste Heft enthält mehrere wissenschaftliche und pädagogische Abhandlungen und eine große Zahl von Anzeigen, welche theils russische,

theils ausländische philologische Publicationen betreffen. Unter den Originalarbeiten ist an erster Stelle eine noch unvollendete Abhandlung J. Netušils („Über indirecte Fragesätze“) zu nennen, in welcher der Verf. unter steter Berücksichtigung auch anderer indoeuropäischer Sprachen eine wissenschaftlich begründete Erklärung des lateinischen Conjunctivs und griechischen Optativs in abhängigen Fragesätzen zu geben versucht. Th. Zělinskij („Bemerkungen zu Lukians Schrift πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν“) bespricht einige Stellen dieser Schrift Lukians und schlägt mehrere Emendationen vor.

Die Abhandlung V. Buzeskuls („Schliemanns Ausgrabungen in Troia, Mykenae und Tiryns“) enthält einen ziemlich genauen und kritischen Bericht über die wichtigsten Ergebnisse der Ausgrabungen Schliemanns, welchem theils Schliemanns eigene Schriften, theils die Schriften von Schuchhardt und Diehl zugrunde gelegt sind. A. Ščukarev („Archäologische Chronik des hellenischen Ostens“) bietet eine bündige und treffende Charakteristik der archäologischen Studien Griechenlands und eine kurze Übersicht der archäologischen Publicationen, Anstalten und Sammlungen in Athen. S. Sobolevskij empfiehlt in einem kurzen Aufsatze eine neue Eintheilung der griechischen Zeitformen. Pädagogischen Inhaltes ist die Abhandlung Ljubomudrovs „Herbarts Ansichten über die Bedeutung und didaktische Behandlung der alten Sprachen“.

Außer diesen Abhandlungen enthält das Heft viele, zum Theil sehr ausführliche Anzeigen; so werden z. B. folgende Bücher angezeigt: Tračevskijs Lehrbuch der alten Geschichte, Fets russische Übersetzung der Plautinischen Aulularia, Luňáks Quaestiones Sapphicae, Sobolewskis Schrift De praepositionum usu Aristophaneo, ferner Iw. Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft Bd. II, Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, Roschers Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung, Kenyons Classical Texts from Papyri in the British Museum u. a.

Wichtig und interessant ist eine Anzeige Zělinskijs, welche eine russische Schrift Ernstedts betrifft („Die Porphyrius-Fragmente einer attischen Komödie. Paläographische und philologische Studien.“ St. Petersburg 1891). Im Jahre 1876 veröffentlichte Cobet in der Zeitschrift „Mnemosyne“ zwei Fragmente einer attischen Komödie (bei Kock III Adespota fragm. 105 und 114), und zwar nach einer Abschrift Tischendorfs, welcher dieselben etwa 30 Jahre vorher in einem orientalischen Kloster entdeckt hatte. Das Original hielt man bis jetzt für verschollen. Dasselbe wurde jedoch im Jahre 1850 vom Bischof Porphyrius im Kloster der heil. Katharina auf dem Berge Sinai gefunden und befindet sich seit 1883 in der kais. öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Ernstedt veröffentlicht in dieser Schrift außer den zwei bereits bekannten noch drei andere Bruchstücke, von welchen sich zwei auf der Rückseite der Pergamentblätter befinden und von Tischendorf wohl deshalb nicht abgeschrieben wurden, weil zu seiner Zeit die beiden Pergamentblätter an den Deckeln eines alten Buches angeklebt waren. Das dritte Fragment ist mit Menanders Fragm. 581 K. identisch. Cobets Hypothese, dass die von Tischendorf gefundenen Fragmente aus einer Komödie Menanders stammen, wird durch diesen Fund bestätigt.

Endlich enthält das Heft unter der Rubrik Varia eine Menge von kleinen Mittheilungen über neue Funde, Ausgrabungen und andere wissenschaftliche Unternehmungen u. ä., Auszüge aus russischen und deutschen philologischen Zeitschriften und ein reichhaltiges Verzeichnis neu erschienener philologischer Bücher.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in vier Heften, der Pränumerationspreis beträgt 6 Rubel.

Prag. Josef Král.

Lowum A., Den franske latinskole, med sarligt hensyn til dens klassiske undervisning. Studier og indtryk. Christiania og Kjøbenhavn. Alb. Cammermeyers Forlag 1891. 8°, (3) 165 (1) SS.

Der Verf. des vorliegenden Buches, ein angesehener norwegischer Schulmann in Christiania, bietet in demselben »eine Sammlung Studien und Eindrücke von einer im Jahre 1889 mit öffentlicher Unterstützung unternommenen Reise nach Frankreich« (Vorwort). Dieselbe war dem Studium des classischen Unterrichtes in den dortigen Mittelschulen gewidmet, dessen Ergebnisse uns hier in ausführlicher Darstellung entwickelt werden. Die Arbeit beginnt mit einer »kurzen Übersicht über die Entwicklung des classischen Unterrichtes in den französischen Schulen bis 1870« als historischer Einleitung zum Verständnisse der gegenwärtigen Schulverhältnisse. Diesem ersten Abschnitte folgt als zweiter das eigentliche Thema des Buches: »Die jetzige französische Lateinschule«, deren Organisation im einzelnen dargelegt wird. Hieran reihen sich als dritter und vierter Abschnitt die »Reform des classischen Unterrichtes seit 1870« und die specielle Auseinandersetzung des letzteren selbst. Mittheilungen über das französische Baccalaureat-Examen, welches ungefähr dem norwegischen Examen artium oder unserer Maturitätsprüfung entspricht, Bemerkungen über die zukünftige Stellung des classischen Unterrichtes in Norwegen, Belegstücke und Literaturangaben beschließen die sehr fleißige und dankenswerte Studie A. Lowums, welcher zur Förderung ihrer Verbreitung in Lehrerkreisen auch außerhalb Skandinaviens die Übertragung in eine Weltsprache in der That zu wünschen wäre.

Wien. Dr. H. v. Lenk.

Karl Theodor Hoefft, France, Franceis und Franc im Rolandsliede. (Straßburger Dissertation.) Straßburg i. E. 1891. 74 SS.

Die Arbeit enthält mehr als der Titel erwarten lässt, sofern nämlich der Verf. sich nicht bloß auf das Rolandslied beschränkt, sondern im ersten Abschnitt auch den Sprachgebrauch von Karls Reise, Gormond, Fierabras, Guillaume d'Orange, Renanus de Montauban, Garin le Loherain, Aiol, Otinel, Floovent, Auberi, Ami, Jourdain, Gui de Bourgogne, Huon de Bordeaux, Adenet, dann der Historiker Münchener, Brut und Wace, endlich des Renclus de Moiliens untersucht und zu dem Ergebnisse kommt, dass unter France da, wo die Dichter mit dem Worte einen bestimmten Begriff verbinden, das Herzogthum Francien gemeint ist, wie es sich unter Hugo Capet gestaltet hatte; dass dagegen, wenn es in weiterem Sinne erscheint, der geographische Begriff stets ein unklarer ist. Dieselbe enge Bedeutung hat Francia in lateinischen Quellen aus Nordfrankreich zuerst bei Flodoard von Reims † 966, während gegen Ende des 9. Jahrhunderts damit das Gebiet nördlich der Seine bis gegen den Rhein gemeint ist, wie dies der 2. und 3. Abschnitt im einzelnen nachweisen. Der vierte endlich zeigt, dass im Rolandsliede France in einem mehrfachen, engeren topographischen Sinne gebraucht ist, was sich nur daraus erklärt, dass das Epos das Werk verschiedener Zeiten und verschiedener Hände ist. Was noch das Verhältnis von Franc und Franceis betrifft, so ergibt sich das letztere als die jüngere, seit dem Ende des 9. Jahrhunderts auftretende Bildung. Die methodisch und scharfsinnig geführte Arbeit bietet so einen wichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Roland.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Monumenta Germaniae selecta ab anno 768 usque ad annum 1250. Edidit Dr. M. Doeberl. 4 Bändchen. Zeit Lothars III., Konrads III. und Friedrichs I. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung 1890. VIII u. 307 SS.

Die Monumenta Germaniae selecta sollen die Actenstücke (leges, diplomata, epistolae) enthalten, welche für das römisch-deutsche Reich in der oben genannten Zeitperiode in politischer, kirchenpolitischer und staatsrechtlicher Beziehung von besonderem Belang sind. Das zuerst erschienene dritte Heft (München 1883) behandelt die salische Epoche vom Lehensgesetze Konrads II. bis zum Wormser Concordat. Das 4. Bändchen (sic! ein Band von 307 SS.!), die erste Hälfte der staufischen Periode umfassend und wie das dritte für akademische Übungen bestimmt, enthält 55 Actenstücke aus der genannten Zeit. Ref. hat im Sommersemester 1891 eine Anzahl von Actenstücken dieses Buches den von ihm geleiteten Seminarübungen zugrunde gelegt und kann darnach sagen, dass es dem von dem Herausgeber bezeichneten Zwecke entspricht. Den Texten sind umfangreiche Erläuterungen und Literaturnachweise beigegeben. Die Fehler, welche dem Ref. hiebei auffielen, sind nicht von Bedeutung. S. 31 werden die Worte: De hoc actenus zu streichen sein. S. 88, Z. 3 v. u. lies renunciavit; S. 108, Z. 3 v. o. flagitium; ebenda Z. 13 exarserint. Zu S. 87 werden noch zwei Arbeiten Franz Kürschners anzufügen sein. Im Interesse des von dem Herausgeber beabsichtigten Zweckes wäre zu wünschen, dass die folgenden Bändchen wirklich auch solche sind. Der durch den größeren Umfang bedingte höhere Preis dürfte der Verwendbarkeit des sonst vortrefflichen Buches sehr hinderlich sein.

Czernowitz. J. Loserth.

Österreich-Ungarn und das Haus Habsburg. Geographisch und statistisch, geschichtlich und genealogisch in Umrissen dargestellt von Dr. Moritz Hoernes, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Mit 29 Illustrationen und 11 in Gold, Silber und Farben ausgeführten Wappen- und Ordenstafeln. Teschen, k. u. k. Hofbuchhandlung Karl Prohaska s. a. 184 SS.

Dieses Büchlein ist eine Vaterlandskunde. Es enthält im ersten Theile eine geographisch-statistische Skizze der Monarchie, in der zuerst ein oro-hydrographisches Bild der Monarchie geboten und dann vom Klima gehandelt wird. Daran schließt sich eine Betrachtung der Bevölkerungsverhältnisse und Culturzustände, der Verfassung und Verwaltung sowie der Kriegsmacht, und im Anhang werden die Ritterorden aufgezählt. Der zweite Theil enthält eine kurze Geschichte der Monarchie bis auf die Gegenwart. Angefügt sind: eine Übersicht der historisch-wichtigsten Vermählungen im Hause Habsburg, die Reihe der römisch deutschen Kaiser und Könige aus dem Hause Habsburg, zuletzt die »Reichs- und Länderwappen, Orden und Ehrenzeichen«, sehr sauber in Gold, Silber und Farben ausgeführt. Die meisten Illustrationen sind dem Werke »Die österreichisch ungarische Monarchie« entnommen. Das Werkchen, das man ein patriotisches Hausbüchlein nennen könnte, enthält somit in Kürze das Wissenswerteste aus der Geographie, Statistik und Geschichte unseres Vaterlandes und wird vielen willkommen sein.

Geschichte Österreichs von 1848—1890. Skizze mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungsentwicklung von Dr. D. Rauter. Wien, Moriz Perles 1891. 103 SS.

In diesem Schriftchen stellt der Verf. die Geschichte Österreichs seit dem Jahre 1848 in großen Zügen »nach der ideographischen Methode,

also als das Ergebnis der herrschenden Ideen dieses Jahrhunderts, nämlich der Freiheits-, Nationalitäts- und Socialwirtschaftsidee- dar. Er theilt seinen Stoff in zwei Abschnitte, die durch das Jahr 1866 voneinander geschieden sind. Die Kriegsgeschichte wird nur kurz berührt, auch die diplomatischen Verhandlungen werden nicht eingehend behandelt. Dagegen kommen die Entwicklung der Verfassung, die Arbeiterbestrebungen, das politische Parteileben in lichtvoller, leicht übersichtlicher Weise zur Darstellung. R.s Schriftchen ist daher ganz geeignet, das Verständnis der gegenwärtigen politischen Zustände unserer Monarchie zu vermitteln, und darf demnach empfohlen werden.

Bukowiner oder Bukowinaer? Eine kleine Wortgeschichte von Dr. Theodor Gartner. Czernowitz, Czernowitzer Buchdruckerei-Gesellschaft 1891. 41 SS.

Auf die Frage, welche von den zwei Formen »Bukowiner« oder »Bukowinaer« richtig ist, ertheilt der Verf im vorliegenden Schriftchen, das einen im Zweigverein »Bukowina« des Allgemeinen deutschen Sprachvereines am 24. October 1991 gehaltenen Vortrag wiedergibt, ausführlich Bescheid. Am Schlusse seiner interessanten, oft humorvollen Darlegung kommt er zu folgendem Ergebnisse: »Die Schreibung »Bukowinaer« ist nicht richtig, nicht deutsch, nicht bukowinisch, sie ist fremden Ursprungs, aus Unkenntnis ersonnen, gewaltsam in die Bukowina verpflanzt, künstlich, durch günstige Zufälle, trotz dem schreienden Widerspruch mit der unverdorbenen Aussprache erhalten, allen ein Ärgernis, von niemand aus Überzeugung festgehalten.«

Graz. Dr. F. M Mayer.

Leitfaden für den ersten Unterricht in der Geometrie von Heinrich Seeger, Director des Realgymnasiums zu Güstrow. 5. Aufl. Mit einer Figurentafel. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto 1891. 8°, 24 SS.

In 12 Abschnitten sind die Begriffe und Lehrsätze über Gerade, Winkel, Parallele, Dreiecke, Vierecke, Polygone, Congruenz und Symmetrie zusammengestellt. Die Lehrsätze sind ohne Beweise mitgetheilt, und es ist gar kein Hinweis vorhanden, wie der Verf. die Einsicht in die mitgetheilten geometrischen Wahrheiten zu vermitteln gedenkt. Dieser Leitfaden lässt daher dem Lehrer volle freie Wahl seiner Methode und unterstützt ihn nur durch die Stilisierung der Lehrsätze, welche der Schüler sich auch gedächtnismäßig aneignen muss. Jeder Abschnitt ist von einer genügenden Anzahl hie und da recht glücklich gewählter Aufgaben begleitet. Dass ein Leitfaden, welcher auf so kleinem Raume eine relativ große Anzahl von Erkenntnissen zur Darstellung bringen und einüben will, mancherlei Lücken aufweist, wird niemand wundernehmen.

Mit gutem Grund hat man die alte Sitte aufgegeben, geometrischen Büchern Figurentafeln beizugeben, und druckt die Figuren lieber in den Text neben den dazu gehörigen Sätzen. Die Gründe, welche den Verfasser eines Leitfadens für den ersten Unterricht in der Geometrie veranlassten, der alten Sitte treu zu bleiben, sind nicht leicht einzusehen.

Baden. Hans Wittek.

Programmenschau.

54. Sewera Ernst, Über den Gebrauch der Partikel ge- vor Verben in der Sprache Wolframs von Eschenbach. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1890, 8°, 19 SS.

Der Verf. beschäftigt sich auf S. 1—3 mit der Etymologie und ursprünglichen Bedeutung der Partikel ge- sowie mit ihrer Function im Mittelhochdeutschen und bespricht in Kürze die einschlägige Literatur von Jakob Grimms Grammatik bis zur zweiten Auflage der mittelhochdeutschen Grammatik von H. Paul. Die Absicht des Verf.s ist es, die mannigfachen Bedeutungen und Gebrauchsweisen dieser Partikel auf eine möglichst geringe Zahl zu beschränken und durch eine vollständige Sammlung und strenge Sichtung des in den Werken Wolframs von Eschenbach vorliegenden Materials in erschöpfender Anzahl die nöthigen Belege beizubringen. Auf S. 4 werden zunächst alle mit ge- zusammengesetzten Verba angeführt, die Wolfram gebraucht; hieran reihen sich S. 4—18 die Zusammenstellungen über den Gebrauch des ge- nach folgenden fünf Hauptgesichtspunkten:

A. Das ge- bildet einen Compositionstheil solcher Verba, deren Simplicia in der mhd. Literatur entweder gar nicht oder nur äußerst selten vorkommen, oder deren Bedeutung sich mit der der einfachen Verba deckt.

B. Das ge- verleiht dem Compositum eine von der des Simplex verschiedene Bedeutung.

C. Das ge- tritt gerne vor das Simplex in Sätzen allgemeinen Inhaltes.

D. Das ge- erscheint oft vor einem Präsens oder Präteritum, welche auf ein zukünftiges, beziehungsweise »vorvergangenes« Geschehen hinweisen.

E. Das ge- tritt oft vor Infinitive, die mit den sogenannten Präteritopräsentien verbunden sind.

Von den 1769 Stellen, welche bei Wolfram für die Untersuchung in Betracht kommen, tragen nur etwas mehr als ein Drittel zur Erkenntnis des Einflusses der Partikel auf die Syntax bei; der Verf. findet also, dass im Sprachgebrauche dieses Dichters die Vorsilbe ge- nur verhältnismäßig selten einen Einfluss auf die Syntax ausübt.

Als Nachtrag zu der Abhandlung soll in einem der nächsten Programme ein alphabetisches Verzeichnis aller bei Wolfram vorkommenden, mit ge- zusammengesetzten Verben »mit sämmtlichen Stellen« erscheinen.

55. Chevalier, Dr. Ludwig, Zur Poetik der Ballade. Progr. des k. k. deutschen Staats-Obergymn. in Prag-Neustadt 1891, 8°, 61 SS.

Der Verf. stellt in seinem Aufsatze eine Fülle reichhaltigen Materiales zur Kenntnis der Ballade zusammen. Er theilt die verschiedenen theoretischen Auseinandersetzungen über Ballade und Romanze mit, indem er ihre Entwicklungsgeschichte im vorigen Jahrhundert verfolgt und seine Aufmerksamkeit nicht bloß den classischen Balladendichtern, sondern auch den Poeten der neueren und neuesten Zeit zuwendet, so dass seine Arbeit das Material zu einer Geschichte der deutschen Ballade bietet und ein Zeugnis für nicht gewöhnliche Belesenheit gibt.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

56. Friedwagner, Dr. Mathias, Goethe als Corneille-Übersetzer. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas in Deutschland. Progr. der Staats-Realschule im XVIII. Bezirke Wiens 1890, 8°, 40 SS.

Unter den Jugendarbeiten Goethes findet sich auch eine metrische Übersetzung der ersten Scene des Lustspieles »Le Menteur« von Corneille (abgedruckt u. a. in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe, Bd. 10, S. 317 bis 319). Die näheren Umstände nun nachzuweisen, unter welchen diese sonst wenig beachtete kleine Arbeit entstanden sein dürfte, ist der Hauptzweck der vorliegenden Abhandlung, welche, um dies gleich vorauszuschicken, rücksichtlich der Anlage wie der Durchführung das beste Lob verdient, obgleich vielleicht nicht jeder Leser einzelnen der vom Verf. vorgebrachten Argumente jene Beweiskraft wird zuerkennen wollen, welche der Verf. ihnen beilegt.

Der Verf. tritt zunächst an die Frage heran, welche äußere Anregung wohl die Aufmerksamkeit Goethes gerade auf den »Menteur« gelenkt haben mag, und bemüht sich, den Nachweis zu liefern, dass Goethe zur Zeit der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen (1759—1764) den »Menteur« in der Darstellung jener französischen Schauspielergesellschaft, welche sich damals in Frankfurt aufhielt, gesehen habe und dass sein späterer Übersetzungsversuch auf den lebhaften Eindruck zurückzuführen sei, welchen er aus dieser Aufführung empfangen habe. Auf einen documentarischen Beweis musste der Verf. freilich verzichten. Es erwähnt weder Goethe selbst noch eine andere gleichzeitige Quelle eine Aufführung des »Menteur« zu jener Zeit, noch findet sich dieses Lustspiel in der Zahl jener Stücke genannt, welche nachweisbar in dem freilich sehr lückenhaft überlieferten Spielplan der genannten Gesellschaft zu jener Zeit vorkamen. Aber gerade auf diese Lückenhaftigkeit des Spielplanes baut der Verf. seine Annahme. Er zieht nämlich den Spielplan einer anderen französischen Gesellschaft, welche ebenfalls in Frankfurt und zwar 1741—1742 Vorstellungen gab, zum Vergleich heran. In diesem Spielplan kommt der »Menteur« wirklich vor, und nun folgert der Verf. weiter, aus der großen Ähnlichkeit der beiden Spielpläne und aus dem Umstande, dass das französische Theater der damaligen Zeit durch Jahrzehnte ein constantes Repertoire aufweise, ergebe sich eine an Gewissheit heranreichende Wahrscheinlichkeit, dass der »Menteur« auch in den Jahren 1759—1764 in Frankfurt aufgeführt worden sei.

Soweit indes mit dem Verf. zu gehen, dürften vielleicht nicht alle seine Leser geneigt sein; die meisten werden wohl der Ansicht sein, dass man aus den vorhandenen Prämissen kaum auf mehr als die Möglichkeit der Aufführung schließen könne. Entschieden wahrscheinlicher oder vielmehr nahezu gewiss ist es, dass Goethe bereits in seiner Knabenzeit den »Menteur« gelesen hat, wie der Verf. S. 19 ff. ausführt. Und damit kann man sich denn auch für den vorliegenden Zweck begnügen.

Bezüglich der Zeit der Abfassung sucht der Verf., gestützt auf das, was wir über Goethes geistiges Leben während seines Leipziger Aufenthaltes wissen, die Wahrscheinlichkeit darzuthun, dass die in Rede stehende Übersetzung in das Sommersemester 1766 zu setzen sei.

In der Besprechung der Frage, welche Ursache denn Goethe veranlasst haben mag, gerade den »Menteur« aus den vielen französischen Lustspielen sich zu seinem Zwecke auszuwählen, weist der Verf. die Annahme Lichtensteins (Goethe-Jahrbuch III.) zurück, dass die Ähnlichkeit, welche Goethe zwischen seiner Lage in Leipzig und der des Corneille'schen Dorant in Paris gefunden habe, dieser Grund gewesen sei. Der Verf. erklärt seinerseits die Wahl Goethes daraus, dass der »Menteur« als erste moderne Komödie die besondere Aufmerksamkeit des in Leipzig dem Studium der französischen Literatur obliegenden Dichters erregen musste, zumal da er schon in seinen Knabenjahren mit Corneille bekannt war

und den »Menteur« wahrscheinlich auf der Bühne in Frankfurt gesehen hatte.

Nachdem der Verf. dann in kurzem das Verhältnis des Corneille-schen Stückes zu dem spanischen Original des Alarcon dargelegt hat, schließt er seine Arbeit mit einer ziemlich eingehenden Vergleichung der Goethe'schen Übersetzung und des Corneille'schen Originals in sprachlicher, ästhetischer und metrischer Hinsicht.

Die Arbeit empfiehlt sich durch das klare, selbständige Urtheil und die gute Methode, mit welcher sie durchgeführt ist.

57. Wawra, Dr. F., Die Scheideformen oder Doubletten im Französischen. Progr. der Landes-Oberrealschule und der Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt 1890, 8°, 21 SS.

Die vorliegende Arbeit fußt ihrem innersten Wesen nach auf dem bekannten, wenn auch noch nicht ganz ohne Widerspruch oder Einschränkung anerkannten Lehrsatze der sogenannten junggrammatischen Schule, dem zufolge die lautlichen Veränderungen in einer Sprache sich unter dem Einflusse stets gleich wirkender Gesetze vollziehen. Vielleicht hat der Verf. die unmittelbare Anregung zu seiner Arbeit aus H. Pauls »Principien der Sprachgeschichte« erhalten, wo sich S. 212 die Bemerkung findet, dass es an einer gesichteten Zusammenstellung von Fällen, die als unzweifelhafte Differenzierung gleichbedeutender Ausdrücke zu betrachten seien, noch fehle. Mit dieser Vermuthung will natürlich Ref. nichts gesagt haben, was dem Werte der Arbeit irgendwie abträglich sein könnte.

Wenn der oben erwähnte Lehrsatz von der sich stets gleichbleibenden Wirkung der Lautgesetze richtig ist, wenn demnach die Lautveränderungen ohne Rücksicht auf die Bedeutung vor sich gehen und unter gleichen Vorbedingungen auch immer das gleiche Ergebnis aufweisen müssen, dann wird die Annahme hinfällig, dass die Sprache kraft des ihr innewohnenden sogenannten Differenzierungstriebes in mehr oder weniger bewusster Weise die lautliche Umwandlung eines Wortes nach zwei oder mehreren verschiedenen Richtungen hinlenken könne, um dann die so entstandenen verschiedenen Wortformen zur Bezeichnung verschiedener Begriffe zu verwenden. Consequenterweise muss dann weiter das Vorkommen von Scheideformen auf Entlehnung im allgemeinen zurückgeführt werden.

Wenn man aber die Frage der Scheideformen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so ist es klar, dass so ziemlich alle bisher über diesen Gegenstand erschienenen Arbeiten einer gründlichen Umarbeitung bedürfen, weil sie alle, die einen mehr, die anderen weniger, den Differenzierungstrieb als einen maßgebenden Factor für die Entstehung der Scheideformen zulassen. Darin liegt denn auch die Existenzberechtigung der in Rede stehenden Arbeit: sie ist bestimmt, eine fühlbare Lücke auszufüllen. Ob und wie sie diesem Zwecke entsprechen wird, lässt sich allerdings vorläufig noch nicht mit voller Sicherheit beurtheilen; denn der Verf. bietet jetzt nur den allgemeinen Theil, in welchem er die leitenden Grundsätze darlegt, nach welchen er seine eigentliche Arbeit, die Neusichtung der französischen Scheideformen, durchzuführen gedenkt. Soweit die Arbeit vorliegt, zeigt sie besonnenes, selbständiges Urtheil über Ziele und Wege und streng philologische Methode; das lässt auch rücksichtlich des noch ausstehenden Haupttheiles der Arbeit eine tüchtige Leistung erwarten.

Die wesentlichen Ergebnisse, zu welchen der Verf. in dem einleitenden Theile gelangt, sind ungefähr folgende. Es ist zu unterscheiden zwischen eigentlichen und uneigentlichen Scheideformen. Zu letzteren gehören jene lautlich verschiedenen Wortpaare, welche wohl etymologisch auf die gleiche Basis zurückgehen, aber nicht unter ganz gleichen Vor-

bedingungen entstanden sind, indem die lautliche Gestalt des einen Wortes sich unter dem Einfluss des Accents, die des anderen außerhalb desselben entwickelt hat (me und moi von mē, les und eux von illos u. ä.). Diese Scheideformen schließt der Verf. von vornherein von der Untersuchung aus. Als eigentliche Scheideformen bezeichnet der Verf. solche Wörter (oder Worttheile), welche, von derselben lautlichen und begrifflichen Basis stammend, dennoch eine verschiedene lautliche Form aufweisen; sie seien dadurch entstanden, dass zu einem in der Sprache bereits vorhandenen Worte (Erbwort) ein zweites oder auch ein drittes Wort auf dem Wege der Entlehnung dazutrat (Lehnwort, Fremdwort). Die Entlehnung, welche dem Verf., von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht, als ein wichtiges Charakteristicum gilt, konnte stattfinden entweder aus einem anderen französischen Dialecte (benoît — benêt) oder aus einer anderen romanischen Sprache (chevalier — cavalier) oder aus dem Latein (août — auguste). Zum Schluss untersucht der Verf. eine Anzahl von Wortpaaren, welche bisher als Scheideformen galten, an der Hand seiner eben erwähnten Definition und schließt dieselben aus, da sie dieser Definition nicht genügeleisten. Dazu gehören, um nur einige Beispiele anzuführen, Wortpaare, welche lautlich zusammenfallen, die man aber in willkürlicher Weise orthographisch, also für das Auge, zu differenzieren suchte (penser und panser, conter und compter u. ä.); ferner Wortpaare, bei welchen die Gemeinschaftlichkeit der lautlichen Basis nicht vorhanden ist (plaire von plăkēre und plaisir von placēre oder amant und aimant, ersteres organisch aus amantem, letzteres durch Kreuzung mit den stammbetonten Formen des Präsens entstanden, oder die unter verschiedenen Bedingungen entwickelten Formen der Adjectiva auf -ell und -oll). Die Doppelformen, welche einige Substantiva auf -all, -ell, -oll entwickelt haben, erkennt der Verf. als echte Scheideformen an, indem er die Formen auf -el, -ol als Entlehnungen aus anderen romanischen Sprachen erklärt (so appel neben appeau, martel neben marteau, lambel neben lambeau usw.). Hier wird der Boden schon ein ziemlich unsicherer und Vorsicht ist dringend geboten. Was z. B. die vom Verf. angenommene Entlehnung von appel aus dem Italienischen betrifft, so sei darauf aufmerksam gemacht, dass Littré s. v. für diese Form Belege aus einer Zeit bringt, in welcher an italienischen Einfluss schwerlich gedacht werden kann, so aus den Lois de Guillaume (XI sec.): que il volge doner wage et trover plege à persuir soun apel, und aus der Chanson d'Antioche (XIII sec.): par la cit d'Antioche font lor apel soner usw.

Die Art und Weise, wie der einleitende Theil durchgeführt ist, lässt auch, wie gesagt, bezüglich des zu erwartenden Haupttheiles etwas Tüchtiges erwarten.

58. Van Overschelde F., Ist im französischen Unterrichte die alte oder die neue Methode vorzuziehen? Progr. der n. ö. Landes-Oberrealschule in Krems 1890, 8°, 11 SS.

Unter den Gründen, welche gegen den Betrieb des Französischen nach der neuen Methode geltend gemacht werden, nimmt nicht den letzten Platz der ein, dass durch diese Methode der formal bildende Einfluss, den das Französische ausüben kann und soll, allzu stark beeinträchtigt werde. Besonders sind es die Vertreter der modernen Sprachen an unseren lateinlosen Realschulen, welche derartigen Besorgnissen Ausdruck geben; ihrer Ansicht nach soll das Französische an unseren Realschulen in Bezug auf formale Bildung des Geistes ungefähr die gleiche Rolle spielen, wie das Latein an den Gymnasien, und sie sehen nun in der neuen Methode eine Gefährdung für diese Stellung des Französischen.

Dieser Auffassung von der Aufgabe, welche dem Französischen an unseren Realschulen neben anderem zukommt, kann nicht ohneweiters

widersprochen werden; wenn dem aber so ist, dann kann das Französische nicht in dem Grade, wie es einzelne vorgeschrittene Anhänger der Reform wollen, gegenüber der Muttersprache gewissermaßen auf den Isolierschemel gestellt werden und es stünde, scheint es, nicht unbedenklich für die Sache der Reform speciell an unseren Realschulen, wenn einmal in unwiderleglicher Weise dargethan werden könnte, dass die Leistungen im Deutschen infolge des veränderten Betriebes des Französischen zurückgegangen seien. Dass es nicht dazu komme, dafür wird hoffentlich eine maßvolle, unsere besonderen Verhältnisse berücksichtigende Ausgestaltung der neuen Methode Sorge tragen, auch auf die Gefahr hin, von vorgeschrittener Seite her der „Verwässerung“ der Methode geziehen zu werden. Was aber die auf der gegnerischen Seite von diesem Gesichtspunkte aus geäußerten Einwände betrifft, so möchte Ref. denselben jetzt nur als einer Art von Warnungssignalen für den weiteren Entwicklungsgang der Reformgedanken eine Berechtigung zugestehen, nicht aber eine in den thatsächlichen Verhältnissen liegende Begründung derselben anerkennen. Diejenigen, welche auf Grund der oben erwähnten Besorgnisse gegen die neue Methode ankämpfen, verfallen, bewusst oder unbewusst, in Übertreibungen nach mehreren Seiten hin. Zunächst legen sie, scheint es, dem formalen Bildungswert, welchen das Studium jeder fremden Sprache in sich birgt, doch eine übertriebene Bedeutung bei; lassen sich doch selbst auf altphilologischer Seite warnende Stimmen gegen eine Überschätzung des formal bildenden Einflusses der classischen Studien vernehmen. Übertreibung ist es ferner, wenn dieses Moment der formalen Bildung als das erste und wichtigste hingestellt wird, welches bei der Erlernung des Französischen an Realschulen zu berücksichtigen sei; Übertreibung endlich, wenn behauptet wird, die Anhänger der neuen Methode seien sammt und sonders Feinde der Grammatik oder betreiben sie nur so nebenbei.

In dem Vorausgehenden glaubt Ref. bereits genügend die Stellung gekennzeichnet zu haben, welche er gegenüber der oben bezeichneten Abhandlung einnimmt, deren Verf. zu dem Ergebnis kommt, an der Realschule gebüre im französischen Unterrichte nicht der Lectüre und den Sprechübungen, sondern dem grammatischen Betriebe mit den Übersetzungen aus dem Deutschen die erste Stelle. Nach Aufzählung aller Vorzüge, welche der Verf. der neuen Methode einräumt, ist man eigentlich auf eine so entschiedene Ablehnung nicht gefasst. Die neue Methode lehrt, das gibt der Verf. zu, die Schüler viel eher fließend und correct lesen und das gesprochene Wort verstehen, eröffnet ihnen viel früher und ausgiebiger den Zutritt zu den französischen Literaturwerken, vermittelt ein vertieftes Verständnis der Sprache in Bezug auf Synonymik und Wortbildung und leistet rücksichtlich der Rechtschreibung nahezu das Gleiche wie die alte Methode, aber — sie treibt nicht vom ersten Anfang an Grammatik in systematischer Weise, sie lässt nicht jede grammatische Regel in vielfachen deutsch-französischen Übersetzungen zur Anwendung bringen, sie begnügt sich im Anfange theilweise mit einem spontanen Sichaneignen des Sprachstoffes, sie rechnet mit der allmählichen Entwicklung des Sprachgefühles. Darum, folgert der Verf., taugt sie nicht; denn „wenn auch des Reformers Schüler viel mehr positive Kenntnis des Französischen erlangt, die edle Blüte der formalen Geistesbildung, welche den Menschen so ziert und ihm durchs ganze Leben so nützlich ist, wird er unterwegs nicht gepflückt haben“. Einiges, was der Verf. zur Unterstützung seiner Ansicht vorbringt, kann Ref. nicht ohne Widerspruch hingehen lassen. Der Verf. erklärt das, was mancher von der Entwicklung des Sprachgefühls erwarte, als rein phantastisch und stellt dann folgende Behauptung auf: „Angenommen, ein deutsches Kind hörte nur (was eine reine Utopie ist) correctes Deutsch sprechen und läse nur musterhafte Schriftwerke, so wird trotzdem dieses Kind syntaktische Fehler und sogar solche

gegen die Formenlehre machen: die Rection der Präpositionen und des Verbs z. B. wird es nach dem Gefühl nie gut erlernen.« Aus den angegebenen Prämissen würde Ref. einen ganz anderen Schluss ziehen: ein solches Kind braucht die Grammatik mit allen ihren Regeln nicht, um sich correct auszudrücken. Wenn der Verf. je in der Lage war, in den unteren Classen Kinder aus Familien, in welchen ein reines Deutsch gesprochen wird, neben solchen Kindern, welchen die Volksschule die verschiedenen dialectischen Unarten noch nicht hatte abgewöhnen können, zu unterrichten, so dürfte er doch wohl die Erfahrung gemacht haben, welchen Aufwand von Zeit und Mühe es kostet, mit Zuhilfenahme der Grammatik bei der zweiten Kategorie von Schülern, selbst wenn sie fleißig sind, einigen Erfolg zu erzielen, und wie unsicher dieser Erfolg lange Zeit hindurch noch bleibt, während alle diese Schwierigkeiten für die Schüler der erstgenannten Gruppe gar nicht existieren. Das durch langjährige Gewöhnung entwickelte Sprachgefühl ist für diese ein mindestens ebenso verlässlicher Führer als für die anderen die Grammatik. Bilden wir uns doch auf die Erfolge, welche wir mit der deutschen Grammatik an sich in den unteren Classen erzielen, nicht gar zu viel ein! Das Regellernen und das Einüben der Regeln an eigens zugeschnittenen Beispielen hat nur einen geringen Antheil an diesem Erfolge. Der Verf. scheint, wenn Ref. ihn nicht ganz missversteht, der Ansicht zu sein, man könne ohne die Kenntnis der grammatischen Regeln nicht einmal seine eigene Muttersprache correct und sicher handhaben, geschweige denn eine fremde. Wie manche schriftstellernde Frauen aus verschiedenen Literaturen ließen sich als Gegenbeweis anführen! Kurz, wenn irgendwo, so gilt von den grammatischen Regeln Goethes Wort von der »grauen Theorie« und »des Lebens grünem Baum«.

Eine gleiche Überschätzung wie dem grammatischen Regelwerk bringt der Verf. dem Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische entgegen. Ref. kann sich wohl nicht mit der Ansicht der vorgeschrittenen Anhänger der Reform, welche jede Übersetzung auch auf der höheren Stufe verbannen wollen, befreunden, aber ebenso wenig auch mit der des Verf., welcher in dem Hinübersetzen das Um und An des französischen Unterrichtes erblicken und es in einem Umfange getrieben wissen will, dass die Erreichung anderer, mindestens ebenso wichtiger Zwecke entschieden nicht möglich ist. Und das in einer Zeit, in welcher selbst auf dem Gebiete des altclassischen Sprachunterrichtes die deutsch-lateinischen Übersetzungen eingeschränkt werden, in welcher ein Vertreter der humanistischen Studien nicht weniger als 36 Gründe gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien ins Feld führt (vgl. Ch. Wirth, »36 Gründe usw.« Berlin 1891). Viele von den zuletzt genannten Gründen sind zwar durchaus nicht stichhältig, aber einige wären doch der Erwägung des Verf. der vorliegenden Arbeit wert.

Ein sehr hartes Urtheil spricht endlich der Verf. über die Leistungen der Volksschule rücksichtlich der grammatischen Schulung aus. Die Schüler kämen mit so schwachen Kenntnissen der einfachsten grammatischen Grundbegriffe in die Realschule, behauptet der Verf., dass für den Beginn des französischen Unterrichtes jeder Anknüpfungspunkt fehle und der Lehrer des Französischen erst deutsche Grammatik treiben müsse; bei vielen Schülern vergehe die ganze Zeit der Unterrealschule darüber, dass sie einen Satz grammatikalisch und logisch zergliedern lernten. Der Verf. mag mit seinen Klagen auf Grund der Erfahrungen, die ihm zugebote stehen, recht haben; bezüglich dieser Erfahrungen muss der Fernstehende sich des Widerspruches enthalten. Aber Erfahrung gegen Erfahrung! Soweit die Erfahrungen des Ref. reichen, kann den Wiener Volksschulen im allgemeinen ein Vorwurf von der Härte, wie ihn der Verf. erhebt, nicht gemacht werden. Und vielleicht würde auch noch manche vereinzelte Klage, die sich hören lässt, verstummen, wenn wir Mittelschullehrer es immer verständen, die einzelnen Fäden des grammatischen

Unterrichtes gerade dort neu zu knüpfen, wo sie beim Austritt aus der Volksschule abgerissen wurden, wenn wir uns mit Lehrbuch und Methode der Volksschule inniger vertraut machten, nicht um sie in die Mittelschule zu verpflanzen, sondern nur um den Knaben den Übergang nicht allzu schroff zu gestalten. Wenn indes die Schilderung, die der Verf. von den mangelhaften Leistungen der Volksschule entwirft, den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, dann gäbe es doch für die Mittelschule ein viel wirksameres Mittel der Abhilfe, als die grammatisierende Methode beim französischen Sprachunterricht: — die Zurückweisung bei der Aufnahmsprüfung.

Wien. St. Kapp.

---

59. **Neugebauer Emil, Über die Transformation und Reduction vielfacher Integrale.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz 1890, 8°, 44 SS.

Die Vereinfachung der oft schwierigen oder doch weitläufigen Rechnungsoperationen bei mehrfachen Integralen gibt ein dankbares Feld für die Entwicklung geistvoller Transformationen, die auch für geometrische und physikalische Untersuchungen von großem Werte sind. Der Verf. hat nun eine Gruppe derartiger Probleme gewählt, welche nicht bloß Erleichterungen bei den betreffenden Rechnungen, sondern auch Transformationen enthalten, welche die Möglichkeit einer ganzen oder theilweisen Lösung vorbereiten. Der Jakobischen Darstellung folgend, entwickelt der Verf. auf dem Wege successiver Transformationen die Schlussformel für die simultanen Substitutionen bei vielfachen Integralen. Eine anschauliche geometrische Interpretation, welche auch durch eine entsprechende Zeichnung illustriert ist, ergibt sich bei dem doppelten und dreifachen Integral.

Im IV. Abschnitte sind auch einige Beispiele wichtiger Functionen angegeben, die praktische Transformationen zeigen. Das Schlusscapitel enthält bei der Reduction des vielfachen Integrals eine anregende Bemerkung bezüglich des sinnreichen, zuerst von Lejeune-Dirichlet angegebenen Verfahrens mittels des „discontinuierlichen Factors". Überhaupt gibt der ganze Aufsatz ein möglichst abgerundetes Ganzes, in welchem das Princip einer möglichst einfachen und eleganten Durchführung der einschlägigen Probleme zur Freude jedes Analytikers hervorleuchten wird.

Kremsier. J. Kessler.

---

60. **Januschke Hans, Die Gesetze des Oberflächendruckes und der Oberflächenspannung in elementarer Darstellung.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Troppau 1890, 8°, 52 SS.

Nach einer historischen Einleitung, betreffend die Theorie der Molekularwirkungen, in welcher besonders der Satz, dass zur Vergrößerung einer Flüssigkeitsoberfläche Arbeit erfordert wird, hervortritt, entwickelt der Verf. in sehr eleganter elementarer Weise den Ausdruck für die Arbeit der Cohäsion und zwar so, dass der entwickelten Formel die größte Allgemeinheit zukommt. Aus dem Naturprincipe, dass die Arbeit der Cohäsion einen möglichst großen Wert erhält, werden nun weitere Folgerungen auf die Oberflächenarbeit und Oberflächenspannung gezogen. Anwendungen von den gewonnenen Theoremen werden in der Deduction der drei Capillaritätsgesetze gemacht: Oberflächendruck, Gesetz des Randwinkels, Gesetz der Steighöhe in Capillarröhren. Daran reihen sich die

bekannten Untersuchungen über Tropfenbildung an engen Röhrchen, über die Gestalt der freien Oberfläche einer Flüssigkeit, über die capillare Attraction und Repulsion zweier in einer Flüssigkeit eingetauchten Platten. Um den Cohäsionsdruck zu berechnen, wird auf die Betrachtungen Stefans über den Zusammenhang der Verdampfungswärme und der Cohäsionsarbeit verwiesen und werden aus den gewonnenen Werten für den Cohäsionsdruck Schlüsse auf die Wirkungsweite der Molekularkräfte gezogen. Aus der Proportionalität zwischen der Cohäsion und dem Quadrate der Dichte wird weiters auch die Abhängigkeit der ersteren von der Temperatur geschlossen. Auf einfache Weise konnte dann der Übergang auf die van der Waals'sche Zustandsgleichung gemacht werden, und wurden auch die elektrocapillaren Erscheinungen in diesem Abschnitte gestreift. Die weiteren Entwicklungen beziehen sich auf die Molekulartheorie der Mischungen und Lösungen, auf die Bestimmung des osmotischen Druckes, auf die Erörterung des Einflusses der Oberflächenspannung auf die Dampfspannung (Theorie von Sir W. Thomson). In den nachfolgenden Deductionen sucht der Verf. nachzuweisen, dass die Gesetze des Oberflächendruckes und der Cohäsion sich mit dem Gesetze des Ätherdruckes in Übereinstimmung befinden. Die Analogie zwischen der Formel für den Arbeitswert für ein Flüssigkeitstheilchen, beziehungsweise für die ganze Flüssigkeit und der Formel für die Ladungsarbeit einer Leydenerflasche lässt den Verf. zu dem bemerkenswerten Schluss kommen, dass die Cohäsionsconstante und die Dielektricitätsconstante umgekehrt proportional seien. Allerdings sind die vorhandenen experimentellen Daten noch nicht zureichend, um einen so weitgehenden Schluss ziehen zu können, der die Äthertheorie weitaus in den Vordergrund aller Theorien rücken würde. Dem Ref. erscheint das Bindeglied zwischen diesen scheinbar heterogenen Erscheinungen das elektrooptische Verhalten der Körper zu sein und es müssen weitere Untersuchungen in diesem Gebiete abgewartet werden, die imstande sind, auf die Molekulartheorie der Körper neues Licht zu werfen. Immerhin erscheinen die Entwicklungen des Verf.s, welche aus der Anschauung vom Ätherdruck hervorgehen, plausibel zu sein und verdienen jedenfalls Beachtung. Das Ergebnis, dass die elektrische Ladung im entgegengesetzten Sinne der Oberflächenspannung wirkt und diese vermindert, kann ebenfalls als durch die Ätherverschiebung bedingt angesehen werden.

61. Döttl Johann, Über einige neue physikalische Apparate. Progr. des fürsterzbisch. Gymn. Collegium Borromaeum zu Salzburg 1890, 8°, 13 SS.

In diesem Aufsatze werden einige neuere Apparate besprochen, welche von dem Verf. dieser Arbeit in Modellen angefertigt wurden. Der erste dieser Apparate bezieht sich auf die Darstellung des Pendelversuches von Foucault; derselbe beruht auf der Thatsache, dass ein vibrierender Stab mit kreisförmigem Querschnitte auch dann in derselben Schwingungsebene fortschwingt, wenn der Befestigungspunkt des Stabes um eine Achse gedreht wird, die mit der Gleichgewichtslage des Stabes zusammenfällt.

Der zweite Apparat dient zur Demonstration der Lehre vom Trägheitsmomente und kann auch zur Vergleichung der Trägheitsmomente zweier länglichen prismatischen Körper oder solchen von beliebiger Gestalt verwendet werden. Auf die Beschreibung der Einrichtung kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. — Der dritte Apparat dient zur Erläuterung des Begriffes der Bewegungsgröße; derselbe kann auch zur Vergleichung der lebendigen Kräfte zweier bewegten Massen verwendet werden. Besonders geeignet erweist sich der Apparat zur Demonstration des Theoremes, dass, wenn zwei unelastische Körper, welche dieselbe Bewegungsgröße besitzen, aufeinander treffen, die Geschwindigkeit nach dem Stoße Null ist. Ebenso kann der sehr instructive Apparat in der

Lehre vom elastischen Stoße der Körper Verwendung finden. — In der folgenden Erörterung wird auf einen Apparat hingewiesen, durch den der Nachweis erbracht wird, dass der Auftrieb in Flüssigkeiten nur die untere Fläche des eingetauchten Körpers trifft. — In einigen theoretischen Erläuterungen sucht der Verf. darzuthun, dass der Schwerpunkt der verdrängten Flüssigkeitsmasse höher als der Angriffspunkt des Auftriebes in der Flüssigkeit liegt.

62. Höfler, Dr. Alois, Welche Himmelserscheinungen während der Schuljahre 1889 und 1890 von den Schülern der 3. und 4. Classe beobachtet worden sind. Progr. des Gymn. der k. k. theres. Akademie in Wien 1890, 8°, 15 SS.

Der Verf. hat im Jahre 1889 im Wiener Vereine »Mittelschule« einen Vortrag gehalten, in welchem er den Vorschlag machte, zeitweilig einen Bruchtheil der Physikstunde des Untergymnasiums darauf zu verwenden, dass die Schüler auf die am Himmel sich abspielenden Vorgänge aufmerksam gemacht werden. Diesen Intentionen entsprechend hat der Verf., der selbst den Physikunterricht leitet, Versuche angestellt, über deren Ergebnisse er nun berichtet. Zunächst wurden Beobachtungen im Vereine mit den Schülern gesammelt, welche geeignet waren, das Bild des Himmelsäquators und der unteren Schraubenbahn zu gewinnen. Weitere Versuche wurden mit einem Gnomon in Verbindung mit einer Äquatorial-Sonnenuhr angestellt. So gewann im Laufe einer längeren Zeit der Schüler ein entsprechendes Bild einiger wichtigen kosmischen Vorgänge. Ref. hält diese Methode des Fortschreitens in der Erkenntnis der Lehren der mathematischen Geographie in der Unterstufe für sehr ersprießlich; der Schüler erhält bei einem derartigen Vorgang ein ausgezeichnetes Bild der inductiven Forschung und wird zum selbständigen naturwissenschaftlichen Denken erzogen. In der dritten Classe suchte der Verf. auch dahin zu wirken, dass die Schüler sich einige Orientierung am Fixsternhimmel erwarben, und wurde denselben der vom Verf. construierte »transparente Himmelsglobus« vorgeführt. In der vierten Classe wurde eine Erweiterung und Vermehrung der vorgenommenen Partien erreicht. In erster Linie wurde getrachtet, den Schülern einen treffenden Beweis für die Kugelgestalt der Erde zu bieten, das über die Sonnenstände Gelernte in geeigneter Weise zusammenzufassen, den Begriff der Weltachse zu geben und deren Lage in Bezug auf das Schulzimmer einzuprägen. Der Begriff der Ekliptik wurde nach vielfachen Beobachtungen des Mondlaufes deduciert und deren Vorstellung durch einen »Ekliptik-Apparat« befestigt. Nun konnte der Umlauf der Erde um die Sonne erfasst werden und der Übergang von der Vorstellung der »scheinbaren« Bewegung des Fixsternhimmels zur wirklichen war keinen weiteren Schwierigkeiten unterworfen. Im weiteren Verlaufe dieses Unterrichtes wurden den Schülern die Planeten gezeigt und eine sehr instructive Beobachtung und objective Darstellung des Verlaufes der Sonnenfinsternis am 17. Juni 1890 gegeben. — Jedenfalls hat der Verf. durch die vorliegende Abhandlung und durch die Ergebnisse seiner Bemühungen dargethan, wie der Unterricht in der kosmischen Physik ersprießlich gestaltet werden kann. Mit Genugthuung wird vom Verf. betont, dass die Erfahrungen, welche er bei diesem Unterrichte zu sammeln Gelegenheit hatte, erfreuliche waren, und wir sehen darin eine Bestätigung der oft ausgesprochenen Ansicht, dass die Einführung in die mathematische Geographie am zweckmäßigsten von dem Lehrer der Physik vorgenommen werden kann, dessen Unterrichtsmethode ihm auch den richtigen Weg in der Behandlung des neuen Gegenstandes zeigen wird, und der sehr leicht die Verknüpfung der Probleme, die als rein physikalische anzusehen sind, mit jenen der kosmischen Physik anbahnen kann. Der sehr beachtenswerten Abhandlung wünschen wir viele Leser.

63. Kofler Jakob, Die Axiome der Geometrie und die Lehre vom Raume. Progr. des k. k. Gymn. in Brixen 1890, 8°, 22 SS.

Auf Grund der Schrift von Erdmann: »Die Axiome der Geometrie, eine physikalische Untersuchung der Riemann-Helmholtz'schen Raumtheorie« verfolgt der Verf. in Kürze die Entwicklung der Raumlehre und erläutert die Versuche, welche angestellt wurden, um für das Euclidische Axiom (»Wenn zwei gerade Linien von einer dritten so geschnitten werden, dass die beiden innern an einerlei Seite der schneidenden Linie liegenden Winkel zusammen kleiner als zwei Rechte sind, so treffen diese beiden Linien genügend verlängert an eben der Seite zusammen«) einen Beweis zu finden. In der Abhandlung wird auf die entsprechenden Arbeiten von Gauss, auf die Untersuchungen Lobatschewskys und Bolyais hingewiesen, welche die Abhängigkeit der Geometrie Euclids vom Parallenaxiom nachwiesen und ein in sich consequentes geometrisches System entwickelten. Bekanntlich ist die absolute Geometrie nach Bolyai von dem Professor der Grazer Universität Frischauf bearbeitet worden. Dieselbe beruht auf der Voraussetzung, dass die Winkelsumme eines Dreieckes kleiner als zwei Rechte ist, und weicht in allen Sätzen von der Euclid'schen Geometrie ab, welche eine Parallelenannahme erfordern (ausgenommen bei unendlich kleinen Figuren). Weiters werden die Untersuchungen von Riemann und Helmholtz (»Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome«) skizziert und die Definition des Raumes auf Grund dieser Forschungen gegeben: Der Raum ist eine stetige Größe, deren Elemente durch drei unabhängige Variable eindeutig bestimmt sind und deren Krümmungsmaß den constanten Wert Null besitzt, oder: Der Raum ist eine dreifach ausgedehnte, in sich selbst congruente, ebene (unendliche) Mannigfaltigkeit. Der Aufsatz ist in jeder Beziehung lesenswert.

64. Knabl Eduard, Die Winkelgegenpunkte und deren Beziehungen zu den Kegelschnitten, insbesondere zum Brocard'schen Kreis. Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymn. in Horn 1890, 8°, 8 SS.

Zuerst werden die Winkelgegenpunkte besprochen, deren Begriff in sehr klarer Weise gegeben wird, dann wird durch reciproke Übertragung dieses Begriffes auf die Geraden der Begriff der Seitengegengeraden eingeführt und hier ergibt sich eine neue Art von reciproker Verwandtschaft. Nun werden weiters einige Lagebeziehungen zwischen Punkten (Geraden) mit projectivischen Coordinaten betrachtet. Im zweiten Theile wird das Theorem, dass jeder Punkt mit den drei ihm zugehörigen Punkten mit theilweise vertauschten Coordinaten und mit den Winkelgegenpunkten der beiden zu ihm gehörigen Punkte mit cyklisch vertauschten Coordinaten auf einem und demselben Kegelschnitte liegt, an die Spitze der Betrachtungen über die Beziehungen der Winkelgegenpunkte zu den Kegelschnitten gestellt und untersucht, welchen Weg ein Punkt beschreibt, wenn ein Winkelgegenpunkt längs einer Geraden oder längs gewisser Kegelschnitte fortschreitet. Die Abhandlung betrifft insbesondere in ihrem zweiten Theile wichtige Theoreme aus der Lehre von den Kegelschnitten, die auf Grund der neueren projectivischen Untersuchungen über diesen Gegenstand in klarer und scharfsinniger Weise deduciert werden.

65. Adam Otto, Beiträge zur analytischen Geometrie an der Mittelschule. Progr. der Communal-Oberrealschule im VI. Bezirke Wiens 1890, 8°, 16 SS.

Die Ausführungen des Verf.s bilden im wesentlichen eine Wiederholung eines Vortrages, den derselbe im Wiener Vereine »Realschule«

gehalten hat. Dieselben beziehen sich auf die Einführung der sogenannten Sinnesgleichung einer Geraden, durch welche nicht nur die Gerade der Lage nach, sondern auch dem Sinne nach bestimmt wird. Die Beziehungen zwischen der Normalform und der Sinnesgleichung der Geraden werden erörtert, dann der Winkel zweier Geraden und eines Dreieckes, die Sinnesgleichung einer Geraden, welche durch zwei Punkte geht, und die Winkel der Polygone, deren aufeinanderfolgende Eckpunkte gegeben sind, betrachtet. Wichtige Dienste leistet die Sinnesgleichung einer Geraden bei der Bestimmung der Entfernung eines Punktes von einer durch diese Gleichung dargestellten Geraden. Als weitere Anwendungen werden das Problem der Winkelhalbierenden zweier Geraden, die Berechnung der Fläche eines Polygons als Function der Coordinaten der Eckpunkte desselben und einige Kreisaufgaben betrachtet, bei welchen die Sinnesgleichung der Geraden ohne Unzweideutigkeit verwertet werden kann. Als letzte nicht unwesentliche Anwendung wird die Aufgabe in Betracht gezogen, den Winkel zu bestimmen, unter dem irgend ein Kegelschnitt von einem Punkte gesehen erscheint. Die hier vorgeführte Erörterung kann den Fachcollegen auf das Beste zur Darnachachtung empfohlen werden; ein besonderer Vortheil der Methode der Sinnesgleichung besteht in der Entfernung jeder Zweideutigkeit, die sich oft genug in Probleme der analytischen Geometrie aufdrängt, ferner in dem Umstande, dass die Lage des Coordinatensystems keinen Einfluss auf die Art der Behandlung der Aufgaben nimmt.

66. Haberl Josef, Zur Theorie der Leibrenten. Progr. der Comm.-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien 1890, 8°, 33 SS.

Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes behandelt in demselben mehrere Probleme der Leibrenten, also jener von einer Rentencasse auszuführenden Gegenleistungen, welche spätestens mit dem Ableben des Erlegers oder einer anderen früher bestimmten Person erlöschen. Diese Renten können entweder unveränderliche oder steigende sein. Es wird nun die Theorie dieser beiden Rentenarten auseinandergesetzt. In der Theorie der ersteren finden wir die Berechnung der unmittelbar beginnenden und alljährlich zahlbaren Leibrente (mit Einbeziehung der Prämienreserve), ferner wird der Rentenaufschub, dann der Fall, dass der Beitritt $\frac{\alpha}{\beta}$ Jahre vor Schluss des Kalenderjahres erfolge, wobei auch des Falles der aufgeschobenen Renten Erwähnung geschieht, betrachtet. Im weiteren finden wir die Rentenzahlung in gleichen Jahresraten erörtert. Die Bestimmung des Zeitwertes bei ratenweiser Rentenzahlung beschäftigt den Verf. im folgenden Abschnitte. Daran schließt sich die Theorie der steigenden Renten, also solcher, welche nach einem bestimmten mathematischen Gesetze zunehmen. Insbesondere wird jener Fall berücksichtigt, in dem die Steigerung infolge der abnehmenden Zahl der auf dieselbe Art Versicherten hervorgerufen wird. Wir wünschen dieser lesenswerten Abhandlung, in welcher ein wichtiges Gebiet der praktischen Algebra in zweckentsprechender Weise und im engen Anschluss an die bezüglichen Entwicklungen in des Verf.s beliebtem Lehrbuche behandelt wird, viele Leser und glauben, dass auch vorgeschrittene Schüler aus dieser Abhandlung Nutzen ziehen können.

67. Leitzinger Franz, Einfache Lehrmittel zur mathematischen Geographie. Mit einer Figurentafel. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Bozen 1890, 8°, 32 SS.

Die in der vorliegenden Schrift angegebenen Lehrmittel für den Unterricht in der mathematischen Geographie zeichnen sich durch ihre Einfachheit aus. In dem ersten wird die Abhängigkeit der Beleuchtungs-

und Erwärmungsintensität von der Größe des Einfallswinkels der Licht- und Wärmestrahlen veranschaulicht; durch das zweite wird der scheinbare Tageslauf der Sonne zur Anschauung gebracht; durch diesen Apparat wird auch die Tageslänge für verschiedene Breiten, die Größe der Morgen- und Abendweite, die Dauer der Dämmerung, der Unterschied zwischen Stern- und Sonnentag, zwischen wahrem und mittlerem Sonnentag, die Erklärung des verschiedenen Anblickes des Fixsternhimmels in verschiedenen Jahreszeiten dargelegt. An dritter Stelle werden drei fixe Tellurien zur Vermittlung der Einsicht in die Entstehung der Jahreszeiten vorgeführt. Der vierte Apparat ist ein fixes Lunarium zur Versinnlichung der Mondbewegung, der auch zur Veranschaulichung der Entstehung von Sonnen- und Mondesfinsternissen verwendet werden kann. Indem der Verf. zu dem Apparate, welcher ein fixes Tellurium, dessen Achse mit der Ekliptik einen Winkel von $66^1/_2{}^0$ bildet, darstellt, eine Mondführung hinzufügte, construierte er ein Lunaro-Tellurium, welches sehr geeignet erscheint, die Zeit des Auf- und Unterganges, sowie die Höhe des Mondes in den einzelnen Phasen beim Eintritte einer jeden Jahreszeit zu bestimmen. Im Anhange der vorliegenden Abhandlung finden wir eine dem astronomischen Kalender der Wiener Sternwarte entnommene Declinationstabelle.

Die Einfachheit der angegebenen Apparate, die klare und durchwegs sorgfältige Beschreibung derselben und der mit diesen anzustellenden Versuche werden denselben die Beachtung seitens der Lehrer der mathematischen Geographie sichern. Selbstverständlich muss die Beobachtung des wirklichen Sachverhaltes mit der Vorführung der mit diesen Apparaten auszuführenden Experimente Hand in Hand gehen, um das Ziel zu erreichen, das beim Unterrichte in diesem Gegenstande anzustreben ist.

68. Breuer Adalbert, Übersichtliche Darstellung der mathematischen Theorien der Dispersion des Lichtes. Progr. der k. k. deutschen Staats-Oberrealschule in Trautenau 1890, 8°, 50 SS.

In einer umfangreichen Arbeit, welche in formeller Beziehung mancherlei Originelles bietet, werden zuerst die Gesetze der schwingenden Bewegung des Äthers, wenn derselbe frei ist, dann die Theorie der Dispersion des Lichtes nach Cauchy, die später veröffentlichte Theorie desselben Gegenstandes von Powell, die Theorien von Broch, Redtenbacher, Eisenlohr, Christoffel, Briot, Neumann, Boussinesq, endlich die empirischen Formeln von Ketteler besprochen. Zum Schlusse der Abhandlung werden noch die Approximationsgleichungen der Ätherbewegung, welche analog jenen von L. Lorenz gegebenen sind, aufgestellt und gezeigt, dass diese Gleichungen die Farbenzerstreuung nicht zu erklären vermögen.

In der vorliegenden beachtenswerten Arbeit wurden die Rechnungen bedeutend vereinfacht und in den Entwicklungen die größtmögliche Klarheit angestrebt und erreicht. Auf den experimentellen Theil der Untersuchungen wurde keine eingehende Rücksicht genommen, sondern die Versuche, welche für die Weiterentwicklung der Theorie vom Belange sind, nur gelegentlich erwähnt. Die historische Seite der gestellten Aufgabe wurde ebenfalls in gebürender Weise entwickelt und kann die Arbeit im allgemeinen als eine sorgfältige, in der Ausführung gelungene bezeichnet werden. Dieselbe wird fortgesetzt werden und diese Fortsetzung soll die Theorie der anomalen Dispersion enthalten.

69. Richard Heinrich, Etymologisch-biographisches Lexidion der häufigsten physikalischen Fremdwörter und Eigennamen. Progr. der Communalrealschule im VI. Bezirke in Wien 1891, 8°.

In einer früheren Abhandlung wurde eine etymologische Erklärung der in den Lehrbüchern der Chemie für Mittelschulen am häufigsten vor-

kommenden Fremdwörter und termini technici vorgenommen, und angeregt durch die freundliche Aufnahme dieser Arbeit hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung in derselben sich in analoger Weise auf das Gebiet der Physik begeben. Die Tendenz dieser Arbeit ist eine sehr löbliche und insbesondere beim Unterricht in der Physik an den Realschulen wird eine solche Schrift, wie sie die vorliegende ist, sich fruchtbringend erweisen, da gerade der Realschüler nicht die sprachlichen Vorkenntnisse besitzt, welche zum Erfassen der Bedeutung der meisten in der Physik vorkommenden Fremdwörter erforderlich sind. In manchen Lehrbüchern der Naturlehre werden allerdings die meisten fremden Ausdrücke in Fußnoten erklärt, doch geschieht dies nicht bei allen vorkommenden. In der vorliegenden Abhandlung findet sich auch eine Erläuterung der Eigennamen nach biographischer Richtung hin.

Die Deutung und Erklärung der Fremdwörter, wie wir sie in diesem Aufsatze antreffen, scheint dem Ref. nicht durchwegs einwurfsfrei zu sein. Es sei hiefür nur Folgendes erwähnt: Allochroismus hängt mit ἀλλόχροιος (χροιά) zusammen; die Ableitung des Wortes Aneroid von ἀ privativum und νηρός (feucht) ist heute allgemein angenommen, Aneroid bedeutet demnach ein Barometer, in welchem keine Flüssigkeit zur Verwendung kommt; Anion kommt nicht von ἀνίημι her, sondern von ἀνά und εἶμι, bedeutet somit den Elektrolyten, der hinaufgeht; Anomalie kommt von ἀνώμαλος; Aspirator bedeutet nicht einen „Aushaucher", sondern einen „Ansauger". S. 16 soll es statt „elektrolythisches Gesetz" heißen „elektrolytisches Gesetz". So wären noch einige Bemerkungen zu machen, zum Theil auch solche, welche philologische Unrichtigkeiten betreffen. Immerhin sei aber die Mühe des Verf.s der vorliegenden Abhandlung, welche die Berücksichtigung seitens der Lehrer und der Schüler der Physik in hohem Grade verdient, in gebürender Weise hervorgehoben.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

---

70. **Augustin, Dr. Franz**, Povodeň v Čechách roku 1890 (Überschwemmung in Böhmen im Jahre 1890). Progr. des Communal-Oberrealgymn. (der städtischen Mittelschule) in Prag 1891, 35 SS.

Der Verf. behandelt das zeitgemäße Thema vom Standpunkte der modernen Meteorologie und Hydrographie auf Grundlage eines reichhaltigen Materials. Nach einer kurzen Einleitung über die Überschwemmungen im allgemeinen, welche sich als Producte meteorologischer Factoren darstellen, geht derselbe zu denjenigen meteorologischen Factoren über (Cap. I—III), welche die Septemberüberschwemmung des Jahres 1890 verursacht haben. Hiebei wurde nach den täglichen Wetterkarten der k. k. Centralanstalt für Meteorologie in Wien die Vertheilung des Luftdruckes, der Lufttemperatur, der Windrichtung und des Regenfalles in Europa untersucht und als Hauptursache der andauernden Regen und infolge dessen der Überschwemmungen ein mächtiger oceanischer Luftstrom gefunden, der durch die eigenthümliche Luftdruckvertheilung erzeugt sich längere Zeit unverändert in einer und derselben Bahn über Mitteleuropa erhalten hatte. Durch diesen oceanischen Luftstrom wurde beständig neuer Wasserdampf auf den Continent gebracht, der sich besonders dort zu starken Niederschlägen condensierte, wo eine Abkühlung des Luftstromes durch Aufsteigen über gebirgigem Terrain stattfand. Besonders war das südliche Böhmen und das nördliche Alpenvorland der Schauplatz der heftigsten Niederschläge, weil hier die gegen das in SO-Europa lagernde barometr. Minimum gerichteten feuchten N- und NW-Winde nicht nur zum Aufsteigen in die Höhe genöthigt

wurden, sondern sich auch infolge stark entwickelter Gradienten sehr rasch fortbewegen mussten. In den Tagen vom 1.—4. September fielen auf dem bezeichneten Terrain außerordentliche Niederschlagsmengen, besonders wurden im südlichen Böhmen, wo sich das Maximum der ganzen Regenarea befand, 200—250 *mm* Regen in vier Tagen gemessen. Diese Regen fanden meist bei hohem und dazu noch steigendem Barometerstande statt. Alle diese mit der großen Wasserkatastrophe in Verbindung stehenden Witterungsverhältnisse, Luftdruck-, Wind-, Temperatur- und Regenvertheilung werden durch mehrere sorgfältig ausgeführte Karten (1—6) und Zusammenstellungen von Daten (Tab. 1—4) sehr genau und deutlich zur Darstellung gebracht.

In den darauf folgenden Capiteln IV und V vergleicht der Verf. die während dem 1.—4. September in Böhmen gefallene Niederschlagsmenge 4342 Millionen m^3 mit der dabei verbrauchten Luftmenge und mit derjenigen Wassermenge 2666 Millionen m^3, welche durch die Elbe während der 17tägigen Anschwellung bei Tetschen aus dem Lande entführt wurde. Infolge der Erweichung des Erdbodens durch vorangegangene reichliche Regen stellte sich der Abflussmengencoëfficient 0·50—0·56 als sehr groß heraus und gelangten gewaltige Wassermengen zum Abfluss. Der Verlauf der Anschwellung der Hauptflüsse Böhmens wird vom Verf. mit dem Gefälle der Flussläufe und der Terraingestaltung der Flussgebiete, wonach sich der Abfluss der Niederschlagsmenge in erster Reihe richtet, in Verbindung gebracht. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Verlaufe des Hochwassers bei Prag und der dadurch verursachten Zerstörung der alterthümlichen Karlsbrücke gewidmet. Das Fortschreiten der Flutwelle in der Moldau und in der Elbe wurde auf Grund zahlreicher Wasserstandsbeobachtungen von Budweis bis nach Hamburg verfolgt und sowohl die Geschwindigkeit bestimmt, mit welcher sich der Scheitel dieser Welle fortbewegte, als auch die Veränderungen angegeben, welche an derselben allmählich vor sich gegangen sind. Das Wasser, welches anfangs September 1890 durch Lufströmungen in Wolkenform nach Böhmen gebracht worden ist, kehrte als eine gewaltige Flutwelle erst gegen Ende des Monates wieder in das Meer zurück, so dass in diesem Falle sein Kreislauf einen ganzen Monat gedauert hatte.

Wie aus der gedrängten Inhaltsangabe zu ersehen ist, trachtet der Verf. das großartige Naturereignis nach Ursache und Verlauf zu erklären. Die Durchführung der Untersuchung kann als eine ganz gelungene bezeichnet werden; in solcher Weise, wie es der Verf. gethan hat, ist bis jetzt über keine Überschwemmung gehandelt worden. Wir können die Abhandlung über dieses bei uns anomale Naturereignis einem jeden anempfehlen, der sich darüber eine gründlichere wissenschaftliche Belehrung verschaffen will.

Prag. Augustin Pánek.

---

71. Reichl C. und Mikosch, Dr. C., Über Eiweißreactionen und deren mikrochemische Anwendung. Progr. der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke Wiens 1890, 8°, 37 SS.

Zuerst wird auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Eiweißreactionen hingewiesen. Die Arbeit selbst gliedert sich in drei Haupttheile.

Im I. Theil werden »die bisher gebräuchlichen Eiweißreactionen« kurz besprochen. In erster Linie werden die zur Nachweisung der Proteïnkörper am besten geeigneten Fällungsmittel — 11 an der Zahl — angegeben. »Die meisten Fällungsmittel der Eiweißkörper vermögen zahlreiche andere Verbindungen auszuscheiden, was bei Ausführung der

Prüfungsmethoden zu beachten ist.« In zweiter Linie werden dann jene Reagentien — und zwar alle bekannt gewordenen — namhaft gemacht, die mit Eiweißkörpern Farbenerscheinungen geben. Bei beiden Gruppen von Reactionen wird die Art der Ausführung sowie der Wert (Empfindlichkeit usw.) des Mittels angegeben. Bei den Farbenreactionen wird auch angeführt, ob sie (mehr) den nicht aromatischen — z. B. die Reaction mit alkalischer Kupfersulphatlösung (Biuretreaction) — oder den aromatischen Bestandtheil der Eiweißsubstanz erkennen lässt, z. B. die Reaction mit Salzsäure, Xanthoproteïnsäurereaction, Millon'sche, Adamkiewiecz'sche und Raspail'sche Reaction. Am Schlusse dieses Theiles wird auch der Tinction der Eiweißkörper Erwähnung gethan, die zwar für die Erkennung der Eiweißkörper auf makroskopischem Wege keine Bedeutung hat, in der heutigen Mikrochemie jedoch eine ausgedehnte Anwendung findet. (Besonders Tinction mit Karmin, Fuchsin, Safranin, Gentianaviolett, Solidgrün, Mauveïn usw.)

Im II. Theil werden die neuen Eiweißreactionen ausführlich besprochen. Zur Erzielung guter Farbenreactionen haben sich einerseits die Aldehyde gut bewährt, andererseits Eugenol (aus der Phenolgruppe) und Wasserstoffsuperoxyd. Von der ersten Gruppe werden angewendet: 1. Benzaldehyd, 2. Salicylaldehyd, 3. Anisaldehyd, 4. Vanillin, 5. Piperonal, 6. p. Cuminaldehyd, 7. Zimmtaldehyd, 8. Furforol. Es besitzen also hauptsächlich die aromatischen Aldehyde die Fähigkeit, mit Eiweißsubstanzen in Gegenwart eines Condensationsmittels, wie Schwefelsäure oder Salzsäure, und eines sauerstoffabgebenden Körpers oder höherer Chloride Farbenreactionen zu liefern. Von den neuen Eiweißreactionen sind folgende durch die leicht erkennbaren Färbungen beachtenswert: Die mit Benzaldehyd (blaugrün bis blau), mit Salicylaldehyd (violett bis blau), mit Piperonal (veilchenblau), mit Vanillin (violett bis veilchenblau), mit Anisaldehyd (violettroth bis blauviolett). »Die neuen Eiweißreactionen zeigen nicht alle Individuen der Eiweißkörper mit gleicher Schärfe an. .... Der Grund dieser Erscheinung dürfte darin zu suchen sein, dass die Aldehyde bei ihren Farbenreactionen einen bestimmten Atomcomplex — die Skatolgruppe des Eiweißmoleküls —, die in den verschiedenen Proteïnsubstanzen nicht in gleichem Maße vorzukommen scheint, anzeigen.« Die Farbenerscheinungen treten rasch auf: bei festen oder wenigstens concentrierten Proben bisweilen (bei Pipernonal, Vanillin, Anis- und Zimmtaldehyd) sofort. Lösungen von 0·1% Eiweiß beanspruchen zum Auftreten der Reactionen circa eine Stunde, verdünntere Proben noch mehr Zeit. Die Reactionen sind dann am empfindlichsten, wenn die Probe fest ist. »Wässerige Lösungen dürfen bei Anwendung der genannten Aldehyde (Salicyl-, Benz-, Anisaldehyd, Piperonal, Vanillin) selten mehr als einen Theil Eiweiß in 3000 Theilen Wasser enthalten, wenn noch eine Reaction eintreten soll. Die Reaction mit Zimmtaldehyd, Cuminol, Furfurol, Eugenol und Wasserstoffsuperoxyd ist noch weniger empfindlich. Als Endergebnis der schönen Untersuchungen wird angeführt, »dass das Piperonal, das Vanillin und der Anisaldehyd hinsichtlich der Empfindlichkeit und des raschen Zustandekommens der neuen Eiweißreactionen, die bei den erstgenannten Aldehyden, ferner der Benzaldehyd und der Salicylaldehyd rücksichtlich der Farbenintensität zur makroskopischen Nachweisung der Eiweißkörper sich am besten eignen.« Am Schlusse dieses Abschnittes wird noch darauf hingewiesen, dass Eiweißstoff, am besten als Eieralbumin, als Reagens zur Auffindung von Aldehyden oder solchen Verbindungen, welche leicht in Aldehyde übergehen, angewendet werden kann: so zur Prüfung von vielen ätherischen Ölen (Kirschlorbeeröl), von Balsamen (Storax) und festen Harzen (Benzoë), von Glykosiden (Amygdalin) und endlich von Holzstoff.

Der III. Hauptabschnitt endlich befasst sich mit »Bemerkungen über den mikrochemischen Nachweis der Eiweißkörper«. »Wie groß die Zahl der Eiweißreactionen für die makroskopische Untersuchung auch

sein mag, so verschwindend klein wird sie, sobald es sich darum handelt, unter dem Mikroskop zu entscheiden, ob man es mit einem Eiweißkörper, beziehungsweise mit einer eiweißhältigen Substanz zu thun hat oder nicht.« Weil die oben skizzierten Farbenreactionen an Pflanzentheilen mikrochemisch geprüft werden, so werden zuerst jene pflanzlichen Inhaltskörper, an deren Zusammensetzung Eiweiß Antheil nimmt, in Kürze besprochen und hiebei auch Ausdrücke erläutert, welche bei der weiteren Darlegung der mikrochemischen Beobachtungen in Anwendung gebracht werden. Aus der Prüfung der Plasmasubstanzen mit den »neuen Reagentien auf Eiweißkörper« ergaben sich folgende Resultate: Als mikrochemisch brauchbar erwiesen sich Salicyl- und Anisaldehyd, Vanillin und Zimmtaldehyd. Die Präparate wurden stets 24 Stunden hindurch in der betreffenden alkoholischen Aldehydlösung belassen, dann auf dem Objectträger mit einem Tropfen der mit Ferrisulfat versetzten Schwefelsäure beschickt. Die Färbung tritt entweder sofort oder erst nach längerer Einwirkung der Säure ein. Das Cytoplasma junger, noch wachsthumsfähiger Zellen und das Dermatoplasma zeigt die genannten Eiweißreactionen deutlich; das Chromatoplasma und das Nucleoplasma sowie das Cytoplasma in älteren Geweben gibt keine der neuen Reactionen. Es ist jedoch nothwendig, das Ausbleiben der Färbung des Cytoplasmas auf ein Fehlen der Eiweißkörper in demselben zurückzuführen, vielmehr ist die Annahme erlaubt, dass an der Zusammensetzung älteren Cytoplasmas solche Eiweißkörper Antheil nehmen, welche (die Kupfersulfatreaction und) die neuen Aldehydreactionen entweder gar nicht oder in nur sehr schwachem Maße zeigen« (Fibrine?). Den Abschluss der ganzen schönen und verdienstvollen Arbeit bildet eine Tabelle, auf der die mikrochemischen Farbenreactionen und deren Ergebnisse in übersichtlicher Weise dargestellt sind.

72. Rosenfeld Max, Mittheilungen aus dem chemischen Laboratorium. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Teschen 1890, 8°, 13 SS.

Die Mittheilungen zerfallen in 12 Abschnitte. In Punkt 1 wird über »die Bestimmung von Salpetersäure und salpetrige Säure im Brunnenwasser« gesprochen. Es wird der Pyrogallussäure als Reagens zu diesem Zwecke das Wort geredet und die Ausführung der Reaction genau beschrieben. In Punkt 2 wird eine einfache Tropfflasche angegeben, die unter anderem auch zur Eintragung der Pyrogallussäure bei der sub 1 erwähnten Salpetersäurebestimmung mit Vortheil benützt werden kann. Punkt 3 gibt Aufschluss, wie man ohne Gefährdung der Gesundheit Natrium-Amalgam darstellen kann. In Punkt 4 wird die Sublimation des Schwefels als Vorlesungsversuch beschrieben: die Schwefeldämpfe werden durch die Zersetzungsproducte, welche sich bei der trockenen Destillation von Stärke bilden, in die Vorlage getrieben. Bei dieser Gelegenheit bekommt man auch amorphen Schwefel von lang (einige Tage) andauernder Elasticität. In Punkt 5 wird ein Apparat beschrieben, mit dem man die beim Auflösen verschiedener Salze auftretenden Temperaturveränderungen demonstrieren kann. In Punkt 6 »Zur Theorie der Flamme« wird die einfache Erzeugung von Brandringen ohne vorausgehende Präparierung des Papiers beschrieben und angegeben, wie man das Experiment »Umkehrung der Leuchtgasflamme, d. h. die Verbrennung von Luft in Leuchtgas« in absolut sicherer Weise ausführen kann. In Punkt 7 wird ein einfacher, leicht anzufertigender Apparat zur Darstellung von Knallgas auf elektrolytischem Wege angegeben. Er kann beim Unterricht gut verwendet werden zum Füllen von Seifenblasen mit Knallgas, sowie zur Synthese des Wassers im Hoffmann'schen Apparate. In Punkt 8 wird ein kleiner Gasbehälter beschrieben, der sich aus einem Trockenthurm leicht herstellen lässt und zur Darstellung von Knallgas

durch Mischung der Elementargase verwendet werden kann. In Punkt 9 „Nachweisung von Stickstoff im Salpeter“ werden die Mängel der Heumann'schen Methode (Erhitzen eines Gemenges von 1 Theil Salpeter und 20 Theilen Eisenfeile) angegeben und wird diese Methode dahin abgeändert, dass an Stelle des Eisens fein vertheiltes Kupfer — durch galvanische Reduction erhalten — in Anwendung kommt. Aus Punkt 10 lernt man die Darstellung von Schwefeldioxyd in einem „gleichmäßigen“ Gasstrome: es werden Kupferdrehspäne, in kleine Bälle geformt, nach und nach in bereits fast siedende Schwefelsäure eingetragen. In Punkt 11 wird an Beispielen die directe Nachweisung von Kohle in organischen Verbindungen vorgeführt. Punkt 12 endlich beschäftigt sich mit der „Demonstration der Gewichtszunahme der Körper bei ihrer Oxydation“ mittelst Schwimmerwage. — Diese Fülle von interessanten Dingen ist auf 13 Seiten zusammengedrängt und durch 4 Abbildungen noch deutlicher veranschaulicht.

Wien. Joh. A. Kail.

Herr Prof. Wagner hat folgende Erklärung an die Redaction gesendet, die wir aufzunehmen versprachen:

Erklärung.

Im 5. Hefte dieser Zeitschrift S. 411 ff. hat Herr J. W. Kubitschek meine „Realien des römischen Alterthums für den Schulgebrauch 1892“ einer Kritik unterzogen, gegen die ich Verwahrung einlegen muss. Die ausführliche Darlegung und Beleuchtung der Anzeige erfolgt anderswo.

Brünn. Josef Wagner.

Bald darauf sandte Herr Prof. Wagner zwei gedruckte Blätter, welche die Darlegung enthielten. Wir haben diese Darlegung, welche von Herrn Prof. Wagner dem Referenten nicht zugesendet worden ist, demselben übergeben und ihm auch mitgetheilt, dass ihm der erforderliche Raum der Zeitschrift zur Entgegnung offen steht. Infolge dessen hat Herr Prof. Kubitschek die Entgegnung verfasst, die wir hier veröffentlichen.

Replik.

Gegen meine Recension (oben S. 411 ff.), in der ich durch einige drastische Proben begründete, dass Herr Wagner auf dem Gebiete der Alterthümer zu wenig Kenntnisse gesammelt habe, um ein Realienbuch publicieren zu dürfen, hat derselbe in einem Flugblatte, zu dessen Kenntnis ich durch die Güte der verehrlichen Redaction gelangt bin, Einwendungen erhoben; zugleich hat er meinen Charakter und meine wissenschaftliche Befähigung mit unwürdigen Verdächtigungen, die mit Rücksicht auf seinen bürgerlichen Beruf umsomehr Tadel verdienen, anzugreifen gesucht. Diese sinnlosen und hässlichen Ausfälle richten sich selbst; sie können an mich nicht heranreichen.

Lediglich zur Sache will ich einiges bemerken, was ich den Lesern dieser Zeitschrift schuldig zu sein glaube. Ich constatiere zunächst, dass Herr Wagner alle, auch die groben und allergröbsten Fehler, die ich als Proben seiner Unwissenheit und seines unselbständigen Verfahrens vorgeführt habe, sammt und sonders mit Ausnahme zweier verhältnismäßig sehr untergeordneten unumwunden zugibt, so dass ich einfach nicht verstehe, warum er in dieser seiner Erklärung ansteht, mit dem Brusttone der Überzeugung auch die Berechtigung meines Urtheiles, das auf jener

Grundlage aufgebaut ist, anzuerkennen. Durch die Art und Weise aber, wie er die beiden angedeuteten Fehler zu vertheidigen sucht, beweist er, dass ich ihn früher viel zu günstig beurtheilt habe; er zeigt zu wenig guten Willen oder zu wenig wissenschaftliche Begabung, um auch nur dann in einfachen Fragen ein selbständiges Urtheil zu gewinnen, wenn er in eindringlicher Weise auf die Nothwendigkeit eines erneuten Studiums derselben aufmerksam gemacht worden ist.

1. Ich habe es getadelt, dass er als Namen des ersten Kaisers Imperator C. Iulius Caesar Octavianus Augustus angegeben hat. Im Pamphlet wird mir absichtliche Entstellung vorgeworfen und der Text der angegriffenen Stelle wiederholt: 'vollständige Benennung des ersten Kaisers Imperator C. Iul. Caesar Octavianus Augustus'. Ich weiß nicht, was für einen Unterschied zwischen Namen und Benennung der Verf. des Pamphlets sich und seinen Lesern vorgaukeln will. Ich will zu seiner Ehre annehmen, dass er den argen Fehler, den er begangen hat, noch nicht zu erkennen vermocht und das, was er in einem folgenden Satze bemerkt, bloß aus Unverstand niedergeschrieben hat. Denn es ist unwahr, was er behauptet, dass ich denselben Fehler selbst 'und zwar in einer entwickelteren Form' in Bojesens Handbuch⁴ S. 74 gemacht hätte. Ich constatiere, dass ich daselbst vom Namen speciell des ersten Kaisers gar nicht gesprochen und vielmehr das Gemeinsame der kaiserlichen Titulatur kurz entwickelt habe. Das hätte aber auch Herrn Wagner genügen sollen, um sich zu belehren. Ich schrieb: 'Die Bestandtheile des bürgerlichen Namens wurden von den Kaisern vor Hadrian bis auf das Cognomen abgeworfen', folglich fielen beim ersten Kaiser C. Iulius fort und Caesar blieb; ferner: 'An Stelle des Pränomens trat der Titel imperator', also Imp. Caesar!; hinter alle Namen (erwähnt sind nämlich imperator, Pränomen bei Tiberius Caligula Claudius, Gentile bei den Claudiern Vitellius us., und Caesar) und vor die Siegesnamen (Augustus hat keinen angenommen!) habe man den Ehrennamen Augustus gesetzt; also: Imp. Caesar Augustus![1]) Woran liegt es nun, wenn Herr Wagner sich zu der Behauptung erkühnt, ich hätte den gleichen Unsinn wie er geschrieben, nur 'entwickelter'? Ungezählte Mengen von Münzen, eine Überfülle von Inschriften und literarischen Zeugnissen bezeugen uns den Namen des ersten Kaisers und die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung. Aber was ficht das Herrn Wagner an?

2. Ich habe getadelt, dass der Verf. das Zeichen IIS (HS) sowohl gleich sestertius als auch gleich sestertia und sestertium gesetzt hat. Auch hier wirft er mir eine böswillige und schlaue Verdrehung vor und ärgert sich darüber, dass ich diesen Fehler auf Rechnung der Hast gesetzt habe, mit der das Buch geschrieben sei. Ich weiß nicht, ob es ihm lieber gewesen wäre, wenn ich die Sache auf Rechnung seiner Unwissenheit gesetzt hätte. Ich habe das damals zu thun mich nicht veranlasst gesehen; denn wie sollte mir die Annahme wahrscheinlich sein, dass jemand bei vollen Sinnen und mit klarer Absicht den Unsinn zu behaupten

---

[1]) Dass der jüngere Caesar den Namen Octavianus nie selbst geführt hat, sollte jedem Schüler aus dem Geschichtsbuche bekannt sein. Dass die Historiker mitunter sowie die Zeitgenossen ihn in bequemer Weise Octavianus genannt haben, ist theoretisch nicht unrichtig, und daher ist es auch zulässig, als Beispiel der Namensgebung für den Adoptierten C. Iulius Caesar Octavianus anzuwenden. Mit diesem Namen, mit dem der jüngere Caesar heutzutage so gern bezeichnet wird, ist aber der officielle Name desselben nicht zu verwechseln, was jeder weiß, der mehr vom Namenwesen und von den Realien als Herr Wagner gelernt hat. Vollends ein Monstrum wie Imp. C. Iulius Caesar Octavianus Augustus zu bilden steht niemandem zu. — Vgl. über Augustus' Namen beispielsweise die Notizen bei Gardthausen, Augustus und seine Zeit II 1, 22 f.

wagen könnte, dass dasselbe Zeichen, ohne die geringste Differenzierung, für die Einheiten, die Tausender und Hunderttausender einer Münzgattung gelten könne? Wie wenn unser 'fl.' ebensowohl Gulden als Tausendgulden als Milliongulden bedeuten könnte! '5 fl.' = 5 Gulden = 5000 Gulden = 5,000.000 Gulden! Das sollte nicht Hast sein? Gut, dann ist es Unbesonnenheit oder Unwissenheit und erst recht obendrein Hast, da der Verf. so lange mit seinem Satze hätte warten sollen, bis er darüber nachgedacht und den Sachverhalt kennen gelernt hätte. „Was“, sagt das Pamphlet, „dann Rec. dem Schüler, der z. B. in der Tempsky'schen Schulausgabe von Caesar b. c. I 23 HS LX quod advexerat, oder gar II 18 hs CLXXX gedruckt findet, zur Aufklärung sagt, wäre interessant zu hören. Bedeutet es etwa 60 oder 180 Sesterzen?“ Wie abgeschmackt! Ja, hs LX sind 60 Sesterzen, nichts anders; 60.000 Sesterzen sind hs $\overline{\text{LX}}$ oder hs LX m. oder sestertia sexaginta; 6,000.000 Sesterzen sind hs $|\overline{\text{LX}}|$ oder sestertium sexagies; s. Hultsch[2] 296. Daraus folgt nun, dass der Herausgeber der Tempsky'schen Edition, wie so mancher anderer, nicht genügend in die Elemente der römischen Zahlenschreibung eingedrungen ist; anderes nicht, weil die Tempsky'sche Schulausgabe nicht den Anspruch erheben darf, den Originaltext Caesars darzustellen. Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie zu sehen, dass die meines Wissens einzige der in Österreich gebrauchten Schulgrammatiken, die das Geld- und Zahlenschreibsystem mitbehandelt, die von August Scheindler, S. 197 ganz vernünftig und correct hierüber spricht, während das erste für die österreichischen Schulen bestimmte 'Realienbuch' die Sache missversteht. Was taugt also dann so ein Realienbuch? Was soll den Unterricht in den Realien, der auf einer solchen Grundlage fußt, empfehlen?

Ganz unglaublicherweise wagt es der Verf., der es mit seinen Rechtsanschauungen vereinbarlich findet, andere Bücher zu plündern und dies ungescheut einzuräumen, die geplünderten Bücher für seine lächerlichen Irrthümer verantwortlich zu machen; er beachtet nicht, dass mittels dieser verhängnisvollen Übereinstimmungen seine vollständige Hilflosigkeit und Überhastung dargethan worden ist. Gegen mich, d. h. also wohl gegen meine Berechtigung, seine Hast oder Ignoranz nachzuweisen, will er ausspielen, dass er einiges aus 'Kubitscheks Buch', wie er beharrlich die 4. Auflage des Bojesen'schen Abrisses nennt, sich angeeignet habe. Ich will davon absehen, dass derartige Plagiate nicht die mindeste Entschuldigung für Herrn Wagner involvieren; aber ich erkläre hiemit, dass er seine Leser irreführt, wenn er zu verstehen gibt, er habe Bojesens 4. Auflage in erster Linie zugrunde gelegt und daraus hauptsächlich seine falschen Behauptungen genommen. Von den zwei angeführten Fällen, mehr wagt er nicht zu citieren, habe ich den einen bereits oben als völlig unwahr zurückgewiesen; der zweite Fall illustriert die Arbeitsweise des Verf.s ebenso gründlich. S. 19, 3[1]) sagt er, dass dem Triumphator 'für den Triumph das Imperium eigens verliehen werden musste', was ich für falsch erklärte, da der Triumph des Feldherrn nur mittels des für den Krieg erworbenen Imperium und nicht mit einem neuen Imperium ad hoc gefeiert werden könne; ich sagte eben deshalb unter einem, dass S. 59 richtiger von dem Abwarten der Bewilligung zum Triumphe außerhalb des pomerium gesprochen werde. Ich fand also den Gegensatz zwischen der einen Behauptung, dass 'eigens' ein Imperium für den Triumph 'verliehen' werden müsse, und der andern, dass mittels des ursprünglichen, natürlich auf die Stadt Rom für den Tag des Triumphs bezogenen oder übertragenen oder prorogierten (oder wie man sagen will) Imperium der Triumph abgehalten worden sei. Im Pamphlet wird behauptet, dass ich den ersten Satz verschuldet habe. Nun sagt Bojesen[3]

---

[1]) In einer aus Kriegs Abrisse zusammengeflickten Stelle, deren Unverständlichkeit und Unbrauchbarkeit Krieg nicht verschuldet hat.

42: 'wenn ein mit dem imperium bekleideter Magistrat in Rom triumphieren wollte, musste ihm für diesen Tag das imperium besonders übertragen werden', nämlich vom außerstädtischen Bereich auf Rom, wie aus dem ganzen Zusammenhange hervorgeht.[1]) Herr Wagner hat aber den Text Bojesens, den ich unverändert [4] 59 habe abdrucken lassen (womit ich ihn übrigens nicht gerade für den allerglücklichsten erklärt haben will, da er, wie das vorliegende Beispiel zeigt, von nicht genügend Unterrichteten missverstanden werden kann), falsch gedeutet und seine Unkenntnis durch die Art der Veränderung der Worte dargethan: 'Feldherr', 'eigens verliehen'; er hat wohl, als er, um doch auch etwas Eigenes im entlehnten Satze zu haben, den 'Feldherrn' einsetzte, nicht bedacht oder nicht gewusst, dass der Feldherr auch Promagistrat sein kann und seit Sulla fast ausnahmslos ist, daher nach dem Überschreiten des Pomeriums definitiv das Imperium verliert und kaum anders als durch Erwerbung eines neuen Amtes zum Imperium gelangen kann; diesem 'Feldherrn' ist es nöthig, um triumphieren zu können, das Imperium zu behalten, bis die Bewilligung eintrifft, dasselbe für den Triumphtag nach Rom hineinzutragen; für den Magistrat, der durch das Überschreiten des pomerium das militärische Imperium verliert, aber während seines Amtsjahres immer wieder neuerdings erwerben kann, entfällt theoretisch dieser Zwang, obwohl auch er in praxi sich nahezu ausnahmslos ihm unterworfen hat. Der Verf. hält es sich dann besonders zugute, dass er die von mir für richtig erklärte Wendung wenigstens S. 59 habe, während 'Kubitschek den Schüler ganz beim Falschen lasse'. Neuerdings ein Beweis für die liederliche Hast seiner Arbeit; denn [4] 139 habe ich thatsächlich in den Text Bojesens[3] 95 die Bewerbung vom Feldherrn gesetzt, die nach dem Gesagten zu Bojesens Ausführung [3] 42 = [4] 59 nicht im Widerspruch steht! — Das Seltsamste aber ist, dass der Verf. des Pamphlets S. 1 das Unrichtige seines Textes ohneweiters zugibt, hingegen S. 2 die Richtigkeit meiner Entgegnung, die ihn zu jenem Geständnis gezwungen hat, nur mehr 'voraussetzen' will; also hat er auch jetzt noch kein eigenes Urtheil sich zu bilden vermocht. Einem Tertianer wird billigerweise niemand eine derartige Hilflosigkeit verargen; der Verf. eines Lehrbuches hat auf eine ähnliche Nachsicht absolut kein Anrecht.

Ich halte es unter meiner Würde, über die anderen Unrichtigkeiten und Unaufrichtigkeiten des Pamphlets auch nur ein Wort zu verlieren, und weise mit Entrüstung zurück, was er gegen meine Erklärung, nur eine Auswahl aus den von mir bemerkten Fehlern zu geben, vorbringt und als Motiv meiner Kritik von dem Standpunkte etwa eines ärmlichen Krämers aus zu sagen wagt. Die 'Herren Collegen', an deren Urtheil er appelliert, mögen sich bei ihm für die scandalöse Bloßstellung des bisherigen guten Rufes der österreichischen Lehrerwelt durch die Leichtfertigkeit seines Buches und seines Pamphlets bedanken und mögen ihre Anerkennung auch jenen seltsamen Männern (das Pamphlet S. 2, Anm. 5 nennt sie 'Fachgenossen'!!) nicht versagen, die angeblich den traurigen Muth besitzen, jenes Buch mit Freuden zu begrüßen und zu empfehlen!

Wien. J. W. Kubitschek.

[1]) Das verlangen Bojesens unmittelbar vorhergehende Worte (dass das militärische, also provocationslose Imperium 'nur extra urbem galt'), die sonst in unlöslichem Widerspruche zu dem angeführten Satze stünden.

Berichtigung

Im 6. Heft ist auf S. 494, Z. 15 zu lesen: sein wundernder Blick statt sein wandernder Blick; auf S. 412, 16 in- | correcter statt in | correcter.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der religiös-philosophische Standpunkt und die Entstehungsgeschichte von Lenaus „Savonarola".

(Schluss.)

Wie sehr Lenau die in Martensens Briefe gegebenen Rathschläge für die Weihnachtspredigt, jenen Theil seiner Dichtung benützt hat, in welchem er den Kampf zwischen dem Prior von San Marco und Mariano schildert, zeigt schon eine oberflächliche Betrachtung zur Genüge. Lenau hat nicht nur die Idee seines Freundes mit Geschick benützt, er hat sich sogar mitunter an die Ausdrucksweise desselben angelehnt, wie er beispielsweise die Sehnsucht nach Gott als den Urquell des Christenthums darstellt. Auch das Bedenken, dass die beiden Gegner nicht predigend eingeführt werden könnten, überwand jetzt der Dichter. Er bediente sich Martensens Rathe gemäß einer episch-lyrischen Darstellungsweise, welcher er durch die persönliche Einführung der Redenden und durch die Vergegenwärtigung der Handlung dramatische Spannung zu verleihen verstand.

In der in unserem Briefe erwähnten zehnten Romanze, welche, wie gesagt wurde, zu den ältesten Theilen der Dichtung gehört, benützte Lenau aus den Berichten Roscoes nicht bloß die Mittheilung von der Geruchlosigkeit Lorenzos (vgl. oben S. 693), sondern auch die Erzählung, die Ärzte hätten diesem Fürsten eine aus Perlen und kostbaren Edelsteinen bereitete Arzenei gereicht. Auch seine im Tagebuche erwähnten Platostudien verwendet der Dichter in origineller Weise; er verbindet nämlich bei der Schilderung der Fieberphantasien Lorenzos, der von classischer Bildung gesättigt, aber schwach im Glauben war, die platonische Anschauung, dass die Seelen mit dem Doppelgespanne dem befiederten Wagen des Zeus nachfolgen (Plato, Phaedrus Cap. 25 ff.), mit Schilderungen

aus der Apokalyse des heiligen Johannes (Cap. 6, Vers 2—8)[1]. Auf diese Weise mischen sich sehr wirkungsvoll in den Fieber-

---

[1]) Vgl. Der Kranke schaut im Fieberwahne,
Was Platon malte im Gedicht,
Die große Seelenkaravane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele hastet, was sie kann,
Auf nach des Berges steilen Zinnen
Mit dem gefiederten Gespann.

Der Seelen jede hat zwei Rosse,
Das eine bös, das andere rein;
Sie selbst als Führer und Genosse
Damit verwachsen überein.

Doch göttlich sind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit schöner, strahlender Geberde,
Melodisch rauscht ihr Flügelklang.

Leicht schwingt sich über jede Klippe
Ein göttlich Ross, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambrosia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreise
Umschwingt der Götter hohe Bahn,
Wo sie das Gute, Schöne, Weise
Im Urblick finden aufgethan.

Der Andern Rosse sind im Kampfe;
Das edle strebt zur Höh' empor,
Das böse wiehert mit Gestampfe
Und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
Fährt Dios herrschende Gestalt,
Und unter seinem Flügelwagen
Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meister,
Folgt in elf Zügen, weitgeschaart,
Das Heer der Götter und der Geister
Auf des Olympos steiler Fahrt.

Den besten Seelen mags gelingen,
Wenns edle Lichtross überwand,
Nach mancher Noth hinaufzudringen
Nah zu des Gipfels steilem Rand.

Der Führer streckt für Augenblicke,
Die er dem Rosselenken raubt,
Empor zum seligen Geschicke
Der Götter sein entzücktes Haupt.

Zu dieser Schilderung sind folgende Stellen aus Platons Phädrus das Vorbild. Ich theile sie in der Übersetzung von Lehrs (Leipzig 1869, S. 80 ff.) mit: „.... Die Seele werde verglichen dem verbundenen Wesen eines geflügelten Gespannes mit seinem Lenker. Der Götter Rosse nun und der Lenker sind alle selbst gut und entstammt von guten: bei den andern ist es gemischt. Und für's erste, unser Lenker regiert ein Zweigespann, und dann von den zwei Pferden ist das eine ihm schön und gut und entstammt von solchen, das andere aber von entgegengesetzten

träumen des Sterbenden, der vom Glauben seiner Zeit abgewendet, in den Anschauungen der antiken Welt lebte, heidnische und christliche Vorstellungen.

---

und ist von entgegengesetzter Art. Schwer also und verdienstlich ist nothwendig die Lenkung an uns.....«. »Der große Führer im Himmel nun, Zeus, einen geflügelten Wagen treibend, schreitet voran, alles ordnend und besorgend: ihm folgt das Heer der Götter und Dämonen in elf Theile geordnet: denn es bleibt Hestia in der Götterwohnung allein zurück: von den andern Göttern aber alle, welche, in die Zahl der zwölf geordnet, herrschende Götter sind, gehen voran, je nach der Ordnung, die jedem bestimmt ist. Da ist nun ein vielfaches und seliges Schauspiel und Durchzüge innerhalb des Himmels, welche der beglückten Götter Geschlecht in Windungen ausführt, jeder von ihnen vollbringend das Seinige. Es folgt aber jedesmal, wer will und kann. Denn der Neid steht außerhalb des göttlichen Chors. Wenn sie aber zu Mahl und Schmaus gehen, zu der höchsten himmlischen Wölbung, dann geht nun der Weg steil auf. Die Göttergespanne nun, die gleichgewichtig und wohl im Zügel sind, machen den Weg leicht. Die übrigen dagegen mit Mühe. Denn es drückt das des Bösen theilhafte Pferd, zur Erde neigend mit seiner Wucht, wenn es nicht von den Lenkern wohl erzogen ist. Da ist denn der Seele äußerste Arbeit und Anstrengung zur Aufgabe gemacht. Denn die unsterblich genannten Seelen, wann sie an der Höhe sind, wenden sich hinaus und stehen auf des Himmels Rücken, und während sie dastehen, führt sie der Umschwung herum und sie schauen, was außerhalb des Himmels ist.

Diesen überhimmlischen Raum, weder hat ihn noch einer von den Dichtern hier besungen, noch wird er ihn besingen nach Würden. Es ist aber damit so: Denn man muss es doch wagen, die Wahrheit zu sagen, besonders wenn man über die Wahrheit spricht. Nämlich die farblose und gestaltlose und unantastbare wirkliche Wahrheit kann durch den Lenker der Seele allein, die Vernunft, geschaut werden, und die mit ihr beschäftigte wahre Wissenschaft wohnt an diesem Orte. Der göttliche Geist nun, der durch Vernunft und ungetrübtes Wesen gewährt wird, und jede Seele, welche das ihr Verwandte aufnehmen mag, wenn sie nach einer Frist das Seiende erblickt, freut sich und im Anschauen des Wahren nährt sie sich und befindet sich wohl, während der Umschwung im Kreise sie an den Ausgangspunkt heranbringt. Bei dem Umzug aber schaut sie die Gerechtigkeit selbst, schaut die Mäßigung, schaut die Wissenschaft, nicht diejenige, welche erst wird, noch etwa in einem andern eine andere ist von dem, was wir jetzt seiend nennen — sondern die Wissenschaft dessen, was wirklich seiend ist. Und hat sie nun ebenso alles übrige wirklich Seiende geschaut und sich gesättigt, — dann wiederum in den Raum innerhalb des Himmels sich herabsenkend, geht sie nach Hause: und ist sie angelangt, dann stellt der Lenker die Pferde an die Krippe, wirft ihnen Ambrosia vor und tränkt sie mit Nektar.

Das ist der Götter Leben. Die übrigen Seelen aber — diejenige, welche Gott am meisten folgt und gleicht, hebt hinüber in den Raum außerhalb das Haupt des Lenkers, und schwingt sich den Umschwung mit, beunruhigt von den Pferden und kaum imstande zu schauen das Seiende, sondern bald hebt sie sich, bald senkt sie sich, und unter der Gewalt der Pferde sieht sie einiges, anderes nicht. Die übrigen Seelen folgen zwar alle mit dem Verlangen nach oben, aber zu schwach, werden sie mitgeschwungen unter dem Schwall, einander tretend und stoßend, weil eine vor die andere zu kommen sucht. Da wird nun der äußerste Tumult und Streit und Schweiß: dort werden durch die Untauglichkeit der Lenker viele lahm, viele zerbrechen sich vielfach ihre Federn, alle aber — trotz vieler Noth gehen sie doch daran, nichtgelangt zu dem

Dass Roscoes Notiz über die Geruchlosigkeit Lorenzos auf Lenau einen tiefen Eindruck machte, und die Erwähnung der Rose, welche ihm Savonarola nebst dem Evangelienbuche vorhielt, zu

---

Anblick des Seienden — und mühen sich mit Vorstellungen. Daher denn der große Eifer zu finden, wo das Gefilde der Wahrheit ist. Denn die Weide, welche dem besten Theile der Seele eignet, ist von der Wiese dort: und die Natur des Flügels, durch welchen die Seele gehoben wird, nährt sich damit: und das ist die Satzung der Adrastea: jede Seele, welche, sich einem Gotte anschließend, etwas von dem Wahren gesehen hat, bleibt bis zum nächsten Umzuge ungefährdet, und sie ist das immer imstande zu thun, sei sie immer unverletzt. Wenn sie aber, unvermögend zu folgen, nichts sieht und durch einen Unfall mit Vergessenheit und Schlechtigkeit erfüllt, schwer wird, dann ist Gesetz, sie nicht zu pflanzen in eine thierische Natur bei der ersten Geburt, sondern diejenige, die das meiste gesehen, zur Erzeugung eines Menschen, der ein Freund des Weisen oder Schönen oder den Musen oder der Liebe hold werden wird: die zunächststehende zur Erzeugung eines gesetzlichen Königs oder eines für Krieg und Herrschen geeigneten Mannes; die dritte eines solchen, der Staat, Haus oder Vermögen zu verwalten versteht; die vierte eines gymnastischer Anstrengung oder etwa der Heilung des Körpers Beflissenen; die fünfte ist die, welche dem Leben eines Wahrsagers oder etwa Weihepriesters gewidmet sein wird; für die sechste wird eines Poeten Leben oder sonst eines, der in der Nachahmung lebt, geeignet sein; für die siebente eines Landbauers oder Handwerkers; für die achte eines Sophisten oder Volksschmeichlers; für die neunte ein Tyrann. Wer jedes Leben, das hier genannt ist, gerecht durchlebt, erlangt ein besseres Los, wer ungerecht ist, ein schlechteres.«

Diesen Umzug der Seelen erblickt Lorenzo in seiner Fieberphantasie, und seine eigene Seele, die ein Doppelgespann leitet, scheint ihm daran theilzunehmen. Der Dichter spricht:

»Hört ihr Lorenzos Seele schreien
Im wildverworrenen Fiebertraum,
Wie ihre Rosse sich entzweien,
Wie sie sich quält im niedern Raum?

Ihr edles Ross, weiß, blankgefiedert,
Schwarzäugig und von Wuchs gerad,
Hochhalsig, schlank und leichtgegliedert,
Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre, schwarz, voll arger Tücken,
Hartmäulig, plump und schlecht gebaut,
Kurzhalsig, mit gesenktem Rücken,
Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug, blutunterlaufen, gläsern,
Späht nur in dumpfer Niederung,
Voll trüber Gier nach faulen Gräsern
Und fühlt nicht Stachel, Geißelschwung.

Müh, Angstschweiß und Getümmel drängen
Sich in der Seelen hintern Tross,
Denn jede sucht hindurchzusprengen
Den andern nach mit Tritt und Ross.

Lorenzo mitten im Gefechte
Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
Scharf peitscht den Rappen seine Rechte,
Das Christusbild die Linke schwingt.

einer der schönsten Stellen des Gedichtes Veranlassung gab, lässt sich wieder psychologisch begreifen; denn Lenau und Sophie liebten die Blumen und, wie aus den Aufzeichnungen des Tagebuches wie-

---

Hoch schwingt er aus dem wilden Heere,
Das immer dichter ihn umbraust:
Doch wiehernd schlägt die schwarze Mähre
Das Crucifix ihm aus der Faust.

Das Kreuz wird von den Hufen schallend
Zertreten, in den Grund gestampft,
Die Gegend, wie ein Kessel wallend,
Vom heißen Hauch der Rosse dampft.«

In der weiteren Schilderung vermischen sich in den Fiebervorstellungen des Kranken die platonischen Anschauungen mit Bildern aus der Apokalypse. Der Dichter fährt fort:

»Nun stürzen sich ins Heer der Streiter
Auf Rossen, weiß, roth, schwarz und fahl
Die vier apokalyptischen Reiter
Und das Getümmel wächst im Thal.

Der erste lässt den Bogen schwirren;
Der zweit' ein Schwert gewaltig schwingt;
Der dritte lässt die Wage klirren;
Der vierte Sterbelieder singt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
Die Seele am Gefieder packt:
Sie siehts in alle Welt verflogen,
Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Ross und Reiter schwinden
Sammt dem Olymp — Lorenzo steht
Einsam, verlassen, nackt, von Winden
Auf einer Haide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
Und endlich wird der Kranke wach,
Vom heftigen Froste aufgerüttelt,
Blickt scheu herum im Sterbgemach.«

Die Verse 2—8 aus dem sechsten Capitel der Apokalypse des heil. Johannes, auf welche die letzten Strophen Bezug nehmen, lauten:

»Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus, zu überwinden, und dass er siegete.

Und da es das andere Siegel aufthät, hörte ich das andere Thier sagen: »Komm und siehe zu!« Und es gieng aus ein ander Pferd, das war roth; und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und dass sie sich untereinander erwürgten, und ihm ward ein großes Schwert gegeben.

Und da es das dritte Siegel aufthät, hörete ich das andere Thier sagen: »Komm und siehe zu!« Und siehe, ein schwarz Pferd, und der darauf saß, hätte eine Wage in seiner Hand.

Und ich hörete eine Stimme unter den Thieren sagen: »Ein Maß Weizen um einen Groschen und drei Maß Gerste um einen Groschen, und dem Öl und Wein thue kein Leid«.

Und da es das vierte Siegel aufthät, hörete ich die Stimme des vierten Thieres sagen: »Komm und siehe zu!«

Und ich sahe, und siehe ein fahl Pferd, und der darauf saß, der Mann hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward die

derholt hervorgeht, besonders die Rosen, beiden war aber auch (wenn man Lenaus damalige Stimmung ins Auge fasst) der Sinn „für den Duft der heiligen Blätter“ des göttlichen Buches erschlossen. Und so konnte Lenau in jener Zeit die schönen Strophen (II., S. 135) niederschreiben:

„Und sinnend bricht er eine Rose
Vom Stocke, der am Simse grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungslose
Zu seinem Kranken unversöhnt.

Er stellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Rose in der andern Hand;

Jetzt neigt er sich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugsamen Medicäer
Das Buch, die Rose vors Gesicht.

Und spricht: „Eh' Dich der Tod verwüstet,
Hat Geist und Leib Dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüstet,
Ein Sinn allein war Dir versagt.

Geruch nur war Dir nicht gegeben,
Dir würzt' umsonst der Lenz die Luft,
Du scheidest aus dem Erdenleben
Und kanntest nie der Rose Duft.

Wie Du im Lenz vom Blütenstrauche
Nichts kanntest als den Farbenschein,
Wie ungespürt die Rosenhauche
Die Brust Dir zogen aus und ein:

So hast Du dieser heil'gen Blätter
Den süßen Duft wohl nie gespürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit seiner Liebe zugeführt.“

Bis zu der zehnten Romanze lässt sich die Entstehungsgeschichte der Dichtung in chronologischer Hinsicht mit einiger Bestimmtheit verfolgen, von nun an fehlen aber Zeugnisse, welche die genauere Datierung einzelner Romanzen ermöglichen. So ist es z. B. bei dem Gedichte „Tubal“ schon nicht mehr möglich, anzugeben, ob es zu den ältesten Bestandtheilen des Savonarola gehört oder nicht. In diesen Abschnitt seines Werkes hat Lenau

---

Macht gegeben, zu tödten das vierte Thier auf der Erde, mit dem Schwerte und Hunger, und mit dem Tode, und durch die Thiere auf Erden.“

Die vier apokaliptischen Reiter, welche im Gedichte den platonischen Umzug der Seelen unterbrechen, sind nach der theologischen Deutung: Jesus Christus (der erste Reiter auf weißem Rosse), der gekommen ist, das Volk der Juden zu unterwerfen, und Krieg, Hungersnoth und Tod, die ihm nachfolgen, um diejenigen zu strafen, welche sich gegen ihn verschlossen. Der ungläubige Lorenzo wird selbst durch den Tod dahingerafft, und im weiteren Verlaufe der Dichtung sehen wir auch, wie in seinem Lande Hungersnoth und Pest ausbrechen und endlich sein Geschlecht durch einen Krieg aus dem Reiche vertrieben wird.

übrigens eine Charakteristik seiner eigenen Person verwoben. Vgl. S. 138 die Verse, welche auf Lenaus Melancholie anspielen:

> Der Deutsche, trüb' in allen Stücken,
> Kann selbst im Rausch nicht selig sein,
> Gleich fallen ihm die schwarzen Mücken
> Die Todsgedanken in den Wein.

Man erinnert sich in diesem Gedichte ferner daran, dass Amerika auf Lenau einen ungünstigen Eindruck machte, weil er das Land, nach dessen Anblick er sich so gesehnt hatte, im Nebel eines feuchten Herbstes erblickte und ihm sogar die Urwälder in dieser trüben Atmosphäre nicht gefielen; denn man liest a. a. O.:

> Den Deutschen trübt und drückt sein Himmel,
> Der kalte, dicke Nebelwust,
> D'rum setzt sich ihm der ekle Schimmel
> Vergänglichkeit an jede Lust.

Dieses ernste Wesen des deutschen Charakters, an welchem Lenau Antheil hatte, drückt sich auch in den beiden nächsten Strophen aus. Die Parallele kann noch weiter durchgeführt werden, wenn man darauf hinweist, dass Lenau in Amerika ebenso von Sehnsucht nach der alten Heimat ergriffen wurde, wie der Deutsche, der des ewig blauen Himmels im Lande Italien nicht froh werden kann. Die Einführung des Deutschen in diesen Abschnitt der Dichtung ist durch Lenaus Gewährsmann Rudelbach veranlasst worden, welcher des Umstandes erwähnt, dass Savonarola auch in Deutschland Freunde hatte. Auf die Sehnsucht nach der Heimat, aus welcher den Deutschen die Begierde getrieben hatte, Savonarolas Worte zu hören, geht nachstehende Stelle:

> Der Deutsche spricht: »Mir ist viel theurer
> Mein Himmel, der gewaltig trotzt,
> Als überm Land Italia eurer,
> Der ewig blau herunterglotzt.
> Die Alpen hab' ich überklommen,
> Zu Lieb' den blauen Lüften nicht,
> Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
> Der morgen in San Marco spricht.«

Hatte Lenau in dem Deutschen gewissermaßen sich selbst in die Dichtung eingeführt, so stellte er anderseits in dieser Romanze auch eine düstere Gestalt der Sage dar, welche öfter in seine Dichtungen hineinragt und auf ihn einen unheimlichen Reiz ausgeübt haben muss. Der Jude Tubal, der „wilde Christenhasser", erinnert nämlich stark an Ahasverus. Das hohle, verwitterte und blasse Aussehen des Juden, an dessen Herzen der Hass frisst, entspricht den Vorstellungen, welche man sich vom ewigen Juden macht, und die Lenau durch seine Schilderungen desselben in uns wachruft.

Man vergleiche die Strophen:

> Durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert,
> Wo Geier nur und Stürme nahn,
> Braust dort ein Waldstrom, wild, erbittert,
> Und immer frisch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl und schreckend blass,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein frischer Strom — der Hass.

An Ahasverus erinnert ferner die folgende Lästerung Tubals, der sehnsüchtig den Messias erwartet, aber Christus nicht für den Erlöser hält, sondern für einen, der durch die Macht Satans die Welt verblendet hat. Auf diesen Gedanken wird er aber dadurch gebracht, dass die Kirche, „Satans Frau“ entartet ist.

Die galiläischen bösen Geister,
Die jenen Armen einst geplagt,
Und die als Retter euren Meister
Ins Vieh und in den See gejagt,
Sie schwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberstrom,
Die borstige Gadarener Heerde
Sprang frisch und froh ans Land — zu Rom.

Bekanntlich hat Lenau auch in den „Heidebildern“ Ahasverus in dem Gedichte „Ahasver, der ewige Jude“ eingeführt. Die Schilderung des Äußeren entspricht dort der Darstellung Tubals im Savonarola, ja sogar die Bilder haben beiderseits nicht geringe Ähnlichkeit.

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern. usw.

Das den „Heidebildern“ eingereihte Gedicht „Ahasver“ ist einige Jahre vor Entstehung des Savonarola in Amerika gedichtet. Aber noch ein anderesmal führte Lenau die Gestalt des ewigen Juden in seine Dichtung ein. Man vergleiche das Gedicht „Der ewige Jude“ in den „Gestalten“, wo Lenau eine ziemlich ähnliche Schilderung entwirft [1]).

Tubal hasst die Christen wegen eines Frevels, welchen der Papst an seiner Familie begieng. Er schließt aus der Schlechtigkeit der Priester auf die Schlechtigkeit der Religion.

Üppige Scenen des Hoflebens in Rom werden im Anschlusse daran in der nächsten Romanze „Das Gelage“ geschildert. Die berüchtigte Persönlichkeit Alexanders VI., seiner buhlerischen Tochter

---

[1]) Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Mannes aus einem Stück gehauen.
(„Der ewige Jude.“)

Lucrezia Borgia und seiner Söhne, von denen der eine den anderen mordete, weil er ihm die Liebe der Schwester nicht gönnte, hat auch Klinger in seinem Faust dargestellt. Es ist merkwürdig, dass zwei in vielen Beziehungen einander so ähnliche Naturen wie Klinger und Lenau das gleiche Thema behandelt haben. Ob dieser, da er „Das Gelage" schrieb, an Klingers Faust dachte, und ob er ihn überhaupt kannte, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten; doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass er Klingers 1791 veröffentlichten Faust gelesen hatte, als er sich mit seiner eigenen Faustdichtung beschäftigte. Wir wissen, dass Lenau in der Wiener Universitätsbibliothek fleißig arbeitete, als er sich für die Albigenser vorbereitete. Ähnlich mag es bei Faust und Savonarola gewesen sein. In der Wiener Universitätsbibliothek befinden sich aber alte Nachdrucke des Klinger'schen Faust, und so ist Lenaus Kenntnis desselben nicht unwahrscheinlich.

Zwischen die Romanzen „Tubal" und „Das Gelage" sind zwei wieder nicht datierbare Stücke eingeschoben: „Die Entscheidung" und „Der Trost", die einen Contrast zu dem Verfall der römischen Kirche bilden sollen und die kräftige reformatorische Thätigkeit Savonarolas wie sein Eingreifen in das politische Leben seiner von einem auswärtigen Fürsten unterjochten Vaterstadt darstellen.

An die 14. Romanze, „Das Gelage", schließen sich, ihre Handlung fortführend: „Die Bestattung" und „Vater und Sohn". Sie schildern den von Cäsar Borgia verübten Brudermord und die freche Art und Weise, wie der Mörder dem Vater hohnvoll seine That eingesteht. Letztere Scene erinnert einigermaßen an die Behandlung bei Klinger, der jedoch noch ausführt, wie Cäsar den Papst bewegt, ihm die Würde des Ermordeten zu übertragen, damit er für sein Geschlecht nicht umsonst gesündigt habe.

Das 17. Stück „Die Pest" zerfällt seines größeren Umfanges wegen in vier Abtheilungen. Die lebhaften Schilderungen sind durch die Schreckensscenen veranlasst, welche der Dichter im Sommer des Jahres 1836, da in Wien die Cholera heftig wüthete, täglich wahrnehmen konnte. Auf diese Seuche bezieht sich auch der zweite Theil des erst im Juni 1838 verfassten Gedichtes „Auf meinen ausgebälgten Geier". Über die Choleraepidemie schreibt Lenau am 11. Juli 1836 an seine Freundin Emilie Reinbeck. Die Krankheit selbst wüthete besonders heftig in der Alservorstadt, wo Lenaus Schwager Schurz wohnte. Dieser hatte sich mit seiner Familie nach Kirling bei Klosterneuburg begeben, während Lenau in Penzing bei Wien lebte, um Sophie nahe zu sein, die dort den Sommer über verweilte, da ihr Vater in der Schmiedgasse eine Villa besaß.

Die Anschaulichkeit und Fülle der Schilderungen in dem Abschnitte „Die Pest" lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass dieser Theil des Savonarola in die Zeit der Epidemie fällt, also zu den älteren, ja vielleicht mit zu den ältesten Bestandtheilen gehört.

Die Reise ins Gebirge[1]), die Lenau unternahm, um seine Arbeit am Gedichte zu fördern, ist zum Theil vielleicht durch das Streben veranlasst, die traurigen Bilder und Eindrücke des Tages zu verscheuchen.

Für die nächsten Monate fehlen Aufzeichnungen und briefliche Nachrichten, welche über das weitere Gedeihen der Arbeit genauer aufklären.

In den acht Romanzen, welche die Dichtung abschließen, und über deren Entstehung sich nur so viel vermuthen lässt, dass sie in den Herbst des Jahres 1836, sowie den folgenden Winter und Frühling fallen dürften[2]), tritt die Gestalt Domenicos häufiger als in den mittleren Partien der Dichtung hervor. In vier dieser Gedichte, nämlich in den Stücken: „Der Bann“, „Die Verhaftung“, „Die Tortur“ und „Sein Tod“ spielt er eine Rolle. Ich habe schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass die Partien des Schlusses, in welchen Savonarolas treuer Freund neben die Hauptgestalt in den Vordergrund der Handlung gezogen wird, auf eine gleichzeitige Entstehung in den ersten Monaten des Jahres 1837 hinweisen und muthmaßlich auch die Beziehungen auf Domenico, die sich einigemale am Anfang der Dichtung finden, erst um diese Zeit in das Ganze hineingearbeitet wurden. Überhaupt kann man in den acht Schlussromanzen bemerken, dass der Dichter den Versuch gemacht hat, durch Wiederaufnahme und Fortführung früherer Motive seiner Dichtung mehr Einheit und Abrundung zu geben. So tritt der deutsche Ritter, welchen Girolamos Ruf nach Italien gelockt hat, als Bewohner des Klosters St. Marco auf, und er schützt bei der Gefangennahme des Priors seinen Freund in langem muthigen Kampfe. Der Jude Tubal erscheint im letzten Gedichte als reuiger Christ, der verzeiht. Überhaupt scheint alles auf eine höhere Stufe der Vollendung gestellt, woran es uns beispielsweise erinnert, wenn wir finden, wie die Freunde Girolamo und Domenico, da ihr Martyrium nahe ist, der Zeit ihres Noviziates gedenken, in der sie bereits inniges Zusammenstreben und Ahnung eines höheren Künftigen verknüpfte. Damit hängt es auch zusammen, wenn den Fieberphantasien Lorenzos in der 10. Romanze ein Traum Girolamos in der 23. gegenübergestellt wird. Nicht die Schreckbilder der Apokalypse und die Phantasien Platos sind es, die hier geschildert werden, sondern Bilder seligen Friedens und strahlender Glück-

---

[1]) Auf den Bau der Eisenbahn von Wien nach Gloggnitz wird sich das Gedicht »An den Frühling« 1838 beziehen. Denn auf die Eisenbahnstrecke Wien-Wagram, welche in diesem Jahre eröffnet wurde, können die Beziehungen in diesem Gedichte nicht gehen, weil die Gegend reizlos und nicht bewaldet ist; wohl aber wird der Bau einer Eisenbahn nach Gloggnitz den Dichter lebhaft interessiert haben, weil diese die von ihm oft besuchten, an Naturschönheiten reichen Gegenden berührte. Eröffnet wurde diese Strecke im Jahre 1842.

[2]) Genaues weiß man nur über die Entstehung des Traumes im Stücke »Die Tortur«, worüber weiter unten die Rede sein soll.

seligkeit, doch mit mystisch-symbolischen Anklängen. Auch die Eltern, die im Anfange der Dichtung erwähnt werden, findet der siegreiche Gottesstreiter im Himmel wieder. Das Emporsteigen der Seele zu den himmlischen Freuden erinnert weniger an die Himmelfahrt Christi in Klopstocks Messias, den unser Dichter genau kannte, als an den zweiten Theil des Goethe'schen Faust [1]), an die Schlusscene im Himmel:

> Die Patriarchen und Propheten,
> Die Kirchenväter grüßten ihn,
> Apostel und Anachoreten,
> Und Märtyrer vorüberziehn.

Und wenn die Mutter, die den Sohn „einst so schmerzlich verlor", ihn „leise schluchzend" empfängt, aber „die linde Thräne trocknet" und ihr „Hosiana! freudig mit dem Chore singt", weil sie weiß, dass sie nun von dem geliebten Kinde „hier nimmer geschieden werden kann", so erinnert dies wohl in etwas an Gretchen, die magna peccatrix.

Es kann jetzt kein Zweifel darüber herrschen, dass Helena, die verklärte Mutter Girolamos, die den Seligen in der Seligkeit empfängt, Sophie ist, welche sich mit dem Geliebten im Jenseits vereinigt. Das Traumgesicht Savonarolas ist nämlich an den Schluss der Romanze „Die Tortur" erst in Schwaben angefügt worden und zwar nach der Vollendung der Dichtung während der Verhandlungen mit Cotta, welche am 4. August vertragsmäßig festgestellt werden sollten. Am 3. August dichtete Lenau den Traum des Savonarola. Er war in den letzten Tagen von Zahnschmerzen arg geplagt gewesen und schlief wie Savonarola nach den Folterqualen ein. Ein Traum bot die Veranlassung zur Dichtung. An Sophie schrieb er den 3. August: „Ich war den ganzen Tag viel beschäftigt mit einem Traum, den ich mit Savonarola in seinem Kerker träumte vor seiner Hinrichtung. Gott! könnt' ich nur diesen Traum aussprechen, könnt' ich ihn nur Dir erzählen, o liebe, wunderliebe Sophie! Herz aller Herzen! In einer schlaflosen Nacht, von Zahnschmerz aufgeregt, träumte ich, wie Savonarola mit seinen Eltern ins Paradies wandert. Manches Deiner lieben Worte und mancher Deiner ewigen Blicke gab mir Klang und Licht zu meinem schönen Traum. Sophie! Du schöne Mutter lieber Kinder und meiner liebsten Gedanken."

In des Dichters Phantasie verschmolz die Erinnerung an Sophie, die Geliebte und zugleich die liebliche Mutter schöner Kinder, mit den Vorstellungen von Savonarolas Mutter und dem Gedanken einer Vereinigung mit seiner Geliebten nach dem Tode. Dieser ist, da ihr irdischer Besitz ihm nicht beschieden war, das häufige Thema seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen. Ja, Lenau sagt es mehrmals unumwunden, dass seine Ansichten von einer jenseitigen

---

[1]) Vgl. auch Egmonts Traum im Kerker.

Fortdauer der Seelen sich auf die Überzeugung einer künftigen Vereinigung mit Sophie gründen.[1]) Das Äußere der Situation in der Verklärungsscene Savonarolas, der Empfang durch all die himmlischen Herrscharen sowie durch Helena, mag aber durch den Schluss des Goethe'schen Faust beeinflusst worden sein.

Wir haben der Zeit nach etwas vorgegriffen und es ist noch zu berichten, dass im Spätherbste 1836 und im folgenden Winter die Arbeit rüstig vorwärtsschritt.

Am 4. December 1836 schreibt Schurz: „Niembsch ist gegenwärtig höchst wacker und springt von einer Savonarolaschen Romanze auf die andere.“ Ich lasse es dahin gestellt sein, ob sich dieses „Springen“ darauf bezieht, dass die Romanzen nur in einem losen Zusammenhange stehen, oder die Art, wie Lenau arbeitete, charakterisieren soll. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch die letzten Partien der Dichtung nicht in der Ordnung entstanden, in welcher sie gegenwärtig vorliegen.

Seinem Freunde Anastasius Grün theilte der Dichter den 5. December mit: „Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling ist er fertig. Das unvermeidliche Dogmatisieren in vierfüßigen Jamben ist eine schwere Arbeit, doch geht es leidlich.“ Die Beschäftigung mit dieser Dichtung zog sich weit in das Jahr 1837 hinein, denn Schurz schreibt am 8. Juni an Karl Mayer, dass Lenau eben aufs Land gefahren sei, um von der Schwester Abschied zu nehmen. Er wollte damals nach Schwaben reisen, und Schurz macht die Bemerkung[2]), den Savonarola werde der Schwager „für alle Ewigkeit fertig“ in der Tasche mitbringen. Im großen ganzen scheint das Werk auch wirklich bis zur Abreise fertig geworden zu sein. Den 14. Juli schreibt Lenau an Sophie über einen Besuch bei Kerner: „Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen, Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in W. meinen ganzen Savonarola vor. Bei der letzten Romanze fieng Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.“ Diesen Brief, welcher darthut, dass der Savonarola Mitte Juli 1837 der Hauptsache nach vollendet war, und eine Reihe folgender, welche sich gleichfalls auf den Savonarola beziehen, muss man in das Jahr 1837 verlegen. Die Anordnung bei Frankl könnte zum Irrthume verleiten, als gehörten dieselben

---

[1]) Als Probe notiere ich nur noch eine Stelle aus späterer Zeit (4. Januar 1838): »Wie warst Du diesen Abend! O, nur ein paar solche Abende jenseits, so hat es mit dem Himmel seine Richtigkeit. Worin könnte denn auch die Freude dort bestehen, als dass wir noch inniger lieben werden, als hier. Dank Dir, Sopherl, noch inniger. Mit Dir zu den Füßen Gottes sitzen und Dich festhalten, das wird das Beste sein. Ich bin heute wirklich auch viel besser als gestern, in solchen Stunden wachsen wir dem ewigen Leben zu. Ich bin sehr glücklich.«

[2]) Gustav Schwab schreibt den 6. Mai 1837 an Anastasius Grün: »Grüßen Sie unseren Niembsch aufs herzlichste und sagen Sie ihm, ich sei durstig nach seinem Savonarola.«

in das Jahr 1836. — Vgl. auch unter dem 15. Juli Folgendes: „Ich werde meinen Savonarola nicht selbst corrigieren, weil es mir zu lange dauern würde. Ganz correct will ich ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominikaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt — oder kriecht. Lieber das, als dass ich so lange ohne Dich bin." Ebenso vgl. man den am 17. Juli an Sophie gerichteten Brief und einen nicht genauer datierten vom October desselben Jahres, welchen Frankl in seinen Beiträgen zur Lenau-Biographie (S. 99) irrig in das Jahr 1836 verlegt.

Vorlesungen des Savonarola scheinen in Schwaben mehrfach vorgekommen zu sein. Wenigstens schreibt Lenau schon am 1. Juli: „Meinen Stuttgartern hab' ich einiges aus meinem Savonarola mitgetheilt. Er gefällt". Doch feilte und besserte der Dichter in der Fremde noch einiges, denn von Stuttgart aus theilte er seiner Freundin Sophie am 9. Juli Nachstehendes mit: „Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographische sein konnte, benutzte ich, theils noch an meinem Savonarola zu feilen, indem ich glücklicherweise einige der Felsen sprengte, welche historisch hereinragen in den Strom meiner Poesie, und welche ich Ihnen (!) einmal ausführlich geschildert habe; theils füllte ich sie aus mit einigen Studien für den Huß... Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter, dritter Auflage mit meinem Bildnisse, Savonarola für sich allein in einem Bande. Schwab ist halskrank. Mein Gedicht hat ihn, sozusagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch niemand das Gedicht." Über die Correctur seines Gedichtes finden sich im Tagebuche und den Briefen an Sophie viele Notizen, unter anderen folgende: „Wenn nur mein Savonarola bis zu Deinem Geburtstage fertig würde! Er freut sich schon sehr, in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm" (17. Juli).

Ende August oder anfang September desselben Jahres berichtet Lenau in einem bei Schurz abgedruckten undatierten Briefe an Sophie: „Ich werde so glücklich sein, Ihnen (!) meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengesicht zu machen bitte, damit sich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen lasse. Das wird Ihnen (!) ein Leichtes sein. Solches aber soll geschehen an Ihrem (!) Geburtstage [1], den wir recht vergnügt zusammen feiern wollen." Ferner finde ich unter der Datierung vom 6. September bei Schurz folgende humoristische Zeilen: „Wer da glaubt, das Corrigieren sei eine Lust, den sollen die Götter strafen. Nein, es ist eine heillose, geistlose,

---

[1]) 25. September.

erbärmliche Nuselei, und es hat mich in eine totale Verstimmung gebracht, in der mir alles verleidet war und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schicksal wie ein besoffener Setzer, und ich selbst in meinem verdrießlichen, unrasierten, vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug.“ Als Lenau dies schrieb, hatte er die Correctur des Savonarola schon beendet, oder es ist die Datierung bei Schurz ungenau, weil er bereits am 4. September, 11 Uhr abends in sein Tagebuch eintrug: „Soeben habe ich den letzten Bogen meines Savonarola und den letzten meiner Gedichte corrigiert. Nun ist nur noch Inhaltsverzeichnis und Titel übrig, dann reise ich zu Dir, o Du mein Leben!“ Am 19. September traf Lenau in Wien ein, so dass er seine Absicht, bis zu Sophiens Geburtstag mit der Arbeit fertig und wieder in Wien zu sein, erreichte.

Der Savonarola erschien unter dem Titel: „Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung, 1837.“ Im Jahre 1840 hoffte Lenau vergeblich eine zweite Auflage seiner Dichtung zu erleben, diese (zweite, durchgesehene Auflage) konnte infolge des schlechten Absatzes erst 1844 erscheinen. Die wenigen Veränderungen in derselben hat Max Koch in seiner Ausgabe notiert. Die späteren Auflagen sind nicht mehr von Lenaus Hand besorgt, die Inhaltsverzeichnisse in diesen eine Zuthat.

Als Savonarola vollendet und erschienen war, hatte Lenau den Plan zu der epischen Trilogie, dessen Mittelstück sein Gedicht bilden sollte, noch nicht aufgegeben; denn von Stuttgart theilt der Dichter am 6. August einem Wiener Freunde mit: „Mein Leben ist Correctur und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich; die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu thun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo gegenüber so lange kuschen mussten. Es soll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen sie sich nicht zu genieren; er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk.“ Und den Tag zuvor hatte er an Sophie geschrieben: „Ich treibe Studien für meinen Huß. Mein Savonarola genügt mir gar nicht mehr. Ich bin sehr missmuthig darüber.“ Es waren wohl die Vorstudien zu Huß die Veranlassung, dass Lenau im Juni (vgl. im Tagebuch eine Notiz vom 27. Juni) die Schriften des pantheistischen Mystikers Jakob Böhme las, welchen die Romantiker wieder ans Licht gezogen hatten.

Im Laufe der nächsten Monate, welche auf die Vollendung des Savonarola folgten, ließ Lenau auch von seinem Plane, die epische Trilogie auszuführen, ab und theilte dies seiner Freundin

Emilie den 16. Januar 1838 in folgenden Worten mit: „Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beschäftigt mit dem Studium des Spanischen und Provencalischen.

Der Huß nämlich, und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles sein, was ich aus diesem Stoffe herausschlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umsonst gemacht haben und die Idee nicht verschweigen will, die mir über den Hussitenkrieg entstanden ist. Diese ist neu, und wie ich glaube der Schlüssel zu diesem Ereignisse. So wichtig es auch an sich ist, so stellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, dass bei dem Mangel an hervorstechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeschreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden. [1])

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigstens zwei Jahre werde zu schaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. [2]) Hier find' ich alles, was ich brauche.“

In dieser neuen Dichtung hatte Lenau mit dem positiven Glauben wiederum gebrochen; doch erfahren wir bei Schurz (II. S. 229), dass der Dichter während der schweren Krankheit, die dem Schlaganfalle in Stuttgart folgte und der Zerstörung seines Geistes vorausgieng, wieder das Bedürfnis religiösen Trostes fühlte. Emilie Reinbeck hat in den tagebuchartigen Notizen über den Fortschritt von Lenaus Krankheit verschiedene seiner Äußerungen aufgezeichnet, welche zugleich mit den Briefen an Lenaus Braut Marie Behrends in dem Aufsatze „Lenau und Marie Behrends“ in der „Deutschen Rundschau“ (1889 von Paul Weisser) theilweise veröffentlicht wurden. Ich entnehme daraus folgende Stellen (a. a. O. S. 445): „Als ich ihn einmal“, erzählt Emilie, „in seiner verzweiflungsvollen Stimmung an die höchste Quelle des Trostes verwies, und ihm zusprach, Gott

---

[1]) Vgl. den Brief vom 24. April 1838 an Martensen.

[2]) Wie der von Lenaus Schwager Schurz veröffentlichte Briefwechsel des Dichters darthut, studierte Lenau etwa Ende des Jahres 1837 und Anfang des nächsten Jahres eifrig in der Hofbibliothek die altfranzösischen Quellen zu seinen Albigensern. Er wurde dabei von seinem Freunde Ferdinand Wolf, welcher sich mit dem Studium der romanischen Philologie beschäftigte, unterstützt und von diesem auf die kurz zuvor erschienenen romanischen Quellenschriften aufmerksam gemacht. Diese sind Dank der sorgfältigen Untersuchung Dr. P. Krueggers aufgedeckt worden. Vgl. dessen Abhandlung in der wissenschaftlichen Beilage des Osterprogrammes der Luisenstädtischen Oberrealschule in Berlin, 1886 »Lenaus Albigenser und die Quellenschriften«. Zu den dort verzeichneten Quellen bemerke ich noch, dass aus dem Tagebuche an Sophie (Kierling, 21. Mai 1839, abends) hervorgeht, Lenau habe sich auch mit den »sogenannten Pseudoclementinen, einer uralten gnostischen Schrift«, beschäftigt.

anzurufen, sagte er: „Es geht nicht, ich möchte gern, sehne mich selbst darnach, aber ich kann nicht beten.“ Ein paar Tage nachher kam er morgens ganz heiter zu mir herüber und sagte: „Emilie! Heute Nacht ist ein Lichtstrahl in mein Herz gefallen; ich habe gebetet, heiß und inbrünstig, habe die Nähe Gottes, seine Liebe, seinen Trost gefühlt, und mir ist nun wieder leichter zu Muthe.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Gegen Abend hatte er (Lenau) wieder großes Verlangen nach mir gezeigt. Er war auf, und wie ich zu ihm eintrat, fiel er mir um den Hals und begrüßte mich aufs herzlichste. Dann sagte er zu mir: „Emilie! Glaube mir, diese Krankheit war zu meinem Heil, sie hat mich geläutert und war mir ein reinigendes Seelenbad. Ich habe gekämpft, schwer gekämpft, aber ich habe gesiegt. Alles ist jetzt klar geordnet in meinem Geist. Ich habe einen Gedankenbau aufgerichtet, groß und hoch wie ein mächtiger Thurm, und oben auf seiner Spitze hellstrahlend steht das †. Es ist wahr, ich habe die Albigenser geschrieben und sonst manches gottlose Gedicht, aber glaube mir, nie, nie hat sich doch mein Herz vom Kreuz abgewendet, ich habe es geliebt in tiefster Seele, immer. Ja, ich fühle auch jetzt, wie Gott mich liebt, wie er mich ans Herz zieht — dass ich Eins mit ihm werde — — —“ Dann steigerte sich seine Rede in unzusammenhängenden Worten zur höchsten Ekstase. Ich bat ihn, sich niederzulegen und auszuruhen, wozu er sich gleich bereit zeigte. Darauf umarmte er mich und sagte mit ganz natürlicher Wärme: „Leb' wohl, liebe Emilie. Grüße die Unseren. Nicht wahr, Ihr werdet mich doch noch achten und werdet mein Andenken ehren? — Ihr waret ja immer so gut gegen mich!“ — Ich wiederholte ihm aus tiefstem Gemüthe die Versicherung unserer treuen Liebe und Verehrung, worauf er mir heiter, beruhigt, die Hand drückte und sich auf die Seite legte, um zu schlafen. — Diese Worte fühlte ich wie einen Abschied in meine Seele schneiden mit der schmerzlichsten Schärfe! — Es waren auch die letzten, die der geliebte unglückliche Freund zu mir sprach.“

Wien. Dr. F. Prosch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Griechische Lyriker in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Alfred Biese. Erster Theil: Text. Leipzig, G. Freytag 1891. Zweiter Theil: Einleitung und Erläuterungen. Leipzig, G. Freytag 1892.

Das vorliegende Buch verfolgt den schönen Zweck, durch eine den Bedürfnissen der Schüler angepasste Ausgabe der Lectüre der griechischen Lyriker in die Schule Eingang zu verschaffen. Wir stimmen mit dem Verf. vollständig darin überein, dass es tief zu bedauern wäre, wenn unsere Schüler das Gymnasium verließen, ohne mit der griechischen Lyrik eine wenn auch nur flüchtige Bekanntschaft gemacht zu haben. In Deutschland gestattet ein Passus der „Lehrpläne und Lehraufgaben" (S. 73) die Einführung „auch anderer Schriftsteller oder Schriften" in die Gymnasiallectüre. Dies ist nun zwar an den Gymnasien Österreichs nicht der Fall; allein wir glauben, dass es keinem Bedenken unterliegen würde, wenn der Lehrer in „plötzlichen Vertretungsstunden" ein wenig griechische Lyrik treiben wollte. Viele Bruchstücke sind bei geschlossenem Inhalte so kurz, dass der Lehrer sie in kürzester Zeit auf die Tafel schreiben oder schreiben lassen kann, so dass alle Schüler den Text vor Augen hätten. Auch das dürfte ihm kaum verwehrt werden, etwa den Rest einer Horazstunde zur Vorführung solcher lyrischer Stücke zu verwenden, welche der Dichter in dem eben behandelten Gedichte vor Augen gehabt oder nachgeahmt hat, oder die sonst damit in gedanklichem Zusammenhange stehen. Gewiss wäre es auch dankenswert, wenn der Germanist in eine Grillparzerstunde die Lectüre einer sapphischen Ode einschalten wollte. Vor der Schwierigkeit solcher Lectüre möge niemand zurückschrecken: Thiersch las den schwierigsten aller griechischen Lyriker mit seinen Schülern am Gymnasium vor Sophokles, gleich nach Homer. Welche Früchte aber daraus erwüchsen, wenn es dem Lehrer gelänge, die Schönheit der melischen Gedichte, besonders jener, welche Naturschilderungen enthalten (Sappho Nr. 4

Mondnacht, Pindar Nr. 2 Frühlings-Dithyrambus, Sophokl. Nr. 2 der Morgen, Aristoph. Nr. 2 „Wohlauf, Frau Nachtigall", Anacreontea Nr. 9 Der Frühling, Meleagros Frühlingsgedicht usw. usw.), dem Verständnisse der Schüler zu erschließen, wie förderlich dies insbesondere für eine richtige Beurtheilung unserer modernen Lyrik wäre, liegt klar zutage.

Dem oben angegebenen Zwecke entspricht Bieses Anthologie vollkommen; andere sind „entweder zu theuer und bieten zu viel" (Bergk-Hiller, H. Stadtmüller) oder „sie bieten zu wenig" (Buchholz). Die Sammlung zerfällt in folgende Theile: 1. Die Elegie (Kriegs-, Reflexions-, politische und gnomische Elegien), 2. Jambus, 3. Lied (von Sappho hätte noch Fragm. 37 Hiller *ἦρος ἄγγελος ἱμερόφωνος ἀηδών* aufgenommen werden können; glücklich ist die Wahl von Pindars erster pyth. Ode und der Frgm. 75, 76 und 129 Bgk, doch vermissen wir die von Goethe und Herder so hoch gepriesene kurze 14. olymp. Ode; sehr willkommen sind ferner die Stücke aus den Tragikern und aus Aristophanes), 4. Epigramm (inschriftl. und literar., unter den letzteren die des Simonides auf gefallene Helden, auf Götter, Dichter, Redner [1]). — Ein großer Vorzug des Buches ist es, dass sehr passende Überschriften, die bei keinem Fragmente, nicht einmal dem kleinsten, fehlen, zur Lectüre einladen. Man könnte sonach schon in der VI. Classe oft sich versucht fühlen, die Schüler in diesen Blumengarten einzuführen, wenn nicht die zahlreichen erotischen Gedichte es gerathen erscheinen ließen, den Ankauf des Büchleins nur den gereiften Schülern der höchsten Classen anzuempfehlen. Auch hier werden übrigens die erwähnten Bruchstücke, ferner Stellen wie Tyrt. I v. 25 f. (gegen die Aufnahme der Conj. Heckers: *ἔντερα θ' αἱματόεντα* hätte gewiss niemand etwas einzuwenden gehabt), namentlich in Vertretungsstunden, nur in einer wohldisciplinierten Classe anstandslos vorgenommen werden können.

Um nun auf das Einzelne überzugehen, so verfolgt der Verf. „keine selbständige Textconstitution", er schließt sich den besten Ausgaben an, „ohne deshalb einleuchtende Besserungen, wo sie ihm bekannt waren, zu verschmähen". Diese etwas geringschätzige Stellungnahme der Textkritik gegenüber hat uns nicht gefallen. Die Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf diesem Gebiete, sowie eigene Bemühung — hier ist Hugo Stadtmüller mit nachahmenswertem Beispiele vorangegangen — würden dem Buche zu großer Zierde gereicht haben. Der Verf. hätte dann nicht nöthig gehabt, nachträgliche Bemerkungen, wie zu Sol. III v. 1 „nach genauerer Prüfung des Papyrus ist *οὕνεκα ξυνήγαγον* zu lesen", zu Aristoph. III v. 9 „*ἐτῶν* dürfte corrupt sein" (vgl. noch zu Anacreontea IX 7, inschr. Epigr. IX 11, literar. Epigr. IX 4,

---

[1]) Vielleicht hätte noch ein Idyll des Theokrit in den Rahmen der Sammlung gepasst.

Asklepiad. I 3, Leonid. Tarent. I 3, III 1, Antipatros II 10), die nur störend wirken können, aufzunehmen. Der Planlosigkeit seines kritischen Verfahrens ist es zuzuschreiben, dass er z. B. Tyrt. 1, 20 Hillers Conj. (Burs. Jhrbb. 1883, S. 251) *ὄπισθε μάχης* aufnahm, obwohl Hiller selbst sie von seinem Texte ausgeschlossen hat, ferner dass von S. 42 an Druckfehler im Texte in geradezu beängstigender Zahl (sie sind übrigens in den „Erläuterungen“ richtig gestellt) platzgreifen.

Die „Einleitung“ des zweiten Theiles ist sehr lesbar und anregend geschrieben, mit besonderer Hingebung sind die Meliker (darunter wieder Pindar) behandelt. Außer kurzen Andeutungen über Lebenszeit und -Schicksale der Dichter werden auch Inhaltsangaben, Gedankengang u. dgl. geboten. Wir haben nur Folgendes auszusetzen: S. 1, Z. 8 ist nach dem Worte „Abbrechen“ einzuschalten: „(der Pentameter)“, S. 3, Z. 22 besser: „damit stimmt es überein, dass....“, das. Z. 5 v. u. „dass die Person (das Ich) des Dichters...“ S. 9, Z. 4 v. u. dürfte für Schüler der Ausdruck *γένος διπλάσιον* unverständlich sein, S. 12, Z. 5 ist unschön gesagt: „(Alk.) lässt sich den Wind auf stürmischem Meere um die Nase wehen“, S. 13, Z. 1 schreibe „zwar naht uns j e t z t der Abend“, S. 13, Z. 5 v. u. st. „wunderbarer“ besser „unbegreiflicher“, S. 14, Z. 18 vermisst man eine etymologische Deutung des Namens Stesichoros, das. Z. 12 v. u. schreibe Geryoneïs, Z. 17 v. u. ist undeutsch „(der Frieden), der von Spinnengeweben die Waffen umziehen lässt“, S. 18, Z. 13 schreibe st. „aus“ „auf“, S. 24, Z. 8 trage hinter „ungezogenen . . . . Grazien“ nach: „(Goethe)“, S. 24, Z. 4 setze Segler der Lüfte unter Anführungszeichen, S. 29, Z. 14 schreibe Teïschen, S. 30, Z. 4 f. unlogisch: „Den Demosthenes beklagt ein Adespoton wegen des Mangels an Macht, die seiner Einsicht nicht gleichkam“, S. 30, Z. 19 unverständlich: „Weinend gedenkt er... des Dichters Herakleitos und i h r e s vertrauten Plauderns“ st. „und seines vertr. Pl. mit ihm“, S. 32, Z. 9 schließt Niobe „die sonst vielredenden Lippen“.

Die „Erklärungen“ sind knapp gehalten und bieten außer Andeutungen über unregelmäßige und neue Wortformen und Winken für das syntaktische Verständnis zahlreiche Citate aus alten und neuen Dichtern. Da es meistens Stellen sind, die dem Schüler bekannt sein dürften, so wird auch diese Eigenschaft des Buches dazu beitragen, das Verständnis zu erleichtern und Lust und Liebe zu wecken. Auch hier hätten wir nun sowohl in Bezug auf die Fassung der Erklärungen, als auch in Hinsicht der Auswahl des zu Erklärenden sehr viel einzuwenden. Eine erschöpfende Aufzählung alles dessen würde indes die einer Anzeige gesteckten Grenzen weitaus überschreiten; auch zweifeln wir nicht, dass der Verf. selbst beim Schulgebrauche manche Ungenauigkeit und Unrichtigkeit erkennen und in einer zweiten Auflage berichtigen wird. Wir begnügen uns daher mit der Aufzählung der wichtigsten Mängel: S. 35 zu v. 8

st. Tyrt. Nr. I 11 zu schreiben Nr. I 12; S. 36 wird kein Schüler das Citat CIA I 442 verstehen, auch sonst wäre größere Deutlichkeit in den Citaten wünschenswert, z. B. statt Hes. Hesiod., st. Her. Herod., st. Ath. Athenäus u. dgl.; S. 41 Simonid. v. 2 fehlt die Bemerkung, wer der *Χῖος ἀνήρ* ist, das. v. 13 war zu erinnern an das hom. *χαριζομένη παρεόντων*; das. Sol. II v. 4 fehlt vor *ἀεικές* die Negation *μηδέν*, das. V v. 5 hätte wohl *ἐξάραντα* geschrieben werden sollen, dortselbst bedarf der nächste Vers einer Erklärung; S. 49 zu Nr. XV 4 konnte citiert werden Pind. Nem. XI 16 *θνατὰ μεμνάσθω περιστέλλων μέλη καὶ τελευτὰν ἁπάντων γᾶν ἐπιεσσόμενος*, das. zu Nr. XVII v. 18 st. adv. pr. adi. deutlicher adv. pro adi., wie S. 63 zu Nr. II v. 8 und noch an mehreren Stellen, S. 55 Alkmann Nr. I v. 2 fehlt zu ‚*βάλε* utinam' die Bemerkung, was *βάλε* in dieser Verbindung eigentlich heißt. S. 58 Nr. VIII v. 3 besser *λαθι* (*λαθ*, *λανθάνομαι*) - *καδής* (*κᾶδος*, *κῆδος*), diese größere Genauigkeit in der Erklärung der Composita wäre auch sonst erwünscht, z. B. zu Sappho Nr. I v. 2 etwa so: *ψυχ - απάτης* (*ἀπατάω*), *φρενο-ληστής*, *δολό-πλοκος* (*πλέκω*) u. s. f.; v. 5 *τυῖδ'* = *τῇδε* local, das. v. 6 besser *αὐδώ* (vgl. *πειθώ*) = *αὐδή*, zu v. 12 fehlt *μέσσω* = *μέσσου*, v. 13 vermisst man die Erklärung der Präposition in *ἐξ - ίκοντο*, v. 17 und v. 18 bedürfen dringend einer Darlegung der Construction (*τίνα* Objects-, *Πειθώ* Subjectsaccusativ), S. 59 Nr. II v. 7 bedarf wohl *ἐσϝίδω* eines erklärenden Wortes, v. 9 st. des bloßen *κατέαγε* deutlicher *καμ* (= *κατὰ*)-*ϝέαγε* = *κατέαγε*, v. 10 *χρῶ*, homer. *χρόα* v. *χρώς*, *χροός* (*χρωτός*), v. 12 ist unerklärt der Artikel *ἁ* bei *ἴδρώς*, v. 15 *ὀλίγω* = *ὀλίγου*, *'πιδευής* (= *ἐπιδευής*) erg. *ἐμμί*; S. 32 Nr. 4 v. 2 fehlt jede Angabe über *ὔσδων* (= *ὄζων*), das der Schüler vergebens im Lexikon sucht; es wird erst zu Nr. XI v. 1 erklärt; Nr. VII *'γαπατά* = *ἀγαπατά*; es fehlt ferner sowohl hier wie in der Einleitung jede Andeutung über Kleïs; die Überschrift zu Nr. 10 ist nicht treffend; zu Nr. 11 fehlt die Note, dass *πόρφυρον* adiect. ist, der Schüler findet im Lexikon bloß *πορφυρέος* und *πορφύρω*. Wir haben uns speciell bei Sappho länger aufgehalten, weil wir hoffen, dass der Verf. aus diesen unseren Bemerkungen sich leicht eine Vorstellung machen wird, von welcher Art unsere sonstigen Einwendungen betreffs der Brauchbarkeit seines Commentars für Schülerzwecke sind. S. 73 v. 46 bedarf der plur. *ἐοικότα* einer Erklärung, S. 75 v. 89 steht im Texte *διακρίνειν*, im Commentar *διακρίνοι*: dass die letztere Form eine Erklärung der ersteren ist, wird der Schüler kaum sofort herausfinden. Endlich sind folgende Druckfehler nicht verzeichnet: S. 53, Z. 2 v. u. *ἄν*, S. 55, Z. 10 v. u. *εὖτε*, S. 60, Z. 18 v. u. hominem, S. 90, Z. 7 v. u. *βροτυώδης*, S. 95, Z. 11 zu, S. 100, Z. 5 *ἐκνήσου*.

Wir fassen sonach unser Gesammturtheil über Bieses Buch dahin zusammen, dass Plan und Anlage vortrefflich genannt zu

werden verdienen, dass jedoch im besonderen sowohl der Text, als auch die „Erläuterungen“ einer gründlichen, allseitigen Durcharbeitung entbehren.

M. Stahl, De Pindari carmine Pythico primo. Ind. lect. hib. Monaster. 1891/92. pp. 16. 4°.

Nach einer kurzen Inhaltsangabe und Darlegung des Zusammenhanges der einzelnen Theile (1—28, 29—80 [= 29—57, 58—80], 80—100) folgt S. 7 ff. Besprechung folgender Stellen: V. 12 ff. Hier will Stahl, wohl mit Recht, *κῆλα δὲ .... φρένας* als Parenthesis aufgefasst wissen mit Hinweis auf Ol. VIII 28 f. Pyth. X 45. Nem. IV 66. — V. 34 f. schreibt er st. *καὶ τελευτᾷ* mit Moschop. *κἀν τ.* — V. 46 ff. *καμάτων δ' ἐπίλασιν παρασχὼν — μηκέτ' ἀμνάσειεν κ. τ. λ.* ‘(optat poëta), ut tempus exantlatos labores in oblivionem adducens non iam in memoriam ei revocet qualibus in pugnis toleranti animo perseveraverit i. e. eum oblivisci sinat quantos in bello labores toleraverit, ut illas (sc. opes) sibi compararet’. — V. 47 mit Bergk *οἵαις ἐν πολέμοιο μάχαις*, V. 48 *εὑρίσκοιτο*. — V. 51 ff. sei jedenfalls mit Rauchenstein *μὴ φίλον* zu schreiben (nicht *νιν* [so die codd.] *φιλέων*, welches mit *σὺν ἀνάγκᾳ* zu verbinden ist?) und *μεταλλάσσοντας* sei zu halten durch Plat. Tim. 19 A *τοὺς δὲ παρὰ σφίσιν ἀναξίους εἰς τὴν τῶν ἐπανιόντων χώραν μεταλλάττειν*. Doch gibt St. zu, dass die Andeutung ‘wohin?’ fehlt. Wir meinen, dass das Ziel deutlicher bezeichnet ist, wenn wir *μετανοίσοντας* schreiben: denn das heißt ‘anderswohin (d. i. ins Lager der Griechen) wieder zurückbringen’. — V. 56 f. *οὕτω δ' Ἱέρωνι* beziehen sich auf V. 46 ff., *οὕτω* also wie Ol. II 35. — V. 58 ff. *καὶ* gehe auf Pyth. II, das vier Jahre vorher zu Ehren von Hierons Wagensieg in Syrakus gesungen wurde, *ποινάν* v. 59 sei nicht merita laus, sondern etwa remuneratio, endlich sei *ἔπειτα* igitur, wie Isthm. VI 20, Hom. Il. V 812, Soph. El. 345. — V. 67 ff. hält St. an der Böckh'schen Deutung der Überlieferung *ἀεὶ δὲ τοιαύταν . . . διακρίνειν ἔτυμον λόγον* fest. Das Sonderbare des Ausdruckes ‘die wahre Rede der Menschen soll die (dor.) Verfassung Ätnas von allen anderen unterscheiden’ ist von Mezger (nicht Metzger) mit Recht beseitigt worden dadurch, dass er die Worte *ἔτυμον λόγον* trennt und *ἔτυμον* prädicativ auf *αἶσα* bezieht, *λόγον* aber als Subjectsaccusativ zu *διακρίνειν* fasst. Diese Beziehung wird aber erst dann klar, wenn wir *ἐτύμαν* (das Fem. bei Soph. Phil. 205) schreiben. — V. 71 mit Hartung *ἅμερος*, V. 74 *βάλεν*, V. 75 ff. mit Dawes *ἀρέομαι*, mit Moschop. *Μήδειοι*, mit Christ *κλέων*, und endlich conjiciert Stahl *ἐπράξαντ'* ‘den sie sich erwirkt haben’. — V. 92 endlich seien die Worte *εὐτραπέλοις κέρδεσσ'* von Hierons hinterlistigem und habsüchtigem Wesen zu verstehen und nicht auf seine Höflinge zu beziehen.

G. Meinel, Beiträge zur Erklärung Pindars. Progr. der kgl. bayr. Studienanstalt zu Kempten 1891. 8°, 32 SS.

Zunächst ist der Verf. bemüht, den „Grundgedanken" von Pyth. II, Nem. VIII und Olymp. X aufzufinden. Ref. schickt der Besprechung von Meinels gründlichen und scharfsinnigen Untersuchungen die Bemerkung voran, dass er dem Principe, die Beziehungen zwischen Mythus und Geschichte jedesmal festzustellen, starken Zweifel entgegenbringt, insbesondere meint, dass bisher zwar großer Scharfsinn und staunenswerte Gelehrsamkeit aufgewendet wurde, um die Ähnlichkeiten zwischen beiden herauszufinden, dass aber auf die Widersprüche, die oft so groß sind, dass sie jene vollständig in den Hintergrund drängen, viel zu wenig Bedacht genommen wurde. So soll nach Meinel in Pyth. II Ixion das Gegenbild des Polyzel sein, sein Verwandtenmord (V. 32) soll diesen warnen, etwas ähnliches gegen Hieron zu planen, sein Attentat auf Heras Keuschheit endlich soll bei Polyzel auf dessen Vermählung mit seiner Schwägerin Demarete, der Witwe des Gelon, gehen. Allein erstlich haben wir directe Nachrichten dafür, dass vielmehr Hieron dem Polyzel nach dem Leben trachtete, und darum muss sich Meinel damit helfen, dass er annimmt, die entgegengesetzte Ansicht sei dem fernestehenden Pindar als einem Freunde Hieros beigebracht worden. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so glauben wir, dass es denn doch etwas anderes ist, wenn Ixion Zeus' Gattin schänden will und andererseits Polyzel die Witwe seines Bruders auf Grund testamentarischer Bestimmung des letzteren ehelicht. Freilich entgegnet M., dass die Ehelichung der Schwägerin im Alterthum überhaupt anstößig war (!). — Olymp. X soll der Grundgedanke in den Worten V. 32 liegen: *ἐχθρὰ πάρφασις ἦν καὶ πάλαι*: wie Aias durch ungerechte und von Gegnern beeinflusste Richter um seinen Sieg im Waffenstreite betrogen wurde, so auch Megas und Deinis um die Eintragung in die Siegerlisten. Aber Megas und sein Sohn hatten doch vor einer Versammlung aus ganz Hellas gesiegt und die Ausschließung aus jenen Verzeichnissen, selbst wenn dieselbe feststehende Thatsache wäre, ist wohl bei der damaligen geringen Bedeutung der Schrift nicht im Entferntesten vergleichbar mit der Zurücksetzung des Aias. — Nicht mehr überzeugend ist für uns, was M. über Nem. VIII vorträgt. Hier sollen sich entsprechen der mit Hilfe des Ares errungene Sieg des Kyknos über Herakles und der gleichfalls mit Hilfe (ihres eigenen) Ares (d. i. ihrer Tapferkeit) erfochtene Sieg der Lokrer am Sagrasflusse über die Krotoniaten. Diesmal also sei Herakles nicht das Gegenbild des Siegers (oder seiner Vaterstadt). Gleich darauf soll aber doch wieder Herakles' Sieg über die Molionen und den treubrüchigen Augeas eine Verherrlichung der von den Lokrern so hoch gehaltenen *'Ατρέκεια* sein, zu deren Ehre auch Pindar diese Ode verfasste, da er ein gegebenes Versprechen einlösen wollte. Der Dichter habe *ψευδέων ἐνιπὰν ἀλιτόξενον* vermeiden wollen, indem er der *'Ατρέκεια*

zu Ehren verhalf, und so sei auch Augeas als *ξεναπάτας βασιλεὺς* von Herakles als einem Schützer der *Ἀτρέκεια* bestraft worden. Die weitere nothwendige logische Consequenz wäre nun wohl die Zusammenstellung Pindars selbst mit — Augeas! — S. 12 ff. erörtert M. die vielbesprochene Stelle Pyth. II 72 *γένοι' οἷος ἐσσὶ . . .* In der Auffassung dieser Worte weichen wir sowohl von M., als auch von allen anderen Erklärern ab. Zunächst billigen wir entschieden Bergks Interpunction *γένοι' οἷος ἐσσί· μαθών τοι πίθων καλός . . .* Nun ist der Sinn vollständig klar: der abgerichtete Affe kann nur unvernünftigen Kindern gefallen. Dem Affen entsprechen die Höflinge, deren wahres Wesen sich hinter angelernter Augendienerei versteckt. Diesen soll Hieron nicht trauen, denn sonst würde er wie jene Kinder handeln, nicht wie Rhadamanthys, den sein reifes Urtheil (*φρενῶν καρπός* V. 73) vor Täuschungen bewahrte. Da nun im Folgenden der Dichter sein eigenes offenes Wesen (V. 86 *εὐθύγλωσσος ἀνήρ*) dem gleißnerischen Treiben der Höflinge entgegenstellt — es erhellt dies deutlich aus V. 80 *ἀβάπτιστός εἰμι φελλὸς ὣς ὑπὲρ ἕρκος ἅλμας*, V. 83 *οὔ οἱ μετέχω θράσεος* ('solcher Muth ist mir fern'), V. 84 *ὑποθεύσομαι* — so ist *γένοι' οἷος ἐσσί* eine Aufforderung des Dichters an sich selbst, nicht an Hiero, den die Zusammenstellung mit einem Affen jedenfalls beleidigt haben würde. Der Gebrauch der 2. Pers. Sing. in diesem Sinne ist ja bei Pindar ganz gewöhnlich, der Wechsel der Person aber derselbe wie an der verwandten Stelle Ol. II v. 89 und 91. Die Worte *χρὴ δὲ πρὸς θεὸν οὐκ ἐρίζειν* V. 88 besagen, dass man deshalb nicht mit dem Kopfe gegen die Wand rennen müsse. Das thun freilich viele, welche an göttlichen Einrichtungen zerrend (V. 90 *στάθμας δέ τινος ἑλκόμενοι περισσᾶς*, d. i. eben das V. 89 *ὃς ἀνέχει τοτὲ μὲν τὰ κείνων, τότ' αὖθ' ἑτέροις ἔδωκεν μέγα κῦδος* Gesagte), ihr eigenes Unglück (*ἕλκος ὀδυναρόν*) verschulden. Hieron sei ein weiser, vorurtheilsfreier Herrscher, das sehe man daraus, dass jene, trotz ihrer Bemühung (V. 79 *εἰνάλιον πόνον ὀχεοίσας βαθὺν σκευᾶς ἑτέρας*), keinen besonderen Vortheil erreichen (V. 78 *κερδοῖ δέ — τί μάλα τοῦτο κερδαλέον τελέθει;*), und daher werde er auch Pindars freimüthiges Wesen zu würdigen wissen. — Zum Schlusse S. 29 ff. behandelt M. zwei schwierige Stellen: Nem. II 11 *ὀρειᾶν γε Πελειάδων μὴ τηλόθεν Ὠαρίωνα νεῖσθαι*. Das bergige Salamis sei Sitz von Wildtauben gewesen (Aesch. Pers. 309 *πελειοθρέμμονα*). Da es nun Tauben hervorbringe (*-θρέμμων*), so müsse es auch, wie der Himmel stets neben den *πλειάδες* den Orion hat, seinen Orion haben. Dies sei eben Timodemos (v. 13 *καὶ μὰν ἁ Σαλαμίς γε θρέψαι...*). — Olymp. VI 13 vertheidigt M. die hs. Lesart *τελεσθέντων* unter Hinweis auf Schneidewin zu Soph. O. C. 1435 und Menand. bei Stob flor. 122 *νεκρὸς πολυτελής*. Er übersetzt *νεκρὸν τελεῖν* „den Todten fertig machen", d. i. alle die üblichen Vorbereitungen vor dem Verbrennen,

wie Waschen, Salben, Schmücken an ihm vollenden: erst wenn die Gefallenen von Staub und Blut gereinigt waren, wurden sie erkennbar und dann konnte die Frage entstehen: Wo ist Amphiaraos?

Pindars Sicilische Oden nebst den Epizephyrischen. Mit Prosaübersetzung und Erläuterungen von Eduard Böhmer. Bonn, Fr. Cohen 1891.

Dieses Werk ist ohne Zweifel das Ergebnis langjähriger, alle Gebiete der Pindarforschung (Metrik, Musik, Textkritik, Erklärung, Chronologie) umfassender Studien. Böhmer hat schon in den Jahren 1852 und 1853 alle florentinischen Hss. für die olymp. und die ersten zwei pyth. Oden collationiert und sie Bergk zu dessen 3. Ausgabe (s. PLG I[4] p. XV, wo er fälschlich Fridericus B. heißt) zur Verfügung gestellt. Von seinen Bemühungen um die Textkritik zeugen zahlreiche Conjecturen, deren wichtigste wir an erster Stelle mittheilen, beziehungsweise besprechen wollen. Sie betreffen zumeist solche Stellen, die schon vor Bergks 4. Ausgabe (1878) als corrupt bezeichnet worden sind: ein Streben, die zahllosen Schäden des Textes, welche Bergk in seiner 4. Ausgabe aufgedeckt hat, zu heilen, tritt nicht hervor. Desgleichen mag schon hier bemerkt werden, dass auf die neuesten kritischen Arbeiten, welche L. Bornemann so gewissenhaft in Bursians Jahresberichten (1885 und 1887) zusammengestellt hat, fast gar nicht Rücksicht genommen ist. Sehr zahlreich sind zunächst die Stellen, an welchen die Interpunction geändert wird[1]). Pyth. 12, 29 *ἦτοι σάμερον* zwischen Kommata (mit Bücheler) ‚wahrlich so heute'; Ol. 11, 3 Komma vor, nicht nach *ὀμβρίων*, doch will hier offenbar der Regen genauer bezeichnet werden, im Gegensatze zu andern *ὕδατα οὐράνια*, zu *παίδων νεφέλας* vgl. Frgm. 222 Bgk., Ol. II 32; Ol. 10, 58 Punkt nach *ἑορτάν*, nicht nach *τε* V. 59, gewiss unrichtig; Ol. 10, 102 Komma erst nach *κεῖνον κατὰ χρόνον*; Pyth. 2, 70 Komma vor, nicht nach *χάριν*; das. 72 ganz unmöglich *καλός τοι πίθων παρὰ παισὶν αἰεί, καλός*, dagegen Bergks treffliche Emendation *γένοι' οἷος ἐσσί· μαθών* verschmäht; das. V. 75 *ἔπετ' αἰεί· βροτῶν*; Pyth. 1, 68 (unter dem Texte nicht verz.) *διακρίνειν*, *ἔτυμον λόγον ἀνθρώπων*, ‚dass immer sothane Verfassung Bürgern und Königen entscheide, zu (!) wahrhafter Rede der Menschen' (d. i. so dass man von dieser Thatsache weit und breit rede), gewiss verwerflich; nicht besser Ol. 2, 74 *ὕδωρ δ' ἄλλα φέρβει ὅρμοισι* (in den Buchten)· *τῶν χέρας ἀναπλέκοντι καὶ στεφάνους* (von ihnen [den Blumen] winden sie Hände voll auch zu Kränzen [!]); Nem. 1, 65 Semikolon nach *στείχοντα*, wodurch die Worte *τὸν ἐχθρότατον φᾶσέ νιν δώσειν μόρον* zu einer nachhinkenden Wiederholung

[1]) Die Reihenfolge der Oden nach Böhmer, die Verszählung nach Mommsens kleinerer Ausgabe.

des *κτανών* V. 62 werden; Ol. 6, 2 *ὡς ὅτε θαητόν* zwischen Kommata, ebensowenig ansprechend als V. 82 *δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ γλώσσᾳ, ἀκόνας λιγυρᾶς ἅ μ' ἐθέλοντα...* 'ein etwas von Rühmen hab ich auf der Zunge, das mich beschleicht bei des hellklingenden Wetzsteins Hauchen (!)'. Treffend ist hier Bornemanns Interpunction nach *δόξαν* (Burs. Jbb. 1885, p. 92) und vielleicht st. *καλλιρόοισι* zu schreiben *καλλιθρόοισι*; das. V. 91 *γλυκὺς κρατήρ* zwischen Kommata als Vocativ, beinahe komisch (siehe Böckhs Note zu dieser Stelle in der adnot. crit.), das. V. 103 *δέσποτα, ποντομέδων εὔθυνε πλόον.* — Ferner schreibt B.: Pyth. 6, 2 *ἦ γὰρ ἑλικώπιδος Ἀφροδίτας ἄρουραν, ἦ Χαρίτων ἀναπολίζομεν.* Die Hss. haben richtig *ἢ Χαρίτων*, *ἢ* hat hier correctiven Sinn 'oder vielmehr' (wie Pyth. 4, 257 *ἆμαρ ἢ νύκτες*), die Charitinnen als Nebengottheiten der Venus Frgm. 90 Bgk. *Χαρίτεσσί τε καὶ σὺν Ἀφροδίτᾳ ἐν ζαθέῳ με δέξαι χορῷ*, fälschlich wurde *Ἀφροδίτας* bisher auf des Xenokrates Jugendschönheit (so auch Böhmer) bezogen; Pyth. 6, 48 *ἄδικον ἡβαιὸν οὔθ' ὑπέροπλον δρέπων* 'indem er Unrechtes nicht das Geringste, noch auch Hoffährtiges pflückt', das. 50 *ὀργαῖς πὰν ἱππείαν ἐς ὁδόν*; Pyth. 12, 12 *εἰναλίᾳ τε Σερίφῳ λᾶσί τε μοῖραν ἄγων* 'Seriphos und den Steinen (die man jetzt noch dort sieht (!)) das Schicksal bringend', ganz undenkbar; Ol. 10, 9 *τόκος· θνατῶν νῦν ψᾶφον ἑλισσομέναν ... θνατῶν ψᾶφος* das bei Abstimmungen gebräuchliche Steinchen, also Urtheil, *κῦμα* Welle des Liedes (!); V. 36 *πολυκτήμον'* oder *πολύκτητον*; Pyth. 3, 6 *γυιαρκίας* mit Hartung; V. 80 *λόγων ... ἱερῶν*, d. i. lehrreiche Sagen und Sprüche, Anspielung auf den Namen Hieron (!); Nem. 9, 17 wird die Lücke so ausgefüllt: *Δαναῶν ἔσσαν μέγιστοι· καί ποτε ἐσλὸν ...*; V. 47 *οὐκ ἔστι πρόσσωθεν θνατὸν ἔτι...*; Pyth. 1, 4 *προυοιμίων*, das Wort müsse Digamma gehabt haben nach Hom. Il. XI 24 *δέκα οἶμοι*; V. 14 *ἀίοντες* nach *ὅσσα* wegen des masc. *ἀτύζονται*; V. 92 *κέρδεσιν εὐτράπλοις* Bücheler, was mit *πέλω ἔπλετο, πέλεθρον πλέθρον, στύφελος στύφλος* zusammengestellt wird; Ol. 1, 53 *ἀκέρδεια* (acc. plur.) *λέλογχε.. κακάγορος*; V. 89 *ἔτεκε λαγέτας*; V. 104 *μή τιν' ἀμφότερα καλῶν τε ἴδριν ἁμάκι* (wie *θαμάκι*) *καὶ δύναμιν κυριώτερον*, aber *ἁμάκι* wäre eine bloße Wiederholung des *ἀμφότερον* '*utrumque* (*neutr.*) liberalem *simul* atque potentem'; Ol. 2, 52 *διφροσυνᾶν παραλύει* (nach Aesch. Choeph. 196 *δίφροντις*); V. 97 schreibt B. *τὸ λαλαγῆσαι θέλων κρυφόν* (adiect.) *τε θέμεν ἐσλὸν καλοῖς ἔργοις* 'zu plappern liebend und dunkel zu machen das Edle durch schlechte Werke', also wieder das unmögliche *τὸ λαλαγῆσαι θέλων* (Bergk: *τὸ λ. θ.* omnino non est graecum), ferner ist *κακοῖς ἔργοις* für *τὸ λαλ.* zu stark und kann das Plappern auch nicht etwas *κρυφὸν θέμεν*. Dieser 'locus conclamatus' (Kaibel, Hermes XIX [1884], p. 246) hat schon eine ganze Literatur hervorgebracht, die neueste Erklärung Schwickert, Krit.-exeg. Unter-

suchungen zu Pindars zweitem olympischen Siegesgesange. Trier 1891, p. XXVIII ff. s. unten; Ol. 6, 62 *μετάλλασσέν τέ νιν* mit A 'und hieß ihn den Wohnort wechseln'. In der Zusammenstellung mit *ἀντεφθέγξατο δ' ἀρτιεπὴς πατρία ὄσσα* kann *μετάλλασεν* (codd.) nichts anderes heißen als das homerische *ἠμείβετο*. Vgl. Plat. Apol. 27 D *ἀμείβεσθαι πόλιν ἄλλην ἐξ ἄλλης* und bald nachher *μεταλλᾶν χώραν ἑτέραν ἐξ ἑτέρας*. Es ist also nicht mit Wilamowitz *'Ιάμου γοναί* p. 166 'eine für Pindar in ihrer eigentlichen Bedeutung unverständliche Glosse'; Ol. 5, 18 statt *τιμῶν τ' Ἀλφεὸν εὐρὺ ῥέοντ' Ἰδαῖόν τε σεμνὸν ἄντρον* vielleicht *ῥέοντα καὶ Ἴδας τὸ σ. ἄ.*

Auf S. VII—XIX entwickelt Böhmer eine ganz neue Theorie über Pindars Rhythmik und Orchestik, auf welche wir hier im einzelnen nicht eingehen können. Übrigens ist Böhmers Ansicht über die Tanzbewegungen des Chors reine Hypothese, und begreifen wir es vollkommen, dass Bücheler, dem das Buch gewidmet ist, über Böhmers Rhythmik sein Urtheil sich vorbehalten hat. Es fällt sehr schwer, sich von den grundlegenden Resultaten Böckhs, die Christ in seiner Ausgabe vom Jahre 1887 so überaus handlich dargestellt hat, zu trennen. Die metrischen und orchestischen Schemata sind da und dort, oft mitten in den Text, eingeschoben, so dass man sie oft erst suchen muss, — eine allzugroße Concession an die „Gedrängtheit" des Buches.

Die Übersetzung soll eine „Hilfe zum Verständnis für solche sein, denen das Original zugänglich ist". Es ist sehr richtig, dass eine erklärende Übersetzung „unzählige Anmerkungen über Construction und Wortsinn" erspart und „förderlicher ist als eine Menge einzelner grammatischer und lexikalischer Notizen". Der Verf. ist übrigens bemüht, wo keine erklärende Übersetzung nothwendig ist, dieselbe zugleich schwungvoll zu gestalten, und scheut nicht vor neuen Wortbildungen zurück, wenn sie das Original treffen. Wir meinen, er hätte bei solcher erklärenden Wiedergabe des Textes noch weiter gehen können, namentlich betreffs des bei Pindar so häufigen *δέ*; der logische Zusammenhang konnte durch die Wahl passender Conjunctionen und Partikeln verdeutlicht werden.

Die erklärenden Noten sind sehr bündig abgefasst und gehen weder auf eine Begründung der vorgetragenen, noch auf eine Widerlegung der entgegengesetzten Ansichten ein. Sie können daher zum Theil nur von solchen verstanden und beurtheilt werden, welche sich in den Controversen über die einzelnen Stellen genau auskennen. Hier wird in der That sehr viel Neues und Anregendes geboten: um nur eine Stelle hervorzuheben, so hat es uns aufrichtig gefreut, zu Ol. I 58 endlich einmal die landläufige Erklärung der Wortverbindung *κεφαλᾶς βαλεῖν* 'vom Kopfe stoßen' (den schwebenden Felsblock?!) aufgegeben zu sehen; unzweifelhaft richtig ist die Übersetzung „immer erwartend, dass er am Haupt ihn treffe" und hiezu Büchelers Deutung: „Weil *τρία κακά, τριςάθλιος, τρις-*

κακοδαίμων usw. sprichwörtlich waren als höchstes Elend, sagt Pindar: noch eins über dies höchste hinaus". Der *τέταρτος πόνος* ist also „die Aussicht, dass dies alles unwendbar ist, dass es immer so dauern wird, denn er ist unsterblich."

Die Ausstattung des Buches ist sehr splendid, der Druck sorgfältig, Druckfehler sehr selten.

Joh. Jos. Schwickert, Kritisch-exegetische Untersuchungen zu Pindars zweitem olympischen Siegesgesange. Trier, Fr Lintz 1891. 4°, XXX SS.

Breitspurige Weitläufigkeit, sehr hohe Meinung von der eigenen Leistung (damit hängt es zusammen, dass Schw. S. XII plötzlich ohne jeden Grund lateinisch und S. XXIV sogar griechisch zu schreiben beginnt, wobei ihm jedoch grobe Fehler wie *συνῳκίσαι* und *ἕκων* passieren), Gewaltthaten an der deutschen Sprache (S. VI „Rückwärtsblickerei", S. XII „Vosserei", [d. i. Nachahmung von J. H. Voss], S. XIV „Knüppeldamm der Regellosigkeit", S. XXVII „das Alles-Auszungen" u. v. a.), allerlei tolle Einfälle (S. XX „das hieß doch einmal das kranke Glied des Dichters mit einem hölzernen ersetzen", S. XII „dieser Passus dürfte mit Recht für den dornenvollsten im ganzen Pindar gelten") — und dabei folgendes Resultat: nicht eine einzige der vorgeschlagenen Conjecturen hat auch nur den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich. Zur Beleuchtung von Schw.s kritischem Verfahren diene, dass er seine Conj. V. 24 *ἐς ἀεὶ* durch folgende Zwischenstufen der Corruptel auf die Lesart der Handschriften zurückführt: ЄCAIЄC, ЄCAIC-C, AAIC-C, AAK-C, AAKAC; A\AKAC, AΛAKAC, ANЄKAC! Wenn Pindar V. 93 von seinen Gedichten sagt: *φωνάεντα συνετοῖσιν, ἐς δὲ τὸ πὰν ἑρμηνέων χατίζει*, was alle Welt versteht, so soll statt dessen fortan gelesen werden ... *ἐς δ' ἄπορον ἑρμηνέων χατίζει*. Der Dichter würde demnach (mit Schw.) jetzt so sagen: Meine Gedichte sind deutlich sprechende für Verständige, für den aber, der sich nicht zu helfen weiß, bedürfen sie des Erklärers. — In Bezug auf die Erklärung steht Schw. auf dem Standpunkte des Justament nicht: Die allerunmöglichsten Constructionen werden mit vielem Wichtigthun vorgetragen: so erklärt Schw. v. 105 f. folgendermaßen: „*κόρος θέλων θέμεν* (denke hinzu *ἆθλον* [!]) *τὸ λαλαγῆσαι καὶ* (*τὸ*) *κρύφον καλοῖς ἔργοις ἐσλῶν* d. i. ein Überdruss, ein Ekel (an einem Lobliede), welcher das eigene (*τὸ*) Geschwätz und (*καὶ* [!]) das eigene (*τὸ* ist des Nachdrucks halber bei *κρύφον* als Ergänzung in Gedanken zu wiederholen [!]) dunkle Werk (dunkle Zeug: *κρύφον*) als Kampfpreis aussetzen möchte (*θέμεν θέλων*) für schöne Thaten edler Menschen." Die einzigen beachtenswerten neuen Deutungen sind V. 89 *ἔπεχε νῦν σκοπῷ τόξον* („brich nunmehr mit dieser leidigen Abschweifung ab und wende ganz

Dein Augenmerk der Absicht des Gesanges zu") und V. 96 *οὐ δίκᾳ συναντόμενος* („*δίκᾳ* adverbiell, nicht von *συναντόμενος* abh., 'nicht mit Recht, sondern durch Einfluss von Thorleuten (sic !)'"). — Zu alledem kommt, dass die Schrift von zahllosen Druckfehlern (in den vier Versen S. XVI sind deren fünf, in der griechischen Kraftprobe Schwickerts 15) entstellt ist.

Ernst Schmidt, De Pindari carmine Nemeorum tertio. Progr. von Seehausen i. d. A. Ostern 1891. 4°, 27 SS.

Die Einleitung (persönliche Verhältnisse des Siegers, Abfassungszeit, Grundgedanke u. dgl.) ganz und gar nach Mezger; auch Schmidt sagt, dass V. 83 die Muse Kleio als Verleiherin des Sieges an den Pankratiasten (!) Aristokleidas bezeichnet werde, und zwar deshalb, weil beider Name von *κλέος* komme (!). Das ist gewiss unrichtig. Vielmehr ist A. der Muse nur insofern zum Danke verpflichtet, als sie dem seinen Ruhm (v. 84 *φάος*) kündenden Dichter sich hold bezeigt. Aus diesem Grunde ist auch v. 15 ganz unzweifelhaft *ἑᾶν* zu lesen. — Nach einer kurzen Bemerkung über das Metrum S. 6 folgt partienweise jedesmal zuerst die Besprechung der kritisch wichtigeren Stellen, dann die deutsche Prosa-Übersetzung, endlich die Erklärung.

Die auf die Kritik bezüglichen Bemerkungen bringen absolut nichts Neues: was Mezger in dem seinem Commentar zugrunde liegenden Texte Christs (1887) ändert, wird ausnahmslos gebilligt, auf die Conjecturen Bergks (vierte Ausgabe) wird gar nicht eingegangen. Die Übersetzung wiederholt das, was M. in dieser Hinsicht bietet, alles wörtlich, ist durchaus nicht schwungvoll, sondern dient vornehmlich erklärenden Zwecken. V. 36 hielten wir 'er erfasste heftig' (Mezger 'hastig') beim ersten Lesen für einen Druckfehler, doch wird dies S. 16 wiederholt und zwar ohne jede Begründung der Abweichung; Mezgers Erklärung ist übrigens die richtige (s. Hom. Il. 24, 648), Bergks *ἐγκονιτὶ* abzuweisen. Auch in der Erklärung schließt sich Schm. engstens an Mezger an, dessen Noten entweder wörtlich übersetzt oder umständlicher wiederholt werden. Sonst wird der Commentar aus Dissen und Heyne ergänzt. Nicht selten werden frühere, durch Mezgers Erklärungen schweigend widerlegte Deutungen weitläufig als unrichtig begründet. Neues ist auch hier nicht zu finden.

Unter solchen Umständen muss man annehmen, dass die Monographie für Schüler bestimmt ist: in diesem Falle sieht man aber nicht ein, weshalb sie lateinisch abgefasst ist und noch dazu in einem etwas schwerfälligen und nicht fehlerfreien (S. 7 unus ex codic*um*, das. *οὐρανῶ* pro dati*vum* habentem u. a.) Latein. Auch Druckfehler sind nicht eben selten.

Wien. Dr. Hugo Jurenka.

Sophokles' Elektra. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Friedr. Schubert. 2. verb. Aufl. Mit 6 Abbildungen. Wien und Prag, F. Tempsky 1891. X u. 74 SS. Preis geh. 36 kr., geb. 50 kr.

Da die Anordnung der Ausgabe die nämliche ist wie jene der früher erschienenen Stücke „Antigone", „König Oedipus" und „Aias", darf ich mich unter Hinweis auf meine Anzeigen in dieser Zeitschrift 1889 S. 720 ff., 1890 S. 707 ff., 1891 S. 724 kurz fassen. In den Abweichungen von der handschriftlichen Überlieferung schließt sich die vorliegende Ausgabe an die im Jahre 1884 erschienene erste Auflage eng an. Die vom Herausgeber zu den vv. 601 *ἄλλον*, 691 *ἀγῶνας ἄθλων, πένθ' ἅπερ*, 1053 *εἰ — τυγχάνεις*, 1209 *ἐγώ σ' ἔχειν* (unter Herstellung der Stichomythie), 1413 *σ' αὖ*, 1458 *πάθας* gemachten Vorschläge begegnen sämmtlich schon in der ersten Auflage, ebenso wie die wenig wahrscheinliche Versetzung von 1053 f. hinter 1006 und 1007 f. hinter 1052. Schon Wolff hatte die in Chrysothemis Munde und in solchem Zusammenhange unpassenden Worte (v. 1007 f.) hinter v. 822 gestellt. Doch steht v. 1053 f. am rechten Ort, während 1007 f. wohl mit Nauck und der Mehrzahl der Herausgeber auszuscheiden ist. Auch v. 691 möchte ich eher für interpoliert halten als emendieren. In der rhythmischen Analyse der lyrischen Partien ist der Herausgeber Gleditsch gefolgt, ohne glücklicherweise dessen kühnen Textesänderungen übermäßigen Raum zu gönnen. Im v. 860 wird *θνατοῖσιν* für *θνατοῖς* angeblich nach Gleditsch ediert, während dieser das Wort durch *βροτοῖς* ersetzt. Indessen ist jede Änderung überflüssig, da die Responsion 849 *δειλαία δειλαίων κυρεῖς* = 860 *πᾶσιν θνατοῖς ἔφυ μόρος* – –́ – – ⏓ –́ ⏑ – ohne Anstoß ist. Ebenso entsprechen einander Spondeus und Trochäus v. 486 *ἅ νιν κατέπεφνεν αἰσχίσταις ἐν αἰκίαις* = 501 *εἰ μὴ τόδε φάσμα νυκτὸς εὖ κατασχήσει* – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏓ – ⏑ –́ – –, wo Schubert mit Gleditsch *νυκτός σ' εὖ καταστήσει* schreibt und ohne zwingenden Grund die Trisemoi häuft – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏗́ | ⏗́ ⏑ ⏗ ⏗ –.
v. 1232 f. = 1253 f.

str. *ἰὼ γοναί*, ⏑ ⏗ ⏑ –
γοναὶ σωμάτων ἐμοὶ φιλτάτων ⏑ – – ⏑ –, ⏑ – – ⏑ –
ant. *ὁ πᾶς ἐμοί*,
ὁ πᾶς ἂν πρέποι παρὼν ἐννέπειν

durfte mit Heinrich Schmidt, dem Sch. in der ersten Auflage gefolgt war, vierzeitige Messung der Länge im Dochmius angenommen werden. Treffend bemerkt Schmidt 'Kunstformen' I 138: „Wie ansprechend und schön ist die *τονή* in *πᾶς*; der besondere Nachdruck, welcher auf diesem Worte ruhen soll, wird durch seine Wiederholung bewiesen. Aber auch im Schmerzensruf *ἰώ* ist die *τονή* außerordentlich schön bezeichnet; auf ihm ruht der Nachdruck, die folgenden Worte sind nur seine Erklärung."

Die Reproduction der Sophokles-Statue im Lateran, welche eine gefällige Zier dieser Ausgaben bildet, scheint mir diesmal

weniger gelungen als sonst. Dem Satze (S. VI): „Dort wächst er in vor Nachstellungen geborgener Zurückgezogenheit .. heran" möchte eine stilistische Feilung wohlthun. Das sauber ausgestattete Büchlein kann zum Schulgebrauch warm empfohlen werden.

Wien. Siegfried Reiter.

Ludwig Ćwikliński, Opis zarazy Ateńskiéj w dziele Tukidydesa (Beschreibung der attischen Pest im Thukydideischen Geschichtswerke II 47, 2 — 54, 8). Eine kritische Studie im XVI. Bande der Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften philolog. Classe. Krakau 1891. gr. 8°, 52 SS.

Den Inhalt der vorliegenden Abhandlung bildet die schwierige Untersuchung der Frage nach der Composition und der Entstehungszeit des thukydideischen Berichtes über die große attische Pest (Thuk. II 47, 2 — 54, 8), welche am Anfange des zweiten Jahres des peloponnesischen Krieges in Athen ausbrach und mit einer kurzen Unterbrechung nach zweijähriger Dauer ihres furchtbaren Wüthens im ganzen drei Jahre Attika bedrängte, wo sie unzählige Opfer hinraffte und die bestehenden festen Grundlagen der politischen und gesellschaftlichen Ordnung tief erschütterte. Die Abhandlung hängt mit zwei früheren Arbeiten[1]) des Verf.s zusammen und bildet gleichsam ihre Ergänzung, indem darin die dort ausgesprochene und von Vielen mit Beifall aufgenommene Ansicht des Verf.s näher begründet wird, dass nämlich das Werk des Thukydides kein einheitliches und in einem Zuge niedergeschriebenes, sondern dass es partienweise mit gewissen Unterbrechungen entstanden sei, so dass Thukydides zuerst die Geschichte des sog. Archidamischen Krieges kurz nach dem Frieden des Nikias im Jahre 421 besonders abgefasst, dann aber diesen fertigen, jedoch noch nicht herausgegebenen ersten Theil seiner Geschichte nach Beendigung des peloponnesischen Krieges gelegentlich der Verknüpfung desselben mit dem später abgefassten zweiten Theile seiner Geschichte, worin die Ereignisse der folgenden zehnjährigen Kriegsperiode (421—411 v. Chr.) behandelt wurden, theilweise umgearbeitet und ihn durch die Hinzufügung längerer und kürzerer Zusätze erweitert habe.

An die früher gewonnenen Ergebnisse anknüpfend sucht nun der Verf. neue Belege für seine Ansicht zu gewinnen, indem er zu erweisen sucht, dass die der Schilderung der großen Pest in Athen gewidmeten Abschnitte bei Thukydides II 48 — II 51, 1 (erste Hälfte) zu den späteren, erst bei der Retractation des ganzen Werkes vor dessen Herausgabe nach dem J. 404 v. Chr. einge-

---

[1]) Quaestiones de tempore, quo Thucydides priorem historiae suae partem composuerit. Inaug. Diss. Berlin 1873; und Über die Entstehungsweise des II. Theiles der thukydideischen Geschichte (Hermes XII 23 ff.).

schobenen Zusätzen gehören, dass dagegen die weiteren Sätze des cap. II 51, 1 (zweite Hälfte) bis zum Schlusse desselben (hier weicht er von seiner in den citierten Quaestiones S. 33 ausgesprochenen Ansicht ab, wo sie noch zu dergleichen Zusätzen gerechnet werden), als ursprünglich zu gelten haben. — Der ganze Abschnitt II 51 mit Ausschluss des ersten Satzes bestehe nämlich aus losen und in keinem engen Zusammenhange miteinander stehenden Sätzen, welche inhaltlich nichts Neues bieten, sondern lediglich die schon aus den vorangehenden Capiteln bekannten Gedanken in veränderter Form wiedergeben. An ihrer Echtheit zu zweifeln, verbiete Inhalt und Form, welche den Stempel des thukydideischen Geistes tragen. Der Geschichtsschreiber selbst habe das cap. 51 weder an der Stelle noch in der Form, wie wir es finden, eingefügt, und gewiss habe er auch keine Verantwortung dafür zu tragen, dass es der Nachwelt überliefert worden sei. Für die Herstellung dieses mechanischen Conglomerats von Sätzen seien wahrscheinlich eigene Randnotizen des Thukydides selbst verwertet worden, welche der mit anerkennungswerter Gewissenhaftigkeit und Pietät vorgehende Herausgeber seines Werkes, vielleicht sein Zeitgenosse Kratippos, in dem ihm anvertrauten Brouillon des thukydideischen Geschichtswerkes vorgefunden und mit Hilfe eigener unbeholfener, sinnvermittelnder Wendungen zu einem kaum leidlichen Ganzen verknüpft habe (S. 40). — Dieses Urtheil fällt der Verf. auf Grund einer eingehenden, vom grammatischen und logischen Standpunkte durchgeführten scharfsinnigen Analyse (S. 9—42) der citierten Sätze des cap. II 51, worin er unter vollständiger Berücksichtigung der einschlägigen Literatur, wie der Ausführungen von Torstrik Philol. XXXI S. 85 ff., Fritsche Philol. XXXII 147 ff. und Steup Rhein. Mus. XXVI 473 ff., über alle strittigen Fragen dieses bis jetzt nicht ganz aufgeklärten Abschnittes Aufschluss zu geben sucht.

Die Untersuchung dieser Fragen bildet den Schwerpunkt und den Kern der Abhandlung, welcher von zwei anderen Theilen, dem allgemeineren einleitenden S. 1—4 und dem abschließenden S. 42—49 sammt dem Nachtrage S. 50—52, umgeben ist. Der erstere enthält einen knappen, aber mit Sachkenntnis und unter sorgfältiger Benützung der neuesten Literatur entworfenen Überblick, welcher über den Stand der thukydideischen Frage genau orientiert.

Im Schlusstheile dagegen werden auf Grund der aus der erwähnten Analyse gewonnenen Ergebnisse die Ursachen ermittelt, welche nach der Ansicht des Verf.s manche formelle und logische Mängel und stilistische Unebenheiten anderer Art in den über die Pest handelnden Abschnitten des uns überlieferten thukydideischen Textes veranlassten. Daran schließen sich Bemerkungen, die über den Zustand des Werkes, in welchem es der Geschichtsschreiber hinterließ, von dessen weiteren Schicksalen nach seinem Tode, von den vermeintlichen Herausgebern, von der Art und Weise, den

Grenzen ihrer Thätigkeit bei der Herausgabe desselben und schließlich von den äußeren Zeichen und Spuren ihrer Mitwirkung, soweit sie sich noch aus dem gegenwärtigen Zustande des Werkes erkennen lassen, interessante Aufklärungen geben.

Die Schilderung der attischen Pest besteht nach der Ansicht des Verf.s aus drei Theilen: Der erste Theil umfasst die Capitel 47 und 52 ff., der zweite Theil, bestehend aus den Capiteln 48—50 incl., ist nachträglich von Thukydides selbst in den ersten Theil eingeschoben worden, der dritte Theil schließlich das 51. Capitel mit Ausschluss des ersten Satzes umfassend hängt weder mit den vorangehenden noch mit den nachfolgenden Capiteln innig zusammen und fällt bei näherer Untersuchung in mehrere lose Sätze auseinander.

Die Knappheit des Raumes lässt es nicht zu, auf alle in der Abhandlung erörterten Fragen näher einzugehen; wir begnügen uns daher damit, wenigstens auf die wichtigeren aufmerksam zu machen.

Um zu erweisen, dass im ursprünglichen Concept des sog. Archidamischen Krieges das Ende des Cap. 47 sich unmittelbar an den Anfang des Cap. 52 anschloss, zwischen welche dann nach dem J. 404 ein selbständiger, die Capp. 48—51, 1 umfassender Excurs eingeschoben wurde, führt der Verf. formelle und sachliche Gründe an. Zu den ersteren gehört dasjenige Argument, das aus der Bedeutung des Pronomens *αὐτούς* im Cap. 52 (Anfang) hergenommen ist. Der Sinn der citierten Stelle verlangt nämlich für *αὐτούς* die Bezeichnung „die Gesammtheit der Einwohner der Stadt Athen“, welche sich aber abgesehen von der flüchtigen Erwähnung in II 48, 2 *τὴν Ἀθηναίων πόλιν* weder in dem unmittelbar vorangehenden Capitel noch überhaupt in dem ganzen Excurse von II 47, 4 angefangen irgendwo findet. Der Mangel an unmittelbarer Beziehung des *αὐτούς* auf das nächstvorangehende Capitel und der augenscheinliche Hinweis desselben auf II 47, 4 ist es also, was dem Verf. ein sicheres Kriterium dafür abgibt, dass in dem ursprünglichen Brouillon des Archidamischen Krieges auf die letzten Sätze des Cap. II 47 unmittelbar das Cap. 52 folgte, oder dass jene Capitel vielleicht durch einen kurzen, jedenfalls nicht durch den langen, uns gegenwärtig vorliegenden Excurs getrennt waren.

Für die nachträgliche Abfassung und Einschiebung des genannten Excurses sprechen nach der Ansicht des Verf.s auch die darin in erweiterter Form vorkommenden Wiederholungen der Gedanken, welche in den zusammenhängend niedergeschriebenen und den ursprünglichen Bericht über die attische Pest enthaltenden Capp. II 47 und 52 ff. kurz ausgedrückt oder nur flüchtig angedeutet waren, wie II 47, 3 und II 48, 1. 2. — II 52, 2 und II 49, 5. Dies beweisen auch die Worte des Geschichtsschreibers selbst II 48, 3: *λεγέτω μὲν οὖν* .... und II 49, 3 *καὶ ἀποκαθάρσεις χολῆς* ...., welche nach der Ansicht des Verf.s für

die Entstehungszeit des Excurses bereits das Bestehen verschiedener medicinischer, von der Pest handelnder Schriften und Hypothesen über das Wesen derselben voraussetzen.

Das Motiv, welches den Geschichtsschreiber zur nachträglichen Erweiterung seiner ursprünglich kurzen Darstellung veranlasst hat, war, wie der Verf. meint, die Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit jener medicinischen Schriften, deren Berichtigung und Vervollständigung Thukydides durch den hinzugefügten Excurs zu erreichen suchte. Auf die spätere Abfassungszeit desselben weise schließlich seine stilistisch vollendete Form und die vortreffliche Disposition hin, welche kein Werk des reinen Zufalls, sondern vielmehr das der nachträglichen redactorischen Thätigkeit des Geschichtsschreibers selbst seien, dann die Notiz Thukyd. II 48, 2 von dem Mangel der Quellbrunnen im Piräus zur Zeit der attischen Pest, deren Anlage der Verf. im Anschluss an Ullrichs aus Schol. Arist. Av. 997 ermittelten Hypothese in die Zeit nach dem J. 414 verlegt.

Unter den angeführten Gründen findet sich meines Erachtens keiner, der als ein sicherer Stützpunkt für die obige Ansicht des Verf.s gelten könnte. Es würde zu weit führen, die Unsicherheit derselben hier darlegen zu wollen, zumal da ich sie anderorts eingehend zu besprechen gedenke. Die Ansicht des Verf.s ist zwar an und für sich möglich, ihre volle Giltigkeit ist jedoch durch die oben angeführten Gründe nicht erwiesen. Übrigens hat ihre Unsicherheit auch der Verf. eingesehen, da er S. 49 selbst andeutet, „dass seine auf die Beschreibung der attischen Pest bezüglichen Erklärungen nicht mehr als nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, und er der Behauptung entschieden entgegentreten müsse, dass er von der Entstehung und den Schicksalen des thukydideischen Geschichtswerkes in der Weise urtheile, als ob er Augenzeuge der schriftstellerischen Thätigkeit des Autors selbst und derjenigen wäre, die von ihm das Werk übernommen haben."

Was die weiteren Ausführungen des Verf.s betrifft, nämlich die von ihm an dem Cap. 51 geübte Kritik und die für die Ansicht über die Beschaffenheit und Entstehungsweise dieses Capitels angeführten Gründe, so verdienen sie volle Anerkennung. Sie zeigen sowohl von dem Scharfsinn des Verf.s als auch von der gründlichen Beherrschung des Stoffes, welche Vorzüge besonders bei der Erklärung des Sinnes, des Verhältnisses und des Zusammenhanges der schwierigen Sätze in diesem Capitel hervortreten. Nur dem Urtheil des Verf.s über die Entstehungsweise und Beschaffenheit des Cap. 51 und einigen anderen Erklärungen desselben gegenüber muss sich Ref. skeptisch verhalten. Dies gilt besonders von den Stellen II 51, 4. 5, deren Erklärungen meiner Ansicht nach einseitig und nicht frei von Spitzfindigkeit sind, was natürlich nicht ohne erhebliche Einwirkung auf die Schlussfolgerungen geblieben ist.

Von vielen trefflichen Erklärungen einzelner Sätze des Cap. 51, auf deren erschöpfende Anführung Ref. verzichten muss, heben wir

hervor die der Worte II 49, 1. 2: τὸ μὲν γὰρ ἔτος ...., die der Verf. im Anschluss an Stahls Ausführungen gegen die Auffassung Steups vertheidigt, ferner die der Worte II 49, 2: τοὺς δ' ἄλλους .... ἀπ' οὐδεμιᾶς προφάσεως. Die letzteren Worte fasst der Verf. im Gegensatz zu Steup a. a. O., doch ohne triftige Gründe, wie mir scheint, in der Bedeutung „äußere Ursache, Veranlassung, überhaupt alles, wodurch die Krankheit zugezogen werden kann, als Erkältung, Unmäßigkeit im Genuss, Ermüdung u. dgl.“ — II 49, 1 bezieht der Verf. προέκαμνε im Gegensatz zu Steup auf die Zeit während der Dauer der Pest vor der Erkrankung eines jeden an der Pest selbst. — Den Dativ ἀμελείᾳ II 51, 2 hält der Verf. für identisch mit ἀμελούμενοι analog dem folgenden θεραπευόμενοι gegen Steup, welcher ihn als dat. causae auffasste. — II 51, 5: ἀπώλλυντο ἔρημοι καὶ οἰκίαι πολλαὶ ἐκενώθησαν erklärt der Verf. im Gegensatz zu den meisten bisherigen Versuchen, worin jene Worte als „Ausleerungen der Häuser durch den Tod“ gedeutet wurden, unter Anführung triftiger Gründe durch den Satz „die Häuser wurden leer infolge dessen, dass die Kranken einsam und verlassen starben und die Gesunden sie nicht besuchen wollten, indem gewiss auch die Hausbewohner die von der Pest heimgesuchten Häuser verließen und überhaupt alle dieselben mieden“, wobei zu bemerken ist, dass der Verf. die Worte καὶ οἰκίαι πολλαὶ ἐκενώθησαν als einen parenthetischen Satz auffasst und den durch die nebeneinanderstehenden Ausdrücke ἔρημοι und ἀπορίᾳ τοῦ θεραπεύσοντος bewirkten Pleonasmus durch ähnliche Stellen aus den griechischen Tragikern (Soph. Oed. Col. 501 ff., Aesch. Ag. 825 ff., Pers. 725) zu rechtfertigen sucht. Dieses Verfahren des Verf.s kann Ref. nicht billigen; gegen die Heranziehung der Tragiker spricht nämlich die Verschiedenheit ihrer Sprache, deren Fülle in einem scharfen Gegensatze zur bekannten Kürze der thukydideischen Ausdrucksweise steht. Der sich ergebende Pleonasmus also, welcher durch die obigen Beispiele nicht gehörig gerechtfertigt ist, nöthigt uns, die Ansicht des Verf.s aufzugeben und an der überlieferten Folge der Wörter festzuhalten, zumal da sie einen ganz passenden Sinn geben. Die Worte ἀπορίᾳ τοῦ θεραπεύσοντος enthalten nämlich, wie ich vermuthe, die Erklärung des vorangehenden Ausdruckes ἔρημοι, welcher der Bedeutung nach mit den folgenden Wörtern ἀπορίᾳ τοῦ θεραπεύσοντος ganz identisch ist, so dass wir die letzteren an die Stelle des Wortes ἔρημοι mit vollem Rechte setzen können und sodann den leicht verständlichen Satz erhalten: ἀπώλλυντο ἀπορίᾳ τοῦ θεραπεύσοντος καὶ διὰ τοῦτο πολλαὶ οἰκίαι ἐκενώθησαν, dessen Sinn der oben citierten, vom Verf. empfohlenen Deutung dieser Worte entspricht.

Schließlich sind noch zu erwähnen die Stellen II 51, 5 αἰσχύνῃ γὰρ .... νικώμενοι, deren vielumstrittene und den bisherigen Erklärungsversuchen widerstrebende Worte erst durch die feinen und scharfsinnigen Bemerkungen des Verf.s dem rich-

tigen Verständnis zugänglich gemacht wurden. Die räthselhaften Worte *τὰς ὀλοφύρσεις τῶν ἀπογιγνομένων* fasst der Verf. nach Classens Vorgange in der Bedeutung „Jammerklagen der Sterbenden“ auf und deutet den Sinn der Stelle folgendermaßen: „Das Jammergeschrei der Sterbenden konnten schließlich sogar die Hausgenossen (Verwandten) nicht ertragen, indem sie aus dem Hause davoneilten und die daselbst befindlichen Sterbenden gänzlich im Stiche ließen.“ Dabei ist jedoch zu bemerken, dass das bei einer solchen Auffassung jener Worte störende *καὶ* vor *τὰς ὀλοφύρσεις*, wie Steup richtig bemerkte, ohne jedwede Erklärung geblieben ist.

Ohne auf andere Fragen näher einzugehen, empfehlen wir die Abhandlung allen gelehrten Fachgenossen, wie überhaupt allen, welche sich für das Geschichtswerk des Thukydides interessieren.

Lemberg. M. Jezienicki.

Klingers Faust. Eine literarhistorische Untersuchung von Dr. Georg Josef Pfeiffer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Bernhard Seuffert. Würzburg. Verlag von Georg Hertz 1890. 8°, IV u. 167 SS.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, die 1887 erschienene Doctordissertation Pfeiffers in dieser Zeitschrift anzuzeigen. Alle, die sich mit dem Studium Klingers beschäftigen, hatten Ursache, dem Verf. für das gründliche Eingehen auf den Klinger'schen Faust dankbar zu sein. Der Autor bezeichnete seine Schrift nur als den ersten Theil seiner Arbeit. Aus dem Nachlasse Pfeiffers ergab sich, dass dem zweiten, welcher sich mit den Ausgaben des Klinger'schen Faust zu beschäftigen hatte, ein dritter folgen sollte, dessen Inhalt bestimmt war, die Aufnahme des Faust bei den Zeitgenossen und die Rückwirkung der Kritiken auf Klinger, ferner das Nachleben des Romanes in Kunst und Poesie zu behandeln. Leider hat ein früher Tod Pfeiffers die Ausführung dieser Plane verhindert. Wir verdanken es Seuffert, unter dessen Augen der Verblichene in Würzburg seine Klingerstudien begann, dass der Nachlass, soweit aus ihm der Plan des Verf.s erkennbar war, geordnet und der Öffentlichkeit übergeben wurde. Das vorliegende Buch zeugt von dem Bienenfleiße, mit welchem Pfeiffer für seine Arbeit gesammelt und eine umfangreiche Literatur durchgelesen hat, von der großen Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem Studium oblag. Insbesondere erkennt man dies an den zahlreichen Anmerkungen. Schon in der Dissertation fällt ihre Menge auf. Dort ist nichts übersehen, was an Literatur beizubringen war, die kleinste Bemerkung in irgend einer Recension ist gewissenhaft benützt und ihrem Werte nach geprüft. Freilich bewirken solche minutiöse Einzeluntersuchungen, dass die Umrisse des Ganzen nicht immer sofort scharf ins Auge fallen, und auch der Herausgeber weiß

zu berichten, dass Pfeiffer, der vor seinem Tode noch die ersten vier Bogen des vorliegenden Büchleins corrigierte, sich in formeller Beziehung nicht befriedigt fühlte. Hätte seine Kraft ausgereicht, die Arbeit mit Muße zu vollenden, so würde sie nicht bloß an Reichhaltigkeit gewonnen, sie würde auch eine ganz andere Gestalt angenommen haben.

Muss man einerseits bedauern, dass nur ein Torso der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, so hat man andererseits hinreichend Grund, dem Herausgeber dafür dankbar zu sein, Pfeiffers reichhaltigen Nachlass mitgetheilt zu haben. Die vorliegenden Blätter erregen eine wehmüthige Empfindung; denn man sieht, wie ein eifriger und tüchtiger Forscher die ganze Kraft seines kurzen Lebens einem einzigen Schriftsteller und noch dazu einem einzigen Werke desselben zugewandt hat; allerdings einem Schriftsteller und einem Werke, die beide höchst eigenartig in der Literatur des 18. Jahrhunderts dastehen und auf den Leser einen dämonischen Zauber ausüben. Um dieses eine Werk gründlich zu verstehen, muss man die Literatur des 18. Jahrhunderts und so manches andere genau durchforschen, denn Klingers Faust legt dem Literarhistoriker nicht wenige Räthsel zur Lösung vor.

Der Herausgeber berichtet in einer kurzen Vorrede einiges Biographische über den Verf. und hebt die Schwierigkeiten hervor, welche sich der Herausgabe des Nachlasses in den Weg stellten. Er erwähnt besonders, dass das sechste Capitel des ersten Theiles (Anlehnung an Faustdichter) und der Schluss des zweiten Theiles aus den Skizzen ohne einschneidende Veränderungen kaum so zu richten waren, wie es Pfeiffer wohl wünschte. Der Herausgeber suchte daher ohne Rücksicht auf das, was ihm in den hinterlassenen Blättern zusagte oder missfiel, lediglich die Gedanken und die Darstellung Pfeiffers wiederzugeben, soweit er sie irgend erkennen oder errathen konnte. Auf die Ausbildung des dritten Theiles musste Seuffert völlig verzichten, wenn er nicht eigene Arbeit dem Todten unterschieben wollte. Von diesem ist daher in das Büchlein nichts übergegangen.

Der Abschnitt II: „Die Ausgaben des Klinger'schen Faust", enthält zunächst eine Vergleichung der Texte, besonders den genauen Nachweis, dass im Jahre 1794 eine zweite rechtmäßige Ausgabe gedruckt wurde, von welcher die Edition des Jahres 1799 nur eine Titelausgabe ist. Unerwähnt lässt Pfeiffer, dass von den gesammelten Werken eine neue Titelausgabe im Anfange der Dreißigerjahre veranstaltet wurde. Diese ist selbstverständlich von keiner kritischen Bedeutung, ihr Vorhandensein ist bereits mehrfach erwähnt worden und konnte daher unberücksichtigt bleiben. Ich beziehe mich jedoch hierauf deshalb, weil diese Titelausgabe der Dreißigerjahre in den Bibliotheken am häufigsten getroffen wird.

Pfeiffer hat ferner Sauers Neudruck der ersten Ausgabe des Faust sorgsam nachgeprüft und auf einige Ungenauigkeiten in diesem

hingewiesen. Auf S. 153 wird über die Druckfehler, die Orthographie und die Interpunction der Originalausgaben gehandelt. Die Druckfehler der ersten Ausgabe wurden in der zweiten zum größten Theile verbessert. Für die Interpunction lässt sich bei Klinger kein festes Princip aufstellen, in der Orthographie nähert er sich in der letzten Ausgabe mehr dem jetzigen Gebrauche durch das Auswerfen unnöthiger Dehnungszeichen, die gegenwärtig bereits außer Gebrauch sind. S. 154 ff. beschäftigen sich mit den grammatischen und stilistischen Änderungen. Klinger nähert sich in der letzten Ausgabe mehr dem neueren Sprachgebrauche, indem ungewöhnliche Fügungen, welche in der Mitte, ja gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch sehr häufig waren, in den gesammelten Werken getilgt sind. So treten nach Artikel und Pronomen die schwachen Adjectivformen an die Stelle der starken, die er früher mit Vorliebe angewandt hat. Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung eines und desselben Wortes gibt der Schriftsteller auf. Man sieht, er ist in den äußerlichen Dingen mit zunehmendem Alter genauer geworden. Auch gewisse dialectische Formen tilgte er. Nicht minder schwinden in der Verbalflexion die Archaismen der älteren Ausgaben in dem Texte letzter Hand. Ich werde vielleicht bei einer anderen Gelegenheit Pfeiffers Beobachtungen durch eigene Collationen der Klinger'schen „Betrachtungen" ergänzen, denn auch die erste Ausgabe der „Betrachtungen" und ihre Umarbeitung in der Gesammtausgabe weisen erhebliche grammatische und stilistische Unterschiede auf.

Die stilistischen Änderungen (S. 155 f.) der letzten Ausgabe beweisen, dass Klinger sich in dieser bemühte, seinem Romane ein sorgfältigeres Costüm zu geben, indem er stilistische Nachlässigkeiten besserte, auf die Wahl edlerer Ausdrücke bedacht war und merkwürdigerweise auch das Streben zeigte, überflüssige Fremdwörter auszumerzen. Die classische Prosa Goethes scheint auf Klinger also Eindruck gemacht zu haben. S. 156 werden die größeren Einschiebsel und Änderungen in B C besprochen. Pfeiffer sagt hierüber: „Dieselben lassen sich gliedern in: *a*) persönliche, *b*) politische, *c*) religiöse, *d*) literarische, *e*) philosophische, und betreffen zumeist das Satirische. In A schleudert der Dichter seine Geschosse gegen alles, was ihm faul und zur Vernichtung reif zu sein scheint in Staat, Gesellschaft, Religion und Literatur; in B zieht er noch mehr literarische, weniger politische Frevler vor sein Strafgericht. Erst in C hellt sich der dunkle Hintergrund auf; er wischt die religiöse, politische und persönliche Satire, die er in A, B in den grellsten Farben aufträgt, in C entweder gänzlich weg oder gibt ihr doch ein gemäßigterers, milderers Colorit." Mit diesen Änderungen des Fausttextes laufen in derselben Lebensepoche Klingers bedeutende materielle Umarbeitungen in seinen „Betrachtungen" parallel. Auch sie bekunden die Neigung zur Satire und die eingehende Beschäftigung mit gleichzeitiger Literatur, sowie bedeutende Wandlungen seiner philosophischen Anschauungen. Auch

hierüber werde ich seinerzeit genauer berichten. Den Schluss des Buches bilden die Worte: „Übersieht man die Unterschiede der drei Faustfassungen, so ist unleugbar, dass sie einen Fortschritt zur Reife, besonders zu künstlerischer Durchbildung bedeuten. In Sprache und Stil und Motivierung ist nachgebessert, das Zufällige, Persönliche, Augenblickliche ist ausgemerzt oder verallgemeinert."

Wien. Dr. F. Prosch.

Berichte des Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Herausgegeben vom Akademischen Gesammtausschusse. Neue Folge, sechster Band, Jahrgang 1890; siebenter Band, Jahrgang 1891; achter Band, Heft 2, Jahrgang 1892. Frankfurt a. M. Druck von Gebrüder Knauer.

Das freie deutsche Hochstift vertritt in Goethes Vaterstadt die fehlende Universität. Es veranstaltet, um die Resultate der neuesten Forschungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sogenannte „Lehrgänge", d. h. öffentliche Vorträge. Es besitzt aber auch eine Art von Akademie: eine „Akademische Abtheilung", die sich wiederum in „Fachabtheilungen" (d. h. Classen) gliedert und in der sich die literarisch thätigen Mitglieder der Gesellschaft versammeln. Die von diesem Akademischen Gesammtausschusse herausgegebenen „Berichte" enthalten wie die Sitzungsberichte der Akademien die Vorträge, welche in den Monatssitzungen gehalten worden sind, und Berichte aus allen Fachabtheilungen: juristisches und sociologisches, mathematisches und naturwissenschaftliches, philologisches und historisches, sehr viel kunstgeschichtliches und schönwissenschaftliches. Das literaturgeschichtliche Interesse überwiegt in Goethes Vaterstadt alles übrige, und nur über den auf meinen Gegenstand bezüglichen Inhalt der bezeichneten Hefte habe ich hier zu berichten.

Die Berichte enthalten eine Reihe von Aufsätzen, die schon wegen des darin verwerteten handschriftlichen Materiales künftigen Forschern unentbehrlich sein werden. E. Wolff handelt verständig über Jerusalem und Werther und bringt einen Brief vom 10. März 1772 an den Vater zum Abdruck. Riese berichtet über Legate aus der Familie Goethe und weist den Narciß der „Bekenntnisse einer schönen Seele" aus Frankfurter Acten nach: es ist der Jurist Ohlenschlager, und die Affaire zwischen Narciß und dem Hauptmanne hat sich ganz ähnlich zwischen Ohlenschlager und einem hessischen Lieutenant Lindheimer abgespielt. Pallmann theilt Briefe von und an Thoranc (so und nicht Thorane lautet der Name des Königslieutenants) mit. Dietz orientiert uns über den fast verschollenen Hausfreund Schneider. Jung benutzt den Nachlass des Klettenberg, Heuer die Aufzeichnungen des Schultheiß von Textor und den Nachlass Kaysers, dem er Briefe von Stolberg, Klinger und Philipp

Seidel, namentlich aber die schönen Schreiben von Bäbe Schultheß an Dorothea Kayser verdankt. — Diesen Mittheilungen gegenüber stehen die Untersuchungen und Forschungen etwas zurück. Sehr glücklich beobachtet Wasserzieher Widersprüche der Zeitrechnung in „Hermann und Dorothea": den Pfarrer namentlich hat sich Goethe einmal als alten Herrn, dann wiederum an der Grenze des Jünglings vorgestellt. Locella handelt über Goethes Beziehungen zur italienischen Literatur (Manzoni, Toscolo u. a.), Rehorn über Humboldts Einfluss auf Schiller, über Schillers „Ideal und Leben" und, ohne W. Hertz zu kennen oder zu nennen, über die Loreleysage.

Fast jedes Heft enthält unter den literarischen Mittheilungen eine umfangreiche Besprechung der neueren Schiller- und Goetheliteratur von Max Koch. Sie ist mit viel Fleiß, aber auch mit sehr viel Absicht gemacht. Aufsätze aus seiner Zeitschrift citiert der Recensent auch wohl zweimal in einem Hefte, die Seuffert'sche Vierteljahrsschrift ignoriert er grundsätzlich. Wer sich einer solchen Arbeit unterzieht, der muss sich selbst verleugnen können. Koch aber besitzt dazu weder das reife, ruhige Urtheil, noch die nöthige Sachlichkeit, ja auch nur die nöthige Wahrheitsliebe. Er vertheilt, mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch, blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der andern Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat, in Lob und in Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und parteiisch befangen. Zum Recensenten gehört in erster Linie eine feste Überzeugung, und in zweiter Linie eine sichere Hand: beides fehlt dem Berichterstatter des Freien deutschen Hochstiftes. Wie es aber um seine Wahrheitsliebe bestellt ist, das mag man aus dem folgenden Beispiele ersehen. Koch redet (6. Bd. S. 547) in gehässiger Weise von dem Ton der Polemik, den Brahm und ich gegen den uns „überlegenen unbequemen Mitbewerber" Weltrich anzuschlagen für tactvoll gehalten hätten; und er wiederholt S. 554: ich und Brahm hätten „durch maßlos übertreibenden Tadel" Weltrichs Arbeit bei deren erstem Erscheinen herabzusetzen gesucht. Dieser an meine Ehre greifenden Behauptung gegenüber begnüge ich mich vor der Hand, zu erklären, dass ich Weltrichs Buch nur im Anzeiger für deutsches Alterthum XII, S. 274 ff. besprochen und dort als „die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, welche wir besitzen", bezeichnet habe. Sollte Hr. Koch auf diese Erklärung hin seine Verdächtigung wiederholen, so wird er wissen, was er von einem zu befahren hat, der einem ehrenrührigen Vorwurf zu begegnen weiß.

Wien. J. Minor.

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann, Stadtbibliothekar und Director des Rathsarchives in Leipzig. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1891.

Ein gutes, nützliches und sehr wichtiges Buch! „Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen", also insbesondere für alle Lehrer an Unterrichtsanstalten, an denen der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird. — Das möge das Buch werden. Eine wahre Freude werden daran alle haben, die sich mit der Reinhaltung der deutschen Sprache beschäftigen und dafür eintreten (und es gibt ihrer dank dem deutschen Sprachverein immer mehr), wenn sie sehen, wie es in sehr verständlicher und sehr verständiger Weise gegen die Verrottung unserer Sprache auftritt. Die Schriften, die sich bisher mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, stehen insoferne hinter Wustmanns Buche zurück, als sie zum Theil zu wenig übersichtlich angelegt, zum Theil zu gelehrt geschrieben sind, und als sie die richtige Sprachform zu wenig erklären; endlich hat W. vor den meisten seiner Vorgänger auch noch den großen Vorzug, es mit Entschiedenheit auszusprechen, dass uns unsere classischen Schriftsteller nicht in jedem ihrer Sätze als Muster für die richtige Sprechweise dienen können, erstens weil sie einer uns ziemlich fernen Zeit angehören (S. 4), und zweitens, weil sie nicht fehlerfrei sind (S. 17), es auch nicht sein können; und sie bildeten sich auch gar nicht ein, es zu sein. Ein anderer Vorzug des Werkchens ist seine handliche Form und sein geringer Preis (1 fl. 20 kr.); der Druck könnte größer und deutlicher sein. Im allgemeinen habe ich daran nur noch den Mangel eines alphabetischen Verzeichnisses aller besprochenen Fehler und eines Literaturverzeichnisses auszusetzen. Diese Literatur habe ich ziemlich vollständig in meinem „Zeitungsdeutsch" (Wien, bei Pichler 1883) angeführt; seither sind mir bekannt geworden: Pfister, „Deutsches Wort — Volkes Hort!" (Paderborn, Schöningh 1883). — Teweles, „Der Kampf um die Sprache" (Leipzig, Reißner 1884). — Wolzogen, „Zeitungsdeutsch" (Bayreuther Blätter, 1886, VIII bis XII [1]). — O. Schröder, „Vom papiernen Stil" (2. Aufl. Berlin, Walther 1891).

---

[1]) In diesem Aufsatze wollte Wolzogen nur mein „Zeitungsdeutsch", wie er sagt, in regelrechter Nachlesung durchnehmen und seine eigene Nachlese hinzufügen. In einigen Stücken gibt er mir unrecht (ohne mich übrigens zu überzeugen), im ganzen aber übersetzt er nur meine Arbeit in seine prickelnde und liebenswürdige Plaudertonart, und diese Übereinstimmung mit meinen Ansichten ist mir um so wertvoller, als Wolzogen einem anderen, sehr fernen deutschen Stamme angehört und — wie nach einer nicht liebenswürdigen Bemerkung (S. 357 unten) zu schließen ist — keiner übertriebenen Nachsicht gegen meine Schwächen geziehen werden kann.

Mit dem Mangel einer Literaturangabe steht im Zusammenhange die Art des Vortrages; diese lässt nämlich nicht ahnen, dass er die mühsam zusammengetragenen Ergebnisse seiner Vorgänger vorbringt. So wird sein frischer, wahrhaft gemeinverständlicher Vortrag nicht durch beständige Anführung gelähmt. Für den engeren Kreis der gelehrten Leser wäre freilich eine fortlaufende, etwa in Fußnoten untergebrachte Hinweisung auf die Vorgänger sehr erwünscht.

Nicht oft genug und nicht eindringlich genug kann man darauf aufmerksam machen, wie wichtig es ist, die deutsche Sprache nicht nur von fremder Unzier reinzuhalten, sondern sie auch vor der Verstümmelung ihrer eigenen Wörter und Fügungen zu bewahren. Daher freut sich Wustmann darüber, *dass der Sprachverein, der zunächst zur Bekämpfung des Fremdwörterunwesens gegründet war, doch von Jahr zu Jahr seine Aufgabe größer und weiter auffasst und anfasst* (S. 30), und hofft von ihm ausgiebige Hilfe gegen die Verwüstung, über die sein Buch handelt; vgl. Wolzogen, BB, 86, XII, 395 ff.

Wer soll da helfen? Ich habe im Jahre 1883 auf diese Frage geantwortet, Wustmann thut es jetzt: Diejenigen, die das Unheil stiften, und diejenigen, die es dulden und doch mindern könnten: die Zeitungen und die Schule. Die Zeitungen thun nichts (siehe Wustmann, 14 u. ff., der die Gründe dafür angibt), und die Schule scheint weder in Wustmanns Heimat, noch bei uns in Österreich dieser Pflicht in genügendem Maße nachzukommen, da ihre Aufseher und Leiter diese Angelegenheit zu gering achten, oder zum Theil vielleicht selbst zu wenig sprachliche Bildung besitzen[1]. Ich selbst plage mich weit länger als ein Jahrzehnt im Sinne Wustmanns in der Schule, und wenn ich auch nicht sagen kann, dass meinem Streben Hindernisse in den Weg gelegt worden seien, so kann ich doch auch nicht melden, dass ich sonst rings um mich auch nur einiges Bemühen gesehen hätte, der Sprache eine solche Sorgfalt zu widmen. Sollten auf diese Sorgfalt nicht insbesondere die Schulaufseher dringen? Anderseits muss ich freilich wieder gerade die Fachlehrer des Deutschen ein wenig in Schutz nehmen; denn wie kann man von einem Manne, der in einem Schuljahre (nicht ganz zehn Monaten) fast 6000 (!) schriftliche Aufgaben auszubessern hat, verlangen, dass er die nöthige geistige Frische behalte, um dabei mehr zu thun, als den groben Fehlern gegen die Grammatik, den Fehlern gegen die Schulorthographie, den fehlerhaften und fehlenden Beistrichen, den verlangten Datumsangaben, Löschblättern usw. nachzujagen?

---

[1]) Die Bemerkung darüber in Bechsteins allzu zorniger Besprechung unseres Werkchens (Zs. f. d. deutschen Unterricht, 6, 1) trifft gewiss nicht zu.

Mir scheint aber auch, dass da der Fehler tiefer, oder wenn man will, höher liegt: an der Universität. Viele Professoren schreiben in ihren wissenschaftlichen Arbeiten gar nicht besser deutsch als die Reporter des Blattes, aus dem sie sich über die Vorgänge außerhalb ihres Faches unterrichten. Einige unter ihnen (Wustm., 28 u. 29) sollen geradezu gesagt haben, man müsse alle Veränderungen in der Sprache ohneweiters mitmachen! Man überlege ferner, wie in Österreich die sogenannte Prüfung über die Unterrichtssprache (bei allen Lehramtscandidaten, die nicht das Deutsche selbst als Fach gewählt haben, aber ab und zu bekanntlich dennoch zum Unterrichte im Deutschen herangezogen werden) vorgenommen wird. Wozu da Fragen nach Klopstocks Oden und Schillers Demetrius? Ich würde vorschlagen, diese Prüfung etwa in folgender Weise abzuhalten. Der Prüfer hat alle schriftlichen (Clausur-) Arbeiten des Candidaten durchzusehen, und der Candidat muss vor ihm bei der mündlichen Prüfung einen zusammenhängenden Vortrag über irgend einen (von ihm selbst gewählten) Theil seines Gegenstandes halten; daraus und aus der Beantwortung einiger Fragen über grammatische Verhältnisse wird der Prüfer über die Fähigkeit (oder doch Ungefährlichkeit) des Candidaten entscheiden müssen. Auch alle Lehrbücher, insbesondere die Lesebücher, müssten von allen Formen, Ausdrücken und Constructionen, die den Schülern nicht zur Nachahmung empfohlen werden dürfen, gründlich gereinigt werden. — Aber daran scheint man bisher kaum gedacht zu haben. Ich habe in meinem Zeitungsdeutsch eine bei uns eingeführte Grammatik nach Gebür getadelt, der Verf. hat die Berechtigung meines Tadels anerkannt, aber — in den folgenden Auflagen ist alles beim alten geblieben.

Vielleicht könnte die Unterrichtsbehörde durch eine Auswahl von Fachmännern, die Sinn und Verständnis für die Reinhaltung unserer Sprache haben, die vielen alltäglichen Sprachfehler der deutschen (besonders österreichischen) Zeitungen in ein Büchlein, eine Art Auszug aus einer vermehrten Auflage Wustmanns, volksthümlich geschrieben, auch an Volksschulen brauchbar und mit einem alphabetischen Wortregister versehen, zusammenstellen lassen (vgl. Wustm., 31 oben). Dieses Büchlein müsste an allen Schulen, an denen deutsch unterrichtet wird, in den Händen aller Lehrer sein und von amtswegen als Richtschnur gelten, wie das bekannte Orthographiebüchlein gilt und ein Orthoepiebüchlein gelten sollte.

Wustmann hatte, wie er mir schreibt, meine Schrift nicht gelesen; es gereicht mir daher zu großer Beruhigung, dass auch er (wie Wolzogen) fast in allen Stücken derselben Überzeugung ist. In allen freilich nicht, aber, wo er mir widerspricht, muss ich oft seine Ausführungen gutheißen.

In der Einleitung scheidet W. die Umgangssprache, die Schriftsprache und die furchtbare Schreibsprache, Tintensprache, Papiersprache, die nie gesprochen,

sondern immer nur geschrieben wird. Mit Recht sagt er S. 7: *Es greift eine Unsicherheit und Unwissenheit in grammatischen Dingen um sich, die immer beschämender wird.* Bei uns in Österreich wird jetzt trotzdem immer vor dem Zuviel in der Grammatik gewarnt, und neuerdings hat sich auch auf dem Gebiete des Unterrichtes in einer fremden Cultursprache eine Bewegung entwickelt, die fast auf die Einführung einer Art von Gouvernantenmethode gerichtet ist.

Trefflich geißelt W. (S. 8) die Sucht nach neuen Wörtern einerseits und den Telegrammstil unserer Zeit anderseits; er warnt (S. 9) vor Provincialismen, Gallicismen und Anglicismen. Er bedient sich in seinen Ausführungen oft recht scharfer Worte, aber man darf hierin nur einen Beweis seines Eifers für die gute Sache sehen. (Seine Schärfe berührt nur in den wenigen Fällen unangenehm, wo man ihm nicht recht geben kann, und ich begreife nicht, warum ein Recensent darüber gar so sehr in Wuth geräth, dass er selbst recht unzart wird, es wäre denn, dass er sich arg getroffen fühlte.)

Alle Sprachentwicklung ist ein Kampf zwischen zwei Mächten, dem schöpferischen Naturtriebe der Sprache selbst und — dem Unterrichte, und nun folgen goldene Worte über die Rechte und Aufgaben dieser beiden „Factoren" (12 u. 13). Auch Wustmanns Worten über die Schadenstifterin, die Presse (14—18), muss man leider ganz und gar beipflichten; *die Herstellung einer Zeitung, die früher eine literarische Leistung war, ist zu einem Gewerbe herabgesunken.* Trefflich schreibt er über den ungeheuren Einfluss der Zeitungen, die ja für viele Leute, auch für höher gebildete, die einzige geistige Nahrung sind (20), auf die gesprochene Sprache und begründet ihn mit der Gleichgiltigkeit in Sprachdingen (22). Mit Recht nimmt sich W. seiner Gesinnungsgenossen, der wohlmeinenden Sprachverbesserer an und sagt den modernen Schriftstellern bittere, aber wahre Worte (23). Selbst das Ausland macht sich über uns lustig (24); vor kurzem stand in der Pariser Zeitung „Le Figaro" vom 29. Januar 1892 über die deutsche Amtssprache (bei der Besprechung des preußischen Volksschulgesetzes): *„la phraséologie officielle allemande qui est bien le plus atroce charabia qui se puisse rêver"*. S. 29 thut er den trefflichen Ausspruch: *Die Grammatik (Schul-) hat zu zeigen, nicht einfach wie gesprochen wird, sondern wie gesprochen werden soll!* S. 31 entwickelt er die Grundsätze, die bei der Abfassung seines Buches maßgebend gewesen sind: Rettung des Richtigen, wo und solange es noch irgend zu retten ist; ursprüngliche Gleichmäßigkeit ist strenge zu wahren, ursprüngliche Mannigfaltigkeit zu schonen; der Volksmund ist zu berücksichtigen, aber mehr die Sprache der Ungebildeten, als die der Halbgebildeten. In rein logischen Fragen hat der Verstand zu entscheiden, *dort, wo Logik und Ästhetik um den Vorrang streiten, hat stets die Ästhetik das entscheidende Wort zu sprechen, denn der Gebrauch der Sprache ist*

eine Kunst, und in aller (lies *jeder*) *Kunst sind die obersten Gesetze die Gesetze der Schönheit.* Um die *lebendige* Sprache aber handelt es sich, ihr soll gegenüber der *unlebendigen, gemachten Schreibsprache, die unser Schriftdeutsch so vielfach entstellt, zu ihrem Rechte verholfen werden.* Und *eine gute deutsche Grammatik der lebendigen Sprache* — so kann man Wustmanns treffliches Buch mit einiger Einschränkung wirklich nennen.

Auf die Einleitung folgen in drei Abtheilungen die Ausführungen Wustmanns Zur Formenlehre (35—76), Zur Wortbildungslehre (79—126) und Zur Satzlehre (129—136).

Einzelne Bemerkungen.

Zur Formenlehre: S. 37: Der willkürlichen Scheidung zwischen Fällen, in denen das Dativ-*e schön* sei (am Meer*e*), und solchen, in denen es *hässlich* sei (dem Metall*e*), kann man doch nicht beistimmen; das ist eine bloße Geschmackssache. Ich würde mich damit begnügen, die Richtigkeit beider Dativformen festzustellen (außer in einzelnen stehenden Ausdrücken, wie *bei Frost, aus Zorn, mit Recht*, bei den Wörtern auf unbetontes *-el*, *-em*, *-en*, *-er*; bei dem Worte *Gott*, wenn es artikellos steht, usw.).

Die Vertheidigung der schwachen Form *ihr lieben Freunde* (48) und *wir Deutschen* (49) ist nicht stichhaltig; denn die Ursache davon, dass man gewöhnlich (aber durchaus nicht richtig) sagt *Ich armer*, aber *wir armen* ist durchaus lautlich (vgl. meinen „Versuch eines sprachlichen Commentares zu Goethes Iphigenie", Halle, Niemeyer 1890, S. 43 u. 44).

S. 50 und 51: *andern* oder *andren* zu sagen, mag doch wohl jedem überlassen bleiben. *Geeigent* statt *geeignet* (50, Anm.) ist doch wohl nur landschaftlich; auch kann ich nicht begreifen, warum *unsres* hässlich und weichlich sein soll und *unsers* etwa schön und männlich. Zwischen *unsres* und *unsers* hat der Gebrauch noch nicht entschieden (zumal nicht für *unsers*).

S. 53 ff.: obgleich man zugeben muss, dass ein Genetiv *Leibniz'* mit dem Apostroph eben kein Genetiv ist, weil man ihn nicht hört, so ist doch der Eifer Wustmanns gegen den Apostroph nicht recht zu begreifen. W. ereifert sich später auch gegen die Anführungszeichen und behauptet, man höre sie nicht. Das sind eben Zeichen zur Bequemlichkeit des Lesers, sie sind für ihn ein Bedürfnis; die gehörte Rede ist ohne solche Mittel verständlich.

Es ist doch wohl fraglich, ob die Zusammenziehung *des Grund und Bodens* (64) gutzuheißen sei; vgl. meinen „Versuch" 35.

S. 65: Für die Formen *jemandes, -em, -en,* die vielleicht schon zu fest sitzen, könnte man anführen, dass sie einem allgemeinen Bedürfnisse der Sprechenden, dem nach Deutlichkeit, dienen (vgl. 55 ff.).

Warum soll man die gerechtfertigte und im Organismus der Sprache begründete Unterscheidung zwischen starkem und schwachem

löschen, schmelzen usw. aufgeben (68)? Die Unterscheidung zwischen *verderbt* und *verdorben* erscheint auch mir überflüssig. Das falsche transit. *dringen* (69) ist schon alt, siehe meinen „Versuch" 23; auch die falsche Conjugation von *dünken* ist alt, nicht erst jetzt (69) wird aus *däuchte* ein Präsens *däucht* gemacht; vgl. „Versuch" 25 u. 26.

Mit begreiflicher Entrüstung bekämpft W. die im Hochdeutschen falschen Formen *frägt* und *frug;* aber auch diese falschen Formen möchte ich nicht neu nennen; ich bringe im „Versuch" (22) Beispiele aus Goethe, Gleim und Voß; schon Adelung kennt (und tadelt) diese Formen, und Lessing lässt absichtlich *frägt* mit *fragt* wechseln. Man vgl. dazu Wolzogen, BB, 86, X, 323; auf seine Bemerkungen ist zu erwidern, dass derlei Doppelformen (ohne Bedeutungsunterschied) völlig zwecklos sind, dazu sind die starken niederdeutsch, also nicht schriftdeutsch (das gilt auch gegen Bechsteins harte Worte a. a. O.). Zu den Verben, die von der schwachen Flexion zur starken übergegangen sind, wäre noch (72) *preisen* zu stellen. Ich vermisse an jener Stelle bei W. eine Äußerung über das bei einigen Schriftstellern beliebte *kömmt.*

Wustmanns Begründung und Vertheidigung der Form *ich habe singen hören* statt *gehört* (74 ff.) ist nicht richtig. Er übersieht oder scheint zu übersehen, dass es keine Participia *ge-hören, gelehren, ge-lernen* gibt. Bei den Präterito-Präsentia ist jene Form *ich habe kommen müssen* erstens richtig und zweitens alt; nun ist es möglich und in einem großen Theile Deutschlands Thatsache, dass die Analogie noch andere Modalverba mitreißt, wie *lassen* und *heißen* oder selbst *sehen,* deren Infinitiv dem (augmentlosen) Particip des Perfects gleich ist; aber verhältnismäßig beschränkt und daher in der Schriftsprache durchaus nicht allgemein ist der Brauch, da noch weiter zu gehen, indem man auch *hören, fühlen, lernen, lehren* (Part. *gehört, gefühlt* usw.) gleich behandelt. Ich wüsste nicht, warum das im Schriftdeutschen Regel werden sollte. Bei *brauchen* steht überdies noch das unabweisbare Wort *zu* im Wege (ich habe nicht *zu* kommen gebraucht). Da ist es doch viel leichter zu dulden und zu begreifen, dass sich (39 u. 40) der Umlaut auch bei solchen starken Substantiven zeigt, die ihn eigentlich nicht haben sollten; denn es handelt sich immer um starke Substantiva, hier aber werden Verben von ganz verschiedener Flexion in einer sonst deutlich geschiedenen Form eigentlich ganz ohne Grund zusammengeworfen.

S. 76: neben *würde* ist die Form mit *ä* gar nicht aufgekommen, sagt W.; natürlich, das konnte auch gar nicht geschehen, weil es kein *wir warden* usw. gibt, wohl aber *wir halfen, starben* usw. statt der alten Formen mit *u.*

Zur Wortbildungslehre. Hier hebe ich zunächst einen großen Vorzug des Wustmannischen Buches im allgemeinen, nicht nur mit Rücksicht auf die Wortbildung hervor: es ist das die

wiederholte Erwähnung der unbestreitbaren Thatsache, dass die Wiederholung und der Gebrauch gewisser Silben und Wörter keinerlei Anstoß erregen können, weil sie fast gar keinen Ton haben; dies gilt von der Endung *-ung* bei der Wortbildungslehre ebensosehr als später von der unmittelbaren Folge von *die die* (Relativpronomen u. Artikel) usw.

S. 79 bis 82 spricht sich W. gegen die überflüssigen und unrichtigen Neubildungen aus (*Entscheid*, *Gebildetheit* statt *Entscheidung*, *Bildung*).

S. 83 unten gibt er den Grund für viele falsche Bildungen an, es ist die Sucht, *in ein Substantiv zusammenzuquetschen, was man mit dem Verbum sagen sollte.*

S. 84 ff.: ich vermisse ein Wort über die Bildung *Berliner Tageblatt* (85, 20), auch dieses *e* gehört nicht in das Wort. 86 begründet W. das Wort *Speisekarte* (gegen *Speisenkarte*), ich hätte erwartet, dass er *Speiskarte* empfehlen werde, denn alle Beispiele, die er zur Begründung seiner Behauptung anführt, entbehren jenes *e* und mit Recht, denn es handelt sich um den Verbalstamm (daher: *Tanzkarte, Spielregeln* und nicht *Tanzekarte, Spieleregeln*). Und so ist auch (88) unser österreichisches *Wartsaal, Singstunde*, ja selbst *Schreibpult* und *Schreibpapier* (ein Missverständnis ist hier unmöglich) dem norddeutschen *Wartesaal* und *Singestunde* vorzuziehen.

S. 89: Man muss sich mit W. einverstanden erklären, da er sagt, das Binde-*s* (*Majestäts*beleidigung) müsse geduldet werden, wo es festsitze, aber seine weitere Ausbreitung (*Worts*bruch) müsse man bekämpfen.

Ich glaube kaum, dass sich das Wort *dreimonatig* (90) statt *dreimonatlich* wird retten lassen. An jener Stelle wäre eine Bemerkung über das falsche *allmählig* am Platze gewesen.

S. 91 und 92 tadelt W. die lächerliche Scheu vor dem *e* in *Goethe'sch* usw. statt *Goethisch.* Zu 93 (*Fuldaer* usw.) empfehle ich den äußerst lehrreichen Aufsatz Gartners „*Bukowiner oder Bukowinaer?*“ (Czernowitz 1891). — Auch die undeutsche Aussprache *luthérisch* statt *lútherisch* (vgl. Schillerisch!) tadelt W. mit Recht; dazu könnte auch *äthérisch* gestellt werden, aber dieses Wort wird wohl als eine oberflächliche Verdeutschung von *aetherius* aufzufassen sein, nicht als eine Ableitung von *Äther* (vgl. *numerisch* von *numerius*, nicht von *Nummer*). — Gewiss soll man (94) sich bei jedem neuen Worte fragen: Ist es nöthig? und ist es richtig gebildet?

Sehr hübsch erklärt W. (95) die Nothwendigkeit neuer Wörter.

S. 96—105 wendet sich W. erbarmungslos gegen die Modewörter (dazu halte man, was Wolzogen a. a. O. darüber sagt). Es sind geradezu köstliche Beispiele darunter, die einem die Lächerlichkeit mancher solcher Bildungen so recht deutlich machen.

S. 105, 11 und 252, 11: ich glaube nicht, dass das Wort *bisherig* richtig angewandt ist; W. hätte, wenn er einen Neben-

satz ersparen wollte, *bisher angeführt* oder ähnlich sagen sollen. Auch der moderne *Schwulst* wird in sehr lehrreichen Beispielen an den Pranger gestellt.

Es ist wahr (114), *man sollte meinen, dass sich gewisse Dummheiten kaum mehr hervorwagen könnten,* wie *ein selten tüchtiger Fachmann,* und doch liest man dergleichen alle Tage, und die, die so schreiben, bilden sich ein, wunderwie schön zu schreiben!

S. 116: auch gegen die Berechtigung der Provincialismen spricht sich W. sehr maßvoll aus; doch sind die folgenden Ausdrücke, die er selbst gebraucht, auch Provincialismen: 85: wie wenn kleine Kinder *dahlten;* 119: der *Hottig,* 160, 19: *schludrig,* 225, 14: Hinundherge*schuppt* werden; auch das Fremdwort *flankiert* (246, 10) halte ich nicht für empfehlenswert.

Den Vorwurf (117), dass wir Österreicher viele Provincialismen auf dem Gewissen haben, müssen wir uns leider gefallen lassen. Ich habe mich selbst („Zeitungsdeutsch", 11, 14 und an anderen Stellen) schon darüber ausgesprochen. Aber W. kennt das Süddeutsche doch zu wenig, um vor Irrthümern in diesem Stücke sicher zu sein. So wird es schwer sein, in *in Bälde* (98) etwas Österreichisches zu entdecken; *ich anerkenne* sagt kein Bauer in Österreich; S. 39 sagt W.: in Baiern *fahrt* man mit *Wägen,* er wird aber wenigstens den ersten dieser zwei Provincialismen (*er fahrt*) nicht leicht gedruckt finden. Auch der auf S. 74 etwas bissig hervorgestoßene Ausdruck *österreichischer Völkerbrei* scheint auf eine falsche Vorstellung hinzudeuten; denn die Deutschen in Österreich-Ungarn sind im allgemeinen viel reiner deutsch in Blut und Mundart als die Preußen.

S. 118—126 spricht W. über die Fremdwörter, auch hier wieder einsichtsvoll und lehrreich.

Sehr geistreich ist die *Eintheilung der Deutschen in drei Bildungsclassen mit Rücksicht auf den Gebrauch der Fremdwörter: die unterste braucht die Fremdwörter falsch, die mittelste* (ich würde *mittlere* sagen) *braucht sie richtig, die oberste braucht sie — gar nicht.*

Zur Satzlehre. Ist die Scheidung (134): „eine Menge Menschen *waren*" und „eine Menge *von* Menschen *war*" haltbar? Ich glaube nicht, es kommt in jedem Falle darauf an, ob der Nachdruck auf *Menge* oder auf *Menschen* liegt, und darnach wird entschieden werden müssen.

Auf sehr verständliche und verständige Weise macht W. (135 ff.) den Unterschied zwischen *Imperfectum* und *Perfectum* begreiflich.

S. 139, 27 ff. heißt es: *wahrscheinlich .... durch schlechten englischen Unterricht, bei dem auf den Unterschied der Sprachen nicht genug hingewiesen, sondern gedankenlos wörtlich übersetzt wird, ist der Missbrauch ins Deutsche hereingeschleppt worden.* Ich halte diese Bemerkung für sehr richtig und sehr wichtig und

meine, dass auf diesem Wege gar viele Fehler entstehen und zur Regel werden; und schuld daran sind die Lehrer der fremden Sprachen. Jeder Lehrer fremder Sprachen an deutschen Anstalten sollte eine Prüfung aus der Unterrichtssprache ablegen müssen, bei der das Hauptgewicht auf die völlig deutsche Übersetzung aus der fremden Sprache gelegt würde.

S. 143 oben findet sich wieder eine sehr richtige Bemerkung über den Wert der Mundart. Aber auf die Frage: *Wo bleibt die Schule?* möchte ich erwidern: *Wo bleibt die Universität?* Ich glaube doch, dass man nur von oben aus die Rettung unserer Sprache wird mit Erfolg versuchen können, wir brauchen Lehrkanzeln für *Hygiene der Sprache!*

S. 144, Anm., zeigt W. abermals sein Verständnis für die Bedürfnisse des deutschen Unterrichtes; bei uns in Österreich aber kommen jene Aufgaben (kurze Angaben des Inhaltes von Dramen) selten vor, sie werden auch nie empfohlen, und doch sind sie sehr wichtig.

Zu den Ausführungen Wustmanns über *welcher* vgl. Wolzogen, BB, 86, X, 283.

S. 149: ich kann mich da W. nicht ganz anschließen: ich bin mit seiner Unterscheidung von *das* und *was* einverstanden, aber *worin*, *womit*, *wobei* usw. sind Zusammenziehungen von *was* mit den Präpositionen, und da liegt es denn doch auf der Hand, dass man auch bei ihnen nur die Beziehung auf substantivierte Pronomina, Numeralia und Adjectiva zulassen darf wie bei *was*; auch *was* darf sich nicht auf Sachen beziehen. Vollends aber die Beziehung von *wo* auf eine Zeit scheint mir nicht zulässig zu sein; *wo* bezeichnet eben nicht die Zeit, sondern den Ort; den besten Beweis dafür liefert das Interrogativum. Eher könnte man *wann* dulden, wenn es sich eingedrängt hätte. Ich halte für richtig nur: *an dem Tage, als* oder *da*.

Auch die Ausführungen (151 ff.) über den Wechsel von *der* und *welcher* müssen jedem einleuchten; doch möchte ich bei Relativsätzen, von denen einer dem andern untergeordnet ist, den Wechsel von *der* und *welcher* ausdrücklich empfehlen; W. geht da in seiner Abneigung gegen *welcher* zu weit.

S. 159 wieder wie bei der Wortbildung (und später 162 u. 168) macht W. mit Recht auf die große Wichtigkeit der Betonung aufmerksam; man sollte doch immer daran denken, dass es sich um die Sprache, um Laute, nicht um Zeichen handelt!

Die Fehler der *falsch fortgesetzten Relativsätze* (160 [1]), dann der *Vernachlässigung des Casuswechsels beim Relativsatze* (161) und *des Relativsatzes statt eines Hauptsatzes* (162 [1]) sind alt und

---

[1]) Grillparzer schreibt im „armen Spielmann“: „Ich legte das Geldstück in den vor ihm stehenden Hut, aus dem es unmittelbar darauf der Alte herausnahm und ganz zufrieden einsteckte“. Das ist Sprachverwüstung, der Schriftsteller mag heißen, wie er will.

sind leider von Goethe sehr oft begangen worden; vgl. meinen „Versuch“ 65 ff. Der letzte Fehler ist gewiss dem Lateinischen und dem Französischen zu verdanken, denn dort sind solche Relativsätze völlig üblich, ja eine nationale Eigenthümlichkeit. Da muss ich noch eine Bemerkung anfügen: Bei der Correctur der Aufsätze meiner Schüler hat mir von jeher nichts so große Schwierigkeiten bereitet als die Ausmerzung dieser gänzlich undeutschen Anknüpfung, und ich frage mich vergeblich, warum die Schüler diese Verbesserung auch beim besten Willen nicht zu begreifen vermögen.

Wenn ich auch mit Wustmann über den Fehler, *zumal* als Conjunction zu gebrauchen, übereinstimme (aber vgl. das alte *sintemal*), so kann ich doch seine Bemerkungen über *trotzdem* nicht billigen; das Demonstr. ist bei uns auch als Relativum gebräuchlich (wir haben ja eigentlich kein Relativum), es handelt sich eben nur um die Ellipse von *dass* genau so wie bei *nachdem*, *indem*, *seitdem* usw. Das Einzige, was (wie auch W. bemerkt) etwa gegen den Gebrauch von *trotzdem* als Conjunction spricht, wäre dies, dass wir genug andere Conjunctionen von derselben Bedeutung haben.

S. 165: dass *obzwar* Wiener Deutsch sei, ist nicht wahr; das Wort scheint in Prag zu Hause zu sein. Meint nicht auch W. (166, 7 u. 8), dass uns Lessings Sprache doch wohl kaum noch als Muster dienen kann?

Auch W. verfällt (175, 8) in den fehlerhaften Pleonasmus *unmöglich heißen kann*, vgl. „Zeitungsdeutsch“ 15.

S. 176: Zur *Consecutio temporum* ist Folgendes zu sagen: die (wie W. meldet) oberdeutsche Form *sei* (statt *wäre*) nach der Vergangenheit im Aussagesatze ist b e s s e r, und zwar deshalb besser, weil *wäre* auch c o n d i t i o n a l e Bedeutung hat; es steht hier also ein sehr wichtiges Interesse der Sprache, das der Klarheit. auf der Seite der Oberdeutschen.

S. 177: Wustmanns Forderung, die Grammatik müsse lehren: *Conj. Präs.: ich trüge, du tragest, er trage, wir trügen, ihr trüget, sie trügen*, und seine Bemerkung, *dass es geradezu ein Unsinn sei, wenn unsere Grammatiken lehrten: Conj. Präs.: ich t r a g e, du tragest, er trage, wir t r a g e n, ihr t r a g e t, sie t r a g e n*, wird wohl niemand unterschreiben. Mit demselben Rechte könnte man vorschreiben, dass der Conj. Prät. von *wollen* von nun an zu heißen habe: *ich wolle, du wollest, er wolle, wir w ü r d e n w o l l e n* usw., weil *ich wollte* usw. wie ein Indic. aussieht.

Ich halte (183, 2. Abs.) den Conj. des Präs. in Sätzen nach *als ob*, *als wenn* für durchaus falsch, auch *wenn* (wie W. sagt) *kein Urtheil darüber angedeutet werden soll, ob der im Vergleichungssatze stehende Gedanke wirklich oder nicht wirklich sei*, und es scheint mir sehr einfach, die Richtigkeit meiner Ansicht zu beweisen: Alle diese Sätze enthalten nämlich eine Ellipse, und zwar ist hinter *als* ein sogenannter h y p o t h e t i s c h e r N a c h s a t z (H a u p t s a t z in der Hypothese) ausgeblieben, der Satz z. B.: *es*

will mir scheinen, als ob er geflissentlich die Augen dagegen verschließe, heißt doch (in der Theorie) vollständig so: *es will mir scheinen, als (= wie) es mir schiene* (oder *scheinen würde), ob (= wenn) er die Augen* — nun muss doch unter allen Umständen folgen *verschlösse*; und so verhält es sich in allen übrigen von W. angeführten Beispielen. — Auch Wolzogen ist (BB, 86, XI. 355) fast meiner Ansicht, aber seine Bemerkung über *als ob es der Fall wäre, dass es sei* führt zu nichts anderem als zu der Erkenntnis, — dass hinter *als ob* immer Imperf. oder Plusquampf. Conj. stehen muss, sonst ist eben *als ob* falsch gewählt.

Völlig den Thatsachen entspricht leider die Ausführung Wustmanns über den in Österreich herrschenden Unfug, in hypothetischen Vordersätzen, in Vergleichungs- und Wunschsätzen die Umschreibung mit *würde* zu gebrauchen; ich kenne kaum drei Leute, von denen ich diese falsche Form nicht schon gehört hätte. Aber durch den Scherz auf S. 185 *(wenn ich ain Veeglein sain wirde . . .)* beweist W. nur eben wieder seine Unkenntnis unserer Mundart; denn in der österreichischen Mundart (und diese äfft W. in seinem Spaße nach) kommt dieser Conditional überhaupt nicht vor; er hätte etwa schreiben müssen: *won i a Vogerl war und a zwa Fliegerln hätt* oder *hoben mecht.*

In der Duldung des Infinitivs mit *um zu* (statt eines Nebensatzes mit *damit* und dem Conj.) geht W. zu weit; so kann ich den Satz: *die Kurfürstin ließ den Hofprediger rufen, um sie — zu erquicken,* nicht gutheißen. Zum nächsten Absatz vgl. „Zeitungsdeutsch", 29.

Das Hilfsverb *sein* bei *stehen* (*liegen, sitzen* usw.) ist nicht, wie W. sagt, falsch, sondern nur eben in Norddeutschland (so viel ich weiß) unüblich. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis da der Gebrauch in der Schrift zwischen Nord und Süd entschieden hat.

Zu S. 192 will ich auf einen häufigen Fehler aufmerksam machen, den W. begeht; er schreibt: *Ein Participium wäre hier nur möglich, wenn . . .* (ebenso S. 292 *nur eingeschoben werden,* S. 299 *stellt sich immer nur ein*). Hier fehlt vor *möglich* das Wort *dann*; denn so wie der Satz dasteht, zwingt er zu der Annahme: *ein Participium wäre hier nur möglich,* aber nicht *schön* oder ähnl. Vgl. „Zeitungsdeutsch" 14, 15, 76.

Die Warnung vor dem undeutschen Gebrauche sogenannter absoluter Participialconstructionen (194) ist sehr wichtig und nützlich [1]); ebenso die Ausführungen gegen die moderne Unsitte, *statt des Bestimmungswortes einer Zusammensetzung ein Adjectiv zu setzen* (195—200). Ob da nicht das Slavische im Spiele ist?

---

[1]) Grillparzer, „Der arme Spielmann": ich befand mich bereits am Ende des Augartens, die ersehnte Brigittenau hart vor mir liegend. (!)

S. 214, 5 ff. billigt W. *ungefähr* als Adjectiv, das scheint mir zu duldsam; es geht nicht an, ein Adverb ohneweiters zu flectieren und so zum Adjectiv zu machen; man versuche es mit andern (z. B. *bald*), und man wird die Unrichtigkeit leicht erkennen.

Aus dem Capitel *Der tiefer denkende* usw. geht doch für jedermann deutlich hervor, dass der Unsinn in der Schreibung mit großen Anfangsbuchstaben liegt, und wenn man sich schon nicht dazu verstehen will, im Deutschen wie in so vielen, vielen anderen Sprachen alle Wörter (die Eigennamen ausgenommen) klein zu schreiben, so beschränke man doch die großen Anfangsbuchstaben auf unzweifelhafte Substantiva (218); sonst kommt man zu gar zu unsinnigen Ergebnissen.

Wäre es 219 nicht besser, statt den Ausdruck *mein Beruf als Lehrer* zu billigen (er ist ja doch falsch), den Ausdruck *mein Lehrberuf* oder *Lehrerberuf* zu empfehlen?

S. 220, 15 v. u. soll es wohl *gebrauchen*, nicht *gebraucht* heißen, es handelt sich ja um zwei Personen, wie die Wiederholung des Artikels beweist. — 221, 9 würde es besser *Besuchskarte* statt *Visitenkarte* heißen.

Durchaus wichtig, manchmal recht lustig sind die Capitel über die *Apposition*, den *Buchtitelfehler*, *Frl. Mimi Schulz, Tochter*, *zu einer Zeit wie der unsrigen*, *G. Fischer, Buchbinderei* (218-223).

Wahrlich: *zu den entsetzlichsten Erscheinungen unserer Schriftsprache gehört der alles Maß übersteigende Missbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird. An der Unnatur und Steifbeinigkeit unseres ganzen schriftlichen Ausdruckes trägt dieses Wort die Hälfte aller Schuld.* Es ist wirklich entsetzlich! Was man da als Lehrer sieht und leidet, ist unbeschreiblich. Das (sprachlich) unverdorbene Kind geräth nie (!) auf den Einfall, dieses furchtbare Pronomen (für *er, sie, es*) in den Mund zu nehmen, hat es aber einmal ein paar Geschichten im Lesebuche (!) gelesen, so ist der Teufel los, und doch ist die Sache so einfach, so klar! (227—236), vgl. „Zeitungsdeutsch“, 23 u. 24.

S. 234 meint W., statt *ohne es*, das seltsam klinge, müsse man, weil *darohne* nicht besteht, doch *ohne dasselbe* sagen; nein, auch hier ist das falsche *dasselbe* entbehrlich, wir haben ja dazu das Wort *sonst!*

Das falsche österreichische *jener* (236 und 238) statt *der* oder *derjenige* konnte ich trotz unmittelbarer Einwirkung nicht einmal aus einer (österreichischen) Schulgrammatik hinaustreiben. Doch scheint mir W. im allgemeinen in der Verurtheilung des Pronomens *derjenige* zu weit zu gehen.

S. 268: Ich muss gestehen, dass ich den Ausdruck *aller vier Wochen*, den W. ausdrücklich empfiehlt, noch nie gelesen, noch nie gehört habe; ich kann auch nicht glauben, dass sich für ihn zwingende Gründe anführen lassen. Ich meine nämlich: man

könnte da nur entweder *jede vierte Woche* oder *alle vier Wochen (einmal)* sagen und nichts anderes.

S. 270: statt *des 16. October* würde ich *Octobers* sagen, und *abends pflege ich auswärts zu essen* ist gewiss falsch, denn der Gegensatz von *auswärts* ist nicht *zu Hause*, sondern *einwärts*; *-wärts* bedeutet überhaupt nie einen Ruhepunkt, ein *wo*, sondern eine Richtung, ein *wohin*. Denselben Fehler hört man auch in Österreich täglich von Halbgebildeten.

Mittwoch (270, Anm.) wird trotz seiner Abstammung nicht mehr als Femininum gefühlt.

So schön auch Wustmanns Ausführungen über *während* (270 und 271) sind, so fürchte ich doch, dass sie kaum werden beherzigt werden, der Unterschied ist doch zu fein.

Ich kann nicht glauben, dass W. (273 oben) den Ausdruck *von Dienstag, den 6. April* empfehlen will; das geht doch durchaus nicht an, und das Beispiel *von zu Hause* passt nicht, denn es hat keinen Artikel (!) und ist zu einem Worte geworden, und beides ist bei *den 6.* doch keineswegs der Fall.

Zu den Bemerkungen über *als*, *wie* und *denn* (278) wäre Folgendes zu sagen: Auch bei Vergleichungen der Gleichheit (also ohne Comparativ) muss *als* gesetzt werden, wenn es sich um eine Vergleichung nach dem Grade handelt, *wie*, wenn es sich darum handelt, zu sagen, dass dieselbe Eigenschaft zwei Gegenständen zukommt, und zwar ohne Rücksicht auf den Grad! also: *er ist reich wie du*, aber *er ist ebenso reich als du.* Warum soll das *denn* (zur Vermeidung von *als als*) auffällig, gesucht und veraltet sein? Ich meine, wir sollten uns da nicht eines guten, alten Wortes selbst berauben; in demselben Sinne spricht ja W. sonst auch. Dazu kommt noch, dass in diesem Falle durchaus nicht zutrifft, was W. (und ich) sonst für die Unschädlichkeit der unmittelbaren Aufeinanderfolge gleich geschriebener Wörter geltend macht, nämlich ihre verschiedene Bedeutung und verschiedene Betonung; hier handelt es sich nämlich um ganz identische Wörter, und das ist wohl zu bedenken (vgl. „Zeitungsdeutsch“ 60 und „Versuch“ 45). Wolzogen (BB 86, XI, 356) hat mich da sonderbarerweise missverstanden, ich sage ja *außer in einem bestimmten Falle.*

S. 305 ff. macht W. sehr gute Bemerkungen zur *Interpunctionslehre.* Die Regel, die W. (308, zu Beginn des 2. Abs.) aufstellt, ist gewiss wenigstens ungenau: nicht um ein *neues Subject* hinter *und* handelt es sich, sondern um einen *vollständigen Satz*; die beiden durch *und* verbundenen Sätze dürfen keinen Satztheil gemein haben; das wird jeder bei einigem Nachdenken leicht einsehen.

Auch damit bin ich nicht einverstanden, dass W. (308 unten) die Interpunction (Beistriche!) *zur Bezeichnung der Pausen und der Betonung der lebendigen Sprache selbst abweichend von der Gliederung des Satzbaues* verwenden will. — 310, 4 muss es

(nach W. 297) in dem Citate natürlich heißen *den sich der Vorgänger rühmte*. — Dass man zwischen zwei *ja* oder *nein* (310) ein Komma setzt, rührt von der wohlbegründeten Gewohnheit her, gleichartige Satzglieder, die nicht durch *und* oder *oder* verbunden sind, durch Beistriche zu trennen. — Sehr beherzigenswert ist die Mahnung Wustmanns (311), man solle nichts drucken lassen, was man sich nicht selber laut vorgelesen habe. — Ich bin mit der Rücksicht auf das Ausland (312) durchaus nicht einverstanden; ob der Ausländer unsere Sprache leicht versteht oder nicht, das geht uns nichts an, das ist seine Sache. Damit will ich aber durchaus nicht etwa sagen, dass ich gegen die trefflichen Ausführungen Wustmanns über den Stil (311 ff.) auch nur das Geringste einzuwenden hätte.

Die neue Bildung *Zweifelsfall* (313, 9) wird wohl W. selbst nicht gutheißen. — Endlich möchte ich noch (316, zum Schlusse) statt *schreibe* den Imperativ *schreib* empfehlen; es handelt sich ja um ein starkes Verbum.

Ich bin mit meinen Bemerkungen zu dem trefflichen Buche Wustmanns zu Ende, und soll ich mein Urtheil darüber noch einmal zusammenfassen, so kann ich nichts anderes sagen, als was ich zu Beginn dieser Besprechung gesagt habe: es ist ein gutes, nützliches und sehr wichtiges Buch. Dass wir nicht in allen Stücken einer Meinung sind, hat nichts zu bedeuten, wenn man bedenkt, wie sehr wir doch in den meisten übereinstimmen. So sei denn das Buch nochmals jedem, der viel darauf hält, gut deutsch zu sprechen und zu schreiben, aufs wärmste empfohlen.

Wien, im April 1892. Dr. R. Halatschka.

Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache. Theil I. Elementarbuch. 24. verb. Aufl. Berlin, Emil Goldschmidt 1890. 8°. VIII u. 214 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf., Einband 30 Pf. — Theil II. Verkürzte Mittelstufe. Abtheilung 1. Kleineres Lesebuch nebst fortlaufenden Fragen und sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. John Koch. 8°, VI u. 221 SS. Pr. 2 Mk. 50 Pf., Einb. 30 Pf. Abtheilung 2. Hauptregeln der englischen Grammatik nebst Übungen zum Kleineren englischen Lesebuch. Bearbeitet von Dr. John Koch. 8°, VI u. 109 SS. Abtheilung 3. Wörterverzeichnis zum Kleineren englischen Lesebuch. Mit Unterstützung von Dr. C. Thiem bearbeitet von Dr. John Koch. Berlin, Emil Goldschmidt 1890. 8°, VI u. 95 SS. Preis von 2 und 3: 2 Mk., Einb. 30 Pf.

Ein im Deutschen Reiche viel gebrauchtes Lehrbuch der englischen Sprache liegt in neuer Auflage, beziehungsweise neuer Bearbeitung vor.

Theil I, das Elementarbuch, ist, von einigen Verbesserungen und einer kleinen Zugabe abgesehen, ein Neuabdruck der 23. Auflage, welche bereits in einem früheren Bande dieser Zeitschrift (1888, S. 911) einer Besprechung unterzogen wurde. Wir können

uns dem daselbst abgegebenen günstigen Urtheile vollinhaltlich anschließen, wie wir auch die wenigen vorgebrachten Bedenken theilen. Im übrigen möchten wir einiges zur Lautlehre anmerken. Koch bezeichnet alle geschlossenen Vocale (narrow vowels) mit dem Längezeichen, alle offenen (wide) mit ˘: *ĭ ĕ* usw. So kommt es, dass er das *a* in *fast* mit *ă* wiedergibt. Muss da nicht der Schüler verleitet werden, kurzes *a* zu lesen? Die Diphthonge in *my, now* mit *ăi* und *ău* zu transcribieren (*ă* = *a* in *man*), ist weder thatsächlich entsprechend, noch pädagogisch rathsam. Nach Sweet ist die erste Componente in *my* mid-mixed-wide, in *now* low-mixed-wide und *ă* in *now* ist vulgär. Man wird also entweder, wenn man genau sein will, *əi* oder ähnlich transcribieren müssen, oder aber einfach, wie Sweet in seiner 'History of English Sounds' selber thut, *ai au* schreiben. Denn thatsächlich sind jene gemischten Vocale in ihrem Klangcharakter von *a* nicht weit entfernt, und auch unsere deutschen *ai, au* werden häufig nicht mit *a*, sondern einem gemischten Vocal gesprochen.

Theil II, die verkürzte Mittelstufe, soll ein Lehrbuch bieten, welches 'zwar nach den Grundsätzen der ursprünglichen Ausgabe bearbeitet ist, jedoch einen weniger ausgedehnten Lese- und Lehrstoff umfasst, um so auch in Anstalten verwendet werden zu können, die dem Englischen nur einen kürzeren Cursus oder nur eine beschränkte Stundenzahl widmen.' Das Lesebuch weist folgende Abtheilungen auf: I. A Geographical Outline of Great Britain and Ireland (1—16), II. Sketches of English Life and Manners (17 bis 32), III. Pictures from English History (33—100), IV. Tales and Novelettes (100—171), V. Poems (172—183). Am Fuße der Seite gibt der Verf. Fragen und am Schlusse werden die vorkommenden Redensarten erklärt. Die 'Hauptregeln' bringen im wesentlichen die Syntax mit kurzer Wiederholung des gesammten, im Elementarbuche verarbeiteten Stoffes, um das Buch unabhängig von jenem verwendbar zu machen. Zur Einübung der Regeln finden sich von S. 74 an Übersetzungsübungen, deren Beispiele sich auf die im Lesebuch enthaltenen Stücke beziehen. Die dritte Abtheilung endlich bildet das Wörterverzeichnis, mit vollständigen Transcriptionen. Bei dem Umstande, dass die landläufigen Wörterbücher durchgehends eine veraltete Aussprache aufweisen, ist ein solches Verzeichnis sehr nützlich.

Es mangelt uns an Raum, im einzelnen näher auf das vorliegende Buch einzugehen; die Bemerkung genügt, dass wir eine tüchtige, mit Verständnis durchgeführte Arbeit vor uns haben.

Dr. Wilh. Steuerwald, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit erläuternden Anmerkungen und Aussprachebezeichnung der Eigennamen. 2. Aufl. München, Verlag von Ernst Stahl sen. (Julius Stahl) 1890. 8°, XII u. 454 SS.

Der Herausgeber dieses Lesebuches war nach seinen eigenen Worten zunächst bestrebt, 'einen ebenso anziehenden, als würdigen

Stoff für die englische Lectüre zusammenzutragen.' Wir müssen gestehen, dass wir dieses gewiss löbliche Programm in dem vorliegenden Buche nicht ganz verwirklicht finden. An Würde mangelt es nicht; wir zweifeln aber, ob der Schüler von vielen der gebrachten Stücke sich angezogen fühlen wird. Es scheint uns, dass der Charakter eines Lesebuches zu wenig eingehalten wird, vielmehr öfter der eines Lehrbuches hervortritt. Das wird namentlich deutlich in den Abschnitten über englische Literaturgeschichte und Geographie. Nach einem einleitenden Stücke über die ältere Literatur bis 1350 (welches nebenbei bemerkt, die unrichtige Behauptung bringt, der altenglische Stabreimvers 'might be of any length'), werden die Biographien von fast allen bedeutenderen englischen Dichtern gegeben und zwar zumeist im Tone eines Lehrbuches, wie denn auch diese Stücke bekannten Handbüchern der englischen Literaturgeschichte entnommen sind. Ähnlich wird im III. Abschnitte mit einer Erörterung der Grundbegriffe der physikalischen Geographie begonnen und mit Lesestücken fortgefahren, die in Schulbüchern der Geographie, Reisehandbüchern u. dgl. stehen könnten. Dagegen nehmen die Stücke culturgeschichtlichen Inhalts, welche das Leben und die Sitten der Engländer von heute und ehemals behandeln, einen verhältnismäßig geringen Raum ein und gerade diese sollten unserer Meinung nach im Vordergrunde stehen. Welche Fülle anziehenden Stoffes steht da zugebote! Bei dieser lehrhaften Neigung des Herausgebers ist es nicht zu verwundern, dass die eigentliche Erzählung, von den Anekdoten und Fabeln der ersten Abtheilung abgesehen, nur gering vertreten ist. Proben aus Robinson, Gulliver und dem Vicar of Wakefield, sowie zwei Stücke von Scott und Dickens sind so ziemlich alles.

Eine Abweichung von der gewöhnlichen Zusammensetzung englischer Lesebücher besteht darin, dass auch der Bibelstil in mehreren Stücken vertreten ist, was wir durchaus billigen. Einige geschäftliche Briefe, welche der V. Abschnitt bringt, können auch nur von Nutzen sein; nur sollte nicht eine Adresse wie 'Dr. John Steward, Esq.' vorkommen (S. 353). Wenn Esq. dem Namen nachgesetzt wird, darf ihm kein Titel vorangehen.

Über das Ausmaß der poetischen Stücke, welche ein englisches Lesebuch bringen soll, ist schwer zu rechten; die besonderen Verhältnisse, für welche es geschrieben ist, kommen zu sehr in Betracht. Der Herausgeber bringt auf reichlich 50 Seiten eine zumeist gut getroffene Auswahl lyrischer Gedichte, auf welche kürzere Abschnitte aus Miltons 'Paradise Lost' und einige Stückchen aus Shakespeare (Reden, Vergleiche usw.) folgen.

Wien. Dr. K. Luick.

Geschichte des deutschen Volkes. Von G. Dittmar, Gymnasialdirector. In drei Bänden. I. und II. Band. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1891. IV, 566 u. 544 SS.

Von Dittmars Geschichte des deutschen Volkes sind bisher acht Lieferungen ausgegeben worden, welche die Geschichte bis zum Ausgange des dreißigjährigen Krieges führen. Das ganze Werk soll in 13 Lieferungen vollständig sein, welche drei Bände bilden werden. Der erste Band soll „die Bemühungen der römisch-deutschen Kaiser um Aufrichtung eines Universalstaates und deren Scheitern, sowie die Aufrichtung der kirchlichen Weltherrschaft umfassen, während der zweite Band die Auflösung der Universalkirche und des Deutschen Reiches, der dritte die Wiederherstellung des Deutschen Reiches im Anschlusse an die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates vorführen“ soll. Vor allem setzte es sich der Verf. zur Aufgabe, „die im deutschen Volke treibenden Ideen, also die culturgeschichtliche Seite seiner Geschichte“ zur Darstellung zu bringen; dabei schien es ihm geboten, die Geschichte der Araber eingehender zu behandeln, als es „bisher in Darstellungen der deutschen Geschichte der Fall gewesen ist. Denn nur so lässt sich die Blütezeit des deutschen Geisteslebens in der Staufenzeit verstehen, in welcher die durch die Kreuzzüge und auf dem Wege über Spanien und Frankreich in das deutsche Volk eingedrungenen und von ihm aufgenommenen und verarbeiteten Elemente arabischer Cultur eine maßgebende Rolle spielen“. Der Verf. hat denn auch über die „Cultur des Islam“ und die „culturgeschichtlichen Wirkungen der Kreuzzüge im allgemeinen“ in zwei anziehend geschriebenen Capiteln (I. Band, S. 503—544) gehandelt. Dagegen war es doch wohl kaum nöthig, die Glaubenskriege in Spanien in so ausführlicher Weise darzulegen (S. 486—503). Die Menge von Namen und Zahlen, die hier angehäuft sind, wäre dem Leser besser erspart geblieben. Auch ohne sie wäre die Schilderung des Einflusses des arabischen Geistes auf das deutsche Wesen, der vielleicht im Ganzen doch etwas überschätzt wird, verständlich gewesen. — Das Auftreten des Reformators J. Hus hätte durch genauere Darlegung der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen, wie sie zumeist durch Karl IV. geschaffen wurden, verständlicher gemacht werden sollen; denn ärger als anderswo waren damals die sittlichen Zustände des Clerus in Böhmen. — Der II. Band beginnt mit mehreren vortrefflichen Darstellungen: Bedeutung des Städtewesens für die Geschichte des deutschen Volkes; Entwicklung der städtischen Verfassung; wirtschaftliche Verhältnisse; Ausbildung der ständischen Gegensätze; Fürstenthum und Bürgerthum; der niedere Adel; Ausbildung der Landstandschaft; die Bauern; die Reichsstände. Er führt die Geschichte von Rudolf von Habsburg bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Die Verhältnisse in den österreichischen Ländern während der Reformationszeit sind sehr dürftig und auch nicht [illegible] richtig dargestellt. Ein schön geschriebenes Capitel

über die Folgen des unseligen Krieges beschließt den II. Band. Im allgemeinen darf man Dittmars Werk bestens empfehlen. Der Verf. kennt und verwertet die wichtigsten Resultate der Forschung, seine Darstellung ist leicht fasslich und gefällig, das Format des Buches handlich, der Druck deutlich. Die Hoffnung des Verf.s, dass sein Buch sich geeignet erweisen werde, geschichtliches Verständnis zu erwecken und zu fördern, wird sich sicher erfüllen.

Ausgewählte Urkunden zur Erläuterung der Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter. Zum Handgebrauche für Juristen und Historiker herausgegeben von Wilhelm Altmann, Bibliothekscustos, und Ernst Bernheim, o. ö. Professor d. Geschichte in Greifswald. Berlin. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1891. 8°, 270 SS.

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenstellung der für die Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter wichtigsten Urkunden. Es ist zum Nachlesen und Nachschlagen bestimmt und soll auch als Grundlage für verfassungsgeschichtliche Übungen in den Seminarien dienen. Die 84 Urkunden, welche es enthält, sind in sechs Abschnitte gegliedert: 1. Staatsgewalt und Reichsverfassung im allgemeinen; 2. Reich und Kirche; 3. Ständische Verhältnisse; 4. Heerwesen; 5. Gerichtswesen; 6. Territorien und Städte. Im ersten Abschnitte finden wir u. a. das Capitulare Karls d. Gr. von 802, das Reichstheilungs- und Hausgesetz von 817, den Vertrag von Mersen, die goldene Bulle Karls IV.; im fünften die Lex Salica, den Gottesfrieden von 1085, den Landfrieden von Eger 1389, den Ewigen Landfrieden von 1495. In den sechsten Abschnitt, der meist Immunitätsprivilegien, Markt- und Stadtrechte und Weisthümer enthält, sind aufgenommen: das Privilegium minus von 1156, das österreichische Landrecht (1276—1330), das Hausgesetz des Markgrafen Albrecht von Brandenburg vom Jahre 1473. — Die Herausgeber dieser Urkundensammlung sind nicht auf die handschriftliche Überlieferung zurückgegangen, sondern hielten sich an die beste Ausgabe. Sachliche Erläuterungen und kritische Anmerkungen sind nicht gegeben; vor jeder Urkunde stehen die beste Ausgabe und eines oder mehrere Werke, in denen über die betreffende Urkunde gehandelt ist. Studierende, Geschichtslehrer, Juristen und auch Theologen, welche in ihrer Wissenschaft weiter arbeiten, werden das handliche Buch gut verwenden können.

Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Bayerischen Staatsgebietes. Von Adolf Brecher. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer 1890.

Hr. Ad. Brecher hat es unternommen, die theilweise sehr verworrene historische Entwicklung des bairischen Staatsgebietes auf einer Karte darzustellen, die, sehr sauber und sorgfältig ausgeführt, in dem bekannten Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienen ist. Auf der Hauptkarte sind die Länder verzeichnet,

die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Baiern gehören oder gehört haben, mit Ausnahme der niederländischen Gebiete. Die im Laufe der Zeit erworbenen Gebiete tragen entweder verschiedene Farben, aus denen mit Hilfe der Erklärungstafel zu erkennen ist, unter welchem Fürsten sie erworben wurden, oder es steht das Erwerbungsjahr, eventuell das des Verlustes darin. Auch ist durch Farben kenntlich gemacht, wem die erworbenen Gebiete früher gehört haben. So ist beispielsweise durch Farbe und die Jahreszahl 1485 angedeutet, dass die Herrschaft Abensberg durch Herzog Albrecht IV. von Baiern-München erworben wurde. Die Hauptkarte enthält natürlich auch Tirol, Salzburg und Theile von Oberösterreich, die in der Zeit Napoleons I. gewonnen wurden und nachher wieder verloren giengen mit Ausnahme einiger Gebiete, die bei Baiern blieben, was durch eine andere Farbe gekennzeichnet ist. Eine Nebenkarte stellt Kur-Pfalz-Baiern in der Zeit 1777—1799 mit den angrenzenden Gebieten dar, eine zweite die Wittelsbach'schen Besitzungen zur Zeit Kaiser Ludwigs IV. und seiner Söhne, welche bekanntlich ihren Besitz theilten; mit Niederbaiern waren die holländischen Gebiete verbunden. Diese zweite Nebenkarte gewährt einen Überblick über die territorialen Verhältnisse Deutschlands um das Jahr 1350. Auf der Außenseite der Karte steht eine Regententafel der Wittelsbacher von Herzog Otto I. (1180-1183) an; auf dieser sind die wiederholten Theilungen und die Erwerbungen angeführt.

Brechers Arbeit gibt Zeugnis von dem großen Fleiße und den eingehendsten Studien des Verf.s. Zwar scheint die Karte mit ihrem bunten Durcheinander von Farben auf den ersten Blick unentwirrbar zu sein; aber man findet sich sehr bald zurecht. Ohne Zweifel darf Brechers Karte ein beim Studium der keineswegs einfachen Geschichte der Wittelsbacher und ihrer Länder unumgänglich nothwendiges Hilfsmittel genannt werden.

Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Von Gotthold Klee. Zweite Reihe: Die Zeit der Völkerwanderung. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1891. 8, IX u. 400 SS.

Dem ersten Bande von Klees Bildern aus der älteren deutschen Geschichte (Gütersloh 1890), den ich in dieser Zeitschrift angezeigt habe, ist rasch der zweite gefolgt. Dieser bringt Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung mit Ausnahme der Geschichte der Langobarden, die erst im dritten Bande behandelt werden soll. Der Verf. theilt seinen Stoff in vier Bücher. Das erste, „Die Gothen vor der Völkerwanderung und die Westgothen bis zur Gründung des tolosanischen Reichs“, enthält 14, das zweite, „Attila, die Blüte des tolosanischen Reichs und das Reich Odowakars bis zum Einbruch der Ostgothen“ 11, das dritte „Die Ostgothen vom Sturze des Hunnenreichs bis zu ihrem Untergange“ 15, das letzte „Die Vandalen in Afrika und die Westgothen in Spanien“ 6 Bilder. Der

Verf. bietet keine in allen Theilen gleich ausgeführte Geschichte. „Wo die Quellen eine lebensvolle Darstellung nicht gestatten, ist die Erzählung kurz gefasst; solche Epochen aber, über die wir ausführliche und anschauliche Berichte besitzen, nehmen auch in diesem Buche einen verhältnismäßig breiten Raum ein“. Oft gibt der Verf. die Erzählungen hervorragender Quellenschriftsteller (z. B. Procop, Ammian, Priscus, Eugippius u. a.) wörtlich oder fast wörtlich wieder; in anderen Fällen schaltet er Darstellungen neuerer Schriftsteller (Kaufmann, Dahn u. a.) ein.

Dem zweiten Bande gebürt dieselbe Anerkennung, die dem ersten gezollt werden konnte. Man kann dem fleißigen Verf. zugestehen, dass er sein Ziel erreicht hat, das er mit folgenden Worten bezeichnet: „In einer Reihe von Einzelbildern, denen es doch nicht an innerem Zusammenhange fehlt, wollte ich die anziehendsten Abschnitte unserer älteren Geschichte vorführen, für jeden nicht gerade gelehrten Leser erfreulich und lehrreich zu lesen. Liebe und Verständnis für unsere Vorzeit möchte das anspruchslose Buch fördern helfen, indem es theils in der Schule Gehörtes auffrischt, theils Dinge erzählt, die der Unterricht nur kurz berühren kann und die doch genauer Kenntnis wert sind. Insbesondere rechne ich auf den Dank der reiferen Jugend.“

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefasster, übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. David Müller. 13., verb. Aufl. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge, Director der Guerickeschule zu Magdeburg. Ausgabe für den Schulgebrauch. (Mit sechs geschichtlichen Karten und einem Bildnisse Kaiser Wilhelms I. von Anton v. Werner.) Berlin, Verlag von Fr. v. Vahlen 1890. 8°, XXXVI u. 499 SS.

Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller. 7., verb. Aufl., besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. (Mit sechs geschichtlichen Karten und einem Bildnisse Kaiser Wilhelms I. von A. v. Werner.) Berlin, Verlag von Franz v. Vahlen 1890. 8°, IX u. 189 SS.

Vor zwei Jahren habe ich in dieser Zeitschrift die zwölfte Auflage der Geschichte des deutschen Volkes von David Müller angezeigt, heute ist es mir vergönnt, der dreizehnten einige Worte zu widmen. Herr Dr. Junge, der Herausgeber des Müller'schen Werkes, hat die von mir vor zwei Jahren gemachten unbedeutenden Ausstellungen berücksichtigt, ausgenommen jene, welche seine Darstellung der Thätigkeit des Erzherzogs Ferdinand, des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., in seinen Gebieten betraf. Es ist ohne Zweifel zutreffender, diesen Fürsten Ferdinand von Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Triest) zu nennen und zu sagen, dass er früh zur Regierung in diesen Ländern gelangte und um 1600 die Protestanten aus Steiermark, Kärnten und Krain vertrieb. Dass er selbst mit gewaffneten Scharen umhergezogen, ist unrichtig, da er sich persönlich an der Arbeit der Be-

kehrungscommission nicht betheiligte. — Im §. 278 sind die geographischen Verhältnisse ungenau dargestellt. — Sonst ist mir in dieser Auflage keine Unrichtigkeit aufgefallen. Auch in dieser neuen Auflage ist Müllers deutsche Geschichte ein vortreffliches Buch, eine Zierde der deutschen Schulbücherliteratur. Ich muss ferner hervorheben, dass die Verff. österreichische Verhältnisse mit ziemlicher Objectivität behandeln. Dies kann man beispielsweise aus der Schilderung der Schlacht bei Lobositz oder aus der Darstellung der Erhebung Österreichs im Jahre 1809 ersehen. Die Verff. sind auch unbefangen genug, selbst trübe Zeiten (wie 1806) ausführlich zu behandeln und Mängel und Gebrechen hervorzuheben. Gewiss fällt es in Deutschland niemand ein, die Verff. deswegen des Mangels an Vaterlandsliebe zu zeihen. — Die frühere Auflage hatte mit der Herstellung des Deutschen Kaiserthums abgeschlossen; die neue hat noch einen Abschnitt: Das Deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II. 1870—1890. In demselben handelt der Verf. von den auswärtigen Beziehungen des neuen Deutschen Reiches, von den „Arbeiten im Innern", von Kaiser Wilhelms I. Ausgang, von den Kaisern Friedrich und Wilhelm II. Auch sind der neuen Auflage sechs gut gearbeitete historische Karten beigegeben.

Im Vorworte hebt der Herausgeber das Verdienst David Müllers hervor, dem die Anerkennung gebüre, den rechten Ton gefunden zu haben, in dem die deutsche Geschichte auf unsere Zeitgenossen wirke. Daran schließt er folgende richtige Bemerkung: „Schwerlich hätte das Buch, das nicht als eigentliches Schulbuch von Jahr zu Jahr im buchstäblichen Sinne des Wortes verbraucht wird, eine so schnelle Verbreitung gefunden, wenn nicht das ruhmreiche Emporsteigen unseres Volkes das Interesse an seiner Geschichte in den weitesten Kreisen geweckt und immer lebendiger gemacht hätte." Diesen Worten darf man hinzufügen, dass auch Dr. Junge zu der so weiten Verbreitung des Buches viel beigetragen hat; denn er hat es verstanden, dasselbe im Geiste des Verf.s zu verbessern und weiterzuführen.

Müllers Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes ist ein Auszug aus dem eben besprochenen Werke. Er ist nicht ein trockener, mit Namen und Zahlen angefüllter Abriss, sondern erzählt in guter Sprache und übersichtlicher Weise die Geschicke des deutschen Volkes bis auf die Gegenwart. Wo es nothwendig ist, berücksichtigt das Buch auch Geschichte der anderen Nationen. — Culturgeschichtliches, wie etwa das Ritter- und Städtewesen, hätte wohl auch einige Berücksichtigung verdient. Dem Buche sind dieselben sechs historischen Karten beigegeben, welche das größere Werk enthält. Im ganzen darf dieser Leitfaden ein vorzügliches Hilfsmittel für den historischen Unterricht in den Schulen Deutschlands genannt werden.

Graz. F. M. Mayer.

Die Arithmetik und die Schrift über Polygonalzahlen des Diophantus von Alexandria. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Wertheim, Oberlehrer an der Realschule der israel. Gemeinde zu Frankfurt a. M. Leipzig, B. G. Teubner 1890.

Die erste vollständige Übersetzung der Schrift des Diophantus in lateinischer Sprache wurde im Jahre 1575 von Wilhelm Holzmann in Augsburg veröffentlicht; sie ist ungemein selten geworden. Die erste Textausgabe mit lateinischer Übersetzung und vielen Zusätzen und Erläuterungen ist Claude Gaspar Bachet zu verdanken, der seine Ausgabe des Diophantus 1621 in Paris nach einer Handschrift der königlichen Bibliothek dortselbst veranstaltete; diese verglich er mit noch zwei anderen Handschriften. Von der Bachet'schen Ausgabe wurde ein neuer Abdruck durch den Sohn des großen Mathematikers Fermat hergestellt, der Randbemerkungen dieses letzteren enthielt. Seit einer Reihe von Jahren ist Tannery damit beschäftigt, eine Revision des Textes vorzunehmen. Die Arithmetik des Diophantus wurde ins Deutsche von O. Schulz 1822 übertragen, dieser Schrift ist auch die deutsche Übersetzung der diophantischen Schrift über Polygonalzahlen durch Poselger hinzugefügt worden.

Der Verf. bezweckt nicht, eine zusammenfassende Wiedergabe der mannigfaltigen Forschungen der neueren Zeit über Diophantus und dessen Schriften zu geben; auf die correcte Wiedergabe des Inhaltes ist das Hauptaugenmerk gerichtet und eine treue Übersetzung geliefert, „da nur bei einer solchen die Eigenthümlichkeiten des Originals unverwischt bleiben". Die Zusätze und Bemerkungen des berühmten Fermat sind ebenfalls übersetzt und ist durch diesen Vorgang den Mathematikern ein großer Dienst erwiesen. Ebenso wird man dankend anerkennen müssen, dass der Verf. durch mehrere Bemerkungen das Verständnis des Textes gefördert hat, dass er ferner bei complicierteren Aufgaben den Gang der Lösung in bündiger Weise und zwar unter Wahrung der Allgemeinheit wiederholt hat. Nicht minder werden die einleitenden Betrachtungen in die Theorie der figurierten Zahlen als Vorstudie für die Schrift Diophants über Polygonalzahlen willkommen geheißen werden. Der Verf., rühmlichst bekannt durch seine in demselben Verlage erschienene wertvolle Schrift über Zahlentheorie, die ebenfalls in dieser Zeitschrift besprochen wurde, hat es verstanden, ein Buch zu schaffen, das jedem Mathematiker geradezu unentbehrlich sein wird. Etwas weiter von dem eigentlichen Gegenstande abliegend, aber nicht minder freudig wird man die im Anhange gegebenen Abschnitte über den von Lagrange gegebenen Beweis des Theoremes über die Zerlegbarkeit der Zahlen in vier oder weniger Quadrate und über die arithmetischen Epigramme der griechischen Anthologie und das bekannte Rinderproblem des Archimedes begrüßen.

Die Einleitung ist sehr geeignet zur Einführung in den Vorgang der Griechen beim Rechnen. In den folgenden sechs

Büchern wird vom Einfacheren zum Schwierigeren übergegangen. Die zur Aufgabe: „Vier Zahlen von solcher Beschaffenheit zu finden, dass das Quadrat ihrer Summe ein Quadrat bleibt, wenn jede der vier Zahlen zu demselben addiert oder von demselben subtrahiert wird“ gegebenen Anmerkungen, die sich auf die Bachet'sche Besprechung verschiedener Einzelheiten der Lösung dieser Aufgabe und auf einige Fermat'sche Bemerkungen zu derselben beziehen, sind sehr wertvoll, wie denn überhaupt die Erläuterungen Bachets und Fermats der betreffenden Probleme seitens der Mathematiker dem größten Interesse begegnen werden. Die vom Verf. gegebene Darstellung der figurierten Zahlen, welche der Leser, bevor er das Studium der Diophant'schen Abhandlung über Polygonalzahlen beginnt, mit Vortheil lesen wird, ist eine sehr gelungene und vollkommen schulgerechte und verdient in der vorgeführten Weise dem Unterrichte an jenen Mittelschulen, an welchen man sich über diesen Gegenstand verbreiten kann, zugrunde gelegt zu werden. Schulzwecken werden auch die arithmetischen Epigramme der griechischen Anthologie dienen. Willkommen heißen wir auch das dem Buche beigegebene Register, welches eine rasche Orientierung in demselben gestatten wird.

Lehrbuch der Geometrie als Leitfaden beim Unterrichte an höheren Lehranstalten von Wilhelm Mink, em. Oberlehrer an der städt. Realschule 1. Ordnung zu Crefeld. 8. Aufl., nach dem Tode des Verf.s bearbeitet von E. Arndt, Gymnasiallehrer in Berlin. 1. Theil: Planimetrie. Mit 102 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Wiegandt & Schotte 1890.

Während früher das Lehrbuch der ebenen Geometrie von Mink die Planimetrie und die ebene und sphärische Trigonometrie sowie die Stereometrie in einem einzigen Bande umfasste, erscheint in der neuen Auflage desselben die Planimetrie von den beiden anderen genannten Theilen getrennt, wodurch das Lehrbuch an Handlichkeit gewonnen hat. Die Aufgaben, welche früher in dem Anhange gesammelt waren, erscheinen diesmal getrennt und den einzelnen bezüglichen Abschnitten beigegeben. Denselben wurden weder Andeutungen zur Lösung noch dieselben selbst beigefügt. Einige andere nunmehr eingetretene Modificationen nehmen auf die Form Bezug; so können wir nur billigen, dass die Haupttheoreme durch fetten Druck hervorgehoben, dass ferner die zusammengehörigen Sätze in einem Abschnitte vereinigt sind.

Im einzelnen wäre Folgendes zu bemerken: Bedenklich hält es Ref., wenn der gestreckte Winkel ohne jede vermittelnde Erläuterung mit π bezeichnet wird. Dass der Verf. den schwierigeren Constructionsaufgaben eine eingehende Würdigung zutheil werden ließ, wird jedermann befriedigen. Die §§. 35 und 36 sind denselben gewidmet. Die Construction des regelmäßigen Sechs- und Achteckes ohne Zuhilfenahme des Kreises finden wir ebenfalls sehr

billigenswert. Für den pythagoreischen Lehrsatz vom rechtwinkligen Dreiecke sind mehrere Beweise gegeben und erfährt derselbe in dem vorliegenden Buche die entsprechenden Anwendungen. Genügend berücksichtigt sind die Theoreme von den Transversalen des Dreieckes. Der Lehrsatz von Ceva ist auf verschiedene Probleme in Anwendung gebracht; dasselbe gilt von dem Theoreme des Menelaus. Ebenso ist die Lehre von den Ähnlichkeitspunkten, den Ähnlichkeitsachsen, der harmonischen Theilung und den vorzüglichsten Anwendungen derselben in der Kreislehre in zweckentsprechender Weise dargestellt. Die beiden letzten Abschnitte sind den Berechnungen und der geometrischen Construction algebraischer Ausdrücke gewidmet, welche durch mehrere instructive Beispiele illustriert werden. — Das Buch entspricht den Schulzwecken aufs beste und kann von diesem Gesichtspunkte aus nur empfohlen werden.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. K. Noack, Leitfaden der Elementarmathematik. 2. Aufl. Berlin, J. Springer 1890. Preis cart. 1 Mk. 40 Pf.

Nach mehrjähriger Praxis im Gymnasialunterrichte stellt der Verf. die wichtigsten Lehren der elementaren Buchstabenrechnung und Geometrie in möglichster Knappheit zusammen. Das acht Bogen starke Büchlein ist nach dem Grundsatze durchgeführt, dass die Hauptaufgabe des Unterrichtes schon in der Lehrstunde gelöst sein muss, so dass der Schüler in dem Leitfaden nicht mehr als eine Erleichterung bei der Repetition des Lehrstoffes finden soll. Bei Beschränkung des Umfanges auf das Nothwendigste soll eine Vertiefung des Wissens und Könnens erzielt werden. Jedenfalls muss neben dem Lehrbuche eine entsprechende Aufgabensammlung platzfinden, auf welche leider nicht hingewiesen wurde. Im einzelnen ist hervorzuheben, dass bei allen Capiteln auf Etymologie ein besonderes Gewicht gelegt wurde. Bei Bezeichnung der Logarithmen wäre wohl auch auf die 2. Art „$^{b}\log a$“ Rücksicht zu nehmen. Das Variieren §. 43 wäre wohl natürlicher nach dem Combinieren anzusetzen.

Bei der Behandlung der Geometrie fällt vor allem der gänzliche Mangel an Illustrationen auf; dies ist wohl dadurch begründet, dass das Buch überhaupt nicht für den Selbstunterricht eingerichtet ist und von Seite des Lehrers in der Schule eine gute Zeichnung voraussetzt.

Überhaupt hat sich der Verf. bemüht, einen Leitfaden zu bieten, der im Gegensatze zu den ausführlicheren Lehrbüchern trotz möglichsten Anschlusses an den Lehrplan die selbständige und gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schüler fordert, was im Sinne des erziehenden Unterrichtes nicht unterschätzt werden kann. Der geringe Preis des Buches ist ein nicht unerwünschter materieller Vortheil.

Dr. A. Baule. Sammlung von Aufgaben der praktischen Geometrie. Berlin, Springers Verlag 1888. Preis 1 Mk.

Zunächst für Anstalten bestimmt, an denen Vermessungskunde als eigener Gegenstand gelehrt wird, ist die vorliegende Aufgabensammlung auch in den oberen Classen der Gymnasien und Realschulen gut verwendbar. Durch die Angabe der Lösung der Aufgaben in der Stube und im Felde wird vor allem das Anschauungsvermögen des Schülers gebildet, womit der Verf. auch seinen österreichischen Fachcollegen einen Dienst erwiesen hat.

Piskos Grundlehren der Physik herausgegeben von Moriz Glöser. 12. gänzlich umgearb. Aufl. Brünn, Karl Winiker 1890.

Dass namentlich auf der Unterstufe sich der physikalische Unterricht durch besondere Einfachheit und Anschaulichkeit auszeichnen und daher das Experiment besonders hervortreten lassen soll, ist wohl ein alterprobter Grundsatz. Nur über die Art der einfachen Durchführung dieses Principes können die Meinungen getheilt sein. Der Verf. betritt in dieser Beziehung einen selbständigen Weg, der mit dem von Pisko eingeschlagenen gewiss nicht identisch ist. Dies soll nicht zum Nachtheile des Verf.s gesagt sein; denn bei allen Vorzügen des Lehrbuches von Pisko wäre doch wohl zu betonen, dass nicht der „Apparat", sondern „die physikalische Erscheinung und deren einfache Erklärung" die Hauptsache ist. Hiebei will Ref. gelegentlich einer nur zu häufigen Fassung des archimedischen Principes entgegentreten, welche auch in diesem Buche so lautet: „Jeder in eine tropfbare Flüssigkeit eingetauchte Körper verliert scheinbar von seinem Gewichte soviel, als die von ihm verdrängte Flüssigkeitsmenge wiegt." Ist es denn nicht natürlicher zu sagen: „Jeder in eine Flüssigkeit eingetauchte Körper erfährt einen Druck nach aufwärts, welcher gleich ist dem Gewichte der verdrängten Flüssigkeit." Wie viel soll denn z. B. ein Holzkörper von 1 dm^3 Inhalt und 0·5 *kg* Gewicht im Quecksilber scheinbar verlieren, wenn man denselben ganz eintaucht? Wohl 13·6 *kg*?! Vor lauter „scheinbarem Verlust" entschwindet dem Schüler die „Thatsache".

Der Vorzug sei übrigens dem vorliegenden Lehrbuche eingeräumt, dass dasselbe das „Thatsächliche" besonders betont und auch sonst den Instructionen möglichst gerecht wird.

Kremsier. J. Kessler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur neuhochdeutschen Schulgrammatik.

In der wissenschaftlichen Betrachtung der Sprache überhaupt wie der einzelnen Sprachen hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten ein bemerkenswerter Umschwung vollzogen, und manche lange festgehaltene und liebevoll gepflegte Ansicht musste neu gewonnener Einsicht zum Opfer fallen. Da kann es denn nicht fehlen, dass die neueren Anschauungen und Forschungsergebnisse in einem durch das allgemeine und besondere Lehrziel zu bestimmenden Umfange auch in den Schulgrammatiken nach Geltung und Gestaltung ringen. Ich bin weit davon entfernt, zu verlangen, dass sich Sprachphilosophie und Sprachgeschichte in einem für den Mittelschulunterricht bestimmten Lehrbuche breit machen. Der Unterricht braucht nicht gleichen Schritt zu halten mit der oft genug auf hypothetische Irrwege abschweifenden Wissenschaft, aber in langsamerem Tempo muss er ihr getreulich folgen, und wie er so ihre Irrthümer vermeiden kann, muss er sich doch ihre bleibenden Ergebnisse aneignen. Und das ist vielfach geschehen. Wie z. B. für den griechischen Unterricht am Gymnasium die Fortschritte der wissenschaftlichen Grammatik mit weiser Mäßigung und sorgfältiger Anpassung an das Unterrichtsziel und die schulmäßige Behandlung nutzbar gemacht werden können, hat die weder den Gelehrten noch den Schulmann verleugnende Neubearbeitung der Curtius'schen Grammatik durch W. von Hartel gezeigt, vgl. die Anzeige von Stolz in dieser Zeitschrift 1888, 219 ff. Und so wird auch die neuhochdeutsche Schulgrammatik stets Fühlung behalten müssen mit dem wissenschaftlichen Betriebe der germanischen Philologie.

Mögen auch über das Maß, in welchem der wissenschaftlichen Philologie Einfluss auf die Schulbehandlung der deutschen Grammatik einzuräumen sei, getheilte Meinungen bestehen, lässt sich doch ein Erfordernis von keiner Seite abweisen, ein Erfordernis, dem unter allen Umständen Rechnung getragen werden muss, dass nämlich nichts gelehrt werde, was als unrichtig erwiesen worden ist. Denn eine didaktische ratio für ein solches Vorgehen kann es schlechterdings nicht geben. Es darf ein minder exacter Weg zur Beweisführung gewählt

werden, wenn die Erkenntnis der Schüler zur Erfassung des streng Methodischen nicht reif ist, oder es kann eine wissenschaftliche Thatsache auf Treu und Glauben ohne Begründung hingestellt werden, wenn diese zu weit ausholen müsste oder nur auf Voraussetzungen hin zu geben wäre, welche eben fehlen. Und solches geschieht z. B. in der Physik und sonst selbst auf der Gymnasialoberstufe ziemlich häufig. Aber ein falsches Resultat zu gewinnen, kann und darf unter keinen Umständen Ziel der Unterweisung sein. Auch ist es meist viel umständlicher, wenn man ältere — irrige oder aufzugebende — Anschauungen mit neueren zu vermitteln sucht. Da ist es besser, kurzweg das Alte fallen zu lassen und das Neue zu lehren. Hat man doch z. B. bei Einführung des Metermaßes sich nicht so sehr auf Umrechnungen eingelassen; es galt vielmehr, von der untersten Stufe aus unmittelbar die sinnliche Vorstellung der neuen Maßeinheiten zu erzeugen, auf der mittleren und höheren Stufe die alten Einheiten im Vorstellen zurückzudrängen durch fortgesetzte Anschauung und Übung der neuen. Diesmal möchte ich nur einzelne Fälle der Lautlehre hervorheben, deren Behandlung in unseren Schulgrammatiken, auch in den sonst besten und fortgeschrittensten (zu welchen ich in erster Linie 'Kummers Deutsche Schulgrammatik[2]' zähle), gegen diesen unterrichtlichen und sachlichen Gesichtspunkt verstößt.

Immer noch wird gelehrt, der Wechsel von *e* und *i* in den Stammsilben derselben etymologischen Gruppe beruhe überall auf Brechung. Bereits in meiner Anzeige der mittelhochdeutschen Grammatik von E. Martin, Zeitschr. für das Realschulw. XV, 28 ff., glaube ich gezeigt zu haben: erstens, dass das Festhalten an der Grimm'schen Brechung gar keinen didaktischen Vortheil biete, weil der Wechsel *i* : *ë* mit dem Wechsel *u* : *o* keineswegs augenfällig übereinstimme, vielmehr selbst vom äußeren Gesichtspunkte aus entschieden unregelmäßig sei; zweitens, dass der Umlautscharakter des Überganges *ë* : *i* sich durch die Analogie des übrigen Umlautes im Mittelhochdeutschen sehr deutlich veranschaulichen lasse; und drittens endlich, dass von der alten zur neuen Auffassung keine Brücke führe, dass jeder Vermittlungsversuch nur Widerspruch und Verwirrung hervorrufen könne. Und was ich dort in Betracht des Mittelhochdeutschen behauptet, das möchte ich hier durchaus auch für das Neuhochdeutsche erweisen.

Nhd. *gerissen* : *gegossen*, *geschliffen* : *getroffen* und andere Einzelfälle lassen die gewünschte Übereinstimmung gerade der echten Brechung sehr deutlich vermissen. Und da ist es äußerst misslich — und wie lange will und kann man dies noch thun? —, wenn man sich für die angebliche Regelmäßigkeit der Brechung lediglich auf *gegeben* und die anderen Fälle berufen muss, die eigentlich niemals Brechung erfahren haben. Das heißt doch in den Unterrichtsstoff willkürlich hineindogmatisieren und nicht aus ihm herausentwickeln. Eine parallele formale Function der wirklichen Brechung *u* : *o* und der echten Brechung *i* : *ë* ist weder in der Flexion noch in der Wortbildung irgend mehr vorhanden; und der häufige Schein einer übereinstimmenden Lautbewegung der sogenannten Brechung *i* : *ë* und des *a*-Umlautes (der Brechung) *u* : *o*

— der allerdings leicht entstehen kann, weil *e* und *o* vor affixalem *a*-Laute, *i* und *u* vor affixalem *i*-Laute standen — wird selbst vor dem historisch ungeschulten Blick durch eine ganz zufällige Vergleichung leicht zerstört: das *i* in *ist, wird, mich, mitten, in, Sieg* und andern muss in Hinblick auf gr. *ἐστί* lat. *est,* lat. *vertit,* gr. *ἐ-μέ-γε,* gr. *μέσσος* lat. *medius,* gr. *ἐνί,* gr. *ἔχω Segio-merus Segestes* secundär erscheinen, und bei der schönen Übereinstimmung *sechs ἕξ sex* u. dgl. wird jeder Unbefangene in *sieben* gegen *ἑπτά septem* ebenso eine jüngere Lautbildung erkennen wie in *Joch, Thor* gegen *ζυγόν jugum, θύρα* usw. Da ist doch augenfällig, dass die Lautbewegung keine übereinstimmende (*i* : *ë* und *u* : *o*), sondern eine entgegengesetzte (*ë* : *i* und *u* : *o*) ist [1]) und darum muss auch Ausgang und Ursache des Lautwandels in den betrachteten Fällen verschieden sein. Es muss also mit der sogenannten Brechung *i* : *ë* reiner Tisch gemacht werden. Eher könnte man selbst die echte Brechung mit ihren isolierten Fällen vernachlässigen; dass sie unregelmäßig und ohne jede functionelle Bedeutung ist, wurde bereits bemerkt. Will man aber gewissenhaft sein, sind die wenigen in Betracht kommenden Wörter bald aufgezählt. Für den Gymnasiasten sind durchsichtig etwa nur diese: *er* (lat. *is*), *es* (lat. *id,* engl. *it*), *Werwolf Wergeld* (lat. *vir*), *Wechsel* (lat. *vices*), *keck* (gr. *βίϝος*), *schweben, lecken, Steg, Blech* wegen der Ableitung von Verben der *i* Classe, vgl. *schweifen* (mit abweichendem Wurzelauslaut), gr. *λείχω* lat. *lingo, steigen στείχω, bleichen,* dann *Leben* neben *Leib* mhd. *lîp, lehnen* (zu gr. *κλίνω*), *Messe* aus lat. *missa.* Man entschließe sich sonach, den Übergang *ë* : *i* aufzustellen und ihn und seine functionelle Verwendung als das zu bezeichnen, was er seiner geschichtlichen Herkunft und phonetischen Natur nach ist. Und das kann in der neuhochdeutschen Grammatik ganz einleuchtend geschehen.

Man bestimmt in den Schulgrammatiken den Umlaut meist in dieser Weise (Kummer² 254): 'Umlaut ist die Einwirkung eines *i* der Bildungssilbe auf den Vocal der Stammsilbe; er ist in einem ältern Sprachstande dann eingetreten, wenn auf einen umlautsfähigen Vocal (*a, o, u, au*) der Stammsilbe eine Bildungssilbe mit *i* folgte, in diesem Falle hat der helle Vocal des Suffixes auf den dumpferen des Stammes assimilierend eingewirkt und denselben seinem Eigentone näher gebracht, also erhöht zu *ä* (*e*), *ö, ü, äu.* Das umlautbewirkende *i* ist theilweise noch erhalten, theilweise zu *e* abgeschwächt, theilweise ganz verschwunden.' Ja, passt das nicht alles ganz vortrefflich auf den Übergang *ë* : *i,* und kann er nicht ohne jeden Zwang zu den übrigen hinzutreten? Und noch ein Vortheil ergibt sich dann. Die angeführte Erklärung ist nach der formalen Seite hin fehlerhaft, da der zu erklärende Begriff in der Bezeichnung 'umlautsfähige Vocale' wiederkehrt. Durch eine sachrichtigere Fassung kann auch diesem formalen Gebrechen aus dem Wege gegangen werden. Man sage etwa: 'Umlaut ist die assimi-

---

[1]) Diese sprachliche Thatsache ist bekanntlich zuerst erfasst worden von Heinzel, Gesch. d. niederfränk. Geschäftssprache 46 ff.

lierende (erhöhende) Einwirkung eines *i* der Bildungs- oder Flexionssilbe auf den Stammvocal; es unterliegen dieser Einwirkung alle Stammvocale mit natürlicher Ausnahme des *i*-Lautes selbst und des Diphthongs *ei*: *u* : *ü*, *o* : *ö*, *a* : *ä* (*e*), *e* : *i*, *au* : *äu*.'[1]) Da erst erscheint der Umlaut als jener durchgreifende Lautwandel, der er eben ist, und die palatale Verschiebung geht durchs ganze Vocalschema. Man wende nicht ein, dass der Wandel *ë* : *i* weit älter sei als der übrige Umlaut; denn auch dieser hatte seine Phasen, und so ist der allerdings vielleicht schon voralthochdeutsche Wandel *ë* : *i* nichts anderes als eben das erste Stadium des später völlig zum Durchbruch kommenden ahd. Palatalumlautes. Die organische Natur all der angeführten Übergänge ist die gleiche, also *ë* : *i* ebensogut ein Palatal- oder *i*-Umlaut wie etwa *o* : *ö*.

Und der Umlautscharakter des Wandels *ë* : *i* lässt sich in der Schule auch für das Neuhochdeutsche anhand analoger Fälle anschaulich machen. Zunächst ganz einleuchtend in einem Falle der verbalen Flexion: *du gibst hilfst, er gibt hilft* von *geben helfen* wie *du gräbst fällst läufst stößest, er gräbt fällt läuft stößt* von *graben fallen laufen stoßen*; weit häufiger in der Wortbildung: *sitzen, liegen* (starke *j*-Präsentien) wie *heben* (*hob* : *gehoben*, älter *gehaben*, vgl. das isolierte *erhaben* wie *gegraben*); *schicken* (zu *geschehen*), *wirken* (zu *Werk*), *gilben* (zu *gelb*), *richten* (zu *recht*), *schlichten* (zu *schlecht* gerade, erst neuhochdeutsch *schlicht* aus *schlichten* rückerschlossen), *fillen* das Fell abziehen (vgl. *Gefiller, Kafiller* Schinder) wie *tränken, gerben* (zu *gar*, mhd. *gar garwes*), *schwärzen* (*schwarz*), *krümmen* (*krumm*), *höhlen* (*hohl*), *bräunen* (*braun*), *abhäuten* (*Haut*); *sticheln* (zu *stechen*, das aus der *i*- in die *e*-Classe übergegangen ist) wie *lächeln* (*lachen*), *schütteln*; *Hirte* (vgl. *Herde*), *Wille* (zu lat. *velle* aus loc. *vel-sĭ*) wie das allerdings stark gebliebene Fremdwort *Käse* (*câseus*), *Recke* (zu *rächen* für *rechen*), *Vetter* (zu *Vater*); *Sippe, Minne* (zu gr. *μεν-*), *Rippe* (zu *Rebe*), *Nichte* (mit nd. *ch* zu *Neffe*), *Krippe* (zu mhd. *krëbe* Korb), *Milbe* (zu *Mehl*, mhd. *mël mëlwes*, vgl. *Mehlblerei* Mehlverkauf), *Lippe* (neben *Lefze*), *Hilfe* (zu *helfen*), *Wiege* (zu *be-wegen*) wie *Gerte* (zu mhd. *gart* Ruthe, Stab), *Rede* (vgl. lat. *ratio*), *Röhre* (zu *Rohr*), *Hürde* (zu mhd. *hurt* Flechtwerk); *Gilbe* (*gelb*) wie *Schwärze, Röthe*; *Begierde* (*begehren*), *Gilde* (nld. Form zu *gelten*), *Geschichte* (*geschehen*) wie *Geberde* (zu *gebaren*); *Gewicht* (zu *wiegen* für älteres *wegen*, vgl. *be-wegen*), *Gebirge* (*Berg*), *Geschick* (*geschehen*), *Gefilde* (*Feld*), *Geniste* (gewiss erst secundär von *Nest*), *Gefieder* (*Feder*), *Geschwister* (*Schwester*), *Gewitter* (*Wetter*) wie *Gefälle, Gerölle, Gelüste, Gesträuch, Gehämmer*; *Wirtel* Spindelring (zu *werden* in der alten Bedeutung wenden, drehen, vgl. lat. *verto*),

---

[1]) Mhd. *u* : *ü*, *û* : *iu* (langes *ü*), *o* : *ö*, *ō* : *œ*, *a* : *e*, *â* : *æ*, *ë* : *i*, *ou* : *öu* (*eu*), *uo* : *üe*. Dass diese Einwirkung auch auf den ersten Bestandtheil eines *i*-Diphthongs sich ursprünglich erstreckt (daher gr. *λείπω* = mhd. *lîhen* aus *liihen*, gr. *οἶδα* = ahd. mhd. *weiz* aus älterem *waiz*, mhd. *bîten beit* = gr. *πείθω πέποιθα*) und hier auch erst *e* dann *a*, aber beide gleichmäßig betrifft, setzt die Allgemeinheit des altdeutschen Palatalumlautes ins vollste Licht.

Wiebel (zu *weben*), *Igel* (zu gr. *ἐχῖνος*), *Quirl* (zu *quer*), *Wirbel* (zu *werben* [mit der alten Bedeutung sich drehen) wie *Zügel*, *Schlüssel*, *Beutel*, *Schwengel* (vgl. *Schwang*); *Richter* wie *Gerber*; *Gift* (*geben*), *Sicht* (*sehen*), *Pflicht* (*pflegen*) wie *Thür*, *Willkür*; *stille* (verw. mit gr. *στέλλω*), *Firne-Wein* (neben *fern*), *irre* (zu lat. *errāre* aus *ersāre*) wie *schön* (neben *schonen*), *süß*; *mittel* wie *übel*; *irden* (*Erde*) wie *hären* (*Haar*), *hörnen* (*Horn*); *er-giebig* (*geben*), *willig*, *gierig* (*be-gehren*), *giltig* (*gelten*), *würdig* für *wirdig* (*wert*) wie *lässig*, *stößig*, *flüssig*, *geläufig*; *richtig*, *wichtig* wie *mäßig*, *flüchtig*; *irdisch* wie *bäurisch*, *sauertöpfisch*; *wirklich* wie *gründlich*. Bei diesem Anlass sei auf einen bewahrten, wie es scheint, bisher unbeachteten Umlaut eines alten *ë* hingewiesen. Der Name des Passes *Birnlücke* scheint mir auf ahd. *birinluccha* Bärenloch zu beruhen und einen zu ahd. *henin* (vgl. Braune, ahd. Gramm. §. 221, 2) parallelen lautgesetzlichen Gen. Sg. von *bëro* zu enthalten, vgl. *Birnbitzel* boletus ramosissimus, Bärenpratze, Grimm Wtb. 40 und *Birn-bach*, *-berg* etc.; minder wahrscheinlich wäre mir *Birn-* aus dem movierten **birnī* ahd. *-birn*, wie es sich in weiblichen Eigennamen findet, vgl. Brugmann, Grdr. II, §. 110. — Die nhd. Beispiele ließen sich vermehren, ich habe mich auf solche beschränkt, deren Etyma und Ableitung dem Obergymnasiasten leicht verständlich sind.

Allerdings zeigen sich auch bei Vergleichung dieser Umlautsverhältnisse Lücken in der Übereinstimmung, aber darf man denn bei der zusammengesetzten Beschaffenheit des Neuhochdeutschen und der fortdauernden Wirksamkeit der Analogie hier überhaupt eine vollständige Übereinstimmung erwarten? Dazu kommt, dass der Umlaut *ë* : *i* zu einer Zeit vor sich gegangen ist, als das *i* der Endsilben noch überall vorhanden war, während der althochdeutsche Umlaut, der die andern Vocale traf, nur mehr durch einen beschränkten Auslaut begründet erscheint. Daher Imper. 2. Sg. *gib* aber *grab*, *Gift* aber *Saat*. Doch liegen diese Unterschiede für das Neuhochdeutsche nicht mehr auf der Oberfläche. Und ist denn der übrige Umlaut so regelmäßig? Ist nicht in der Wortbildung oft selbst bei gleichem *i*-Suffix einmal Umlaut eingetreten, ein andermal unterblieben? Vgl. *gütig* — *blutig*, *Köchin* — *Gattin*, *Gelöbnis* — *Erlaubnis* und viel dergleichen. Der Grund für dieses Auseinandergehen der Bildungen liegt eben darin, dass der Umlaut als lebendiges Lautgesetz (schon im Mittelhochdeutschen) dahin ist, und die Analogie hat — bald wirksam, bald unwirksam — bei Neubildungen einen ungleichmäßigen Bestand hervorgerufen. War doch die Analogie schon im Althochdeutschen hier kräftig genug, den umgelauteten Vocal auch da einzuführen, wo er lautmechanisch nicht entstehen konnte, nämlich auch vor den der *i*-Stellung widerstrebenden Consonantenverbindungen mit *h*, *l*, *r*, vgl. Braune §. 27, Paul, mhd. Gramm. §. 40. Eine folgerichtige Einführung der vocalischen Verhältnisse, wie sie nunmehr ermittelt sind, in die Schulgrammatik wird zu einer auch die Flexionslehre berührenden Umarbeitung des Lehrstoffes führen, aber auch zu größerer Einfachheit und Klarheit — es kommt nur auf den ersten Entschluss an, und die ganze Sache wird sich weniger schwierig gestalten, als man zu glauben scheint.

Dass man in einer mittelhochdeutschen Grammatik in Widerspruch mit sich selbst und den sprachlichen Thatsachen geräth und gerathen muss bei dem Versuche, an der Grimm'schen Regel festzuhalten, habe ich a. a. O. gezeigt. Und auch dem geschicktesten und sachkundigsten Pädagogen wird es nicht gelingen, sich bei gleichem Bestreben in der neuhochdeutschen Grammatik der Folgewidrigkeit und Unbestimmtheit zu entschlagen. Bei Kummer[2] 257 findet man: 'Brechung ist die Einwirkung eines *a* auf den Vocal der Stammsilbe. In einem ältern Sprachstande besaßen zahlreiche *e* der Wurzel (also *e* Wurzelvocal) die Fähigkeit, mit *i* zu wechseln (also doch wohl *i* das posterius). Dieser Wechsel ist jedesmal dann unterblieben, wenn auf die Stammsilbe eine Bildungssilbe mit *a* folgte (das kann doch nur heißen, dass ein folgendes *a* das *e* der Wurzel erhielt). Umgekehrt wurden zahlreiche *u* der Wurzel durch ein *a* der Bildungssilbe zu *o* verändert. Solche wurzelhafte (also doch wohl ursprüngliche) *e* und *o* (ersteres aber doch durch *a* des Affixes erhalten, letzteres umgekehrt aus *u* dem *a* des Affixes erst angeglichen), die in den Formen desselben Wortes oder in Wörtern derselben Abstammung mit *i* und *u* wechseln, heißen gebrochene *e* (wie kann man einen Laut, eben weil er keine Änderung erfahren hat, einen gebrochenen nennen?) und *o*, und die Erscheinung dieses Wechsels heißt Brechung.' Diese Theorie passt — das wird jedermann einsehen — weder ganz auf die echte Brechung — denn bei dieser wird kein wurzelhaftes *e* mit *i* wechseln, sondern wurzelhaftes *i* wird eben gebrochen — noch nach allem, was hierüber gesagt worden ist, auf den functionellen Wechsel *e* : *i*. Aus der angeführten Erklärung bricht die eigene richtige Einsicht Kummers deutlich hervor, eine Einsicht, die leider manchem Grammatikverfasser und manchem ausübenden Lehrer der deutschen Sprache noch fehlt; aber das Bestreben, an die eingewurzelte Grimm'sche Regel anzuknüpfen, hat die angedeutete Verwirrung hervorrufen müssen. Weiter heißt es bei Kummer: 'Auch die Brechung ist eine Wirkung der Assimilation .... die assimilierende Kraft des *a* äußert sich also erhaltend gegenüber dem wurzelhaften *e*, indem sie dasselbe an der Erhöhung zu *i* hindert (diese Wendung setzt eine allgemeine Neigung des germ. *e* voraus, sich zu *i* zu erhöhen, eine Voraussetzung, die wohl für das Gothische zutrifft, für die andern germanischen Dialecte aber völlig unerweislich ist); sie verändert das wurzelhafte *u* (oben wurde *o* wurzelhaft genannt), indem sie dasselbe zu *o* erhöhte.' So glaube ich gezeigt zu haben, dass durch Festhalten an der alten Brechungsregel unterrichtlich nichts gewonnen wird: ihre consequente Durchführung begründet einen bleibenden Verzicht auf die Vermittlung des wahren und erwiesenen Sachverhaltes, Compromissversuche führen zu Widerspruch und Unklarheit. Die Lehre von der Brechung gewinnt an Einfachheit und Folgerichtigkeit durch Ausscheidung dessen, was eben nichts mit ihr zu thun hat. Man sage etwa: 'Brechung ist die assimilierende (öffnende) Einwirkung eines offenern (*a*-, *e*-, *o*-) Lautes der Bildungs- oder Flexionssilbe auf extrem geschlossene Vocale der Stammsilbe: *u* : *o*, *i* : *e* (ahd. mhd. *iu* : *eo* : *io* : *ie*).' Und noch etwas. Umlaut

und Brechung beruhen ursprünglich gleicherweise auf Anähnlichung, wozu also der Unterschied der Benennung? Man spreche lieber von *i*- und *a*- (*e*-, *o*-) Umlaut. Oder man bezeichne direct den phonetischen Charakter der erörterten Lautübergänge als Hebung und Öffnung: nach der trefflichen phonetischen Beschreibung der Laute, wie sie z. B. Kummer der Lautlehre vorausschickt, würden diese termini beim Obergymnasiasten volles Verständnis finden, und auf der Unterstufe handelt es sich zunächst doch nur mehr um den Namen, und auch in der Namenswahl sollte das Bessere der Feind des Guten sein.

Auch vom sogenannten Rückumlaut (Grimm) wird man künftig vorsichtiger reden, man wird ihn vielleicht ganz abthun müssen. Nhd. *dachte gedacht* (goth. *thâhta*, ahd. *dâhta*) steht auf einer Linie mit *brachte* (ahd. *brâhta*) und ist vornherein ohne thematischen Zwischenvocal gebildet, hat sonach nie Umlaut gehabt, kann also auch keinen Rückumlaut erlitten haben. Auch bei den bekannten isolierten Adjectivadverbien *schon* (*schön*), *fast* (*fest*), *spat* (*spät*) wird mit größerm Rechte von mangelndem Umlaut als von Rückumlaut zu reden sein: ist doch selbst in den ältesten ahd. Quellen weder eine Spur des den Adjectivstamm bildenden *j* im Adverbium auf *o* vorhanden noch auch éin wirklich umgelautetes Adverbium dieser Bildungsweise überliefert, vgl. Braune, ahd. Gramm. §. 267. Und für den vom Sprachgefühl verlorenen Zusammenhang jener nhd. residua mit ihren Adjectivstämmen (*spat* ist als archaistisch anzusehen) einen Rückumlaut erst aufzustellen, hat keinen rechten Sinn; die Fälle sind völlig vereinzelt, und ihre Ableitung — im Mittel- und Althochdeutschen allerdings sehr lebendig — ist functionell gänzlich abgestorben. Auch mit Bezug auf die Fälle *brannte*, *kannte* usw. wird man sachrichtiger nicht von einem 'Rückumlaut' sprechen. In den genannten Präteritalformen wie in den flectierten Formen des zugehörigen Partic. Praet. wurde das *i* frühzeitig synkopiert, und der Umlaut trat überhaupt nicht ein, nur in der unflectierten Form des Part. Praet. kann man von einer durch Ausgleichung herbeigeführten Verdrängung eines Umlauts *e* durch *a* reden (ahd. *gi-prant* für *gi-prennet* nach *gi-prantêr* usw.); aber 'Rückumlaut' weist auf einen wenigstens ursprünglich rein lautlichen Vorgang, kann also nicht gut Anwendung auf einen von allem Anfange an analogischen Vorgang finden. Für die älteren Perioden der deutschen Sprache hat dieser Vorgang eine gewisse Regelung (in der Präteritalbildung der schwachen Verba) gefunden — in unserer Sprache hat er gar keine functionelle Bedeutung mehr, und so möchte ich alle in Betracht kommenden Fälle lieber altersher unumgelautet als rückumgelautet nennen. Manche Schulgrammatiker gehen in ihrer Liebhaberei für den 'Rückumlaut' so weit, diesen selbst in *Saat* (wegen *säen*) u. dgl. anzunehmen. Das hat nach dem heutigen Wissensstande gar keinen Sinn mehr.

In der Regel wird noch (so auch bei Kummer 259) aus systematischen Rücksichten gelehrt, der eigentliche Wurzelvocal der starken Verba komme meist erst im Präteritum zum Vorschein, und man unterscheide demgemäß eine *a*-Classe, *i*-Classe und *u*- (jetzt *o*-) Classe. Der Ober-

gymnasiast wird also angewiesen, den Wurzelvocal von *sehen, messen* im Präteritum zu suchen und in dem *a* der Formen *sah, maß* zu erkennen. Da müsste ihm aber der etymologische Zusammenhang deutscher und griechisch-lateinischer Wörterfamilien sorgsamst verhüllt werden; denn erfasste er die Zusammengehörigkeit der angeführten Verba mit gr. *ἕπομαι ὅπλον* lat. *sequor socius*, lat. *modus*, würde er den Wurzelvocal *a* in den griechisch-lateinischen Bildungen vergebens suchen und endlich meinen müssen, gr. lat. *o* sei für *a* eingetreten, während doch in diesen Fällen das germ. *a* hysterogen ist. Ähnliches hat man früher allerdings auch angenommen aus Liebe zum Indo-Iranischen und aus Ehrfurcht vor der sonst hohen Alterthümlichkeit speciell des Indischen. Die *a*-Theorie, wie sie Schleicher noch gelehrt hat, ist aber heute ganz hinfällig, und der entscheidende Beweis für die Ursprünglichkeit des griechischen und die Unursprünglichkeit des indischen Vocalismus kam gerade vom Arischen her, indem hier frühere *e*-Laute in der Palatalisierung ihnen vorangehender velarer Verschlusslaute eine unzweideutige Spur ihres ehemaligen Daseins hinterlassen haben. Ich vermag nun durchaus keinen didaktischen Grund dafür zu finden, dass man dem Indischen zuliebe, welches mit dem Gymnasium nichts zu schaffen hat, eine künstliche Scheidewand zwischen den classischen Sprachen und dem Deutschen aufrichte unter völliger Missachtung des die Erkenntnis beider fördernden wahren Sachverhaltes. Und gerade im Germanischen, das beim unabgeleiteten (starken) Verbum das Imperfectpräsens verallgemeinert hat (vgl. etwa meine 'Indog. Präs.-Bildung im Germ.' 19 ff.), kann der Präsensvocal solcher Verba, oft in schönster Übereinstimmung mit dem Griechischen, als der Wurzelvocal oder als Entwicklung aus demselben bezeichnet werden. Man entschließe sich also — endlich wird man es doch thun müssen — Unrichtiges und Widerlegtes fallen zu lassen, und gehe daran, unsere neuhochdeutsche Schulgrammatik, auch was die vocalischen Verhältnisse anbelangt, auf neuer, berichtigter Grundlage aufzubauen. Der von Kummer in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Schulgrammatik ausgesprochene und allseits gutgeheißene Grundsatz, dass es streng zu vermeiden sei, die Schüler etwas lernen zu lassen, was dem ihnen späterhin bekannt werdenden historischen Gange der Sprache widerspräche, gewinnt an Gewicht durch die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen am Gymnasium. Im Mittelhochdeutschen spiegeln sich die ursprachlichen Ablautsverhältnisse noch überraschend deutlich ab. Die *a*-Theorie kann hier nur befremden und baut Hindernisse auf, die mit unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen umgangen werden müssen, während die neue Vocaltheorie auf geradem und ebenem Wege das Verständnis des Richtigen vermittelt und das Griechisch-Lateinische und das Deutsche in das natürliche Verhältnis zueinander setzt. Man wage es also, statt von *a-, i-, u*-Wurzeln, von Guna u. dgl. in Hinkunft vom Ablaut der *e*-Wurzeln (I. II. III. Ablautsclasse: *geben, nehmen, binden*), *ei*-Wurzeln (IV. Ablautsclasse: *reiten*), *eu*-Wurzeln (V. Ablautsclasse: *fliegen*), *a*-Wurzeln (VI. Ablautsclasse: *tragen*) zu reden. Es mag hinzugefügt

werden, dass, soweit im Präsens der reduplicierenden Verba (der sog. VII. Ablautsclasse) wurzelhafte Laute erscheinen — die Verba dieser Classe mit positionslangem *a* sind sehr wahrscheinlich insgesammt abgeleitet, aber normalstufige Imperfectpräsentien sind jene mit *ai*, *au* wie *heißen*, *laufen*, *stoßen* und mit langen Vocalen wie *braten*, mhd. *bräten* = gr. *πρήθω*, *rufen* — diese wurzelhaften Laute keinen wirklichen, sondern bloß scheinbaren verbalen und, von wenigen nicht einmal sicherstellbaren Fällen (wie *braten* : *Brut*, *blasen* : *Blust*) abgesehen, auch keinen außerverbalen Ablaut haben. Man wird also bei Behandlung des Ablautes von den idg. *ai-*, *au-*, *ē-*, *ā-*, *ō-*Wurzeln leicht absehen können; desgleichen auch von den so spärlichen, an sich unsicheren *o-* (*oi-*, *ou-*) Wurzeln des Indogermanischen, weil diese, sofern sie vorkommen, im Germanischen mit den *a*-Wurzeln untrennbar zusammengefallen sind. Man reiße sich also los von der unhaltbaren und verwirrenden *a*-Theorie, und die vocalischen Grundverhältnisse des Deutschen werden einfacher herauskommen und, mit Exotischem unverquickt, natürlich und regelmäßig erscheinen. Dem weiter Spähenden aber wird der freie Blick nicht mehr durch überkommenen Irrthum verkümmert sein.

Karolinenthal bei Prag. Gustav Burghauser.

Das Casseler Gymnasium der Siebenzigerjahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, H. Walther 1891, 8°, 84 SS.

Das Casseler Gymnasium hat bekanntlich hinsichtlich seiner Leistungen in den Siebenzigerjahren in der Berliner Decemberconferenz, in Schriften über die Reform des Gymnasiums und in der deutschen Presse sehr harte Urtheile erfahren. Dass diese Urtheile unbillig waren, musste dem unbefangenen Beurtheiler im vorhinein einleuchten. Sie waren eben zu hart und trugen deutlich das Zeichen der Übertreibung an sich; auch wurden sie zum Theile als Mittel zum Zwecke der Gegner des humanistischen Gymnasiums verwendet. Es ist daher nur erwünscht, dass ein ehemaliger Schüler der Anstalt auf seine Erinnerungen und auf ein ausführliches Tagebuch eines anderen ehemaligen Schülers gestützt es unternahm, die Verhältnisse dieser Anstalt und ihre Leistungen in jener Zeit eingehend zu beleuchten. Die Darstellung macht durchaus den Eindruck der Treue und Wahrheit und liefert ein sehr anschauliches Bild, was die Leitung, den Unterricht und die Lehrer betrifft. Sie verschweigt nicht, was zu tadeln ist, lobt aber auch das, was wirklich Lob verdient. Darnach verdient das Gymnasium für diese Jahre den Ruf einer recht guten Schule, die gewiss andere übertraf und daher mit Recht geschätzt wurde. Das Büchlein liest sich ganz angenehm; S. 40 und 42 wäre in dem griechischen Citat eine sorgfältige Correctur angezeigt gewesen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

P. Cornelii Taciti opera quae supersunt. Vol. II., fasc. VI. Historiarum liber III. Editionem alteram curavit Carolus Meiser. Berolini apud S. Calvary eiusque socium 1891. gr. 8°, S. 391—456 (66 SS.). Preis 4 Mk. 50 Pf.

Der zweite Band der gelehrten Orelli-Baiter'schen Tacitusausgabe liegt nunmehr fast vollständig in zweiter Auflage vor. Diese war schon seit Decennien eine literarische Nothwendigkeit, da die erste Bearbeitung vom Jahre 1848 weder in sachlicher noch in sprachlicher Beziehung mehr den heutigen Anforderungen der Wissenschaft genügte und außerdem vergriffen war. Die vorausgegangenen fünf Lieferungen der neuen Auflage brachten die Germania, den dialogus de oratoribus, den Agricola und die beiden ersten Bücher der Historien. Ihnen folgt jetzt nach mehrjähriger Pause das dritte Buch, so dass nur mehr ein Heft zur Vollendung des mühevollen Werkes fehlt. Man kann sagen, dass alle Lieferungen, die bis nun erschienen sind, durchaus auf der Höhe des wissenschaftlichen Standpunktes stehen, wie ihn dermalen die gelehrte Welt (namentlich Deutschlands) eingenommen wissen will. Es sind demnach auch alle Hefte jedem Philologen unentbehrlich, der sich speciell mit Tacitus beschäftigen will.

Im commentarius criticus des vorliegenden Heftes finden sich besonders zahlreiche Conjecturen von Meiser selbst, der sich überhaupt mit den Historien des Tacitus eingehend beschäftigt hat, ferner von Halm und Nipperdey. Es wurden aber mit kluger Vorsicht viele davon nicht in den Text aufgenommen. Nach der Meinung des Ref. hätte auch noch mehreren von den aufgenommenen Vermuthungen die Aufnahme standhaft versagt werden sollen. So cap. 7, 1 *volgato in victoriam* etc., wo Meiser *in* eingeschoben hat und in der Note ebenso verkehrt als verwegen erklärt. Es empfiehlt sich daselbst im Gegentheile die Streichung von *victoriam* oder eigentlich *victoria* (denn so ist überliefert), wodurch die Stelle ohne Anstoß lesbar wird. Verfehlt ist auch cap. 44, 4 die Conjectur des Herausgebers *traditus* (erga Vespasianum favor) statt der Überlieferung *inditus*, wo Haases *vetus* weitaus den Vorzug verdient. Ebensowenig befriedigt cap. 47, 11 *classis quoque faciem intulit* statt der Vulgata *classi qu. faces int.* — cap. 66, 5 erwähnt Meiser *socordiam* statt *superbiam* als eigene Conjectur, während doch ich dieselbe schon 1867 aufgestellt habe. Ich verzichte jedoch gerne auf mein Prioritätsrecht, da die Vermuthung nicht besser ist als Meisers *vitam* für *fidem* in der vorausgehenden Zeile. — Nicht minder ziehe ich cap. 71 fin. Rupertis Einschiebung von *ita*

vor *nitentes* dem Meiser'schen Vorschlage *flamma nitentes* vor. Man könnte übrigens auch das Wörtchen *sic* nach *progressos* einsetzen. Dieser Vorschlag ist vielleicht paläographisch am wahrscheinlichsten. Ingleichen kann *sic* nicht falsch bezogen und daher missverstanden werden wie Rupertis *ita*.

Im erklärenden Commentar, der eine vollständige Umarbeitung erfahren hat, finden sich zahlreiche Belegstellen sachlicher Natur aus Dio Cassius, Iosephus Flavius und Plutarch. Für die grammatische Erklärung wurden Drägers bekannte Broschüre, ferner die Beiträge von Johann Müller und Aufsätze von Wölfflin, endlich die neueren Ausgaben von Heräus und Wolff, auch die bescheidene Schulausgabe des Ref. sorgfältig benutzt. Wie man vielfach ersieht, ist die sachliche Erklärung hinter der sprachlichen keineswegs zurückgeblieben. cap. 31 med. konnte erwähnt sein, dass die Verbindung *velamenta et infulas* aus Livius entlehnt ist. — Die Note Ritters, die als Excurs zu cap. 12 fin. *classis Cornelium Fuscum* etc. S. 456 das Heft abschließt, konnte an der betreffenden Stelle S. 400 f. im Commentar kurz verwertet und hier weggelassen werden.

Der Druck ist correct, soweit Ref. es ersehen konnte, die Ausstattung anständig und der Preis angemessen. Möge das gelehrte Werk bald seinen gedeihlichen Abschluss finden.

Lexicon Taciteum. Ediderunt A. Gerber et A. Greef. Fasc. IX. edidit A. Greef. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1891. gr. 8°, 112 SS. (S. 929—1040).

In der vorliegenden neuen Lieferung wird zunächst *nempe* abgeschlossen; dann folgen die Wörter *nemus* bis *orior*, bei welchem Worte abgebrochen wird. Als die längsten Artikel erscheinen diesmal *non* mit 13, *neque* mit 6, *nomen* mit 5, *omnis* mit $4^1/_2$, endlich *nihil*, *nisi* und *nullus* mit je 3 Seiten. Ref. hat zahlreiche Stichproben vorgenommen und kann zu seiner Freude constatieren, dass das Heft ebenso genau und sorgfältig gearbeitet ist wie seine Vorgänger. Auch der Druck ist correct. — Zu Hist. IV, 28, 7 wird S. 953 am Schlusse des Artikels *nomen* eine neue Conjectur aufgestellt: *fortasse scribendum eiurata patria in Romanorum nomen*, wo *in* eingeschoben ist. Ref. zieht jedoch hier die Änderung von Lipsius *Romano nomine* als weitaus einfacher und verständlicher vor.

Bemerkte Versehen: das erste findet sich S. 1038 l., wo Hist. I, 68, 3 zu *non arma noscere, non ordines sequi, non in unum consulere* als Subject *Raetica auxilia* verstanden wird. Allein unter *illi ante discrimen feroces* etc. sind offenbar die Helvetier gemeint, die von den rätischen Hilfstruppen im Rücken angegriffen werden sollen. — S. 1040 l. Z. 8 v. u. werden Ann. VI, 34, 8 bei *ferunt se Thessalis ortos* im Streben nach übertriebener Kürze nur die Albaner als Subject verstanden. Allein im Vorausgehenden steht *Hiberi Albanique insuevere* und daran schließt sich unmittelbar der Satz mit *feruntque* an. — Auf derselben Seite r. Z. 9 v. u. möchte ich die Schreibung *iemandes* vermieden sehen. Im Deutschen wird eben *i* und *j* auch in der Schrift unterschieden.

Diese wenigen und ganz unbedeutenden Ausstellungen können und sollen natürlich den wissenschaftlichen Wert der ganzen Lieferung nicht im mindesten beeinträchtigen.

Krems. Ig. Prammer.

Programmenschau.

73. Duschinsky W., Die Lehre vom französischen Verb und deren Behandlung an der Realschule. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Karolinenthal 1890, 8°, 25 SS. u. 2 Tabellen.

Der erste Theil dieser Arbeit bietet eine in Regelform gebrachte, nach Paragraphen angeordnete, auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ruhende Anleitung zur Bildung der Verbalformen. Die praktische Durchführung der hier dargelegten theoretischen Gesetze ist behufs Unterstützung des Gedächtnisses in zwei Tabellen veranschaulicht, in welchen nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten eine genaue Übersicht über alle beim französischen Verb in Betracht kommenden morphologischen Erscheinungen geboten wird.

Im zweiten Theile entwickelt und begründet der Verf. die Art und Weise, wie er sich die Behandlung des Verbs in der Realschule zurecht gelegt hat. Zwei Hauptgesichtspunkte waren es, von welchen er ausgieng. Er suchte erstens die Ergebnisse der romanischen Sprachforschung für die Schule nutzbar zu machen und zweitens seinen Lehrvorgang im Anschlusse an die Grundsätze der sog. analytischen Methode auszugestalten.

Rücksichtlich des zuerst genannten Gesichtspunktes glaubt Ref., dass der Verf. mit richtigem Takte und in genauer Würdigung der Verhältnisse unserer lateinlosen Realschule vorgegangen ist. Gar manches, was hier dem Gymnasialschüler mit Vortheil geboten werden kann, um die bloße Gedächtnisarbeit zu einem verstandesmäßigen Erfassen emporzuheben, muss sich der Lehrer des Französischen an unseren Realschulen versagen. Die Grenzen sind da sehr eng gezogen und trotz der Anerkennung, dass der Verf. im ganzen das richtige Maß eingehalten hat, will es dem Ref. doch scheinen, als sei in Nebensächlichem doch schon zu viel gethan worden. So dürfte es doch z. B. schwer fallen, den Inhalt der Anmerkung 5 zum §. 23 („Wenn in einem französischen Worte zwei Consonanten nacheinander lauten, so ist das Wort fremder, gelehrter Abkunft") dem Realschüler zum klaren Verständnis zu bringen.

Die Art und Weise, wie der Verf. im Anschlusse an die Reformideen die systematische Lehre vom Verb auf die unteren Classen vertheilt wissen will, ist wohldurchdacht und zeigt den Verf. als einen Lehrer, welcher Zweck und Mittel auf dem didaktischen Gebiet wohl gegeneinander abzuwägen weiß. Der Verf. ist rücksichtlich der Zeitfolge, in welcher die einzelnen Theile der Lehre vom Verb vorgenommen werden sollen, für eine Art concentrischen Vorganges. In den zwei unteren Classen nur die einfachen Formen, in der III. Classe die zusammengesetzten (vom Futur abgesehen?) und der Conjunctiv, in der IV. Classe endlich die umschriebenen Formen und die Hilfszeitwörter. Dass die letztgenannten Verba so weit hinausgeschoben werden, dürfte viele Lehrer befremden; sie werden vielleicht durch die Motive didaktischer Art, welche der Verf. geltend macht, von der Nothwendigkeit dieses Hinaufrückens sich ebensowenig ganz überzeugen lassen wollen wie der Ref. Rücksichtlich der Frage, welche Verbalform sich für die Unterrichtspraxis als die geeignetste erweist, um daraus den Stamm des Verbs zu gewinnen, schließt sich der Verf. keinem der verschiedenen hiefür gemachten Vorschläge unbedingt an; verhältnismäßig wichtiger scheint es ihm zu sein, dass der Schüler sich frühzeitig des Unterschiedes zwischen festen und veränderlichen Stämmen bewusst werde. Obwohl ferner der Verf. sich für den inductiven Betrieb der Formenlehre des Verbs an der Hand zusammenhängender Lectüre im allgemeinen ausspricht, so lässt er doch für die Ergänzung der Formenlehre der Verba der sog. veralteten Conjugation die Einzelsätze zur Veranschaulichung seltener Formen zu; nur solle sie, da ein sachlicher Zusammenhang unter ihnen schwer zu erzielen wäre, als geistiges Band das Bestreben vereinigen, die mannigfachen

Bedeutungen eines Verbs auf eine Grundbedeutung zurückzuleiten. Ref. gesteht offen, dass er sich im Augenblicke keine ganz klare Vorstellung davon machen kann, wie der Gedanke des Verf.s in der Wirklichkeit durchzuführen wäre.

Wie eine Fußnote besagt, wird der Verf. in einem dritten Theile „die Quellen seiner Arbeit in wissenschaftlicher und didaktischer Beziehung“ an einem anderen Orte nachweisen.

Auch so, wie sie vorliegt, bildet die Arbeit einen anerkennenswerten Beitrag zur Methodik des französischen Unterrichtes.

Der Druck sollte etwas correcter sein.

74. Wawruch R., Étude sur le Theâtre de Racine. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1889 u. 1890, 8°, 27 bzw. 42 SS.

Der Verf. unterzieht in dem ersten Theile dieser auf zwei Programme vertheilten Studie sämmtliche Dramen Racines in der Reihenfolge ihrer Entstehung einer Besprechung, indem er zunächst die äußeren Umstände darlegt, welche die Abfassung der einzelnen Stücke und deren weiteres Schicksal auf der Bühne begleiteten, und dann durch kurze Analysen des Inhaltes oder durch Charakteristik der Hauptpersonen den einzelnen Stücken die Stellung anzuweisen sucht, welche sie in dem Entwicklungsgange des Dichters einnehmen, wobei er gelegentlich auf die zeitgenössische oder die spätere Kritik Bezug nimmt; an den entsprechenden Stellen erscheinen Einzelheiten, welche sich auf den äußeren Lebensgang R.s beziehen, eingeflochten.

Im zweiten Theile lässt uns der Verf. gewissermaßen einen Blick in die dichterische Werkstätte R.s thun; er will uns zeigen, aus welchen Elementen seine dichterische Individualität zusammengesetzt ist. Er bespricht da R. als Schüler der Alten, worin und wie er sie nachahmte, oder aber seine eigenen Wege gieng, indem er in Bezug auf die Fabel seiner Stücke ebenso wie in Bezug auf den Charakter einzelner Personen jene Änderungen vornahm, welche ihm die conventionellen Rücksichten auferlegten, unter deren Einfluss sich das Drama nun einmal bis dahin entwickelt hatte. Daran reiht sich eine Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen, welche für die männlichen Personen in den Nebenrollen summarisch abgethan, rücksichtlich der Frauen aber eingehend durchgeführt wird. In einem neuen Abschnitt folgen Bemerkungen über die Rolle, welche bei R. die Liebe spielt, und mit einer vergleichenden Gegenüberstellung der Bedeutung, welche R.s Stücke einerseits für seine Zeit hatten und welche ihnen andererseits dauernd auch in der Gegenwart noch zukommt, schließt die Arbeit.

Seit Jahrhunderten ausgefahrene Geleise sind es, in welchen der Verf. sich mit seiner Studie bewegt; gerade das Gebiet der ästhetischen Analyse wurde ja von der französischen Kritik seit vielen Generationen mit Vorliebe gepflegt und zumal die großen Schriftsteller der classischen Periode waren in den verschiedenen Ausgaben ihrer Werke, in Literaturgeschichten und Einzelschriften der Gegenstand vielseitiger und eingehender Studien. Neues hier zu bieten ist thatsächlich schwer und ist auch dem Verf. nicht gelungen. Man kann nicht einmal sagen, dass er das vorhandene Material nach neuen Gesichtspunkten geordnet habe. Er zeigt sich im ganzen bezüglich seiner Urtheile abhängig von seinen Vorgängern. Laharpe, Géruzez, Villemain scheinen vor allem maßgebend gewesen zu sein. Auf die Art der Darstellung hat der Anschluss an französische Kritiker nicht durchaus günstig gewirkt; die hochtönende Phrase, die an gar manchen Stellen das Scepter führt, deckt, wenn man genauer zusieht, oft einen verhältnismäßig mageren Inhalt. Als Beleg hiefür lese man z. B. S. 40 (Programm 1890), wo der Gedanke, dass sich in R.s Theater das Bild seiner Zeit wiederspiegelt, mit sehr viel Phrasenwerk geradezu

breit getreten wird. Außerdem finden sich vielfache Wiederholungen, besonders in jenem Abschnitte des zweiten Theiles, in welchem die Hauptpersonen charakterisiert werden.

Ein Wort sei endlich auch der sprachlichen Form gewidmet. Diese ist nicht so tadelfrei, wie man es erwarten sollte. Nicht um zu nergeln, sondern nur als Beleg für seine Behauptung führt Ref. einiges an. Die Fußnote S. 42 (Progr. 1890) stellt die Versehen auf S. 4, 10 und 26 (Progr. 1889) betreffs der Verwendung des *quoi* noch nicht in unzweifelhafter Weise richtig. Ferner fällt im Progr. 1889 auf: S. 15 l'année d'après en 1774; S. 17 elle ne cèle pas, stark veraltet; ebda. comme il a songé, dès cette fois .... (nicht à la fois?); Progr. 1890: S. 9 des preuves *convictionelles* (doch wohl *concluantes* gebräuchlicher); S. 17 peu de traits qui lui sont communs *à l'*Andromaque; S. 40 le tableau de l'époque *des plus florissantes* de la litterature, de l'époque la plus brillante; ebda. cette société *n'etant pas* (unklar); S. 41 les grandes qualités de Racine mises dans la balance *emportent* Racine *sur les taches* qu'on peut relever dans ses pièces (ungeschicktes Bild).

75. Kutscher, Dr. J., Die Heldengestalten bei Racine.

Progr. des Communal-Realgymn. in Teplitz 1890, 8°, 64 SS.

Die Arbeit hat viele Berührungspunkte mit dem zweiten Theile der oben besprochenen Studie, dabei tritt sie aber viel bescheidener und anspruchsloser auf. Sie zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten wird eine nach keinem besonderen Gesichtspunkte angeordnete Reihe männlicher Heldengestalten aus R.s Dramen eingehend charakterisiert: Nero, Burrhus, Narcisse, Joad, Mathan, Abner, Acomat, Mithridate, Xipharès, Oreste, Pyrrhus, Hippolyte. Die Frauengestalten, deren Charakteristik der Verf. im zweiten Abschnitte durchführt, sind nach dem Hauptmotiv ihres Handelns in vier Gruppen getheilt. Als solche Hauptmotive stellt der Verf. auf: Kindesliebe (Andromaque, Clytemnestre, in gewissem Sinne Esther und Josabeth), treues Festhalten an dem Geliebten (Bérénice, Iphigénie, Junie, Monime), Hass oder verbrecherische Leidenschaft (Hermione, Roxane, Phèdre), Herrschsucht (Agrippine und Athalie). In schlichter ruhiger Sprache, ohne aufdringliche ästhetische Reflexionen, aber unter Beigabe zahlreicher Citate löst der Verf. die bescheidene Aufgabe, die er sich gesetzt hat, in ganz entsprechender Weise.

76. Pastrello F., Andrea Chénier.

Progr. der städt. Oberrealschule in Triest 1890, 8°, 82 SS.

Nur wenige Tage vor dem Sturze der »Schreckensherrschaft« fiel in Paris unter dem Beile der Guillotine ein Haupt, für welches Frankreich den Lorbeerkranz unsterblichen Dichterruhmes bereithielt — André Chénier. Vor seinem Tode hatte der jugendliche Dichter allerdings nur ganz weniges veröffentlicht und seine dichterischen Leistungen waren nur einem beschränkten Kreise von Freunden genauer bekannt; als aber ungefähr ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode seine Werke zum erstenmal dem großen Publicum zugänglich gemacht wurden, da erkannte das junge, gegen die Fesseln des Classicismus revoltierende Frankreich in A. Chénier seinen Herold und Bannerträger. Seit dieser Zeit gieng man nun auch von verschiedenen Seiten daran, das Lebensbild dieser sympathischen Dichtergestalt durch eingehende Forschungen nach allen Seiten zu ergänzen. Es geschah dies theils in den Vorreden zu verschiedenen Ausgaben der Werke des Dichters, theils in Monographien. Das vorhandene Material sorgfältig und umsichtig ausgenützt und zu einem wohlabgerundeten Lebensbilde des Dichters umgeformt zu haben, das ist das Verdienst des Verf.s der vorliegenden Arbeit. Es scheint nicht, dass dem Verf.

außer dem Materiale, welches die von ihm citierten Werke boten, noch solches aus bisher nicht allgemein bekannten Quellen zugebote gestanden habe. In der Hauptsache scheint er der Einleitung gefolgt zu sein, welche Becq de Fouquières den beiden von ihm besorgten Ausgaben der Dichtungen Chéniers vorangestellt hat, bietet aber darüber hinaus noch sehr vieles, besonders documentarische Belege, ohne dass die Quelle immer ersichtlich gemacht ist. Mit großer Ausführlichkeit ist besonders die Geschichte der Gefangennahme und Verurtheilung des Dichters erzählt. Nicht als Vorwurf sei dies gesagt. Mehr als durch allgemein gehaltene Schilderungen, wie sie jedes Geschichtswerk bietet, erhält ja der Leser hier durch die Erzählung eines bestimmten Falles einen Einblick in das Getriebe jener schrecklichen Zeit, deren Symbol die Guillotine geworden ist, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, dürfte die Arbeit auch für den Geschichtskundigen manches Interessante enthalten.

Die Arbeit schließt mit einer kurzen Untersuchung (der Verf. sagt selbst: rapido esame) über die dichterische Bedeutung Chéniers. Schon der äußerliche Umstand, dass diesem Zwecke nur 7 Seiten gewidmet sind, während die Schilderung der Lebensverhältnisse 73 umfasst, deutet darauf hin, dass nach dem Plane des Verf.s der Schwerpunkt der Arbeit in dem ersten Theile zu suchen ist. Es wäre demnach auch unbillig, wollte man an dem zweiten Theile aussetzen, dass er das eigenthümliche Wesen des Dichters zu wenig eingehend und allseitig darlege. Die hervorstechenden Charakterzüge, vor allem das verständnisvolle Eindringen in den Geist der antiken Poesie, die Nachahmung der Alten in wesentlich anderer Art als der Classicismus zur Zeit Ludwigs XIV. sie verstand und übte, das natürliche, durch keine conventionellen Rücksichten zurückgehaltene Hervorbrechen tiefer Empfindung verbunden mit einem lebhaften Sinn für schöne Form — diese Züge hat der Verf. im allgemeinen in den Vordergrund gestellt und durch Citate aus einigen der bekanntesten Dichtungen Chéniers erläutert. Für den Zweck, welchen der Verf. zunächst verfolgte, reicht das Dargebotene hin. Vielleicht hätte etwa noch die eigenthümliche Stellung, welche Chénier dem Christenthum gegenüber einnimmt, ein Wort der Erwähnung verdient. Gegen die Zusammenstellung Chéniers mit Alfieri und Schiller und die Bezeichnung dieser drei Dichter als der ersten Dichter Europas (S. 45) wäre mancherlei einzuwenden. Der Verf. hat aus Becq de Fouquières (S. XLIV) die Bemerkung entlehnt, dass diese drei Dichter sich mit der Absicht trugen, Ludwig XVI. zu vertheidigen. Damit hätte er sich begnügen und nicht auch die Verantwortlichkeit für die eben gerügte Bezeichnung auf sich nehmen sollen. Derartige Pauschalsuperlative können meistens nicht ohne Widerspruch bleiben.

Die Arbeit kann als eine nach Inhalt und Form tüchtige empfohlen werden.

Wien. St. Kapp.

---

77. Strnad A., Mathematikové ve francouzské revoluci (Die Mathematiker in der französischen Revolution). Progr. der Realschule in Königgrätz 1889, 8°, 48 SS.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Thätigkeit der Mathematiker während der großen Revolutionszeit darzustellen. Vom culturhistorischen Standpunkte ist es besonders wichtig, dass in einer jeden Phase dieser Revolution ein gelehrter Mathematiker eine hervorragende Rolle spielte. In der Zeit der Encyklopädisten, welche man als die unmittelbare Vorbereitung zur Revolution betrachten kann, wirkte namentlich d'Alembert; beim Ausbruch der Revolution stand an der Spitze

der Nationalversammlung Bailly und in der gesetzgebenden Versammlung sowie im Nationalconvent hatte das entscheidende Wort Condorcet; bei der Errichtung der berühmten normalen und polytechnischen Schule, welche in der Revolution stattfand, war besonders Monge betheiligt, durch dessen Zuthun auch die republikanischen Heere ausgerüstet wurden, die der große Organisator Carnot siegen lehrte; als Leiter der wissenschaftlichen Bestrebungen und der wissenschaftlichen Anstalten in der letzten Zeit der Revolution und in der ersten Zeit der Errichtung der Monarchie sind Lagrange und Laplace anzusehen, von denen der letztere auch während der Kaiserzeit hohe politische Stellen einnahm.

In der vorliegenden Arbeit werden der Lebenslauf und der Charakter, die wissenschaftlichen Arbeiten und die öffentliche Thätigkeit eines jeden dieser berühmten Gelehrten eingehend geschildert. Die Freunde der mathematischen Wissenschaften werden in den Biographien dieser Männer den Beweis dafür finden, wie günstig die Pflege der mathematischen Wissenschaften auf die Entwicklung des Charakters wirkt; mit Befriedigung werden sie wahrnehmen, dass diese Männer unangefochten von dem oft unzurechnungsfähigen Treiben der Massen unberührt ihre edle Gesinnung und aufrichtige Wahrheitsliebe selbst bis ans Grab bewahrten. Bei einigen von den genannten Männern wird besonders das traurige Ende tief empfunden: Bailly endete auf dem Blutgerüste, Condorcet durch Selbstmord, Monge starb, nachdem er den Verstand verloren hatte, und Carnot verbrachte sein Leben in der Verbannung.

Der Mangel an Raum hinderte den Verf., auch andere Mathematiker, die Vorgänger und Zeitgenossen der französischen Revolution waren, mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Von den ersteren wurde eine gedrängte Charakteristik ihres Lebens und ihrer Arbeiten gegeben, wie bei Clairaut, Nicole, Cramer und Bezout; von den letzteren wurden mit einigen charakteristischen Zügen gewürdigt: Dionis du Séjour, Goudin, Vandermonde, Cousin, Lhuilier, Meusnier, Romme, Lalande, Borda, Delambre, Méchain, Arbogaste, Prieur, Prony, Legendre, Fourier, Lacroix, Hachette, Lancret, Montucla, Bossut und Peyrard. Schon aus der bloßen Aufzählung der Namen lässt sich erkennen, wie wichtig für die Geschichte der Mathematik die französische Revolution war.

Aus den hier gegebenen Andeutungen ist ersichtlich, dass der Inhalt der Programmarbeit interessant ist.

Prag. Augustin Pánek.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1892, Heft 5, S. 471).

Deutsch.

Drechsl A. W., Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit einer Karte von Palästina. 4. unv. Aufl. Wien, H. Kirsch 1887. Pr. geh. 80 kr., geb. 95 kr., unter Voraussetzung der Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Mai 1892, Z. 8961).

Fischer F., Geschichte der göttlichen Offenbarung des neuen Bundes für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 2 lithographierten Karten. 7. unv. Aufl. Wien, Mayer & Co. 1892. Pr. geh. 80 kr., unter Voraussetzung der Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 12.226).

Zetter K., Katholische Liturgik. Religionslehrbuch für Mittelschulen mit 14 Illustrationstafeln. 2. unv. Aufl. Graz, Styria 1892. Pr. geb. 1 fl. 15 kr., unter Voraussetzung der Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 8. Mai 1892, Z. 9554).

Israelitisches Gebetbuch mit besonderer Berücksichtigung des Bedürfnisses der Jugend, herausg. v. mähr. schles. israel. Lehrerverein. 5. Aufl. Wien, Schlesinger 1884. Pr. geb. 42 kr., unter Voraussetzung der Approbation der comp. Cultusgemeinde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 12.121).

Hauler, Dr. J., Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax. I. Theil: Casuslehre. 8. durchges. Aufl. Wien, Hölder 1892. Pr. in Leinw. geb. 86 kr., wie die 7. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 1. Juli 1892, Z. 14.566).

Schmidt J., Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Curtius. 2 Theile. Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 50 kr., geb. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1892, Z. 11.570).

Kummer, Dr. K. F., Deutsche Schulgrammatik. 3. umg. Aufl. Wien, Tempsky 1892. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., mit Ausschluss des Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Mai 1892, Z. 9871).

Lampel L., Deutsches Lesebuch für die 1. Classe österr. Mittelschulen. 5. wesentlich unv. Aufl. Wien, Hölder 1892. Pr. geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 31. Mai 1892, Z. 11.411).

Fetter J., Lehrgang der französischen Sprache, I. und II. Theil, 4. umg. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1892. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 15 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früh. Aufl. und unter Bedingung des Min.-Erl. v. 19. Febr. 1889, Z. 485 zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1892, Z. 10.190).

Fetter J., La troisième et la quatrième année de grammaire française, 2. rev. u. verm. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1892. Pr. geh. 38 kr., geb. 48 kr. Der Gebrauch kann mit Ausschluss der 1. Aufl. auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 21. Juni 1892, Z. 11.963).

Bechtel A., Französisches Sprach- und Übungsbuch. Oberstufe. Für die V., VI. und VII. Classe. Wien, J. Klinkhardt 1892. Pr. brosch. 1 fl. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 21. Juni 1892, Z. 13.100).

Bechtel A., Französische Chrestomathie für die oberen Classen der Mittelschulen, 4. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1892. Pr. brosch. 2 fl., geb. 2 fl. 24 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 12.263).

Hannak, Dr. E., Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die unteren Classen der Mittelschulen, 9. gek. u. umg. Aufl. Wien, Hölder 1892. Pr. geb. 85 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. bis auf weiteres allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Juni 1892, Z. 13.395).

Mayer, Dr. F. M., Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen, 1. Theil: Alterthum. Mit 61 Abbildungen und 6 Karten. Wien und Prag, Tempsky 1892. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1892, Z. 11.388).

Kozenn-Jarz, Leitfaden der Geographie, 1. Theil: Allgemeine Grundzüge für den ersten geographischen Unterricht, 10. verb. Aufl. Wien und Olmütz, Hölzl 1892. Pr. geb. 45 kr., wie die 9. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1892, Z. 12.385).

Stielers Schulatlas, 71. Aufl., vollständig neu bearb. von Dr. H. Berghaus (Ausg. f. d. österr.-ung. Monarchie). Gotha, Perthes 1892. Pr. cart. 3 fl., in Leinw. geb. 3 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Mai 1892, Z. 11.010).

Putzger F. W., Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte, 13. unv. Aufl. Wien. Pichlers Witwe u. Sohn 1891. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 6. Juli 1892, Z. 14.883).

Schober, Dr. K., Schulwandkarte des Herzogthums Steiermark. Maßstab 1 : 150.000. Herausg. v. k. u. k. mil.-geogr. Institut. Wien 1890, zu beziehen durch die Buchhandlung R. Lechner in Wien, I., Graben 31. Pr. unaufgespannt 6 fl. 70 kr., aufgespannt ohne Stäbe 9 fl. 50 kr., mit Stäben 10 fl. Dazu: Handkarte des Herzogthums Steiermark. Maßstab 1 : 750.000. Pr. 10 kr., als zulässig erklärt (Min.-Erl. v. 31. Mai 1892, Z. 11.451).

Bauer, Dr. A., Die ersten Versuche zur Einführung der Gasbeleuchtung in Österreich. Wien, Hölder 1891. Pr. geh. 60 kr. Die Mittelschulen werden auf diese Monographie aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 19. Mai 1892, Z. 10.310).

Drbal, Dr. M., Lehrbuch der empirischen Psychologie, 5. verb. Aufl. (Ausgabe für österr. Mittelschulen). Wien, Braumüller 1892. Pr. geh. 1 fl. 50 kr., geb. 1 fl. 75 kr., bis auf weiteres allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juni 1892, Z. 14.191).

Italienisch.

Jülg, Dr. C., Esercizi di sintassi latina per la terza classe dei ginnasi. Trient, Monauni 1892. Pr. in Leinw. geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 12.092).

Wallentin, Dr. F., Manuale di aritmetica per la III. e IV. classe delle scuole medie, übersetzt nach der 2. deutschen Ausgabe von F. Postet. Trient, Monauni 1892. Pr. geb. 85 kr.. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1892, Z. 12.623).

Čechisch.

Drozd J., Církevní dějiny pro vyšší gymnasia a realky, 3. Aufl. Prag, Bellmann 1892. Pr. ungeb. 1 fl. 20 kr., die Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde vorausgesetzt wie die 2. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Juni 1892, Z. 12.021).

Frencl, Dr. J., Liturgika pro střední školy, upravil J. Drozd. Prag, Bellmann 1892. Pr. 68 kr., die Approbation der comp. kirchl. Oberbehörde vorausgesetzt allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1892, Z. 12.753).

Homerova Odysseja ve skráceném vydání. Pro gymnasia česká upravil J. Schulz. Wien und Prag, Tempsky 1891. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juni 1892, Z. 13.954).

Niederle H., Mluvnice jazyka řeckého. Díl II. Skladba. (Grammatik der griech. Sprache, 2. Theil: Syntax.) 5. von W. Steinmann umg. Aufl. Prag, Grégr 1892. Pr. 98 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juni 1892, Z. 13.397).

T. Livii ab urbe condita libri I., II., XXI., XXII., für den Schulgebrauch herausg. von A. Zingerle, für die böhm. Gymn. bearb. von E. Štolovský. Prag, Tempsky 1892. Pr. 80 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Juni 1892, Z. 13.398).

Hrbek F., Cvičebná kniha jazyka latinského pro 2. třídu gymnasijní. Pr. geb. 1 fl. 15 kr. Dazu: Slovníček lat.-český a česko-latinský ke cvičebným knihám jazyka latinského. Pr. geb. 60 kr. Prag, Kober 1892, unter denselben Bedingungen wie das Übungsbuch für die 1. Classe (Min.-Verordnungsblatt v. J. 1891, S. 159) zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Juni 1892, Z. 12.811).

Bartoš F., Česká čítanka pro druhou třídu škol středních, 3. verb. Aufl. Brünn, K. Winiker 1892. Pr. 90 kr., unter Ausschluss der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1892, Z. 11.439).

Ouředníček E., Cvičebnice jazyka německého pro třetí a čtvrtou třídu škol středních. Olmütz, Hölzl 1892. Pr. geb. 2 fl. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 27. Juni 1892, Z. 13.315).

Šubrt F., Učebnice a čítanka francouzská, díl II. pro IV. třídu českých škol středních. Prag, Neugebauer 1891. Pr. geh. 72 kr., geb. 90 kr. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 1. Juli 1892, Z. 14.583).

Taftl, Dr. E., Algebra. Vyšším třídám středních škol českých, 4. rev. Aufl. Prag, Verein der böhm. Mathematiker 1892. Pr. geb. 1 fl. 60 kr., wie die 3. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 7024).

Hejzlar, Dr. F. und Hoffmann M., Chemie zkušebná pro IV. třídu realných gymnasií, 2. nach den Instructionen bearb. Aufl. Prag, Tempsky 1892. Pr. cart. 30 kr., geb. 44 kr., zum Lehrgebrauche an der IV. Classe der Realgymnasien allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Mai 1892, Z. 10.134).

Woldřich, Dr. J., Rukojeť Zoologie pro vyšší oddělení středních škol. Wien, Hölder 1892. Pr. geb. 1 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Juni 1892, Z. 13.971).

Ibl V., Methodická učebnice českého těsnopisu. Díl I. Pardubitz, Selbstverlag 1892. Pr. 85 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 11.534).

Slovenisch.

Sket, Dr. J., Slovenska čitanka za peti in šesti razred srednjih šol, 2. durchges. Ausg. Klagenfurt, Druckerei der St. Hermagoras-Bruderschaft 1892. Pr. geb. 1 fl. 60 kr., wie die 1. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juni 1892, Z. 10.927).

Serbo-croatisch.

Pavec J., Latinska slovnica za gimnazije, 3. durchges. u. gek. Aufl. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1891. Pr. geb. 1 fl. 30 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Mai 1892, Z. 9571).

Schenkl, Dr. C., Grčka vježbenica za više razrede gimnazijske (Griechisches Übungsbuch für die Oberclassen der Gymnasien), bearb. v. Dr. A. Musić. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1891. Pr. geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1892, Z. 9573).

Hannak-Klaić, Povjestnica staroga vieka za niže razrede srednjih učilišta, 3. verb. u. gek. Aufl. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1891. Pr. geb. 60 kr., wie die 2. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1892, Z. 9572).

Močnik-Golub, Pouka a računici i algebri za više razrede srednjih učilišta (Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die Oberclassen der Mittelschulen), 4. croat. Ausg. nach der 21. deutschen. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1891. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., wie die 3. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1892, Z. 9574).

Rumänisch.

Močnik, Dr. F., Manualu de aritmetică pentru gimnasiile inferióre. Traducere de C. Cosovici (nach der 23. deutschen Aufl.). II. Theil für die 3. und 4. Classe. Czernowitz, erzbischöfl. Druckerei 1892. Pr. geh. 79 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1892, Z. 10.033).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Gesetz vom 30. April 1892 wirksam für die gefürstete Grafschaft Tirol, betreffend die Schulaufsicht, s. Verordnungsblatt Stück XI, S. 293 ff.

Erlass des Min. f. C. und U. vom 20. Mai 1892, Z. 804/C. M. U. an alle politischen Landesstellen, betreffend die Evidenthaltung von Stipendisten mit Rücksicht auf die Ableistung des einjährig-freiwilligen Präsenzdienstes, s. Verordnungsblatt Stück XI, S. 335 f.

Verordnung des Min. f. C. und U. vom 24. Mai 1892, Z. 11.732 an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, mit welcher der Lehrplan und die Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und Naturgeschichte am Untergymnasium abgeändert wird, und Erlass des Min. f. C. und U. vom 24. Mai 1892, Z. 11.373 an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend Abänderungen des Lehrplanes und der Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium, s. Verordnungsblatt Stück XII, S. 397 ff.

Verordnung des Min. f. C. und U. vom 22. Juni 1892, Z. 7036 an alle politischen Landeschefs und an sämmtliche Landesschulräthe, betreffend den Vorgang bei Anweisung der ständigen Jahresremunerationen und Substitutionsgebüren, s. Verordnungsblatt Stück XIV, S. 428 f.

Gesetz vom 15. August 1892, betreffend die Beschaffung der Geldmittel zur Herstellung von Instituten und anderen für Bedürfnisse des Unterrichtes an Hochschulen erforderlichen Räumen, s. Verordnungsblatt Stück XVIII, S. 461 ff.

Der I. und II. Classe des böhm. Communalgymn. in Königinhof wurde für das II. Semester des Schuljahres 1891/92 unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses das Recht der Öffentlichkeit verliehen (Min.-Erl. v. 7. Mai 1892, Z. 6137).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Ministerial-Vicesecretär Dr. R. Freiherr von Bienerth zum Ministerialsecretär extra statum im Min. f. C. und U. (a. h. Entschl. v. 28. Juni).

Der mit dem Titel und Charakter eines Oberrechnungsrathes bekleidete Rechnungsrath J. Satzinger zum Oberrechnungsrath, der

Rechnungsrevident extra statum J. Gruber zum Rechnungsrath, der Rechnungsofficial A. Jochum zum Rechnungsrevidenten und der Rechnungsassistent H. Traunsteiner zum Rechnungsofficial im Rechnungsdepartement des Min. f. C. und U.

Der mit dem Titel und Charakter eines Hilfsämterdirectors bekleidete Hilfsämterdirectionsadjunct J. Riesenfeld zum Hilfsämterdirector und der Kanzleiofficial Dr. W. Pötzl zum Hilfsämterdirectionsadjuncten im Min. f. C. und U.

Seine k. und k. apostol. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 31. Juli zu wirkl. Mitgliedern der k. Akademie der Wissenschaften in Wien zu ernennen geruht, in der phil.-hist. Classe den ord. Prof. der allg. und österr. Geschichte an der techn. Hochschule in Wien Ministerialrath Dr. A. Beer und den ord. Prof. der deutschen und österr. Reichs- und Rechtsgeschichte an der Univ. in Graz Dr. A. R. v. Luschin-Ebengreuth, in der math.-naturw. Classe den ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien Dr. G. R. v. Escherich, ferner die Wahl des Prof. der Anatomie an der Univ. in Würzburg Geheimrath Dr. A. von Koelliker zum Ehrenmitglied der math.-naturw. Classe dieser Akademie im Auslande, dann in der phil.-hist. Classe die Wahlen des ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Univ. in Prag Dr. J. Kelle, des ord. Prof. der semit. Sprachen an der Univ. in Wien Dr. G. Bickell und des Directors des Kriegsarchives in Wien Generalmajor L. von Wetzer zu corresp. Mitgliedern im Inlande und die Wahl des k. ital. Botschafters am k. und k. Hofe in Wien C. Grafen Nigra zum corresp. Mitgliede im Auslande, in der math.-naturw. Classe die Wahl des ord. Prof. der Chemie an der Univ. in Graz Z. H. Skraup, des a. o. Prof. der pathol. Anatomie an der Univ. in Wien Dr. A. Weichselbaum, des ord. Prof. der Mineralogie an der deutschen Univ. in Prag Dr. F. Becke, des ord. Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule in Graz Regierungsrathes Dr. F. Mertens und des Custos am naturhistorischen Hofmuseum in Wien Dr. E. Edler v. Marenzeller zu corresp. Mitgliedern im Inlande bestätigt.

Der Privatdocent Dr. H. Schrötter zum a. o. Prof. der Chemie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 24. Mai). Zu a. o. Proff. an der Univ. in Wien die Privatdocenten: Dr. J. Englisch für Chirurgie, Dr. O. Bergmeister für Augenheilkunde, Dr. F. Hochstetter für Anatomie, endlich Dr. A. Kolisko und Dr. R. Paltauf für pathologische Anatomie (a. h. Entschl. v. 11. Juni). Der Privatdocent und Bezirksgerichtsadjunct Dr. O. Friedmann zum a. o. Prof. des österr. Strafrechtes an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 14. Juni), der Gymnasialprof. und Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Heinrich Schenkl zum a. o. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 15. Juni), der a. o. Prof. des allg. und österr. Staatsrechtes Dr. St. R. v. Starczyński zum ord. Prof. der genannten Lehrfächer an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 4. Juli), der a. o. Prof. Dr. E. Werunsky zum ord. Prof. der Geschichte und der hist. Hilfswissenschaften an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 2. Juli), der a. o. Prof. Dr. O. Hostinsky zum ord. Prof. der Ästhetik an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 4. Juli), der a. o. Prof. Dr. J. v. Milewski zum ord. Prof. der politischen Ökonomie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 27. Juli), der Studienpräfect des fürsterzbischöfl. Clericalseminares in Salzburg Dr. M. Hofmann zum a. o. Prof. der Kirchengeschichte an der theol. Fac. in Salzburg (a. h. Entschl. v. 26. Juli), der a. o. Prof. Dr. J. Sýkora zum ord. Prof. des Bibelstudiums des Neuen Bundes und der höheren Exegese, der a. o. Prof. Dr. J. Pachta zum ord. Prof. der Dogmatik und der Prof. an der theol. Diöcesan-Lehranstalt in Königgrätz Dr. G. Pecháček zum a. o. Prof. der Pastoraltheologie an der theol. Fac. der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 15. August), der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. K. Freiherr von Rokitansky zum ord. Prof.

der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 17. August), der Privatdocent an der Wiener Univ. Dr. Karl Foltanek zum a. o. Prof. der Kinderheilkunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 9. August), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Paul Dittrich zum a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 21. August), der Univ.-Prof. in Freiburg in der Schweiz Dr. A. Miodoński zum ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Krakau und der Privatdocent Dr. Leo Sternbach zum a. o. Prof. der class. Philologie an derselben Univ. (a. h. Entschl. v. 30. Juli), der Prosector am anatomischen Institute der Univ. in Gießen Kasimir von Kostonecki zum a. o. Prof. der vergl. Anatomie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 6. August), der Privatdocent an der Univ. in Innsbruck Dr. R. von Lendenfeld zum a. o. Prof. der Zoologie an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 25. August).

Dem Privatdocenten an der phil. Fac. der böhm. Univ. in Prag und Gymn.-Prof. Dr. A. Hansgirg wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 2. August).

Die Zulassung des Dr. Otto Zuckerkandl und des Dr. Moriz Schustler als Privatdocent für Chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Wien wurde bestätigt, desgleichen die des Dr. K. Natterer als Privatdocent für Chemie an der phil. Fac. der Univ. in Wien.

Der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Custos der Universitätsbibliothek in Lemberg Dr. A. Semkowicz zum Bibliothekar (a. h. Entschl. v. 23. Juli).

Zum Adjuncten der deutschen Univ. in Prag der Assistent an der Sternwarte der Wiener Univ. Dr. R. Spitaler.

Der Assistent am II. chemischen Laboratorium der Univ. in Wien Dr. K. Natterer zum zweiten Adjuncten daselbst.

Die k. k. Prüfungscommissionen für das Lehramt der Stenographie in Wien und Prag wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1892/3 bestätigt (Min.-Erl. v. 20. Mai, Z. 10.496 und v. 21. Juli, Z. 16.198).

Der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Guido Goldschmidt zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Examinator für Chemie. Zugleich wurde die genannte Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Schuljahr 1892/3 bestätigt.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realschulen mit böhm. Unterrichtssprache in Prag auf die Dauer des Studienjahres 1892/3, zum Director der Univ.-Prof. V. Strouhal, zum Director-Stellvertreter der Univ.-Prof. F. Studnička, zu Fachexaminatoren für class. Philologie die Univ.-Proff. J. Kvíčala und J. Král, für böhm. Sprache der Univ.-Prof. J. Gebauer, für deutsche Sprache der Univ.-Prof. W. Mourek, für französische Sprache der Univ.-Prof. J. Jarník, für Geschichte die Univ.-Proff. J. Goll, J. Jireček und A. Rezek, für Geographie der Univ.-Prof. J. Palacký und der Prof. an der deutschen techn. Hochschule Hofrath K. R. v. Kořistka, für Philosophie und Pädagogik die Univ.-Proff. J. Durdík und Th. Masaryk, für Mathematik der Univ.-Prof. F. Studnička und der Prof. an der böhm. techn. Hochschule E. Weyr, für darstellende Geometrie die Proff. an der böhm. techn. Hochschule J. Šolin und F. Tilšer, für Physik die Univ.-Proff. V. Strouhal und F. Koláček, für Zoologie die Unrv.-Proff. A. Frič und F. Vejdovský, für Botanik der Univ.-Prof. L. Čelakovský, für Mineralogie der Univ.-Prof. K. Vrba und für Chemie der Prof. an der böhm. techn. Hochschule K. Preis.

Der Director des Gymn. in Feldkirch Dr. Victor Perathoner wurde zum Mitglied des Landesschulrathes für Vorarlberg ernannt (a. h. Entschl. v. 7. Mai).

Der Landesschulinspector J. Franke wurde dem Landesschulrath für Galizien zur Dienstleistung zugewiesen.

Der im Min. f. C. und U. in Verwendung stehende, mit dem Titel und Charakter eines Statthaltereirathes bekleidete Bezirkshauptmann Th. R. v. Szawłowski zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulschulrathe für Galizien (a. h. Entschl. v. 22. Mai).

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes bekleidete Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem prov. Landesschulrath für Tirol A. Freiherr von Reden zum Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Tirol (a. h. Entschl. v. 1. Juni).

Der Director des Gymn. in Trient G. Stanger zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 1. Juni).

Die Landesschulinspectoren Ch. Schneller, Dr. J. Hausotter und G. Stanger wurden dem Landesschulrathe für Tirol zur Dienstleistung zugewiesen.

Der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Hofrath Dr. T. Wildauer R. v. Wildhausen, der Director der Lehrerbildungsanstalt in Bozen H. Röck, der Director der Realschule in Rovereto Dr. P. Rella, der Director der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto A. Bertamini, der Decan und Pfarrer in St. Johann J. Grander, der Director des Vincentinums in Brixen Dr. A. Spielmann, der Decan und Pfarrer in Meran S. Glatz, endlich der Domherr und Dompfarrer des Domcapitels in Trient Erzpriester J. Valentinelli zu Mitgliedern des Landesschulrathes in Tirol für die erste sechsjährige Functionsperiode desselben (a. h. Entschl. v. 12. Juni).

Der Rector des röm.-kath. theol. Centralseminars in Zara, Ehrendomherr Dr. J. Marčelić, zum Mitgliede des Landesschulrathes für Dalmatien für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 25. Juli).

Der Bezirkshauptmann A. Lewicki zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrathe für Galizien (a. h. Entschl. v. 5. Juli).

Der Director des Gymn. in Marburg Dr. A. Steinwenter zum Director des I. Gymn. in Graz und der Prof. am Gymn. im II. Bezirke in Wien Dr. Peter Stornik zum Director des Gymn. in Marburg (a. h. Entschl. v. 20. Juni), der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. P. Niementowski zum Director des Gymn. in Złoczow (a. h. Entschl. v. 7. Juni), der Director des Gymn. in Czernowitz Schulrath Ch. Würfl zum Director des Gymn. in Linz und der Prof. am Gymn. im II. Bezirke in Wien Dr. K. Tumlirz zum Director des Gymn. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 6. Juli), der Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Dr. J. Bernhard zum Director des Gymn. in den Königlichen Weinbergen in Prag (a. h. Entschl. v. 7. Juli), der Prof. am Gymn. in Pisek J. Řiha zum Director des Gymn. in Neuhaus (a. h. Entschl. v. 5. Juli), der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag F. Grešl zum Director des böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) und der Prof. am Real- und Obergymn. in Přibram J. Řiha zum Director des Gymn. in Schlan (a. h. Entschl. v. 20. August).

In die VIII. Rangclasse wurden befördert: die Proff. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt A. Mende und E. Gschwind, die Proff. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) P. Knothe, F. Nester, J. Strohschneider und J. Deil, die Proff. am deutschen Gymn. in Prag (Stephansgasse) E. Gnad und J. Luxenberger, die Proff. am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite Dr. H. Rotter, A. Komma und

Dr. F. Cafourek, die Proff. am deutschen Gymn. in Budweis F. Kocian, A. Hatle und F. Placek, der Prof. am Gymn. in Eger J. Trötscher, der Prof. am Gymn. in Krumau Dr. S. Fischer, der Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Dr. J. Wentzel, die Proff. am Gymn. in Leitmeritz R. Lampel, Dr. W. Katzerowsky, H. Kerbl und C. Vogl Edler zu Hart und Mohrenfeld, die Proff. am Gymn. in Mies J. Heckel, W. Füßl und K. Röhling, der Prof. am Gymn. in Saaz J. Gierlinger, der Prof. am deutschen Untergymn. in Smichov A. Hell, die Proff. am akad. Gymn. in Prag Th. Hlavín, F. Zuna, A. Truhlář, Dr. S. Winter und A. Jeřábek, die Proff. am böhm. Real- und Obergymn. in Prag F. Grešl, Dr. R. Stransky, Dr. J. Herzer und A. Kolařik, die Proff. am böhm. Gymn. in Prag (Tischlergasse) Dr. K. Veselik, A. Mikenda und Dr. M. Kovář, die Proff. am böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) J. Votruba, Dr. W. Hlavatý und J. Koch, die Proff. am Real- und Obergymn. in Chrudim K. Mašl, E. Souček, E. Skřivan und Dr. J. Bernhard, die Proff. am Gymn. in Deutschbrod W. Svoboda, A. Vašák, H. Kratochvil, J. Novák, Dr. J. Forchheim und A. Prokop, der Prof. am Gymn. in Jungbunzlau J. Veger, die Proff. am Real- und Obergymn. in Klattau J. Zelenka und A. Feist, der Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin J. Šafránek, der Prof. am Gymn. in Königgrätz A. Budecius, die Proff. am Gymn. in Leitomischl P. Cáp und F. Dvořák, der Prof. am Gymn. in Neuhaus W. Škaloud, die Proff. am böhm. Gymn. in Pilsen J. Vosyka und A. Knor, die Proff. am Gymn. in Pisek W. Baudys, J. Šindelař, J. Říha und J. Nedvidek, die Proff. am Real- und Obergymn. in Příbram J. Říha und J. Lorenz, die Proff. am Gymn. in Reichenau K. Lier, J. Šteflíček, A. Vorlíček und Dr. Th. Kourčíl, die Proff. am böhm. Realgymn. in Smichov J. Hulakovský, F. Wajs und J. Novák, die Proff. am Gymn. in Tabor K. Konrád, J. Novák, W. Knotek und A. Sedláček, die Proff. am Gymn. in Bielitz Dr. E. Brandl, J. Kanamüller und J. Biolek, die Proff. am Gymn. in Teschen M. Petschar, F. Schmied, Dr. J. Witrzens und R. Fritsche, die Proff. am Gymn. in Troppau Dr. G. Kürschner, L. Liebig und F. Richter, die Proff. am Gymn. in Weidenau J. Lopot und A. Kißling, der Prof. am II. Gymn. in Graz L. R. v. Kurz zu Thurn und Goldenstein, der Prof. am Gymn. in Cilli M. Knittl, der Prof. am Gymn. in Laibach F. Gerdinić, die Proff. am Gymn. in Gottschee P. Wolsegger und A. Riedel, die Proff. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. E. Sawicki, J. Romanczuk und C. Łuczakowski, die Proff. am II. Gymn. in Lemberg L. Wajgel und J. Wojcik, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg O. Lepki, A. Filipowski und J. Czernecki, die Proff. am IV. Gymn. in Lemberg V. Cisło und M. Jamrógiewicz, die Proff. am St. Anna Gymn. in Krakau Dr. Th. Ziemba, V. Stroka, J. Czubek und Dr. J. Molin, die Proff. am St. Hyacinth-Gymn. in Krakau J. R. v. Rozwadowski und J. Tułasiewicz, die Proff. am III. Gymn. in Krakau Dr. L. Kosiński und C. Rozmuski, die Proff. am Gymn. in Jasło J. Sękiewicz und L. Węgrzynski, die Proff. am Gymn. in Kolomea N. Martini und N. Łepki, der Prof. am Gymn. in Rzeszow St. Jaworski, der Prof. am Gymn. in Sambor E. Berger, die Proff. am Gymn. in Neu-Sandec J. R. v. Czerny-Schwarzenberg und K. Gutkowski, die Proff. am Gymn. in Stanislau J. Łopuszyński, P. Swiderski und Th. Dąbrowski, der Prof. am Gymn. in Tarnopol M. Dura, die Proff. am Gymn. in Wadowice V. Myikowski und Th. Dziama, die Proff. am Gymn. in Złoczow P. Sienkiewicz und Dr. S. Uranowicz, die Proff. am Gymn. in Linz J. Habenicht und A. Popek, die Proff. am Staatsgymn. in Triest O. v. Hassek und A. Aichner, der Prof. am Gymn. in Görz A. Marušić, die Proff. am Gymn. in Capodistria N. Spadaro, F. Matejčić und O. Gerosa.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am deutschen Gymn. in Budweis E. Siegel und des Prof. am Gymn. in Leitmeritz W. Eymer wurde genehmigt.

Zum wirkl. Lehrer am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz der Supplent an der Gewerbeschule in Lemberg A. Arendt, zum röm.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Rzeszow der röm.-kath. Religionsprof. am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz Dr. B. Karakulski und zum röm.-kath. Religionsprof. am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz der röm.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Jasło S. Cetnarski.

Der Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch G. Baldauf zum Prof. am Gymn. in Innsbruck, der Prof. am Gymn. in Pisek Dr. F. Bayer zum Prof. am akad. Gymn. in Prag, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz St. Bednarski zum Prof. am III. Gymn. in Krakau, der Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn F. Bernhard zum Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Schlan F. Bílek zum Prof. am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof. an der Communal-Realschule in Rakonitz D. Čipera zum Prof. am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof. am Gymn. in Prerau E. Čuda zum Prof. am Gymn. in Jungbunzlau, der Religionslehrer am Landesrealgymn. in Mährisch-Schönberg K. Daněk zum Religionslehrer an der Realschule in Troppau, der Prof. am Gymn. in Rudolfswerth N. Donnemiller zum Prof. am Gymn. in Ried, der Prof. am Gymn. in Freistadt H. Dupky zum Prof. am akad. Gymn. in Wien, der Prof. am Gymn. in Capodistria J. Filzi zum Prof. am Gymn. in Rovereto, der Prof. am Gymn. im XII. Bezirke in Wien J. Geir zum Prof. am Gymn. in Innsbruck, der Prof. am Gymn. in Krumau A. Gstirner zum Prof. am Gymn. in Villach, der Lehrer am Gymn. in Tarnopol R. Gutwiński zum Lehrer am Gymn. in Podgórze, der Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien V. Hansel zum Prof. an der Realschule im XVIII. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Nikolsburg W. Hažmuka zum Prof. am II. Gymn. in Graz, der Lehrer am böhm. Gymn. in Budweis Dr. A. Herout zum Lehrer am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Lehrer am Communalgymn. in Hohenmauth J. Hoffmann zum Lehrer am Gymn. in Königgrätz, der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg F. Hoszowski zum Prof. am V. Gymn. in Lemberg, der Prof. am Gymn. in Jungbunzlau F. Hrbek zum Prof. am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof. am Gymn. in Tabor F. Hromádko zum Prof. an der böhm. Mittelschule in Prag (Kleinseite), der Prof. am Gymn. in Leitomischl F. Jelinek zum Prof. am böhm. Real- und Obergymn. in Prag, der Prof. am Gymn. in Tarnopol Dr. M. Jezienicki zum Prof. am IV. Gymn. in Lemberg, der Prof. am Gymn. in Mies J. John zum Prof. am Gymn. in Leitmeritz, der Prof. am Gymn. in Radautz J. Keller zum Prof. am Gymn. in Freistadt, der Lehrer am böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch J. Klvaňa zum Lehrer am böhm. Gymn. in Kremsier, der Religionslehrer am deutschen Untergymn. in Smichov M. Kocmich zum Religionslehrer am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof. am deutschen Gymn. in Olmütz J. Koller zum Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, der Religionslehrer am Gymn. in Deutsch-Brod J. Křepinsky zum Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Klattau, der Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa K. Krispin zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz S. Kunstmann zum Prof. am V. Gymn. in Lemberg, der Religionsprof. am Gymn. in Arnau A. Langer zum Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt, der Lehrer am Gymn. in Tarnopol Dr. J. Leniek zum Lehrer am Gymn. in Tarnów, der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Robert R. v. Lindner zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt, der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt Dr. F. Lukas zum Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Stanislau Dr. F. Majchrowicz zum Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, der Lehrer

am Gymn. in Sanok St. Majerski zum Prof. am V. Gymn. in Lemberg, der Prof. am Gymn. in Jaroslau Dr. Th. Mandybur zum Prof. am akad. Gymn. in Lemberg, der Prof. am Gymn. in Landskron Dr. M. Manlik zum Prof. am Gymn. im XII. Bezirke in Wien, der Prof. am Landesgymn. in Leoben Dr. E. Martinak zum Prof. am II. Gymn. in Graz, der Prof. am Gymn. in Kaaden K. Mendl zum Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch, der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) A. Michl zum Prof. am Gymn. im XII. Bezirke in Wien, der Lehrer am Communal-Untergymn. in Wittingau Th. Pavlů zum Lehrer an der Realschule in Kuttenberg, der Prof. am III. Gymn. in Krakau J. Pawlica zum Prof. am Gymn. in Podgórze, der Prof. am Staatsgymn. in Triest L. Petřik zum Prof. an der Realschule im I. Bezirke in Wien, der Prof. an der Realschule in Trautenau A. Pospiech zum Prof. am Gymn. in Krems, der Prof. am Gymn. in Iglau Dr. A. Primožič zum Prof. am Gymn. im II. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen K. Prokop zum Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn, der Prof. am Gymn. in Krems A. Rossner zum Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, der Prof. an der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Czernowitz J. Rużyski zum Prof. am akad. Gymn. in Lemberg, der Prof. am akad. Gymn. in Lemberg L. Salo zum Prof. am Gymn. in Kolomea, der Lehrer am Gymn. in Rudolfswerth K. Šega zum Prof. am Gymn. in Laibach, der Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Franz Schierz zum Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), der Prof. am böhm. Gymn. in Budweis A. Setunský zum Prof. am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, der Prof. am böhm. Untergymn. in Brünn J. Schulz zum Prof. am böhm. Obergymn. in Brünn, der Lehrer am Real- und Obergymn. in Feldkirch K. Schüller zum Lehrer an der Realschule im XVIII. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau G. Spengler zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Prof. am Gymn. in Nikolsburg R. Stichelberger zum Prof. am Gymn. in Linz, der Prof. am Gymn. in Jaroslau M. Switalski zum Prof. am V. Gymn. in Lemberg, der Lehrer am Gymn. in Sanok B. Szomek zum Lehrer am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, der Prof. am Gymn. in Taus J. Vaněček zum Prof. am böhm. Gymn. in Budweis, der Prof. am Communal-Real- und Obergymn. in Raudnitz J. Vařeka zum Prof. am böhm. Realgymn. in Smichov, der Religionsprof. an der Unterrealschule in Elbogen Z. Wache zum Religionsprof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Prof. am Gymn. in Troppau L. Weingartner zum Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Königgrätz J. Wiedemann zum Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), der Lehrer am Gymn. in Tarnów L. Zagorski zum Lehrer am IV. Gymn. in Lemberg.

Zu wirklichen Lehrern *a*) die prov. Lehrer: J. Arbes vom Gymn. in Arnau für das Gymn. in Mies, A. Bernard vom Gymn. in Tabor für diese Anstalt, Dr. J. Čečka vom Real- und Untergymn. in Přibram für das böhm. Real- und Obergymn. in Prag, A. Chmelik vom Gymn. in Tabor für diese Anstalt, J. Fráňa vom Gymn. in Deutschbrod für die böhm. Realschule in Pilsen, A. Hausenblas vom Gymn. in Krumau für die Mittelschule in Reichenberg, F. Herbrich vom Franz Joseph-Gymn. in Wien für die Realschule in Trautenau, R. Jedlička vom Gymn. in Reichenau für das böhm. Gymn. in Budweis, Dr. K. Krotoski vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Podgórze, A. Křizek vom Gymn. in Jičin für das Gymn. in Schlan, Dr. J. Mayer vom Gymn. in Wall.-Meseritsch für das böhm. Obergymn. in Brünn, E. Rodr vom Gymn. in Deutschbrod für das Gymn. in Pisek, J. Roubal vom Real- und Obergymn. in Kolin für das böhm. Gymn. in Budweis, Dr. R. Weißhäupl vom Gymn. in Pola für diese Anstalt; *b*) die Supplenten: W. Barewicz vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Franz Joseph-Gymn. in

Drohobycz, J. Batycki vom Gymn. in Przemyśl für das Gymn. in Stanislau, Dr. G. Bečka vom Gymn. in Königgrätz für das Gymn. in Tabor, J. Biela vom III. Gymn. in Krakau für das Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz, H. Bill vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Kaaden, F. Bézoń vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Neu-Sandec, K. Böhm vom Communal-Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, A. Brix suppl. Religionslehrer am Gymn. in Landskron für diese Anstalt, der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Zara G. Carić zum wirkl. Religionslehrer für die Oberclassen dieser Anstalt, K. Charvát Supplent am böhm. Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Dr. J. Chrapek vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Złoczow, Th. Cwojdziński vom Gymn. in Bochnia für das Real- und Obergymn. in Brody, J. Czabański vom Real- und Obergymn. in Brody für das Gymn. in Jaroslau, Dr. R. Dewoletzky vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Czernowitz, Dr. J. Dorsch vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt für das Gymn. in Kaaden, W. Dvořáček von der Mittelschule in Kuttenberg für das Gymn. in Jungbunzlau, R. Dvořák vom böhm. Untergymn. in Brünn für diese Anstalt, Th. Dydacki vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnopol, C. Elinger von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Krumau, R. Entlicher vom deutschen Gymn. in Prag-Altstadt für das Gymn. in Mies, J. Eysank von Marienfels vom Communal-Gymn. im XIX. Bezirke in Wien für die Realschule in Troppau, A. Fabiani vom Gymn. in Trient für das Gymn. in Rovereto, E. Fait von der Communal-Mittelschule in Prag für die Realschule in Rakonitz, G. Feierfeil vom Gymn. in Braunau für das Gymn. in Landskron, A. Frączkiewicz vom Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Jaroslau, A. Grillitsch vom Gymn. in Klagenfurt für diese Anstalt, F. Grňa vom böhm. Obergymn. in Brünn für das böhm. Untergymn. in Brünn, Dr. E. Grünfeld vom Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, A. Hubka vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Jungbunzlau, A. Jarema vom akad. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Abtheilung des Gymn. in Przemyśl, A. Jäger vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Real- und Obergymn. in Příbram, F. Jeraj vom Gymn. in Rudolfswerth für diese Anstalt, J. Kabelik vom Gymn. in Prerau für diese Anstalt, J. Kessler vom Gymn. im XII. Bezirke in Wien für das deutsche Gymn. in Kremsier, K. Kizlink vom böhm. Obergymn. in Brünn für das böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch, A. Kobrle vom böhm. Gymn. in Budweis für das Real- und Obergymn. in Chrudim, K. Komorzyński vom Gymn. im XII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Troppau, M. Konstantynowicz vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Tarnopol, Dr. F. Kovář vom böhm. Gymn. in Kremsier für das Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, J. Kramař vom Gymn. in Tabor für das Gymn. in Pisek, A. Krawutschke vom Gymn. in Teschen für das Gymn. in Mährisch-Trübau, V. Krywult vom Gymn. in Sanok für diese Anstalt, J. Kurowski vom Gymn. in Wadowice für diese Anstalt, Dr. S. Lederer vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Radautz, Th. Lewicki vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stanislau, M. Lityński vom IV. Gymn. in Lemberg für die Realschule in Lemberg, R. Maletschek vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, F. Martinek vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Prerau, B. Matek vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, F. Mühlstein vom deutschen Gymn. in Prag-Altstadt für das Gymn. in Arnau, J. Němec vom Gymn. in Königgrätz für das Gymn. in Deutschbrod, W. Novak vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Kaaden, Dr. K. Pamer vom Staatsgymn. in Triest für das Gymn. in Rudolfswerth, M. Petelin vom Obergymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, J. Petráček vom böhm. Obergymn. in Brünn für das böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch, R. Piffl vom deutschen

Gymn. in Prag-Kleinseite für das deutsche Gymn. in Budweis, W. Pischl vom deutschen Gymn. in Budweis für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Dr. J. Pražák vom böhm. Real- und Obergymn. in Prag für das böhm. Gymn. in Budweis, Dr. A. Riedl von der Realschule im II. Bezirke in Wien für das Staatsgymn. in Triest, Dr. J. Ślósarz suppl. Religionslehrer am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das V. Gymn. in Lemberg, J. Śmaha vom Real- und Obergymn. in Klattau für diese Anstalt, S. Schneider vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnopol, N. Schwaiger, Präfect an der k. k. theres. Akademie in Wien, für das Gymn. in Czernowitz, F. Simmler vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Iglau, J. Skarbina vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Villach, Dr. M. Steger von der Realschule in Salzburg für das Gymn. in Troppau, M. Strach vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, K. Tappeiner vom Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, A. Tschochner von der Realschule im XVII. Bezirke in Wien für das deutsche Gymn. in Olmütz, F. Vacek suppl. Religionslehrer am Gymn. in Schlan zum wirkl. Religionslehrer an dieser Anstalt, A. Vepřek vom böhm. Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, J. Vitke vom Gymn. in Jičín für das Gymn. in Leitomischl, A. Vlček vom Gymn. in Jungbunzlau für das Gymn. in Taus, Dr. K. Vrba vom Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Görz, F. Zach vom böhm. Obergymn. in Brünn für das Gymn. in Trebitsch, J. Ziegler vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Gymn. in Königgrätz. — Zu prov. Lehrern die Supplenten: J. Fidler vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Arnau, J. Gregor vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Jičín, J. Hanamann von der böhm. Realschule in Karolinenthal für das Gymn. in Deutschbrod, Dr. G. Heidrich vom Gymn. in Melk für das Gymn. in Pola, P. Hrubý vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das akad. Gymn. in Prag, F. Jezdinský vom böhm. Real- und Obergymn. in Prag für das Gymn. in Deutschbrod. R. Klemensiewicz von der Realschule in Krakau für das IV. Gymn. in Lemberg, N. Lang von der deutschen Realschule in Budweis für das Gymn. in Krumau, J. Říha von der Communal-Mittelschule in Prag für das Gymn. in Tabor, K. Rupert vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Gymn. in Reichenau, D. Ševcovic vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Leitomischl, Dr. L. Singer vom akad. Gymn. in Wien für das Franz Joseph-Gymn. in Wien, J. Steinhauser vom böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, Dr. G. Turba vom Communal-Gymn. im XIX. Bezirke in Wien für die Realschule im II. Bezirke in Wien, Dr. K. Vandas vom akad. Gymn. in Prag für die böhm. Realschule in Prag, J. Vobornik vom Gymn. in Jičín für diese Anstalt, J. Vojta vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für die Realschule in Pardubitz, Dr. J. Všetečka vom Gymn. in Tabor für das Real- und Obergymn. in Kolin. — Der Supplent am Gymn. in Tarnopol B. Bilecki zum wirkl. Lehrer am Elisabeth-Gymn. in Sambor.

Der Prof. am deutschen Untergymn. in Smichov Dr. A. Benedict zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Religionslehrer an der Landes-Unterrealschule in Auspitz Dr. C. Kubánek zum Religionslehrer am Gymn. in Iglau.

Zu wirklichen Lehrern die Supplenten: Dr. R. Dannesberger vom Gymn. in Trient für das Gymn. in Rovereto, F. Klein vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das deutsche Untergymn. in Smichov, J. Kofler vom Gymn. in Brixen für die deutsche Abth. des Gymn. in Trient, H. Kopia vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Sanok, J. Kostecki vom Gymn. in Złoczów für das Gymn. in Stryj, B. Latoszýnski vom Gymn. in Stanislau für diese Anstalt,

A. Niemiec vom St. Anna-Gymn. in Krakau für das Gymn. in Tarnów, F. Řehoř vom Real- und Obergymn. in Příbram für diese Anstalt, R. Schewczik vom Gymn. im XVII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Wiener-Neustadt, V. Šrom, suppl. Religionslehrer an der Realschule in Troppau für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Dr. A. Schwaighofer von der Oberrealschule im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Marburg, A. Simeoner von der Realschule im III. Bezirke in Wien für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, B. Stojanowski vom Gymn. in Tarnopol für das Gymn. in Przemyśl, B. Swiba vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Jaroslau, J. Szafran vom St. Anna-Gymn. in Krakau für das Gymn. in Rzeszów, F. Tvarůžek vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen. — Zu prov. Lehrern die Supplenten: F. Polivka vom Gymn. in Prerau für das böhm. Gymn. in Olmütz, R. Soukup vom Real- und Obergymn. in Chrudim für die Realschule in Pardubitz.

Auszeichnungen erhielten:

Dem ord. Prof. der slav. Philologie an der böhm. Univ. in Prag M. Hattala wurde aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit bekanntgegeben (a. h. Entschl. v. 8. Mai).

Der Director des Gymn. in Linz Schulrath J. La Roche aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordensden (a. h. Entschl. v. 10. Mai).

Dem Hofrathe des Ruhestandes Dr. G. Hailig Ritter von Hailingen wurde aus Anlass der von ihm angesuchten Enthebung von der Function als Präses der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungscommission in Lemberg für seine vieljährige, verdienstliche Wirksamkeit in dieser Angelegenheit die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 28. Mai).

Der Director des böhm. Gymn. in Brünn F. Holub, der Director des deutschen Gymn. in Kremsier J. Stöckl und der Director des böhm. Gymn. in Olmütz M. Vrzal das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 30. Mai).

Der Director des I. deutschen Gymn. in Brünn J. Pokorny, der Director des böhm. Untergymn. in Brünn F. Bartoš und der Director des Gymn. in Nikolsburg J. Krassnig den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 30. Mai).

Der Vorstand des Rechnungsdepartements im Min. f. C. und U. Sectionsrath F. Schallhofer aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Ministerialrathes (a. h. Entschl. v. 9. Juni).

Der o. ö. Prof. der Dogmatik an der theol. Fac. der deutschen Univ. in Prag Dr. J. Sprinzl zum Canonicus des Collegiatcapitels zu Allerheiligen in Prag (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Die Ministerialsecretäre im Min. f. C. und U. E. Holenia und Dr. L. Ritter Beck von Managetta das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 28. Juni).

Der Director des Gymn. in Eger Johann Nassl aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 29. Juni).

Der Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien Schulrath Dr. B. Knauer anlässlich der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 30. Juni).

Dem ord. Prof. des Bibelstudiums des neuen Bundes an der theol. Fac. in Salzburg Dr. F. Brandner wurde anlässlich seines Übertrittes

in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner vieljährigen und ersprießlichen Dienstleistung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 19. Juli).

Der Hilfsämterdirector im Min. f. C. und U. kais. Rath K. Hackenfellner aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 24. Juli).

Dem Erzbischof von Zara G. Raičević wurde aus Anlass der erbetenen Enthebung von der Stelle eines Mitgliedes des Landesschulrathes für Dalmatien der Ausdruck der a. h. Anerkennung für seine ersprießliche Verwendung in dieser Eigenschaft bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 25. Juli).

Der ord. Prof. der systematischen Botanik an der deutschen Univ. in Prag Dr. M. Willkomm aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 30. Juli).

Dem ord. Prof. der Mathematik an der deutschen Univ. in Prag Dr. H. Durege wurde aus Anlass des bevorstehenden Übertrittes in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit bekanntgegeben (a. h. Entschl. v. 31. Juli).

Dem ord. Prof. der Pastoraltheologie an der deutschen Univ. in Prag und derzeitigen Probst des Collegiatcapitels zu Allerheiligen ob dem Prager Schlosse Regierungsrath Dr. A. Reinwarth wurde anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner langjährigen, vorzüglichen Wirksamkeit im Lehramte ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 11. August).

Der ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Lemberg Hofrath Dr. Eusebius Czerkawski aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopoldordens (a. h. Entschl. v. 12. August).

Der a. o. Prof. der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Univ. in Graz Dr. E. Börner in Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit im Lehramte das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 17. August).

Der Prof. am Gymn. im VIII. Bezirke von Wien Dr. Philipp Paulitschke den Titel eines kaiserlichen Rathes (a. h. Entschl. v. 17. August).

Nekrologie.

(Mai bis August.)

Am 2. Mai in Buenos Aires der vormalige ord. Prof. der Zoologie an der Univ. in Halle a. S. Dr. Hermann Burmeister, 85 J. alt.

Am 7. Mai in Bozen der a. o. Prof. der Histologie und Entwicklungsgeschichte an der Univ. in Innsbruck, Dr. Josef Oellacher, 50 J. alt.

Am 8. Mai in Glasgow der vormalige Prof. des Civilingenieurfaches Dr. James Thomson, der Erfinder der Centrifugalpumpe, 70 J. alt.

Am 9. Mai in Düsseldorf die Dichterin Frau Sophie von Hasenclever, geb. von Schadow, im 69. Lebensjahre.

Am 13. Mai in Versailles der Mitbegründer der k. russ. geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg, Platon A. Tschichatschew, 80 J. alt.

Am 17. Mai in Gotha der Historiker und Geograph Dr. Theodor Menke, 73 J. alt.

Am 18. Mai in Budapest der vormalige Prof. der Chirurgie und Augenheilkunde an der Univ. in Klausenburg Dr. Emil Nagel, 74 J. alt.

Am 19. Mai in Stockholm der Historiker Per Olof Bäckström, im 86. Lebensjahre.

Am 23. Mai in Bern der ord. Prof. des Civilrechtes an der dortigen Univ. Dr. Gustav König, 64 J. alt.

Am 28. Mai in Freiburg i. B. der emer. Prof. der Medicin an der Univ. in Dorpat Staatsrath Dr. Georg B. Brunner, 57 J. alt, und in Rostock der Gymnasialdirector Dr. H. Krause.

Am 29. Mai in Berlin der emer. Lehrer der Mathematik am Friedrich Wilhelmsgymn. in Berlin Prof. Dr. K. H. Schellbach, im 88. Lebensjahre, und in Budapest der Statistiker Ministerialrath K. Keleti, 59 J. alt.

Am 31. Mai in Wien der ord. Prof. an der med. Fac. der hiesigen Univ. Hofrath Dr. Th. Meynert. als ausgezeichneter Psychiatriker hochgeschätzt, 51 J. alt, und in Straßburg i. E. der Prof. der Theologie an der dortigen Univ. Dr. A. E. Krauss, im 57. Lebensjahre.

Im Mai in Clamart der Historiker Mathurin de Lescure, 59 J. alt, und in Paris der dramatische Dichter und Romanschriftsteller Alexis Bouvier.

Am 1. Juni in Münster i. W. der ord. Prof. der Dogmatik und Moraltheologie an der dortigen Akademie, Dr. J. Schwane, 68 J. alt.

Am 2. Juni in Eutin der Gymnasialprof. Dr. Wilhelm Knorr, im 65. Lebensjahre.

Am 5. Juni in Prag der emer. Prof. der Psychiatrik an der dortigen deutschen Univ., Dr. J. Fischel, 79 J. alt.

Am 8. Juni in München der ord. Prof. der Nationalökonomie an der dortigen Univ. geh. Rath Dr. Johann A. R. Helferich, 74 J. alt.

Am 9. Juni in Karlsruhe der Romanschriftsteller Emil M. Vacano, im 52. Lebensjahre.

Am 13. Juni in Halle a. S. der ord. Prof. der Philosophie an der dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. J. E. Erdmann, 87 J. alt, und in Hildesheim der geschätzte Psychiatriker, Director der Irrenanstalt daselbst, Sanitätsrath Dr. Snell, 74 J. alt.

Am 16. Juni in Bern der Prof. der Kinderkrankheiten und Pharmakologie an der dortigen Univ. Dr. Rudolf Demme, 56 J. alt, und in Kiel der ord. Prof. der Geschichte an der Univ. daselbst, Dr. Wilhelm Schum, 46 J. alt.

Am 19. Juni in Kremsmünster der hochverdiente Director des dortigen Gymn. Petrus Klingelmayer, 63 J. alt.

Am 20. Juni in Charlottenburg der emer. ord. Prof. der Dogmatik und Kirchengeschichte an der Univ. in Königsberg i. Pr. Dr. Heinrich Voigt, 71 J. alt, in Christiania der Prof. der Botanik an der dortigen Univ. Dr. Schubeler, in Worms der Talmudgelehrte Moses Mannheimer, 82 J. alt, und in Berlin der Bildhauer Albert Wolff, ein Schüler Rauchs, im 77. Lebensjahre.

Am 25. Juni in Schöneberg bei Berlin der ord. Prof. für interne Medicin an der Univ. in Breslau, geh. Medicinalrath Dr. Anton Biermer, in Wien der Minister a. D., früher Prof. der Rechte an der Univ. in Prag, Dr. E. Herbst, auch als jurist. Schriftsteller hochgeschätzt, im 72. Lebensjahre, und in Nettly in England der Prof. der patholog. Anatomie an der Militärschule daselbst, Sir William Aitkow, im 67. Lebensjahre.

Am 27. Juni in Manchester der Prof. der Chemie am Owens College daselbst, Dr. K. Schorlemmer, im 58. Lebensjahre, in Leipzig der a. o. Prof. für Landwirtschaft und Cameralwissenschaft an der phil. Fac. Dr. Victor Jacobi, 83 J. alt, und in Stuttgart der Vorstand der würtembergischen Kunstsammlungen, Prof. L. Mayer, 41 J. alt.

Am 29. Juni in Paris der Prof. der Astronomie Ossian Bonnet, 73 J. alt.

Im Juni in Frankfurt a. M. der vormalige Director der land- und forstwirtschaftlichen Akademie zu Hohenheim, Prof. L. von Rau, 71 J. alt.

Am 1. Juli in Marburg i. H. der ord. Prof. der Pharmakologie und physiologischen Chemie an der dortigen Univ., geh. Medicinalrath Dr. Hermann Nasse, 85 J. alt.

Am 6. Juli in Tegernsee der Schriftsteller Wolfgang Brachvogel, im 39. Lebensjahre.

Am 7. Juli in Graz der ord. Prof. der Geschichte an der dortigen Univ., Dr. Arnold Busson, 48 J. alt, und in Bournemouth in England der congregationistische Geistliche und Schriftsteller Dr. Conder von Leeds.

Am 14. Juli in Berlin der vormalige Director der dortigen Luisenschule, Prof. Dr. Eduard Mätzner, 88 J. alt.

Am 15. Juli auf seinem Landsitz in Södermannland der ehemalige Prof. der Anatomie am Karolinischen Institut zu Stockholm Gustav W. J. Freiherr von Düben, im 71. Lebensjahre.

Am 20. Juli in Sorau der Major a. D. Julius Bode, durch seine große Sammlung zur Geschichte der Faustsage und Faustdichtung bekannt.

Am 21. Juli in Zürich der ehemalige Prof. der Anatomie an der Univ. daselbst Dr. Hermann von Mayer, 77 J. alt, und in Dresden der Schlachtenmaler Oberstlieutenant z. D. Theodor von Götz.

Am 22. Juli in Pilsen der Schriftsteller und Redacteur der Pilsener Zeitung E. Dubsky von Wittenau.

Am 28. Juli in Liteň bei Karlstein der Prof. der Paläontologie und Geologie an der böhm. Univ. in Prag Dr. Ottomar Novák, im 51. Lebensjahre.

Am 31. Juli in Hannover der Bibliothekar und Privatdocent an der dortigen technischen Hochschule, Ernst Rommel, im 73. Lebensjahre.

Am 4. August in Paris der Romanschriftsteller Amadée de Bast, 98 J. alt, in Braunschweig der geh. Medicinalrath Prof. Dr. Engelbrecht, als Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Psychiatrik verdient, 79 J. alt, und in Altenberg bei Greifenstein die Romanschriftstellerin Luise Lechner.

Am 5. August im Bade Etrelat der Dramatiker Adrien Decourcelles, 70 J. alt.

Am 10. August in Berlin der Gymnasialoberlehrer Dr. Friedrich Bindseil, in Leyden der vormalige Prof. an der dortigen Univ. Dr. Mattys de Vries, 72 J. alt, und in Lund der Prof. an der dortigen Univ. Karl F. Naumann, im 77. Lebensjahre.

Am 11. August in Königsberg i. Pr. der vormalige Director des Gymn. in Gumbinnen, Dr. Julius Arnoldt, 76 J. alt, und in Stadthagen der vormalige Prof. an den Univv. in Breslau und Jena, Dr. Rudolph Westphal, 66 J. alt.

Am 14. August in Sellin auf Rügen der Literarhistoriker Dr. Theodor Paur, im 78. Lebensjahre.

Am 15. August in Weimar der Oberbibliothekar Dr. Reinhold Köhler, im 62. Lebensjahre.

Am 16. August in Petersburg der berühmte Philologe Prof. Dr. August Nauck, Mitglied der k. russ. Akademie der Wissenschaften, 70 J. alt.

Am 18. August in Trier der geh. Regierungs- und Schulrath a. D. Dr. Lorenz Kellner, im 82. Lebensjahre.

Am 19. August in Jena der ord. Prof. der neutestamentlichen Exegese an der dortigen Univ., geh. Kirchenrath Dr. Richard A. Lipsius, 62 J. alt, und in Budweis der Musikschriftsteller und Director der Lehranstalt für Kirchenmusik in Prag Dr. Franz Skuhersky, 62 J. alt.

Am 22. August in Aggsbach bei Melk der emer. Director des akad. Gymn. in Wien Regierungsrath Karl Schmidt, 62 J. alt.

Am 25. August in Pisek der emer. Director des Staatsgymn. im IV. Bezirke in Wien, Regierungsrath Anton Fleischmann, 67 J. alt.

Am 29. August in Altaussee der Prof. an der techn. Hochschule in Wien Hofrath Dr. Georg Ritter Rebhann von Aspernbruck, 69 J. alt, in Wien der Hofrath und Primararzt im allg. Krankenhause Dr. Josef Standhartner, und in Baden bei Wien der emer. Univ.-Prof. Dr. R. v. Cessner, im 76. Lebensjahre.

Mitte August in Guernsey der Schriftsteller Armand Gouzien, 53 J. alt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Kritik der Predigten des Faustus.

Das im Februar dieses Jahres erschienene Heft der „Revue Bénédictine", der bekannten Monatspublication des belgischen Klosters von Maredsous, enthält S. 49—61 einen Aufsatz von Dom Germain Morin, der betitelt ist: „Critique des sermons attribués à Fauste de Riez dans la récente édition de l'Académie de Vienne" und, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, sich mit der höheren Kritik der von mir in meiner Ausgabe dem Faustus zugewiesenen Predigten befasst. Dom Morin bietet darin infolge seiner profunden Gelehrsamkeit, unterstützt durch eine umfassende Kenntnis der handschriftlichen Überlieferung der in den von ihm und seinen Arbeitsgenossen durchforschten Bibliotheken Europas erhaltenen lateinischen Predigtliteratur so viel Neues und Wichtiges, dass ich es für meine Pflicht erachte, den Inhalt seines Aufsatzes auch einem weiteren nichttheologischen deutschen Leserkreise bekannt zu geben und seine Bemerkungen in der Weise auszunützen, wie sie nach meiner Ansicht als Ergänzungen, Berichtigungen oder Bestätigungen meiner in den „Studien über die Schriften des Bischofs von Reii Faustus" (Wien 1889 S. 47—104) und den Prolegomena der Ausgabe niedergelegten Ansichten gelten sollen.

Über die Collectio Durlacensis macht Morin folgende allgemeine Bemerkungen: Der in den Überschriften von neun Predigten genannte Bischof Faustinus ist thatsächlich nach meinem Vorgange mit Faustus Reiensis zu identificieren, doch ist es unstatthaft, auch zu den übrigen 13 anonym überlieferten Stücken Faustinus (Faustus) als Name des Verfassers zu substituieren. Die Sammlung sei kein homogenes Ganzes, und nicht nur fehle den verschiedenen Stücken untereinander, sondern häufig auch den einzelnen Theilen desselben Stückes die Homogenität: sie könne Stellen des Faustus, vielleicht auch ganze Predigten desselben einschließen, doch finde man in ihr auch andere Elemente von mehrseitiger Provenienz. Demnach habe

man es hier mit einem Homiliar zu thun, welches wohl Faustinisches Sprachgut mit enthalte, jedoch nicht ausschließlich aus solchem bestehe.

Morin sucht ferner nachzuweisen, dass diese Homiliensammlung entstanden sein müsse zwischen dem Anfang des 6. und der Mitte des 7. Jahrhunderts, weil einerseits in der Durlacher Sammlung eine Anzahl von Stellen und ganzen Predigten des h. Cäsarius von Arles, der 502 Bischof von Arles wurde und 542 starb, enthalten seien und andererseits eine mit jener eng verwandte Predigtsammlung sich in ihren ersten Ursprüngen bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts zurückverfolgen lasse.

Es ist das unbestreitbare Verdienst von Dom Morin, auf eine Handschrift unsere Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, die mit dem Inhalte des Codex von Karlsruhe eng zusammenhängt und die zuletzt erwähnte Predigtsammlung enthält. Es ist dies der Codex des Britischen Museums Addit. lat. 30853 aus dem 11. Jahrhundert, der ein westgothisches Homiliar aus der Abtei Silos in Spanien repräsentiert und unter anderem nach Morin die Nummern 4—12 und 14—19 der Karlsruher Handschrift enthält. Beide Handschriften bieten in den ihnen gemeinsamen Stücken so merkwürdige Übereinstimmungen, dass eine directe Abhängigkeit von einander oder von einer gemeinsamen Quelle über allen Zweifel erhaben ist. Man vergleiche außer anderen von Morin als gleich bezeichneten Titeln speciell den unserer achten Predigt, der im Karlsruher Codex de epiphania domini ad missam aut de crastino in natali luciani martyris und im Manuscript von Silos in epyphania aut ad missam de crastino et natale sancti luciani martyris lautet, sowie die Aufschrift der zehnten Predigt, die in beiden Handschriften de natale sancti felicis lautet, obwohl der Text der Predigt zeigt, dass letztere nicht den heiligen Felix, sondern vielmehr den heiligen Honoratus betrifft. Jeglichen Zweifel an der gemeinsamen Provenienz der in beiden Handschriften enthaltenen Stücke benimmt der Umstand, dass auch im Codex von Silos ein Stück der 15. Homilie (S. 281, 15—283, 5 meiner Ausgabe) in derselben irrthümlichen Weise in den Text der 14. Predigt aufgenommen ist (S. 279, 10 meiner Ausgabe), wie in der von mir benützten Handschrift. Schließlich mag der Vollständigkeit halber die Bemerkung hier platzfinden, dass im Codex von Silos der Name Faustinus durch den des Faustus ersetzt ist. Dies ist das wesentlichste, was ich aus den zerstreuten Andeutungen Morins über die Handschrift beizubringen vermag; doch glaube ich schon aus diesem wenigen den Schluss ziehen zu dürfen, dass die Kritik des Textes der Predigten aus dieser neu erschlossenen Quelle wenig Nutzen ziehen dürfte, nachdem die Überlieferung in der Karlsruher Handschrift eine vorzügliche genannt werden kann und durch die mit ihrer deutschen Schwester aufs engste verwandte englische (spanische) Handschrift nicht alteriert werden wird.

Zum Schlusse seiner allgemeinen Bemerkungen über die Durlacher Sammlung äußert sich Morin auch über die Art und Weise, wie er sich dieselbe entstanden denkt. In der vita Caesarii (Acta sanctorum, August. VI 74; Migne, P. l. LXVII 1021) findet sich nämlich folgende Stelle: „praedicationes quoque congruas festiuitatibus et locis.. ita parauit, ut si quis aduenientium peteret, non solum non abnueret impertire, sed et si minime suggereret ut deberet accipere, offerret tamen ei ut importaret ipseque legeret. longe tamen positis in Francia, in Gallia atque in Italia et Hispania diuersisque prouinciis constitutis transmisit per sacerdotes, quid in ecclesiis suis praedicare facerent.“ Über den Inhalt dieser Predigtsammlungen klären die vorausgehenden, dem Cäsarius selbst in den Mund gelegten Worte der Vita auf: „si uerba domini et prophetarum siue apostolorum a presbyteris et a diaconibus recitantur, Ambrosii, Augustini seu paruitatis meae aut quorumcumque sanctorum a presbyteris et diaconibus quare non recitentur?“ Auf diese Stellen sich stützend hält Morin die Durlacher Handschrift für die Abschrift einer jener Predigtsammlungen, die Cäsarius nach Spanien schickte und die ein Jahrhundert später von dem Zusammensteller der Predigten des Codex von Silos benützt, beziehungsweise größtentheils in seine Compilation aufgenommen wurde.

Im folgenden ist Morin bestrebt, die Richtigkeit dieser seiner Idee an den einzelnen Predigten nachzuweisen, wobei sein Hauptbestreben dahin geht, möglichst viele von ihnen theils ganz, theils stückweise dem Cäsarius zuzuweisen. Morin findet dabei in den Maurinern, den Herausgebern der Werke Augustins, unter dessen unechte Schriften die meisten unserer Predigten aufgenommen sind, die besten Bundesgenossen; er begnügt sich zumeist damit, einfach auf die dictatorischen Aussprüche jener zu verweisen, die, ohne weitere Gründe anzugeben, die Zuweisung der einzelnen Stücke an Cäsarius mit einem Caesario adscribendum censemus oder Caesarii fetus nobis indubitatus u. ä. vollziehen.

Wir lassen nunmehr die neuen Details, die Morin zu den einzelnen Predigten beibringt, folgen.

I. Diese Homilie weist Morin im Anschlusse an die Mauriner dem Cäsarius zu und führt auch die Autorität zweier Handschriften von Monte Cassino ins Treffen (Cod. 100 saec. X und 106 saec. XI), in denen unsere Predigt als sermo cesarii episcopi überschrieben sich findet (Bibliotheca Casin. II 412 und 450).

II. Morin: „Certains endroits, notamment le premier alinéa, paraissent bien du style de Fauste, mais je ne sais si c'est une raison suffisante pour lui attribuer toute la pièce. Dans un manuscrit de Heiligenkreuz, celle-ci est intitulée, Sermo Fulgentii episcopi. Le beau passage, Lacta, Maria, creatorem tuum, p. 231, est imité du sermon douteux de saint Augustin 369, cité dans le conflictus Arnobii et Serapionis Migne 53, 516.“

III. Aus dem handschriftlichen Titel de sermone in natali sancti Stephani schließt Morin auf einen Auszug aus einer anderen Predigt (le titre semble indiquer un emprunt fait à une autre pièce) und findet diese Ansicht dadurch bestätigt, dass bekanntlich diese Predigt unter den pseudoaugustinischen sich mit einem Plus von circa 20 Zeilen am Anfang findet, während sie in der Brunischen Ausgabe des Maximus Taurinensis in unserer Gestalt erscheint. Da die Mauriner die größere zweite Hälfte (von imitemur ergo in aliquo S. 233, 27 an) dem Cäsarius zuschrieben, bemerkt Morin: „je crois que quiconque entend quelque chose au style de saint Césaire sera du même avis". Den ersten Theil (bis S. 233, 27) weist Morin auf Grundlage der zahlreichen von Bruni genannten Handschriften dem Maximus zu. Er vergisst aber dabei, dass diese Manuscripte die g a n z e Homilie dem Maximus zuschreiben und entweder volle oder gar keine Berücksichtigung verdienen.

IV. Ich hatte bereits in meiner Ausgabe constatiert, dass der größte Theil der Predigt dem 49. echten Sermo des heiligen Augustinus entnommen sei. Anfang und Schluss hält Morin für das Werk des Cäsarius, der demnach, wenn ich Morins Ansicht recht verstehe, wohl auch das Augustinische Mittelstück eingesetzt hat, so dass wir also nach Morin das ganze Stück als Machwerk des Cäsarius ansehen müssten.

V. Die Mauriner urtheilten darüber: constat excerptis ex Augustino et Ambrosio aliisque laciniis, quae Caesarium sapiunt. Dazu fügt Morin: „parmi ces extraits, il en est un (p. 239, lignes 1—17), qui se retrouve dans la collection du Pseudo-Eusèbe, et qu'on pourrait revendiquer pour Fauste. Les dix lignes de la péroraison sont tout à fait dans le style de Césaire".

VI. Mit derselben Überschrift ist dieser Sermo sowohl im Homiliar von Silos als in dem von Freisingen (jetzt codex Monacensis lat. 6298) enthalten. Im übrigen äußert sich Morin, da auch hier, wie bei Nummer IV, der größte mittlere Theil dem echten 49. Augustinischen Sermo entnommen ist, dahin, dass Anfang und Schluss ein prononciert Cäsarianisches Gepräge haben.

VII. Dieses Stück theilt Morin in zwei Theile und weist die erste Hälfte bis S. 249, 16 dem Faustus zu: „pour ma part, il me semble bien y reconnaître le style de Fauste", während die zweite Hälfte mit den Maurinern für Cäsarius beschlagnahmt wird, jedoch nicht ohne die Einschränkung: „cependant, même dans cette partie, il peut y avoir aussi du Fauste, par exemple, tout ce qui est extrait de l'homélie V du Pseudo-Eusèbe, il n'en faut pas d'avantage pour expliquer l'étiquette Faustini episcopi sous laquelle elle figure dans plusieurs manuscrits."

VIII. Morin: „j'attribuerais volontiers à Fauste la plus grande partie: mais la conclusion, d'un style beaucoup moins élégant et d'un caractère plus pratique, me paraît l'oeuvre de Césaire, à qui

est dû aussi vraisemblablement tout l'agencement du discours". Demnach wäre die Predigt ein Elaborat des Cäsarius, der den Kern dazu aus Faustus entlehnt hätte.

IX. Da außer einer Einleitung von zwei Zeilen die Predigt theilweise als Anfang der vierten pseudoeusebianischen, theilweise als zweiter Theil einer pseudoaugustinischen Homilie sich findet, so sieht Morin darin nur eine schlecht zusammengestoppelte Vereinigung von Stücken und Fragmenten, in der er unmöglich eine Originalcomposition des Bischofes von Riez erblicken kann. Ob Cäsarius der Verfasser der Einleitung und Compilator des übrigen Theiles gewesen sei, unterlässt Morin zu erwähnen. Die „assemblage assez mal consu de pièces et de morceaux" scheint ihm, wie ich vermuthe, sogar eines Cäsarius unwürdig zu sein.

X. Ich habe schon längst darauf hingewiesen, dass das Stück für das Fest des heiligen Bischofes Honoratus verfasst worden sein und demnach der handschriftliche Titel 'de natale sancti Felicis' auf einem Irrthum beruhen müsse. Die Art und Weise, wie dieser Irrthum entstanden sein mag, scheint mir von Morin richtig auseinandergesetzt. Es sei nämlich in dem Originalmanuscripte der Collection (nach Morin einem jener von Cäsarius verschickten Homiliare) thatsächlich die Homilie für das Fest des heiligen Honoratus (16. Januar) bestimmt gewesen, doch hätten, da dieses Fest nur im Süden von Frankreich gefeiert wurde, nicht-gallische Copisten im Titel an Stelle des Namens des Honoratus den des Bekenners von Nola Felix (14. Januar) gesetzt, ohne sich die Mühe zu geben, den Text mit dem neuen Titel in Übereinstimmung zu bringen. Auch der Codex von Silos biete dieselbe Anomalie. (Übrigens ist nicht ganz ausgeschlossen, dass ursprünglich thatsächlich auch eine Predigt zu Ehren des heil. Felix, dessen Fest fast unmittelbar vor dem des heil. Honoratus gefeiert wird, in der Sammlung, welche die Predigten in der kalendarischen Reihenfolge der Feste bietet, gestanden hat und durch irgend einen Zufall ausgefallen ist, wobei auch der Titel der folgenden Predigt verloren gieng. Wie leicht konnte ein Copist eine Predigt überspringen!) Morin fährt fort: „voici de quoi la pièce se compose. Le premier alinéa est détaché de l'Omelia in depositione sancti Honorati, que j'ai copiée dans le célèbre homéliaire de Fleury du VIIe—VIIIe siècle (Orléans, Codex 154, fol. 109[1]), et qui est sûrement de saint Césaire. A partir du second alinéa jusqu' à la fin, c'est simplement le sermon de l'appendice de saint Augustin (vgl. meine adnotatio critica), dont les Mauristes disent: stilum reuera habet Caesarii". Hier wäre nach Morin der interessante Fall zu constatieren, dass zwei disparate, aber von Cäsarius verfasste Stücke zu e i n e r Homilie zusammengeschweißt sind. Da aber diese Homilie zu Ehren des heiligen Honoratus verfasst ist, der ohnedies der Gegenstand des

---

[1]) Vgl. Delisle, Notice sur plusieurs manuscrits, Paris 1883, S. 346.

durch das erstere der beiden Stücke vertretenen Sermons ist, so kann weder Cäsarius selbst der Redactor unserer Predigt sein, noch würde ein anderer diese Verquickung zweier Cäsarianischer Stücke bewerkstelligt haben, wo ihm eine ganze Originalpredigt desselben Autors dieselben, ja bessere Dienste leisten konnte. Ohne Zweifel rührt die Predigt von Faustus her, der sie in der Kirche von Arles gehalten hat. Hat ja Faustus doch oft in fremden Diöcesen gepredigt (vgl. meine Studien S. 47).

XI. Morin: „il y a bien dans le corps du discours quelques beaux passages qui peuvent être empruntés à Fauste: mais les phrases plus familières dans les quelles ils sont enchâssés trahissent immédiatement leur origine césarienne."

XII. Im westgothischen Homiliar lautet der Titel fol. 190: Admonitio sancti fausti pulcra ut semper de peccatis nostris et de diem iudicii uel de aeterna beatitudine cogitemus. Morin bemerkt ferner, dass das Stück „in gewissen Lectionaren" unter dem Namen des Sedatus (ebenso die Nummern VII, VIII [vgl. meine adnot. critica] und XI) figuriere. Anfang und Schluss ist nach seiner Meinung in dem Stile des Cäsarius gehalten, und weil der übrige Theil der vierten pseudoeusebianischen Homilie (vgl. unsere Ausgabe S. 268, 2 Note) entnommen sei, werde die ganze Predigt in zahlreichen Manuscripten dem Faustus zugeschrieben.

XIII. Morin macht aufmerksam, dass wir hier einen Auszug (réduction) der 9. Predigt des heil. Fulgentius (Migne LXV 744) vor uns haben, und ist nicht abgeneigt, den Faustus als Verfasser anzuerkennen, dessen sie nicht unwürdig erscheine. Doch kann er es nicht unterlassen zu bemerken, dass die zwei Schlusszeilen (ad quam gloriam nos dominus sub sua protectione perducat, cui est honor et imperium in saecula saeculorum, amen) sehr häufig in den von Cäsarius adjustierten Stücken (wie Augustinus append. sermo 12, 14, 17, 30, 41, 44, 52, 68, 69 usw.) wiederkehren.

XIV. Morin hält sowohl die Einleitung, als den übrigen mit dem Schluss eines pseudoaugustinischen Sermo stimmenden Theil (vgl. meine Ausgabe S. 277, 9 Note) für das Eigenthum des Cäsarius und fügt bei: „il y a çà et là quelques phrases plus soignées qui peuvent être de Fauste, mais c'est tout."

XV. Das Stück stimmt mit Ausnahme eines Plus von ein paar Zeilen am Anfang und am Ende mit dem 10. pseudoeusebianischen sermo ad monachos (dem 44. der ganzen Sammlung), der auch unter die pseudoaugustinischen Predigten aufgenommen ist und von den Maurinern dem Cäsarius zugeschrieben wird. Morin meint, dass er eine lange Liste von Manuscripten vorführen könnte, die die Autorschaft des Cäsarius beweisen. Dass die zehn sermones ad monachos in der Überlieferung häufig als von Cäsarius herrührend erscheinen, ist längst bekannt (vgl. darüber meine Bemerkungen in den Studien über die Schriften des Faustus, S. 62 f.), jedoch vermag auch Morin für die Fassung der Predigt in der Dur-

lacher Sammlung die Autorschaft des Cäsarius urkundlich nicht zu belegen. Nichtsdestoweniger behauptet er: „la rédaction du recueil de Karlsruhe dénote avec plus d'évidence encore une origine césarienne. Tout ce qu'on peut accorder, c'est qu'ici encore le fonds aura été emprunté à Fauste."

XVI. Morin: „il y a bien p. 285, lignes 19 sqq. un passage imité de l'homélie VIII du Pseudo-Eusèbe, qui peut appartenir à Fauste: mais tout le reste est ce qu'on peut concevoir de plus caractéristique en fait de style césarien. Aussi les Mauristes l'ont-ils restitué à l'évêque d'Arles. Ils se fondent notamment sur deux manuscrits de Corbie qui donnent la pièce sous le nom de Césaire."

XVII. Morin hält wie die Mauriner das Stück für cäsarianisch und verweist betreffs der Stelle S. 289, 12 sqq. auf Migne, Patr. lat. XVII 634, Note c.

XVIII. Auch hier wird der cäsarianische Ursprung mit Berufung auf die Mauriner behauptet und zur Bekräftigung angeführt, dass sich das Stück in zwei (nicht näher bezeichneten) cäsarianischen Homiliaren über die heilige Schrift finde.

XIX. Die Predigt figuriert wie die vorige nach Morin in den eben genannten cäsarianischen Homiliaren und, während die Mauriner bloß vom Anfang annahmen, dass er vom Cäsarius stamme, behauptet Morin dies auch vom Schlusse und von mehreren anderen Stellen, die dazu bestimmt seien, um die verschiedenen Excerpte, aus denen die Predigt bestehe, mit einander zu verbinden.

XX. Morin hat das Stück in drei verschiedenen Predigtsammlungen cäsarianischer Provenienz gefunden, davon in einer aber mit dem Titel sancti Ambrosii, was er dadurch erklärt, weil zahlreiche Excerpte aus einer Schrift des heil. Ambrosius in die Predigt Aufnahme gefunden haben. In ähnlicher Weise wird die Überschrift Faustini der Durlacher Handschrift motiviert, weil nämlich einige Zeilen (S. 304, 13 sqq.) der pseudoeusebianischen Sammlung entlehnt sind.

XXI. Morin hält das Stück mit den Maurinern für cäsarianisch und hat es ebenfalls in den drei obigen cäsarianischen Sammlungen gefunden.

XXII. Anfang und Schluss sind nach Morin im Stile des Cäsarius; in einer der cäsarianischen Sammlungen finde es sich unter dem Namen des Ambrosius, weil der Kern der Predigt ein Extract aus der Schrift des Ambrosius über den Patriarchen Joseph sei.

Die vorstehenden Details werden in folgender Weise von Morin reassumiert:

1. In allen Stücken der Durlacher Sammlung mit Ausnahme der zweiten Homilie kann man die Hand des h. Cäsarius constatieren.

2. Dagegen weist eine gewisse Anzahl von Stücken keine Spur des Stiles des Faustus auf.

3. Wo sich die Überschrift Faustini findet, hängt sie gewöhnlich mit Entlehnungen aus den pseudoeusebianischen Predigten

zusammen, deren Stil mit den anderen Theilen der einzelnen Homilien scharf contrastiert.

Morins Schlussfolgerung lautet: „nous avons ici un homéliaire césarien dans lequel sont entrés, avec beaucoup d'autres choses, divers fragments des discours de Fauste, la plupart connus d'ailleurs. C'est à ces emprunts que fait allusion d'ordinaire l'étiquette Faustini mise en tête des pièces où ils figurent. Si donc on se croyait autorisé à publier celles-ci dans la nouvelle édition de Fauste, ce n'était pas une raison pour donner en même temps les autres pièces du recueil, avec les quelles le brillant évêque de Riez n'a absolument rien à voir. En second lieu, même pour les homélies portant le nom de Fauste, il eût fallu dégager avec soin les passages qui peuvent réellement lui appartenir, et recourir à un procédé typographique qui mît en garde la foule des profanes contre la tentation de prendre le tout pour du Fauste authentique."

Über die neun außerhalb der Durlacher Sammlung stehenden Predigten des Faustus macht Morin folgende Bemerkungen, die ich mit meinen Gegenbemerkungen zusammen anführe.

XXIII und XXIV. Dass diese beiden Stücke in zahlreichen Handschriften, darunter sehr häufig unter dem Namen des Cäsarius vorkommen, war mir wohl bekannt (vgl. meine Studien S. 81 und Prolegomena S. LVIII). Morin zählt diese Handschriften mit Recht nach hunderten und führt namentlich den Codex Nomedianus von Brüssel (Ende des 7. Jahrhunderts) an; übrigens sind manche der von mir citierten S. Gallener Handschriften nicht viel jüngeren Datums. Beide Stücke spricht Morin dem Cäsarius zu, der beim ersten, das fast ausschließlich faustinisches (pseudoeusebianisches) Gut enthält, ausschließlich den Compilator, beziehungsweise Redactor gespielt haben müsste. Der Anfang der zweiten Predigt, der nach den von mir benutzten Manuscripten Quod supplente et quodam modo cum caritate iubente deo et uestra fraternitate qualemcumque sermonem profero lautet, muss Morin zufolge nach den „guten" Manuscripten geändert werden in quod supplicante et quodam modo cum caritate iubente sancto patre uestro fraternitati uestrae qualemcumque sermonem profero.

XXV. Diesen Sermo hatte ich nur bedingungsweise dem Faustus zugesprochen, indem ich nicht imstande war, aus dem Stile des Sermo Indicien für die Autorschaft des Faustus zu gewinnen und deshalb einzig und allein die Überlieferung als maßgebend bezeichnete (vgl. Studien S. 87). Morin erklärt nun, dass er unzählige Handschriften jeglichen Alters kenne, nach denen Cäsarius der Verfasser ist. Unter solchen Umständen halte ich natürlich die Autorschaft des Faustus nicht weiter aufrecht.

XXVI. Auch Morin hält das Stück für das Eigenthum des Faustus und spricht die Vermuthung aus, man habe es wegen des allerdings etwas brüsken Schlusses mit einem Fragment einer ursprünglich umfangreicheren Predigt zu thun. Erwünscht kommt mir

Morins Nachweis, dass die Predigt in ihrer Gänze bereits in der Appendix der Sermones des heil. Leo (Migne, P. l. LIV 488) und von Caillau und St. Yves, S. Aurelii Augustini operum suppl. I (Paris 1836) 89, nach dem Codex Cassinensis CVI p. 720 gedruckt ist.

XXVII. Morin findet in der Predigt den Stil des Faustus und zweifelt doch, dass es eine Originalarbeit desselben sei: „d'abord les deux premières lignes se rattachent d'une façon assez peu naturelle à ce qui suit; puis, nous retrouvons pp. 32—33 ces emprunts textuels à la collection de Pseudo-Eusèbe, justification habituelle de l'étiquette Faustini ou Fausti episcopi: enfin, la finale praestante domino nostro etc. est encore une de celles qui reviennent le plus souvent dans les pièces aux quelles Césaire a mis la main. On sait en quels termes touchants celui-ci se félicitait de mourir la veille même de la fête de cet incomparable docteur dont il avait toujours aimé le catholicissimus sensus (Vita II 33)". Ich kann mir nicht versagen, auf diese drei Punkte hier sofort zu erwidern. Wenn etwas am Anfang der Predigt auffällig ist, so ist es das enim S. 330, 11, da der auf den ersten Satz folgende Gedanke den vorausgehenden keineswegs begründet. Wieso aber dieser Umstand gegen die Autorschaft des Faustus sprechen soll, vermag ich ebensowenig einzusehen, als ich zu begreifen vermag, warum bei der eventuellen Annahme einer Redaction der Predigt durch Cäsarius dieses Hindernis beseitigt ist. Denn wenn auch Cäsarius nur die beiden ersten Zeilen de suo dazugegeben hätte, so würde er doch niemals den folgenden anderswoher geschöpften Theil mit enim angereiht haben. Man schreibe indes autem statt enim, welche Partikeln infolge ihrer in manchen Schriftgattungen einander so stark ähnelnden Compendien (H und K) leicht einer Verwechslung ausgesetzt waren, und alles ist in Ordnung. Der zweite Grund Morins beweist direct nichts gegen Faustus und würde nur dann irgendwelche Beweiskraft gewinnen, wenn etwa einer durch eine oder mehrere Handschriften repräsentirten, für Cäsarius zeugenden Überlieferung eine für Faustus sprechende Handschrift gegenüberstünde. Was endlich den dritten Grund anbelangt, so wird wohl niemand ohne Voreingenommenheit aus einer so trivialen Formel wie praestante Domino nostro Jesu Christo, qui cum patre et spiritu sancto uiuit et regnat deus per infinita saecula saeculorum, Amen einen Schluss auf ihren Autor zu ziehen wagen: qui nimium probat, nihil probat.

XXIX—XXXI. Diese drei zusammenhängenden Pfingstpredigten enthalten ihrem Kerne nach Auszüge aus Faustus' Schrift de spiritu sancto. Alles übrige, meint Morin, ist in dem einfachen und väterlichen Ton des Cäsarius gehalten. Zu Anfang der zweiten der drei Predigten finden sich fünf Zeilen (S. 340, 17—21), die im Liber testimoniorum stehen, den der erste Herausgeber Cardinal Pitra dem Augustinus vindicierte, und den der jetzige Prior von Solesmes

Dom Ferdinand Cabrol unserem Faustus zuschrieb, wogegen ich Einsprache erhob, ohne, wie ich jetzt sehe, Morin überzeugt zu haben. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass einst ein Mitbruder Morins als dessen porte-voix im „Mainzer Katholik“ (1887, S. 386 ff.) diese fünf Zeilen als vollkommen im cäsarianischen Stil gehalten erklärte. Jetzt hält Morin sie für Eigenthum des Faustus und beweist damit, wie trüglich das Urtheil über Stilverschiedenheiten in Predigten zweier gleichzeitiger, gleichgebildeter, landsmännischer Autoren ist. Übrigens zugegeben, Faustus sei der Verfasser des Liber testimoniorum, Cäsarius dagegen der unserer Predigten, hat es auch nur eine Spur von Wahrscheinlichkeit für sich anzunehmen, dass Cäsarius, der an und für sich betrachtet immerhin die Bücher des Faustus de spiritu sancto für seine Predigten excerpieren konnte, auch noch jene fünf Zeilen einem anderen Werke des Faustus entnommen, dagegen die nächsten sechs Zeilen aus eigenem hinzugefügt habe, um dann erst ein längeres Excerpt aus den Büchern über den heiligen Geist anzuschließen?

Hiemit wäre der Inhalt des sachlichen Theiles des Aufsatzes von Morin erschöpft. Meine Kritik derselben soll nicht zu ausführlich werden und zwar möge zunächst einiges über die Durlacher Sammlung gesagt werden.

1. Vor allem muss der Ansicht Morins entgegengetreten werden, dass nach dem Thatbestande in der Karlsruher Handschrift die durch die letztere repräsentierte Überlieferung nur neun Stücke als dem Faustus (Faustinus) angehörig bezeichne und dass man daher den Namen Faustinus an der Spitze der 13 anderen Predigten nicht ergänzen dürfe, sondern sie vielmehr als anonym überliefert betrachten müsse. Ich gebe Folgendes zu erwägen: In der Handschrift sind die Nummern 1, 2, 9, 11, 12, 13, 15, 16, 20 als Eigenthum des Faustinus bezeichnet; es kommt demnach dieser Name zu Anfang, in der Mitte und gegen Ende der Sammlung vor und zwar nur dieser allein, ein zweiter Autorname findet sich in der ganzen Sammlung nicht. Ich frage, wenn 21 von 22 Stücken von Cäsarius theils verfasst, theils adjustiert wurden, warum findet sich nicht auch dessen Name in der Handschrift, oder der des Augustinus, dessen echte Predigten dem Autor einzelner unserer Stücke manches Fragment lieferten, oder der des Ambrosius etwa bei Stück 20 und 22? Dieser auffallende Mangel jeglichen anderen Autornamens beweist nun zunächst, dass wir keine farrago homiliarum undique collecta vor uns haben, denn da würde doch von den Veranstaltern derselben neben Faustus auch der eine oder andere Autor genannt worden sein und dann hätte auch in unserer Überlieferung ein oder der andere Name sich erhalten. Dies gibt übrigens auch Morin zu und gesteht der Sammlung sogar ein relativ hohes Alter (Anfang des 6. bis Mitte des 7. Jahrhunderts) zu, nur will er nicht Faustus, sondern Cäsarius

als den Redactor gelten lassen. Indem ich dieses Zugeständnis des hohen Alters der Sammlung quittiere, frage ich jeden vorurtheilsfreien Sachverständigen: wenn an neun der verschiedensten Stellen der Sammlung der Name des Faustus erscheint und daneben kein einziger anderer Name und auch von den Stücken, denen der Name des Faustus nicht vorgeschrieben ist, einzelne (Nr. 8 und 14) durch anderweitige Überlieferung für Faustus reclamiert werden, ist man unter solchen Verhältnissen berechtigt, sämmtliche 22 Stücke wenigstens durch die Karlsruher Handschrift als dem Faustus angehörig bezeugt zu halten oder nicht? Ich glaube nicht nur berechtigt, sondern sogar bemüssigt, wenn auch die Handschrift keinen Generaltitel, der ausdrücklich die Autorschaft des Faustus für sämmtliche Stücke summarisch bezeichnen würde, enthält.

2. Morin nennt die Sammlung ein Homiliar und spricht ihr die Homogenität und Originalität ab. Darin stimme ich ihm ganz bei, doch kann ich den daraus von ihm gezogenen Schluss, dass Faustus nicht der Verfasser sein könne, nicht gelten lassen. Wer die Armut an eigenen, momentan zur Verfügung stehenden Gedanken durch Entlehnungen aus anderen eigenen Schriften, aus Augustinus, Ambrosius u. a. decken muss, der kann weder auf Originalität noch auf Homogenität der auf diese Art entstandenen Predigten Anspruch erheben. Und ein solcher Mann war in der That Faustus, ob es ihm Morin zutraut oder nicht. Niemand zweifelt an der Echtheit der Faustinischen Briefe oder seiner Werke de gratia und de spiritu sancto: man vergleiche nun seinen 6. und 9. Brief und wird finden, dass seitenlange Stellen aus einem Brief in den andern hinübergenommen sind (vgl. S. 197, 10—199, 14 und 212, 17 bis 214, 11). Man vergleiche weiters die zahlreichen, aus notorisch echten Schriften gesammelten Beispiele von Selbstentlehnungen des Faustus, die ich in meinen Studien S. 35 ff. zusammengestellt habe. Wer aber bei sich selbst geistige Anleihen machen muss, wird noch zahlreichere Anleihen bei anderen machen und dies gilt namentlich bei Predigten, die größtentheils für den augenblicklichen Bedarf entstanden ein solches Vergehen gegen fremdes literarisches Eigenthum leicht erklärlich finden lassen. Morin selbst hat auf den von uns oben angeführten Ausspruch des Cäsarius hingewiesen, dass, wenn man in den Predigten ohneweiters die Worte Christi, der Propheten oder Apostel recitiere, man auch ohneweiters die Worte eines Ambrosius, Augustinus, seiner (des Cäsarius) eigenen Person oder anderer Kirchenschriftsteller anführen dürfe; dieses Ausschreiben fremder Autoren (zu Predigtzwecken) ist aber nicht, wie Morin anzunehmen scheint, eine Specialität des Cäsarius, sondern eine zu jenen Zeiten allgemein geübte Praxis und gerade zwei mit Cäsarius eng befreundete Kirchenfürsten, Faustus und Ruricius, übten sie aufs ausgiebigste. Demnach darf der Mangel an Originalität und Homogenität der Predigten unserer Sammlung nicht gegen Faustus sprechen.

3. Aber diejenigen Theile der Sammlung, die nicht aus Ambrosius, Augustinus oder anderen beglaubigten Schriften des Faustus entlehnt sind, tragen nach Morin nicht das Gepräge des faustinischen, sondern cäsarianischen Stiles. Darin liegt das für uns wertvolle Zugeständnis, dass sie einen einheitlichen Stil aufweisen und, wenn wir von mehreren Stücken der Sammlung, deren Stil Morin als evident cäsarianisch erklärt, nachweisen können, dass sie sicher von Faustus herrühren, so wird selbst Morin zugeben müssen, dass dann nichts mehr hindere, auch die anderen Predigten dem Faustus zuzuweisen. Da ist zunächst Nr. XII der Sammlung, die durch zahlreiche, darunter sehr alte Handschriften dem Faustus gesichert ist (vgl. Prolegomena p. LVI), während Morin, der genaue Kenner der Überlieferung des Cäsarius, nicht ein Manuscript zu nennen vermag, in dem Cäsarius als Autor figurierte. Das letztere gilt auch von Nr. XIV, während der ehrwürdige Codex Parisinus lat. 14086 saec. VIII für Faustus zeugt. Bei Nr. I führt allerdings Morin zwei nicht sonderlich alte Manuscripte (10. und 11. Jahrhundert) ins Feld, diesen steht aber nebst anderen der Codex Cheltenhamiensis 8400 saec. VIII, ganz abgesehen von unserem Durlacensis, entgegen. Überhaupt vermag Morin durch positive Daten der Überlieferung seine These fast gar nicht zu stützen. Denn bei den meisten Predigten vermag er gar keine für Cäsarius sprechende handschriftliche Gewähr beizubringen und in den seltenen Fällen, wo letzteres geschieht, hat es dieses oder jenes Häkchen.

Bei Nr. X spricht Morin von einer in einem sehr alten handschriftlichen Homiliar erhaltenen Omelia in depositione sancti Honorati, deren Anfang mit dem ersten Abschnitte unseres Stückes zusammenfalle und die sicher von Cäsarius herrühre. Allem Anscheine nach ist dies aber nur eine Vermuthung Morins und Cäsarius' Autorschaft handschriftlich nicht beglaubigt. Zu Nr. XVI wiederholt Morin nur die Angabe der Mauriner, dass in zwei codices Corbeienses die Predigt unter dem Namen des Cäsarius erhalten sei. Da diese Handschriften nicht näher bezeichnet sind und auch Morin sie nicht zu kennen scheint, obwohl er viele Jahre schon der Sammlung und Sichtung der Überlieferung des Cäsarius gewidmet hat, so muss die Notiz der Mauriner mit Vorsicht aufgenommen werden, zumal da diese Homilie in unserer Sammlung ausdrücklich dem Faustinus und in dem Codex von Silos dem Faustus zugeschrieben ist. Zu Nr. XVIII, XIX und XX bemerkt Morin, dass er sie in je zwei, beziehungsweise drei Sammlungen cäsarianischen Ursprunges gefunden habe; doch scheint sich in keiner derselben bei diesen Predigten der Name des Cäsarius vorgesetzt zu finden, da dies Morin sonst ausdrücklich bemerkt hätte, wie er ja auch besonders bemerkt, dass in einer jener Sammlungen das 20. (und 22.) Stück den Namen des Ambrosius trägt. Dieser letztere Umstand macht mich übrigens gegen die genannten cäsarianischen Sammlungen misstrauisch, weil er das Wirken und Walten

eines gelehrten Schreibers oder Redactors in ihnen beweist, der erkannte, dass in den beiden Predigten eine Schrift des Ambrosius (über den Patriarchen Joseph) benützt sei, und diese seine Erkenntnis durch ein Taufen, beziehungsweise Umtaufen der Homilien zum Ausdruck brachte. Somit bleibt nur Nr. XV übrig, zu welcher Morin die Bemerkung macht, dass er eine sehr lange Liste von Manuscripten vorführen könnte, in denen diese Predigt dem Cäsarius zugeschrieben wird. Man beachte dabei aber wohl, dass Morin nicht die Predigt im Auge hat, wie sie in unserer Sammlung redigiert ist, sondern wie sie als Nr. 44 der pseudoeusebianischen Homilien vorliegt. Die Sache steht also so, dass man sagen muss, die 44. pseudoeusebianische Predigt werde dem Cäsarius in vielen Manuscripten zugeschrieben. Gewiss, das ist eine auch mir längst bekannte Thatsache, die ich seinerzeit bereits in meinen Studien S. 63 und 78 besprochen und zu erklären versucht habe. Die in Frage stehende Predigt ist nämlich die letzte der 10 Predigten ad monachos, die einen Theil der Sammlung des Pseudo-Eusebius ausmachen, aber oft und oft als selbständiges Ganzes vervielfältigt wurden. Nach meiner a. a. O. begründeten Überzeugung stammen sie von Faustus, aber je mehr sie abgeschrieben und gelesen wurden, desto mehr geriethen diese vielleicht schon von Faustus unter einem Pseudonym veröffentlichten Homilien in die Gefahr, den Namen ihres Autors nach der Willkür oder dem Missverständnis einzelner Leser ändern lassen zu müssen. Eine Vermuthung, wie gerade auch Cäsarius in der Überlieferung zur Autorschaft dieser zehn Stücke gekommen sein mag, habe ich a. a. O. S. 78 geäußert.

Ich kehre nach dieser Abschweifung, durch die ich beweisen wollte, dass die diplomatische Überlieferung sich der Hypothese Morins betreffs der Autorschaft des Cäsarius widersetze, zurück zu der Frage, ob die 22 Stücke der Sammlung hinsichtlich ihres Stiles als faustinisch bezeichnet werden können oder nicht. Morin hat die Frage verneint und zu Gunsten des Cäsarius entschieden: wir haben aber einzelne von ihm als specifisch cäsarianisch bezeichnete Stücke als durch die Überlieferung für Faustus gesichert hingestellt und damit bewiesen, dass das Urtheil Morins ein subjectives, durch die Mauriner und seine Lieblingsidee von einem „Pancäsarianismus" beeinflusstes sei. Denn aus zwei Zeilen der Einleitung, aus drei oder vier Zeilen des Schlusses einer Predigt den Stil eines bestimmten Autors herausfinden zu wollen, das heißt nicht unparteiisch urtheilen, sondern gemäß einer vorgefassten Meinung decretieren. Morin nennt den Stil des Cäsarius gegenüber dem des Faustus „beaucoup moins élégant et d'un caractère plus pratique", er ist also kraft- und farblos und soll doch so ohneweiters zu erkennen sein? Und nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu unterscheiden von der Diction eines Mannes wie Faustus, der fast zu gleicher Zeit, im gleichen Lande lebte, dieselbe Erziehung genoss, dieselbe Carrière machte und gleich eifrig im Predigen war? Ich

muss hier auch nachdrücklichst auf eine Eigenthümlichkeit vieler gallischer Schriftsteller dieser Zeit, unter ihnen auch des Faustus, aufmerksam machen. Es ist dies eine stark hervortretende Unausgeglichenheit in der Ausdrucksweise, eine Unebenheit des Stiles, die es geradezu unmöglich macht, in den verschiedenen Schriften und selbst in verschiedenen Theilen einer und derselben Schrift eine einheitliche Diction zu finden. Nach Morins Princip würde man zwar die Schrift de gratia dem Faustus zusprechen können, dagegen wären die Bücher de spiritu sancto unerbittlich dem Cäsarius verfallen, denn thatsächlich ist der Stil der letzteren viel weniger elegant und trägt ein mehr praktisches Gepräge. Und nun erst in den Predigten, wo selbst eine ausgeprägte stilistische Eigenart alteriert wird durch die Rücksichtnahme auf die Qualität der Zuhörer nicht minder als durch den usus tyrannus, der als kirchliche Tradition auf den Stil des Predigers mehr oder minder nivellierend wirkte.

4. Eigenthümlich ist auch Morins Methode zu erklären, wieso in die Überschriften von neun Stücken der Karlsruher Sammlung der ausdrückliche Name des Faustus (Faustinus) gekommen sei. Er behauptet nämlich, dass eine Entlehnung aus Pseudo-Eusebius (Faustus) genügt habe, um das betreffende Stück mit dem Namen des Faustus zu versehen. Wenn eine Predigt beispielsweise ein Auszug aus einem so bekannten Buche ist, wie das des h. Ambrosius über den Patriarchen Joseph war, so finde ich es begreiflich, dass da der Name des Ambrosius sich in einzelnen Exemplaren in den Titel jener Predigt einnisten konnte, dass aber ein Fragment aus Pseudo-Eusebius in gleicher Weise bewirkt haben sollte, dass ihm zuliebe eine Predigt dem Faustus zugeschrieben wurde, das könnte höchstens ausnahmsweise geschehen sein, aber doch nicht so oft. Und weiters, wenn wir einem Copisten oder Leser eine solche Kenntnis der Predigtliteratur zutrauen dürften, dass er in einer Predigt sofort ein dem Pseudo-Eusebius entlehntes Stück erkannte, würde er dann nicht ebenso gut wenigstens hie und da auch die Entlehnungen aus Augustin und Ambrosius bemerkt haben und dementsprechend auch diese beiden als Autoren einzelner Predigten bezeichnet haben?

5. Hat schließlich Morin nicht bedacht, dass der Name des Faustus keineswegs zu den favorisierten gehörte und gar oft absichtlich getilgt wurde? Man denke an die Überlieferung seines Werkes de spiritu sancto, man denke an die pseudoeusebianische Homiliensammlung, die freilich vielleicht von Faustus selbst unter einem Pseudonym veröffentlicht, möglicherweise aber auch erst im Laufe der Zeit des eigentlichen Namens ihres Urhebers verlustig wurde, man denke ferner daran, dass selbst das Hauptwerk de gratia den Namen seines Verfassers in der einzigen erhaltenen Handschrift von zweiter Hand nachgetragen enthält: das alles zusammengenommen kann nicht auf bloße Zufälle zurückgeführt

werden, sondern beweist, dass man vielleicht schon bald nach dem Tode des Faustus (vgl. meine Proleg. p. XVI sqq.) absichtlich dessen Schriften als die eines Mannes suspectae fidei stiefmütterlich behandelte, in Vergessenheit gerathen ließ oder doch wenigstens unter anderen Namen propagierte. Man kann getrost behaupten, dass in der Überlieferung in Hunderten von Fällen der Name des Faustus absichtlich getilgt oder geändert wurde und nie oder höchstens nur ausnahmsweise widerrechtlich einem Stücke vorgesetzt wurde, dem derselbe nicht zukam. Hier war also das gerade Gegentheil der Fall von dem, was mit dem Namen eines Augustin, Ambrosius, Hieronymus, Cyprian usw. geschah. Wie oft wurden nicht diese berühmten Namen eben wegen ihrer Berühmtheit mit Werken und Schriften in Verbindung gebracht, mit denen sie gar keine Gemeinschaft haben! Während wir also bei Stücken mit diesen Namen stets auf der Hut sein müssen, haben wir eine erheblich leichtere Arbeit bei den Schriften, die des Faustus Namen tragen, da es nicht leicht jemand eingefallen sein dürfte, an die Stelle der gut klingenden Namen eines Cäsarius, Eusebius, Maximus u. a. den perhorrescierten des Faustus zu setzen. Ich glaube demnach, dass eine rationelle Kritik von dem Grundsatze ausgehen darf und muss, dass die für Faustus sprechende Überlieferung einer Schrift oder Predigt schon an und für sich, wenn nicht die gewichtigsten Gründe dagegen sprechen, Anspruch hat, den Vorzug vor einer gegentheiligen zu verdienen.

Zum Schlusse bemerke ich, dass gerade jene Stücke der Karlsruher Sammlung, die von Morin am bestimmtesten dem Faustus abgesprochen werden wie Nr. 9 und die wirklich oder vermeintlich in einzelnen Handschriften den Namen des Cäsarius tragen wie Nr. 1. (15). 16, in unserer Handschrift ausdrücklich dem Faustinus (Faustus) zugeschrieben werden.

Nach allem dem bisher Gesagten halte ich meine ursprüngliche Ansicht, dass die 22 Stücke der Karlsruher Sammlung, so gut und so schlecht als sie eben sind, mit ihren Excerpten aus anderen Faustiana, aus Augustin und Ambrosius u. a., sämmtlich dem Faustus angehören, aufrecht und gebe der Überzeugung Ausdruck, dass die Hypothese Morins von der cäsarianischen Redaction sämmtlicher Homilien bis auf eine als eine unbewiesene, nur durch eine Stelle der vita Caesari veranlasste Aufstellung die Billigung Kundiger nicht finden kann.

Bei weitem weniger decidiert äußere ich mich über einzelne außerhalb der Durlacher Sammlung stehende, von mir veröffentlichte Homilien, nämlich über Nr. 23, 24 und besonders über Nr. 25. Das letztere Stück hatte ich selbst von allem Anfang an nur unter Reserve dem Faustus vindiciert (Studien S. 87) und will es gerne nach den auf die Überlieferung bezüglichen Daten Morins an Cäsarius cedieren. Die beiden Predigten ad monachos (23, 24), von denen die erstere fast ganz aus faustinischem Sprachgut zusammengesetzt

ist, tragen in zahlreichen Handschriften den Namen des Cäsarius vielleicht nur mit derselben Berechtigung, wie die zehn pseudo-eusebianischen sermones ad monachos. Möglich wäre es übrigens, dass beide Schriftsteller, Faustus und Cäsarius, theilhatten an diesen Predigten: Faustus als Verfasser, Cäsarius aber als derjenige, der sie in eine Sammlung von sermones ad monachos aufnahm. Doch hoffen wir, dass die Ausgabe der Predigten des Cäsarius, die Morin in Aussicht gestellt hat und voraussichtlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, in dieser Sache die Entscheidung bringen wird.

Die Nummern 26—28 gehören sicher dem Faustus an: Morin bezweifelt dies zwar theilweise bei Nr. 27, doch glaube ich ihn bereits oben S. 969 widerlegt zu haben. Die Stücke 29—31 enthalten reichliche Excerpte aus Faustus de spiritu sancto, sind nach einer faustinischen Predigt überliefert und konnten deshalb jedenfalls von mir mit mehr Recht unter die faustinischen Predigten aufgenommen werden, als Morin sie dem Cäsarius zuweist, sich dabei bloß auf sein subjectives Urtheil über den Stil derselben stützend.

Ich schließe hiemit diese Auseinandersetzungen mit Morin, dessen großes Wissen und nimmermüde Arbeitslust ich nach wie vor bewundere: hat er ja doch auch in dem besprochenen Aufsatze mich vielfach belehrt und meine Studien ergänzt. Dass ich ihm, dem Cäsariusforscher, bei seiner Jagd im Reviere des Faustus entgegentreten musste, möge er nicht so tragisch nehmen, als man dies nach den Schlussworten seines Aufsatzes glauben könnte, die da lauten: „je me demande, en effet, avec un légitime effroi, ce que deviendrait ce pauvre Césaire auquel j'ai consacré mes labeurs, s'ils élevait encore en face de lui un certain nombre de soi-disant orateurs du même genre que le Fauste du tome XXI de la docte Académie. Il se verrait bientôt réduit au rôle de l'infortuné Sosie devant ce drôle assez osé pour lui ravir jusqu' à son nom et sa personnalité propre.“ Wenn jene durch Morin von Faustus für Cäsarius reclamierten Predigten die Größe und Bedeutung des Cäsarius zu alterieren vermöchten, so wäre es schlimm um ihn bestellt. Denn wenn Morin freimüthig erklärt, er habe seine Kritik an den Predigten des Faustus nicht ohne ein gewisses persönliches Interesse geübt, so kann ich offen gestehen, dass meine Replik von solchem persönlichen, durch eine Schwärmerei für den von mir edierten Schriftsteller hervorgerufenen Interesse frei war. — Faustus' Ruhm und Ansehen wird wahrlich durch die umstrittenen Homilien in keiner Hinsicht größer und gern würde ich ad maiorem Fausti gloriam jene Predigten opfern, wenn die thatsächlichen Verhältnisse es nur irgendwie erlaubten. Amicus Plato, magis amica veritas.

Wien. A. Engelbrecht.

Vielhaberi in libros Pseudocaesarianos adnotationes criticae.

III.[1]

Bellum Africum.[2]

1, 4 esse complures] *[esse] complures. Tamen* eqs.; cf. W(ölfflin). ad h. l. — 1, 5 tironum] *[] non satisfacit Davis. defensio.* W. ad h. l. — 3, 1 *Adrumetum ⟨versus⟩.* — 4, 3 *'unde' inquit 'istas? ab imperatore?' tum captivus: 'immo (codd.) a Caesare'. Cf. Kreyss.* — ib. simulatque] *[].* — 6, 5 et parte equitatus] *[]?* — 9, 2 firmata] *ab interpolatore.* — 10, 3 equitatum*[que]* coll. 1, 4. — ib. neque omni exposita] *[] solum de eis sermo est, qui a Caesare proficiscente cum VII cohortibus veteranis relicti sunt.* — ib. in suorum consilio] *[];* cf. W. — 12, 2 *quorum parvus ⟨erat⟩ numerus.* — 14, 1 *cum sit in codd.* extenuari, *videtur nihil aliud esse quam interpretamentum* extendere *vocabuli et legendum: 'simulque ad circumeundum Caesaris equitatum comparare . .'* — 17, 1 unam partem — exclusam] *an: una parte . . . exclusa?* — ib. cum peditatu] *? [].* — 18, 1 MDC] *??* — ib. 4 ictu] *?* — 19, 3 ut etiam caedendo *⟨Caesariani⟩;* cf. codd. paucis voculis ante lectionem 'adversariis Caesaris'. — ib. retentos consuetudine] *an: consuetudine nostra retentos? (hoc loco 'retentos' est in codd.).* — ib. Vh. hoc modo interpungit: *armaturae praeterea . . . . Labienus* (uncis deletis). — ib. quos — Brundisio] *[] aut 'quos secum ab initio habuerat, transportaverat'.* — 20, 1 uti [si posset] *eadem, qua adversariorum levis armatura interiecta* erat, *inter eq. suos interponerentur.* — ib. frequentabat] *?* Wölffl. 'frequentare' post Novákium. — 23, 1 numero] *[] ?* — 26, 3 accitis . . . bellum] *accitis bellum cum . . . gerere, repraesentare instituit.* Wölffl.: hieme gerere inst. — ib. 4 Vh. vult scribi: *'nuntiumque in Siciliam' cum codd., non supervacuae voces* (in Sic.), *sed ad spatii longitudinem, quae intercedebat, significandam aptissimae.* — 28, 4 Vh. codicum ratione habita ita legit: *'custodibus traditi et p. d. t.* sunt *interfecti'*, id quod Wölffl. habet, quem v. — 31, 1 aut etiam muniendi] *[] ? an: lignandi quique muniendi gratia vallum. Sed v. Morum.* — ib. 4 At haec] *atque haec?* [ita Wölffl. quoque, qu. v.] *vel* ad haec *cum codd. i. e. praeterquam, quod tam apte omnia imperabat.* Cf. Morum apud Oberlin. — 37, 2 in quo ipse — accessit] *? [] an [ad oppidum — inde], cum habeat castra ad Ruspinam Caesar dudum 33, 1.* — 38, 1 post Caesar. . .] *postquam C. . . . . docui, accessit* [ita supra vocabulum 'pervenit' scripsit Vh., quod delevit], *ascendit*

[1]) Cf. Z. ö. G. 1891, 385—389 et 1892, 396—398.

[2]) De titulo cf., quae adnotavi Z. ö. G. 1890, 404 adn.; ibidem p. 409 sqq. quasdam Vielhaberi coniecturas ad bell. Afr. proposui.

in unum collem turres(m)que speculas(m)que cepit atque eo m. semihora(m) efficit. Cf. Beitr. p. 28. Non satisfacit, sed fortasse: [post] Caesar ... ascendit [] [turres speculasque cepit efficit] postquam non ... — 39, 2 Vh. interpungit: imperat, turmae H. ad ..; Wölffl.: imperat, ut (Aδ) turmae ... — 41, 3 quod — eo loco] *??* — 42, 1 hostesque — texisse] *[ ] repetitum ex c. 41, 3.* — 45, 3 *XXXVI annis*] *tricies Nipp., sed a n n i s potius eiciendum quam in a r m i s mutandum.* Cf. Wölffl. ad h. l. — 47, 2 superiorum temporum] *quorum? haud scio, an recte se habeat codd. lectio: superiorum i m p e r a t o r u m.* — ib. 6 tentoriis aquaeque vi subrutis] *tentoriis v e n t o a q u a q u e subrutis[; vide codd. (vel codd. ortum ex vēto)] aut cum Ciacc. pro t e n e b r i s codd. (tentoriis) legendum v e n t o (ventis?).* — 48, 1 adderet] *adferret,* id quod Wölffl. habet, qu. v. — 49, 1 capiendo loca] *[ ] Oud.;* Wölffl. c a p i e n d o inclusit. — 50, 3 abditi] *[ ] recte vidisse Daehnius a b u s i ortum esse ex a r b u s t i, sed hoc ipsum glossema esse videtur ortum ex §. 1 et 2. Sed cf. Kreyssig. et Glandorp.* — 51, 2 deinde ab suis maximis castris] *?* — 54, 1 navem ex commeatu] *?* — 57, 3 caesis — civibus] *non magis intellego 'caesis — civibus' quam Oberlin* (hic autem Mori argumentationem affert). — 58, 2 eas] *[ ]* vide Wölffl. ad h. l. — 59, 2 media ab legionariis militibus] *[ ]* Cf. Wölffl.; 'ab l. m.' iam D a v i s i u s interpolationem esse iudicavit. — 60, 1 cornu .....] *cornu, XXX, [XXVIII], XIII, XIIII in media acie, in dextro autem cornu XXVIIII, XXVI. in secunda autem acie earum legionum partem [cohortium] collocaverat [praeterea — adiecerat]. sed haud scio, an tertia acies ex una legione constiterit, et qui numerus bis scriptus est in codd. XXVIII semel sit delendus. ad quam rem facit, quod auctor de m e d i a legione loquitur (vide c. 81).* — 60, 3 sinistrum suum] *sinistri sui cornu triplex esset (acies).* — 61, 5 bellantibus] *[ ]* cf. Wölffl. — 62, 1 XIII et XIIII] *X et VIIII codd. vide c. 53*; cf. Wölffl. — 70, 1 horam] *hora.* — ib. extremo] *ex extr.*; sed v. Wölffl. ad h. l. — 72, 1 commovebatur, quia, quodcumque proelium ..] *commovebatur, quod, proelium quotienscumque erat commissum; In codd. om. 'quia'.* Similiter Wölffl., qu. v. — 74, 1 petunt et] e t editorum inclusit Vh.; v. Wölffl. — 74, 2 tempus deorum] *'de eorum* (sic cod. A apud Wölffl.) .. *per transfugas [suos cives] factum certiorem Iubam' inserendumque 'nuntiabatur' ante 'de eorum'.* — 75, 5 immissos] *immissis.* — 77, 4 V milibus passuum] *VIII codd. quod cur sit falsum, non video.* Cf. Wölffl. — 78, 2 eo equitatu — legiones] *?* — 78, 5 quos — consuerat] *fortasse [ ].* — 80, 4 legionibus] *cohortibus? non amplius militum apud Pharsalum Caesar in castris reliquit. Sed hic contra oppidum praesidio firmatum!* — 81, 1 Scipionis — collocatis] *Scipionis, [contra] elephantos dextro sinistroque cornu c o l l o c a t o s et nihilo ... ipse acie triplici ... oppositis, d u a b u s [II] in m e d i a, quintae legionis ad ipsa cornua quinis*

cohortibus contra bestias collocatis (unam certe legionem in oppidis in praesidio habuisse putandus est) nec credibile, cum utriusque cornus legiones commemoraret, omisisse mediae aciei. Cf. Wölffl. — 85, 4 refectis castris] *perfectis? vide 81, 1;* cf. 56, 1 brachiis perfectis. — 85, 8 impunitatis propter] *imp. spe propter ... gestas, ipsi quoque ...* — 86, 1 LX ornatos armatosque] *[ ] ? LX habuisse Scipionem (sive Iubam) elephantos recte Nipp. contendit, at nullam bestiam interiisse non credibile. Cf. 84. Instructos et ornatos armatosque idem valent.* — 91, 2 antea oppidani] *? an cum vulgata: 'opp. antea'?* — 92, 1 esse sibi, quoad] *esse, sibi quoad.*

Haec erant, quae ex Vielhaberi adnotationibus in libros Pseudocaesarianos virorum doctorum iudicio proponenda putarem. Quarum adnotationum quin in primis eae, quae cum recentiorum coniecturis congruant, maximi in crisi Caesariana momenti sint, quis est, qui dubitet?

Ceterum utcunque res se habebit, mihi quidem satis erit eas ingenii viri mortui elucubrationes postumas ab inmerita oblivione vindicasse.

Czernoviciis. A. Polaschek.

Zu Livius.

Eben mit der Sammlung der mit „co" beginnenden Wörter für Fügners Lexicon Livianum beschäftigt, erlaube ich mir folgende Stellen zu besprechen:

Da Livius sonst überall nur committere se (nicht sese) gebraucht, möchte ich an den zwei Stellen des XXVIII. Buches, an welchen sese geschrieben wird, dafür se vorschlagen:

28. 18. 10 .. ducem Romanum .. duabus navibus in Africam traiecisse et commisisse sese in hostilem terram, wo nach commisisse sich leicht ein se einschleichen konnte; in P fehlt übrigens et commisisse.

28. 25. 13 ut imperatoris vel iustae irae vel non desperandae clementiae sese committerent; an dieser Stelle ist die Überlieferung schwankend: sse *P*, se Σ^1, sese ς.

30. 7. 3 Syphax octo milium ferme inde spatio loco communito (*P*, munito Σ^1) consedit möchte ich mit Luchs von communito nicht abgehen, da die Phrase locum communire sonst noch bei Liv. erscheint: 5. 34. 8; 6. 29. 4; 21. 48. 7.

37. 33. 5 überliefern die Handschriften: ea vero res Romanis auxit animos concessum sibi transire cernentibus tum in Asiam, quam . . So schreiben auch die meisten neueren Herausgeber, wie Weissenborn, M. Müller a., von denen einige tum, an dem schon Gronov begründeten Anstand nahm, einklammern. Die

alten Ausgaben, denen auch Madvig folgt, haben transitum (statt transire) ohne tum. Die handschriftliche Lesart ist nicht zu halten, da concedo sonst nirgends bei Liv. mit einem Infinitive verbunden ist. Anderseits findet sich ein paar Capitel später (37. 36. 5) concesso vero in Asiam transitu, so dass oben gewiss auch transitum zu lesen ist. Dadurch wird auch die Entstehung des tum begreiflich: in der alten Handschrift stand durch ein Versehen transire, als Correctur wurde darüber tum geschrieben, welches dann von einem Abschreiber mit einer leichten Verschiebung seines Platzes hinter cedentes in den Text aufgenommen wurde.

Schließlich erlaube ich mir, hier auf einen Vorschlag hinzuweisen, den ich in einem wohl schwer zugänglichen Programmaufsatze (Waidhofen a. d. Thaya 1893) machen werde. 22. 25. 13 schreiben fast alle Herausgeber nach *P* . . magistro equitum, quod contra dictum suum pugnasset. Die Wendung contra dictum pugnare lässt sich sonst nirgends aus Liv. nachweisen. Die Variante edictum (ς) dagegen hat eine Parallelstelle: Q. Fabius, qui contra edictum imperatoris pugnavit 8. 35. 5; zu erwähnen ist noch, dass Liv. auch nur adversus edictum pugnare sagt (8. 7. 15; 34. 4).

Waidhofen a. d. Thaya. Dr. Adolf Schmidt.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophoclis Aiax. Cum verbis ac litteris codicis optimi atque antiquissimi. In scholarum usum edidit J. Holub. Frivaldaviae, B. Titze 1891. 8°, 56 SS.

Die Ausgabe, welcher keine Vorrede vorausgeht, enthält den Text des Aias mit sämmtlichen, auch den kleinsten Abweichungen des Laurentius; selbst Spiritus- und Accentfehler der Handschrift sind verzeichnet. Derlei wäre kaum in einer großen kritischen Ausgabe vonnöthen; wozu es in einer Schulausgabe gut sein soll, ist nicht einzusehen. Wo sich im Texte Abweichungen vom Laurentianus finden, ohne dass in der Adnotatio ihre Quelle verzeichnet ist, dort hat man es jedenfalls mit den eigenen Emendationen Holubs zu thun; Holub hätte dieselben etwas leichter auffindbar machen können. Wir geben im Folgenden einige Proben dieser Emendationen aus den paar hundert Versen, die wir durchgesehen haben; nach den Erfahrungen, die man bisher mit der Holub'schen Sophokleskritik machte, wird wohl niemand Lust verspüren, ein ganzes Drama in der Holub'schen Bearbeitung durchzustudieren, zumal auch der Commentar zum Aias noch nicht vorliegt und bekanntlich ein Holub'scher Text erst durch den Commentar einigermaßen verständlich wird. — v. 28 *πᾶς τι 'ς αἰτίαν τρέπει*; soll das *'ς* = *εἰς* sein? auch dann ist mit dem Objecte *τι* nichts anzufangen. — v. 32 *τὰ μὲν σῆμ' ἥδομαι* scheint uns etwas zu künstlich. — v. 75 *μηδὲ δειλίᾳ χαρῇς* vermögen wir uns nicht zu deuten; ebensowenig wie *χωρῶ πρὸς ἔργ', οὗ τοῦτο·* in v. 116. — v. 169 *μέγαν αἰγυπίου πόδα δ;ίσαντες* ist höchst unglücklich; wer hat je vom Fuße des Adlers gesprochen? selbst als 'Nahen' des Adlers könnte man diese Schreibung nicht deuten, da der Adler nicht gegangen, sondern geflogen kommt. — v. 231 *ἵππων νομαῖς* ist beachtenswert. — v. 251 *Τροίας ἐρέσσουσι νάπει λᾶς δικρατεῖς 'Ατρεῖδαι* ist uns unverständlich. — v. 305 ist *ἅπαξ δὺς* für das überlieferte *ἀπάξαισ* paläographisch ansprechend; was soll man aber mit *ἅπαξ* anfangen? — v. 345 ist *τάχ' ἄν τιν' αἰδῶ*

κἄγχ' ἔμ' οὗ βλέψας λάβοι ein noch ungelöstes Räthsel. — v. 387 wäre paläographisch *ὦ Ζεῦ πρόγον', ὦνα προπάτωρ* nicht übel. — Alles in allem kann auch Holubs jüngste Arbeit an dem längst feststehenden Urtheile der Kritik über seine Sophoklesstudien nichts ändern. Warum, wir wiederholen heute die schon einmal gestellte Frage, gibt Holub, dem es weder an allgemeiner Fähigkeit, noch an philologischem Wissen gebricht, nicht endlich einmal die unglückselige Textkritik auf und versucht sich in einer anderen Sphäre?

Sophokles' Philoktetes. Mit Einleitung und Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Rappold. 1. Theil: Einleitung und Text; 2. Theil: Anmerkungen. Wien, Hölder 1891.

Eine gediegene Arbeit, welcher der Philologe sowohl, wie der Schulmann Lob zollen muss. Die Einleitung im 1. Theile enthält alles Wissenswerte aus der Literaturgeschichte, den scenischen Alterthümern und der Metrik und beachtet sorgfältig die Ergebnisse der neueren Forschungen. Wir würden nur auf S. 2 eine klarere Fassung des über das Satyrdrama Gesagten wünschen. Dasselbe gilt S. 6 bezüglich der charonischen Stiege; der Schüler, der eben gehört, dass das griechische Theater keine „Bühne" hatte und dass die Schauspieler in der Ebene der Orchestra standen, wird nicht wissen, wie es dann eine „Versenkung" geben konnte. S. 7 könnte die Beschreibung des Ekkyklemas wegfallen, da man ja doch nicht einmal annähernd eine Vorstellung von dieser Maschine hat, was R. selbst am Schlusse der Beschreibung bemerkt. Noch möchten wir zu S. 10 fragen, warum das griechische Drama gerade einer „italienischen" Oper geglichen haben soll; wird es doch noch auf derselben Seite mit der Musiktragödie Wagners verglichen. — Doch alles dies sind Kleinigkeiten; im ganzen kann, wie schon gesagt, die gediegene Arbeit der Einleitung nur gerühmt werden. — Was den 2. Theil betrifft, so zeichnet sich der Commentar durch die kurze Fassung der Noten und durch das Fehlen überflüssiger Parallelstellen und Hinweisungen auf die Grammatik aus; manche Noten ließen sich — aus verschiedenen, dem Schulmanne leicht erfindlichen Gründen — wohl entbehren, so z. B. zu v. 17, 22, 345, 357, 574, 582, 887, 1130. — Auf den Commentar folgt ein Abschnitt „Zur Wiederholung und Zusammenfassung", für den jeder Schulmann dankbar sein wird; wenn nur Zeit und Ruhe da wäre, die Sophokleslectüre nach den Intentionen des Verf.s zu vertiefen; aber Sophokles gibt es jetzt leider nur mehr im zweiten Semester der Octava, wo angesichts der Maturitätsprüfung bereits die Schreckensherrschaft der Realisten in voller Blüte steht und der Philologe mit seinen Fächern als ein überflüssiger oder gar störender Factor froh sein muss, wenn er gerade noch geduldet wird.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Auswahl aus den Schriften Xenophons. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Robert R. v. Lindner. Mit einem Bilde des Sokrates, 15 Figuren im Texte und 1 Karte zur Anabasis. Mit hohem k. k. Min.-Erl. vom 26. Februar 1892, Z. 1810, allgemein zulässig erklärt. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky. Preis geh. 75 kr., geb. 90 kr.

Das Vorwort orientiert uns über die Absichten des Verf.s. Er will hier nur einen Text bieten, dem später ein ausführlicher Commentar folgen soll; doch ist er ein heftiger Gegner eines Speciallexikons — Lindner sagt: Specialwörterbuch —, weil „Quintaner bereits durch zwei Jahre mit einem für das ganze Gymnasium berechneten lateinischen Schulwörterbuch gearbeitet haben und ihnen der Gebrauch eines griechischen Wörterbuches derselben Art unmöglich mehr erhebliche Schwierigkeiten bereiten kann." Ist die Bemerkung, die sich auf die lateinischen Wörterbücher bezieht, richtig? In Wien wenigstens fand ich bei Tertianern und Quartanern nur Speciallexika.[1]) Lindner gibt ferner selbst den Grund an, der ihn veranlasste, trotz der trefflichen Chrestomathie Schenkls eine eigene herauszugeben. Schenkls Lesestoff ist vorwiegend der Kyrupädie entnommen, während bei Lindner die Anabasis weitaus überwiegt, da auf den ersten 121 Seiten nur Lesestücke aus diesem Werke stehen, dann bis S. 158 solche aus den Apomnemoneumata, bis S. 191 solche aus der Kyrupädie. Man sieht also, dass das Verhältnis geradezu umgekehrt ist. Ist nun dieses Vorgehen gerechtfertigt? Den Instructionen entspricht es unbedingt. Scheindler trat in der „Mittelschule" auch nur für die Lectüre der Anabasis ein, dem der fleißige Sammler dessen, was die Anabasis für die griechische Syntax in der Schule bietet, nur beistimmt.

Doch das sind nur Anschauungen einzelner, die noch nicht ausschlaggebend sind. Ref. hat, um ein objectives Urtheil zu gewinnen, sämmtliche österreichischen Programme der letzten drei Jahre auf diesen Punkt hin untersucht und gefunden, dass die Lectüre der Anabasis ausnahmslos überwiegt, ja dass sie im ersten Semester an den meisten Gymnasien den ausschließlichen Lesestoff bietet. Bei Lindner sind aber auch die Apomn. etwas stärker vertreten als bei Schenkl. Nach dem Urtheile des Ref. kann eine Chrestomathie aus Xenophon nie reichhaltig genug sein. Warum? Jetzt darf der Abiturient bekanntlich bei der Matura eine absolvierte Privatlectüre angeben. Und zu dieser eignet sich für die größte Zahl der Schüler nur Xenophon und Homer. Diese Behauptung wird jeder sofort bestätigt finden, der die Themata näher ansieht, die während der letzten Zeit bei den schriftlichen Maturitätsprüfungen gegeben wurden. Die oben angeführten Untersuchungen des Ref. zeigen, dass über 80 Procent derselben aus Homer und Xenophon entlehnt sind. Also ist ein Durchschnitts-

---

[1]) Allerdings sind die Instructionen anderer Meinung.

schüler diesen beiden Autoren am meisten gewachsen. Sehr oft kehren aber auch Stücke aus den Hellenika wieder. Könnte deshalb nicht auch eine Auswahl derselben in eine Chrestomathie aufgenommen werden? Ein Blick in deutsche Programme bewies, dass dort die Hellenika in den höheren Classen nicht selten gelesen werden.

Welches ist nun die sonstige Einrichtung des Buches? Zunächst bringt die Einleitung einen kurzen Lebensabriss Xenophons und eine kurze Aufzählung seiner Schriften, die in manchem Punkte weniger bestimmt gefasst werden sollte. Was nun den Text betrifft, so hält sich der Herausgeber im allgemeinen bei der Anabasis und den Erinnerungen an die im gleichen Verlage erschienenen Ausgaben Weidners, von denen er aber an vielen Stellen abgewichen ist. Da diese Änderungen im Interesse der größeren Verständlichkeit erfolgten, was sich auch schon Weidner erlaubte, so lässt sich über sie schwer ein Urtheil abgeben. Besser wäre es gewesen, wenn Lindner auch bei diesen Stücken einen wissenschaftlich begründeten Text zugrunde gelegt hätte, wie er es bei der Kyrupädie that, deren Stücke er aus Hugs Ausgabe entlehnte. Es kann nur gebilligt werden, wenn der Inhalt der ausgelassenen Stücke und Bücher genau angegeben wird. Besonders gelungen erscheint in dieser Beziehung die Inhaltsangabe der Erinnerungen, die Ref. der gleichen Darstellung bei Weidner entschieden vorzieht. Leider wurde die Kyrupädie in dieser Hinsicht etwas zu stiefmütterlich behandelt. Der Anabasis und der Kyrupädie geht eine „Vorbemerkung" voraus, den Erinnerungen eine gut gelungene Schilderung des Sokrates mit einer Abbildung des bekannten Neapler Kopfes dieses Weisen. Auf die Kyrupädie folgt eine kurze Darlegung ihres historischen Wertes; nicht unerwünscht wäre auch eine solche des philosophischen Wertes, der nach Hartmanns gründlichen Untersuchungen (Studia Xenophontea II) ein bedeutender ist.

Doch das Wertvollste an dem Buche ist der Anhang (S. 196 bis 221), der eine gelungene und recht ausführliche Darstellung des griechischen Kriegswesens in der Anabasis und treffliche metrologische Angaben enthält. Wohl mehr Lese- als Lernstoff! Der erste Theil wird durch zahlreiche Illustrationen erläutert, bei deren Auswahl dem Herausgeber Prof. Reisch rathend zur Seite stand. So wird endlich die Klage verstummen müssen, dass unsere Jugend die Classiker ohne reales Verständnis liest. Schließlich folgt S. 221 bis 275 ein Verzeichnis der Eigennamen, das noch eine Fülle sachlicher Erklärungen enthält. Hier ist die Gründlichkeit oft zu weit getrieben. Wozu sind z. B. in einer Chrestomathie sämmtliche Stellen verzeichnet, an denen das Wort *Ἑλλάς* vorkommt? Zum besseren Verständnisse der Anabasis ist eine Karte beigefügt, auf der der Zug der Zehntausend nach Sieglin dargestellt ist.

Der Druck ist correct. Bei der Ausgabe sind die neuen schönen Typen verwendet worden. So kann man dem Buche die

Daseinsberechtigung nicht absprechen, ja es muss sogar warm empfohlen werden. Ref. würde dem Herausgeber nur rathen, bei einer eventuellen zweiten Ausgabe, die wohl bald nöthig sein wird, bei den p. VI aufgezählten Hilfsmitteln einige selbstverständliche Dinge, z. B. die Specialwörterbücher zur Anabasis, Lübker-Erlers Reallexikon, Benselers Wörterbuch der Eigennamen, Christs Literaturgeschichte zu streichen. Diese Bücher muss doch jeder Philologe besitzen. Ferner könnte der Abriss über Xenophons Schriften erweitert werden, besonders sollte über den *Οἰκονομικός* und das *Συμπόσιον* im Interesse des künftigen Octavaners ausführlicher gehandelt werden. In der Quinta wird ja doch kein Lehrer solche Sachen lernen lassen.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

Der Athenerstaat. Eine aristotelische Schrift. Deutsch von Martin Erdmann. Leipzig, Aug. Neumanns Verlag 1892. kl. 8°, 118 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Seitdem Ref. in dieser Zeitschrift über die Ausgabe der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles, die Kaibel und Wilamowitz veranstalteten, berichtet hat (1892, S. 303 ff.), ist die Thätigkeit, die man dem neuen Funde zuwandte, nicht geringer geworden. Ref., der in der 2. Abtheilung der Hermann'schen Staatsalterthümer gleichwie Busolt in der 2. Auflage seiner Staats- und Rechtsalterthümer die neue Quelle für die Geschichte und systematische Darstellung der athenischen Verfassung auszunützen bestrebt war, hat a. a. O. in den Nachträgen S. 798 die weitere Literatur ergänzt. Für die Leser dieser Zeitschrift sei hervorgehoben, dass Rühl in den Jahrb. f. Philol. XVIII. Suppl. 684 ff. sich gegen Gomperz vertheidigt und zugleich seinen eigenen Standpunkt präcisiert, beziehungsweise modificiert, indem er als möglichen Verf. Heraklides hinstellt. Über das Verhältnis der heraklidischen Excerpte zur *Ἀθηναίων πολιτεία* handelt Holzinger im Philol. L. 436 ff. Wie weit die Verdächtigung, zumal wenn sie sich auf eitle Gründe stützt, abirren kann, beweist am besten H. C. Muller, welcher in der zu Leyden erscheinenden Zeitschrift Hellas IV (1892) S. 76 ff. geradezu die Möglichkeit einer Mystification erweisen will, ohne andere Gründe geltend zu machen als jene Gelehrten, die nur Aristoteles' Autorschaft, sei es für einzelne Stellen, sei es für die ganze Schrift, in Abrede stellen. Kenyons Ausgabe ist bereits in 3., Kaibel-Wilamowitz' Ausgabe und Kaibel-Kießlings Übersetzung in 2. Auflage, Blass' Ausgabe neu erschienen.

An Kaibel-Kießlings Übersetzung wie an die von Hagen und Poland reiht sich nunmehr Erdmanns Übertragung. Sie ist vor allem mit Polands Versuch zu vergleichen, mit dem sie die gleiche Tendenz gemeinsam hat. Auch die von beiden genannten Verfassern

knapp gehaltenen Commentare, die auf Vollständigkeit von vorn-
herein verzichten, unterscheiden sich in ihrer Anlage nur insofern
als Erdmann das Neue, das die *Πολιτεία* im einzelnen biete
(18, I[5], 21, IV[2 u. 3], 22, IV[16], 26, VIII[1], 28, IX[2], 90, LIII[33] usw.)
sowie die Schwierigkeiten, die sich auf Grund der neuen Quelle
ergeben (22, IV[8], 57, XXIX[13], 83, XLVIII[16]), ausdrücklich bemerkt
während dies Poland im allgemeinen unterlässt. Und hierin allein
liegt, abgesehen von der Einleitung und dem Anhange, um dies
schon hier zu betonen, der selbständige Wert von Erdmanns Buch
gegenüber dem Polands; im übrigen war letzterer in der Auswahl
der Erklärungen glücklicher, in der Ausführung derselben gründ-
licher als jener. Ein anderer Vorzug, der Polands Commentar
gegenüber dem Erdmanns eigen ist, sind auch die Verweise auf
die verschiedenen Handbücher, beziehungsweise auf Einzeldarstel-
lungen, in denen sich der Benützer weiter Rath holen kann. Von
Unrichtigkeiten in Erdmanns Commentar, der sonst allerdings von
guter Sachkenntnis zeugt, sei bemerkt, dass der Verf. Epimenides
18, I[5] als ganz mythisch hinstellt, 94, LVI[15] lehrt, der Gerichts-
hof habe bei der Antidosis auch Vermögenstausch beantragen können
101, LXI[9] die trierarchischen Symmorien für Demosthenes' Schöpfung
erklärt. Unklar ist es, wenn 98, LVIII[6] gesagt wird: „Isotelen
sind die Fremden, die zu gleicher Stellung mit den Bürgern
erhoben waren“, da sich die bemerkte Gleichstellung nur auf die
öffentlichen Leistungen (*εἰσφοραί*, Liturgien und Abgaben) bezog
rechtlich blieben die Isotelen Metöken. Wegen des vermeint-
lichen Widerspruches zwischen C. 29 der *'Αθηναίων πολιτεία*
(57, XXIX[13]) und Thucyd. VIII, 67, 1 sei auf des Ref. Ausführungen
bei Hermann 720 A. 2 verwiesen.

Was nun die Übersetzung anlangt, so glaubt sich Ref
nach eingehender Prüfung von Polands und des Verf.s Arbeit zu
der Erklärung bemüssigt, dass des letzteren Übersetzung weder
durch Originalität noch durch eine höhere Vollkommenheit ihr
Erscheinen nach der Polands rechtfertigen kann. Weit entfernt
von der Behauptung, dass Erdmann von Poland wesentlich abhängig
sei, wenngleich sich im einzelnen auch wörtliche Übereinstimmungen
finden, muss Ref. denn doch noch besonders hervorheben, dass ihm
Polands Übersetzung, wiewohl Erdmann in manchen Fällen besser
oder richtiger verdeutscht, als eine Leistung höherer Güte gilt als
die vorliegende.

Zu tadeln ist zunächst die Nachlässigkeit im Ausdruck,
die häufig wiederkehrt: 20, III[3]: „Das sieht so aus, als ob“;
37, XVI, 19 f.: „Bei einer solchen Ausfahrt soll dem Peisistratos
die Geschichte mit dem Landmann widerfahren sein“; 20,
III[27]: „Zusammen hielten sich die Archonten nicht auf“; 22, IV[7] f.:
„sie wählten — die kleineren Ämter aus denen“ usw.; 18 f.:
„Zweimal durfte derselbe Mann kein Amt bekleiden, bevor nicht
alle herangekommen waren“; 28, IX[5]: „eines Unrechtes wegen

vor Gericht gehen"; 13: „Staats- und Einzelverhältnisse"; 24, VI[22]: „Durch eigensüchtiges Gesetzemachen"; 37, XVI[6]: „Er war — gegen Übertreter zum Verzeihen geneigt"; 57, XXIX[12]: „Der Volksbeschluss des Pythodoros hieß folgendermaßen"; 64, XXXIV[16]: „nicht schön den Verhältnissen Rechnung tragen"; 71, XL[10]: „Als er den Volksbeschluss Thrasybuls wegen Gesetzeswidrigkeit verklagte"; 87, LI[10] f.: „Dass das unverarbeitete Getreide richtig käuflich sei"; LII[2]: „Die abgefassten Diebe"; 63, XXXIII[9]: „Sie übergaben die Geschäfte den militärisch gewählten 5000"; 88, LII[15]: „Wenn jemand auf den Drachmenzins leiht und mit dem Gelde fortbleibt"; 95, LVI[32]: „Die Klagen sind straflos für jeden"; 100, LX[3]: „Sie verwalten den Festzug" u. s. f.

Auch Fehler gegen die deutsche Construction finden sich: 22, IV[20]: „Wenn jemand von den Rathsherren — die Versammlung versäumt, zahlen sie die Strafe"; 57, XXIX[14] f.; „nach geleistetem Eidschwur, dass sie die besten Gesetze für den Staat geben würden"; 77, XLIII[21] f.: „die Meldeklagen müssen die, welche diese Absicht haben, an diesem Tage anbringen"; 90, LIII[35]: „Welche Sachen jeder entscheiden soll, wird ausgelost". Undeutsch ist ferner der Ausdruck 92, LIV[36]: „Es gibt 4 fünfjährige Feste: erstens die Sendung nach Delos".

Dass die gerügten Übelstände nicht etwa mit des Verf.s Absicht, soweit wie möglich wörtlich zu übersetzen, entschuldigt werden können, ergibt sich schon aus rein sachlichen Momenten, wie insbesondere auch aus dem Umstande, dass der Verf. selbst, um den Periodenbau dem Deutschen entsprechender zu gestalten, vielfach längere griechische Sätze in mehrere zerlegt oder auch kurze Sätze des Originals zu einer Periode vereinigt: 20, III[23], 23, V[3] f., 28, IX[9] ff., 33, XIII[1] ff., 34, XIV[1] ff., 46, XXII[10] ff. usw. Ferner ist auch zu beachten, dass hinwiederum die Übersetzung der eingestreuten Verse viel zu frei ist.

Den Vorwurf der Unrichtigkeit verdienen folgende Übertragungen, deren Fehler zum Theil auch auf Flüchtigkeit zurückgeht: δοκεῖ z. B. wird 28, IX[2] mit „augenscheinlich", 33, XIII[21] mit „sichtlich", 73, XLI[31] mit „ersichtlich", 43, XX[8] mit „offenbar" übersetzt, was insgesammt nur durch φαίνομαι, δῆλόν ἐστιν ausgedrückt werden kann, während δοκεῖν die subjective Meinung bezeichnet; 30, XI[2] ist zwischen „kamen" und „zu ihm" unrichtig „alle" eingefügt. 44, XX[22] heißt es: „Sie setzten auch bei den bürgerlichen Streitigkeiten am meisten durch" statt: „Sie betrieben unausgesetzt in hervorragender Weise politische Umtriebe"; 51, XXV[4]: „bei der Zunahme der Volksmenge" statt: „als das Volk an Macht gewann"; 54, XXVII[18]: „Landsleute" statt; „Gemeindeangehörige" (δημόται); 56, XXVIII[42]: „Dieselben insgesammt auf den Stand bringen, dass man nichts Ungesetzliches begienge" statt: „Dieselben nur solange fortführen, als man nichts Ungesetzliches

Quaestiones de vetustiorum poetarum elegiacorum Graecorum sermone ad syntaxim, copiam, vim verborum pertinentes. Scripsit Florianus Weigel. Dissert. Vindob. 1892. p. 111—238 und in Separatabdruck.

Nachdem die formelle Seite der Sprache der griechischen Elegiker durch Ahrens, Renner, Kuellenberg u. a. untersucht worden, unternimmt es der Verf., eine vollständige wissenschaftliche Syntax der älteren Elegiker (Callinus, Tyrtäus, Archilochus, Asius, Pisander, Mimnermus, Solon, Cleobulina, Demodocus, Phocylides [mit Ausschluss der Pseudo-Phocylidea], Xenophanes und Theognis) auszuarbeiten (p. 6—106) und in zwei kürzeren Abschnitten (p. 106 bis 112 und p. 112—127) das lexikographische Material zu prüfen und zu sichten. Der größte Vorzug der Schrift besteht in dem strengen Einhalten einer historischen Methode der Forschung. Unter steter Bezugnahme auf das homerische Epos und die übrigen den Elegikern zeitlich vorangehenden und mit ihnen gleichzeitigen Dichtungen, sowie andererseits auf Herodot (besonders wegen seines Dialectes) und die attischen Dichter gelingt es dem Verf. darzuthun, dass die Bruchstücke der Elegiker eine Periode der Sprachgeschichte darstellen, welche den Übergang zwischen den eben bezeichneten Grenzen vermittelt. Zu diesem Nachweise führt den Verf. seine feine Beobachtungsgabe für die zartesten Abschattungen des sprachlich-syntaktischen Ausdrucks: diese werden mit so unverdrossenem Fleiße und solcher Sorgfalt dargelegt, dass man wohl sagen kann, diese erste zusammenfassende Arbeit auf diesem Gebiete könne im großen und ganzen zugleich als abschließend bezeichnet werden. Nicht weniger Lob verdient die stete Berücksichtigung der Ergebnisse der neueren Textkritik, obenan natürlich der 4. Ausgabe von Bergks PLG., sowie die aufmerksame Verfolgung der durch die geänderten politischen Verhältnisse in Griechenland und die Verwendung einer neuen metrischen Form (des Pentameters) herbeigeführten Bedingungen für eine Umgestaltung der Ausdrucksweise. Etwas ermüdend wirkt dabei nur die breitere Darlegung gewisser elementarer sprachlicher Thatsachen, deren Fortlassung das Verständnis durchaus nicht beeinträchtigt hätte. Endlich wird man bei so vielen Vorzügen des Buches eine gewisse Umständlichkeit der lateinischen Diction, die sich namentlich bei Übergängen zu neuen Partien fühlbar macht, recht gerne auf Rechnung des spröden Stoffes zu setzen geneigt sein, der für Entfaltung einer gewandten Latinität nur wenig Gelegenheit bot.

Für Übersichtlichkeit ist außer durch typographische Mittel auch durch Indices gesorgt. — Von Druckfehlern und störenden Versehen ist die Schrift fast vollständig frei.

Pindars Logaoedische Strophen. Von Ernst Graf. Marburg 1892. 8°. 43 SS.

Der Verf. hat in seiner Habilitationsschrift 'De Graec. vett.

re musica', Marburg 1889, sich nicht nur als wohlunterrichteter Forscher auf dem Gebiete der antiken Musik gezeigt, sondern auch insbesondere dort die Früchte seiner Pindarstudien niedergelegt. Nicht weniger als sechzig strittige Stellen des Dichters, die Aufführung seiner Oden, die verwendeten Instrumente, gewisse Eigenthümlichkeiten der Ausdrucksweise, selbst das so schwierige Capitel des Mythus usw. betreffend, werden in einfacher und meist überzeugender Weise erklärt, so dass wir das Buch allen Pindarforschern angelegentlich empfehlen können. In der vorliegenden Schrift entwickelt der Verf. eine ganz neue Theorie der Analyse pindarischer Rhythmik, welche allen, die sich im Schweiße des Angesichtes durch M. Schmidts Buch „Über den Bau der pindarischen Strophen", Leipzig 1882, hindurchgearbeitet haben, durch ihre Einfachheit und Klarheit Anerkennung abgewinnen wird. Der Verf. erblickt in der wohldurchdachten Ausgestaltung des rhythmischen Baues der Strophe und Antistrophe das Wesentliche der musikalischen Kunst Pindars. Der Dichter stellt einzelne rhythmische Grundelemente (Glyconeus, Pherecrateus, Prosodiacus, Creticus u. a.) gleichsam als Themen auf; diese erhalten dann durch Wiederholung und Verdoppelung, Verkürzung (besonders des Mitteltheils), Erweiterung vermittelst Voranstellung und Anhängung neuer rhythmischer Gebilde, abermalige Verwendung mit unwesentlichen Variationen usw., ganz ähnlich wie bei den melodischen Themen der modernen Musik, Kraft und Leben und treten so ins Bewusstsein. An diesem Spiele fortwährender Beziehungen nimmt auch die Antistrophe Theil, die sich zum Theil aus dem rhythmischen Gehalt der Strophe herausentwickelt, dieselbe stützt und ihr abermals neues Leben zuführt. Der Nachweis seiner Theorie gelingt dem Verf. an einzelnen Strophengebilden unzweifelhaft: freilich wird es nicht leicht, das, was sich auf dem Papier so klar ausnimmt, auch beim Recitieren nachzufühlen und sich plastisch zu vergegenwärtigen. Über dieses Bedenken sucht der Verf. erstlich durch Annahme einer ziemlich einförmigen Cantilene, zweitens eines sehr feinen Gehörs für Rhythmik bei den Griechen hinwegzukommen; auch die Orchestik dürfte hiebei von Belang gewesen sein. — Bei steter Beachtung der zeitlichen Reihenfolge der pindarischen Oden (wobei er zumeist wohl allzu gläubig Leop. Schmidt 'Pindars Leben und Dichtung', Bonn 1862 folgt) kommt der Verf. zu dem Resultate einer genetischen Entwicklung der rhythmischen Kunst Pindars. — Die Schrift ist jedenfalls ein wertvoller Beitrag zur Frage der pindarischen Technik.

Wien. Dr. Hugo Jurenka.

Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine du temps de Césa par Gaston Boissier. Ausgewählte Abschnitte nebst einem Con mentar zum Gebrauch höherer Lehranstalten herausgegeben von D Gustav Dannehl. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlag anstalt 1892. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einer Ar regung, welche in dem Erlasse des preußischen Unterrichtsmini steriums vom 6. Januar 1892 gegeben wurde, durch den bekanntlic die neuen Lehrpläne und Prüfungsordnungen für höhere Schule bekannt gemacht wurden (vgl. diese Zeitschrift 1892, 3. Hef S. 271—276). Dieser Erlass legt mit Recht ein besonderes Ge wicht auf die innere Concentration des Unterrichte und spricht darum die wohlbegründete Forderung aus, dass ma diejenigen Fäden, welche von den großen Centren des gymnasiale Unterrichtes, vom Deutschen und den alten Sprachen, auslaufe nicht abgebrochen liegen lasse, sondern sie auch mit den sogenannte Nebenfächern, insbesondere mit der französischen Lectüre verknüpf Es wird also die Aufnahme derartiger Werke in den engeren Cano der französischen Lectüre gewünscht. Als nun, von diesem Ge sichtspunkte geleitet, das preußische Unterrichtsministerium vo kurzem Boissiers *Cicéron et ses amis* als Lectüre höherer Unterrichts anstalten ausdrücklich empfahl, traf es eine Wahl, die in jede Beziehung als eine weise und glückliche bezeichnet werden muss Es wäre in der That müßig, hier zum Preise des berühmten franzö sischen Gelehrten viel Worte zu machen, der in so hohem Grad die glückliche Gabe besitzt, die Ergebnisse streng wissenschaft licher und quellenmäßiger Forschung dem Leser in der anziehend sten und fesselndsten Form zu bieten. — Da nun zur Zeit ein Schulausgabe dieses Werkes von Boissier noch nicht vorlag, s beeilte sich der Herausgeber, eine solche zu schaffen, indem e damit einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen meinte.

Die Einleitung gibt einen kurzen Abriss der Lebensgeschicht Boissiers und eine Aufzählung seiner Werke. Mit der von D gebotenen Auswahl nun kann man sich wohl, falls man überhaup bei diesem Werke sich mit einer bloßen Auswahl befreundet — denn es wird entschieden viele geben, die es sehr bedauern werden dass auch nur irgend eine größere Partie des trefflichen Werke ausgeschieden wurde — mit der Auswahl selbst also, sage ich kann man sich ganz einverstanden erklären. Die Abschnitte, di das öffentliche Leben Ciceros sowie sein Verhältnis zu Cäsar be handeln, wurden, als dem Schüler höherer Lehranstalten im wesent lichen anderswoher bekannt, ausgeschieden und vielmehr die sitten und culturgeschichtlichen Schilderungen, die Lebensbilder der Freund des großen Redners als willkommene Ergänzung des rein geschicht lichen Lehrstoffes der oberen Classen aufgenommen. Das Buc enthält also die interessanten Abschnitte: *la vie privée de Cicéron Atticus, Caelius, Brutus, Octave.* Jedem Abschnitte folgen An

merkungen, die einen gedrängten sachlichen und sprachlichen Commentar enthalten. Die sprachlichen Erklärungen, zumeist Übersetzungshilfen, die dem Schüler bei ungewöhnlicheren Wendungen des Textes geboten werden, sind ganz angemessen, die Übersetzung zumeist recht geschickt und gewählt. Auch passende Bemerkungen zur Synonymik und Etymologie, Verweisungen auf das Lateinische finden sich ziemlich zahlreich. Nur manchmal ist die Fassung der Noten etwas ungeschickt, wie wenn es S. 82 heißt, in der Redensart *en vouloir à qu.* sei *en* für das Deutsche pleonastisch. — Die sachlichen Erklärungen zeugen ohne Zweifel im allgemeinen von einer großen Belesenheit des Verf.s und Vertrautheit mit den alten Quellen, aus denen Boissier geschöpft hat. Aber es treten doch vielfach auch Spuren einer großen Eilfertigkeit und Flüchtigkeit der Mache hervor, ja es kann endlich nicht verschwiegen werden, dass an einzelnen Stellen sogar arge Schnitzer unterlaufen, wie sie unter keinen Umständen in einem Buche sich finden sollten, das der Öffentlichkeit übergeben wird. Aus der Flüchtigkeit der Mache erklärt es sich beispielsweise, dass gewisse biographische Notizen über dieselben Personen an zwei verschiedenen Stellen sich finden, so über Q. Cicero, Trebatius Testa, Milo, Seneca, oder dass auch sonst zusammengehörige Dinge nicht zusammengefasst werden. So hätten z. B. die Noten zu *comment a-t-il osé* (zu S. 6 m.) und zu *ne déchiffraient pas* (zu S. 20 m.) vereinigt werden sollen. Denn beide Fälle haben das Gemeinsame, dass der Deutsche bei der Übersetzung sich eines phraseologischen Hilfsverbums bedient. — S. 27 oben finden wir die Behauptung, dass dem Cicero die Provinz Cilicien gegeben worden sei, um ihn aus Rom zu entfernen. Die Angabe beruht auf einer ganz verworrenen Vorstellung, auf einer Verwechslung, wie mir scheint, mit den Verhältnissen, die im Jahre 58 Ciceros Verbannung zur Folge hatten. — Ein starkes Beispiel von Nachlässigkeit und Leichtfertigkeit findet sich S. 28, wo es heißt: 'Ap. Claudius, Ciceros Vorgänger als Proconsul von Cilicien, hatte dort zahlreiche Kunstwerke geraubt und das Land arg ausgesogen, einen ähnlichen Ruf genoss Cato' (!). Es kann nach der ganzen Fassung in Boissiers Text niemand anderer gemeint sein als Ciceros Zeitgenosse, der *Uticensis*. Dieser aber war bekanntlich sogar von einer außerordentlichen Uneigennützigkeit, die er oft bewährte, und übernahm gar keine Provinz zur Verwaltung. — Doch die Krone setzt den unrichtigen Angaben, die im Commentar enthalten sind, entschieden das auf, was wir S. 35 finden, wo es wörtlich also heißt: 'Cicero, der während der musterhaften Verwaltung seines Quästoramtes die furchtbaren Räubereien und Erpressungen, welche sich Verres als Proprätor auf der Insel erlaubt hatte, erfuhr, klagte diesen an.' Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Probe einer wahrhaft beschämenden Ignoranz vor sich sieht. Ja weiß denn D. wirklich nicht, was jeder Schüler

wissen soll, dass Ciceros Quästur ins Jahr 75, der Beginn der Verwaltung des Verres aber erst ins Jahr 73 fällt? — S. 71 findet sich wieder die ganz ungenaue Angabe, dass durch die *lex Iulia* (90 v. Chr.) alle Städte Italiens das volle Bürgerrecht erhielten. — Geradezu komisch ist die ganz decidiert ausgesprochene Behauptung (S. 78): Die *μακάρων νῆσοι* Fortunatae insulae sind die Canarischen Inseln (!). — Sehr nachlässig gefasst ist die Angabe S. 114, 'Tacitus lebte unter den römischen Kaisern des 1. Jahrh.' statt der 2. Hälfte des 1. Jahrh. — S. 119 sagt die biographische Notiz über Ser. Sulpicius Rufus, den bekannten Freund Ciceros *(pro Murena!)*, kein Wort darüber, dass dies ein hochberühmter Rechtsgelehrter war. — S. 120 lesen wir die falsche Angabe: Cäsar berichtet am Ende des 8. Buches des *b. g.* — ebd. ist Domitius Ahenobarbus nicht, wie es in der Anmerkung seltsam heißt, 'bei Pharsalus gestorben', sondern auf der Flucht nach der Schlacht bei Pharsalus von Cäsars Reitern niedergemacht worden. — S. 122 sollte die Note zu Amphiaraus auch ein Wort über die Todesart desselben enthalten, damit die Worte des Textes *je viens, disait-il, comme Amphiaraus, me jeter vivant dans le gouffre* vollständig verstanden werden. — S. 170 zeigt m. E. die Anmerkung (zu S. 168 o.), dass die Worte Boissiers *nous savons par Plutarque, qu'il fallait se cacher au Palatin pour lire ses ouvrages (c'est à dire. les ouvrages de Cicéron)* vielleicht nicht richtig verstanden wurden. Die Note sagt nämlich: *se cacher au Palatin pour lire* dem Palatin die Lectüre verheimlichen. Aber *au Palatin* ist hier, wie mir scheint, nicht ein Dativobject, sondern eine adverbiale Bestimmung localer Art und der Sinn ist: Man musste sich auf dem Palatin verstecken, wenn man Ciceros Werke lesen wollte. — Das Vorkommnis aber, auf das Boissier anspielt, kann meines Wissens kein anderes sein, als was wir bei Plutarch Cic. c. 49 lesen: *πυνθάνομαι δὲ Καίσαρα χρόνοις πολλοῖς ὕστερον εἰσελθεῖν πρὸς ἕνα τῶν θυγατριδῶν· τὸν δὲ βιβλίον ἔχοντα Κικέρωνος ἐν ταῖς χερσὶν ἐκπλαγέντα τῷ ἱματίῳ περικαλύπτειν· ἰδόντα δὲ Καίσαρα λαβεῖν καὶ διελθεῖν ἑστῶτα μέρος πολὺ τοῦ βιβλίου, πάλιν δ' ἀποδιδόντα τῷ μειρακίῳ φάναι „Λόγιος ἀνήρ, ὦ παῖ, λόγιος καὶ φιλόπατρις"*. Jedenfalls hätte zur Erklärung der Worte des Textes dieses von Plutarch uns berichtete Geschehnis vorgeführt werden sollen. — Von geringeren Versehen, die zum Theil auch Druckversehen sein mögen, notiere ich: S. 27, Der Stadttheil *les Carènes* hieß bei den Römern *Carinae*, nicht *Carenae*, ebd. lies *mons Oppius*, nicht *Appius*, S. 35 lies *Ariobarzane(s)*, S. 116 das Todesjahr des Lucretius ist 55 oder richtiger, wie es scheint, 53 vor Chr., nicht nach Chr., S. 124 *Tib.*, nicht *Tit. Gracchus*. — Jene gröberen Versehen jedoch, die oben angeführt wurden, müssen jedenfalls vorerst beseitigt werden, ehe man das sonst brauchbare Buch mit gutem Gewissen empfehlen könnte.

Briefe Ciceros herausgegeben von Friedrich Aly. Berlin, R. Gärtnersche Verlagsbuchhandlung 1892. Preis geb. 2 Mk.

Auch diese Auswahl ciceronischer Briefe geht, wie die oben besprochene Chrestomathie aus Boissiers 'Cicéron et ses amis' auf die Anregungen zurück, die in den neuen preußischen Lehrplänen für höhere Schulen (vom Januar 1892) gegeben wurden. Alys Ausgabe unterscheidet sich von anderen dadurch, dass auf kritische Feststellung des Textes, wie auch auf grammatisch-stilistische Noten und Übersetzungshilfen grundsätzlich verzichtet wurde. Nur kurze Einleitungen und ein knapp gehaltenes, erklärendes Verzeichnis der Eigennamen sollen dem Schüler das Verständnis der Briefe erleichtern. Aly glaubt, dass die Lectüre Ciceros künftig am passendsten in der Weise betrieben werden könnte, dass die Briefe gewissermaßen den Rahmen zu bilden hätten, innerhalb dessen die geeigneten Reden und eine Auswahl aus den philosophischen Schriften zu lesen wären. — Als Einleitung ist dem Buche ein Abschnitt vorausgeschickt, der den Titel führt 'Das Zeitalter Ciceros'. Hier bietet Aly zunächst eine sehr schöne, wohldurchdachte Würdigung und Vergleichung der culturhistorischen Bedeutung der beiden classischen Culturvölker und geht dann über zur Schilderung des Zeitalters Ciceros, des politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Niederganges dieser bedeutungsvollen Epoche. Diesem unerfreulichen Bilde jedoch stellt er andererseits das wachsende Interesse an Kunst und Wissenschaft passend gegenüber und bahnt sich so den Weg zu einer liebevoll ausgeführten Charakteristik[1]) des im Mittelpunkte der literarischen Bestrebungen dieser Zeit stehenden Mannes, zu einer Charakteristik Ciceros, dessen Bedeutung für die lateinische Sprache sehr treffend mit der Bedeutung Luthers für die deutsche Sprache verglichen wird. Der Auswahl der Briefe selbst endlich, die den Zeitraum von 64—43 v. Chr. umfasst, schickt Aly einen Abriss des Lebens Ciceros vom J. 106—64 voraus, in der Form, dass Cicero selbst dies gleichsam erzählt. Die Darstellung ist nämlich fast ganz Ciceros eigenen Schriften entlehnt (nach Suringar, *M. Tullii Ciceronis commentarii rerum suarum sive de vita sua*, Leidae 1854). — Die ausgewählten Briefe — es sind im ganzen 80 — sind in sieben Capitel geordnet: I. Bis zur Verbannung (64—59), II. Verbannung und Rückkehr (58—57), III. Unter der Herrschaft des Dreibundes (56—52), IV. Das Proconsulat (51—50), V. Der Bürgerkrieg (50—47), VI. Unter der Monarchie (46—44), VII. Der letzte Kampf um den Freistaat (44—43). Die einzelnen Capitel sind untereinander durch bündige, ausreichenden Aufschluss bietende Einleitungen verbunden. Die Auswahl selbst ist mit richtigem Takt und feinem Verständnis angelegt. Den Beginn bildet, wie mir scheint, in sehr angemes-

[1]) Diese athmet denselben Geist wie Alys Cicero-Biographie, die kürzlich gleichfalls vom Ref. in diesen Blättern besprochen wurde.

sener Weise der hochbedeutsame Brief des Q. Cicero an seinen Bruder, die berühmte Denkschrift *de petitione consulatus*, deren Lectüre für die Schüler ungemein aufschlussreich und interessant ist — ein treffliches Gegenstück zur Lectüre der Rede *pro Murena* —, dabei für das Verständnis nur geringe Schwierigkeiten bietet. Bei sehr vielen Briefen jedoch wird es, worüber Aly sich wohl keiner Täuschung hingibt, einer sehr eingehenden Sacherklärung seitens des Lehrers bedürfen, um das Verständnis derselben dem Schüler zu erschließen, so beispielsweise bei dem bekannten Briefe *ad Att.* I, 16, der uns den Anlass der unversöhnlichen Feindschaft zwischen Clodius und Cicero launig erzählt. Sehr erfreut war ich in der Sammlung auch dem mit Recht hochgefeierten Trostbriefe des berühmten Juristen Ser. Sulpicius zu begegnen, den er bekanntlich an Cicero schrieb, als diesen der größte Schmerz seines Lebens, der Tod seiner geliebten Tullia, traf. Es ist dies ein Brief, der, wie A. mit Recht bemerkt, an Erhabenheit der Gesinnung im ganzen Alterthum kaum seinesgleichen hat und der, wenn irgend etwas, es verdient, zur Kenntnis reiferer Schüler des Gymnasiums gebracht zu werden. Auch Ciceros würdige Antwort an den genannten Rechtsgelehrten ist aufgenommen. — Kurz die Auswahl ist in vorzüglicher Weise geeignet, dem von dem Herausgeber angestrebten Zwecke zu dienen, dem Schüler einen tiefen Einblick in das lebendige Getriebe der ciceronischen Zeit zu verschaffen und so 'die Lectüre Ciceros als des wichtigsten lateinischen Schriftstellers möglichst fruchtbar zu gestalten'.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

C. D. Buck, Der Vocalismus der oskischen Sprache. Leipzig K. F. Köhlers Antiquarium 1892. 8°, XV u. 219 SS.

Seit Bruppacher und Enderis in den Jahren 1869 und 1871 den Versuch gemacht haben, ersterer die oskische Lautlehre letzterer die Formenlehre darzustellen, ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl neuer oskischer Inschriften gefunden worden; ich nenne nur die Bleitafel von Capua mit ihrer Exsecrationsinschrift dann die kürzeren, neuerdings in Pompeji und Capua gefundenen Inschriften, durch welche das oskische Sprachmaterial einen nicht unbedeutenden Zuwachs erfahren hat. Aber auch die Umgestaltung welche die indogermanische Sprachwissenschaft in den letzten anderthalb Decennien erfahren hat, musste eine umfassende Bearbeitung dieses altitalischen Dialectes, für welche allerdings Brugmann in seinem Grundrisse die leitenden Gesichtspunkte angegeben hat, nicht nur sehr erwünscht, sondern geradzu dringend nothwendig erscheinen lassen. Und so dürfen wir uns nicht wundern dass wir jetzt auf einmal mit mehreren auf das Oskische und die oskisch-umbrischen Dialecte bezüglichen Arbeiten beschenkt worden

sind, die gewiss zumtheil dadurch angeregt wurden, dass Brugmann in den letzten Jahren wiederholt altitalische Sprachdenkmäler in seiner grammatischen Gesellschaft behandelt hat.

Während nun die vorliegende Schrift nur den Vocalismus der oskischen Sprache, der allerdings wegen seiner hohen Alterthümlichkeit, namentlich wegen der Erhaltung der Diphthonge, von hervorragender Wichtigkeit für die Erkenntnis des Vocalismus der italischen Dialecte überhaupt ist, in erschöpfendem Maße behandelt und uns von einem anderen Schüler Brugmanns, G. Bronisch, eine Dissertation über die oskischen *i*- und *e*-Vocale angekündigt ist, hat auch ein Schweizer R. v. Planta, der übrigens gleichfalls Brugmanns Schüler gewesen ist, eine umfassende als Dissertation eingereichte Schrift im Umfange von 324 Seiten erscheinen lassen unter dem Titel „Vocalismus der oskisch-umbrischen Dialecte nebst einer Einleitung und einem Abschnitte über die Liquidae und Nasales“. Diese Dissertation bildet zugleich den ersten Abschnitt einer vollständigen Grammatik der oskisch-umbrischen Dialecte. Wenn es nun auch nicht meine heutige Aufgabe ist, das letzterwähnte Werk, das ich übrigens als eine vortreffliche Arbeit bezeichnen darf, hier zu besprechen, so schien es mir doch unumgänglich nothwendig, diese namhafte Leistung auf dem Gebiete der altitalischen Sprachforschung ausdrücklich zu nennen, da sie für jeden Forscher unentbehrlich ist.

Die in der Überschrift namhaft gemachte Arbeit des Amerikaners C. D. Buck, welche als Lösung einer von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig gestellten Preisaufgabe eingereicht worden war, aber aus formalen Gründen mit dem Preise nicht betheilt werden konnte, behandelt den Vocalismus der oskischen Sprache nach der von Brugmann in seinem Grundriss eingehaltenen Behandlungsweise, indem die Geschichte der indogermanischen Vocale, sonantischen Nasale und Liquiden und Diphthonge in das Sonderleben des Oskischen verfolgt und im Anschluss daran die infolge combinatorischen Lautwandels vor sich gegangenen Veränderungen des vocalischen Bestandes verzeichnet werden. Bemerken muss ich, dass die „Vocalabstufung“ und die „Vocale in consonantischer Function“ nicht in eigenen Capiteln dargestellt sind, wahrscheinlich weil aus dem Oskischen allein allerdings nur ziemlich dürftiges Material zur Verfügung steht. Ein besonderes Gewicht ist von dem Verf. darauf gelegt worden, den Lautwert der einzelnen oskischen Schriftzeichen möglichst genau zu bestimmen. Man wird sich jedoch nicht wundern, dass Buck in dieser Hinsicht mehrmals zu anderen Ergebnissen gekommen ist als von Planta, und, wie mir scheinen will, nicht immer mit vollem Rechte. So glaube ich beispielsweise hinsichtlich der Aussprache der Lautzeichenverbindung *iu*, sowie des *ū* die Darstellung v. P.s bevorzugen zu müssen. Indessen ist es nicht meine Aufgabe, die Er-

gebnisse der Forschungen der beiden Gelehrten einer vergleichenden Prüfung zu unterziehen, wozu ja schon der mir zur Verfügung stehende Raum nicht ausreichen würde. Jedenfalls ist Bucks Arbeit eine ganz hervorragende Leistung zu nennen, durch welche sich der Verf. in sehr vortheilhafter Weise bei den Fachgenossen eingeführt hat.

Es sei mir nun noch gestattet, einige Bemerkungen, zum Theil in eigener Sache, vorzubringen. Wenn B. S. 19 behauptet, ich hätte in meiner Laut- und Formenlehre², S. 311, osk. *Patana* und lat. *Panda* identificiert, so beruht dies jedenfalls auf einem Missverständnisse. Denn ich habe das oskische Wort nur neben dem lateinischen nebst anderen gleichstämmigen angeführt, ohne die Identität beider zu behaupten, wie jedermann aus dem Wortlaut der oben angeführten Stelle ersehen kann. S. 26 f. tritt B. der von anderen Sprachforschern und mir vertretenen Ansicht entgegen, dass in lat. *ꟻheꟻhaked*, osk. *fefacid*, *fefacust*, umbr. *facust* der schwache Stamm der Wurzel *dhē-* enthalten sei. „Denn die Palestrina fibula (sollte doch wohl heißen Fibula von Palestrina), obwohl die älteste bis jetzt bekannte lateinische Inschrift, wird doch nicht in die Zeit vor die Wirkung des latein. Schwächungsgesetzes hinaufreichen, und so hätte die Form **ꟻheꟻhiked* lauten müssen, wenn das *a* ursprünglich wäre, worauf Prof. Brugmann in seinen Vorlesungen über lateinische Grammatik aufmerksam gemacht hat.“ Ist nun aber **ꟻheꟻāked* anzusetzen, so muss natürlich angenommen werden, dass in dieser altlateinischen Form eine Umbildung nach den Verben der *ā*-Reihe vorliege. Ohne die letztere Möglichkeit bestreiten zu können, halte ich doch die Frage für berechtigt, ob man, wenn das Vocalschwächungsgesetz zur Zeit der Abfassung unserer Inschrift wirklich schon eingetreten war, nicht auch **Numisioi* statt *Numasioi* erwarten müsste, da die Aufschrift der Fibula von Palestrina meines Erachtens doch sicher zu einer Zeit abgefasst wurde, wo die altlateinische Betonung der Anfangssilbe eines jeden Wortes sicherlich noch herrschte. *Numasioi* ist aber doch nicht anders geartet als *praefiscini*, *adipiscor*, *indigeto* aus **práefascini*, **ádapiscor*, **indu-ageto* und die griechischen Lehnwörter *Agrigentum*, *Massilia*. Wird dieser Einwand als stichhaltig anerkannt, so sind wir im Rechte in *ꟻheꟻhaked* die Tiefstufe der Wurzel *dhē-* anzuerkennen. Die S. 71 betreffs der Zusammenstellung von osk.-umbr. *pert* mit pamph. περτ- in περτ-έδωκε vorgebrachte Behauptung, ich hätte Brugmanns Ansicht beigestimmt, ist ungenau[1]; ich habe Archiv f. lat. Lex. II 506 bemerkt: „In der Bildung gleicht *per-t* neben *per* dem Paare *pos*

---

[1]) B. citiert: „Brugmann, Gr. Gramm.² p. 219, dem Stolz, Archiv f. lat. Lex. II 497 (soll heißen 506) beistimmt“; nun ist aber die zweite Auflage von Brugmanns griech. Grammatik später erschienen und ich habe an der angezogenen Stelle auf die erste Auflage §. 200 verwiesen.

und *post*" und dann einfach die Thatsache angeführt, dass Brugmann dieses *pert* dem pamph. περτ' gleichsetze. Und dies ist doch etwas anderes, als der von B. gebrauchte Wortlaut besagt.

Ich begnüge mich, diese paar Punkte hervorgehoben zu haben, ohne mich auf weitere Ausführungen einzulassen. Ohnehin ist es für den auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik thätigen Arbeiter Pflicht, in seinen Veröffentlichungen zu den Ergebnissen der italischen Dialectforschung Stellung zu nehmen, und dies gedenke ich anderenorts zu thun.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher und Dr. Karl Kinzel. IV. Das 17. und 18. Jahrhundert. 1. Die Litteratur des 17. Jahrhunderts. Ausgewählt und erläutert von G. Bötticher. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1892. 8°, VI u. 130 SS.

Das vorliegende Bändchen, mit dem das Unternehmen seinem Abschlusse nahegerückt ist, — es werden nur noch die Nibelungen im Auszuge nach dem Urtext und Proben aus der Literatur des 18. Jahrhunderts erscheinen — bietet folgenden Inhalt:

1. Opitz und Opitzianer. *a*) Schlesier (Opitz, J. Heermann, A. Gryphius, Logau); *b*) sächsische Dichter (Fleming, M. Rinkart); *c*) Königsberger Kreis (Simon Dach, Heinrich Albert, Valentin Thilo); *d*) niederdeutsche Dichter (Johann Rist); *e*) thüringische und süddeutsche Dichter (Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar, Hartmann Schenk, Joh. Mich. Altenburg, Jos. Wegelin, Geo. Phil. Harsdörffer).

2. Paul Gerhardt und seine Schule (Paul Gerhardt, Mich. Schirmer, Chr. Keimann, Sam. Rodigast, Georg Neumark, Anonyma).

3. Der jüngere schlesische Kreis und Verwandte (Joh. Scheffler, Knorr von Rosenroth, Ahasver Fritsch, J. J. Schütz, Joach. Neander, Johann Mentzer, Abr. a Santa Clara).

Die Auswahl scheint mir nicht in jeder Beziehung glücklich. Robert Robertin, J. Röhling und vor allem Spee durften nicht fehlen; neben Harsdörffers 'Morgengebet' hätte auch das 'Abendgebet' platzfinden sollen. Anderseits hätte der Abdruck der wenig bedeutenden Strophen Mich. Schirmers und A. Fritschs vielleicht unterbleiben können. Doch dergleichen Wünsche sind ziemlich subjectiver Natur und ich will mit dem Herausgeber darüber nicht rechten. Misslicher erscheint mir die allzu einseitige Beachtung des ästhetischen Gesichtspunktes. Männer wie Zesen, Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Lohenstein gehören zur Literatur ihrer Zeit, und so wäre die Mittheilung kleinerer Proben aus einem ihrer Werke recht wünschenswert gewesen, um dem Schüler einen Begriff von der Reichhaltig-

keit und Verschiedenheit der literarischen Strebungen des Jahrhunderts zu geben. Aus demselben Grunde bedauere ich es, dass Autoren, wie J. Lauremberg, J. M. Moscherosch, Schuppius und Grimmelshausen unberücksichtigt geblieben sind. Das Heft hätte dadurch an Umfang zwar etwas zugenommen — übrigens konnten einige geistliche Lieder, die dem protestantischen Schüler ohnedies bekannt sind, beiseite gelassen werden — allein sein Inhalt hätte einen weniger eintönigen Eindruck gemacht, als es nun der Fall ist, wo die kurzen Proben aus der Poeterey, den Epigrammen Logaus, dem Horribilicribrifax und einige wenige weltliche Lieder in der Menge geistlicher Literatur ganz untergehen.

Die Einleitung gibt einen zweckentsprechenden, kurzgefassten Überblick über die Literatur des Jahrhunderts. Die den einzelnen Gedichten beigegebenen Anmerkungen sind mit glücklichem Tacte ausgewählt. Ich habe nur einige kleine Bemerkungen zu machen: S. 9, 4 wäre 'Vorzüge' st. 'Tugenden' deutlicher gewesen, S. 11, 12 konnte st. auf Klopstocks Messias besser auf Lessings 15. Brief (Lachm.-Muncker V, 79) verwiesen werden, S. 14, 5 war die erst später (36, 1) gegebene Erklärung zu 'ihm' zu bringen, S. 25, 13 bedarf die Übersetzung von 'retrenchemente' keines Fragezeichens, S. 47 war eine Erklärung der 3. Zeile des Gedichtes 'Tugend' vielleicht nicht unnöthig, ebenso S. 57, 25 eine Übersetzung des Ausdruckes 'kabbelt', S. 72, 1 lag es näher auf mhd. *hint* zu verweisen, S. 93 l. Claraevallensis. Kurze biographische Notizen — nur die Martin Rinkart betreffende scheint mir unverhältnismäßig ausgedehnt — erhöhen die Brauchbarkeit des Büchleins, dem es an Absatz gewiss nicht fehlen wird.

Wien. Dr. Carl Kraus.

Dr. Richard Maria Werner, Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung. Auch unter dem Titel: »Beiträge zur Ästhetik«. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. I. Bd. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss 1890. 8°, XVI u. 638 SS. Preis 12 Mk.

Die neuere Sprachwissenschaft hat lange mit der nunmehr glücklich überwundenen Vorstellung zu kämpfen gehabt, als sei die Sprache ein lebender Organismus, der zur Welt komme, wachse und absterbe wie ein Thier oder eine Pflanze; heute ist man doch auf dem Standpunkte, die Sprache als Function zu betrachten, die sich mit jedem Sprechacte von neuem vollzieht, die als Willensact des Menschen innerhalb der von den Sprechwerkzeugen gebotenen Grenzen nur von psychologischen Gesetzen abhängig ist. Für die Entwicklung der Sprachwissenschaft war jene Anschauung ein lange hemmender, verhängnisvoller Irrthum; für die Poetik wäre es nicht minder verderblich, wenn die Anschauungsweise und Methode Werners in seinen Untersuchungen über Lyrik und Lyriker Nachfolge

fände. Er will dort eine Physiologie der Lyrik geben und nur die Rücksicht auf die marktschreierischen Ankündigungen Mantegazzascher Schriften hat ihn abgehalten, seinem Buche diesen Titel zu geben. Ein Blick in das Buch zeigt, wie dieser unterdrückte Titel zu verstehen ist. Werner will nicht etwa die physiologischen Erscheinungen untersuchen, die sich im Dichter bei der Schöpfung eines lyrischen Gedichtes einstellen. Und dass solche wenigstens möglich und denkbar sind, beweist der Bericht Grillparzers, der gewiss ein treuer Beobachter seines körperlichen Befindens war, über die Zustände zur Zeit der Niederschrift seiner 'Ahnfrau' (vgl. Werke[4] 15, 65 f.). Warum sollte auch, was beim dramatischen Dichter eintritt, nicht auch beim Lyriker der Fall sein können? Nur nebenbei wird dies berührt, wenn W. im dritten Capitel seines Werkes über die Stimmung spricht und den Einfluss der Tages- und Jahreszeiten auf die Fruchtbarkeit des Dichtergeistes behandelt. Vielmehr gibt Werner eine Entwicklungsgeschichte des lyrischen Gedichtes, er spricht von dessen Keim, Befruchtung, innerem Wachsthum, Geburt und äußerem Wachsthum, und nur die Scheu vor allzu naturalistischer Ausdrucksweise hat ihn abgehalten, das Erlebnis, das zur poetischen Gestaltung führt, mit dem Namen Same zu bezeichnen.

Nun wird es allerdings niemand beifallen, diese Terminologie anders als bildlich zu verstehen, und niemand wird dem Forscher das Recht absprechen, zur Verdeutlichung des dichterischen Schaffens die Thätigkeit des Dichtens mit dem Werdeprocesse eines organischen Wesens zu vergleichen. Schlimm aber ist, wenn man die eigentlichen Ausdrücke vergebens sucht, wenn der psychologische Vorgang im Dichter nicht dargelegt wird. Werner beruft sich zur Rechtfertigung seines Vorganges darauf, „dass die Dichter selbst wiederholt in solcher, naturwissenschaftlicher Weise vom dichterischen Processe sprachen“ (S. 47 f.). Was aber für den Dichter gilt, das darf der Forscher keineswegs für sich als Recht in Anspruch nehmen. Nothwendigerweise muss doch, bevor der Terminus technicus aufgestellt wird, das Wesen des zu bezeichnenden Dinges durch klare, allgemein bekannte und unzweideutige Ausdrücke erläutert werden. Indem aber Werner durch seine naturwissenschaftliche Terminologie dem Ideal naturwissenschaftlicher Forschung sich zu nähern glaubt, liegt nicht nur die Gefahr nahe, dass seine metaphorischen Ausdrücke wörtlich verstanden werden und man, wie es in der Sprachwissenschaft mit der Sprache geschehen ist, der lyrischen Dichtung als solcher Sonderexistenz zuschreibt, ihr etwa gar Neigungen und Abneigungen beilegt, dabei aber von dem dichtenden Subjecte absieht, wie die Sprachforscher von den sprechenden Menschen; eine weitere Gefahr, die des Construierens, hat Werner selbst nicht ganz vermieden, trotzdem er behauptet, lediglich empirisch vorgegangen zu sein. Der Naturforscher ist berechtigt, wenn eine Reihe von Fällen dargethan haben, dass sich

eine Entwicklung stets in denselben Stadien vollzieht, in dem nächsten Falle ihre Wiederkehr zu erwarten; fehlt ihm ein Mittelglied, so wird er berechtigt sein, es zu suchen, denn eine organische Entwicklung vollzieht sich nicht sprunghaft. Von den Werner'schen Entwicklungsstadien scheinen mir nicht alle nothwendig, um das lyrische Gedicht hervorzubringen. Zunächst schon nicht, was Werner äußeres Wachsthum nennt; denn es ist doch denkbar, dass der Dichter nach der Niederschrift, die Werner als Geburt bezeichnet, sich nicht mehr um sein Werk bekümmert. Aber auch das, was Werner als inneres Wachsthum bezeichnet, kann man, wie das Wort von vornherein verstanden wird, aus der Entstehung eines lyrischen Gedichtes sich hinwegdenken. Nun citiert aber Werner als Beleg für dieses Entwicklungsstadium eine Stelle von Geibel, in der dieser als unterscheidendes Merkmal des Dichters gegenüber dem Dilettanten anführt, dass der Dichter imstande sein muss, an seinem Werke Kritik zu üben, ernste Arbeit daran zu verrichten (S. 31); eine Stelle, die aber ebenso gut von dem äußeren Wachsthum gelten könnte. Und an einer anderen Stelle, wo W. von der Geburt des Gedichtes spricht, führt er als eine Gattung die Improvisation an, wo aus dem befruchteten Keim sofort das fertige Gedicht hervorgeht. Freilich begreift W. im inneren Wachsthum auch die Formgebung, Wahl der Worte und des Metrums, und diese ist wohl ein nothwendiges Stadium, aber wird irgend jemand dies in Geibels Worten mitverstehen? Und denkt sich irgend jemand unter Wachsthum zugleich auch die Formung des rohen Stoffes? Was W. inneres Wachsthum nennt, Vereinfachung, Erweiterung, Ausgestaltung, Steigerung, Anschluss neuer Keime, das wird man ihm gerne zugeben; aber das sind nicht nothwendige Entwicklungsstadien; wenn er aber die innere Form dazu rechnet, so ist er sofort, da jene Arten inneren Wachsthums sich auf den Stoff beziehen, auf etwas Heterogenes gekommen, das allerdings nothwendig ist, um das Gedicht als vollendet erscheinen zu lassen.

Über die anderen Ausdrücke, die Werner vom Entstehen eines lyrischen Gedichtes gebraucht, lässt sich kaum etwas anderes sagen, als dass die Elemente Erlebnis (Same), Befruchtung, Keim so wenig von einander sich abheben, dass man wirklich nicht sagen kann, wo der eine Act aufhört und der andere beginnt. Könnte man das, so wäre es doch möglich, an dem Umfange des Processes dessen Charakter zu erkennen und zu erfahren, was Werner sich darunter gedacht hat. So aber bleibt der Ausdruck Bild; doch was das Bild vorstellt, wird man vergebens zu ergründen suchen.

Sonderbar berührt besonders bei der Betonung der empirischen Methode die Neigung Werners für tabellarische Aufstellungen, vor allem dort, wo er die Lyrik nach den Erlebnissen eintheilt, die poetische Darstellung finden. Wer inductiv verfährt, verzichtet von vornherein auf absolute Vollständigkeit, und solche Aufstellungen,

wie sie Werner bietet, haben, wenn nicht alles darin untergebracht werden kann, keine innere Berechtigung. Sollen sie aber vollständig sein, so müssen die logischen Functionen der Divisio mit Codivisio und Subdivisio in aller Schärfe zur Anwendung kommen. Dass Werner nicht rein empirisch verfahren ist, beweist sein Geständnis, dass er nicht alle der 256 Gattungen Gefühlslyrik zu belegen imstande ist, bei vielen nur mit Mühe einen Beleg zu finden vermag. Überdies steht die Förderung, welche die Untersuchung durch diese Eintheilungen lediglich stofflichen Charakters erfährt, noch sehr in Frage. Auch dort, wo von mehreren ein Thema behandelt wird, sei es dass es von einem Dichter dem anderen entlehnt worden ist, sei es dass beide unabhängig auf denselben Stoff gekommen sind, unterscheiden sich offenbar die psychologischen Bedingungen für das Zustandekommen des Gedichtes.

Im einzelnen hat Werner diese vielfach vortrefflich dargelegt, wie denn das umfangreiche Buch eine große Reihe außerordentlich feiner psychologischer Beobachtungen enthält und einen schätzbaren Beitrag zu dem Capitel der Scherer'schen Poetik bildet, das den Dichter behandelt. Besonders gelungen scheint mir in dieser Beziehung das vierte Capitel, das über die Befruchtung handelt, wo Werner auseinandersetzt, wie sich das Erlebnis zum Gedichtkeime entwickelt. Am besten ist ihm hier die Charakteristik der dichterischen Persönlichkeit Hebbels geglückt. Das ist leicht zu erklären. Hebbels Tagebücher geben das reichste Material, er ist das beste Untersuchungsobject, das Werner zur Verfügung gestanden ist. Aber auch hier ist der Verf. durch seine Neigung zum Generalisieren meines Erachtens auf Abwege gerathen. Aus einzelnen Beispielen zieht er einen Schluss auf das poetische Verfahren der einzelnen Dichter. Uhland ist dabei entschieden schlecht weggekommen. Auf Grund von vier Gedichten nennt er ihn einen symbolischen Dichter, d. h. einen solchen, der das Erlebnis symbolisch auffasst. Man braucht aber nicht weit zu gehen, um zu sehen, dass Werner voreilig verallgemeinert hat, und schon die von Werner an anderen Orten angeführten Gedichte fügen sich nicht der allgemeinen Charakteristik. Und wie kann es vollends Werner beifallen, die Thätigkeit Goethes als lyrischen Dichter mit dem Schlagworte eines symbolischen Dichters zu bezeichnen? Wie kann man den poetischen Process etwa in den Leipziger und Sesenheimer Liedern, in Prometheus und Wandrers Sturmlied, in den Oden der ersten Weimarer Zeit, in der Metamorphose der Pflanzen, in den Römischen Elegien unter einen Hut bringen? Wenn in Goethes Elegie „Die Metamorphose der Pflanzen“ das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Vermehrungsorganen als Liebesbund dargestellt ist, so ist die Pflanze darin doch nicht Symbol, eher könnten wir noch den Liebesbund als Symbol für jenes Stadium der Pflanzenentwicklung auffassen. Im Grunde liegt aber nichts weiter vor als eine Metapher, die viel weniger Anspruch an die Einbildungskraft stellt,

als die metaphorische Terminologie Werners in seinem Buche. Ist am Ende seine Physiologie der Lyrik auch eine symbolische Dichtung?

Der Unterschied zwischen metaphorischem und symbolischem Ausdruck ist allerdings im einzelnen schwer zu fassen. So würde ich als deutliches Beispiel symbolischer Auffassung eines Erlebnisses das Walther'sche Gedicht bezeichnen, wo die Thatsache, dass König Philipp die alte Krone so genau passt, zu dem Gedanken führt, Philipp sei zur Königswürde wie geschaffen. Symbolisierend wäre die Darstellung, wenn Walther, ohne von jener Thatsache zu wissen, das bloße Gedankenerlebnis, dass Philipp verdiene, König zu werden, so ausdrückte, dass er sagte, die Krone passt auf das Haupt Philipps. Die Krone ist ein Symbol der Königswürde, der Satz: die Krone passt jemandem, ein Symbol der Würdigkeit des Betreffenden.

Für Goethe vielmehr wäre, an einem concreten Beispiele gezeigt, der poetische Vorgang folgender[1]): Das Erlebnis besteht in der Betrachtung der Menschen, die sich bestreben, den lange fehlenden Regen durch ihrer Hände Arbeit einigermaßen zu ersetzen. Was Menschenhand nur mühsam bewirkt, könnte ein Eingreifen der Naturmächte leicht vollenden. Dieser Gedanke formt sich in des Dichters Geiste zu einem grandiosen Bilde: der uralte heilige Vater in weitem, faltigem, bis zur Erde herabreichendem Gewande, gelassen den Segen spendend, den die Menschen ungeduldig erwarten. Dieser Erscheinung gegenüber bemächtigt sich seiner das Gefühl der Ohnmacht und Verehrung. Das Gefühl wird hervorgerufen durch die Vorstellung, die Goethe in dem Briefe an Frau v. Stein und im Gedichte ausspricht: *Mit Göttern soll sich nicht messen Irgend ein Mensch.* Hier erhebt sich natürlich für W. die Frage: Gefühlserlebnis oder Gedankenerlebnis? eine Frage, die vom psychologischen Standpunkte sich häufig nicht wird entscheiden lassen, weil ja ein poetisch darstellbares Gefühl an Vorstellungen hängt und nur mit Hilfe von Vorstellungen sich ausdrücken lässt. Jene allgemeine Vorstellung aber tritt in der Phantasie des Dichters in vier Bildern auf, von denen die ersten zwei specielle, also anschauliche Fälle derselben bieten, die anderen den Gedanken durch eine Metapher der Anschauung nahe bringen. Die ursprüngliche Anschauung ist nicht zur Darstellung gelangt. Der Dichter hat also hier einen allgemeinen Gedanken poetisch dargestellt, indem er ihn zweifach in Anschauungen umsetzte, erstens in specielle Fälle, zweitens in Bilder. Welchen Wert Goethe der Anschauung beimaß, beweisen

---

[1]) Ich erlaube mir hier, was ich im letzten Bande dieser Zeitschrift, S. 1068 ff. hypothetisch aufgestellt habe, als richtig anzunehmen, da ich vorwiegend zustimmende Äußerungen darüber vernommen habe; und wenn auch ein stricter Beweis nicht geführt ist, so wird doch an der inneren Möglichkeit des dort vermutheten Anlasses für Goethe ein Zweifel nicht bestehen.

ungezählte Stellen, wo er sich über das Wesen des dichterischen Processes aussprach, unter anderen eine Stelle an Schiller (I[4] 112), die Werner selbst citiert, wo er seine letzten Xenien prosaisch nennt, „da ihnen keine Anschauung zum Grunde liegt" (Werner S. 175).

Bei Uhlands Gedicht „Nähe", das Werner S. 328 ff. bespricht, ist der poetische Process im wesentlichen richtig herausgehoben. Die Rolle der Geliebten im Gedichte spielt im Erlebnisse Conz. Die Gründe der Umwandlung liegen klar zutage. Das Verhältnis zum Freunde ist für dichterische Behandlung nicht geeignet, weil es zu individuell ist, diese aber allgemein Menschliches verlangt. Nun fragt sich aber, ob diese Umwandlung bewusst zu künstlerischen Zwecken oder unbewusst schon im Erlebnisse vorgenommen ist, indem der Dichter schon im Momente des Erlebnisses sich selbst als den Liebenden vorstellt. Werner hat die Frage nicht einmal gestreift, obwohl sie doch für das Werden eines lyrischen Gedichtes sicherlich interessant wäre. Für ihn freilich, der die Entstehung des Gedichtes wie eine Naturnothwendigkeit betrachtet, wäre unbewusste Umwandlung des Erlebnisses selbstverständlich. Aber was eigentlich daran symbolisch ist, vermag ich nicht einzusehen. Doch wohl nicht, dass das individuelle Erlebnis allgemein menschlich und dadurch allgemein verständlich gemacht wird; das ist nur der Process, der in der Logik generalisierende, in der Poetik typische Darstellung genannt wird.

Den Schluss des vierten Capitels über die Befruchtung bildet wieder eine Tabelle der lyrischen Dichter, in der dreizehn Species und vierzehn Namen aufgeführt sind: A. W. Schlegel, Hebbel, Hebel, Kerner, Schiller, Hölderlin, Goethe, Mörike, Tieck, Novalis, Freiligrath, Eichendorff, Rückert, Heine. Daraus sieht man schon, dass R. M. Meyer recht hat, wenn er das Werner'sche Buch Physiologie der neueren Lyrik genannt wissen will (Anz. f. d. A. 16, 4. Heft); noch besser wäre die Bezeichnung Physiologie der nachgoethe'schen Lyrik; und sonderbar berührt es allerdings, neben den Gesängen der Naturvölker von den Fischiinseln, die nun einmal in keiner Poetik fehlen dürfen, nur hie und da zum Aufputze einer Horazischen oder Klopstock'schen Ode zu begegnen. Von Walther von der Vogelweide ist nach dem sehr sorgfältig gearbeiteten Register in einem Buche über Lyrik und Lyriker nur einmal die Rede!

Nun wird man allerdings dem Forscher das Recht nicht absprechen dürfen, das Material für seine Untersuchungen zu nehmen, wo er es findet, und wenn man Grund zur Annahme hat, dass der Dichtungsprocess sich stets in gleicher Weise vollzieht, so ist es methodisch vollkommen berechtigt, von der modernen Dichtung Rückschlüsse zu machen. Man darf aber nicht verkennen, dass erst seit Goethe die lyrische Dichtung mit dem Anspruche auftritt, ausschließlich Selbsterlebtes darzustellen, und vorher der Gegensatz zwischen Leben und Dichten ein ziemlich starker sein musste, wenn

man ihn überhaupt ans Tageslicht zog, wie es bei den Anakreontikern der Fall war. Allerdings ist die literarhistorische Forschung in denselben Fehler verfallen, wenn sie etwa den Versuch gemacht hat, aus Walthers Gedichten eine Biographie zu construieren und die Zahl seiner Liebesabenteuer herauszurechnen. Freilich würde Werner in allen diesen Fällen den Versuch machen, von indirectem Erlebnis zu sprechen, das allen Dichtungen zugrunde liegen soll, welche nicht Darstellung selbsterlebter Gefühle sind. Aber für jene Fälle, in welchen der lyrische Dichter traditionelle Stoffe behandelt, ist wohl die Rücksicht auf Vortragsform und Publicum ein sehr maßgebender Factor gewesen. Es ist wohl der schwerste Irrthum, in den Werner durch seine unvollständige Induction verfällt, wenn er die Lyrik eine einsame Gattung nennt. Gehört das Gesellschaftslied des 17. und 18. Jahrhunderts, das Studentenlied, die Abtheilung der Goethe'schen Gedichte 'Gesellige Lieder' nicht zur Lyrik? Und damit kommen wir wieder auf die psychologischen Grundlagen der Werner'schen Untersuchung zurück.

Werner schreibt S. 4: Für die Lyrik kommen nur die zwei Factoren Dichter und Stoff in Betracht; das Gedicht ringt sich aus seinem Inneren los und mit dieser Befreiung hat die Lyrik ihre Aufgabe vollendet. Hier ist offenbar zweierlei vermengt. Es ist bekannt, dass jeder Mensch, nicht bloß der lyrische Dichter von einem Unlustgefühle befreit wird, wenn er es ausspricht; darauf beruht die befreiende, reinigende Wirkung der Beichte, sei es dem Priester, dem Freunde gegenüber, sei es im stillen Tagebuche. Wenn aber der Dichter zugleich ein Tagebuch führt, so müsste er zweimal die befreiende Wirkung des Aussprechens gefühlt haben. Vielmehr wirkt, wenn der Dichter sich gedrängt fühlt, „zu sagen was er leidet“, ein zweites Element mit, der Drang, was in ihm vorgeht, künstlerisch zu gestalten. Aber das Unlustgefühl, das ihn nicht ruhen lässt, bis sein Werk vollendet ist, beseelt nicht nur den Lyriker; das Schaffen des Dichters überhaupt, ja jedes Künstlers ist von jener gewaltigen Triebfeder seines Inneren abhängig. Bei Goethe freilich liegt der rein menschliche und der künstlerische Drang zu nahe beisammen, als dass sie in jedem Falle getrennt werden könnten. Bei Goethe gilt aber auch der Ausspruch, dass alle seine Dichtungen Gelegenheitsgedichte sind, nicht bloß von seinen lyrischen Dichtungen, sondern von der Mehrzahl seiner poetischen Werke überhaupt. Aber es geht doch nicht an, von Goethe allein eine Regel abzuleiten, die für alle lyrischen Dichter gilt.

Während also nach S. 4 für die Lyrik das Publicum gar nicht in Betracht kommt, schreibt Werner S. 5, die Lyrik wirkt auf das Gefühl, doch offenbar nur des Lesers oder Hörers. Und später S. 12 ff. spricht W. von episch-lyrischen Gedichten, welche darauf ausgehen, Gefühle zu erwecken, und definiert diese Mittelgattung als „Mären“, d. h. „Darstellungen eines Geschehens, einer Handlung, eines Charakters mit gleichzeitiger Erregung von Ge

fühlen, Empfindungen oder Betrachtungen". Hier ist denn doch auf das Publicum Rücksicht genommen. Natürlich ist hier wieder eine Verwirrung eingetreten. Gefühle erregen doch auch Epos und Drama. Wenn das Publicum nicht gemüthlichen Antheil an den dargestellten Vorgängen, Handlungen, Charakteren nimmt, so ist die Dichtung einfach langweilig. Und langweilig zu sein, ist doch nie Absicht des Dichters. Eine Dichtung aber kann Gefühle nur durch Vorstellungen erwecken. Sie wäre sonst das, was Schiller musikalische Dichtung nennt, und dies ist eine Gattung, die rein nicht existiert. Die Wirkung auf das Gefühl des Publicums durch das Medium der Vorstellungen erstrebt auch der lyrische Dichter, und einen Dichter, der beim Schaffen darauf nicht Rücksicht nähme, gibt es überhaupt nicht.

Werner hätte überhaupt gut gethan, wenn er sich mit der Psychologie schon in der Terminologie auseinandergesetzt hätte. Er hätte sonst die Definition nicht geschrieben, in der er lyrische Poesie den Ausdruck von Gefühlen, Empfindungen oder Betrachtungen in dichterischer Form nennt. In der gewöhnlichen Sprache sind die Wörter Gefühl und Empfindung synonym, dann war eines überflüssig. In der psychologischen Terminologie vertreten sie allerdings verschiedene Begriffe; aber weder Gefühl noch Empfindung sind ausdrückbar; denn Lust- und Unlustgefühle sind außer durch Schreie unmittelbar nicht auszudrücken; Empfindung aber ist bloß der Eindruck, den ein einzelnes Object der Außenwelt durch die Sinne auf die psychische Thätigkeit ausübt; bevor dieser aber in Worte sich fassen lässt, muss er sich dem vorhandenen Schatze von Vorstellungen accommodieren. Im Publicum lassen sich Gefühle ebenfalls nur durch das Medium der Vorstellungen erregen. Dies hat nicht nur für das Gebiet der Lyrik Giltigkeit, sondern auch für die anderen Gattungen der Dichtkunst. [1]) Hätte Werner gesagt, Lyrik sei poetische Darstellung von Vorgängen des Innenlebens, so hätte er die richtigste Definition geliefert, die sich nach dem heutigen Stande der Ästhetik und Psychologie überhaupt geben lässt. Dass eine scharfe Sonderung gegen die epische und dramatische Dichtung nicht möglich ist, dafür hätte es eines längeren Beweises nicht bedurft.

Das Buch Werners ist nach alledem im ganzen als ein missglückter Versuch zu bezeichnen. Er musste nicht nur wegen der mangelhaften Methode des Verf.s misslingen, nach dem heutigen Stande der Forschung war ein Gelingen nicht denkbar. Es musste eine Verständigung mit der empirischen Psychologie vorangehen, vor allem nach den Scherer'schen Gesichtspunkten des Dichters und Publicums. Auch die Art der Veröffentlichung und Verbreitung spielt eine nicht geringe Rolle und der historische Gesichtspunkt darf nie,

---

[1]) Vgl. jetzt auch Valentin, poetische Gattungen, Zs. f. vgl. Literaturgesch. 5, 37 ff.

wie es Werner thut, aus dem Auge gelassen werden. Ich hoffe gelegentlich zur Lösung dieser Aufgabe einen kleinen Beitrag liefern zu können, der sich allerdings auf die Lyrik allein nicht beschränken kann. Ferner ist aber vor einer Zusammenfassung eines größeren Gebietes ein Eingreifen der Specialforschung nach diesen Gesichtspunkten nöthig. Diese hat Werner in vielen Punkten entschieden gefördert, durch scharfsinnige psychologische Analyse, durch feines ästhetisches Urtheil. Diese individuellen Vorzüge haben aber Werner vor methodischen Verstößen und meritorischen Irrthümern [1]) nicht bewahren können.

Wien. Hugo Herzog.

Wesen und Entwicklung des komischen Dramas. Von Dr. Franz Bettingen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 99 SS. Preis 2 Mk.

Bettingen erkennt die Nothwendigkeit einer neuen Poetik. Eine neue Zeit mit neuen Idealen, Freuden, Leiden, Hoffnungen und Bestrebungen sei angebrochen. Starres Festhalten an den Sätzen des Aristoteles oder Lessings entspreche nicht dem Charakter dieser großen Geister, die ihr Wissen immer aus der Erfahrung ableiteten und Gegner fortschrittsfeindlicher Systematik waren. Gerade jetzt seien Untersuchungen nothwendig, die sich von vorgefassten Schulmeinungen fernhalten. Die dichterische Production sei eine bedeutende geworden, und ein heftiger Kampf der Geister sei über die Grundfragen der Poesie entbrannt ... Das Programm verspricht viel; leider ist ihm B. nicht getreu geblieben. Gleich zu Anfang begegnet ein heftiger Angriff auf eben jene modernen Tendenzen, die in dem Vorworte so vorurtheilslos begrüßt werden. Dem modernen Realismus wird vorgeworfen, er stelle die Welt nicht in ihrem typischen Gepräge vor, sondern mit besonderer Vorliebe für das in ihr vorkommende Schlechte. Der Vorwurf ist nicht neu, und ich fühle mich nicht veranlasst, mich an dieser Stelle über ihn auszusprechen; nur war mir nicht bekannt, dass irgend jemand vor B. gleich strenge auf typische Darstellung bestanden habe. „Nana“, ruft er pathetisch aus, „Nana ist nicht der Typus des Weibes!“ Ich glaube, Zola wird gegen dieses Aperçu, das B. mit dem vollen Anspruche der Neuheit gibt, nichts einzuwenden haben. Wenn B. consequent weiterschreitet, muss er demnächst die nicht minder originellen Bemerkungen machen, Richard III. sei nicht der Typus des Königs, Franz Moor nicht der Typus des Sohnes, Medea nicht der Typus der Mutter. Euripides, Shakespeare, Schiller werden künftig von diesem neuen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen sein ...

---

[1]) Über die letzteren vgl. die ausführliche Recension Minors in den Göttinger Gel. Anz. 1892, 1. Heft.

B. will das Wesen der Komödie bestimmen; er prüft zu diesem Zwecke die komischen Dramen nach Inhalt und Form, um das allen Gemeinsame herauszuschälen. Gewiss ist Induction auch auf dem Gebiete der Poetik nothwendig. Dennoch habe ich mich auf dem von B. beschrittenen Wege nicht sonderlich gefördert gefühlt. B. bildet Standesgruppen: Handwerker, Bauern, Quacksalber und Ärzte, Schulmeister usw.; dann Gruppen individueller Eigenthümlichkeiten: Dumme, Hagestolze, Geizhälse. Er will nachweisen, wie zu allen Zeiten ähnliche Mittel angewendet worden sind, um den Effect des Komischen zu erzielen; seine Beispiele wählt er meist aus dem antiken Drama und aus dem antikisierenden der Renaissance; die moderne Literatur wird weit weniger berücksichtigt. Natürlich ergeben sich auf jenem Felde zahlreiche Übereinstimmungen. Nur glaube man nicht, wenn man unter der Rubrik „Zeitfragen" nur Aristophanes berücksichtigt und zuletzt ein paar Zeilen über Platens Literatursatiren anfügt, den Stoff irgendwie erschöpft zu haben. Inductive Arbeiten dürfen sich nicht darauf beschränken, einige wenige Beispiele herauszugreifen und auf ihnen Theorien aufzubauen. Jetzt kann der Leser des Eindruckes sich nicht erwehren, B. habe ein gänzlich unzulängliches Material auf den Markt geworfen, dem ein Geistreicherer manches Neue hätte abgewinnen können, das aber in B.s Hand völlig brach liegt. Ist ihm ja doch nicht einmal gegeben, aus seinen Beispielen irgendwelche förderliche Folgerungen zu ziehen. Nicht einmal die eine Beobachtung hat B. sich gegönnt, dass komische Effecte, deren in früherer Zeit auch die Besten nicht entrathen konnten, heute mehr und mehr nur noch im niederen Genre möglich werden. Die heutige Posse und Operette arbeitet allein noch mit den Mitteln, deren sich einst ein Aristophanes oder ein Bibbiena nicht schämten. Eine gute Bemerkung B.s möchte ich nicht versäumen zu notieren, obgleich sie nicht ganz neu ist. Komische Charaktere sind meist nicht an sich komisch, sondern werden es erst durch Contrastwirkung. Der Dialect beispielsweise wird erst dann auf unsere Lachnerven wirken, wenn er zur conventionellen Umgangssprache in Gegensatz tritt. Dialectstücke können tragisch gedacht sein; der einzelne Sachse, der einzelne Tiroler wird in der Mitte dialectfreier Menschen als komische Figur verwertet werden können. — Im ganzen wird die Poetik wenig von B. lernen. Der Dichter, dem B. neue Wege für eine künftige deutsche Komödie weisen will, kann durch seine einseitigen Aufstellungen nur irregeführt werden. Die Darstellung ist theilweise hölzern, kann also weitere Kreise nicht anlocken.

Wien. Oscar F. Walzel.

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgegeben von Dr. Christian Meyer, kgl. preuß. Archivar zu Breslau. I. Bd. 4. Heft. Berlin, Verlag von H. Lüstenöder 1891. II. Bd. 2. Heft 1892.

Im letzten Hefte des ersten Bandes der neuen Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, die Archivar Christ. Meyer herausgibt, handelt Otto Henne am Rhyn auf Grundlage seines Werkes über die deutsche Volkssage vom „Geisterspuk in der deutschen Volkssage". Die Leser, sagt er am Schlusse seiner Zusammenstellung, mögen selbst entscheiden, „woraus die Geistersagen entstanden sind, ob aus krankhaften, durch das Alpdrücken hervorgerufenen Angstträumen, wie ein neuester Sagenforscher glaubhaft machen möchte, oder aber aus kerngesunder, echt volksthümlicher Beobachtung des gotterfüllten, herrlichen Sternhimmels". — Arthur Kleinschmidt legt in übersichtlicher Weise „die Weltstellung Augsburgs und Nürnbergs" dar, Conrad Thümmel bespricht „der Landsknechte Recht und Gebräuche" und behauptet u. a. auch, dass es falsch sei, den deutschen Bauernkrieg von 1525 auf die Lehren der Reformation zurückführen zu wollen; Alois John gibt unter dem Titel „Dorf und Bauernhof in Deutschland sonst und jetzt" in poetischer Sprache und in großen Zügen eine Geschichte des deutschen Dorfes und Bauernhofes bis in die neueste Zeit, wo das alte Gehöfte vom Steinbau verdrängt wird und der Bauer bei der Fürsorge, die alle Welt dem neuen vierten Stande, den Arbeitern, widmet, ganz vernachlässigt ist.

Im zweiten Heft des zweiten Bandes bietet Arthur Deneke Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des gesellschaftlichen Anstandsgefühls in Deutschland, eine Arbeit, die von der erstaunlichen Belesenheit des Verf.s Zeugnis gibt, aber durch die in den Text aufgenommenen zahlreichen Verweise auf Werke und Abhandlungen schwer lesbar ist. Oskar Schwebel gibt auf Grundlage von Bildern, Grabdenkmälern, Aufzeichnungen und Verordnungen Beiträge „Zur Trachtengeschichte von Alt-Berlin", d. h. von Berlin bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Von Ant. Mell erhalten wir Auszüge aus dem (gedruckten) Hausbuche einer steierischen Bürgersfrau (Maria Elisabeth Stampfer aus Vordernberg), das sie von 1666 bis 1694 geführt hat. Zuletzt folgt der Schluss des Aufsatzes „Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts". Von den kleineren Aufsätzen macht der erste (von Karl Schäfer) aus einem vor 200 Jahren in München erschienenen Büchlein Mittheilungen über „Altbairische Sitten und Cultur am Ausgange des 30jährigen Krieges". Georg Steinhausen („Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten") bedauert, dass an den Universitäten keine Lehrkanzeln für Culturgeschichte existieren. Paul Mitzschke beschäftigt sich mit dem Worte „Tautäffchen", das im Osterland, Vogtland, Königreich Sachsen und in den angrenzenden Theilen der preußischen Provinzen Sachsen und

Schlesien vorkommt. Zur Erklärung des seltenen Wortes muss die deutsche Mythologie herhalten. A. v. Eyn endlich bespricht einige Theaterzettel früherer Zeiten.

Beide Hefte der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte enthalten auch Bücherbesprechungen und das letztgenannte überdies eine Bibliographie von culturhistorischen Werken und Abhandlungen, die Franz Heyer zusammengestellt hat. Da der Inhalt reichhaltig und gut ist, so darf die Zeitschrift warm empfohlen werden.

Handbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien und Realschulen von Prof. Dr. H. K. Stein, Director des kgl. Gymnasiums zu Glatz. II. Band (Das Mittelalter). 8°, 238 SS. III. Band (Die neuere Zeit). 8°, 314 SS. 4., verb. Aufl. Paderborn, Druck und Verlag von Ferd. Schöningh 1891.

Stein theilt die Geschichte des Mittelalters in vier Abschnitte, von denen der erste bis 768, der zweite bis 1096, der dritte bis 1273, der vierte bis 1517 reicht. Sehr ausführlich werden Charakter, Sitten, Kriegswesen und Religion der Germanen behandelt, die Kriege der Germanen mit den Römern, die Völkerwanderung erfreuen sich gleicher Ausführlichkeit, die Feldzüge des Belisar und Narses sind entschieden zu eingehend dargestellt. Ein sehr sorgfältig ausgeführtes Capitel ist das S. 41 beginnende: „Die Verfassung der germanischen Reiche, besonders des Frankenreiches“. Auch die Darstellung der Geschichte Karls des Großen ist gut gelungen. Die Erzählung der Geschichte des Deutschen Reiches bewegt sich in herkömmlichen Bahnen; manches hätte hier kürzer gefasst werden können, so ist Heinrich V. ohne Zweifel zu viel Raum gegönnt. Gut eingeleitet ist die Darstellung der Kreuzzüge. Ein sehr gut brauchbarer Abschnitt ist §. 76: „Staatliche Zustände unter den Staufern“. Auch mit der Behandlung der Geschichte Rudolfs von Habsburg und der folgenden Zeit kann man sich einverstanden erklären, wenn man auch hier manches, z. B. die französische und englische Geschichte, kürzer gehalten sehen möchte.

Die Neuzeit wird in drei Perioden (1517—1648; 1648 bis 1789; 1789 bis jetzt) getheilt. Die Geschichte der Entdeckungen (Vasco da Gama, C. Columbus, Cortez, Pizarro) bildet mit der Umgestaltung des Kriegswesens, den Erfindungen u. a. die Einleitung. Die erste Periode beginnt mit dem Auftreten Luthers. Die Geschichte der Reformationszeit wird so farblos erzählt, dass das Buch von Katholiken und Protestanten benützt werden kann. Den Kriegen zwischen Karl V. und Franz I. wird unnöthigerweise zu viel Platz gegönnt. Der 30jährige Krieg ist gut erzählt, doch hätte die Schuld Wallensteins entschiedener hervorgehoben werden sollen; seine ersten Verhandlungen mit Gustav Adolf hätten berührt werden können. Für eine größere Aufmerksamkeit auf diese allgemein interessierenden Dinge hätte man auf manche Einzelheiten aus der Zeit Ludwigs XIV. (beispielsweise die Frondekriege) gern verzichtet. Die

Darstellung des Türkenkrieges von 1683 ist auch etwas kurz gerathen. Der Schilderung der Zeit Friedrichs II. geht als Einleitung eine ausführliche Geschichte Brandenburgs und Preußens voran: man wird da wieder in das tiefe Mittelalter zurückversetzt (1. Markgrafen aus dem Hause Askanien, 2. Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach, 3. Kurfürsten aus dem luxemburgisch-böhmischen Hause, 4. Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern. Dann: Preußen unter dem Deutschen Orden). Die Reformen im Zeitalter der Aufklärung sind übersichtlich und gut verständlich dargestellt. Sehr ausführlich wird über die Zeit vom Beginn der französischen Revolution bis zur Gegenwart berichtet.

Steins Lehrbuch, das in Deutschland viel gebraucht zu werden scheint, darf man als ein gutes bezeichnen. Der Stoff ist übersichtlich gegliedert, die Sprache einfach und klar. Neuere historische Arbeiten sind allenthalben berücksichtigt. Einige unbedeutende Versehen merke ich an: II. Band, S. 69: Karl d. Gr. wurde auf einem goldenen Throne sitzend und mit den königlichen Abzeichen geschmückt . . beigesetzt. Vgl. dagegen Dahn, Deutsche Geschichte I. Gotha 1888, S. 396. S. 183: Auch Steiermark wollte Friedrich II. als ein an das Reich gefallenes Lehen einziehen. — Dass Přemysl Ottokar, auf ein erkauftes Vermächtnis gestützt, Kärnten an sich gerissen habe, darf man wohl ebensowenig sagen, als dass bei der Königswahl seine Stimme als die eines Nichtdeutschen ausgeschlossen worden sei. S. 185: Rudolf rückte 1276 gegen Wien und gieng über die Donau, um in Böhmen einzufallen. Ist das richtig? Die Schlacht bei Dürnkrut (1278) mag man in althergebrachter Weise immerhin als „Schlacht auf dem Marchfelde" bezeichnen. III. Band, S. 70: Wallenstein wurde nicht 1624 zum Herzog von Friedland erhoben. S. 233: A. Hofer wurde nicht von einem seiner Vertrauten (Donay) an die Franzosen verrathen. — Für stilistisch oder sachlich falsche Sätze halte ich folgende: Im II. Bande, S. 5: Die Römer erwähnen den hercynischen Wald, ein Gesammtname, unter dem sie alle süddeutschen Gebirge befassen. Im III. Bande, S. 64: Die protestantischen Stände drangen vor das Schloss (in Prag) und warfen die kaiserlichen Räthe aus dem Fenster in den Schlossgraben. S. 104: Die Hofetiquette war in mehr als spanischer Weise auf das genaueste vorgeschrieben.

Leitfaden der Geschichte in Tabellenform für preußische höhere Lehranstalten, herausgegeben von Dr. Edmund Meyer, Prof. am kgl. Luisen-Gymnasium in Berlin. I. Alte Geschichte. 8°, 104 SS. — II. Mittelalter. 8°, 130 SS. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1890.

Der Verf. dieses Leitfadens, als Mitherausgeber der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft"
19 Seiten umfassenden Einleit
der Weltgeschichte, von den

Entwicklungsgeschichte des Erdkörpers, gibt Andeutungen über die Urgeschichte der Menschheit, die Religionen, die verschiedenen Verfassungsformen, über volkswirtschaftliche Dinge, die Cultur der rothen Rasse (Peruaner, Tolteken, Azteken) und die der gelben (Chinesen und Japaner). Darauf folgt die Gliederung der Völker der weißen Rasse und die Eintheilung der Weltgeschichte in drei Hauptperioden. An diese kurzen Auseinandersetzungen schließen sich die Geschichtstabellen, die so eingerichtet sind, dass sie auch den Zusammenhang der Ereignisse nicht ganz vermissen lassen. Der griechischen Geschichte folgt eine Übersicht der Geschichte der griechischen Literatur und ein Abschnitt Zur Geschichte der griechischen Kunst; der römischen eine Übersicht der römischen Literatur. — Das zweite Heft bringt Vorbemerkungen allgemeiner Natur und solche zur deutschen Urgeschichte, sowie eine kurze deutsche Mythologie, endlich einige Sätze über „staatliche Verhältnisse". Den Tabellen sind Excurse oder excursartige Bemerkungen eingefügt; unter dem Texte stehen allerlei erklärende Anmerkungen, selbst Quellenbelege. S. 101 steht bei der Belehnung der Söhne Rudolfs von Habsburg mit Österreich und Steiermark (1282) der merkwürdige Satz: „Das Recht der weiblichen Erbfolge, das die Babenberger hatten (seit 1156), trat 1740 bei Maria Theresia in Kraft". Den Anhang bilden eine brandenburgische Geschichte von 1415 bis 1532 und ein Abschnitt „Zur Geschichte der Sprache und Literatur" (eine schematische Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur auf vier Seiten).

Meyers Leitfaden ist sehr geschickt und correct zusammengestellt und zeigt auf jeder Seite von dem reichen Wissen und dem klaren Verständnisse des Verf.s. Sein Buch enthält an Thatsachen und Zahlen wenig mehr, als die gewöhnlichen zusammenhängenden Darstellungen. Ob man aber mit solchen Tabellen, bei deren Verwendung der Lehrer allerdings mit seinem Vortrage glänzen kann, die aber dem Schüler keine Anregung zu bieten vermögen, zu demselben Ziele kommt, wie mit erzählenden Lehrbüchern, scheint mir doch recht fraglich zu sein.

Geschichtstafeln mit maßgebender Hervorhebung der Bildungs- und Sittengeschichte von Dr. Ad. Bräutigam. Neu bearbeitet von W. J. O. Schmidt, Oberpräceptor am kgl. Reallyceum in Calw. Nauen und Leipzig, Verlag von H. u. B. Harschan, Hofbuchhändler Sr. Hoheit des Herzogs Ernst v. Sachsen-Altenburg, 1890. 279 SS.

Bräutigams Geschichtstafeln erschienen vor 31 Jahren in erster Auflage; jetzt hat Hr. Schmidt eine zweite Auflage besorgt. Sie enthalten möglichst vollständig und kurz die wichtigsten und merkwürdigsten Thatsachen, Personen und Jahreszahlen, sind sehr übersichtlich gehalten und frei von Fehlern. An die eigentlichen Geschichtstafeln schließen sich „zum Auswendiglernen bestimmte

Zeittafeln", an diese „Regententafeln", die auch alle Päpste, Sultane und Präsidenten der Union enthalten. Das Büchlein ist meiner Meinung nach zum Nachschlagen und zur Wiederholung der Geschichtslectionen sehr gut geeignet und dazu bestens zu empfehlen. Wenn aber der Verf. der Meinung ist, dass der Schüler zum Studium der Geschichte kein anderes Buch braucht, als diese Tabellen, so kann ich ihm nicht beipflichten. Der Lehrer mag noch so gut erzählen und der Schüler noch so aufmerksam sein, so wird dem letzteren dennoch manches entgehen, was er zum Verständnis nothwendig hat, er wird den ursächlichen Zusammenhang mancher Ereignisse in den Tabellen suchen und nicht finden, die charakteristischen Eigenschaften der handelnden Personen mitunter vermengen und so sich Fehlerhaftes einprägen. Er wird zuletzt doch nach einer zusammenhängenden Darstellung greifen müssen, wenn er gut bestehen will, außer er wird nur „um todte Zahlen und Namen" gefragt, was auch oft vorkommen soll.

W. Assmanns Geschichte des Mittelalters von 375—1492. Zur Förderung des Quellenstudiums, für Studierende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete. 2., umgearb. Aufl. von Dr. Ernst Meyer. (Zugleich als 2. Theil zu Assmanns Handbuch der allgemeinen Geschichte.) 3. Abtheilung. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz und Italien. Von Dr. Ernst Meyer und Dr. Ludwig Viereck. I. Lieferung. Braunschweig, Druck u. Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn 1890. 8°, 284 SS.

Assmanns weit verbreitete Geschichte des Mittelalters hat bekanntlich zur Förderung des Quellenstudiums sehr viel beigetragen. Die Bearbeitung der zweiten Auflage dieses Buches hat Hr. Dr. Ernst Meyer übernommen, der sich dieser gewiss schwierigen Aufgabe, wie sich jetzt schon sagen lässt, vollkommen gewachsen gezeigt hat. Erschienen sind bisher zwei Abtheilungen und die erste Hälfte der dritten Abtheilung. Diese ist eben erschienen und enthält die deutsche Geschichte von 1273—1495. Zur Bearbeitung dieses Theiles der deutschen Geschichte hat sich der Herausgeber mit Dr. Viereck in Braunschweig verbunden.

Die Herausgeber haben den ursprünglichen Text so viel als möglich gewahrt (auch die Eintheilung des Stoffes ist dieselbe geblieben); nur, wo es nöthig war, haben sie ihn umgestaltet und durch Einschaltungen um 50 Seiten erweitert. Größere Umänderungen erfuhren die Anmerkungen, in welche neue Ausgaben der Quellen, Erklärungsschriften und richtige neuere Darstellungen aufgenommen wurden. Auf Vollständigkeit konnte es ihnen in dieser Hinsicht wohl nicht ankommen, aber es fehlen doch hie und da recht verdienstliche und wichtige neuere Arbeiten. Besonders die Zeit Friedrichs III., die schon in der ersten Auflage sehr stiefmütterlich behandelt war, hätte in manchem Punkte eine etwas eingehendere Darstellung erfahren können. Assmann hatte die Gewohnheit, oft

auch bei unwichtigen oder gar nicht zweifelhaften Angaben auf seine Gewährsmänner zu verweisen und dadurch die Citate unnöthigerweise zu häufen. Dem hätten die Bearbeiter der zweiten Auflage einigermaßen abhelfen sollen. Dies schadet natürlich dem Buche nichts, das als eine wertvolle Arbeit bezeichnet werden muss, die geeignet ist, in den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der deutschen Geschichte im Mittelalter seit Rudolf von Habsburg einzuführen. Die Abtei Victring ist S. 9 irrigerweise als eine steierische bezeichnet. Als Wahltag Rudolfs von Habsburg darf man (nach Goswin von der Ropp, Erzbischof Werner von Mainz, Göttingen 1872, S. 82) jetzt wohl den 1. October bezeichnen.

Geschichte des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches von 843—1024. Von L. O. Bröcker. II. Band. Die Zeit von 882—1024. Braunschweig, Bruhns Verlag (Appelhans u. Pfenningstorff) 1890. 8°, 217 SS.

Der zweite Band von Bröckers Geschichte des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches bis 1024 behandelt die Zeit Karls des Dicken, Arnulfs, des letzten Karolingers, Konrads I. und der Kaiser aus dem sächsischen Hause. Bröcker erzählt nicht bloß die äußere und Kriegsgeschichte, sondern er betont die inneren Zustände weitaus mehr, als dies in den Werken von dem Umfange seines Buches zu geschehen pflegt. So handelt er von den Bevölkerungs- und Verfassungsverhältnissen, den Regierungsgrundsätzen der Herrscher, von dem kirchlichen Leben, von der Volkswirtschaft, den Städten, Gewerben, dem Handel, der Wissenschaft und Kunst. Von besonderem Interesse sind des Verf.s Darlegungen über die erste deutsche Dichterin Roswitha, Notker Labeo und das Schulwesen und die Kirchenreform in Deutschland von 973—1024 und deren Zusammenhang mit der Volkswirtschaft. Viele dieser Ausführungen lassen erkennen, dass der Verf. den Quellen ein eingehendes Studium gewidmet hat. — Durch Capitelüberschriften wäre der Stoff übersichtlicher und die Lectüre bequemer geworden.

Graz. F. M. Mayer.

Lehrbuch der empirischen Psychologie. Zum Unterrichte für höhere Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung leichtfasslich dargestellt von Dr. Matthias Drbal. 5., verb. Aufl. 1892.

Von Drbals Lehrbuche der Psychologie haben C. S. Cornelius und O. Flügel eine neue Ausgabe besorgt, als deren Verlagsorte diesmal Wien und Leipzig erscheinen. Diese Änderung hatte eine weitere im Gefolge: die Änderung der Orthographie, die jetzt nicht mehr den österreichischen Verhältnissen Rechnung trägt. Im übrigen haben die Herausgeber den bisherigen Charakter des Buches im

wesentlichen zu erhalten gesucht; das Lehrbuch ist also nach wie vor für den Unterricht an höheren Lehranstalten und für die Selbstbelehrung berechnet. Durch die letztere Rücksichtnahme konnte bedauerlicherweise das sonst vorzügliche Buch weniger dem Unterrichte an unseren Gymnasien zugrunde gelegt werden, auch in Hinkunft wird es wohl aus gleichem Grunde eine größere Verbreitung an den österreichischen Schulen nicht finden. Zugestanden muss allerdings werden, dass die neue Ausgabe einige Verbesserungen erfahren hat: sie weist einzelne sachliche und stilistische Verbesserungen auf, lässt unnöthige Bemerkungen weg und ändert bisweilen mit Recht den Ausdruck. Dabei darf aber nicht verschwiegen werden, dass oftmals weitere Kürzungen am Platze gewesen wären, ferner dass zahlreiche Änderungen ganz unnöthig waren und als eine Verbesserung des Buches nicht angesehen werden können.

Als eine Richtigstellung muss die Erklärung der Klangfarbe angesehen werden, die jetzt endlich (§. 25) als von der Anzahl und Höhe der dem Grundtone des Klanges beigesellten Obertöne abhängig bezeichnet wird. Eine Verbesserung bildet auch die Darstellung der Young-Helmholtz'schen Farbentheorie (§. 24); dazu kommen stilistische Änderungen in §. 12 über die Unräumlichkeit der Seele, in §. 7 über die Bedeutung des Gehirnes für die geistige Entwicklung des Menschen, dazu in §. 2 eine Bemerkung über die experimentelle Methode und §. 71 eine solche über den Hypnotismus. Die Literaturangabe ist fast durchwegs fortgesetzt, beziehungsweise ergänzt, doch finden sich auch solche Angaben der früheren Auflagen weggelassen, z. B. §. 38 und §. 77, A. 1 u. 3. Bedauerlicherweise wurden auch passende Beispiele, die oft nur einen geringen Raum einnahmen, gestrichen, z. B. §. 20 über den Ton der Empfindung, §. 75 über das Zeitbewusstsein, §. 55 über sich verwirrende Reproductionen, §. 129 über Übergänge von Leidenschaften u. dgl. Auch sonst wurden mit Unrecht kurze Bemerkungen weggelassen, hingegen nicht wenige Erweiterungen vorgenommen. Ebenso kann ich in der Behandlung der religiösen Gefühle (§. 119) eine Besserung gegenüber der in früheren Auflagen nicht finden. — Dagegen wurden mitunter auch Verkürzungen mit vollem Rechte vorgenommen, z. B. §. 20 über die quantitative Beziehung von Reiz und Empfindung, §. 22 über die Sinneswerkzeuge, §. 123 über das Wesen der Begierde, §. 139, wo freilich eine umfassendere Streichung hätte vorgenommen werden sollen, u. ö. Die §§. 41 und 70 der 4. Auflage, die über die Vereinigung gleicher Vorstellungen in eine einzige und über den Zustand des Wachens handeln, sind jetzt ganz gestrichen. Lobend muss Ref. auch anführen, dass die Herausgeber Fremdwörter, die sich in den früheren Auflagen oft grundlos häuften, entweder durch entsprechende deutsche Ausdrücke ganz beseitigten oder wenigstens durch solche erläuterten. Doch sind sie im ganzen recht schonend zu-

werke gegangen und haben in ihren Ergänzungen selbst Fremdwörter nicht gemieden. Auffallen wird schließlich den mit den Verhältnissen vertrauten Lesern die Bezeichnung „weil. k. *u.* k. Landes-Schulinspector“ auf dem Titelblatte; ebenso muss auffallen, dass die Herausgeber (§. 29, A. 2) einen wohlmotivierten Ausspruch Kants über die Cultivierung oder Verfeinerung des Geruchsinnes in Zweifel zogen.

Wien. Joh. Schmidt.

Lehrbuch der Elementargeometrie von J. Henrici und P. Treutlein, Gymnasialprofessoren. I. Theil. Gleichheit der Gebilde in einer Ebene. Abbildung ohne Maßänderung. 2. Aufl. Mit 193 Figuren in Holzschnitt. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

Lehrbuch der Geometrie für den mathematischen Unterricht an höheren Lehranstalten von Dr. Hugo Fenkner, Oberlehrer an der städt. Oberrealschule zu Braunschweig. Mit einem Vorworte von Dr. W. Krumme, Director der städt. Oberrealschule in Braunschweig. In zwei Theilen. I. Theil. Ebene Geometrie. 2., verb. u. verm. Aufl. Braunschweig, Otto Salle 1892.

Da die beiden Lehrbücher bei ihrem ersten Erscheinen von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen und auch in unserer Zeitschrift [1]) eingehend besprochen wurden, so kann sich die gegenwärtige Anzeige darauf beschränken, die vorgenommenen Veränderungen zu besprechen und zu erörtern, ob und wie die neuen Auflagen den in der ersten Besprechung geäußerten Wünschen entsprechen, endlich eventuell einige Wünsche, eine nächste Auflage betreffend, auszusprechen.

Im Lehrbuche von J. Henrici und P. Treutlein hat insbesondere der 2. Abschnitt, welcher in der 2. Auflage den Titel: „Strecken und Winkel geradliniger Figuren“ führt, eine vollständige Neubearbeitung erfahren. Die schon in der 1. Auflage angewendete und von der in dieser Zeitschrift erschienenen Besprechung als zweckmäßig anerkannte Methode, die Entstehung der geometrischen Gebilde und die Eigenschaften derselben durch Bewegung zu erklären, hat in dieser Auflage eine noch durchgreifendere und durchaus consequente Anwendung gefunden. Infolge dessen gliedert sich der Lehrstoff des 2. Abschnittes nach den verschiedenen Arten der Lageänderung der Gebilde in die Unterabtheilungen: „Die Umdrehung, die Umwendung, die Verschiebung und die Drehung.“ Da die Beweise der Lehrsätze sich auf die erfolgten Bewegungen stützen, so wurden hiedurch die Beweise jeder Abtheilung gleichartiger, als dies in der 1. Auflage der Fall war,

---

[1]) Die Besprechungen der 1. Auflage dieser Lehrbücher in unserer Zeitschrift sind enthalten: im 33. Jahrgange, S. 776 (Henrici und Treutlein); im 40. Jahrgange, S. 1037 (Fenkner).

außerdem fügten sich den Verff. die verwandten Formen viel ungezwungener aneinander. Auch der 3. Abschnitt hat aus demselben Grunde eine sehr vereinfachende Behandlung erfahren, und es ist gelungen, den Lehrstoff dieses Abschnittes in zwei Abtheilungen: „Vergleichung von Strecken und Winkeln am Kreise", „Lösung von Aufgaben durch Gerade und Kreis und deren Schnittpunkte" in streng genetischer Entwicklung und sehr übersichtlicher Darstellung zu behandeln. Am wenigsten Veränderungen hat der die Flächeninhalte geschlossener Figuren behandelnde 5. Abschnitt und der Anhang, die Inhaltsberechnung betreffend, erfahren.

In der neuen Auflage ist der Diction, insbesondere der Begriffsbestimmung, eine große Sorgfalt gewidmet worden, und es hat dieselbe an Klarheit und Präcision sehr gewonnen. Überhaupt muss dem Fleiße und der Ausdauer, welche die Verff. auf die Neugestaltung des schon auf den ersten Wurf sehr gelungenen Lehrbuches aufgewendet haben, die vollste Anerkennung gezollt werden.

Zwischen der ersten und zweiten Auflage dieses Lehrbuches ist gerade ein Decennium (1881—1891) verstrichen, ein Beweis, dass sich die neue Methode nur langsam Bahn zu brechen vermag. Dasselbe beweist der verhältnismäßig sehr rasche Verbrauch des Lehrbuches von Dr. H. Fenkner, welches in einem Zeitraume von kaum vier Jahren seinen ersten Rundgang durch die Schule gemacht hat, indem dasselbe noch strenge auf dem Standpunkte der Euklidischen Methode steht. Dem kurzen Intervalle zwischen der ersten und zweiten Auflage entsprechend, hat dieses Lehrbuch in seiner zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage an keiner Stelle eine wesentliche Umarbeitung erfahren; es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass die größeren und kleineren Änderungen im einzelnen, welche hier eine Verbesserung des Ausdruckes, dort eine Vereinfachung des Beweises bezwecken, ein ernstes Streben des Verf.s bezeugen. Eine Vermehrung endlich hat der Lehrstoff insoferne erfahren, als im 2. Abschnitte zwei Lehrsätze, die Streckensymmetrale und die Winkelsymmetrale betreffend (diese Namen werden jedoch vom Verf. sorgfältig vermieden), eingeschaltet sind. Auch in dieser zweiten Auflage ist keinerlei Bemerkung über die harmonische Theilung, über die Lehre von den Potenzen und Polaren gemacht worden; wir können uns nicht versagen, zu wiederholen, „dass diese Begriffe zu überraschend einfachen Constructionen führen, und darum dem Schüler nicht vorenthalten werden sollten."

Methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der darstellenden Geometrie für Realschulen. Von Josef F. Heller, k. k. Professor an der Staatsoberrealschule in Linz. 1. Theil. Für die fünfte Classe. Mit 4 Tafeln, enthaltend 117 Figuren. Wien, Alfred Hölder 1892. Preis geh. 90 kr.

Als man bei der Gründung der Realschulen in Österreich die darstellende Geometrie als Unterichtsgegenstand in den Lehrplan aufnahm, fasste man als Zweck und Ziel dieses Unterrichtes ins Auge, einerseits dem die Studienbahn verlassenden absolvierten Realschüler ein abgeschlossenes, zu praktischen Zwecken genügendes Ganzes, andererseits dem angehenden Techniker eine brauchbare Grundlage für seine wissenschaftliche Ausbildung zu bieten. Da gleichzeitig auch Baukunst und Maschinenlehre an der Realschule gelehrt wurden, so waren es zumeist diesen Unterrichtszweigen entnommene Objecte, an denen die Constructionen entwickelt und erörtert wurden.

Bei der Reorganisation der Realschule wurden die Baukunst und die Maschinenlehre aus dem Lehrplane ausgeschieden, die darstellende Geometrie jedoch wurde, dem neuen Geiste der Realschule entsprechend, in den Dienst der allgemeinen Bildung gestellt, indem ihr die Aufgabe zugewiesen wurde, „jenes Vorstellungsvermögen auszubilden, welches nicht bloß für das Studium vieler Fachwissenschaften unentbehrlich ist, sondern auch für einen wichtigen Theil jener allgemeinen Bildung gilt, welche die Realschule gewähren soll“.[1]) Hiedurch wurde die darstellende Geometrie in eine engere Beziehung mit der Mathematik, insbesondere mit dem stereometrischen Unterrichte gebracht; sie übte auch ihrerseits rückwirkend einen wohlthätigen Einfluss auf diesen aus, indem sie ihn zwang, in eine nähere Betrachtung der Beziehungen zwischen Gerade, Ebene usw. einzugehen und sich nicht, wie es üblich geworden war, allein der Berechnung von Oberflächen und Räumen zu widmen. Je mehr sich aber Mathematik und darstellende Geometrie in Bezug auf Inhalt und Methode einander näherten, desto mehr musste im Unterrichte der darstellenden Geometrie das Bedürfnis nach passenden Aufgaben empfunden werden. Diesem Bedürfnisse entsprangen unter anderen die Sammlungen von Joachim Steiner, Mikoletzky und der vortreffliche Programmaufsatz von Hanaček (Znaim 1884). Ein gleiches Bedürfnis beweist das erst kürzlich in dieser Zeitschr. besprochene Werkchen von Dicknether.[2])

Die vorliegende Aufgabensammlung ist ein sehr beachtenswerter Versuch, den Lehrstoff der darstellenden Geometrie (der V. Classe) in streng genetischer Methode durch ein heuristisches Verfahren zu entwickeln und zu üben. Jeder Gedankenkreis ist in erschöpfender Weise durch den entsprechenden Aufgabenkreis behandelt; jedem Aufgabenkreise sind die nöthigen theoretischen Erörterungen vorangestellt, und zwar durch ein System von Fragen, welche fast durchgehends eine lückenlose logische Folge bilden.

Der 1. Theil gliedert sich in fünf Abschnitte, welche die Darstellung von Punkten, Geraden und Ebenen auf

[1]) Instructionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich.
[2]) 43. Jahrgang, S. 1019.

einer Projectionsebene, die Darstellung von Punkten, Geraden und Ebenen auf zwei und drei Projectionsebenen, die gegenseitige Lage zweier Ebenen und die Lage von Punkten und Geraden zur Ebene, die Drehung der dargestellten Gebilde um eine Achse, die Darstellung und Beleuchtung ebener, geradliniger Figuren behandeln. Dem Lehrstoffe ist ein Verzeichnis der Abkürzungen und Bezeichnungen, die in dieser Sammlung Anwendung finden, vorangestellt; diese Abkürzungen und Bezeichnungen sind ebenso einfach als passend gewählt.

Der 1. Abschnitt enthält eine sehr fassliche Anleitung zur Umlegung der Figuren und eine gründliche Wiederholung der für das Studium der darstellenden Geometrie wichtigsten stereometrischen Sätze. Die Constructionen sind durch Anwendung des Begriffes der Affinität vereinfacht.

Durch die gewiss anzuerkennende Gewohnheit, jeden Aufgabenkreis möglichst erschöpfend zu behandeln, geräth der Verf. sehr frühe auf Fälle, welche zu ihrer vollständigen Durchführung einer 3. Projectionsebene bedürfen. Der Verf. hat, der genetischen Methode entsprechend, diesem Bedürfnisse nachgegeben und die 3. Projectionsebene früher eingeführt, als es in den Lehrbüchern zu geschehen pflegt. Man kann nicht sagen, dass dieser Umstand der Arbeit abträglich wäre.

Dass der Verf. die erste sich darbietende Gelegenheit (schon im 2. Abschnitte) benützt, die Grundbegriffe der Schattenlehre zu entwickeln und vorläufig auf die Gerade anzuwenden, um dann im 5. Abschnitte die Beleuchtung ebener geradliniger Figuren darzustellen, ist bei dem Umstande, dass das Studium der Schattenlehre eine beständige und eingehende Wiederholung der Grundconstructionen der Projectionslehre verlangt, sehr zu billigen.

Die für die Aufgaben gewählten Coordinatenangaben sind, so weit wir dieselben zu prüfen vermochten, glücklich gewählt; dass auch hier der Selbstthätigkeit des Schülers (besonders in den Wiederholungen und Ergänzungen) ein gewisser Spielraum gelassen wird, dass ferner der Schüler angeleitet wird, in einem gegebenen Aufgabenkreise selbst neue Aufgaben aufzustellen (vgl. §. 10, Aufgabe 13, §. 13, Aufgabe 1 usw.) oder über die Zahl der Lösungen einer Aufgabe zu entscheiden (§. 6, Aufg. 10 usw.), ist lobend zu erwähnen.

Wir können dem Verf. versichern, dass er seine Absicht, „mit dieser Arbeit zur Förderung des Unterrichtes in der darstellenden Geometrie beigetragen zu haben" erfüllt hat; wir können jedoch, beseelt von dem Wunsche die Brauchbarkeit der „Sammlung" beim Unterrichte zu fördern, nicht umhin, einige Veränderungen anzuregen.

Im ganzen Buche ist nur von einer Art Druck Anwendung gemacht, und doch scheidet schon der Titel „Aufgaben und Beispiele". Es sind jedoch vier Arten, die durch ein äußeres Kenn-

zeichen unterschieden zu werden verdienen: *a*) Fragen, deren Beantwortung dem Schüler nur durch bereits ertheilten Unterricht möglich wird, *b*) Fragen, welche der Schüler durch eigenes Nachdenken beantworten soll und kann, *c*) vorbereitende Aufgaben und Grundaufgaben, *d*) Übungsaufgaben, unter welchen beim Unterrichte eventuell auch nur eine Auswahl getroffen werden kann.

Dem heuristischen Unterrichte entspricht es, dass der Erklärung eine oder mehrere Aufgaben folgen; erst dann kann sich der Schüler der Lösungsweise klar bewusst werden, und es sollen Fragen über die Methode der Lösung oder über die Determination der Lösung erst diesen Aufgaben folgen. Gegen diesen Grundsatz handelt der Verf. an vielen Stellen (I, §. 1, Aufg. 9, 10, 11; §. 2, Aufg. 7, 8; §. 3, Aufg. 10, 11; II. §. 6, Aufg. 17, 18; §. 9, Aufg. 6, 7 usw.). Auch der Fragestellung ist beim heuristischen Unterrichte eine große Sorgfalt zu widmen; die Frage muss präcis sein, so dass nur die bestimmte, erwartete Antwort erfolgen kann, insbesondere muss die disjunctive Doppelfrage vermieden werden. In solchem Falle würden sich besser zwei Fragen empfehlen, z. B. §. 1, Aufg. 21:

Können die Proj. zweier sich kreuzender Geraden {parallel sein?
sich schneiden?

Ebenso §. 1, Aufg. 22 usw. Hie und da finden sich sprachliche Härten; ein sehr auffallendes Beispiel ist II, §. 4, Aufg. 4. „Wie kann aus zwei Projectionen eines Punktes derselbe im Raume gefunden werden?" Sinnstörend ist der Druckfehler S. 20, Aufg. 8, Z. 8: es fehlt nach und das Wörtchen dass.

Wir empfehlen diese Sammlung als für den Unterricht in der darstellenden Geometrie sehr geeignet; wir empfehlen dieselbe aber auch den Fachlehrern der Mathematik am Gymnasium, in der Überzeugung, dass sie manche Anregung für den stereometrischen Unterricht daraus schöpfen werden.

Baden. Hans Wittek.

Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt. 3., verb. u. verm. Aufl. Mit 85 in den Text eingeschalteten Holzschnitten. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1889.

Das Büchlein, in vorliegender Auflage — entsprechend den Fortschritten der Wissenschaft durchweg berichtigt und durch kleine Zusätze vermehrt — ist für Schulen bestimmt, an denen dem Chemieunterrichte höchstens ein Jahr gewidmet ist. Es enthält die wichtigsten Lehren der anorganischen und der organischen Chemie in gedrängtester Kürze auf ca. 80 Seiten.

Der ganze Gegenstand ist in 84 Lectionen getheilt, von denen im allgemeinen je eine für eine Unterrichtsstunde berechnet ist.

Die nothwendigen Versuche sind durch Abbildungen der Apparate recht anschaulich gemacht; bezüglich ihrer Ausführung wird bei jedem einzelnen auf desselben Verf.s „Technik der Experimentalchemie“ (Leipzig, Leop. Voss) verwiesen, worin eine ganz detaillierte Anleitung zur Benützung und Handhabung der chemischen Apparate und Anstellung aller nöthigen Versuche enthalten ist.

Betreffs des Inhaltes mag Folgendes Erwähnung finden: Zuerst kommen die schweren Metalle an die Reihe. Hiebei wird berichtet über deren physikalische Eigenschaften, das Verhalten beim Erhitzen, bei Zutritt und Abschluss der Luft und über die Veränderung, die die Luft in Berührung mit erhitzten Metallen erleidet. Im Anschluss daran wird von der Entdeckung des Sauerstoffes, der Zusammensetzung der Luft und jener des Wassers berichtet. — In weiteren Capiteln werden die leichten Metalle, die Metalloide, sodann die Sulfide und Chloride betrachtet. An die Erörterung von Reductionen — durch Wasserstoff, Kohle, Kalium und Natrium, sowie durch die Elektricität bewirkt — reiht sich eine Besprechung der Atomlehre und wichtiger stöchiometrischen Aufgaben. Nachdem auf die Begriffe „Hydrat“ und „Salz“ eingegangen worden ist, wird die Nomenclatur der Salze festgestllt und einiges über die allgemeinen Eigenschaften der Salze angegeben.

Hieran schließt sich die Angabe der wichtigsten Eigenschaften von Chloriden, Sulfaten, Carbonaten, Nitraten und Silikaten, durch passende Beispiele illustriert. Mit einer kurzen Betrachtung von Ammoniak und Phosphorwasserstoff findet die anorganische Chemie ihren Abschluss.

In den folgenden Capiteln werden die Kohlenwasserstoffe, die Alkohole und Phenole, die organischen Säuren, die Äther, die Fette, die Kohlenhydrate, die ätherischen Öle und der Kampher, die Harze, die Alkaloide, die Farbstoffe und endlich die Eiweißkörper in einer für die in Frage kommende Unterrichtsstufe passenden Weise an Beispielen zur Kenntnis gebracht. An diese „organische Chemie“ reiht sich dann noch eine Art „physiologischer Chemie“ an, der die Capitel über die Organismen, die Nahrungsmittel, über Gährung, Fäulnis und Verwesung gewidmet sind.

Ein Abschnitt über Zymotechnik schließt das Büchlein ab.

Im besonderen glaubt Ref. hervorheben zu müssen, dass aus einem Büchlein für ganz elementaren Unterricht in der Chemie die vielen historischen Angaben, besonders die Entdeckungsjahre der Metalle, füglich weggelassen werden könnten. Ebenso könnte die „Tabelle der chemischen Elemente“ (S. 19) auf die allerwichtigsten, etwa die dort „fettgedruckten“ beschränkt bleiben.

S. 13, zweiter Absatz, untere Hälfte heißt es: „Luft, welche mehr als die normale Menge enthält (CO_2), ist der Gesundheit nachtheilig usw. . . . . Sie ist deshalb stets, aber nur in geringer Menge . . . . . in der Luft vorhanden.“

S. 21, ganz unten: „Das Kochsalz kann seiner Zusammensetzung nach als Repräsentant der metallischen Chloride dienen, welche man aus diesem Grunde ebenfalls Salze zu nennen pflegt" . . . . . Solche Sätze werden sich in späteren Auflagen wohl vermeiden lassen.

Die Nomenclatur der Salze entspricht ganz den modernen Ansichten. Das hierüber handelnde Capitel ist kurz und einfach und, was das beste, auch klar.

Mit dieser Thatsache aber kann es der Ref. nicht in Einklang bringen, dass S. 13 CO_2 als „Kohlensäure", S. 14 SO_2 als „schwefelige Säure", S. 15 P_2O_5 als „Phosphorsäure", S. 16 A_2O_3 als „arsenige Säure" aufgeführt wird, dass im 6. Absatz auf S. 17 ganz allgemein die „Oxyde der Metalloide" als Säuren aufgeführt werden.

In dem letzten Abschnitte von S. 18, wo es heißt: „Reibt man Quecksilber mit Schwefel zusammen, so erhält man eine schwarze pulverige Masse, welche durch vorsichtiges Erhitzen in einem Glaskolben zu einer grauen krystallinischen Masse sublimiert; diese wird beim Zerreiben hochroth" — sind die Worte „schwarz" und „grau" jedenfalls verwechselt.

Auf S. 34 werden HCl, HBr, HJ und HFl „Wasserstoffsäuren" oder „Hydrosäuren" genannt. Diese Namen sollten nach des Ref. Ansicht aus Büchern von der Art des vorliegenden für immer verschwinden.

S. 45 wird erzählt, dass man den Eisenvitriol fabriksmäßig darstellt, „aus natürlichem Schwefeleisen (Eisenkies, Pyrit), indem man diesen an der Luft liegen lässt und wiederholt mit Wasser begießt, wobei das Mineral Sauerstoff aus der Luft aufnimmt".

Für die organischen Körper werden fast ausnahmslos die empirischen Formeln angegeben.

Im allgemeinen sei über dieses Büchlein noch Folgendes bemerkt:

Die Eigenschaften der Körper sind durch größeren Druck hervorgehoben, Notizen über Versuche, Vorkommen, Benützung usw. erscheinen in kleinerer Schrift. Die Abbildungen sind so instructiv, dass jedem, der sich nur einigermaßen mit Experimentieren befasst hat, sofort daraus die Art der Ausführung des Experimentes klar sein muss.

Das vorliegende Büchlein wird auch in dieser neuen Auflage manchen Nutzen stiften. Es ist jedem zu empfehlen, der sich auf kurzem Wege mit den Lehren der Chemie und deren experimentellem Nachweise auf einfachem und billigem Wege in Kenntnis setzen will.

Nicht hoch genug ist nach des Ref. Meinung anzuschlagen, dass dem Büchlein ein gut gearbeitetes Register beigegeben ist.

Grundzüge der Chemie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rud. Arendt. Mit 182 in den Text eingeschalteten Holzschnitten. 3., sorgfältig durchgesehene u. verm. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1890.

Diese „Grundzüge" umfassen die anorganische und die organische Chemie zugleich mit Ausblicken auf die technische und physiologische Chemie. Sie sind für 120 bis 160 Unterrichtsstunden bestimmt. Die Theorien der Chemie sind nur soweit berücksichtigt, als dies zum Verständnis der chemischen Vorgänge absolut erforderlich ist. Auf die Grundprincipien der Structurtheorie wird schon in der anorganischen Chemie allmählich und consequent hingewiesen (S. 59—63; 76, 79, 80, 125 usw.). — Auch in diesem Werke hat der Autor bezüglich der Ausführung der Versuche auf seine „Technik der Experimentalchemie" verwiesen.

Im ersten Hauptstück, das von den schweren Metallen handelt, wird zuerst von den äußeren oder physikalischen Eigenschaften dieser Metalle gesprochen und werden Angaben gemacht über ihr Vorkommen als Erz. Sodann wird die Definition einer Legierung gegeben. Das Verhalten der schweren Metalle im allgemeinen beim Erhitzen, das Verhalten der erhitzten unedlen Schwermetalle bei Abschluss der Luft und bei Luftzutritt und die Veränderungen, die die Luft selbst hiebei erfährt, führen zur Kenntnis des Sauerstoffes, der Zusammensetzung von atmosphärischer Luft und von Wasser, sowie zu dem Hauptergebnisse, dass die Umwandlung der Metalle in Aschen und die gewöhnliche Verbrennung von S, P, H usw. auf der Verbindung des betreffenden Körpers mit dem Sauerstoff der Luft beruhen (Oxydation, Oxyde) (S. 12).

In dem zweiten Hauptstück — Leichte Metalle und ihre Oxyde — wird MgO als in Wasser „vollkommen" unlöslich bezeichnet (S. 15 und 26).

Im dritten Hauptstück — Von den Nichtmetallen und deren Oxyden — werden CO_2, SO_2, P_2O_5, A_2O_3, Sb_2O_3, SiO_2 „Säuren" genannt, ja auf S. 26 werden ganz allgemein Säuren als „Metalloidoxyde" definiert; erst auf S. 78 bekommen diese Verbindungen den Namen „Anhydride"!

Die Natur der Oxyde, ihre Eintheilung in indifferente Oxyde, in Alkalien und Säuren (!), sowie eine Erörterung der Stellung der Chemie unter den Naturwissenschaften bilden den Inhalt des mit „Rückblick" überschriebenen vierten Capitels.

Das fünfte Capitel handelt von den Sulfiden. Am Schlusse desselben wird auf die chemische Natur der Sulfide eingegangen und auf einen gewissen Parallelismus zwischen Oxyden und Sulfiden (indifferente, alkalisch und sauer reagierende [SH_2] Sulfide) hingewiesen.

In dem sechsten Hauptstücke werden zuerst die wichtigsten Eigenschaften des Chlors experimentell aufgeführt, dann wird eine größere Anzahl von Chloriden, sowohl von Metallen, als auch von

Nichtmetallen beschrieben. Brom, Jod, Fluor und die Wasserstoffverbindungen dieser Elemente werden ganz kurz abgehandelt und endlich die Begriffe „Haloidsalz", „Halogen" und „Haloidsäure" festgestellt (S. 42).

In dem siebenten Hauptstücke lernen wir Reductionen kennen und zwar bewirkt durch Wärme, Wasserstoff, Kohlenstoff, Kalium und Natrium, sowie durch Elektrolyse. Als Reductionsprocess von höchster technischer Wichtigkeit wird der Eisenreductions- oder Hochofenprocess angeführt; im Anschluss daran werden die verschiedenen Eisensorten, deren Gewinnung und Eigenschaften beschrieben. Hiebei wird auch der Entphosphorung Erwähnung gethan (S. 46—50).

Das achte Hauptstück ist der Atomlehre gewidmet. An die Feststellung der constanten Gewichtsverhältnisse schließt sich die Dalton'sche Atomlehre an und eine Tabelle der wichtigsten Elemente (S. 53).

Die vielfachen Verhältnisse oder multiplen Proportionen (CO und CO_2), die Bildung von CO, die Anwendung desselben in der Technik (Generatorofen usw.) werden im weiteren Verlaufe dieses Capitels besprochen, sodann die Nomenclatur und eine Tabelle der Oxyde, Sulfide und Chloride gegeben. Den Schluss bildet die Lehre von der Valenz oder Wertigkeit der Elemente (S. 59—63).

Im neunten Hauptstücke wird gelehrt die Umwandlung von Oxyden in Chloride durch Chlor, in Sulfide durch Schwefel, die Umwandlung von Sulfiden in Oxyde durch Sauerstoff, die Überführung von Oxyden in Chloride durch Chlorwasserstoff und in Sulfide durch Schwefelwasserstoff. Hiebei wird das Wesen der einfachen und doppelten Addition, der einfachen und doppelten Substitution zur Kenntnis gebracht und die Wichtigkeit mancher Processe dieser Art für die Metallurgie — Bearbeitung sulfidischer Erze z. B. — betont.

Das zehnte Capitel handelt von der Stöchiometrie: hier wird sowohl die Berechnung der Gewichtsverhältnisse, als auch jene der Volumverhältnisse chemischer Reactionen eingeübt. Für Rechnungen der ersten Art wird eine allgemeine Regel aufgestellt: „Man schreibe die gegebene Menge über das betreffende Glied (der chemischen Gleichung) und mache über dasjenige Glied, welches der gesuchten Substanz entspricht, ein x. Hierauf setze man die Atom- beziehungsweise Molekulargewichte unter: dann ist das erste Glied der Proportion stets das Atom- oder Molekulargewicht der gegebenen Substanz, das zweite die gegebene Menge, das dritte das Atom- oder Molekulargewicht der gesuchten Substanz und das vierte Glied x" (S. 69). Eine solche Regel hat wohl nicht viel Wert!

Im eilften Hauptstücke werden mit den Hydraten die Verbindungen „höherer Ordnung", die drei, vier oder mehr Elemente enthalten, begonnen. Die Hydrate der Metalle oder basischen Hydrate (Hydroxyde) bilden den Anfang; ihr Wesen und ihre Eigen-

schaften werden an den Hydroxyden des Kalium und Calcium studiert. Als Typen von Säurehydraten (Säuren) werden Schwefelsäure, Salpetersäure und Phosphorsäure näher betrachtet. Den Oxydsäuren werden die Halogensäuren gegenübergestellt (S. 82).

Außerordentlich gründlich und ausführlich, aber wohl auch etwas weitschweifig, werden die Salze behandelt.

Im zwölften Hauptstücke werden dieselben definiert als Verbindungen von Metallen mit Säureresten (S. 83). In dem Abschnitte über die Darstellung von Salzen aus Säuren und Basen wird ein hübscher Versuch angegeben (Illustration S. 85), um aus trockenen Ziegeln, die aus Kalkbrei und Sand bereitet worden sind, mittelst CO_2 Wasser abzuspalten. In einem anderen Abschnitte dieses Capitels findet man das Verhalten zu Salzsäure und verdünnter Schwefelsäure und die Wirkung der Luft bei der Auflösung von Cu in verdünnter Schwefelsäure und concentrierter Salzsäure zusammengestellt (S. 88 und 89), sowie praktische Winke angegeben, die sich auf dieses Verhalten stützen: Putzen von Metallgegenständen mit Säuren, Kochen von Speisen in Kupferkesseln und deren Erkaltenlassen in diesen. Endlich wird die Auflösung von Cu in verdünnter Schwefelsäure und concentrierter Salzsäure unter Mitwirkung der Elektricität erörtert.

Das dreizehnte Hauptstück handelt von der Nomenclatur der Salze: ihre deutsche, ihre wissenschaftlich chemische Benennung, ihre Benennung in der Pharmacie und im Droguenhandel, sowie ihre gebräuchlichen Trivialnamen werden hier zusammengestellt.

Die allgemeinen Eigenschaften der Salze werden im folgenden, dem vierzehnten Capitel besprochen.

Im fünfzehnten Hauptstücke werden verschiedene Arten der Zersetzung von Salzen vorgeführt, und zwar: 1. durch Hitze, 2. durch Basen, 3. durch Säuren, 4. durch Salze, 5. durch Metalle, 6. durch Elektricität, 7. durch das Licht. Bei jeder Nummer sind wichtige Processe ausführlich behandelt, wie z. B. die Darstellung der rauchenden Schwefelsäure und der Kohlensäure, die Fabrication der Salzsäure und der Flussäure, die Galvanoplastik, Metallurgie, Photographie usw.

Im sechzehnten Capitel werden circa 20 Salze näher besprochen; im siebzehnten „Partielle Reductionen, Spaltungen im Radical" behandelt. Hiebei wird auf die Erzeugung von SO_2 aus H_2SO_4 mit Cu, auf die Affinerie des Silbers (S. 126), auf die Wirkung von Cu auf HNO_3, auf die Quartscheidung, auf das Schießpulver, die Fabrication von H_2SO_4, die Zeug- und Papierbleiche, die bleichende Wirkung des Wasserstoffsuperoxydes, das Ozon usw. eingegangen. In Bezug auf das letztere wurden bereits die neuesten Arbeiten berücksichtigt.

Im achtzehnten Hauptstücke werden „Hydrüre": Cyanwasserstoff, Rhodonwasserstoff, Schwefelwasserstoff (sein analytisches Verhalten ausführlich!), Ammoniak, Phosphorwasserstoff, Arsenwasser-

stoff, Sumpfgas und ölbildendes Gas (Leuchtgasfabrication) besprochen.

Im neunzehnten Capitel wird von der Beleuchtung und Heizung (S. 163—166) gehandelt; im zwanzigsten, dem letzten der anorganischen Chemie, ist eine Übersicht über die wichtigsten unorganischen Verbindungen nach den Elementen geordnet gegeben (S. 166 bis 168).

Die organische Chemie wird eingeleitet durch eine Betrachtung über die organischen Verbindungen und durch ihre Classification. „Es wird sich zeigen, heißt es auf S. 171, dass man zu einem Verständnisse der organischen Reactionen gar nicht gelangen kann, ohne dem inneren Bau (Structur) der Molekule, wie man ihn sich nach dem Verhalten derselben denkt, durch die Schreibweise der Formeln einen sichtbaren Ausdruck zu geben.“

Die Isomerie und Homologie organischer Verbindungen werden kurz erwähnt; eine Vorstellung über die erstere besonders kann man sich aber daraus wohl nicht machen; das Gegebene ist zu dürftig!

Im ersten Hauptstücke werden Petroleum, Solaröl, Photogen, Paraffin abgehandelt; es werden Vorsichtsmaßregeln beim Gebrauch der Petroleumlampen gegeben und dann wird die Structur der Kohlenwasserstoffe einer Betrachtung gewürdigt.

Im zweiten Hauptstücke lernen wir Methyl-, Äthyl-, Amyl-Alkohol und Glycerin (Nitroglycerin, Dynamit, Sprenggelatine) näher kennen.

Im dritten Capitel werden einerseits Ameisensäure und Essigsäure ausführlicher, Palmitinsäure und Stearinsäure kurz erwähnt, andererseits Ölsäure, Milchsäure, Oxalsäure, Bernsteinsäure, Weinsäure, Citronensäure kurz und bündig abgehandelt.

Im vierten Capitel werden eigentliche Äther (sehr einfache und belehrende Versuche über den Äthyläther) und Ester zur Kenntnis gebracht, auch wird deren Darstellung und Nomenclatur gelehrt.

In weiteren Capiteln (5, 6, 7) finden einige Aldehyde, Amine oder Alkoholbasen und deren Salze, Amide oder Säureamide (Harnstoff) und Amidosäuren (Glycocoll, Leucin) Erwähnung und Klarlegung ihrer Stellung im System.

Das achte Hauptstück ist der Betrachtung der Kohlehydrate gewidmet. Es wird unterschieden: 1. die Gruppe des Traubenzuckers (Glykose, Laevulose, Galaktose, Arabinose), 2. die Gruppe des Rohrzuckers (Saccharose, Maltose, Milchzucker), 3. die Gruppe der Cellulose (Cellulose und Stärke).

Im neunten Hauptstücke werden der allgemeine Charakter, die Eigenschaften und die Eintheilung der Fette besprochen. Die Erzeugung des Seifenleimes, das Aussalzen, die Zerlegung der Seifen durch Mineralsäuren und die Löslichkeitsverhältnisse der Seifen (Härte des Wassers) werden durch Versuche erläutert.

Von Kohlenwasserstoffen der aromatischen Reihe sind Benz Tolnol, Xylol, Naphtalin, Diphenyl, Diphenylmethan, Anthrace Phenanthren, Triphenylmethan meist nur kurz erwähnt (S. 21 bis 212); ausführlicher ist die Structur der aromatischen Kohle wasserstoffe (Ringtheorie) gegeben (S. 213—215).

Im Capitel über die Phenole sind Phenol, Kresol, Diox benzole, Dioxtoluole, Trioxybenzol, Naphtol (Oxynaphtalin) un Anthol aufgenommen, von den Alkoholen wird nur der Benzy alkohol, von den Aldehyden der Benzaldehyd besprochen.

Hieran schließt sich eine allgemeine Übersicht der möglich Säurereihen und eine Betrachtung über Benzoësäure, Salicylsäur Zimmtsäure, Phtalsäure, Gallussäure, Tannin (Digallussäure), Nitr benzol und Nitrophenol, Anilin und Toluidin, über die Azoverbin dungen, Furfurol, Thiophen, Pyrrol, Indol, Pyridin, Chinoli Akridin.

Von Glykosiden finden Erwähnung: Amygdalin, Salici Aeskulin, Phloridzin, Ruberythrinsäure, Myronsäure.

Daran schließen sich die Abschnitte über ätherische Öle un aromatische Wässer, über Kampferarten, Weichharze oder Balsam Hartharze, Gummiharze und Federharze, über Alkaloide (cir $1^1/_2$ Seiten), über natürliche und über Theerfarbstoffe. Letzte werden unterschieden in 1. Triphenylmethanfarbstoffe, 2. Pheno farbstoffe, 3. Anthracenfarbstoffe, 4. Azofarbstoffe, 5. Künstlich Indigoblau. — Ein Capitel über Eiweißkörper oder Proteïnsu stanzen beschließt die eigentliche organische Chemie.

In der „physiologischen Chemie" des vorliegenden Buch werden abgehandelt: 1. die Bestandtheile des Pflanzenkörpers, 2. d Wachsthum der Pflanze, 3. die Bestandtheile des Thierkörpers (a organische und organische Bestandtheile, Organe), 4. Ernähru des Thierkörpers (Organe der Verdauung, Resorption der Nahrung stoffe). Hieran reiht sich ein Capitel über Nahrungs- und Genus mittel, über Gährung, Fäulnis und Verwesung und über Ferment ferner über Alkoholgährung, Essiggährung und Brotgährung (Zym technik). Den Schluss des Ganzen bildet ein Abschnitt über Co servierung und Desinfection organischer Substanzen.

Von den fast 300 Seiten des schön ausgestatteten und rei illustrierten Buches sind 168 der anorganischen, 75 der org nischen und 34 der physiologischen Chemie gewidmet; der Re entfällt auf das ausführlich und gut gearbeitete Register.

Der erste Theil des Werkes ist als Sonderausgabe im gleich Verlage (Leop. Voss, Hamburg u. Leipzig) erschienen unter de Titel: „Anorganische Chemie in Grundzügen."

Wien. Prof. Joh. A. Kail.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Dr. G. Uhlig, Die Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1892. XXIV u. 104 SS.

Der Verf., unseren Lesern bereits als Herausgeber der Zeitschrift »Das humanistische Gymnasium« bekannt, trat schon früher in Sachen der Einheitsschule auf die Arena. Auf der Berliner Decemberconferenz 1890 war er mit Schiller und Schlee Berichterstatter über die Frage: »Lässt sich für die bestehenden drei Schularten (gymnasiale, realgymnasiale und lateinlose) ein gemeinsamer Unterbau herstellen?« Uhligs Erwägungen gipfelten damals in der These: »Eine Schulgestaltung mit gemeinsamem Unterbau für alle drei Schularten ist nicht zu empfehlen. Die mannigfachen Vortheile, welche viele von dieser Organisation erwarten, sind zum großen Theile eingebildete (oder wie es in einer nachträglichen Verbesserung hieß: sie würden sich zum größten Theile sicher nicht ergeben). Der Gewinn aber, welcher etwa von ihr erhofft werden könnte, wiegt den Schaden nicht auf, den sie sicher bringen würde.« Es hatten sich außer den genannten drei Berichterstattern damals die Vertreter verschiedener Reformparteien zum Worte gemeldet. Bekanntlich aber wurde bei der Abstimmung der Unterbau mit 28 gegen 15 Stimmen verworfen und beschlossen: »Es sind grundsätzlich in Zukunft nur zwei Arten von höheren Schulen beizubehalten, nämlich Gymnasien mit den beiden alten Sprachen und lateinlose Schulen (Oberrealschule und höhere Bürgerschule). Nur sind nach örtlichen Bedürfnissen bis auf weiteres als zulässig zu erachten: *a*) Die zur Zeit schon für die drei unteren Classen des Gymnasiums und Realgymnasiums bestehende Gemeinsamkeit bis U.-II. einschließlich auszudehnen, während von O.-II. aufwärts der Lehrplan der Oberrealschule eintritt; *b*) oder das Latein an dem Realgymnasium bis zur U.-III. hinaufzuschieben und die drei lateinlosen unteren Classen zu einer höheren Bürgerschule aufwärts zu ergänzen.«

Angesichts dieser Ergebnisse kann man sich billig fragen, was wohl Director Uhlig veranlasst haben mochte, die Frage der Einheitsschule nun nochmals zu erörtern. Offenbar sind die Gemüther der Reformer durch die Resultate der Conferenz nicht beruhigt worden: in der

That machen dieselben seither nicht minder große Anstrengungen al
vorher, ihren auf einen gemeinsamen Unterbau gerichteten Bestrebunge
in irgend einer Form Geltung zu verschaffen. In Zeit- und Flugschrifte
wird der Gegenstand weiter behandelt; man bezieht sich in kritische
Auseinandersetzungen jetzt viel auf die Frankfurter Lehrpläne; im Mär
des heurigen Jahres beschäftigte man sich sogar in der II. preußische
Kammer noch mit der Einheitsschule. Die Unterbauidee hat eben, wie
Uhlig richtig bemerkt hat, etwas Ansteckendes, indem sie von ihren Propheten fortwährend als Panacee für eine Reihe thatsächlicher und
drückender Übelstände gepriesen wird. Man kommt bei der Lectüre
solcher Schriften selbst fast unwillkürlich in den Bann dieser Ideen, und
es bedarf einer scharfen logischen Zergliederung derselben, um ihre Haltlosigkeit aufzudecken. Dir. Uhlig hat nun in seiner eben erschienenen
Schrift ein schneidiges Messer angesetzt. Er hebt damit die sieben
Hauptargumente der Einheitsschulmänner von der Wurzel aus, so dass sie
kaum wieder nachwachsen können. Die Hauptergebnisse, zu welchen er
mit seinen Erörterungen gelangt, sind folgende:

1. Von der Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau wird erwartet, dass sie den Zudrang zu den gelehrten Berufsarten vermindern würde: sie würde ihn vermehren.

2. Die Einheitsschule soll vor Überbürdung der Schüler schützen: sie würde die Gefahr einer solchen in einer Reihe von Classen steigern.

3. Die Einheitsschule, in der die Sonderung der Lateiner und Nichtlateiner mit U.-III. begönne, würde den Eltern die Wahl des Berufes für ihre Söhne keineswegs erleichtern.

4. Für die, welche Latein lernen sollen, ist auch weiterhin an dem Beginne des fremdsprachlichen Unterrichtes mit dieser Sprache festzuhalten.

5. Die humanistischen, insbesondere die griechischen Schulstudien würden durch Hinaufschieben des Lateinischen nach III. und des Griechischen nach II. der Verkümmerung entgegengehen.

6. Auch andere Unterrichtsgegenstände würden in II. und I. unter solcher Lehrplangestaltung leiden, falls man (wie vorgeschlagen zu werden pflegt) die Verminderung der dem Lateinischen und Griechischen gewidmeten Jahrescurse einigermaßen dadurch auszugleichen suchte, dass man diesen Fächern in den Classen, wo man sie festhält, eine größere Stundenzahl als bisher zutheilt.

7. Dass die Einführung der Einheitsschule in weitesten Kreisen Zufriedenheit mit der öffentlichen Gestaltung des höheren Unterrichtes hervorrufen würde, ist eine durchaus unbegründete Hoffnung.

Wenn man bedenkt, dass Uhlig mit diesen Sätzen nicht bloß jeden Vortheil negiert, den die Verwirklichung der Einheitsschule nach der Ansicht ihrer Vertreter mit sich bringen würde, sondern in mehrfacher Beziehung sogar eine der verheißenen gerade entgegengesetzte Wirkung erwartet, so kann man wohl annehmen, dass die Einheitsschulmänner ob solcher Kühnheit geradezu verdutzt sein werden.

Seine Argumente holt der Verf. zum Theil aus seiner langjährigen Schulerfahrung, zum Theil auch aus dem Studium fremder Schulverhältnisse. Insbesondere sind es die von Schweden, Norwegen und Dänemark, also jener Länder, aus denen gerade auch die Vertreter der Einheitsschule viel Material zur Begründung ihrer Ansichten beigebracht haben. Dir. Uhlig war längere Zeit auch in der Schweiz als Lehrer thätig, kennt zudem das französische Schulwesen genau, und es muss daher bei dieser ausgebreiteten Kenntnis auffallen, dass er es verschmäht, österreichische Verhältnisse öfters zum Vergleiche anzuziehen, die in vielen Punkten, wie z. B. was die Erfahrungen mit den Realgymnasien, mit der Oberrealschule, mit dem ganzen System gewerblicher Bildungswege anbelangt, seine Ansichten nur erhärten konnten. Es scheint eben für die Herren in Deutschland — auf der Berliner Conferenz ist dies deutlich hervorgetreten — in der ruhigen langsamen Entwicklung des österreichischen Schulwesens kein besonderer Anreiz für das Studium derselben gelegen zu sein.

Dass der Verf. mit dieser Schrift seine Verdienste um das humanistische Gymnasium, für dessen Bestand er ja unermüdlich in seiner Zeitschrift eintritt, erheblich vergrößert hat, braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, ebensowenig, dass seine ihrem Inhalte nach eben skizzierte Schrift von uns zur Lectüre wärmstens empfohlen wird.

Wie sehr übrigens Uhlig Recht hat, wenn er in der Anlage eines gemeinsamen Unterbaues die Unterwühlung des humanistischen Gymnasiums erblickt, konnte ich sogleich aus einer zweiten Schrift ersehen, die mir gleichzeitig von der verehrlichen Redaction zur Anzeige zugesandt wurde.

Dr. Ferd. Zitscher, Einheitsgymnasium und Realschule. Osterprogramm des Realprogymnasiums und Progymnasiums zu Forst i. L. 1892. Leipzig, Verlag von G. Fock. 11 SS. Preis 75 Pf.

Der Verf., Rector der genannten Anstalten, berichtet damit an seine Patronatsbehörde über die schwebenden Fragen der Schulreform und äußert sich in einem Nachworte über die neuen preußischen Lehrpläne und über das Versuchsgymnasium in Frankfurt a. M.

Dass der Verf. zu den reformlustigen Schulmännern gehört, geht aus seiner Äußerung hervor, er halte die Schulreform durch die neuen Lehrpläne noch keineswegs für endgiltig abgeschlossen; man könne auch weiterhin beständig mit der Möglichkeit fernerer, weiter und tiefer greifender Änderungen im Schulwesen rechnen. Ob man dem preußischen Staate dazu Glück wünschen könnte? Wie sehr Dir. Zitscher der Unterricht in den classischen Sprachen ans Herz gewachsen ist, erhellt vielleicht am besten, wenn ich folgenden Satz aus seiner Arbeit hieher setze: »Eine Nation mag so wenig wie ein einzelner vom Pferde auf den Esel kommen. Wenn die Zeit, wo die Deutschen sich durch Griechen und Römer gängeln und bevormunden ließen, vorüber ist, so wird hoffentlich nie ein Tag kommen, wo Franzosen und Engländer als berufene Erzieher der Deutschen eingesetzt und anerkannt werden.« Die Geschichte mit dem Pferd und dem Esel ist wirklich nicht übel: Da heißt's in der That sich auf dem

Pferde festhalten; wer wird auch auf dem Esel reiten wollen? Und wie sieht es denn nun mit Zitschers Reformgedanken aus? Er hat seinem Patronat einen Lehrplan für das Zukunftsgymnasium und die Zukunftsrealschule vorgelegt, in welchem der Gedanke des gemeinschaftlichen Unterbaues Form gewinnt, und da zu Hauptfächern des Gymnasiums Religion, Deutsch, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften gemacht werden, die auch an der Realschule und gehobenen Volksschule gepflegt werden, so ist nach seiner Ansicht »das gemeinsame Rückgrat aller Schulen in Deutschland« ausfindig gemacht.

Latein und Griechisch sind natürlich aus dem Gymnasium nicht völlig entfernt, diese Sprachen fristen neben Französisch und Englisch noch immer ein Dasein, nicht ein kümmerliches, wie Zitscher meint, nur sind sie aus dem Mittelpunkte gerückt, genauer gesagt, auch aus dem Anfange. Denn in Anlehnung an Dir. Reinhardts Grundsätze in Frankfurt meint auch Zitscher, »dass das bedrückende Nebeneinander der verschiedenen Sprachen und Bildungsstoffe in ein erquickendes und erfrischendes Nacheinander aufgelöst werden müsse« und »dass wenige Jahre umfassende Sprachcurse mit hoher Stundenzahl bessere Früchte zeitigen als vieljährige Curse mit niedriger Stundenzahl«. Indes sind in seinen Lehrplänen noch zwei andere Grundsätze zur Verwertung gekommen, große Grundsätze, wie er meint, ohne welche eine wirklich in modernem Geiste durchgreifende Schulreform nicht möglich ist. Man höre! 1. Die Priorität des Französischen vor dem Lateinischen. 2. Die Priorität des Englischen vor dem Griechischen. Zum Neuerer aber wird Zitscher geradezu mit einer fünften Anschauung, man könne den französischen, englischen und lateinischen Sprachunterricht auf niederen Classenstufen abschließen, ohne ihn irgendwie zu gefährden. Allem Unterrichte in fremden Sprachen könne man in unseren höheren Schulen eine Grenze ziehen, über welche er nicht hinausgehen dürfe, wenn er nicht unfruchtbar werden soll. Leider ist uns Z. die psychologische Begründung dieser »Unfruchtbarkeitsgrenze« schuldig geblieben, was umso bedauerlicher ist, als mit der Annahme oder Ablehnung derselben sein Bau steht oder fällt. Er darf sich daher auch nicht wundern, wenn wir vorläufig, weniger sanguinisch wie er, an die Möglichkeit der Errichtung eines Gymnasiums nach seinem Plane nicht glauben. Er schlägt vor: Deutsch in allen Classen; Französisch von VI.—U.-III.; Latein von IV.—U.-I.; Englisch von O.-III.—U.-II; Griechisch von O.-II.—O.-I. Die Sprachfächer treten also ein: Französisch in VI., Latein in IV., Englisch in O.-III., Griechisch in O.-II.; sie treten aus: Französisch in U.-III. (Zeit der Confirmation: I. Einschnitt!), Englisch in U.-II. (Reife für den Einjährig-Freiwilligendienst: II. Einschnitt!), Latein in U.-I. Neu ist dabei auch, welch »einschneidende« Bedeutung auf einmal das Confirmandenalter und die Reife für den Freiwilligendienst bei der Aufstellung eines Lehrplanes gewonnen haben. Sonst ist Z.s Zukunftsgymnasium neunclassig und vierstufig: VI. und V. Unterbau, IV. und U.-III. Untergymnasium, O.-III. und U.-II. Mittelgymnasium, O.-II., U.- und O.-I Obergymnasium. In organische Verbindung mit demselben tritt eine sechsclassige dreistufige Realschule, welche in VI. und

V. völlig mit dem Gymnasium übereinstimmt, von IV.—U.-II. aber nur insofern, als kein Latein dabei in Betracht kommt. In Städten, die kein Gymnasium besitzen, sollten dann mit der bestehenden Realschule regelmäßig lateinische Parallelcurse verbunden werden und zwar so, dass die zum Übergang auf das Gymnasium bestimmten Schüler von IV. angefangen von einer Anzahl Lehrstunden in anderen Gegenständen dispensiert werden und dafür in den vier Classen von IV.—I. je achtstündigen Ersatzunterricht in Latein erhielten. Auch die Übergangsmodalitäten hat Z. bereits festgestellt, so dass es, wie er meint, nur eines Versuches ähnlich wie in Frankfurt bedürfe, um nachzuweisen, dass »damit die einheitliche, aber gehörig abgestufte Ordnung des ganzen Schulwesens zum Heile der Nation« entschieden und alle berechtigten Bildungsbedürfnisse befriedigt wären. Solchen Hoffnungen gegenüber wird sich jetzt wohl mancher gedrängt fühlen, die Zitscher'schen Vorschläge eingehender zu prüfen.

Wien. Dr. J. Loos.

Heimische pädagogische Literatur.

1. Dr. G. Deschmann, Führer durch Österreichs Schulen. Eine systematische Darstellung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Unter- und Mittelstufe für die männliche Jugend in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. Pilsen, W. Steinhauser 1892, 8°, 180 SS. Preis 1 fl. 20 kr. — Der glückliche Gedanke dieses Werkes ist mit außerordentlichem Fleiße in That umgesetzt worden: das gesammelte Material umfasst nach den Worten des Verf.s in der Vorrede eine kleine Bibliothek! Dieses Material erscheint hier gesichtet, geordnet und verwertet zu einer zusammenhängenden Darstellung unseres gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens der im Titel angegebenen Stufen, wobei um des natürlichen Zusammenhanges willen auch einige Hochschulen einbezogen wurden. Der reiche Inhalt des Buches ist nach den Punkten gegliedert: 1. Reichsgesetze und Verordnungen, welche auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen Bezug haben, 2. Volksschulwesen (Kindergärten und verwandte Anstalten, Volks- und Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten, Beschäftigungsanstalten, Internate, Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummeninstitute, Anstalten für geistesschwache und Kinder mit Sprachfehlern, Rettungshäuser), 3. Mittelschulwesen (allgemeine Bestimmungen, Verzeichnis der Mittelschulen, Seminarien, Sängerknaben-Convicte, Internate), 4. Militär-, Erziehungs- und Bildungsanstalten, 5. und 6. das commerzielle und das gewerbliche Bildungswesen (im weitesten Sinne), 7. land- und forstwirtschaftliches Bildungswesen, 8. Kunstinstitute, 9. Specialschulen (für Thierheilkunde, nautische, niedere Bergschulen, pharmaceutische Studien). Darauf ist ein »Wegweiser bei der Berufswahl« aufgebaut, woran sich Nachträge und Berichtigungen, ein Ortsverzeichnis, ein Namen- und Sachregister anschließen. Und das sind nicht etwa lauter

trockene Aufzählungen von Anstalten, sondern auch Bemerkungen über Zweck, Einrichtung, Kosten, Aufnahmsbedingungen, Erfüllung der Wehrpflicht, Formularien zu Gesuchen um Aufnahme in Militärschulen, gute Bemerkungen über häusliche und Instituts-Erziehung (S. 63 ff.) usw. Das Buch ist so, was auch vom Verf. beabsichtigt wurde, ein kundiger Rathgeber und Führer „für Eltern, für Vormünder, für Lehrer, für Erzieher", wie auf den vier Seiten des Titelblattes angegeben ist, „bei der Umschau nach dem der Eignung des Sohnes oder Pflegebefohlenen entsprechenden Lebenspfade". Der Unterzeichnete nimmt keinen Anstand zu erklären, dass der Verf. mit diesem Buche dem heimischen Erziehungs- und Unterrichtswesen einen anerkennenswerten Dienst erwiesen hat, und wünscht demselben die weiteste Verbreitung in den angegebenen Kreisen, dies auch deshalb, damit der Verf. in die Lage komme, die zwei weiteren Bände (die Bildungs- und Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend, die Hochschulen betreffend) zu veröffentlichen. Das Buch sollte namentlich in der Hand eines jeden Schulvorstandes (Volksschule, Bürgerschule, Mittelschule) sein.

2. Dr. Ed. Martinak, Fünf Wochen Hospitierung an Berliner Gymnasien. Vortrag, geh. am 10. Oct. 1891 im Vereine „Innerösterreichische Mittelschule in Graz". (Separatabdruck aus „Österreichische Mittelschule".) Wien, Hölder 1892, 8°, 20 SS. — Ein kurz gehaltener gründlicher und inhaltreicher Bericht, der vielfach das preußische Gymnasium mit dem unserigen vergleicht, die Verschiedenheiten auf ihre Gründe zurückführt usw. Wir verweisen hiemit alle Schulmänner auf diese interessante Schrift, können aber hier nur einige schiefe oder unrichtige Angaben berichtigen. Auch bei uns erfolgt das Versetzen der Schüler im Wesen nach Conferenzbeschluss (S. 15), auch bei uns ist „der Arbeitskalender" im Classenzimmer angeschlagen (S. 15), auch bei uns (wenigstens für die Wiener Mittelschulen) gibt es „Hitzferien", wenn auch nicht obligatorisch, so doch facultativ (S. 16). Im Anschluss an S. 19 gibt der Ref. seiner Freude darüber Ausdruck, dass die von ihm schon längst ausgesprochene und verfochtene Überzeugung, unser Gymnasium könne einen Vergleich mit dem preußischen getrost aushalten und sei demselben in manchen Stücken (namentlich hinsichtlich des Lehrplanes) überlegen, nunmehr weitere Verbreitung findet.

3. Josephus Alethagoras, Die Reform unserer Gymnasien beleuchtet vom christlich-socialen Standpunkte. Allen Freunden christlicher Schulen gewidmet. Graz, U. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1892, 8°, 68 SS. Preis 40 kr. — Eine citatenreiche Streitschrift von großer Heftigkeit! Der pseudonyme Verf. ist ein Feind „seitenlanger Recensionen" und versetzt dieser Zeitschrift einen Hieb (S. 12). Letzterem gegenüber wollen wir christliche Nächstenliebe walten lassen, in ersterer Hinsicht erweisen wir dem Verf. den Gefallen, über seine Schrift in verhältnismäßiger Kürze hinwegzugehen, was wir umso lieber thun, als einerseits die Erwiderung und die Aufdeckung und Berichtigung aller Irrthümer gar umfangreich werden müsste, andererseits dabei Dinge und Factoren zu erwähnen wären, welchen gegenüber hier das Noli me tangere am

Platze ist. Einiges aber wollen wir behufs Kennzeichnung der Schrift und Richtigstellung doch sagen. Über Schwinden des Mannesmuthes zu klagen und selbst nur bei geschlossenem Visier Zeter und Mordio über unser Gymnasium zu schreien, nimmt sich das nicht sonderbar aus? Wenn es S. 12 heißt, »dass sich unsere Gymnasialprofessoren um Pädagogik wenig kümmern«, so sollte derjenige, welcher mit so schwerer Anklage hervortritt, doch selbst in der pädagogischen Literatur genau Umschau halten, um vor dem Vorwurfe der leichtfertigen Anklage gesichert zu sein. Hätte der Verf. das gethan, so würde er wissen, dass vieles von dem, was er vorbringt, schon oft auch bei uns gesagt worden ist; er würde z. B. auch wissen, dass der Schluss, welchen Wachlowski »aus der relativ größeren Anzahl von Ausschließungen der Schüler« gezogen hat (S. 7), bereits vom Ref. widerlegt, weiter dass das Loblied, welches der nunmehr selige Wachlowski auf tempus actum gesungen hat und der Verf. ihm nachsingt, gleichfalls vom Ref. als nichtig erklärt worden ist. Man halte Umschau in der Vergangenheit, z. B. in Melanchthon Praeceptor Germaniae (MGP), in Allrams unten zu erwähnender Schrift S. 21, in einem Programme des Iglauer Gymnasiums — wenn ich mich nicht irre —. Wenn man solche Dinge liest, wie sie dort gedruckt stehen, so möchte man sagen, die jetzige Jugend sei im Vergleiche zu jener sehr gut; und wenn man auch das nicht gelten lassen will, so ist wenigstens der Vorwurf der »sittlichen Verrohung« (S. 7) nach unserer Kenntnis der Vergangenheit und Gegenwart des Schullebens durchaus ungerechtfertigt. Was den Kern der Abhandlung betrifft, so wollen wir unsere Ansicht mit den Worten L. Erhardts (»Über die Grundlagen unserer höheren Schulbildung« S. 3) wiedergeben: »Nun leiden allerdings unsere modernen gesellschaftlichen und socialen Verhältnisse unleugbar an schweren Schäden und Misständen; ... zersetzende Einflüsse machen sich gegen die Grundlagen aller staatlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung bemerkbar. Aber dafür wird man die höhere Schulbildung am wenigsten verantwortlich machen können. Im Gegentheil, die Reife völliger Bildung ist noch der einzige Wall gegen den allgemeinen Verfall und Umsturz.« Wir sagen also: Trotz des Gymnasiums steht es so, wie es steht, und ohne das Gymnasium würde es noch schlechter — wobei jedoch nicht behauptet werden soll, dass das Gymnasium nicht noch besser wirken sollte und könnte —. Die Beweisführung des Verf.s aber fußt auf dem Schlusse: post hoc oder cum hoc, ergo propter hoc. Im einzelnen sei noch bemerkt, dass uns von einer allgemein giltigen Verfügung, der Katechet habe seine Exhorten geschrieben vom Papier abzulesen, nichts bekannt ist, und dass der Ton der Abhandlung öfters ein unwürdiger ist (z. B. »flöten geht« S. 15, »abgetakelter Bismarck« S. 42, spöttische Ausfälle gegen Schulmänner. Will uns der Verf. eine solche Bildung als sein Ideal vorführen?). Im Interesse unseres Gymnasiums bedauern wir das Erscheinen dieser Schrift, weil sie mehr Schaden als Nutzen stiften wird, da die unwissenden Gegner zahlreicher sind als die kundigen Freunde.

4. Dr. H. Fleischmann, Zur Reform des Gymnasialwesens. Wien, Konegen 1892, 8°, 32 SS. — Eine gut gemeinte und

wohlwollend gehaltene Schrift, die aber kaum den vollen Beifall aller Kundigen finden dürfte. Der Verf. spricht gegen das ausgedehnte Prüfungswesen der Jetztzeit, schlägt aber selbst eine Art Maturitätsprüfung nach der Quarta vor, welche ergeben soll, ob der Schüler »für ein gedeihliches Studium im Obergymnasium« reif sei. Heißt das nicht den Teufel durch Belzebub austreiben? Hinsichtlich der künftigen Lehrer wird intensive und ausgedehnte pädagogische Vorbildung gefordert, welche auch durch eine Prüfung nachzuweisen sei. Angesichts der S. 14 vorgeschlagenen Massenlectüre aus Latein und Griechisch sei der Verf. auf Dr. J. Rothfuchs (»Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes«, besonders S. 10 ff.) verwiesen. Für den geschichtlichen Unterricht wird in der Hauptsache das gefordert, was bereits in den Instructionen von 1884 steht, was aber bisher in den Lehrbüchern nicht durchgeführt ist und erst durch einen Ministerial-Erlass von 1892 wieder eingeschärft wurde. Heben wir noch einige Einzelheiten heraus! Woher weiß denn der Verf., dass jetzt »fast jeder Schüler im Besitze eines eigenen Handkataloges« ist? Übertreibung, nichts als Übertreibung! Einige Schüler thun es, thaten es auch früher. Ebenso einzelne Fälle sind es, wenn in einer ganzen Stunde drei Zeilen eines römischen Historikers gelesen werden (S. 13, dazu kann übrigens auch übertriebene Betonung der Archäologie führen) und wenn während des Examens eines einzigen Schülers die übrigen sich selbst überlassen werden (S. 29): Fehler, vor denen wir Lehrer oft gewarnt worden sind, die es aber wohl immer gegeben hat und immer geben wird, da nichts auf Erden vollkommen ist. Gegenüber der (schon öfters vorgebrachten) Bemerkung, dass der Abiturient kaum nach (sic! *recte*: nach kaum) überstandenem Maturitätsexamen sich der alten Classiker entledigt, frage ich, wie ich schon einmal gefragt habe, ob das nicht auch mit den Religions-, Geschichts-, mathematischen und den anderen Lehrbüchern geschieht. Das Ärgste ist der Hetzruf (S. 32): Periculum in mora! Das sagt ein junger Mann, der, nach seinem theils unsicheren, theils zuversichtlich kecken Tone und Allesbesserwissenwollen zu schließen, noch die pädagogischen Knabenschuhe trägt, öffentlich, also auch vor den höheren und niederen Leitern unserer Gymnasien und vor den älteren Lehrern, von denen er nach S. 25 doch manche als vortreffliche Männer gelten lässt, und bezichtigt so diese entweder der Unwissenheit oder des gewissenlosen Schweigens! Und derselbe ist so gnädig, »für diesmal« nicht alles vorzubringen, sondern es »bei den gemachten Vorschlägen bewenden zu lassen«! Man verzeihe dem Ref. diese bitteren Worte, aber difficile est satiram non scribere, und er glaubte, solche Ärzte unseres Gymnasiums kennzeichnen zu müssen. Und worauf fußt dieser Hetzruf? Auf der »Volksstimme« und auf den »Äußerungen berühmter akademischer Lehrer«, wie es dortselbst heißt. Aber aus pädagogischen Werken hätte der Verf. ersehen können, wenn er's nicht selber weiß, dass über kaum etwas anderes unter dem »Volke« eine weniger hohe und ernste Auffassung verbreitet ist als über Bildung und Erziehung. Die »berühmten akademischen Lehrer« aber sind vermuthlich diejenigen, welche entrüstet sind, wenn beim Staatsexamen oder Rigorosum der Jurist

oder Mediciner »den einfachsten terminus technicus« oder »eine schlichte, einfache Stelle eines römischen Juristen« nicht versteht (S. 15). Weiß denn der Verf. nicht, dass zum Verstehen solcher Dinge auch Fachwissen gehört, und dass gerade die termini technici und das Latein der Juristen mit dem classischen Latein häufig fast nichts zu thun haben? Wenn er's nicht weiß, so denke er einmal über casus, nominativus etc., über verbum, supinum etc. nach und lege sich diese termini technici mit seinem Latein zurecht. Heil dem Gymnasium, dass es sich mit solchen Dingen nicht abgibt! Der Verf. freilich fordert für den Gymnasiasten (S. 17) »auch die Fähigkeit, sich im späteren Berufe in jedem in einer dieser Sprachen abgefassten Schriftstücke, etwa einem lateinisch abgefassten internationalen Vertrage, einem päpstlichen Breve und Ähnlichem zurechtzufinden«, und zwar weil er diese Fähigkeit zu gebrauchen in die Lage kommen kann. Also kann! Weiß denn der Verf. nichts von allgemeiner Bildung, wie sie das Gymnasium zu geben hat? Und wo steht denn — um ein argumentum ad hominem zu gebrauchen — so etwas in der Herbart'schen Pädagogik, welche der Verf. (S. 9) für die allein seligmachende hält? Zu S. 9 stellen wir übrigens noch die Frage, ob denn das Logische nicht auch psychisch ist.

Ad 2, 3 und 4. Martinak erkennt als Hauptforderung zur Besserung der Wirksamkeit unserer Gymnasien: Achtung und Vertrauen dem Lehrerstande! Wenn wir die Tendenz der Broschüren von Al. und Fl. allgemein dahin bestimmen, dass das Gymnasium die ethische Veredlung des Zöglings — denn darin liegt ja das Hauptziel des Christenthums — in den Vordergrund zu stellen habe, beziehungsweise dass Einzelheiten der jetzigen Organisation zu bessern seien, so sind die drei Richtungen angegeben, in welchen sich nach der Ansicht des Ref. die Weiterentwicklung unserer Gymnasien zu bewegen hat.

5. Dr. Leo Burgerstein, Die Arbeitscurve einer Schulstunde. Vortrag gehalten auf dem VII. internationalen Congresse für Hygiene und Demographie in London. Sonderabdruck aus der »Zeitschrift für Schulgesundheitspflege« 1891. Hamburg und Leipzig, L. Voss 1891, kl. 8°, 40 SS. — Der Verf. führt uns in die Kammer der experimentellen Schulhygiene, eines Zweiges der exacten Wissenschaft, und zeigt uns ein Experiment und dessen Ergebnisse, die freilich nach seinen eigenen Worten nur »einigermaßen begründete Hypothesen« sind. Der Ref. glaubte aber in einer — pädagogischen Folterkammer sich zu befinden. Man denke: Vier Schulclassen müssen in einer Stunde — mit Unterbrechungen durch Pausen — 20 Rechenaufgaben von 20stelligen Zahlen lösen! — Das Nähere des Experimentes wolle man beim Verf. selbst nachlesen. — Erinnert das nicht an — Vivisection? Die Herren von der Naturwissenschaft wollen auf diese Weise die »Physiologie der Denkfunction« erforschen und so zugleich ein Scherflein beitragen zur — Entgeistigung des Geistes, zum wissenschaftlichen Materialismus. Ob ihnen die Beantwortung solcher Fragen — die uns, nebenbei gesagt, lebhaft an die auf anderem Gebiete sich bewegenden Fragen der Scholastik erinnern — je gelingen wird? Die vorliegenden Ergebnisse haben uns nicht im mindesten überzeugt.

Die Schlussfolgerung lautet einfach: post hoc oder cum hoc, ergo propt
hoc. Ein Fehler kann auch durch andere Umstände veranlasst werde
z. B. durch ähnliche Schreibung verschiedener Ziffern (wie der Verf. selb
angibt) oder dadurch, dass die Feder wackelig wird und gerichtet werd
muss, dass der Lehrer vom Sessel sich erhebt oder seinen Standort wechsel
dass ein Schüler hustet, dass ein Schüler eine in seiner Rechnu
richtige Zahl in einer für den Nebenmann vernehmlichen Weise au
spricht usw.: lauter uncontrolierbare Dinge, die von außen auf d
Gang des Denkens einwirken können. Endlich müsste bei der Anrechnu
der Fehler auch in Betracht gezogen werden, ob sonst »gute« od
»schlechte« Rechner dieselben gemacht haben, wie man jetzt auch b
den Untersuchungen über die Schulmyopie dieses Moment des Fleiß
oder der Faulheit in Betracht zu ziehen angefangen hat. Übrigens b
merkt der Verf. selbst (S. 7), dass das Denken in der Schule zumeist -
zum Glücke, fügen wir hinzu — nicht in solcher Weise sich abspielt, w
das hier gemachte Experiment es anstellt. — Dass die schriftlichen Schu
arbeiten der Mittelschule eine ganze Stunde dauern (S. 39), ist für d
vom Verf. in Betracht gezogene Schulstufe (bis einschließlich II. ein
Mittelschule) nur in den seltensten Fällen richtig.

6. Dr. G. Waniek, Philipp Klimscha. Biographische Skizz
(Separatabdruck aus dem Jahresprogramm des k. k. Staatsgymnasiums i
Bielitz 1891, 8°, 12 SS.) — Ein warmer Nachruf dem verdienstvoll
Schulmanne gewidmet. — 7. E. Haueis, Die Entstehung und En
wicklung des n. ö. Landes-Real-Obergymnasiums in Bade
1864—1890. Mit Bezug auf die gleichzeitigen Schulreformen. Verlag d
Anstalt, 8°, 55 SS. — Vereinigung der zwei in dieser Zeitschr. 189
S. 480 und 1891, S. 864 angezeigten Programmabhandlungen. — 8. D
J. Murr, Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Sinnsprüche
aus griechischen Dichtern in deutscher Übersetzung. 1. Bändchen: D
ältesten Epiker und Elegiker, Aischylos und Sophokles. Innsbruck, Wagn
1891, kl. 8°, 77 SS. — Eine schöne Auswahl von Sprüchen altgriechisch
Weisheit, zum größten Theile nach fremden Übersetzungen, zum The
nach eigener. Doch erscheint das griechische Denken, Fühlen und Wolle
nicht unverändert, sondern durch das Sieb der christlichen Anschauu
geseiht (»Gott« statt »Götter« u. ä.). Das schön ausgestattete Büchle
kann für die obere Stufe der Mittelschüler empfohlen werden, welcher
der Verf. nach dem Vorworte auch zugedacht hat. Dieser Bestimmun
entsprechen auch die (nicht zahlreichen) erklärenden oder auf moder
Verhältnisse oder deutsche Sprichwörter verweisenden Anmerkungen.

9. H. Wickenhagen, Antike und moderne Gymnasti
Vergleichende Betrachtungen und Vorschläge. Wien, Pichler 1891, 8
128 SS. Preis 75 kr. — Eine interessante Schrift, die weite Aussch
auf diesem Gebiete hält und recht besonnenes Urtheil zeigt, dah
bestens zu empfehlen ist. Wir heben nur einiges heraus. Der Ver
spricht in überzeugender Weise gegen die militärischen Übungen i
Schulen; dagegen sei die Turnlust im Volke zu schaffen (durch das Beispi
der Erwachsenen), in der Studentenschaft durch Gründung eines allg

meinen Vereines zur Pflege des Spieles [1]) und der Leibesübungen. Besonders interessant ist der Nachweis von der Irrigkeit der Ansicht, dass »mit den Jahrhunderten eine immer größere Entartung eingetreten sei und die Kraft- und Geschicklichkeitsproductionen früherer Geschlechter heute ins Bereich der Unmöglichkeit gehörten« (S. 94 ff.).

10. An dieser Stelle ist wiederholt auf das treffliche Pädagogische Jahrbuch, herausgegeben von der Wiener Pädagogischen Gesellschaft, hingewiesen worden. Der uns vorliegende XIII. Band fürs Jahr 1890 (redigiert von M. Zens. Wien, Manz 1891, 8°, 207 SS. Preis 1 fl. 50 kr.) enthält unter anderem einen Bericht über den II. deutsch-österreichischen Mittelschultag, sodann eine ausführliche und gründliche Besprechung von deutsch-grammatischen Fragen, welche durch den bekannten Vortrag Huemers angeregt worden sind (S. 29—92, s. auch 157 f. und 167). — 11. Pädagogischer Literaturbericht für Österreichs Schulen und Lehrer, herausgegeben von K. Bornemann. Znaim, Verlag von Fournier und Haberler. (Jährlich 6 Nummern. Preis 60 kr.) Jahrg. I, Nr. 3, 4, 6. Jahrg. II, Nr. 8—10 von Juli 1891 bis Mai 1892. Hinsichtlich dieser auch die Mittelschule berücksichtigenden und auch ihrerseits aller Förderung würdigen Zeitschrift verweisen wir auf unsere Anzeige 1892, S. 176. Im einzelnen sei jetzt nur bemerkt, dass der Bericht auch Zusammenstellungen von Preisausschreibungen auf dem Gebiete des Schulwesens bringt.

12. J. Allram, Philanthropin. Ernst und Humor aus dem Schul- und Lehrerleben unserer Zeit. Wien, Manz, 8°, 112 SS. Preis 60 kr. — Eine interessante Lectüre theils heiteren, theils ernsten Inhaltes. — 13. Löblicher Tendenz entspringt die Elternzeitung für Schule und Haus. Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Ed. Jordan. (Wien, I., Maysedergasse 6. Preis 2 fl. jährlich). Vor uns liegen Nr. 9 und 10 des VIII. Jahrg. (1891), Nr. 1, 2, 4—6 des IX. Jahrg. Es werden den P. T. Eltern, besonders Müttern, Rathschläge und Belehrungen ertheilt, pädagogische Themen in gemeinverständlicher Weise erörtert (z. B. »Psychologische Briefe« in Nr. 9 und 10 ex 1891), für Erwachsene und die Kleinen geeignete Bücher besprochen, Anfragen beantwortet, Unterhaltungslesestoff für die Erwachsenen und »den Großen für die Kleinen« geboten usw. Die zur Förderung der Familienerziehung ins Leben gerufene Zeitschrift erfüllt nach der Ansicht des Ref. ihre Aufgabe getreulich. Und wenn sie auch dann und wann opponiert, eine gesunde Opposition gilt ja vernünftigen Männern als erwünscht und für die Sache förderlich. — 14. Eine neue Jugendzeitschrift ist: Für die Jugend des Volkes. Monatsschrift zur Bildung und Belehrung. Herausgegeben von A. Martin in Biedermannsdorf, Post Laxenburg, und F. Mariner in Pottschach, N.-Ö. Jahrespreis 80 kr. Das uns vorliegende Heft II vom

---

[1]) Infolge der Anregung des Bezirksschulinspectors Dr. Suchomel und der Bemühungen von Volks- und Bürgerschullehrern ist ein solcher »Verein zur Pflege des Jugendspieles in Wien« entstanden. Die Statuten sind im Verlage des Vereines erschienen.

15. Februar 1892 enthält Gedichte, Erzählungen, Sprüche, Belehrunge »Scherz und Ernst« und »allerlei Kurzweil«, die Auflösung der Räths der vorigen Nummer und die Namen der Löser, einen »Briefboten« u einen Nachtrag zum I. Heft. Beigegeben sind Bilder. Das vorliegen Heft ist nach Inhalt und Form gut, und nach demselben verdient d Zeitschrift alle Förderung. — 15. Unter dem Titel »Jugendlaub herausgegeben von H. Proschko sollen im Verlage von Leykam, Gra alljährlich mehrere Bändchen erscheinen, enthaltend »erhebende Geschicht bilder des Vaterlandes, Wissenswertes mancherlei Art aus aller Wel lehrreiche Erzählungen, interessante Sagen, anmuthige Märchen, fesselnd Reise- und Naturschilderungen, nachahmungswürdige Lebensbilder, hi und wieder eine Robinsonade, Ernstes und Heiteres in angenehmer Ab wechslung... Überdies enthält auch jedes Bändchen einen Bilderschmuck« Das vorliegende I. Bändchen enthält »Bilder aus Habsburgs Chronik zu sechshundertjährigen Erinnerungsfeier des Todestages des großen Stamm vaters Kaiser Rudolfs I. von Habsburg (15. Juli 1291) von Dr. J. Proschk 1891«. Die Geschichtsbilder reichen von den Babenbergern bis einschlieſ lich Kaiser Franz I. Das Gewand, in welches der schöne Inhalt gekleide ist, weist leider Flecken auf.

16. Ella Hruschka, Der Wirkungskreis des Weibes. Ei Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Wien, im Verlage von »Schule un Haus« I., Maysedergasse 6, 1892, 8°, 39 SS. — Ein mit großem Wissen weitem Ausblick und tiefem Eindringen in schöner Form geschriebene Aufsatz, aus welchem folgende, unsere jetzige Bildung mehr oder wenige charakterisierende Stelle herausgehoben werden soll: »Unter Gift versteh er hier jene praktisch-realistische Erziehungsmethode, die ohne groß ethische Gesichtspunkte auf die Beobachtung äußerer Formen ohne Seel dringt, mehr auf den Schein als das Wesen, mehr auf den äußeren Erfol als die innere Veredlung abzielt, durch eine laxe Moral die Grenzen vo Gut und Schlecht immer mehr verwischt, so dass ein gut veranlagte junger Mensch ohne böse Neigungen nach und nach zum Schuft wir ohne dass er selbst recht weiß wie.«

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Lexicon Caesarianum confecit Henricus Meusel. Fascic. XVI. oder vol. II. fascic. VIII. Berolini, W. Weber 1891. gr. 8⁰, 144 SS. (288 Sp.).

Das neue Heft enthält zunächst in 88 Spalten den Schluss des schier endlosen Artikels *que*, der zusammen 113 Spalten ($56^1/_2$ Seiten) umfasst. Darauf folgen die Wörter *quemadmodum* bis *recipio*, bei welchem Worte Spalte 1632 abgebrochen wird. Die längsten Artikel sind *qui* mit nicht weniger als 119 Spalten (ist also noch um 6 Spalten länger als der Artikel *que*) und *quod* auf 28 Spalten. Alle anderen Artikel sind von mäßigem oder gar von geringem Umfange.

Die grammatische Specialliteratur ist angegeben Sp. 1433 zu dem Relativum *qui*, Sp. 1536 zu *quod cum* (si, nisi, ubi), Sp. 1553 zu *quicumque*, Sp. 1560 zu *quin*, Sp. 1584 zur Partikel *quod* und Sp. 1613 zu *quominus*, die sachliche in diesem Hefte zufällig nirgends.

Ref. hat bei den vorgenommenen Stichproben weder eine Lücke noch sonst einen Fehler wahrgenommen. Das Heft wetteifert somit, wie es vorauszusehen war, an Akribie mit seinen Vorgängern. Zugleich kann Ref. mit Vergnügen constatieren, dass das vorliegende gelehrte Wörterbuch viel rascher seiner Vollendung entgegengeht als das gleichwertige lexicon Taciteum, das nunmehr nach Gerbers frühem Tode von A. Greef allein herausgegeben wird.

Lexicon Caesarianum confecit Henricus Meusel. Vol. II. fascic. IX. Berolini, W. Weber 1892. gr. 8⁰, 216 SS.

Da es nachgerade überflüssig erscheint, dieses längst anerkannte Muster eines gelehrten Specialwörterbuches zu loben, so kann sich Ref. darauf beschränken, den Inhalt der vorliegenden Lieferung kurz anzugeben. Sie reicht von *recipio* bis *supplicatio*. Als die längsten Artikel erscheinen diesmal *sui* und *sum* mit je 43, *res* mit 24, *reliquus* mit 17, *si* mit 16, *sed* mit 15, *superus* mit 10 und *relinquo* mit 8 Spalten. Die (mitunter recht reichliche) sachliche Literatur ist angegeben zu *Reginus*, *religio*, *Remi*, *Rhenus*, *Samarobriva*, *Santoni*, *Segni*, *Segusiavi*, *Sequani*, *signum* B, *Sotiates*, *speculator*, *Suebi*, *Suessiones* und *Sugambri*. Bezüglich der Deutung celtischer Eigennamen ist außerdem wie in den anderen Heften oft Glück citiert. Die sprachliche Literatur wird zu *ripa* sowie zu *superior* und *summus* angegeben.

Häufig sind Conjecturen Pauls angeführt, ziemlich oft die Lesarten von E. Hoffmann nach den beiden Auflagen. Auch meine Conjectur zu

B. G. I, 14, 4 *intulisse* für das überlieferte *tulisse* hat in Spalte 19
eine späte Anerkennung gefunden. Die Silbe *in* konnte auch leicht na
impune iniurias ausfallen und so erspart man die gekünstelte Erklär
von *tulisse.* Als Druckfehler findet sich Sp. 1775, Z. 7 v. u. *aut* st
au mitten unter französischen Citaten.

Aus dem Umschlage ersehen wir, dass die Schlusslieferung in d
ersten Monaten des Jahres 1892 ausgegeben werden soll.[1] Weiters w
von dem rastlos thätigen Verf. eine kritische Ausgabe des bellum Gallic
und eine Textausgabe für den Schulgebrauch in demselben Verlage
scheinen. Ohne Frage ist niemand berufener dazu als Meusel.

Krems. Ig. Prammer.

„Muzeum." Czasopismo Towarzystwa nauczycieli szkół wyższy
(„Museum." Zeitschrift für das Mittelschulwesen.) Redacteur Dr.
Mańkowski. VI. u. VII. Jahrgang. Lemberg 1890/91. 8°, 808 u. 982

Seit der Veröffentlichung der Instructionen und besonders seit
Gründung des Mittelschullehrervereines, der im Jahre 1884 die behö
liche Genehmigung erhielt, begann in Galizien eine neue und fruchtb
Ära nicht nur des Schul-, sondern auch des Unterrichtswesens überhau
Dieser Verein, dem in der jüngsten Zeit auch die hohe Behörde ihr Wo
wollen angedeihen lässt, indem sie seinen Beschlüssen und Wünschen
Interesse folgt und sie theilweise verwirklicht oder höherenorts vorle
bietet ein kräftiges Mittel, die Zwecke des Unterrichtes durch gegenseitig
Austausch gemachter Erfahrungen und durch anregende Debatten
fördern, innere Beziehungen zwischen den Collegen aller Anstalten
knüpfen, das Ansehen des Standes der Mittelschullehrer zu heben, i
Interessen zu wahren, endlich die Schulorganisation selbst gegen un
rechtfertigte Angriffe zu schützen. Der Verein, der mit jedem Jahre wäc
und gedeiht, ist nun ein Centrum für gegenseitige Anregung und Erm
terung zu verstandesvoller Auffassung der Lehraufgabe, ein Hort für fre
Wort und reges Standesbewusstsein.

Der Verein, dessen Ausschuss seinen Sitz in Lemberg hat, zä
heute 680 Mitglieder und 10 Filialen (Koła), von denen eine jede mehr
benachbarte Anstalten umfasst, ihre eigene, dem Vereinsausschusse unt
geordnete Verwaltung hat und periodische Versammlungen veranstalt
Derselbe hält in den ersten Tagen der Charwoche abwechselnd in Le
berg und Krakau eine Jahresversammlung ab, deren Gegenstand d
Berathung sachlicher Fragen des Mittelschulwesens, aller allgemein
und speciellen Fragen der Erziehung und des Unterrichtes, der Sch
verfassung und Lehrmethode, außerdem aller Standesfragen der Lehrer si

Das Vereinsorgan ist die Zeitschrift „Museum", von welcher jed
Monat ein Heft in 800 Exemplaren erscheint. Dieselbe hat sich nic
bloß als lebensfähig erwiesen, sondern ist bereits ein wahres Bedürfn
namentlich für die Collegen in der Provinz geworden. Die Anlage dies
Zeitschrift, von welcher uns der sechste und siebente Jahrgang vorlieg
entspricht der Einrichtung ähnlicher Fachzeitschriften. Zunächst werd
an der Spitze jeden Heftes Berichte über die periodischen Sitzungen d
Vereines, über die Debatten in denselben und über Vereins- und Stande
angelegenheiten geboten. Viele Fragen, meist pädagogisch-didaktisch
Richtung, waren Gegenstand der Berathung und Discussion in den ei
zelnen Filialen, darunter solche Thesen, welche ihres zeitgemäßen Inhalt
wegen in allen Filialen zur Besprechung kamen.

---

[1] Dies ist aber bis nun nicht geschehen, soweit es Ref. erseh
kann. Die Ursache der Verzögerung ist unbekannt.

Den Leitartikeln, welche Erziehungszwecken überhaupt und den Zielen des Vereines insbesondere gewidmet sind, folgen Abhandlungen und fachwissenschaftliche Aufsätze, von welchen im 6. Jahrgange besonders zu erwähnen sind: Die polnische Orthographie von Dr. Kalina; Daniel Sanders von Czernecki; Erasmus von Rotterdam von Koneczny. Der Verf. des zuletzt genannten Aufsatzes analysiert die einzelnen Schriften unseres Humanisten in entsprechender Weise, lässt jedoch die neueste einschlägige Literatur unberücksichtigt. Wir verweisen unter anderem auf Gebhard, L'Italie mystique. Paris 1890; Lupton, A Life of John Colet with an Appendix of some of his English writings. London 1887; A. Zimmermann: Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert. Freiburg 1889; E. Amiel, Erasme. Paris 1889. Alle übrigen Abhandlungen, von denen mehrere sich auf die Tagesordnungen der Jahresversammlungen beziehen, sind zumeist pädagogisch didaktischen Inhaltes. Hier wird auch der Religionsunterricht besprochen, der in den Instructionen gar nicht berücksichtigt ist. Hier ist alles beim Alten geblieben, während sich alle übrigen Disciplinen einer zeitgemäßen Reform erfreuen.

Auch der siebente Jahrgang legt Zeugnis ab von vielseitiger Thätigkeit und ernstem Streben des Vereines nicht nur auf dem wissenschaftlichen, sondern auch auf dem didaktischen und pädagogischen Gebiete. Aus seinem reichen Inhalte sei besonders die schöne und zeitgemäße Abhandlung von J. Soleski „Über die körperliche Erziehung der Jugend", dann die von F. Bizoń „Über die Disciplin während des Unterrichtes", von J. Czernecki „Über die Kalligraphie in unseren Schulen und über die Steilschrift", von A. Jahner „Über die Schulbücher", von M. Maciszewski „Über unseren Gymnasiallehrplan" und von M. Rembacz „Über die darstellende Geometrie als Gegenstand der Maturitätsprüfung in den Realschulen" hervorgehoben. Außer einer zwar knappen, aber lichtvollen Würdigung der Leistungen Miklosichs auf dem Gebiete der slavischen Sprachen von J. Bystroń und einem gediegenen Artikel über das Schulwesen in Preußen von Jastrzębiec erwähnen wir noch die didaktischen Arbeiten von St. Majerski (Über den geographischen Unterricht) und M. Sas (Die ersten Lectionen im griechischen Unterricht) mit dem Wunsche, dass die Verff., um den Forderungen der wissenschaftlichen Pädagogik zu entsprechen, bei ihren Arbeiten die einschlägige neueste Literatur berücksichtigen möchten.

Noch ein Artikel von F. Bizoń „Classiker und Romantiker in der Erziehung" soll hier Erwähnung finden, obwohl wir der Ansicht des Verf.s, der die classische Philologie aus unseren Gymnasien am liebsten verbannen würde, durchaus nicht beipflichten können. Der Verf., selbst ein classischer Philologe, sollte doch von der Wichtigkeit der classischen Studien für die Jugendbildung eine bessere Vorstellung haben. Wenn dies am grünen Baum geschieht —! Auch ist es uns unbegreiflich, dass die Redaction diesen Artikel aufgenommen hat, ohne irgend eine Bemerkung zu demselben zu machen.

Der fachwissenschaftlichen Orientierung und Fortbildung tragen Rechnung: Die pädagogische und literarische Rundschau, die Übersicht über die Zeitschriften und die Programmenschau. Hier begegnen wir Auszügen aus den Sitzungsberichten der Krakauer Akademie der Wissenschaften und Mittheilungen über die deutsch-österreichischen Mittelschultage. Der allgemeinen Bücherschau folgen Miscellen, Correspondenzen, wichtigere Erlässe und Verordnungen des Landesschulrathes und des Unterrichtsministeriums, Personal- und Standesnotizen und zuletzt Nekrologe.

Wir können unser Urtheil dahin zusammenfassen, dass der Eindruck, den die Lectüre der Zeitschrift auf uns macht, im großen und ganzen günstig ist. Im einzelnen noch folgende Bemerkungen. Die Berichte über die Sitzungen und Debatten wären des Raumersparnisses wegen mit kleinen Lettern (Petit) zu drucken und die Berichte über die Generalversammlungen viel kürzer zu fassen. Wenn dies geschieht,

vollständigen Umarbeitung, die namentlich in literarhistorischer Hinsicht durch Verwertung des einschlägigen Materials dem jetzigen Stande der Forschung entspricht. Besonders ist hervorzuheben die gut orientierende Einleitung, die einen Überblick über die Geschichte des Preciösenthums gibt, und die zeigt, dass der Herausgeber hier auf dem Boden eigener Arbeit steht. Ebenso sind die den Text erklärenden Bemerkungen literar- und culturhistorischer Natur durchaus verlässlich. Auch in den sprachlichen Erklärungen tritt ein großer Fortschritt zutage, wenn es auch dem Herausgeber nicht immer gelungen ist, den hofmeisternden Ton der älteren Commentatoren und namentlich seines Vorgängers gegenüber dem Dichter völlig zu überwinden. Zu bedauern ist, dass der Druck durch eine auffallend große Zahl auch oft sinnstörender Fehler entstellt ist. Im übrigen mag diese Ausgabe allen Freunden Molières in Deutschland bestens empfohlen werden.

Le Siècle de Louis XIV par Voltaire. Im Auszuge herausgegeben von A. Mager, k. k. Prof. an der Staatsoberrealschule in Marburg a. D. Heft I. Text (IX u. 117 SS.). Heft II. Anmerkungen (20 SS.). Leipzig, A. Neumanns Verlag (Fr. Lucas) 1891.

Der hier gebotene Stoff (3.—10. Cap. der genannten Schrift) wird sich namentlich zur Privat- und cursorischen Lectüre recht gut benützen lassen. Die beigegebenen »Anmerkungen«, größtentheils sachlicher Art, sind geeignet, das Verständnis des Textes zu unterstützen; nur hätten wir die Erklärungen sprachlicher Natur zahlreicher gewünscht. Die dem Texte vorangehende kurze Biographie Voltaires dürfte für ihren Zweck ausreichend sein. Die nicht zahlreichen Druckfehler (sinnstörend sind S. 24, Z. 6 v. o. *nations* st. *factions*; S. 59, Z. 7 v. o. *ne* st. *né*) sind gewöhnlich leicht als solche zu erkennen.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

J. Topitsch, Österreichs Civil-Staatsbedienstete in Absicht auf Anstellung, Pflichten, Rechte, bürgerliche Verhältnisse, sowie über deren und ihrer Angehörigen normalmäßige Behandlung im allgemeinen. Wien, Arming 1891, 8°, 187 SS. Preis 1 fl.

Das Buch bietet in bündiger Kürze eine genaue Darstellung der im Titel bezeichneten Gegenstände. Der Verf. hat die Quellen fleißig benützt und den Stoff in übersichtlicher, leicht verständlicher Weise gruppiert und behandelt. Einige stilistische Mängel fallen hier nicht ins Gewicht. Als ein bequemer, verlässlicher Rathgeber kann das Buch, das eine Lücke in der Literatur ausfüllt, jedenfalls empfohlen werden.

Programmenschau.

78. Burghauser, Dr. Gustav, Die neuhochdeutsche Dehnung des mittelhochdeutsch kurzen Stammvocals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkt. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1891, 8°, 25 SS.

Dieser interessanten Frage, deren Erklärung schon von verschiedenen Gelehrten versucht worden ist, ohne dass ein einheitliches, gesichertes

Gesetz hätte aufgestellt werden können, tritt in vorliegender Abhand
auch Burghauser näher. Auch seine Ansätze lassen manche Bede
offen, doch arbeitet er mit sicheren, umfassenden grammatischen Ke
nissen auf einer breiten Basis von Wortmaterial, und so hat das Erge
der Untersuchung, das S. 22 ausgesprochen ist, viele Wahrscheinlich
für sich, umsomehr als die von ihm dargelegte Gesetzmäßigkeit sich,
er selbst bemerkt (S. 23), phonetisch wohl begründen lässt; sie br
nämlich »ein geregeltes Kraftverhältnis zwischen dem tonstarken Sta
vocal und der folgenden Consonanz zum Ausdruck«. Das Gesetz se
lautet: »Der auf der Stammsilbe ruhende Wortton bewirkte die Neig
den Stammvocal zu dehnen; diese Dehnung erfolgte, wenn der An
der Folgesilbe einer der tönenden Spiranten f (mhd. v), s, der Hau
laut h oder einer der Explosivlaute b, d, g — also Tenuis lenis —
endlich einer der Sonorlaute r, l, n war; die Dehnung unterbli
trotz der offenen Silbe, wenn der Anlaut der Folgesilbe einer
tonlosen Spiranten f (ff), z (zz), s (ss, sch, sp, st), ch oder einer
Explosivlaute p (pp), t (tt), ch — also Tenuis fortis — oder eine
fricata (pf, z — tz) war; vor m trat in einem Theile des betreffen
Wortbestandes Dehnung ein, in dem anderen nicht.«

Die Ungleichmäßigkeit der Behandlung der offenen Silbe vor
ist auffällig, scheint aber in den Einflüssen verschiedener Dialecte
die Ausgestaltung der nhd. Sprache, die sich ja auch sonst nachwei
lassen, ihre einfache, naheliegende Erklärung zu finden.

Im ersten Theil der Abhandlung (S. 6 f.) muss Burghauser vor
festzustellen suchen, welche Silben bei Beginn der Wirksamkeit
Dehnungsgesetzes offen waren. Indem er Typen der offenen Silben
stellt, kommt er zu höchst beachtenswerten, interessanten Resultat
Es ist nur misslich, dass die Grundlagen dieser Beobachtungen insofe
nicht genug gesichert sind, als sich der Forscher nur auf sein fei
Gehör bei Zutheilung der Buchstaben zu den einzelnen Silben verlas
kann, so dass die Basis der ganzen Untersuchung nicht genug object
Giltigkeit hat. B. sieht dies selbst ein, wenn er S. 7 sagt, zu vö
sicheren Ergebnissen käme man erst dann, wenn es gelänge, die mens
liche Rede auf physikalischem Wege, namentlich was die Silbengipfel
Silbengrenzen anbelangt, zu objectivieren und etwa graphisch darzustell
Doch ist ja die Controle jedem ermöglicht, und die Discussion des
geführten Materiales wird wohl auch hier zu einer Einigung, respect
Entscheidung führen. Ich glaube übrigens meine Meinung dahin a
sprechen zu dürfen, dass B. meist das Richtige getroffen hat, weil er
heute geltende, volksthümliche Aussprache zum Ausgangspunkt sei
Beobachtungen genommen hat; diese hat einmal die Unabsichtlichk
der Lautgebung für sich, welche der durch die grammatische Schulu
beeinflussten Sprache des Gebildeten fehlt, und dann muss man ihr zweif
los eine historische Continuität zuerkennen, deren Vorhandensein im ande
Falle ebenfalls allen möglichen Bedenken ausgesetzt ist. Eine Contr
dieser Beobachtungen durch beständige Berücksichtigung der historisch
Grammatik trägt nur dazu bei, sie zu festigen.

Wien. K. Tomanetz.

---

79. Oberländer Siegm., Vier Jahre Unterricht im deutsch
Aufsatze. Progr. der mähr. Landes-Oberrealschule in Neutitsch
1891, 8°, 91 SS.

Es ist ein nicht unglücklicher Gedanke des Verf.s dieser Program
arbeit, einmal statt langer Auseinandersetzungen über Theorie und Pra
des deutschen Aufsatzes schlankweg die von den Schülern (der I.–I

Classe) gemachten Arbeiten selbst durch den Druck zu veröffentlichen und so der Discussion die zuverlässige Grundlage des thatsächlich Geleisteten vollständig zu bieten. Die Einleitung hiezu spricht S. 9—14 über die Einrichtung der orthographischen Übungen, S. 14—21 über die Vorbereitung der Aufsätze; bezüglich Correctur und Rückgabe der Arbeiten verweist der Verf. auf seinen hierüber erschienenen Aufsatz in der Z. f. d. Rw. XV. Jahrg., IX. Heft. — S. 21—91 sind die Arbeiten selbst in zeitlicher Aufeinanderfolge abgedruckt; Fragestellung, Angabe der Hauptpunkte, Disposition usw. sind gleichfalls mitgetheilt.

Sowohl was der Verf. in der Einleitung bringt als die Wahl der Themen ist meist zu billigen, der Fortschritt der Schüler ein stetiger; Themen, die zwar Effect machen, der Entwicklungsstufe des Schülers jedoch nicht entsprechen, sind mit anerkennenswertem Takt vermieden. Und so dürfte denn das Gebotene einerseits dem Anfänger vielfach hochwillkommen sein, andererseits dem Theoretiker gelegentlich schätzbares Material bieten. Insoweit ist die Arbeit des Verf.s ganz verdienstlich zu nennen. Indes volle Brauchbarkeit in letzterem Sinne hätte sie erst dann, wenn die Aufgaben sammt den Fehlern, Correcturen und den vom Lehrer gegebenen Noten abgedruckt wären. Nur dann würde der Verf. uns wirklich, wie S. 3 gesagt ist, »zeigen, wie weit er die Schüler ... im Aufsatze gefördert habe«. Man vermisst recht unangenehm eine Bemerkung darüber, was denn eigentlich, genau genommen, abgedruckt sei; die eingelieferte Schülerarbeit kann es nicht sein, denn man findet keine orthographischen Fehler; die vollständig ausgebesserte Arbeit, wie sie etwa das »Correctum« bieten möchte, kann es auch nicht gut sein, weil stilistische Mängel und Unbeholfenheiten nicht selten zutage treten. Dann wird es wohl die Form sein, in der Jauker (»Zur Methodik des Unterrichtes im deutschen Aufsatze«, Wien 1887) die Schülerarbeiten wiedergibt: orthographisch richtig gestellt, im übrigen unangetastet. Die Mühe, dieses Ergebnis sich »inductiv« zu erarbeiten, hätte doch leicht dem Leser erspart bleiben können, und damit auch die Ungewissheit, wem die mancherlei Mängel zuzuschreiben seien. Eine Bemerkung indes, die wohl nicht die Schüler trifft, kann ich nicht unterdrücken: die Dispositionen erscheinen mir meistens im Verhältnis zur Ausarbeitung viel zu umfangreich und sind leider fast immer in die so sehr beliebte, unglückselige substantivische Form gepresst, die oft den Sinn verrenkt, fast immer die Natürlichkeit zerstört. Muss es denn heißen (Nr. 34 »Kleobis und Biton«): »Nothwendige Anwesenheit ihrer Mutter bei einem Feste der Hera« — »allseitiges Lob der Söhne« oder (Nr. 42 »Frau Holle und der treue Eckart«): »Das Leeren der Krüge durch die Gespenster« — »Aufhören des Wunders infolge der Schwatzhaftigkeit der Knaben« usw. in reichlichster Fülle! Wenn schon so genau disponiert sein muss — eine Nothwendigkeit, die mir übrigens gar nicht recht einleuchten will — so sage man doch lieber ohne Scheu: »Die Mutter muss zu einem Feste der Hera« — »Alles lobt die Söhne« oder: »Die Knaben schwatzen, das Wunder hört auf« usw. Ich denke, kein Lehrer wird sich dann noch lange nach den Substantiven zurücksehnen. — Die Disponierung nach »Einleitung«, »Ausführung« und »Schluss« ist mitunter nur äußerlich, so z. B. Nr. 89 und 101, wo durchweg alles Vorgebrachte zur Hauptsache selbst, zur »Ausführung« gehört, gleichwohl aber der erste Absatz als »Einleitung«, der letzte als »Schluss« bezeichnet ist.

Nun noch eine Einzelheit, die uns zeigt, wie vorsichtig man in der psychologischen Begründung didaktischer Forderungen sein muss. S. 10 spricht der Verf. den Satz aus, für orthographische Übungen eigne sich ein zusammenhängendes Lesestück besser als einzelne Sätze, und zur psychologischen Begründung weist er darauf hin, dass bei einzelnen Sätzen der Schüler allzusehr genöthigt wäre, dem bunt wechselnden Inhalt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wodurch diese »nur zu leicht von dem

eigentlichen Zwecke der Übungen, der richtigen Schreibung des jeweilig erlernten Wortbildes, abgelenkt wird«. Jauker, a. a. O. S. 35, stellt die gleiche Forderung, begründet sie aber mit dem geraden Gegentheile des vom Verf. vorgebrachten Argumentes: »Das häufige Wechseln der verschiedenen Gedankenkreise .... zerstreut oder lenkt zu sehr die Aufmerksamkeit auf die Form ab.« Wer von beiden hat recht? Beide sprechen wie von selbstverständlichen Dingen, und doch dürfte wohl eine Behauptung nicht leicht zugleich mit ihrem stricten Gegentheile selbstverständlich sein können! Eine gewissenhafte Analyse müsste hier 1. das Thatsächliche feststellen, nämlich ob einzelne Sätze die Aufmerksamkeit von der Form ab oder auf die Form hinlenken; 2. aber müsste die nicht minder schwierige Frage entschieden werden, welches dieser beiden den Zwecken orthographischer Übungen zuträglicher ist. Und beide hier angedeuteten Aufgaben führen recht bald in eine gar nicht harmlose Fülle von zu berücksichtigenden Nebenumständen, die der baldigen Gewinnung eines unanfechtbaren Ergebnisses nicht geringe Hindernisse bereiten. Daher: Vorsicht in psychologischen Deductionen!

Die sprachliche Form des Aufsatzes lässt manches zu wünschen übrig. So ist z. B. folgender Satz (S. 17) offenbar »entgleist«: »Eine derartige Arbeit fand auch in der III. Classe statt: eine Hausarbeit, obwohl sie sich vorzugsweise für Schularbeiten eignen.« — Dreimal den gleichen Fehler in der Satzzusammenziehung zeigen die Sätze S. 11, Z. 12 ff., S. 12, Z. 22 ff. und S. 13, Z. 3 ff. — S. 21 wird von »den dem deutschen Unterrichte an unserer Anstalt zugrunde gelegenen oder liegenden Lesebüchern« gesprochen, S. 18 wird die »möglichst geringste« Last aufgebürdet. Dies und Ähnliches möchte man in dem Aufsatze eines Deutschlehrers lieber nicht sehen.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

---

80. Pelikán J., Předložka ot, od v češtině (Die Präposition ot, od im Böhmischen). Progr. des Gymn. in Königgrätz 1890, 8°, 26 SS.

Eine Specialstudie aus der böhmischen Syntax. Im Eingange bespricht der Verf. den Ursprung der eigentlichen Präpositionen und gelangt auf andere Syntaktiker gestützt zu dem Resultate, dass die genannten Präpositionen dem Ursprunge nach Localadverbien waren, die anfänglich als solche mit Verben und erst später mit Substantiven verbunden wurden, um die locale Bedeutung entweder zu modificieren oder zu verstärken. Eine solche Präposition ist auch ot (altsl. otъ), die mit dem sanskr. átas übereinstimmt, obgleich átas im Sanskrit bloß als Adverbium in Verbindung mit Verben gebraucht wird. Atas ist ein Ablativ und dasselbe gilt auch von dem slavischen otъ, das im Böhmischen vom XV. Jahrhundert an auch als od vorkommt und sich mit dem Gen. verbindet, insoweit dieser Casus die Functionen des längst ausgestorbenen Abl. vertritt. Die Grundbedeutung des Abl. ist, wie allgemein angenommen wird, ein nominaler Begriff, der aus der Handlung oder dem Zustande, welche durch das Verb bezeichnet werden, hervorgeht. Alle Functionen des Abl. hat die Präposition ot (od) übernommen. Wo ot in einer anderen Bedeutung zur Bezeichnung anderer Beziehungen erscheint, ist nicht die ursprüngliche Bedeutung maßgebend, sondern die Nachahmung fremder Sprachen. Die Präposition ot hat also im Böhmischen folgende Functionen: 1. Sie bezeichnet einen nominalen Begriff bei den Ausdrücken der Trennung, 2. die Ursache und den Ursprung, 3. den Raum und die Zeit, 4. den Gegenstand bei der Comparation, 5. den Stoff, 6. gehören hieher diejenigen Fälle, in welchen die Präposition ot in uneigentlicher Bedeutung

gebraucht wird. Zu allen diesen Kategorien führt der Verf. eine Menge Beispiele aus dem Altböhmischen und den Volksliedern an. In der ganzen Abhandlung ist die rein wissenschaftliche Methode streng gewahrt, was in allen philologischen Arbeiten Pelikáns allgemein anerkannt wird und was auch dieser Studie einen dauerhaften Wert verleiht. Seine Arbeiten stehen hoch über dem Niveau der meisten bei uns erscheinenden Programmarbeiten.

81. Nekola Fr., Cizí vliv na jazyk český (Fremde Einwirkung auf die böhmische Sprache). Progr. des Gymn. in Jungbunzlau 1890, 8°, 51 SS.

Es lässt sich nicht leugnen, dass es eine interessante Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung ist, festzustellen, inwieweit die böhmische Sprache dem fremden Einfluss zugänglich war, denn an der Hand der Sprachgeschichte kann man verfolgen, in welche Berührungen ein Volk mit anderen Völkern gekommen, welchen Einfluss es selbst ausgeübt, welche Einwirkungen es von außen erfahren hat. Keinem Volke ist es vergönnt gewesen, sich lediglich nach seiner Eigenart zu entwickeln, umso weniger dem böhmischen, das am meisten unter allen westslavischen Völkern fremden Einflüssen ausgesetzt war. Die Berührung zweier Sprachen kann herbeigeführt werden entweder durch unmittelbaren persönlichen Verkehr oder durch die Hilfe des Auges, des Lesens; im ersten Falle geschieht die Aneignung im Drange des Bedürfnisses und beschränkt sich fast auf die Classe der Substantiva; dagegen gehen bei der geistigen Berührung auch solche Bestandtheile in die heimische Sprache über, die entbehrlich oder gänzlich überflüssig sind. Der Verf. der uns vorliegenden Arbeit hätte auf diesen Unterschied mehr Rücksicht nehmen sollen: dann hätte er nicht alle fremden Bestandtheile in einen Sack geworfen, als ob dieselben von gleicher Bedeutung, von gleicher Dauer und Verbreitung in der böhmischen Sprache wären. Man muss sich wirklich wundern, wenn man in dem Verzeichnis der dem Lateinischen und Griechischen entlehnten Wörter neben křída (Kreide), drak (Drache), kostel (Kirche), kacíř (Ketzer), kalich (Kelch) auch adjunkt, agent, akutní, administrator, absurdní usw. liest. Hat der Verf. alle Fremdwörter, die in der böhmischen Sprache gebraucht werden, aufzählen wollen, dann hat er natürlich ein Fremdwörterbuch schreiben wollen. Das ist also der Hauptfehler der ganzen Arbeit, dass der Verf. über den Plan seiner Aufgabe im Unklaren sich befand. Auch über die Ursachen der so häufigen Anwendung fremder Wörter hätten wir gerne etwas mehr gehört statt der überflüssigen Erwägung, wer die ersten Bewohner Böhmens waren, wie Cosmas den Sallust, Horaz und Vergil nachgeahmt hat und wie die erste Bibelübersetzung schlecht war, was übrigens — wie noch manch anderes ohne Angabe der betreffenden Quelle — nicht Eigenthum des Verf.s ist. Unter den dem Lateinischen entlehnten Wörtern, die doch angeführt werden sollten, vermisst man ungern z. B. klášter (claustrum), oféra (offero), plahočení (plaga), žehnati (signum) usw. Auch in dem Verzeichnis der deutschen Wörter findet man neben den wirklich dem Deutschen entlehnten Wörtern auch solche, welche nie im Böhmischen allgemeine Verbreitung gefunden haben (z. B. fald, fant, glanc, laiblík, obršt, šmuk, cemr), Wörter, die nur aus verschiedenen Gründen (wie z. B. geistige Trägheit oder Eitelkeit) von den Halbgebildeten und Ungebildeten gebraucht werden oder im besten Falle zur Herstellung eines stilistischen Wechsels dienen. — Auf die Einzelheiten werden wir nicht eingehen. Die ganze Arbeit steht auf einem veralteten Standpunkte; es müsste da sehr vieles erst richtiggestellt werden. Nur das will ich constatieren, dass sich der Verf. noch heute bei einer wissenschaftlichen Arbeit auf die falschen Königinhofer und Grünberger Handschriften beruft, was doch, nachdem so viele Gründe gegen die Echtheit dieser Handschriften vor-

gebracht worden sind, nicht mehr vorkommen sollte. Der Verf. sa zwar selbst, dass die Echtheit der Grünberger Handschrift sehr bezweif wird, aber nichtsdestoweniger nimmt er keinen Anstoß, dieselbe als Que zu benützen. Auch die Formen wie hlásejí (S. 17), masopûst (S. 42) u sind nicht correct.

82. Koštál Jos., Svétýlka a žhavý muž (Die Irrlichter u der Feuermensch). Progr. des Gymn. in Neu-Bydžov 1890, 16 SS.

Wir haben schon im vorigen Jahre auf die verdienstvolle Thäti keit des Prof. Koštál aufmerksam gemacht. Voriges Jahr behandelte d Verf. die wilden Männer und Frauen und ihre Beziehungen zu d Menschen, in dem heurigen Jahresberichte findet man ein gut gezeic netes Bild, wie die Irrlichter und Feuermenschen nach dem Volksglaub entstehen, wo und in welcher Gestalt sie gewöhnlich erscheinen u endlich wann dieselben dem Volke gegenüber schädlich oder wohlthue auftreten. Der Verf. begnügt sich vorläufig mit der Sammlung d Materials, ohne tiefer auf die Bedeutung oder auf den Ursprung die Erscheinungen eingehen zu wollen. Das, was wir im vorigen Jahre üb die zu geringe oder ganz fehlende Berücksichtigung der übrigen slavisch Völker gesagt haben, gilt auch für diese Abhandlung.

83. Voborník J., Jaroslav Vrchlický a jeho legenda o s Prokopu (Jaroslav Vrchlický und seine Legende vo heil. Prokop). Progr. des Gymn. in Taus 1890, 8°, 32 SS.

Mit Vergnügen haben wir diesen Aufsatz gelesen. Der Verf. h ihn in drei Theile getheilt: im ersten behandelt er die Poesie als kün liche Erscheinung im allgemeinen und bespricht die Bedingungen d poetischen Entwicklung. Diese Bedingungen seien nicht bei allen Völke dieselben und infolge dessen zeige auch die Poesie bei einzelnen Völke ganz verschiedene Entwicklungsperioden. Im zweiten Theile kommt d Verf. auf die böhmische Literatur zu sprechen, indem er die Anfänge d böhmischen Kunstpoesie in das Jahr 1820 setzt und F. L. Čelakovs als den Gründer der böhmischen Nationalpoesie feiert, der mit sei Růže stolistá, dem ersten künstlerischen Gedicht im Böhmischen, d böhmischen romantischen Schule neue Bahnen geebnet hat. In dies Sinne ist auch Jar. Vrchlický als Nachfolger Čelakovskýs aufzufassen, d mit kühner Hand vom Gipfel der Romantik über große formelle Schwier keiten zur realistischen Volkspoesie, als dem höchsten Ziele unse Dichter, eine riesige Brücke baut (S. 9). Nachdem der Verf. die B deutung J. Vrchlickýs in unserer Literatur, seine literarische Thätigk nach allen Seiten hin dargelegt hat, gelangt er zum dritten Theile, Legende vom heil. Prokop, um zu zeigen, wie der Dichter den Stoff d alten böhmischen Legende idealisiert, den heil. Prokop durch seine That geschildert hat, und kommt zu dem Resultate, dass der heil. Prokop Ideal des Menschen, als Sieger über die rohe Natur vom Dichter g schildert ist. Der dritte Theil dieser Arbeit ist wirklich als der be anzusehen, indem der Verf. dem Dichter Schritt für Schritt folgt, m wahrem Verständnis für das große Gedicht die Gestalt vor unseren Aug nach und nach entwickelt und auf die künstlichen Mittel aufmerks macht, durch welche der Dichter seinen Helden gezeichnet hat. Für d schwächste Partie halte ich den zweiten Theil; der Verf. scheint n nicht über alle Erscheinungen in der böhmischen Literatur im klaren sein. Wenn ich den Verf. richtig verstehe, so meint er, die Růže stoli sei als das erste Gedicht der sogenannten romantischen Schule anzuseh welche dann berühmte Nachfolger wie Mácha, Hálek, Neruda und Vrchlic

aufweist. Růže solistá erschien im Jahre 1840, Máchas Máj 1836 (Mácha † 1836), mit größerem Rechte sollte man also Máchas Máj als Vorgänger der romantischen Schule annehmen; freilich steht Mácha mit seinem Máj vereinzelt da, aber auch Čelakovský mit Růže stolistá im Jahre 1840. S. 10 ist der Verf. freilich anderer Meinung, was Mácha anbelangt. Auch das müsste erst bewiesen werden, ob überhaupt oder eventuell in welchem Maße M. Z. Polák auf Čelakovskýs Entwicklung einwirkte. Ich glaube, gar nicht; Poláks Gedicht Vznešenost přírody war ein todt geborenes Kind. Dass man der ersten poetischen Schule für wirklich vollkommene, wertvolle Früchte zu danken hat, dass aber die Romantiker immer den Volksgeist in ihren Werken zum Ausdruck brachten, wie z. B. in Majers Věčnost, können wir nicht finden. Es gibt noch manches, worin wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen, vielleicht beruht dies nur auf Missverständnissen — die Arbeit scheint an einigen Stellen nur skizziert zu sein —, aber das muss man anerkennen, dass sie durch selbständige Denken und Auffassen weit alle ähnlichen Aufsätze übertrifft und in vollem Maße verdient, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

84. Šebesta Aug., O Hálkově Goaru (Über Háleks Goar). Progr. des Gymn. in Pilgram 1891, 8°, 28 SS.

Auch eine literarische Studie, aber wie verschieden von der vorhergehenden. Der Verf. meint genug gethan zu haben, wenn er den Inhalt, die Motivierung der Handlung und die Charakteristik der handelnden Personen gegeben hat. Was Hálek in unserer Literatur bedeutet, wie sein Goar und die anderen Gedichte mit der poetischen Thätigkeit seiner Zeitgenossen zusammenhängen, überhaupt von all dem, was man von einer literarischen Studie mit Recht verlangen kann und muss, findet man in der ganzen Arbeit keine Spur; der Verf. begnügt sich da mit einigen landläufigen Phrasen, die man hernimmt und wiederholt, unbekümmert, ob sie wahr oder unwahr sind (S. 1). Eine ästhetische Analyse eines Gedichtes ohne Berücksichtigung des pragmatischen Zusammenhanges mit der übrigen Literatur, wobei nicht gezeigt wird, wie der Dichter seinen Stoff idealisiert, mit modernen Ideen (z. B. hier mit der Idee der Freiheit und Gleichheit) durchdrungen und den ästhetischen Gesetzen gemäß umgeändert hat, ist wertlos. Nach der Methode des Verf.s könnte man fast von jedem Gedichte sagen, dass es ungefähr das beste ist und eine würdige Stelle in der Literatur einnimmt, dann wieder, dass es zwar schön ist, aber doch nicht allen Forderungen der Kritik genügt, so dass man am Ende immer nicht weiß, was man darüber zu denken hat (S. 26). Dieser Mangel an selbständigem Urtheile wird nicht durch das Aufzählen der schlechten und guten Reime oder der Fälle, wo der Dichter statt des Acc. den Gen. setzen oder nicht setzen sollte, ersetzt. Wenn aber wenigstens das alles richtig wäre, was der Verf. dem Dichter zum Vorwurfe macht! Aber solche puristische Vorwürfe, dass man hie und da nach den negativen Transitivverben und nach dem Supinum den Acc. statt des Gen. findet, dass hledati nicht mit dem Gen. construiert wird und dass der einzig (!) richtige Infinitiv auf -ti selten vorkommt, sind einfach kindisch. Wer solche Fehler aufzählt, sollte doch wissen, wie man domněnka (statt doměnka S. 17), ruměnec (statt růměnec S. 21) schreibt oder dass líceň ein schlechtes und lek (S. 21) ein gutes Wort ist.

85. Přibík J., O parataxi a hypotaxi v prostonárodních pohádkách a o slohu jejich (Über die Parataxis und Hypotaxis in den Volksmärchen und über deren Stil). Progr. der böhm. Realschule in Karolinenthal 1890, 8°, 18 SS.

Der Verf. erwähnt zuerst im allgemeinen einige Eigenthümlichkeiten der Volksmärchen in Beziehung auf die Anreihung der Sätze

aneinander und zeigt dann, in welchem Maße einzelne Satzformen von der heutigen Schriftsprache abweichen. Dieser Arbeit liegen Kulda's Volksmärchen als Quelle zugrunde. Die Arbeit ist eine fleißige Zusammenstellung; ob aber das Resultat die Mühe verlohnt, mag dahingestellt bleiben.

Neuhaus. J. Kaňka.

---

86. **Mager A., Andromaque dans la littérature française.** Progr. der Staats-Oberrealschule in Marburg 1890, 8°, 20 SS.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist es, die Beziehungen klar zu legen, welche rücksichtlich der Auffassung der Persönlichkeit Andromaches zwischen den antiken Dichtern (Homer, Euripides, Vergil, Seneca) und den französischen Dichtern des XVI. und XVII. Jahrhunderts (Garnier, Sallebray, Racine, Pradon) obwalten. Nach einer nur skizzenartigen Charakteristik der antiken Andromache bespricht der Verf. in eingehender Weise die dramatische Verwertung dieser Figur bei den Franzosen, zumal bei Garnier und Racine, während die Stücke Sallebrays und Pradons, ihrer Bedeutung entsprechend, mit wenigen Worten abgethan werden. Bei der Besprechung der Troade Garniers wird nachgewiesen, dass dieser Dichter sich in der Hauptsache an Senecas Troades gehalten, nur hie und da auf Euripides zurückgegriffen oder aber in mehr nebensächlichen Dingen seine eigenen Wege eingeschlagen habe. Was Racines Andromaque betrifft, so weist der Verf. auf Grund einer Analyse des gleichnamigen Stückes des Euripides die Änderungen nach, welche Racine in der Fabel des euripideischen Stückes vornehmen musste, um Andromaches Mutterliebe und Gattentreue zum Haupthebel der Handlung machen zu können. Die Vermuthung Voltaires, dass Corneilles Pertharite einen maßgebenden Einfluss auf die Gestaltung der Racine'schen Andromaque ausgeübt habe, weist der Verf. als unbegründet zurück, indem er sich dabei im wesentlichen auf St. Marc-Girardins Ausführungen in der Vorrede zu Andromaque in seiner Ausgabe der Werke R.s stützt.

Neue Ergebnisse bietet die Arbeit nicht; in seinen Urtheilen zeigt sich der Verf. im allgemeinen von den benützten Quellen abhängig. Die Sprache lässt manches zu wünschen übrig. Von leicht zu verbessernden und darum leichter zu verzeihenden Druckfehlern sei abgesehen. Von bedenklicheren Versehen seien nur folgende hervorgehoben: S. 20 le malheur d'Hecube sur *quoi* toutes les infortunes ... doivent retomber; S. 24 *c'est* qu'il faut retenir d'elle ... c'est etc.; S 26 *tant* joliment; ebenda les idées ... ne toncheraient pas (dem Zusammenhange nach: n'auraient pas touché); S. 37 l'amour pour son fils *la* fait supporter l'esclavage; S. 29 il a *jugé de s'informer* (fehlt etwas!); S. 30 l'Andromaque d'Euripide *a été souvent reprochée* de ce qu'elle oppose etc. (ein nicht gestatteter Anglicismus); S. 31 il en est de même avec l'amour maternel (Germanismus).

Wien. St. Kapp.

---

87. **Méska Ad., Některé myšlénky o přízvuku v romanských jazycích (Einige Gedanken über die Betonung in den romanischen Sprachen).** Progr. der Realschule in Kuttenberg 1890, 8°, 47 SS.

Der Aufsatz enthält eine ausführliche Besprechung des Hauptprincipes der romanischen Lautlehre, dass nämlich sich der lateinische

Accent in den romanischen Sprachen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Arbeit würde viel an Verständlichkeit und Interesse gewonnen haben, wenn der Verf. das Princip der Betonungsidentität dargelegt und in zwei Kategorien solche Beispiele besprochen hätte, die gegen die Regel zu sprechen scheinen. *a*) p*u*nio und je pun*i*s usw. und *b*) h*a*bilis-hab*i*le, m*o*bilis-mob*i*le. In der Reihe *a*) hätte man zeigen können, was man unter romanischer Sprachformation verstehen soll, nämlich: ganz neue und unerhörte Gebilde, entstanden durch Combination und Analogie aus ganz bekannten Stämmen und Ableitungssilben. Je pun*i*s verglichen mit p*u*nio scheint die Regel zu widerlegen. Aber je pun*i*s ist nicht direct von p*u*nio abzuleiten, sondern von der Neubildung *pun*i*sco (-isco eine Combination aus -io und -esco [albesco]).[1]) nous puniss*o*ns kommt weder von pun*i*mus, noch von dem jetzt erwarteten pun*i*scimus her, sondern von punisc*a*mus.[2]) (In der 1. pers. plur. sind die Endungen -ēmus, -ĭmus, īmus durch die Endung -āmus verdrängt worden). In dieser Weise hätte man ausführlich die Accentdifferenzen zwischen der lateinischen (classischen) und romanischen Formen als nur scheinbar nachweisen können an der ganzen Conjugation eines an solchen Differenzen reichen Verbs, indem man die intermediären Analogiebildungen auf ihre Ausgangspunkte zurückgeführt hätte. In der Reihe *b*) hätte man gezeigt, was „alte“ und was „gelehrte“ Wörter sind. Zum lat. h*a*bilis, *u*tilis, m*o*bilis gehören die überkommenen Wörter: hable, utle, meuble; habile, utile, mobile sind spätere gelehrte Importationen, wobei die alten Wörter theils ganz (so hable, utle) verdrängt, theils in der Bedeutung verändert (meuble = Möbel) wurden. Eine solche oder ähnliche Behandlung des Stoffes hätte ein recht anziehendes Capitel aus der romanischen Sprachgeschichte für alle geliefert, die Latein gelernt haben. Aber die Unmasse von Beispielen, die der Laie, selbst der Philologe eines anderen Faches, durchzulesen kaum die Geduld haben wird, kann nicht so viel Nutzen bringen, als sie Arbeit gekostet hat. Für den Romanisten ist aber der Aufsatz nicht geschrieben, da er nur das ABC der romanischen Laut- und Formenlehre enthält. Die Etymologien sind den grundlegenden Werken von Diez entlehnt. Chevalier wird noch dem lat. caballarium entgegengestellt. Diese alte Etymologie ist unhaltbar: das betonte a vor dem r kann, weil es in offener Silbe ist, nur e, nie ie geben. Das i hat keinen lautlichen Ursprung, sondern es verdankt seine Existenz der Analogiebildung caballiarium, welche einem leviarium (léger) [aus levis durch Combination mit dem Suffix -arius ist das romanische *levi*a*rius entstanden] nachgeahmt ist. Ebenso premier aus primiarius, nicht aus primarius usw.

Als deverticula findet man in dem Artikel drei Bemerkungen. Sehr gut ist die erste, dass man im Böhmischen nicht nur die appellativen Fremdwörter, sondern auch die nomina propria auf der ersten Silbe zu betonen habe. Der Verf. hätte noch beifügen können, dass man nicht nur bezüglich des Accentes, sondern auch bezüglich der Quantität der böhmischen Sprache Concessionen machen muss, wenn man nicht durch Schreibungen — diese Aussprache wird kaum jemand wagen — Sókratés, akadémie in den Verdacht kommen soll, als Kenner der lateinischen und griechischen Quantität glänzen zu wollen. Es ist das ein ebenso lächerliches Beginnen, als wenn man iamb statt jamb gegen die Grundregeln der slavischen Lautlehre schreibt und spricht. Einer anderen Bemerkung kann man durchaus nicht beipflichten. Wir meinen die aus Šafařík citierte Stelle: „Wir dürfen die modernen Fremdwörter nicht undecliniert lassen, wollen wir nicht barbarisch mit der Sprache verfahren.“ Diese These sollte heute keinem sprachgeschichtlich geschulten Philologen mehr imponieren. Bordeaux, Versailles, Lenau, Brigittenau usw. sollen, weil

---

[1]) Die inchoat. Bedeutung war längst vergessen.
[2]) Der Conj., dem habe*a*mus nachgebildet, lautete *punisceamus.

dieselben ganz unslavisch auslauten und somit dafür kein Paradigma zu finden ist, auch ohne alle Declination bleiben, ganz dem Geiste der Sprache gemäß. So behandelt das Volk diese Fremdwörter, so wurden dieselben von der älteren Schriftsprache behandelt. Die syntaktische Bedeutung bleibt im Satze — und man spricht eben nur in Sätzen — immer klar. Fremde unflectierte Eigennamen sieht man übrigens genug im griechischen und im lateinischen Texte der Bibel. Und was ist denn das pron. poss. *eius* anderes als ein unflectiertes Adjectivum? Die Wörter wie *Versailles* usw. brauchen wir zum deutlichen Sprechen, aber nicht dazu, um in einem Antibarbarus daraus ein fictives, papierenes Paradigma zu bilden. Die dritte Bemerkung: »Identität des Accentes beweist auch Identität der Sprache« ist nicht richtig. Der Accent der germanischen Sprachen ist identisch und doch sind z. B. Dänisch und Deutsch ungleich mehr verschieden als Böhmisch und Russisch, obgleich diese zwei letzten Sprachen ganz verschieden accentuieren. Das ist aber wahr, dass Verschiedenheit des Accentes zwei Sprachen einander entfremdet. Wäre allen slavischen Dialecten ihr ursprünglicher bunter Accent geblieben, dann wären nur ganz geringfügige lautliche Unterschiede nachweisbar.

Die Arbeit zeugt von Fleiß und Sachkenntnis. Des Lateinischen kundige Leser können dadurch einen Einblick in die Schöpfungsgeschichte der romanischen Sprachen gewinnen. Jedenfalls werden die 47 Seiten genügen zum Beweise, dass die romanischen Sprachen »ganz naturgemäße Fortbildungen der alten römischen Volkssprache, entschieden nur Vervollkommnungen der lateinischen Sprache« sind (s. A. Fuchs, Die roman. Sprachen usw.)

88. Kotrč K., Z mé studijní cesty do Paříže (Von meiner Studienreise nach Paris). Progr. der k. k. Realschule in Písek 1890, 8°, 49 SS.

Der erste Theil dieser Arbeit behandelt die an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen, betreffend die Aussprache. Diese wurde womöglich in persönlichem Verkehre studiert. Außerdem wurde aus den bekannten Quellen geschöpft, wie Théâtre français, Palais de Justice, Chambre de police correctionelle, Predigten und schließlich Reden bei den fêtes scolaires. Bei den Angaben aus dem Théâtre français ist immer das Stück und der Schauspieler genannt. Die Aussprache stimmt natürlich fast ganz überein mit den Angaben des Wörterbuches von Sachs. Folgende Abweichungen verdienen hervorgehoben zu werden: plāce (Sachs ă) in Übereinstimmung mit dem lat. plātea. Die Unterscheidung von »halblangen« Vocalen sieht der Verf. als überflüssig an; so glaubt er auch, dass man e »demi-sourd« von dem *l'muet* unterscheiden solle. Das Wort petit z. B. werde mit Extremen nach beiden Seiten hin gesprochen: entweder pétit oder auch p'tit. In aspect, respect usw. spreche man entweder *ct* oder nur *c*; die oft angeführte Aussprache ohne *ct* werde in Paris als unfranzösisch bezeichnet. Die französischen Lehrer, insoweit sie unseren französischen Unterricht kennen, glauben — trotz aller Wichtigkeit der guten Aussprache —, man solle doch Syntax und Phraseologie mehr berücksichtigen.

Im zweiten Theil (S. 22—49) liest man einen sehr ausführlichen und instructiven Bericht über das ganze Schulwesen in Frankreich. Benutzt wurden hiebei französische, deutsche und böhmische Quellen. Der Artikel ist in beiden Theilen belehrend und lesenswert.

Pilsen. Dr. Ferd. Jokl.

89. Sohn Roman, Über das chemische Elementar Phosphor. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Troppau 1890, 8°, 33 SS.

I. Quellenangabe. II. Überblick über die ältere Geschichte des Phosphors. III. Eigenschaften des Phosphors. *a*) Das Leuchten: Als Ergebnis aller darauf bezüglichen Versuche wird angeführt: 1. Das Leuchten des Phosphors ist eine Folge der Oxydation desselben. 2. Die Oxydation, somit das Leuchten selbst, steht bezüglich der Intensität in umgekehrtem Verhältnis zur Dichte des Sauerstoffes. 3. Gleich der Verdünnung des Sauerstoffes wirkt dessen Mischung mit indifferenten Gasen, z. B. Stickstoff, Wasserstoff. 4. Die Oxydation wird durch gewisse Stoffe aufgehoben, wie Leuchtgas, Chlorgas, Terpentinöldampf usw. 5. Phosphor löst sich etwas in Wasser auf.

In weiterer Folge werden unter *b*) die Modificationen des Phosphors und zwar sehr eingehend besprochen. Sodann werden unter *c*) die Wege angegeben, welche zur Bestimmung des Atomgewichtes des Phosphors führen: die quantitative Analyse einer durch Phosphor hervorgerufenen Fällung und das Molekulargewicht einer geeigneten Phosphorverbindung. In einem ausführlichen Capitel wird unter *d*) die Frage der „Valenz des Phosphors“ besprochen. „Wir kommen zum Schlusse“, heißt es am Ende dieser Betrachtung, „dass der Phosphor … als constant fünfwertig zu betrachten ist, wobei alle dem Phosphorwasserstoff, Phosphorchlorür usw. entsprechenden Phosphorverbindungen … als ungesättigt zu gelten haben.“ In einem letzten Abschnitt (IV) wird über das Vorkommen des Phosphors gesprochen und des Kreislaufes gedacht, „der den Phosphor von der anorganischen zur organischen Natur führt und zurück in ewigem Werden und Vergehen“. Zum Schlusse werden in einem V. Abschnitte die Verwendungsarten des in Rede stehenden Elementes zusammengestellt.

Wien. Joh. A. Kail.

---

90. Dalla Torre, Dr. K. W. v., Pelias Berus B., Vipera Aspis L. und V. Ammodytes L. in Tirol und Vorarlberg. Eine zoogeographische Studie. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Innsbruck 1891, 8°, 15 SS. Mit einer Karte.

Der rühmlich bekannte Verf. veröffentlicht seine Studien über die Verbreitung der Giftschlangen, nämlich der Kreuzotter, der Schildviper und Sandviper, in Tirol und Vorarlberg. Er benützte zu dieser Arbeit nicht bloß die einschlägigen Werke anderer, sondern machte selbst ausgedehnte Studien und schickte im ganzen Lande an Lehrer und Förster Fragebogen aus. Dem Texte ist eine Karte beigegeben, welche die Verbreitung der genannten drei Giftschlangen in deutlicher Weise veranschaulicht. Möge der Verf. recht viele Nachfolger finden, damit das noch immer etwas vernachlässigte Studium der geographischen Verbreitung der Thiere immer mehr und mehr gefördert werde.

91. Pichler Al., Übersichtliche Zusammenstellung der meteorologischen Verhältnisse von Oberhollabrunn 1889 und Ergebnisse der seit dem Jahre 1870 an der meteorologischen Beobachtungsstation angestellten Beobachtungen. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Oberhollabrunn 1890 u. 1891, 8°, 3 u. 20 SS.

Im Jahresberichte des Schuljahres 1890 werden die meteorologischen Verhältnisse in Oberhollabrunn in derselben Art und Weise zusammen

gestellt, wie dies im 41. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 276 angefüh
wurde.

Der Jahresbericht von 1891 bringt die Ergebnisse der meteor
logischen Beobachtungen, welche seit dem Jahre 1870 an der Mittelschul
zu Oberhollabrunn gepflegt wurden, in tabellarischer Übersicht. Ang
führt werden die monatlichen und jährlichen Mittel, die Maxima un
Minima des Luftdruckes und der Temperatur, die Temperatur der vi
meteorologischen Jahreszeiten, die fünftägigen Temperaturmittel, di
Anzahl der Winter- und Sommertage, sowie das Eintreten derselbe
Dunstdruck und relative Feuchtigkeit, die Bewölkung, die mittlere Zah
der Tage mit Niederschlägen sammt den Grenzwerten des Eintreffen
der Schneetage, die Summe der Niederschlagshöhen von 1871—1875, di
Anzahl der Gewitter in ihrer Vertheilung auf die einzelnen Monate, di
Verhältnisse der Windrichtung und die Anzahl der Tage mit Stürmen
Aus den einzelnen mit großem Fleiße zusammengestellten Tabellen werde
die entsprechenden Resultate gezogen und mit den meteorologischen Ver-
hältnissen von Wien und Krems verglichen.

92. Kesseldorfer Ferd., Rückblick auf die ersten 25 Jahre der Lehranstalt.

Progr. des k. k. Staatsgymn. und der gewerbl Fortbildungsschule in Oberhollabrunn 1889 u. 1890, 8°, 36 u. 18 SS

Der Director der Mittelschule in Oberhollabrunn liefert uns in den
zwei erwähnten Jahresberichten eine übersichtliche Geschichte der seiner
Leitung anvertrauten Lehranstalt. Eröffnet wurde dieselbe mit dem
Schuljahre 1865—1866 als ein vierclassiges Realgymnasium, welchem im
Jahre 1869 bereits die fünfte Classe hinzugefügt wurde; im Jahre 1870
wurde es vom Staate übernommen und zu einem Real- und Obergymna-
sium ergänzt, so dass 1873 die erste Maturitätsprüfung abgehalten werden
konnte. Wegen geringer Schüleranzahl wurden aber bereits im Jahre 1877
die oberen Classen wieder aufgelöst, und es blieb bis zur Verlegung des
fürsterzbischöflichen Knabenseminars von Wien nach Oberhollabrunn 1881
ein wirkliches vierclassiges Realgymnasium. Durch den hohen Ministerial-
Erlass vom 2. Juli 1883 erhielt es den Titel Staatsgymnasium mit dem
Normallehrplan für Gymnasien mit obligatem Zeichenunterrichte in den
vier unteren Classen und unobligatem Unterrichte im Französischen. Um
die Erhaltung dieser Anstalt erwarben sich die Sparcassa und die Ge-
meindevertretung von Oberhollabrunn große Verdienste. Der Verf. führt
unter anderem die einzelnen Inspicierungen der Anstalt, die Themen der
24 Jahresberichte und die übrige literarische Thätigkeit des Lehrkörpers
an. Tabellarisch wird der Lehrplan für die einzelnen Perioden angegeben
sowohl bezüglich der obligaten als unobligaten Lehrfächer, nebst den
benützten Lehrbüchern. Für sämmtliche Schuljahre finden wir die Lehrer
namentlich sammt den Gegenständen, welche sie lehrten, sowie ihre
Beförderungen und Versetzungen aufgezählt.

Der Jahresbericht von 1891 enthält die Schülerstatistik für alle
25 Jahre in weit ausführlicher Weise, als diese die einzelnen Jahres-
berichte der Mittelschulen jährlich für das verflossene Schuljahr bringen.
Der ganze Aufsatz ist ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Ge-
schichte der Mittelschulen Österreichs.

Braunau. Pius Čtvrtečka.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur nikomachischen Ethik des Aristoteles.

1164 b 6 ff. Ramsauer hält dafür, dass *μὴ τοιαύτης κτλ.* auf a 34 in der Weise sich zurück beziehe, dass jetzt nicht mehr von denjenigen gesprochen werde, welche schon von Anfang an den Wert ihrer Leistung zu beurtheilen ihrem Widerpart überlassen. Ist es nun aber schon an sich auffallend, dass in solchem Falle Ar. sich nicht deutlicher ausgedrückt hat, wenn er in der That diese Worte mit dem von R. hieher bezogenen Gedanken in Verbindung setzen wollte, so muss uns außerdem der Umstand stutzig machen, dass zwischen die beiden Stellen, die bezogene und die beziehende, ein anderer Gedanke hineinfällt, welcher offenbar deshalb einen Anknüpfungspunkt auch im Folgenden besitzt, weil es sich in jenem um die absolute Dankabstattung (*τιμὴ ἰσόρροπος οὐκ ἂν γένοιτο κτλ.* b 4) handelt, während im Anhalt zu dem darauf gefolgerten *τὸ ἐνδεχόμενον* (b 5 f.) sich die relative Erstattung (*ἐπί τινι* b 6 f.) gleichsam von selbst als entsprechender Gegensatz zum unmittelbar Vorhergehenden erweist. Allerdings reicht das Missverständnis bei R. noch weiter zurück. Denn zu a 33 f. bemerkt unser Gelehrter, dass mit den Worten *ἐν οἷς δὲ μὴ γ. κτλ.* ein Gegensatz zu Protagoras (a 24 ff.) angebahnt sei. Wie kann aber dann Ar. a 35 sagen, das sei schon behandelt worden? Und R. selbst fühlt sich veranlasst, von einem doppelten Gegensatz zu sprechen, wodurch der an und für sich einfache Thatbestand nur complicierter sich gestaltet. Nein! es ist mit a 33 f. nur ein Gegensatz zu den unmittelbar vorher erwähnten Sophisten angeführt, der sich dann vorläufig bis zu unserer Stelle weiter spinnt, bis mit der letzteren, nach dem von mir Bemerkten, ein weiteres Moment in der vorhergehenden Darstellung aufgegriffen und behandelt wird. Des weiteren muss ich nun auch dagegen sein, wenn R. glaubt, dass das a 23 aufgestellte Gesetz auf b 9 f. Anwendung finde. Nun ist aber dort nur von demjenigen die Rede,

welcher erst nach der Leistung ein Entgelt verlangt, und von den der das letztere bereits vor der Leistung bekommt. Damit da aber, wie wir gleich sehen werden, der *προέχων* (b 9) nicht ve wechselt werden. Ich kann nämlich nicht dafür sein, dass m dieses Wort so fasse, als wäre damit auf das Verhältnis des Gebe und Empfängers als solches Rücksicht genommen, so dass i weder Rieckhers Übersetzung noch Ramsauers Erklärung und B ziehung auf 1163 a 17 gelten lassen kann, indem ersterer glaub es sei mit jenem Worte derjenige gemeint, welcher die erste Leistun empfangen, letzterer, man müsse darauf Rücksicht nehmen, w der Empfänger für einen Nutzen bekommen. Damit stimmt au die Übersetzung des Bernardus Felicianus (Venetiis MDLXX p. 279 (is qui prius habeat), indem derselbe offenbar durch mög lichste Anlehnung an das Original sich dem Einwurfe einer nic entsprechenden Version entziehen wollte, so dass er indirect dam die wohl auch ihm vorschwebende Deutung des Wortes, wie sie d in Rede stehenden neueren Gelehrten voraussetzten, als unstattha ansehen musste.

Und so ist denn auch die Erklärung und Ergänzung d *ἀντιλαβὼν* durch *ὁ προέμενος* aus diesem doppelten Grun unhaltbar. Zugleich glaube ich aber, dass R. zu weit geh wenn er (b 11 f.) verlangt, Ar. hätte auch dem Umstande Rechnun tragen sollen, dass man es hier nicht mehr mit einer einzige Gattung von Emolumenten zu thun habe, sondern mit einer *ἀν μοιοειδὴς δόσις* (vgl. R. zu a 6 fin.). Wir finden also, au gestützt auf die noch übrigen Worte unseres Capitels, sowie a den von Ar. herangezogenen Vergleich mit den freiwilligen A machungen, dass mit *προέχων* derjenige gemeint ist, welcher, oh Rücksicht auf bereits a u s g e ü b t e Vertragsgemeinschaft, die Reg lung derselben i m v o r h i n e i n zusammt mit seinem Widerpar vornimmt.

Dass dies die richtige Auffassung der ganzen Stelle ist, b weisen die Schlussworte des Capitels, in welchen mit Rücksic auf die unmittelbar vorhergehende und deshalb ohne Grund v Ramsauer beanstandete Ausführung 1064 b 15—20 hervorgehobe wird, dass man weder dem ursprünglichen Besitzer noch demjenige welcher etwas sich von diesem erworben hat, das Recht der Schätzun des zu Gebenden oder Gegebenen einräumen darf. Jenen nich weil die Besitzer ihre Gaben viel zu hoch bewerten (b 17 f. Gleichwohl aber (und daraus ergibt sich der zweite Theil unsere Behauptung) darf man auch nicht demjenigen, welcher die Sach in seinen Besitz bekommen, die Schätzung überlassen, weil er nac dem Erwerbe immer die empfangene Sache für geringwertiger be trachtet als vor demselben (b 16 f.; wo genau so wie b 18 *ἑκάστοι* auf beide Theile Rücksicht genommen wird, insoferne sie als bereit Besitzende erscheinen). Man darf sich aber in dieser Auseinander setzung nicht dadurch irre führen lassen, dass Ar., obwohl er di

Schätzung auf den Empfänger vor dem Empfang überträgt, doch zweimal (b 15 ἐπετράφθη und b 20 οἱ λαβόντες) so spricht, als hätte er den Empfänger nach dem Empfang im Auge. Es ändert dieser Umstand deshalb an der Sache nichts, weil schon aus dem Anfang (b 9 προέχοντα) und aus dem Schlusse (b 21 πρὶν ἔχειν) der wahre Sachverhalt hervorgeht.

Mit Bezug auf diesen Thatbestand ergibt sich also, dass R. nicht im Rechte ist, neuerdings auf seine Annahme sich zu berufen, wornach unsere Stelle mit a 23 προϊέμενος in Verbindung stehe; denn man sieht, dass in Wirklichkeit die Sache sich ganz anders verhält, daher man gewiss nicht daran denken darf, dass in den Worten b 15—20 etwas Überflüssiges gesagt sei. Zugleich ergibt sich, dass man ebensowenig die anderen Incriminationen R.s gegen unsere Stelle gelten lassen darf. Und wenn in Wahrheit die Sache gar so übel stünde, dann wäre wohl auch Susemihl, der doch in solchen Fällen so gern immer den Obelos bereit hält, in die Fußstapfen R.s getreten.

Was aber das grammatisch-stilistische Bedenken R.s anbetrifft, wornach man als Subject zu οἴεται b 15 nicht νομοθέτης aus νόμοι b 13 ergänzen darf, so ist unserem Gelehrten dabei entgangen, dass in derartigen Fällen immer ein τις zu ergänzen sei. Vgl. Waitz zu 3 b 22.

Zu dieser meiner Erklärung stimmt denn schließlich genau der von Ar. gebrauchte Vergleich mit denjenigen, welche einen freiwilligen Kaufvertrag schließen zu dem Zwecke, eine gegenseitige Übervortheilung hintanzuhalten. Denn der Preis der Ware steht ja doch immer schon im vorhinein fest, und zwar derart, dass der Käufer es auch ablehnen kann, bei demjenigen seinen Bedarf zu holen, dessen Waren er ihrem Werte nach im vorhinein kennt. — Kurz, die ganze Schwierigkeit löst sich, wenn man das προέχων = πρὶν ἔχειν fasst, also dass ein προέχων derjenige ist, welcher sein Urtheil abgibt, bevor er etwas bekommen, der sich im Geiste dahin versetzt, dass er etwas bereits erlangt habe, ohne in Wirklichkeit in dessen Besitz sich gegenwärtig zu befinden. Ich kann demnach die Bedeutung dieses Wortes nur mit jener von προλαμβάνειν (πρόληψις) vergleichen, worin ja auch der Sinn des nicht schon jetzt Nehmens, sondern desjenigen Nehmens steckt, welches später realisiert werden soll, so dass die Realisierung vorläufig nur in Gedanken vorschwebt. Auch Brandis Handb. II 2, 2 S. 1483 m. Anmkg. 396 stimmt zu meiner Erklärung.

1066 a 6 und a 19—22. In beiden Fällen dürfte nur der Umstand, dass der Zusammenhang nicht beachtet wurde, an den Verdächtigungen, wie sie von R. vorgenommen werden, die Ursache von diesen letzteren sein. Denn in a 6 ist die Bedeutung des προσκεκρουκότες entschieden verfehlt, da gerade auf den ursprünglichen Sinn derselben, wie er z. B. von Passow, s. v. 2 a lexikalisch bezeichnet wurde, Rücksicht genommen wird. Man darf

also keineswegs mit R. und Rieckher an Freunde denken, zwischen welchen ein Zwist stattgefunden hat, da vielmehr ebenso wie bei der Mutterliebe die Uneigennützigkeit sich besonders unter Verhältnissen offenbart, in denen es sich um Leben oder Tod des Kindes handelt, genau in gleicher Weise auch bei Freunden nur derjenigen Liebe Ausdruck gegeben wird, welche sich auf Grund von Schwierigkeiten entwickelt, die sich gegen Leib und Leben der Befreundeten erheben.

Was aber die zweite Stelle anbelangt, so muss aus dem ganzen Zusammenhange sich der Sinn ergeben, dass man, da durchgehends die Freundschaft nach dem eigenen Ich bemessen und aus dessen Verhältnissen entsprungen gedacht wird, diese allgemeine Bestimmung noch weiter dadurch determiniert, dass man gerade auf denjenigen Theil des Ichs auch hiebei Gewicht zu legen habe, welcher überhaupt als der bevorzugteste gilt. Und das ist nach allen sonstigen Belegen bei Ar., und wie auch hier angenommen werden muss, der Verstand. Ich halte demnach dafür, dass der Sinn unserer Worte nicht der ist, wie R. glaubt, wenn er freilich, um diese Erklärung wieder zu verwerfen, die Stelle dahin interpretiert, dass es gar nicht angehe, aus Eigennutz zu handeln, wenn man sich mit Leuten befassen muss, welche wegen ihrer Unbeständigkeit uns ihren Charakter kennen zu lernen erschweren, während doch die trefflichen Menschen Beständigkeit zeigen. Ebensowenig jedoch, wie diesen offenbar episodischen Gedanken, kann ich Rieckhers Auffassung billigen, welcher übersetzt: „Das eigene Selbst aber ist es, dem jeder alles Gute wünscht, und nicht einem Wesen, in welches er möglicherweise verwandelt werden könnte. So ist auch die Gottheit im Besitze alles Guten, aber nur sofern sie ist, was sie ist.“ Doch scheint mir Rieckher dem wahren Sinne, der seinen Schwerpunkt offenbar in dem *πάντ’* a 21 und in dem *ὢν ὅ τι ποτ’ ἐστίν* hat, näher zu kommen, obwohl er eben diesen Schwerpunkt übersehen hat. Denn was Ar. im Zusammenhang sagen und beweisen will, ist doch offenbar das, dass es sich bei Beurtheilung der Freundschaft im letzten Grunde um die Festsetzung derjenigen Eigenthümlichkeit des Ichs handelt, welche als der eigentliche Träger und Ausgangspunkt bei Schließung von Freundschaften angesehen werden muss. Und das ist eben der *νοῦς* allein, während alle anderen Eigenschaften der Person bei Schließung der Freundschaft aus dem Spiele bleiben. Und so glaube ich am besten der verrufenen Stelle durch einen Sinn aufhelfen zu können, welcher uns verbietet, den Obelos in einer Weise anzuwenden, welche sehr üble Consequenzen nach sich zöge, wie uns das Beispiel Susemihls zeigt, welcher sich nach Annahme der R.schen Athetese folgerecht sofort veranlasst sieht, dieselbe noch weiter zu erstrecken: „Jeder wünscht für sich das Gute, und wenn er seinen Charakter dadurch, dass er Freund eines anderen und deshalb zu Freundschaftsdiensten herangezogen wird, ändern zu müssen in die Lage kommt, dann

wird er nicht gleich in jeder Beziehung ein anderer und will das auch gar nicht; es ist nämlich in dieser Hinsicht geradeso wie mit der Gottheit bewandt, welche des Guten theilhaftig ist, aber doch nur insoferne, als sie das ist, was sie ist, d. h. mit Rücksicht auf ihr absolut gutes Wesen.“

1166 a 34—b 1. Ich halte dafür, dass in der That die Worte a 35 *ᾗ ἐστι δύο ἢ πλείω ἐκ τῶν εἰρημένων* sich auf das beziehen, was Ar. im unmittelbar vorhergehenden Theile unseres Capitels über die Thatsache gesagt hat, dass unsere Seele einen Theil besitzt, auf welchen alle unsere intimsten Strebungen und Handlungen zurückgeführt werden, nämlich das *νοητικόν*, ohne dass man dasselbe einzig und allein für all unser Thun ausschlaggebend zu erachten hätte, indem auch alle anderen Seelenthätigkeiten, Vorstellungen und Gefühle (a 24 f. 27) hieher gerechnet werden müssen. Es hätten demnach die Interpreten Recht, von welchen R. behauptet, dass sie diesen Sinn in unserer Stelle fanden, wenn sie auch irrthümlich das *ἐκ τῶν εἰρημένων* mit A 13 in Verbindung brachten. Etwas anders stellt sich die Sache rücksichtlich des anderen Theiles dieses Beweises, nämlich desjenigen, in welchem Ar. behauptet (b 1), dass „das Übermaß der Freundschaft der Liebe gegen sich selbst ähnlich“ (Rieckher) ist. Denn wenn der hiemit ausgesprochene Gedanke Richtigkeit besitzt, woran wir vorläufig zu zweifeln keine Ursache haben, dann muss sich derselbe aus der Thatsache lösen, vermöge welcher wir uns erklären, wie jemand sich selbst lieben könne. Offenbar hat man in diesem Falle ein Subject und ein Object zu unterscheiden, welche, wie die nun folgende längere Auseinandersetzung über denselben Gegenstand zeigt, auf der innigen Vereinigung beider in dem Rahmen des Ichs begründet sind. Das Ich ist nämlich von der Art, dass es alle seine einzelnen Elemente liebt, die ihm im wahrsten Sinne des Wortes ans Herz gewachsen sind. Dass natürlich auf solchem Wege von einem Überschwange der Freundschaft (*ὑπερβολὴ τῆς φιλίας*) gesprochen werden muss, ergibt sich von selbst, und Ar. hat hiemit einen keineswegs ungeschickten, vielmehr einen überaus passenden Vergleich zum Zwecke der Erklärung der in Rede stehenden Sache herbeigezogen.

Nach dem Bemerkten dürfte man zur Einsicht gelangen, dass hier kein Anlass zu einer Änderung in der Vulgata vorliegt, wie sie R. und (nach ihm) Susemihl vornehmen wollen.

1168 a 26. Auf die Frage R.s, was denn diese Worte, welche doch rücksichtlich ihres Sinnes bereits oben 1161 b 27 vorgekommen seien (warum nicht eher 1161 b 19 f.?), hier für eine Bedeutung hätten, glaube ich auf den aus dem ganzen Zusammenhang nothwendig vorauszusetzenden Gedanken 1168 a 22 f. mich beziehen zu sollen: Denn genau so, wie an dieser letzteren Stelle davon gesprochen wird, dass ein Mann im Bewusstsein des sauren Erwerbes seiner Habe dieselbe mehr liebt als derjenige, welchem

er davon mittheilt, genau so wird ein solcher, der, wie die Mutter, auf Grund harter Erfahrungen nur zu gut weiß, dass die Kleinodien seines Besitzes ihm angehören, dieselben als sein ganz besonderes Eigenthum betrachten. Mit Rücksicht auf diesen Gedanken aber dürfte auch für Susemihl die Frage nach der Echtheit unserer Worte erledigt sein.

1169 b 21 f. Nach R. müsste hier entgegen dem besten cod. K^b vor *τυχόντων* ein *καὶ τῶν* eingeschoben und b 22 vor *φίλων* ein *σπουδαίων* oder *ἀγαθῶν* ergänzt werden. Nun hat aber Ar. in dem unmittelbar vorausgehenden Satze der unumstößlichen Wahrheit Ausdruck gegeben, dass der Mensch, als in einem gesellschaftlichen Staatenverbande stehend, nothwendig an andere sich anschließen müsse. Es dürfte jedoch nach diesem Sachverhalte ganz am Platze sein, wenn mit *ὀθνείων* eben die Genossen des in dieser politischen Verbindung Lebenden bezeichnet sind, Genossen, deren man als in einem Staate befindlich gar nicht entrathen kann. Es konnte daher unserem Philosophen nur daran gelegen sein, zu zeigen, dass diese staatlichen Genossen entweder bloß zufällig mit dem Menschen in Verbindung kommen oder ausgewählte Freunde sind. Auf das letztere weist Ar. mit *ἐπιεικῶν* (b 20) hin, mit dem *τυχόντων* will er das erstere bezeichnen. Und weil der ganze Excurs, den Ar. hier vorbringt, nur um die Frage sich dreht, ob der Glückliche Freunde haben soll oder nicht, so kommt er natürlich in der Schlussfolgerung (b 22) auf diesen und nur diesen Grundgedanken zurück, so dass es nicht mehr nothwendig erscheint, eines von den oben aus R.s Commentar citierten Worten zu ergänzen. Denn die Annahme R.s, dass man nothwendig auf den durch diese Worte ausgedrückten Gedanken kommen müsse, beruht offenbar auf der Verwechslung des in b 20 f. enthaltenen und von mir dargelegten Gegensatzes mit dem Grundthema, um das es sich hier handelt, und welches zweifellos die Weglassung der auch von R. in seinen Text nicht aufgenommenen, wenngleich in seinem Commentar für nöthig angesehenen Worte als ungerechtfertigt erscheinen lässt. Und alles dieses hätte auch Susemihl, der an der ersteren Stelle nicht einmal das *τῶν* weglässt, sich vor Augen halten sollen, indem er auch an der zweiten Stelle mit K^b M^b *καὶ τῶν φίλων* hätte lesen sollen, weil das Thema eben lautet: Ob der Glückliche auch der Freunde bedarf (ganz die gleiche Bemerkung hat auch auf Rieckhers Übersetzung ihre Anwendung).

1170 a 8—11. R. meint vor allem, es müsste zur Behandlung stehen, dass die tugendhaften Handlungen für die Guten angenehm sind, wenn diese Worte auf dem richtigen Gedankenzusammenhange ruhen sollen. Man wird sich dabei unwillkürlich fragen, wie so denn R. darauf kommt, diese Voraussetzung zu machen. Denn in der That ist zwar als einer der zuvor bereits bestimmten Gedanken jener Satz zu ergänzen, ohne dass jedoch bei der Allgemeinheit desselben etwa auf die Thatsache verzichtet werden darf, dass es

eine andere These ist, welche von Ar. hier berücksichtigt erscheint. Denn in Wahrheit handelt es sich um die Frage, wie denn der Glückliche imstande ist *συνεχῶς ἐνεργεῖν*. Offenbar ist nämlich mit dem in Rede stehenden Gedanken die Thatsache begründet (*γὰρ* 1170 a 8), dass die unausgesetzte Energie des freudvollen Lebens wahrhaft besteht. Denn dieselbe sei durch die Handlungen des trefflichen Charakters im Gegensatze zu dem schlechten in gleicher Weise bestimmt, wie die Berufsthätigkeit des Musikers. Einen hübscheren Vergleich und sohin eine geeignetere Auseinandersetzung des wirklichen Sachverhaltes hätte Ar. gar nicht durchführen können, wenn man bedenkt, dass die Handlungen eines im eigentlichen Sinne trefflichen Mannes genau so von selbst sich ergeben, also eine an die andere sich reiht, wie die Gefühlsergebnisse, welche aus einer guten Musikanlage für den Berufsmusiker erfolgen. Ich will nicht diesen Grundgedanken weiter dahin ergänzen, dass sich die Charaktere in beiden Fällen als wohl abgestimmte harmonische Seelenzustände darstellen, denen alles nicht dazu Passende sofort Unannehmlichkeiten, weil Disharmonie verursacht. Es dürfte das Erwähnte genügen nicht bloß zu dem Ende, um das Verständnis hinsichtlich des bereits angedeuteten Inhaltes der Stelle zu erleichtern, sondern auch, um die Unhaltbarkeit des zweiten Einwandes zu zeigen, welcher von R. gegen die Echtheit der in Behandlung stehenden Worte vorgeführt wird. Denn es ist eine ganz gleiche Verkehrung des Standpunktes, den Ar. in seiner These hier einnimmt, wenn man ihm, wie R. thut, die Erbringung des Beweises dafür unterschiebt, dass die Betrachtung trefflicher Thaten dem Tüchtigen von Vortheil sei, da nach dem von mir Gesagten auch dies nur als eine allgemeine Voraussetzung für den Beweis, der wirklich geliefert werden soll, Giltigkeit hat, ohne dass jedoch damit die These selbst getroffen wäre. Man wird daher weder die durch nichts bewiesene Behauptung R.s, dass diese Worte nicht hieher gehören, noch seine weitere, dass man ihnen nach dem Tenor des Beweises keine passende Stelle in demselben einräumen könne, für stichhältig ansehen. Wenn nun aber Susemihl die Änderung vornehmen will, dass die Worte 1169 b 33 bis 1170 a 8 hinter 1170 a 11 gesetzt werden, so ergibt sich aus dem von mir Bemerkten, dass auch ein derartiges Verfahren keineswegs nothwendig ist.

1170 b 5 f. R. meint, es müsste hier dem Vorausgehenden gemäß folgender Sinn erwartet werden: Man könnte nur denjenigen Freunde wünschen, welche infolge ihres Unvermögens, auf Grund ihres eigenen Selbst Vergnügen mit Lust zu empfinden, genöthigt sind, dasselbe auswärts zu suchen. Warum aber? Deshalb, weil nach der Ansicht R.s es ganz unmöglich ist, dass einer, der den Freunden gegenüber gleiche Gesinnung hat wie gegen sich selbst, auf Grund des an unserer Stelle Gesagten auf die Beobachtung der eigenen Zustände ausgeht. Denn er werde von welcher Seite immer

sich die Freunde holen. Nun halte ich aber sowohl den vorigen als auch diesen Satz für falsch. Denn aus dem Zusammenhang ergibt sich nur, dass ein Mensch, der vollkommen sein will, vermöge seiner Stellung in der menschlichen Gesellschaft auch darauf Bedacht nehmen müsse, dass er sich an anderen erkenne. Denn wie er selbst gerne seiner eigenen Fähigkeiten an sich, d. h. an seiner Person bewusst wird, so muss es ihm auch Vergnügen bereiten, durch das Thun anderer, welche gewissermaßen ein Stück von ihm sind, also durch den Verkehr mit den Freunden, zum selben Ziele zu gelangen. Wenn hernach R. meint, es stimme die ganze Darstellung nicht zu dem in der Einleitung angegebenen Vorsatz (a 13), die Sache *φυσικώτερον* zu behandeln, dann muss ich entgegnen, dass nach meinem Dafürhalten eine mehr auf die natürliche Beschaffenheit der menschlichen Seele eingehende Auseinandersetzung gar nicht denkbar ist, wenn man erwägt, dass Ar. die Mühe nicht verdrießt, Dinge aus der Psychologie heranzuziehen, welche ebenso richtig wie geeignet erscheinen, über das hier angeregte Capitel von Mitgefühl und Liebe sich zu verbreiten. Man mag daraus zugleich erkennen, mit welchem Rechte R. die Behauptung wagt, dass mit diesen und den auf die in Rede stehenden Worte folgenden Sätzen weniger der Grundgedanke des Capitels als die Art und Weise angegeben sei, wie man mit Freunden umzugehen habe.

1170 a 19—b 8. Von verschiedenen Seiten sind über diese Worte Zweifel geäußert worden, so von R., welcher a 19—29 „compluribus additamentis ab aliena manu foedata esse“ meint, wobei ihm rücksichtlich a 20—21, a 20—24, b 3—4 Susemihl beistimmt, in Bezug auf die Einklammerung von a 24 f. mit Pansch geradezu folgt, während Bonitzen, um mich mit den Worten Susemihls zur Stelle auszudrücken, bezüglich a 25—28 in hoc monstro periodi diversas recensiones esse confusas viri haud dissimile videtur. Was nun vor allem die Worte a 24 f. anbelangt, so muss darüber gesagt werden, dass kein Grund vorhanden ist, die in Buch K zur Erörterung kommende Frage über die nähere Beschaffenheit der Freude und des Schmerzes von dem Bezug darauf aus unserer Stelle auszuschließen. Nur möchte ich zu bedenken geben, dass bei der Lesart *περὶ τῆς αὐτῆς* oder *περὶ αὐτῆς* seitens der codd. K^b und M^b die R. aufgestoßenen Schwierigkeiten wohl noch geringer werden. Wenn R. ferner der Meinung ist, dass die in den Worten a 19—22 und a 25—29 gelegenen Beweise nicht verbunden werden konnten, namentlich aber in Hinblick auf a 14 f. der eine dieser beiden Gedanken gar nicht zu erwähnen war. Doch scheint R. gegen die ganze Stelle voreingenommen gewesen zu sein, als er solche Pläne hegte. Denn der Sinn ist folgender: Weil das Beginnen des seelisch thätigen Menschen nicht in die Sphäre der Unbegrenztheit fällt, also begrenzt ist, so muss sein Leben zu dem Guten und Angenehmen gehören, während die

Trauer vermöge ihrer Unbegrenztheit nur Leiden schafft. Und wenn nun das Leben etwas Gutes ist und zugleich etwas Angenehmes, und wenn ferner unter Leben oder Sein nichts anderes verstanden wird als Wahrnehmen oder Denken (1170 a 33), und wenn das Wahrnehmen, dass wir leben also dass wir wahrnehmen, etwas Gutes ist und etwas Angenehmes, dann muss man das Leben, welches die Grundlage für alles dieses abgibt, wählen, mithin auf Grund der eigenen Wirksamkeit auch den Umgang mit Freunden, welche unser zweites Ich sind. Wenn man diesen Gedanken zugrunde gelegt hat, dann wird man schwerlich R. beistimmen, wenn er die Behauptung aufstellt, dass in a 19—22 und a 25—29 gleiche oder wenigstens in sich selbst zurückkehrende Gedanken ausgesprochen sind. Es darf ja überhaupt nicht gesagt werden, dass beide Gedanken ein Vergleichsmoment untereinander in sich enthalten, wenn man sie als vollständige und in sich abgeschlossene Sätze gegenseitig in Collation bringen wollte. Denn der zweite dieser beiden Gedanken ist ja nur die Bedingung einer erst auszusprechenden Apodosis; und man muss sich nur wundern, dass Bonitz, welcher sonst auf längeren Periodenbau bei Ar. so große Stücke hält, in diesem Falle den Faden verloren hat. Aus dem hier Gesagten wird sich zugleich ergeben, dass 1170 b 3 f. keineswegs mit R. beanstandet werden darf. Man wird demnach behaupten, dass der Gedanke dieser beiden Zeilen die nothwendige Zusammenfassung des bisher Vorgebrachten enthält, so dass sie sich einerseits auf a 25 f., andererseits auf die ganze Ausführung a 29—b 3 beziehen, weil in diesem letzteren Absatze der Beweis dafür erscheint, dass die Existenz des Menschen und das Bewusstsein von derselben etwas Gutes, also etwas Angenehmes ist, ein Beweis, der in gedrungenen und auf die weitere Entwicklung des Hauptbeweises hinzielenden Worten in b 4 f. wiederholt wird.

1173 a 11. Wenn die Gegner sich auf die Relativität von Lust und Schmerz berufen, sagt Ar., dann hätte man das Recht, die Sache vom absoluten Standpunkt zu betrachten, weil es Thatsache sei, dass von den Menschen der Schmerz geflohen, die Lust aufgesucht werde. R. nun hat die Worte *τῶν — ὁμοίως* mit dem Obelos bezeichnet und sagt darüber: Diejenigen, welche von der Lust bestreiten, dass sie ein Gut ist, müssten sie entweder als Übel oder als keines von beiden betrachten. Nachdem nun aber R. selbst kurz zuvor den Sinn der wirklich jetzt anerkannten Lesart richtig angegeben hat, so frägt es sich, ob man denn in der That diese letztere unter allen Umständen für unannehmbar halten muss. Und meinem Dafürhalten nach muss diese Frage verneint werden, ja ich stehe nicht an zu erklären, dass die Angabe des nothwendigen Sinnes unserer Stelle, wie ihn R. gefunden zu haben glaubt, unannehmbar ist. Man hat nämlich zu bedenken, dass die These, Lust sei ein Übel, dadurch von denjenigen, welche diese Behauptung aufstellen, erwiesen wird, dass sie der Annahme ihrer

Gegner, dass, wenn Trauer ein Übel sei, Lust als Gut betracht
werden müsse, in dieser ihrer Consequenz entgegentreten. Den
sagen sie, es sei abgesehen von der Gradation im Bereiche d
Übel, so dass das eine gegenüber dem anderen als relatives G
betrachtet werden müsse, auch rücksichtlich der Güter etwas Äh
liches zu sagen, nämlich dass sie in Wahrheit nur eine Mittelst
zwischen Gut und Übel einzunehmen vermögen, so dass man wed
von einem absoluten Gut noch von einem absoluten Übel red
könne. Dem stellt nun aber Ar. folgenden Gegenbeweis an d
Seite: Wenn beides Übel sind, was diese Anhänger der Relation
lehre nicht in Abrede stellen dürfen, dann müsste man auch b
haupten können, dass beides verabscheut wird, wenn aber, w
auch aus jener Lehre hervorgienge, keines von beiden ein Üb
sei, dann müsse keines von beiden ein Gegenstand des Verabscheue
sein, oder es gelte das Gleiche wie vorher, wenn nämlich jede Lu
ein Übel wäre. Nun aber finde davon das gerade Gegentheil sta
indem man den Schmerz fliehe, die Lust dagegen anstrebe. We
nun diese Darlegung des Gedankens auf Richtigkeit beruht (u
es lässt sich das wohl nicht bezweifeln), dann muss man auch R
Problemstellung des zweiten Punktes, *εἰ δοκοίη ἡ ἡδονὴ μηδ*
τερον εἶναι, für verfehlt bezeichnen. Auch der Verweis auf d
Auslassung des *μὲν* a 10, welche R. zu dem Behufe, in ander
Weise der Stelle aufzuhelfen, erwähnt, ist, abgesehen von der all
dings zu billigenden Lesart der besten codd., nicht hinreichen
um der Sachlage eine andere Wendung zu geben.

Ried (Oberösterreich). J. Zahlfleisch.

Zum IX. Buche von Quintilians Institutio Oratoria.

3, 12. Haec quoque est, quam *ἑτεροίωσιν* uocant usw.
Schwierigkeiten machen die Worte: haec quoque est. Sp
ding wollte figura zu haec hinzugedacht und est in der Bedeutu
von accidit, reperitur genommen wissen. Gegen das erstere i
nichts einzuwenden. Obwohl figura in den vorhergehenden Par
graphen nicht vorkommt, so durfte Quint. doch seinen Lesern z
muthen, dieses Wort hinzuzudenken, da in dem ganzen Capitel v
nichts anderem als von Figuren die Rede ist. Aber lässt sic
annehmen, dass Quint. gesagt hat: „Auch diese Figur komm
vor, welche man *ἑτεροίωσις* nennt“ —? Dass eine Figur überhau
vorkommt, brauchte er doch nicht erst zu sagen. Käme sie nich
vor, so wäre ihr kein Name gegeben worden; erst wenn man da
Vorkommen einer Figur in der Sprache bemerkte, konnte man dara
denken, sie mit einem Namen zu bezeichnen. Ich vermuthe, das

Quint. geschrieben hat: ⟨hinc⟩ haec quoque est. „Dahin (d. h. zu dieser Gattung der Figuren) gehört auch jene Figur, welche man ἑτεροίωσις nennt.“ Vgl. den Anfang des nächsten Abschnittes §. 18 Ex eadem parte figurarum priore dico[1]) et adiectio est illa und §. 23 illa quoque ex eodem genere possunt uideri: unum quod interpositionem uel interclusionem dicimus etc. Quint. hat in §. 2 die Wortfiguren in zwei Gattungen getheilt; von der ersteren spricht er in den §§. 2—27. hinc findet sich bei Quint. öfters so gebraucht; vgl. III 6, 27 hinc est adulter loris caesus uel fame necatus; VII 4, 6 hinc sunt pietas, fides, continentia et talia; IX 2, 60 hinc est quasi paenitentia dicti; 3, 66 hinc est παρονομασία, quae dicitur adnominatio; XII 2, 6 hinc etiam illud est. Dass Quint. nicht selten das Pronomen hic gesetzt hat, während wir eher is oder ille erwarteten, zeigt das Bonnell'sche Lexikon.

3, 41—42. hanc frequentiorem repetitionem πλοκήν uocant, quae fit ex permixtis figuris ...... et in isdem sententiis crebrioribus mutata declinationibus iteratione uerborum etc.

A G F T M geben: quae fit et permixtis figuris. Warum man allgemein von dem so gut bezeugten et abgegangen ist und nach S und anderen geringeren Handschriften ex in den Text gesetzt hat, vermag ich nicht einzusehen. Es ist klar, dass die Worte et in isdem sententiis crebrioribus mutata declinationibus iteratione uerborum ebenfalls zu quae fit gehören. Dem vor permixtis stehenden et entspricht also das vor in isdem stehende et. Der bloße Ablativ ist ganz passend. Ich übersetze: Diese häufigere Wiederholung nennt man πλοκή, welche gebildet wird sowohl durch eine Mischung von Figuren usw.

3, 48—49. Congeruntur et diuersa: 'mulier, tyranni saeua crudelitas, patris amor, ira praeceps, temeritatis dementia' ...... inueni, qui et hoc πλοκήν uocaret: cui non adsentior, cum sit unius figurae. mixta quoque et idem et diuersum significantia, quod et ipsum διαλλαγήν uocant: 'quaero ab inimicis sintne haec inuestigata comperta [patefacta], sublata [delata] extincta per me?' 'inuestigata comperta [patefacta]' aliud ostendunt, 'sublata [delata] extincta' sunt inter se similia, sed non etiam prioribus.

Halm hat in diese Stelle Ordnung gebracht, indem er die von Spalding vorgenommene Umstellung aufgab, nach unius figurae ein Punktum setzte und zu mixta quoque als Prädicat congeruntur hinzudachte. Alle Bedenken sind aber damit noch nicht beseitigt. Schon die Worte mixta quoque et idem et diuersum significantia sind nicht unbedenklich. Offenbar soll durch die Worte idem et diuersum significantia erklärt werden, was hier unter mixta zu verstehen ist. Man sollte daher eher mixta quoque, *id est* idem et diuersum significantia erwarten. id ē und idē wurden in den Quintilianhandschriften häufig verwechselt. Ebenso leicht konnte

[1]) So schreibe ich mit Meister nach Gertz.

das eine vor dem anderen ausfallen [1]), und dieser Ausfall kann d
Einschiebung von et veranlasst haben.

Ganz unerklärlich scheinen mir die Worte quod et ipsu
διαλλαγήν uocant zu sein. Wenn Quint. gesagt hätte: „w
man ebenfalls *διαλλαγή* nennt“, so müsste man doch annehme
dass dieser Name im Vorhergehenden bereits einer Figur beigele
worden ist. Das ist aber nicht der Fall, ja in dem ganzen Werl
findet sich dieses Wort sonst nicht. Früher schrieb man allerdin
2, 103 *διαλλαγήν*; aber das Wort steht weder in den Han
schriften, noch passt es in den Zusammenhang, so dass man jet
allgemein davon abgekommen ist. Was soll in unserer Stelle a
διαλλαγήν gemacht werden? In den Quintilianhandschriften kom
es öfter vor, dass griechische Wörter, welche von den Abschre
bern meistens nicht verstanden wurden, mit den vorhergehende
lateinischen Wörtern in eines zusammengezogen worden sind. Da
dabei manchmal auch die lateinischen Wörter verderbt wurden, i
begreiflich. So ist gleich §. 58 in G *συνεκδοχῇ* mit dem vorhe
gehenden ex in ein Wort zusammengezogen, aus ex ist aber hieb
CX geworden. Vielleicht ist diallegen (so A und G) uocant en
standen aus ille *πλοκήν* uocat. Von demjenigen, welcher di
Häufung von Ausdrücken mit verschiedener Bedeutung *πλοκ*
nannte, lässt sich recht wohl annehmen, dass er die Häufung vo
gemischten Ausdrücken ebenfalls mit diesem Namen bezeichnete.

4, 14. denique quod cuique uisum erit uehementer, dulciter
speciose dictum, soluat et turbet: abierit omnis uis, iucunditas
decor. soluit quaedam sua in Oratore Cicero: 'neque me diuitia
mouent, quibus omnis Africanos et Laelios multi uenalicii merca-
toresque ⟨superarunt'. immuta paululum, ut sit 'multi superarun
mercatores⟩ uenaliciique' et insequentis deinceps periodos: quas s
ad illum modum turbes, uelut fracta aut transuersa tela proieceris.

So Halm und Meister nach alten Ausgaben. Die eingesetzten
Worte sind entnommen aus Cic. Orator 70, 232. Spalding, Gern-
hard, Zumpt und Bonnell schrieben: quibus omnes Africanos et
Laelios multi uenalicii mercatoresque superarunt. (Gernhard machte
hier statt des Punktes ein Semikolon, Zumpt und Bonnell ein
Komma) et insequentes deinceps periodos. Dagegen spricht aber
die Überlieferung der Handschriften selbst. Denn nach mercato-
resque steht in denselben nicht superarunt, sondern uenalique (A)
oder uenaliaque (GMSa). Mit Recht bemerkte Halm: „qua pro-
babili ratione explicabitur illud 'uenalique' ex lectione 'superarunt'
corruptum esse?“ Dass eine Lücke auszufüllen ist, scheint mir
zweifellos zu sein. Ebenso fest aber glaube ich, dass dieselbe
nicht richtig ausgefüllt ist, wenn wir uns genau an die von Cicero
gebrauchten Worte halten. Bei diesem ist immuta paululum ganz

---

[1]) Vgl. 4, 103, wo statt id est idem F idem idem, T und M aber
bloß idem geben.

am Platze; denn es geht voran: Quantum autem sit apte dicere experiri licet, si aut compositi oratoris bene structam collocationem dissoluas permutatione uerborum; corrumpetur enim tota res, ut et haec nostra in Corneliana et deinceps omnia: 'neque me diuitiae mouent, quibus omnes Africanos et Laelios multi uenalicii mercatoresque superarunt'. Wenn aber vorangeht: soluit quaedam sua in Oratore Cicero etc., so ist immuta paululum nicht bloß überflüssig, sondern störend. Wenn diese Worte eingesetzt werden, so weiß man auch nicht, von welchem Verbum der Accusativ insequentis periodos abhängen soll. Da immuta zunächst steht, so wird man an dieses zu denken haben. Wären aber dann nicht die Worte quas si ad illum modum turbes überflüssig? Ich glaube daher mit Regius, dass nur folgende Worte einzusetzen sind: superarunt', ut sit 'multi superarunt mercatores. „Cicero löst im Redner einiges von sich auf: neque me...... mercatoresque superarunt, so dass es heißt 'multi superarunt mercatores uenaliciique', und die folgenden Perioden nacheinander".

Das den folgenden Satz anschließende quas steht in keiner Handschrift. S a geben quos, G M quo, A aber gibt, wie es scheint, qua. Da sich das Relativum nicht bloß auf insequentis periodos bezieht, sondern auch auf die Worte: neque me...... mercatoresque superarunt, so wird aus qua am besten *quae* gemacht werden.

4, 36. nam et coeuntes litterae, quae *συναλοιφαί* dicuntur, etiam leniorem faciunt orationem, quam si omnia uerba suo fine cludantur, et nonnumquam hiulca etiam decent faciuntque ampliora quaedam, ut 'pulchra oratione ista iacta te', cum longae per se et uelut opimae syllabae aliquid etiam medii temporis inter uocales, quasi intersistatur, adsumunt.

So Halm und ihm folgend Meister. Mir scheint iacta zu pulchra oratione nicht zu passen, und was soll te? In A stand zuerst: pulchra oratione acta oratio actate. Darauf, dass dann actate in iactate corrigiert wurde, darf meiner Ansicht nach kein Gewicht gelegt werden. Es lag sehr nahe, dem völlig sinnlosen actate durch Vorsetzung des Buchstabens i wenigstens das Aussehen eines lateinischen Wortes zu geben. Ich glaube daher, dass die ursprüngliche Lesart von A den Ausgangspunkt zu bilden hat. oratio acta nach oratione acta wird wohl nichts anderes sein, als eine Dittographie. Es bleibt also übrig: pulchra oratione acta te. Daraus mache ich: pulchra oratione acta *re* (nachdem er in einer schönen Rede die Sache vertreten hatte). In §. 43 findet sich die nämliche Buchstabenverwechslung. Dort geben alle Handschriften patiantur statt pariant. Wahrscheinlich wurde zuerst patiant geschrieben und daraus dann patiantur gemacht.

4, 46—47. *ῥυθμός* est aut par, ut dactylicus, una enim syllaba ⟨longa⟩ par est ⟨duabus⟩ breuibus......, aut sescuplex, ut paeonicus: is est ex longa et tribus breuibus ⟨aut ex tribus

breuibus⟩ et longa, uel alio quoquo modo, ut tempora tria ad du
relata sescuplum faciant etc.

Vor Halm schrieb man: paeon, cum sit ex longa. Da
paeonicūsis ē gibt, schrieb Halm: paeonicus: is est, und Meiste
ist ihm gefolgt. Auch ich würde ihm folgen, wenn nicht die Wort
uel alio quoquo modo wären. Diese Worte lassen sich, so viel ic
sehe, weder mit den vorhergehenden, noch mit den folgenden Worte
verbinden. Die Herausgeber vor Spalding schrieben: uel alio quo
quo modo tempora tria . . . . faci*u*nt. In allen beachtenswerte
Handschriften steht aber: *u*t tempora . . . . faci*a*nt. Ich glaube
dass wir auch hier von A auszugehen haben. In dieser Handschrif
steht: paeonicum sit (si ** 1 m.). Daraus ist wohl zu machen
paeonicus, com⟨po⟩situs. Mit compositus lassen sich die Wort
uel alio quoquo modo recht wohl verbinden. — Übrigens schein
mir die Berechtigung von quoquo zweifelhaft zu sein. Es steht i
keiner Handschrift. A gibt quoque, aber das Wort ist von de
zweiten Hand auf eine Rasur geschrieben. G F T M geben quo
Da Quint. alius quis öfters gebraucht (vgl. II 4, 35; 7, 2;
7; XI 1, 37), an keiner anderen Stelle aber meines Wissens qui
quis als I n d e f i n i t u m mit alius verbunden hat, so entscheide ic
mich für alio quo.

4, 57. uerum ea quae efficitur e pedibus apta conclus
nomen aliquod desiderat. quid sit igitur potius quam numerus, se
oratorius numerus, ut enthymema rhetoricus syllogismus? ego cert
ne in calumniam cadam, qua ne Marcus quidem Tullius carui
posco hoc mihi, ut, cum † pro composito dixero numerum et ub
cumque iam dixi, oratorium dicere intellegar.

So Halm und Meister, nur dass letzterer das Kreuzchen vor pr
composito wegließ. Bei Halm ist zu apta bemerkt: *apta* Spaldin
(idem *aequa* coniciens): *aqua* A G M S, om. ς. Diese Angaben sin
zum Theil unrichtig. aequa ist nicht eine Conjectur von Spalding
sondern er fand das Wort bereits im Texte vor und ließ es in dem
selben stehen, bemerkte jedoch hiezu: quae tandem erit „aequa con
clusio“? An *aliqua?* uel *apta?* Wolff, Gernhard und Zumpt behielte
aequa bei, nur Bonnell beseitigte es, ohne es durch ein anderes Adjecti
zu ersetzen. Die letztere Lesart kann also keineswegs als Vulgat
bezeichnet werden. Ich glaube aber, dass sie das Richtige trifft
Denn conclusio ist durch die Worte ea quae efficitur e pedibu
genügend bestimmt („diejenige Abrundung, welche durch Versfüß
bewirkt wird“); neben dieser Bestimmung ist ein adjectivische
Attribut, wie aequa oder apta, mehr als überflüssig. Das in allen
Handschriften stehende aqua kann recht wohl aus einer Ditto-
graphie von ea quae entstanden sein. Die Abschreiber schrieben
nicht selten etwas, nachdem sie ein paar andere Worte geschrieben
hatten, noch einmal; vgl. z. B. X 1, 105 quantam mihi conciten
pugnam cum *concitem cum* praesertim. — Im folgenden Satz geben
alle Handschriften: numerus *est* oratorius. Vor Halm schrieb man:

numerus *et* oratorius. Halm und Meister schreiben nach Christ: numerus, *sed* oratorius. Das Gedankenverhältnis scheint mir zu fordern, dass das Fragezeichen nach dem ersten numerus gesetzt und dann fortgefahren wird: *sed* est oratorius numerus. Zwischen numerus und est konnte set leicht ausfallen. Besonders der Inhalt des nächsten Satzes empfiehlt, dem Gedanken, dass bei der prosaischen Wortfügung an den rednerischen (nicht an den dichterischen) Numerus zu denken sei, eine größere Selbständigkeit zu geben. — Dass pro composito nicht richtig ist, bedarf, glaube ich, keines Nachweises. Baur übersetzte: „wenn ich verabredetermaßen numerus sage". Mit wem sollte dies verabredet sein? G gibt ut cum ut statt ut cum. In A ist pro auf eine Rasur geschrieben, ebenso ū von numerū. G M S geben numero. Darauf, dass in A pro und ū auf eine Rasur geschrieben ist, darf kein großes Gewicht gelegt werden, da die Correcturen nicht von der zweiten Hand, durch welche so viele falsche Lesarten in diese Handschrift gekommen sind, gemacht worden sind, sondern von der ersten. Zwei Verbesserungsversuche liegen vor. Christ schlug vor: cum *orationem* composi*tam* dixero numero. Dieser Vorschlag wäre nur dann annehmbar, wenn Quint. die oratio (Prosa) öfters composita numero genannt hätte. Er hat dies aber, so viel ich weiß, nie gethan. Halm hätte lieber geschrieben: cum *de* compositio*nis* dixero numero. Quint. hat aber in seinem Werke nur einmal über den Numerus der Wortfügung gesprochen, und zwar in dem Abschnitte, welcher mit dem §. 45 unseres Capitels beginnt. Vielleicht ist zu schreiben: cum *in* pros*ae* compositio*ne* dixero numerum. Cicero wurde wegen der Bemerkung, dass die ganze prosaische Wortfügung auf dem Numerus beruhe, von manchen getadelt, weil er die Prosa an die Rhythmen binde. Quint. nimmt ihn in Schutz, indem er darauf hinweist, dass jener die Wortfügung nicht *ἔνρυθμος* haben wollte, was poetisch ist, sondern *ἄρρυθμος*. Dann fährt er fort: „Aber diejenige Abrundung, welche durch Versfüße bewirkt wird, muss doch irgend einen Namen haben. Was sollte sie also eher sein, als ein Numerus? Aber sie ist ein rednerischer Numerus, wie das Enthymem ein rhetorischer Schluss ist. Ich wenigstens bitte mir aus, um nicht der Missdeutung anheimzufallen, von der auch M. Tullius nicht verschont geblieben ist, dass, wenn ich bei der Besprechung der prosaischen Wortfügung Numerus sagen werde und wo ich es schon gesagt habe, hierunter der rednerische verstanden wird." Zu in compositione vgl. VIII 5, 9 de hoc *in argumentis* dictum est; IX 3, 45 sicut *in geminatione* uerborum diximus; X 7, 18 sicut *in cogitatione* praecepimus; XI 1, 86 illud etiam *in iocis* monui. Zu prosae compositione vgl. §. 52 in compositione orationis, §. 60 orationis compositio und §. 79 compositionem oratoriam.

München. Moriz Kiderlin.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Elektra. Eine Auslegung von Dr. Theodor Plüss. Leipzig, Teubner 1891. gr. 8°, 139 SS.

Eine sehr feinfühlige ästhetische Analyse des Sophokleischen Dramas, die gleichwohl von Spitzfindigkeiten und vom Hineintragen eigener subjectiver Anschauungen in ein Dichterwerk frei ist. Insbesondere treten durch des Verf.s Untersuchungen der Charakter der Heldin und das Wesen ihrer Leiden, „der Leiden aus Leidenschaft“ klar und deutlich hervor. Es wird gezeigt, wie bis zur Peripetie die Heldin den Kampf um die Rache nach ihrem eigenen Willen führt und hiebei infolge ihrer Leidenschaftlichkeit die vielen Anstrengungen, Hoffnungen und Enttäuschungen für sie die Quelle unsäglicher Leiden werden, wie ihr aber nach der Peripetie eben diese Leidenschaft neue Leiden erzeugt, da sie dieselbe nun niederkämpfen, verheimlichen und sich dem Plane unterordnen soll, den ihr Bruder zur Ausführung des Rachewerkes ersonnen.

Wir würden uns ähnliche Untersuchungen zu anderen Sophokleischen Dramen, namentlich zur Antigone wünschen, die vielfach noch immer nicht die richtige Beurtheilung gefunden hat.

Sophokles' Antigone. Ein Beitrag zur Geschichte und Beurtheilung des antiken Dramas. Von Heinrich Welzhofer. Berlin, Seehagen 1891. kl. 8°, 60 SS.

Im ersten Theile der Abhandlung, dem allgemeinen, findet sich manches Beachtenswerte, so namentlich die Stellungnahme gegen die allzu künstliche, oft spitzfindige Theorie der neueren Dramatik, dann die Betonung des volksthümlichen Charakters des griechischen Dramas, wenn auch der Satz, dass man mit mehr Recht vom homerischen Kunstepos und vom athenischen Volksdrama sprechen könne, als vom Volksepos und vom Kunstdrama, etwas über das Ziel hinausschießt; es ist gewiss richtig, dass das griechische Drama volksthümlich war, aber warum sollte dies nicht auch das Epos gewesen sein? — Minder glücklich scheint uns der

Verf. im zweiten Theile zu verfahren. Er gibt auf Schritt und Tritt zu, dass die modernen ästhetischen Forderungen auf das antike Drama nicht anzuwenden sind, gelangt aber dabei doch zu einer streng genommen vernichtenden Kritik der Antigone des Sophokles. Lässt sich thatsächlich von unserem Standpunkte aus ein antikes Drama nicht beurtheilen, dann unterlasse man eine solche Kritik als etwas von vornherein Müßiges, das zu keinem Resultate führen kann. Glücklicherweise steht es damit nicht so arg, wie es der Verf. annimmt. Die zahlreichen Mängel, die er an dem Stücke findet, gehen weniger auf den eigenartigen Charakter des antiken Dramas, als vielmehr auf den Umstand zurück, dass der Verf. einer irrthümlichen Auffassung folgend die Antigone als Heldin des Stückes betrachtet, während doch kein Zweifel darüber bestehen kann, dass Kreon die Hauptperson des Stückes ist. Folgt man der letzteren Auffassung, dann stört uns das Fehlen der tragischen Schuld an Antigone nicht, denn sie bedarf derselben nicht. Dann ist auch die große Rede Kreons im ersten Epeisodion nicht überflüssig, denn sie charakterisiert uns den Helden des Stückes; dann wird man auch nicht leicht behaupten können, dass der Zweck des Auftretens des Hämon „nicht gut einzusehen", und das Auftreten des Tiresias im fünften Epeisodion „durch nichts motiviert" ist. Vielmehr bilden die beiden Scenen mit der vorausgehenden großen Scene zwischen Antigone und Kreon eine schöne Klimax. Zuerst hält eine einzelne Person, Antigone, dem Kreon seine Schuld vor; durch Hämon erfährt er, dass das ganze Volk, durch Tiresias schließlich, dass auch die Götter sein Thun verurtheilen. Auch die plötzliche Umwandlung Kreons ist keineswegs „schwer zu begreifen". Wer die Antigone mit etwas feinerem Gefühle zu lesen versteht, dem entgeht es nicht, dass Kreon seinen Irrthum schon längst eingesehen hat, aber seiner Stellung wegen nicht einlenken will, in dem Wahne, der Herrscher würde sich selbst etwas vergeben, wenn er eingestände, geirrt zu haben. Schon in dem Momente, da er erfährt, Antigone sei die Thäterin, erkennt er seinen Fehler; dies zeigt die Verwirrung, in die er geräth und die ihn ganz müßige Fragen an den Wächter richten lässt, so dass dieser derbe Geselle schließlich schon grob wird. Auch der ausführliche Bericht von der That, den sich Kreon erstatten lässt, soll ihm nur Zeit geben, sich ein wenig zu sammeln, denn die Überraschung war gar zu groß. Kreon, der in seiner amtlichen Stellung als Herrscher ganz aufgeht, hat in dieser seiner Beschränktheit nur Bürger und Krieger vor Augen; an die Existenz weiblicher Wesen, die ja im Staate keine Rolle spielen, hat er nie gedacht und so, als er das Verbot der Bestattung erließ, an die beiden Schwestern des Todten ganz vergessen. Nun geht ihm plötzlich ein Licht auf, ein Licht, das ihm seinen furchtbaren Irrthum erkennen lässt. Damit erklärt es sich auch, dass er in den folgenden Scenen der Sache stets aus dem Wege geht und nur ganz äußerliche Argumente vorführt, denn

er ist sich bewusst, einen verlorenen Posten zu vertheidigen. S
erscheint denn auch seine plötzliche Umwandlung, als ihm d
Seher das unmittelbar bevorstehende göttliche Strafgericht verkünde
ganz begreiflich; durch die Noth gezwungen spricht er nur d
aus, was er innerlich schon längst gefühlt.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig und C. Schaper. Zweit
Bändchen. Aeneide Buch I—VI. 11. Aufl., bearbeitet von P. De
tike. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891.

Da die zehnte von Schaper besorgte Ladewig'sche Vergi
ausgabe in dieser Zeitschrift (1886, S. 265 ff.) von E. Eichl
einer ausführlichen Besprechung unterzogen worden ist, so ka
ich mich in der folgenden Anzeige auf die Änderungen beschränke
welche der bekannte Vergilianer Paul Deutike in der vorliegend
eilften Auflage vorgenommen hat. Wiewohl der neue Herausgeb
bestrebt war, dem bewährten Buche möglichst die alte Form
wahren, so lässt es doch, besonders was den Commentar anbelang
auf jeder Seite, ja man kann fast sagen auf jeder Zeile, sei
bessernde Hand erkennen. Nicht bloß die offenbaren Versehen u
zweifelhaften Erklärungen, welche theils aus den früheren Auflag
in die Schaper'sche übergegangen, theils neu hinzugekommen ware
wurden einer genauen Revision unterzogen, beziehungsweise b
seitigt, sondern es wurden auch mit richtigem Tacte zahlreic
mehr oder weniger überflüssige Bemerkungen weggelassen und daf
durch andere, nothwendigere ersetzt, die übriggebliebenen ba
erweitert, bald verkürzt und viele neue, entsprechendere Citate u
Parallelstellen aufgenommen, die alten aber oft natürlicher geordn
Manche interessante Notiz und sinnreiche Deutung des Verf.s u
anderer Erklärer und Recensenten (u. a. auch Eichlers) ist in d
Buch aufgenommen, ja alle wichtigeren Resultate der neueren Fo
schung und Interpretation auf diesem Gebiete haben daselbst g
wissenhafte Verwertung gefunden. Insbesondere ist zu erwähne
die Nachweisung der mannigfachen Anklänge an die Aeneis bei d
alten Autoren, sowie auch speciell bei den deutschen Dichtern, fern
dass die früheren, nur ziffermäßigen Citate aus Homer jetzt rege
mäßig ganz ausgeschrieben wurden, ein Vorgang, der zumal b
einer Schulausgabe gewiss nur zu billigen ist. Statt der viele
eingestreuten Fragen bietet D. gleich die betreffenden Antworten

Und trotz der Menge des neu aufgenommenen Stoffes ist de
Umfang des Buches nicht erheblich vermehrt (nur um 15 Seiten
Dies ist aber nur dadurch möglich geworden, dass D. in den An
merkungen jede überflüssige Erörterung, jede unnütze Phrase, j
jedes nicht unbedingt nothwendige Wort weglässt. Fast alle be
Sch. sehr häufig wiederkehrenden Angaben über einzelne bei Vergi

zuerst vorkommende Vocabeln (ein Verzeichnis derselben ist ja ohnehin als Anhang dem Buche beigegeben), ob solche vor- oder nachclassisch sind, oder ob sie bei späteren Schriftstellern Aufnahme fanden, sind zumeist weggefallen; ebenso lässt D. weg die zahlreichen Bemerkungen über gewisse metrische Erscheinungen, die jedermann von selbst auffallen; so fehlt die Aufzählung der hypermetrischen und unvollständigen Verse, der Alliterationen, die D. kürzer durch besonderen Druck der Anfangsbuchstaben andeutet, u. dgl. Statt wörtlich ausgeschriebener Citate aus anderen Commentatoren bietet er nur den kurzen Inhalt derselben, statt langer Erklärungen oft nur die präcise Übersetzung der Stelle. Aber auch in stilistischer Hinsicht erscheint der Commentar überall geglättet und bis ins kleinste gefeilt; besonders wird auf Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes Gewicht gelegt. Es sei nur nebenbei bemerkt, dass z. B. im zweiten Buche nicht mehr als ein Sechstel aller Anmerkungen der 11. Auflage mit der 10. vollkommen übereinstimmt, und dass etwa ein Fünftel derselben neu hinzugekommen ist.

Der Text weist zwar gegen die frühere Auflage eine ziemlich große Anzahl von Änderungen auf (gegen 500), von denen jedoch die Mehrzahl auf Kosten der verschiedenen Interpunction (beiläufig die Hälfte) und auf Rechnung der Verschiedenheit in der Orthographie, sowie auf die Bildung von neuen Absätzen (gegen 60) zu setzen ist. Die früher zur Bezeichnung von Parenthesen angewendeten Gedankenstriche wurden zumeist durch runde Klammern ersetzt, wobei an noch zwanzig Stellen neue Parenthesen angenommen werden.

Durchwegs in Übereinstimmung mit seiner Ausgabe des Vergiltextes cum delectu variae lectionis stellt D. die Lesart der besten Codices, speciell des M, an folgenden Stellen wieder her: I 2 Lavinia ⟨Lavina⟩, 211 diripiunt ⟨deripiunt⟩; II 218 bis collo ⟨collo bis⟩, 333 oppositis ⟨oppositi⟩, 349 f. audendi — sedet ⟨audentem — sequi⟩, 503 tanta ⟨ampla⟩, 632 dea ⟨deo⟩; III 76 Mycono e celsa ⟨Mycono celsa⟩, 210 accipiunt ⟨excipiunt⟩, 340 quem tibi ⟨quae tibi⟩, 464 sectoque elephanto ⟨ac secto e.⟩, 475 Anchise ⟨Anchisa⟩; IV 288 Serestum ⟨Cloanthum⟩, 436 dederit ⟨dederis⟩, 464 piorum mit M gegen ⟨priorum⟩ in allen anderen Codices; V 350 miserari ⟨misereri⟩, 739 tristes umbrae ⟨tristesve u.⟩. An allen diesen Stellen ist wohl kein triftiger Grund vorhanden, von der besten Überlieferung abzugehen. Wohl aber hätte D. mit Sch. die von M gebotene Lesart in II 445 tecta statt tota behalten können. Tecta culmina = Dach ist gewiss nicht weniger sinngemäß als tota culm.; sie können doch nicht das ganze Dach zusammenreißen, wenn auf demselben ihr Standplatz ist, sondern wohl nur einzelne abgerissene Theile desselben werden auf die Feinde heruntergeworfen. Ebenso kann IV 94 das handschriftliche numen (D. nomen) vertheidigt werden; dafür spricht schon der Gegensatz zu femina. Desgleichen hätte D. VI 602 quos super

seiner Textausgabe (Sch.s Conjectur cui usque wird mit vollem Rechte fallen gelassen) nicht gegen das von Ribbeck übernommene quo super umtauschen sollen; letzteres bietet ja der Erklärung nicht weniger Schwierigkeiten, als das handschriftliche quos super. Und kann nicht Vergil eine andere als die uns bekannte Sage vorgelegen haben, wenn wir uns schon nicht mit der Annahme begnügen wollen, dass wir es hier mit einer unvollendeten Redaction zu thun haben? III 484 cedit honore ⟨c. honori⟩. Aus der zur Stelle gebotenen Übersetzung im Commentar geht die Nothwendigkeit einer Abweichung von M nicht hervor, zumal nach dieser Übersetzung der Sinn nur eine geringe Modification erfährt. Andererseits ist in III 558 auch gegen die Autorität von MP haec illa Charibdis ⟨hic i. Ch.⟩ zu billigen und ebenso V 814 quaeret ⟨quaeres⟩ schon wegen der Analogie an erster Stelle mit dem folgenden hoc und haec, an zweiter mit accedet. Und Venus kann sich ja doch nur für Äneas, nicht aber für Palinurus oder Misenus interessieren. Überdies würde ich auch noch III 627 mit Sch. und gegen MP: trepidi behalten (D. tepidi). Dass die Glieder noch warm sind, kann man doch nicht s e h e n; trepidi ist auch anschaulicher. Und dazu kommt noch der Gleichklang zweier sinnverwandter Wörter.

Von den eckigen Klammern befreit D. I 711, den Sch. mit Ribb. für unecht hielt, dessen Echtheit aber schon von Wagner gut vertheidigt worden ist, und ebenso III 340, aber mit Andeutung der Unfertigkeit dieses Halbverses mit einigen Punkten. Dafür verwirft er (mit Heyne) I 426, wohl mit Recht. Dagegen ist die Berechtigung der Athetese von IV 285/6 nicht evident; atque kann ja ganz gut heißen: 'und so', alternanti aber kommt gleich einem: modo hoc modo illud agenti, eines n a c h dem anderen erwägend, und muss nicht den Begriff einer Alternative enthalten; erstere Bedeutung geht aus der Grundbedeutung von alternus von selbst hervor. V. 287 fasst die beiden vorausgegangenen Verse noch einmal kurz zusammen, wie es ja bei Homer so oft der Fall ist. Auch V 59 f. möchte ich nicht mit eckigen, sondern nur mit runden Klammern versehen. Der unmittelbare Zusammenhang wird durch diese beiden Verse wohl gestört, aber dies wird in geringerem Grade oder fast gar nicht merklich, wenn man sie nur als Parenthese betrachtet. Äneas spricht nur so nebenbei sein Verlangen nach glücklicher Ankunft in Italien aus, damit man dort in noch würdigerer Weise die Todtenfeier verrichten könne. — Die Umstellung von VI 743 f. hinter 747 (mit Ribb.) beseitigt die Schwierigkeit der Stelle nicht, wiewohl ja für eine solche Anordnung der Verse manches zu sprechen scheint. Bei dieser Stellung gibt *suos* manes (seine e i g e n e n, e i g e n t h ü m l i c h e n manes) keinen rechten Sinn und ist eigentlich überflüssig, während es nach der Vulgata seine volle Geltung behält und sich an die vorausgegangenen aliae . . . aliis . . sehr gut anschließt. Dagegen spricht auch h a s

unmittelbar nach tenemus meiner Meinung nach nicht für diese Umstellung.

Von den Änderungen der Interpunction, welche Einfluss hat auf den Sinn, sind wohl nur zu billigen: I 3 litora; multum (vgl. Eichler, Z. f. ö. G. 1886, S. 268); 708 convenere; toris ... III 157/8 aequor; idem .. (nach der Analogie mit diesen beiden Stellen würde ich II 391 erwarten: fatus; deinde st. fatus deinde); III 433/4 vati, si.., 636 ingens quod.., VI 552 porta adversa ingens..; 882 rumpas!.. Nicht recht befreunden kann ich mich mit den übrigen Interpunctionsänderungen, und zwar: I 48/9 adorat, praeterea aut.. Dadurch wird die Analogie mit imponet (adorat praeterea = adorabit) aufgehoben; die Stellung von praeterea aut spricht wohl auch nicht dafür. II 136 vela darent, si forte dedissent gibt mir keinen rechten Sinn, wohl aber vela, darent si forte, d.; die Stellung von si bei letzterer Interpunction ist bei einem Dichter durchaus nicht auffällig und der Zwischensatz mehr parenthetisch zu fassen. 701/2 adsum, di patrii.. Wenn Anchises betet: servate *domum*, so ruft er wohl die di patrii, die Penaten, an, während er sich früher mehr an alle Götter im allgemeinen gewendet hatte, daher besser: adsum. di patrii, servate domum..; III 318/9 revisit, Hectoris Andromache? Der Gegensatz aber tritt nach der Schap. Interpunction: revisit? H. Andromache, besser hervor: Du arme Andr., früher Hektors Weib, bist Du jetzt wirklich des Pyrrhus Gemahlin? Ferner liegt es näher, die Worte desselben Verses, wenn sonst kein Grund für das Gegentheil spricht, auch dem Sinne nach als einander näher stehend anzunehmen. IV 75/6 paratam incipit effari ... Weder der Sinn noch sprachliche Gründe zwingen uns, von der alten Interpunction abzugehen. Das Object zu effari (nämlich hoc) ist ja auch in letzterem Falle im vorausgehenden Verse zu suchen und leicht zu finden. Dido zeigt Äneas die (für ihn) urbs parata, sie will es ihm auch heraussagen, doch bringt sie aus Scham dieses Wort nicht über ihre Lippen. Ebenso sprechen IV 572/3 fatigat praecipites: vigilate ⟨fatigat: praecipites vig...⟩ sprachliche und inhaltliche Gründe für die alte Interpunction. Praecip. vig.: rasch euch aufraffend, oder: rasch auf, seid wach! Zu 'rasender Eile' aber kann er sie doch erst antreiben, wenn sie schon wach sind. Und praecipites gehört ja ganz gut auch noch zum folgenden considite, also: praecipites (vigilate et) considite: rasch auf die Ruderbänke! VI 822 infelix, ... minores; Bei dieser Interpunction hat das folgende: vincet amor.. keinen rechten logischen Anschluss und hängt mehr in der Luft; dagegen spricht auch die starke Pause, die nach infelix angenommen werden muss, weil nur hier die Hauptcäsur sein kann. Nach der Schap. Interpunction wird nicht das Unglück des Brutus begründet, dieses ist ja nach dem ganzen selbstverständlich, sondern vielmehr, wieso er sich dazu entschließt, seinen eigenen Sohn zu tödten; unbekümmert um die Beurtheilung seiner

That bei der Nachwelt lässt er sich dabei nur von seiner Vaterlandsliebe leiten.

Durch die Einführung der neuen runden Klammern wird an den meisten Stellen die Leichtigkeit der Auffassung des Zusammenhanges gefördert; nur sollte nach der Analogie mit vielen anderen Stellen eine Klammer noch gesetzt werden I 111, IV 182, VI 117 8 (potes — Avernis). Betreffs der Interpunction, die ohne Einfluss auf den Sinn bleibt, sei erwähnt, dass D. den Beistrich vielfach dem Strichpunkt, Doppelpunkt und auch dem Rufzeichen vorzieht, welchen er gewöhnlich setzt vor der Anaphora, zwischen mehreren coordinierten Sätzen, auch vor dem Nachsatze längerer Perioden, vor cum inversum, und auch öfter vor wörtlich angeführter Rede; dagegen entfällt der Beistrich vor et, que, nec, vel, aut, vor der Apposition und dem acc. c. inf. Freilich bleibt sich D. nicht immer consequent. Ich möchte zwar nicht eine durchwegs schablonenhafte Interpunction empfehlen, sondern dieselbe nur als Mittel zur Erleichterung des Verständnisses betrachten, daher z. B. vor Participialconstructionen das Komma nicht immer streichen. Aber eine gewisse Stabilität ist auch hierin, zumal bei einer Schulausgabe, nothwendig. D. weicht aber nicht bloß von Sch.s Ausgabe vielfach ab, sondern fast ebenso oft auch von seiner eigenen Textausgabe. Damit ist freilich nicht gesagt, dass die jetzige Interpunction nicht empfehlenswerter sei, als die bei Sch. oder auch in D. Textausgabe.

Auch in der *Orthographie* weicht D. vielfach von Sch. (aber auch von seiner eigenen Textausgabe) ab, indem er dem etymologischen Principe Concessionen macht; so schreibt er exspecto, exsanguis, exsilium, exstinxsti u. dgl. Nur vermisst man hier eine consequente Schreibweise. So schreibt er inmensus, aber immotus: inmersarat, aber immiscuit: adfectare, aber affabilis, ja sogar IV 488 inmittere, dagegen V 146 immissis, oder V 429 inmiscent, aber IV 570 immixti. Freilich geschieht dies in Anlehnung an die Codd.; aber sonst weicht ja D. auch von ihnen ab, wenn er z. B. schreibt penates (Sch. -is), tales, rudentesque, iacentes (I 224), aber gleich darauf nitentis (I 228), oder pallentes (IV 26, aber pallentis IV 243). Im einzelnen schreibt D. causa ⟨caussa⟩, religiosa ⟨relligiosa⟩, reliquiae ⟨relliquiae⟩, paulisper ⟨paullisper⟩, sepulcro ⟨sepulchro⟩, euhantis, Euhadne ⟨euantis, Euadne⟩, paeana ⟨Paeana⟩, noti ⟨Noti⟩, nympharum ⟨Nympharum⟩, aber Thyas ⟨thyas⟩, eois ⟨Eois⟩ neben Euroo, hiemps (II 111), aber hiems I 122, urget ⟨urguet⟩, hei (II 274) neben heu VI 827.

Dass der *Commentar* D. auch einen wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber dem Lad.-Schaper'schen bedeutet, insoferne er gar manche unrichtige oder unsichere alte Erklärung durch eine neue richtigere oder sicherere ersetzt, wurde schon oben gesagt. Dazu sind unter vielen anderen Stellen besonders zu rechnen: II 120, 236, 442, 453, 479, 486, 567; III 470; IV 244, 298 (eadem

fama); V 54, 756; VI 507, 568. Doch sollen auch ein paar Stellen hervorgehoben werden, deren Erklärung mich nicht befriedigt. I 245. Nach der Anmerkung sollte man glauben, dass der Timavus wirklich ein „wilder Strom" sei, was ja durchaus nicht der Fall ist; auch ist von neun Schlünden jetzt keine Rede mehr. 708. Dass die Karthager schon vor den fremden Gästen bei Dido erschienen seien, ist nicht anzunehmen. Wäre das der Fall, dann wären sie gewiss gleich beim Empfange der Trojaner erwähnt worden. Wenn sie sich erst jetzt setzen, während sie schon früher da waren, so muss man annehmen, dass sie früher den Gästen die Honneurs machten; darauf deutet aber kein einziges Wort hin, obwohl dazu genug Gelegenheit wäre. Das Perfectum steht wohl nur aus metrischen Gründen. II 121. Naheliegender ist fata als Nom. zu fassen schon wegen der Analogie mit Apollon. Das Object, nämlich hoc, d. h. das in v. 118 f. Gesagte ist dazu leicht zu ergänzen. Die Bedeutung von fata parare = tödten ist auch etwas zu fernliegend. Und wenn es in ihrer eigenen Hand liegt, einen aus ihrer Mitte zu tödten, so ist die allgemeine Angst durchaus nicht so gut motiviert, wie wenn man das Verhängnis, welches ja ohne menschliches Zuthun jeden einzelnen treffen kann, als Subject fasst. Und wer soll unter den Achäern den dem Tode zu Weihenden bestimmen? 334. Dass primi adverbiell = anfangs aufzufassen sei, geht aus dem Gange der ganzen Erzählung nicht hervor; dem 'anfangs' müsste auch ein 'später' oder 'zuletzt' folgen. Auch in sprachlicher Hinsicht wird man vix primi: 'kaum anfangs' schwerlich gelten lassen wollen. Ganz natürlich ist ja doch: kaum die ersten, vornestehenden vigiles leisten Widerstand; sobald die Feinde in der Stadt sind, wagt es niemand mehr. 171. Tritonia besser abzuleiten von Triton, was dasselbe ist wie Okeanos. III 333. D.s Erklärung des Wortes reddita 'erledigt' ist womöglich noch fernliegender als die Sch.s. Jedenfalls müsste diese Bedeutung des Wortes erst nachgewiesen werden. IV 415. Wäre nicht die Übersetzung möglich: 'da sie vergeblich sterben will'? Dido hat zwar den Willen zu sterben; aber die Liebe zu Äneas lässt sie jetzt noch nicht diesen Entschluss, ihrem Leben ein Ende zu machen, ausführen; weil sie es also trotz ihres Entschlusses nicht über sich bringt, sich das Leben zu nehmen, so thut sie jetzt noch diesen letzten Schritt, um alle Mittel, den Äneas umzustimmen, angewendet zu haben. Die grammatische Erklärung wenigstens von moritura ist in diesem Falle viel leichter als nach der Übersetzung Deutikes: weil sie zwecklos stürbe. 449. lacrimae inanes beziehen sich ja auf Dido, nicht auf Äneas. Sein Sinn bleibt fest, und so sind ihre Thränen umsonst; trotz aller ihrer Thränen hat sie ihn nicht umstimmen können. Für diese Auffassung spricht auch v. 438 f. V 326. ambiguumve ist nicht neutrum, sondern masc. Gerade der Vergleich mit Il. XXIII 382 spricht für das masc.: er hätte ihn zu einem bestrittenen (Sieger)

gemacht, d. h. ihm den Sieg strittig gemacht, hier bezogen
Helymus. VI 507 nomen — servant. Wäre der Gebrauch
nomen servat locum = nomen manet, dauert fort, mindestens d
einen analogen Fall belegt, so könnte allerdings für die gegel
Erklärung der stark hervortretende Gegensatz von Name und Pe
angeführt werden. Aber locus scheint hier wirklich in der eig
lichen Bedeutung zu stehen. Äneas sagt: Ich errichtete dir
Kenotaph an einem Punkte des rhoet. Vorgebirges; dieser Ort
davon deinen Namen erhalten. Dein Name und deine Ruhr
thaten bewahren noch jetzt diesen Ort in Erinneru
Mehr konnte ich nicht thun, als dir hier ein dauerndes Monur
zu errichten; denn deinen Leichnam konnte ich nirgends fin
um ihn zu bestatten. Als Beleg für diese Auffassung könnte
232 herangezogen werden. Nomen e. a. l. servant ist eigent
parenthetisch zu nehmen, so dass te nequivi conspicere et po
terra sich dem Sinne nach unmittelbar anschließt an tumulum ina
constitui und manes vocavi. Nach der Auffassung D. bietet
das Präsens locum servant in Bezug zu nequivi c. Schwierigke

Der Anhang ist zwar äußerlich nur um zwei Seiten stä
geworden, gleichwohl enthält er eine dankenswerte Bereicher
des Materials, indem er zu fast hundert neuen Stellen literari
Angaben und Verweisungen auf die Vergilliteratur auch der neue
Zeit bietet. Dafür wird eine noch etwas größere Anzahl von Not
Ladw. und Sch.s, die ohne besonderen Wert für die literari
Orientierung waren, so insbesondere die Aufzählung der Ab
chungen von Ribbeck u. a. weggelassen. In den Anhang verw
D. auch seine eigenen Hypothesen, die Nachweisung der Mä
und Schwächen des Textes und der Interpretation, sowie s
Polemiken gegen fremde Auffassungen. Ich würde nur wünsc
dass hier auch auf die alten Vergilianer Heyne, Wagner, Forbi
deren Ansichten sich bei neueren Interpreten oft wiederfinden,
mehr Rücksicht genommen würde.

Der Druck ist correct. Im Texte sind folgende sinnstöre
Versehen richtigzustellen: III 21 regni lies regi, V 724 tu
dum, 495 nach clarissime fehlt ein Beistrich; im Comment. z
471 terris l. terra, I 10 praecipito l. praecipio.

Die schöne Ausgabe verdient alle Anerkennung.

Étude sur l'episode d'Aristée dans les Géorgiques de Virgile
André Oltramare. Genève & Bâle 1892.

In dieser verhältnismäßig sehr umfangreichen Untersuch
unternimmt es Oltramare, den Beweis zu führen, dass die Arist
Episode im IV. Buche der Georgica Vergils, weil sie nur
begreiflich ist, wenn sie im innigsten Zusammenhange mit
übrigen Dichtung steht, allegorisch erklärt werden müsse.
Resultate seiner auf sechs Capitel sich vertheilenden Erörteru

sind in Kürze folgende: 1. Es ist sicher (mis hors de doute, S. 125), dass die Calamität, von welcher die Bienen des Aristäus betroffen wurden, die Verwüstung Italiens nach den Bürgerkriegen bedeute. Deshalb schrieb auch Vergil die Georgica, um die Römer zum Ackerbau, zur Viehzucht usw. anzuspornen. 2. Augustus ist der Erlöser von diesen Drangsalen; dieser ist der Aristäus (den der Verf. mit Apollon ἀκέσιος, σωτήρ identificiert) der Verg. Episode. Er ist nicht bloß der Begründer der materiellen Wohlfahrt der Römer, sondern er gründete auch zahlreiche neue Colonien, bevölkerte wieder die alten Städte usw. Die Bürger, deren Zahl er zu heben suchte, sind die Bienen der Arist.-Episode. 3. Cyrene, die Mutter des Aristäus, bezeichnet die Mutter des Augustus Atia (darüber s. S. 99 f.). 4. Proteus bedeutet die wandelbaren Triebe, welche die Masse bewegen, aber auch die Wandlungen der öffentlichen Meinung. 5. Orpheus ist der Typus jener weichen und mystischen Menschen, welche bei den Conflicten der Ehrgeizigen zu leiden haben (qui souffrent au milieu du conflit des ambitions déchaînées). 6. Eurydice bezeichnet das unglückliche Vaterland, das unschuldige Opfer der Bürgerkriege.

Um zu diesen Ergebnissen zu gelangen, unterzieht O. alle in der Episode auftretenden Personen, Thiere, Elemente, Zahlen einer weitläufigen Erörterung, bei welcher er auf alles mögliche, durchaus nicht zur Sache gehörige (was haben z. B. die sieben Todsünden und die sieben Schmerzen Mariä, oder das Dies irae dies illa u. v. d. m. mit der Frage zu thun?) zu sprechen kommt, und verliert sich vielfach in abstruse, mythisch-mystische Deutungen und Deductionen, um endlich zur symbolischen Deutung der handelnden Personen der Episode zu kommen. Freilich sind seine Resultate nicht auf Grund exacter Beweise gewonnen, sondern großentheils nur durch Fehlschlüsse, wofern seine Behauptungen nicht bloße Gebilde der Phantasie sind. Besonders da, wo im Buche über mythologische Fragen gesprochen wird, kann man den oft sehr gewagten und ohneweiters abzuweisenden Anschauungen und Erklärungen des Verf.s durchaus nicht folgen. Manche Bemerkung ist wohl geistreich und originell, aber der Beweis, welchen O. führen will, erscheint mir nichts weniger als erbracht. Die Annahme, dass die Aristäus-Episode mit der übrigen Dichtung nur in losem Zusammenhange steht, ist immer noch annehmbarer und näherliegend, als solche mystische Deutungen, zumal auch diese die vom Verf. aufgeworfenen Schwierigkeiten, die sich angeblich an diese Episode — wenn sie nämlich nicht allegorisch aufgefasst wird — knüpfen, nicht zu beheben imstande sind.

Iglau. Dr. A. Primožič.

Q. Horati Flacci opera. Scholarum in usum ediderunt O. Kell
et J. Haüssner. Editio altera emendata. Vindobonae et Prag
F. Tempsky MDCCCLXXXXII. XXVIII u. 252 SS. Text mit 70
Index und zwei Karten.

Die zweite Ausgabe des Keller'schen kleinen Horaz ist
treffliches Schulbuch. Sie enthält einen durchaus conservati
Text, über den die Herausgeber in der Vorrede eingehenden Beri
erstatten, und diesen Text fast fehlerfrei. Satzirrthümer wie frat
S. 28 statt fratrum sind ganz vereinzelt. Zum Verständnis
Textes dienen noch allerlei Beigaben. Die Suetonische uita Hor
wird dankbar angenommen, nicht minder die von S. XX—XXV
zusammengestellten Anklänge an griechische Dichter. Hier möch
wir den Hrn. Verff. die Frage vorlegen, ob diese Citate nicht
entsprechenden Orte als Fußnoten besser angebracht gewesen wär
in der gegenwärtigen Anordnung verfehlen sie wohl ihren Zwe
Zwei Karten und ein Kärtchen S. 309 dienen zur Darstellung der
Horaz vorkommenden geographischen Örtlichkeiten. Auch sie si
willkommen. Unsere Bedenken richten sich erstens gegen den vora
gehenden conspectus metrorum S. IX—XX und gegen den siebz
seitigen Index. In jenem metrischen Tractate nämlich führen
Hrn. Verff. die griechischen metrischen Schemata mit *μακρὰ τρίσημ*
und *τετράσημος* consequent durch. Das ist für die Schule viellei
einseitig praktisch, weil es mit der Sophokleslectüre Hand in Ha
geht, aber wissenschaftlich einfach ein Anachronismus. Horaz
die griechischen Metra ebenso äußerlich nachgedichtet, wie e
Klopstock die seinigen oder Platen die Pindarischen, und alles
in Überlängen hier gedruckt erscheint, hätte er selbst kaum v
standen. Ebenso ist es — wenn man selbst die Berechtigung
Überlängen zugeben will — völlig unrichtig mit den Hrn. Ve
alle Schlussilben als *τρίσημος* oder *τετράσημος* zu verzeichn
wie z. B. im trochäischen Dimeter

– ᴗ – ᴗ – ᴗ – statt – ᴗ – ᴗ – ᴗ ⏓

oder im kleineren Archilochius, wo zu dem Beispiel

puluis et umbra sumus

das Schema steht – ᴗ ᴗ – ᴗ ᴗ –; richtig aber steh
sollte – ᴗ ᴗ – ᴗ ᴗ ⏓.

Was mich aber noch mehr wundert ist, dass bei Gelegenheit d
Strophenformen auch kein Wort über das Strophenbildungsgese
hinzugefügt ist. Erst das Gesetz belebt diese todten Formeln!

Zu Nutz und Frommen aller derer, die darüber nicht beleh
sind, erlaube ich mir in Kürze dies Gesetz so zu formulieren. D
weitverbreitete Dreitheilung, die im Griechischen als *στροφ*
ἀντιστροφή und *ἐπῳδός*, im Meistersang unter dem Namen Stoll
und Abgesang zunächst bekannt ist, beherrscht alle diese kleiner
Strophenbildungen genau so, wie sie unsere einfachen Liedstroph
(wenigstens musikalisch) beherrscht. Am deutlichsten zeigt di
die alcäische Strophe, in der den beiden gleichlautenden Stolle

(α β) ⏑ – ⏑ – ⏑ || – ⏑ ⏑ – ⏑ –

ein Abgesang folgt, der wieder aus den Elementen dieser Stollen durch künstliche ἐπιπλοκή (sozusagen) hergestellt ist; denn

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

deckt sich mit der doppelten Nachcäsurhälfte, während

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

die Doppelelemente der Vorcäsurhälfte enthält. So erst wird das melodische Bild, die Eurythmie dieser Strophe klar.

Mein zweites Bedenken geht gegen den siebzigseitigen Index. Er ist sehr sorgfältig gearbeitet und splendid gedruckt, wie Freytag überhaupt drucken lässt; aber — er erfüllt für die Schule gar keinen Zweck, als dass er das Buch um volle vier Bogen theuerer macht. Die Hrn. Verff. mögen es mir als einem praktischen Schulmann glauben, dass zwar sie selbst sehr gut mit Indices umzugehen wissen, dass aber unsere Schüler lieber alles nachschlagen als siebzigseitige Indices. Da steht z. B. genau verzeichnet (S. 289), wie oft Jupiter bei Horaz steht (sieben Zeilen Zahlen!) über Maecenas stehen 18 Zeilen zu lesen, s. u. Musa neun Zeilen, die für den Schüler ('in usum scholarum' steht auf dem Titelblatt) gar nichts bedeuten. Hier ist die Achillesferse dieser sonst alles Lobes würdigen Ausgabe. Die Hrn. Verff. sollten sich entschließen, diesen allzu üppigen Index ordentlich zusammenzuschneiden, ihn zweispaltig drucken zu lassen, um die vielen Spatien zu vermeiden, dann wäre das Buch um drei Bogen erleichtert und verbilligt, ohne an Wert zu verlieren.

Wien. J. M. Stowasser.

K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. Neu herausgegeben von H. Blümner und W. Dittenberger. II. Band, 2. Abtheilung. Die griechischen Kriegsalterthümer. Bearbeitet von Dr. Hans Droysen. Freiburg i. B. 1889. 8°, 224 SS.

Nach dem Buche von Rüstow und Köchly „Geschichte des griechischen Kriegswesens von der ältesten Zeit bis auf Pyrrhus“ 1852, welches jene Details, die nur den Philologen, nicht auch den militärischen Fachmann interessieren, mit souveräner Verachtung übergeht, und nach der knappen Zusammenstellung der wichtigsten Daten des griechischen Kriegswesens durch A. Bauer in Iw. Müllers Handbuch 1887 war eine neuerliche Bearbeitung desselben Gegenstandes keineswegs ein nutzloses Unternehmen, weil in jenen beiden Büchern so manches fehlt, was in einer vollständigen Darstellung dieses Gebietes seinen Platz finden muss. Es war daher ein verzeihlicher Irrthum, wenn wir in dem 1889 erschienenen Werke „Heerwesen und Kriegführung der Griechen“ von H. Droysen, dessen Verfasser sich schon 1885 durch seine Untersuchungen über Alexanders des

Großen Heerwesen und Kriegführung bekannt gemacht hatte, al
zu finden hofften, was man in jenen Büchern vergebens suc
Allerdings mag der Mangel vielleicht theilweise in dem Progra
des Unternehmens begründet sein; und überdies behält das B
auch so wissenschaftlichen Wert, indem es durchaus auf der H
der Forschung steht.

Der Stoff ist in 6 Bücher und 13 Capitel mit 32 Paragrap
folgendermaßen gegliedert: I (1—3) Waffen, Truppenarten, E
mentartaktik; II (4—5) Heerwesen und Kriegführung bis auf P
lipp von Makedonien, 4 Die Organisation der Heere (Athen, Spa
die Söldnerheere), 5 Der Krieg (Märsche und Lager, die Schlac
III (6—7) Heerwesen und Kriegführung der makedonischen Z
6 König Philipp und Alexander der Große, 7 Die nachalexan
nische Zeit (die Diadochen und Epigonen, König Pyrrhos' Kri
in Italien); IV Heerwesen und Kriegführung der hellenistisc
Zeit; V (9—10) Der Festungskrieg, Geschütze, Angriff und V
theidigung befestigter Plätze; VI (11—13) Die Kriegsmarine
der Seekrieg. Den Schluss bilden ein deutsches Namen- und Sa
register und ein griechisches Sachregister.

Diese beiden Register, um gleich hiemit zu beginnen, s
weder ganz vollständig, noch ganz zuverlässig, und dies ist
so mehr zu bedauern, weil die Anlage des Buches zu wenig ü
sichtlich ist, als dass man sich ohne Mühe in jedem einzel
Falle zurechtfinden könnte. Wer beispielsweise ein Bild vom sp
tanischen Cavalleriewesen gewinnen will, muss zuerst im §
Reiterei, dann im §. 7 Elementartaktik der Reiter
endlich auch noch im §. 9 Sparta nachlesen. Eine solche Z
splitterung des Zusammengehörigen bringt es auch mit sich, d
sich der Verf. mitunter wiederholen muss. Ein weiterer Übelst
ist es, dass die Anmerkungen zum großen Theile mit Notizen üb
laden sind, die in den Text gehören.

Das Hauptgebrechen des Buches aber scheint mir das o
angedeutete zu sein, dass vieles fehlt, was in eine erschöpfe
Darstellung des griechischen Kriegswesens aufgenommen sein sol
Im allgemeinen vermisse ich zunächst eine durchgängige Ausb
tung und Hervorhebung der griechischen Theorien im Militärf
wie uns solche im Xenophontischen Corpus, in der Schrift
Aineias und sonst erhalten sind. Höchst stiefväterlich geht fe
Droysen mit dem heroischen Zeitalter um: gelegentlich ein flü
tiger Seitenblick auf homerische Kampfweise, ein paar Verweisun
auf andere Schriften, in denen man sich genauer über die
Gegenstand unterrichten kann, das ist alles.

Im Folgenden will ich nun, abgesehen von einigen Beri
tigungen, eine bunte Lese von Nachträgen bringen, die natür
keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Auf S. 19 bezwei
D., dass der griechische Bogen wirklich so klein gewesen sei,
die Abbildungen ihn zeigen. Jedoch die angeführten Analog

dürfen unsern Glauben an die Zeugnisse der Vasenbilder nicht erschüttern. Es lässt sich kein Grund ausfindig machen, warum hierin die Maler gerade in vielen der sorgfältigsten Zeichnungen von der Wirklichkeit abgewichen sein sollen. Für das Aufziehen der Sehne auf den Bogen (S. 19[2]) wäre als vielleicht bekanntestes Beispiel die unteritalische Vase des Neapler Museums mit dem Hahnenschießen zu nennen gewesen. Das unmittelbar vorangehende Citat muss berichtigt werden zu Xen. Anab. IV 2, 28. Die Sitte, den Bogen an den Köcher zu binden, lässt sich durch eine lange Reihe von Vasenbildern belegen. D. citiert für diese Sitte (S. 20[3]) einfach Michaelis (Jahrbuch I 36), dessen Behauptung In späterer Zeit scheint diese Art, den Bogen am Köcher zu befestigen, ganz abgekommen zu sein durch den Zusatz ergänzt werden sollte, dass in späterer Zeit Darstellungen von Bogenschützen überhaupt zu den Seltenheiten gehören. Zu erwähnen waren S. 20 die beiden Arten, den Bogen zu spannen, worüber Eustathios zu Δ 118 sagt: *ἰστέον δὲ ὅτι ἀρχαϊκὸν τὸ τὴν νευρὰν πελάζειν τῷ μαζῷ — τὸ δὲ μέχρι καὶ εἰς τὸ δεξιὸν οὖς αὐτὴν ἐντανύειν νεώτερον.*

Charakteristisch für die mangelhafte Schulung der athenischen Reiter (S. 29) ist die Bemerkung (Xen. Hipp. I 3), dass die ungehorsamen Pferde dem Feinde nützen. In der Anmerkung 2 der Seite 29 soll es wohl heißen Die Beschreibung des thessalischen Pferdes . . steht bei Xen. . . . Schnelle Gangarten (S. 32) scheinen überhaupt wenig in Gebrauch gewesen zu sein (Xen. Hipp. III 8 und 13), was ja auch noch von den heutigen Griechen gilt. Nicht bloß Xenophon räth die Theilung der Rotte in zwei Halbrotten (S. 49), sondern bevor noch Xenophon das Licht der Welt erblickt hatte, prangte schon auf dem Cellafries des Parthenon die herrliche Cavalcade, in der sich mehrere Gruppen von sechs Reitern abheben, von denen sicherlich der erste als Anführer, die fünf übrigen als die Mannschaft einer *πεμπὰς* im eigentlichen Sinne des Wortes zu deuten sind. In der Elementartaktik der Reiterei war ferner (S. 52) zu erwähnen, dass Xenophon Hipp. III 3 empfiehlt, den Speer zwischen die Ohren des Pferdes zu halten. Der Satz In der Nähe des Feindes wurde phylenweise abgesessen und zufuß marschiert (S. 53) ist der Gefahr einer falschen Auffassung ausgesetzt; es hätte deshalb wenigstens das Citat aus dem Hipparchikos vollständig wiedergegeben werden sollen. Neben der *παράγγελσις* (S. 54), wofür auch der Ausdruck *παρεγγυᾶν* vorkommt (Xen. anab. IV 1, 16 f.), verdient der *κῆρυξ* ein Wort (Xen. anab. IV, 1, 12 f., Hipp. IV 9), an letzter Stelle auch die *προγραφή*. Die *σάλπιγξ* (S. 54) diente unter Umständen auch als Verständigungsmittel (Xen. anab. IV 2, 1).

Wenn auch die Ephebie der späteren Zeit, aus der uns so zahlreiche Epheben-Inschriften erhalten sind, den ursprünglichen,

rein militärischen Charakter eingebüßt hat, so darf man doch w
die militärischen Elemente in ihr als Fortbildung früherer Verhä
nisse betrachten, und von diesem Gesichtspunkte aus wäre es vi
leicht angezeigt gewesen, dieselben kurz zu besprechen. Über
Bogenschützen der Athener finden sich And. III 5 und 7 Angab
welche D. (S. 62) nicht verwertet hat. Für die jährlichen Vorst
lungen der athenischen Reiterei vor dem Rathe (S. 64) war
Xen. Hipp. III zu verweisen. In Verbindung damit waren auch
ἀνθιππασίαι anzuführen (Xen. Hipp. I 20, V 4). Neben d
Strategen (S. 64) vermisse ich die Nennung des ὑποστράτηγ
der in mehreren Beamtenlisten Athens vorkommt [1]).

Auf S. 81[2] lesen wir τῶν γυμνήτων ταξίαρχ
(Anab. IV 1, 28) sind vielleicht Unterführer der P
tasten; der allgemeine Ausdruck ταξίαρχοι ist vi
leicht gewählt, weil es bei den Peltasten feste Abth
lungen wie Lochen, Enomotien nicht gab. Jedoch zw
Paragraphe vorher werden dieselben Abtheilungs-Commandant
welche hier ταξίαρχοι heißen, λοχαγοί πελτασταί genannt. Ei
lehrreiche Episode, welche in dem Capitel über die Söldnerhe
nicht fehlen sollte, ist die Geschichte, welche Xen. anab. IV
26 ff. und IV 2 erzählt wird: zu einer schwierigeren und gefäh
lichen Unternehmung, auf welche schließlich ein 2000 Ma
starkes Detachement abgeht, wird die erforderliche Mannsch
nicht kurzweg commandiert, sondern man beruft die Lochagen,
sie zu fragen, ob wohl einer unter ihnen Lust dazu habe, sich
dieser Expedition Ruhm zu holen.

In §. 11 Märsche und Lager ist vor allem nachzutrag
dass beim Marsch durch Feindesland das Heer in zwei Corps g
theilt war, das Gros der Armee und die ὀπισθοφύλακες ὁπλῖτ
(Xen. anab. IV 1, 6), welche nur, wenn von rückwärts Gefa
drohte, Leichtbewaffnete aufnahmen. Die Anführer beider Abth
lungen haben im Rahmen der vereinbarten Tagesaufgabe völ
selbständiges, von einander unabhängiges Commando; vgl. namen
lich Xen. anab. IV 1, 17, wornach Cheirisophos gegen die Anor
nung Xenophons nach eigenem Ermessen vorgeht. Beachtensw
ist es, dass Xenophon (anab. IV 2, 9) als Führer der Nachhut d
Lastthiere in die Mitte seines Corps nimmt. Sollte auf dem Marsc
ein Angriff erfolgen, so marschierte man in Schlachtordnung (συ
τεταγμένοι). Eine anerkennenswerte Marschleistung war es, da
die Zehntausend im Lande der Karduchen erst nach sieben Marsc
tagen, in welche eine fortlaufende Reihe beschwerlicher Kämpfe fi
einen Rasttag hielten (Xen. anab. IV 3, 2). Von größter Wichti
keit war im Auslande das Führerwesen. Xenophon musste dab
im Interesse seiner Sache mit größter Energie auftreten. In k

[1]) Wo D. sonst das Wort ὑποστράτηγος gebraucht, pflegt er es
oxytonieren.

tischer Lage wird ein Eingeborner, der keine Auskunft ertheilen will, auf der Stelle erschlagen (Xen. anab. IV 1, 23). Von allgemeinster Bedeutung aber für den Krieg ist das Kundschafterwesen (*κατάσκοποι*). Xenophon empfiehlt, schon im Frieden für hiezu geeignete Leute zu sorgen. An einer anderen Stelle (Hipp. IV 10) gibt er den Rath, die *σκοπιαί* und *φυλακαί* so aufzustellen, dass sie der Aufmerksamkeit des Gegners entgehen. Hinsichtlich der Verfolgung des Feindes (S. 93) ist die Stelle Xen. anab. IV 2, 11 interessant: *καταλιπόντες ἄφοδον τοῖς πολεμίοις εἰ βούλοιντο φεύγειν.* Allerdings dürfte dieser Vorgang in den einheimischen Kriegen Griechenlands nicht leicht Nachahmung gefunden haben. Aber die Leistungen der Zehntausend in Asien, über welche wir eine so genaue und autoritative Schilderung besitzen, wie über wenige andere Kriege, und welche recht augenfällig zeigen, wie griechische Soldaten sich außerhalb ihrer engeren Heimat bewährten, nehmen hiedurch eine so hervorragende Stelle in der Geschichte des griechischen Kriegswesens ein, dass sie in einer Darstellung desselben auf das allereingehendste zu berücksichtigen sind. Übergangen sind S. 97 die strategischen Principien Xenophons. Er legte Gewicht auf Täuschung des Feindes und numerische Überlegenheit; vgl. Hipp. IV 17 *ἀεὶ τῷ ἰσχυροτέρῳ τὸ ἀσθενέστερον θηρᾶν (χρή)* und V 9 *ὄντως οὐδὲν κερδαλεώτερον ἐν πολέμῳ ἀπάτης.* Im Zusammenhange der S. 101 ff. hätte auf die Todtenlisten, deren mehrere inschriftlich erhalten sind, hingewiesen werden sollen; auch von den militärischen Stammrollen finde ich nirgends eine Erwähnung. Bemerkenswert ist es, wie sehr man um die Bergung und feierliche Bestattung der Gefallenen bemüht war (Xen. anab. IV 2, 18 und 23). Das beredteste Beispiel hiefür bleibt die Schlacht bei den Arginusen und ihre Consequenzen. Über Waffenstillstand und Friedensschluss ist gar nichts gesagt.

In der militärischen Beschreibung des Ptolemaierreiches (S. 162) hätten die *σωματοφύλακες* mit dem *ἀρχισωματοφύλαξ* an der Spitze erwähnt werden sollen, schon weil der Vergleich mit den *σωματοφύλακες* unter Philipp und Alexander interessant ist. Das für die Belagerung wichtige Capitel des Polybios IX 41 ist S. 229 in einer Anmerkung analysiert; jedoch fehlt im Text die unter den Strich verweisende Ziffer. In dem Abschnitt über die Vertheidigung fester Plätze muss der *φρούραρχος* genannt werden, der sich literarisch und inschriftlich seit den frühesten Zeiten belegen lässt. Ebenda fehlen neben den *συνθήματα* (S. 264[2]) die *συσσήματα*, über deren Bedeutung sich Aineias im vierten Caput verbreitet. Die von Andokides III 7 erwähnten 100 Trieren, welche nach 445 gebaut worden waren (S. 275[3]), sollten laut Volksbeschlusses *ἐξαίρετοι* sein. In derselben Stelle weist Andokides auf den Bau von Schiffshäusern hin, was D. übersehen zu haben scheint. Wünschenswert wäre das Citat einer für den Seekrieg interessanten In-

schrift aus Rhodos CIG. 2525: *Τιμοκράτη — στρατευσάμεν*
έν τε ταῖς ἀφράκτοις καὶ ταῖς καταφράκτοις ναυσὶ κα
πόλεμον μετὰ ναυάρχων — μετὰ τριηράρχων — Διὶ Σωτῆ

Meine Ansicht geht also, wie aus den vorausgegange
Erörterungen erhellt, dahin, dass für eine wissenschaftliche D
stellung des griechischen Kriegswesens die sorgfältigste und det
lierteste Materialsammlung aus allen in Betracht kommenden Schr
stellern, den Inschriften und theilweise auch den bildlichen De
mälern die Grundlage bilden muss. Selbst die kleinsten, unsche
barsten Züge müssen in den Zusammenhang des Ganzen eingefü
werden, um das Bild lebendig und farbenvoll zu gestalten. Be
römischen Kriegswesen, wo je später je mehr alles scharf b
stimmt und durch feste Vorschriften geregelt ist, muss sich
Darstellung darauf beschränken, den großen, continuierlichen E
wicklungsgang klarzulegen, und alles, was nicht hineingehö
Specialarbeiten überlassen. Bei den Griechen dagegen, wo ei
Militärmacht die andere vom Schauplatze verdrängt, ein Syst
das andere abgelöst hat, ohne dass auch nur eines zu voller E
wicklung gelangen konnte, wo endlich die Individualität niem
so ganz gegenüber der kategorischen Strenge objectiver Satzung
zurückgetreten ist, scheint es mir geboten, alles, was die Üb
lieferung uns aufbewahrt hat, zusammenzutragen, weil bei d
hier nothwendigen Kleinmalerei selbst die feinste Nuancierung we
voll ist.

Das Kriegswesen Cäsars. Von Dr. Franz Fröhlich. Zürich 18
8°, 278 SS. Preis 4 Mk. 60 Pf.

Diese Darstellung des Kriegswesens Cäsars war, als sie i
Vorjahre in Buchform erschien, für jene, welche die Cäsarliterat
verfolgen, nichts Neues mehr. Schon vorher war sie heftweise na
und nach ausgegeben worden, und diese successive Entstehung ve
leugnet jetzt das Buch nicht: jede der drei Abtheilungen hat i
eigenes Titelblatt und ihr eigenes Inhaltsverzeichnis. Bevor die
Arbeit erschien, war man für militärische Details in den Kriegs
beschreibungen Cäsars immer noch auf das unstreitig vortreffliche
aber doch schon veraltete und zu frei mit Hypothesen operierend
Buch Rüstows Heerwesen und Kriegführung C. Juli
Cäsars angewiesen; jetzt ist es entbehrlich geworden. Wie durch
greifend aber ein grundlegendes Buch, wie das letztgenannte, au
die nachfolgenden Arbeiten einschlägigen Inhalts einwirkt, ersieh
man bei Fröhlich, der trotz gelegentlicher Polemik gegen Rüsto
doch sichtlich von ihm abhängt und sogar manche seiner Wen-
dungen beibehalten hat, wie den meines Erachtens unpassende
Vergleich der lebendigen Ansprachen der römischen Feldherren a
ihre Truppen mit den modernen Tagesbefehlen (Rüstow 129, Fröh-
lich 189).

Völlig umgeändert hat F. die Disposition Rüstows. Dieser hatte als militärischer Fachmann der Behandlung der Taktik und Strategik, wo er, wenig gebunden durch positive Nachrichten, seiner militärischen Phantasie die Zügel schießen lassen konnte, einen fast fünfmal größeren Platz eingeräumt, als der Heeresorganisation. Dieses Missverhältnis hob F. auf; jedoch vermag mich auch seine Gliederung des Stoffes nicht zu befriedigen. Er stellt drei Theile auf: I. Schaffung und Gestaltung der Kriegsmittel, II. Ausbildung und Erhaltung der Kriegsmittel, III. Gebrauch und Führung der Kriegsmittel. Diese Eintheilung ist sprachlich zu abstract, logisch zu wenig scharf; der zweite Abschnitt greift vielfach in den ersten, zum Theil auch in den dritten über. Dieser Fehler könnte bei der Unmöglichkeit, einen lebendig pulsierenden Stoff anatomisch in einzelne, einander streng ausschließende Theile zu zerlegen, belanglos erscheinen, wenn hier nicht organisch Zusammengehörendes auseinandergerissen würde. Die Aushebung und die Ergänzung der Truppen sind in weit getrennten Abschnitten besprochen [1]). Wer sich über das Pilum informieren will, muss zuerst auf S. 62 ff., dann auf S. 121 f. nachlesen. In solchen Fällen wird sich der Mangel eines alphabetischen Registers, das Handbüchern niemals fehlen sollte, recht fühlbar machen. Die einzige naturgemäße Gliederung des Stoffes scheint mir die Zweitheilung in Heeresorganisation und Taktik zu sein. Die Taktik, in der insbesondere das Lager, der Marsch und das Gefecht zur Sprache kommen, deckt sich im wesentlichen mit Fröhlichs drittem Abschnitte; die Heeresorganisation umfasst alles, was im ersten, und manches, was im zweiten Abschnitte steht.

Was der zweite Abschnitt sonst enthält, kann größtentheils ohne Schaden für das Buch wegfallen. Es sind Einzelbemerkungen Cäsars, welche der Verf. zwar geistreich in Zusammenhang zu bringen verstanden hat und in fließender Sprache vorträgt, so dass man die Partien mit Vergnügen liest, die aber zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Kriegswesens Cäsars so gut wie nichts beitragen. Diese Überladung des Buches ist die Schattenseite eines seiner vielen Vorzüge: der Verf. hat mit gewissenhafter Sorgfalt die Schriften Cäsars und seiner Fortsetzer für die Zwecke des Buches ausgezogen, wie die massenhaften Citate zur Genüge bezeugen; aber in dem Bestreben, ja nichts Bedeutendes zu übersehen, hat er des Guten zu viel gethan, indem er fast jeden Satz jenes Corpus in seinem Buche irgendwo verwerten wollte. Doch man darf nicht zu strenge mit einem kleinen Fehler rechten, der in so liebenswürdigem Gewande auftritt. Wenn also das Buch hie

[1]) Auch der Recensent in der Berliner philologischen Wochenschrift 1890 Rud. Menge, dem damals nur das erste Heft vorlag, vermisste in dem Abschnitt über die Stärke der Legionen bestimmte Angaben über den Ersatz des Abganges.

und da an einem Zuviel leidet, so muss ich demgegenüber eigens betonen, dass das nicht auf Kosten anderer Partien des Stoffes geschehen ist, welche übergangen oder vernachlässigt worden wären: man wird in dem Buche nichts vergeblich suchen.

Von den Citaten sind die wichtigeren ausgeschrieben, was der Brauchbarkeit des Buches sehr zugute kommt. Dort wo ein Vergleich mit älteren Zeiten wünschenswert schien, ist in Kürze ein historischer Überblick entworfen. Am Schlusse stellt F. einen Cäsar-Atlas in Aussicht; wir erwarten, dass mit sachverständigem Urtheil die besten Vorbilder für den Nachdruck gewählt werden und ein präcises Reproductionsverfahren zur Anwendung komme.

Die eingehende Sorgfalt der Arbeit hat sich dem Verf. durch eine Reihe neuer Ergebnisse gelohnt. Besonders glücklich scheint mir der Nachweis (S. 155—161), dass die Aufstellung der Cohorten mit cohortenbreiten Intervallen, welche den Feind zur Zersprengung der römischen Schlachtlinie förmlich eingeladen hätten, ein Unding sei. Der Verf. führt den Beweis negativ und positiv. Ich trage ein Moment nach, welches vielleicht geeignet ist, die Behauptung Fröhlichs zu bestärken. Nach der gewöhnlichen Annahme (vgl. Marquardt-Domaszewski, Handbuch 435 f.) geht die Cohortentaktik auf Marius zurück, welcher im Cimbernkriege, um dem immer entscheidenden ersten Anprall der Gegner ein Gegengewicht zu schaffen, die Legion in einer Linie aufstellte. Eine Bildung großer Intervalle hätte mithin der Intention dieser Umgestaltung geradezu widersprochen. Nichtsdestoweniger halte ich es für unerlässlich, anzunehmen, dass die einzelnen Truppenkörper immer in gewissen, wenn auch nur kleineren Abständen von einander aufgestellt waren. — Überzeugend ist auch die Beschreibung des Cäsar'schen Lagers: wenn es sich auch im allgemeinen mehr dem hyginischen Lager näherte, so hatte es doch von dem polybianischen die quadratische Form und die Verlegung des Prätoriums gegen die porta decumana zu bewahrt.

Hingegen kann ich den Vergleich der Centurionen mit unseren Feldwebeln (S. 17) nicht vollinhaltlich billigen. Wenn auch eine Ähnlichkeit darin liegt, dass beide aus der Mannschaft hervorgehen und ihrem Verbande dauernd angehören, so hatte doch die militärische Befugnis und die sociale Stellung eines Centurionen viel eher Ähnlichkeit mit der eines Hauptmanns. Beide Vergleiche hinken; muss denn aber um jeden Preis verglichen werden? — Es geht auf eine schiefe Vorstellung zurück, wenn die den einzelnen Legionen zugetheilten Cavallerie-Abtheilungen mit Schambach als Legionsreiterei bezeichnet werden (S. 38). Dieser Ausdruck ist für die ältere Zeit angemessen, wo jede Legion eine bestimmte Anzahl berittener Legionäre umfasste, aber nicht für Cäsars Auxiliarreiter; erst später tauchten wieder equites legionis auf. — F. behauptet S. 52, dass es in den römischen Heeren mit Ausnahme der ältesten Zeit niemals eigene Handwerker gegeben habe. Jedoch

wenn auch weder Cäsar, noch Livius, noch Polybius für die späteren Zeiten der Republik ausdrücklich fabri bezeugen, so scheint mir doch die Fülle technischer Arbeit, die allein die Waffen und Geschütze erforderten, die Möglichkeit auszuschließen, dass alle handwerksmäßigen Arbeiten den Legionssoldaten aufgebürdet gewesen seien.

Auf Missverständnis beruht die Polemik Fröhlichs gegen Rüstow hinsichtlich der Länge eines Tagemarsches. Am leichtesten kann sich jedermann sein Urtheil hierüber bilden, wenn ich die beiderseitigen Stellen ausschreibe. F. sagt S. 206 f.: *Rüstow sieht in den 20 römischen Meilen (ca. 30 km), welche bei Marschübungen zurückgelegt wurden, das Normalmaß des römischen Tagemarsches und identificiert einen solchen Marsch mit dem „iustum iter“ . . . . . Auf keinen Fall bezeichnet also der Terminus „iustum iter“ einen Marsch von 30 km, sondern nur einen nicht über das Maß der heutzutage üblichen gewöhnlichen Märsche von 25 km (d. h. etwas mehr als fünf Wegstunden) hinausgehenden.* Die Stelle, auf welche F. sich bezieht, (Rüstow 92 f.) lautet: *Vegetius sagt, die Rekruten seien zu üben, dass sie in 5 Sommerstunden im gewöhnlichen Schritt 40.000 Schritte . . . zurücklegen. Diese Leistungen sind möglich; 5 römische Sommerstunden sind gleich $6^2/_3$ Stunden nach unserer Zeitrechnung . . . . Man hat nicht mit Unrecht geschlossen, dass in diesen von Vegetius gegebenen Maßen und namentlich in dem ersteren das Normalmaß des römischen Tagemarsches enthalten sei. Ich glaube dies auch. Wenn man aber bisher dasselbe in der angeführten Wegstrecke finden wollte, so bin ich anderer Meinung und finde es vielmehr in der angegebenen Zeit. Die Zeit von ungefähr 7 Stunden unserer Rechnung konnte man einhalten. . . . Den Marsch aber, den man . . . in der Zeit von ungefähr 7 Stunden zurücklegte, konnte man ganz wohl einen normalen, iustum iter nennen; durchschnittlich wird derselbe nicht höher als auf 30.000 Schritte oder 5 Stunden Weges anzuschlagen sein.* — Irrthümlich ist die Auffassung Fröhlichs, dass der agger nicht gegen die Mauerhöhe geführt worden sei, sondern immer nur gegen den unteren Mauerrand, um dort den Sturmbock wirken zu lassen (S. 247). Wie ist dann die Stelle Liv. XLIII 19 *Perseus circumvallato oppido aggerem a parte superiore ducere instituit, cuius altitudine muros superaret* zu erklären? Dass unter Umständen auch Dämme mit der Bestimmung, die Unebenheiten des Terrains zu übersetzen, gebaut wurden, soll nicht geleugnet werden.

Der Druck ist correct; an Versehen habe ich nur bemerkt: *Caius* für *Gaius* S. III, miliärisch S. 39, *technikus* S. 49, Eussoldaten S. 212, Z. 9, daranf S. 247, Z. 10. In stilistischer Beziehung fiel mir auf der Ausdruck beschlagend für betreffend S. 38 und 201. Der Causalsatz S. 131, Z. 20 ff. enthält keine Begründung, sondern eine Analogie und ist daher in

eine andere Form zu kleiden. Der drastische Ausdruck s i c h aus-s c h w e i g e n S. 137 fällt aus dem ernsten Stil eines wissenschaftlichen Werkes heraus.

Mag man auch dies und jenes einzuwenden haben, das Buch ist eine tüchtige Leistung und wird auf lange Zeit hinaus seinen Platz in der Cäsar-Literatur voll ausfüllen. Es beruht auf gründlichem Quellenstudium und umfassender Benützung der Fachliteratur und ist von einem frischen Zug selbstthätiger Auffassung belebt. Es verdient namentlich in Gymnasialkreisen weiteste Verbreitung und wird sie sicherlich von selbst finden. Wenn die anregende Wirkung, die es ausübt, durch die Vermittlung des Lehrers auf die Schüler überströmt, so wird die Cäsarlectüre auch für diese ein Genuss werden. Gerade in unserem Zeitalter, wo jeder junge Mann dem Vaterlande als Soldat zu dienen berufen ist, muss eine verständnisvoll eindringende Beschäftigung mit Cäsar doppelt wertvoll erscheinen, weil sie auch der Ausbildung des militärischen Sinnes in hervorragendem Maße vorarbeitet.

Heinrich Schliemanns Selbstbiographie bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie S c h l i e m a n n. Mit einem Porträt in Heliogravure und 10 Abbildungen. Leipzig 1892. 8°, 100 SS.

Als um die Jahreswende von 1890 zu 1891 sich die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden Schliemanns verbreitete, fand sie in der ganzen gebildeten Welt rege Theilnahme; denn wem war der Name Schliemann unbekannt geblieben? Die Biographie, welche seine Gattin, die treue Gefährtin seiner Arbeiten, veröffentlicht hat, darf daher wohl auf das Interesse weiterer Kreise rechnen. Gezeichnet hat das Lebensbild Alfred Brückner, ein junger Freund Schliemanns, der während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Athen vor anderen Gelegenheit gehabt hatte, längere Zeit hindurch aus unmittelbarer Nähe den Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes zu verfolgen. Er schildert Schliemanns Leben fesselnd und lebendig, aber in maßvoller Haltung der Sprache. Für einen großen Theil des zu beschreibenden Lebens hat er, wie es Frau Sophie Schliemann gewünscht hatte und auch die Sache es erforderte, die eigenen Aufzeichnungen Schliemanns zugrunde gelegt, die schon in seinen Werken, hauptsächlich in „I l i o s" (1881) publiciert sind. Es verdient Anerkennung, dass er hiebei mit Auswahl vorgegangen ist und selbst in den herübergenommenen Stücken störende Längen wiederholt beseitigt hat. Dadurch, dass Brückner sich nicht streng auf das Thatsächliche des Lebenslaufes beschränkt, sondern auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausgrabungen und ihre weitere Verwertbarkeit mit aller bei dem heutigen Stande der Forschung gebotenen Vorsicht bespricht, enthüllt er dem Leser ein in großen Zügen entworfenes Bild jener fernen Vergangenheit, welche für die

Wissenschaft erschlossen zu haben das bleibende Verdienst Schliemanns ist.

Jedermann wird das Buch mit Vergnügen lesen; jeder Freund des Alterthums und jeder Gymnasiast sollte es zur Hand nehmen, es empfiehlt sich in gleich hervorragendem Maße für Lehrer- wie für Schülerbibliotheken. So historisch gesichert jeder einzelne Satz ist, so hört sich das Ganze doch fast wie ein Märchen an. Der halbverwaiste Junge, der das Gymnasium aus Mangel an Mitteln verlassen muss und, aus dem Traum einer ganz in Phantasmen versenkten Kindheit herausgerissen, in die rauhe Prosa eines Krämerladens versetzt wird, dann als armer Schiffsjunge Schiffbruch leidet, gelangt im Laufe eines arbeitsvollen Kaufmannslebens zu überschwenglichem Reichthum. Da tauchen die Ideale seiner Kindheit, die Heldengestalten der Homerischen Gesänge, mit neuer Lebenskraft in seiner Seele auf: er reist nach Griechenland, er reist in die Troas-Ebene — und sieh da! er entdeckt hier in tiefster Tiefe eine stattliche Burg, welche deutliche Spuren eines verheerenden Brandes trägt, und in der Burg goldenes Geschmeide; er entdeckt dort gewaltige Grabbauten längst verschollener Fürstengeschlechter, königliche Schätze und uralte Paläste.

Mögen die Ausgrabungspläne, welche der rastlos Thätige für die nächsten Jahre entworfen hatte, nicht mit ihm zugrabe gegangen sein!

Wien. Ernst Kalinka.

Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen. Nebst den Schachbüchern des Jacob von Cessole und des Jacob Mennel herausgegeben von Ferdinand Vetter (= Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Ergänzungsband zur ersten Serie). Frauenfeld, J. Huber 1892.

Schon seit langer Zeit beschäftigte sich Vetter mit dem Schachzabelbuche Kunrats. Im Jahre 1877 erschienen seine 'Neuen Mittheilungen aus Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch'. Zehn Jahre später kam die erste Lieferung der vollständigen Ausgabe heraus (enthaltend V. 1—5848, nicht wie das Titelblatt angibt 5820), im folgenden Jahre die zweite (enthaltend V. 5849 bis 10994); mit der eben erschienenen dritten (enthaltend die Einleitung und V. 10995—19336) liegt das Werk endlich vollständig vor.

Dass V. das Schachbüchlein Mennels [1]) beigegeben hat, kann man wohl billigen; ungetheilte Zustimmung wird der Abdruck von

[1]) Dasselbe ist bis V. 248 nach der Ausgabe von 1520 mitgetheilt; von da ab nach einer Abschrift der ersten Ausgabe von 1507, die Dr. Göldlin von Tiefenau für V. anfertigte; die aus dieser Abschrift für die Verse 1—248 sich ergebenden Varianten sind am Schlusse nachgetragen.

Kunrats Quelle, dem Solatium ludi scachorum des Jacobus de Ces-solis finden; die Vergleichung beider Werke wird dadurch wesent-lich erleichtert, zumal V. den Cessolistext nach einer Handschrift gibt, die der von Kunrat benutzten sehr nahe steht.

Der erste Abschnitt der Einleitung (I—XXIII) fasst das Wenige zusammen, was über Kunrats äußere Umstände bekannt ist, gibt zum Theil in weiterer Ausführung des Aufsatzes von W. Wacker-nagel [1]) ein ansprechendes Bild von den Anschauungen des Dichters, seiner nicht unbedeutenden Bildung, seinen mannigfachen Reisen, zeigt, wie Kunrat bei der Übersetzung des Cessolis zuwerke ge-gangen ist, welche Missverständnisse ihm dabei untergelaufen sind, und berichtet schließlich ganz kurz von der literarischen Nach-wirkung des Gedichtes (auf den Verfasser von 'Des Teufels Netz', auf Ingolt und Joh. von Morszheim). Eine eingehende Darstellung des Kunrat'schen Stiles wird leider vermisst.

Im zweiten Abschnitt bringt V. den Aufsatz Wackernagels über das Schachspiel im Mittelalter zum Abdruck. [1]) V.s Eigen-thum sind hier nur einige Anmerkungen, die, meist auf Grund von v. d. Lindes bekanntem Werke [2]), einzelne Angaben Wackernagels berichtigen oder ergänzen, ferner die Zusammenstellung der Lite-ratur über Kunrat. Ob es gerade nothwendig war, den Aufsatz Wackernagels, der ja in den kleineren Schriften bequem zugänglich ist, neuerdings abzudrucken, lasse ich dahingestellt.

Überlieferung und Sprache des Schachzabelbuches kommen im dritten Abschnitt zur Darstellung (LI—LXXIV). Mit vorläufiger Übergehung desjenigen, was V. über die Überlieferung sagt — dieser Theil seiner Ausführungen wird in passender Weise zur Besprechung des Textes überleiten — wende ich mich kurz zu den Zusammenstellungen über die Sprache.

Zunächst gibt V. Rechenschaft über die von ihm angewendete Schreibung. Die Umlaute von *â, ô, û* gibt er durch die Zeichen â, ô, û wieder; gegen die gewöhnlichen Umlautsbezeichnungen *æ* und *iu* zieht er in heftiger Weise zu Felde. Ich muss gestehen, dass es mir recht nebensächlich erscheint, mit welchem Laut-zeichen ein Laut bezeichnet wird, das Wichtigste ist, dass man den Lautwert kennt. Unrichtig ist die Behauptung, dass man sich fürs Mittelhochdeutsche bei der Schreibung *iu* 'nur auf die archaistische hsl. Schreibung *ú* stützen' könne (LII). So zeigt — um nur einige Beispiele anzuführen, die mir gerade zur Hand sind — die Wiener Strickerhs. 2705 (13. Jh.) die Schreibungen *chivsche, trivtet* (Pfeiffer, Altd. Übungsb. 28, 100. 102; 37, 85), ebenso schreibt die berühmte Wiener Hs. 2696 z. B. *chivsche*

[1]) Bei Kurz und Weißenbach, Beiträge zur Geschichte und Litteratur. Aarau 1846. S. 1 ff. Jetzt theilweise in den kleineren Schriften I 107 ff. abgedruckt.

[2]) Geschichte und Litteratur des Schachspiels. Berlin 1874.

(Aneg. 30, 35; 35, 36), *vnchivsche* (ebd. 34, 4) oder *erfivhtet* (Urst. 117, 22). Ebensowenig ist eine andere, mit gleicher Sicherheit vorgetragene Behauptung stichhältig: dass nämlich Kunrat niemals vier gleiche Reime aufeinander folgen lasse (LII sowie auch Anm. 729 und 761). In einer Partie von 3000 Versen, die ich zum Zwecke der Nachprüfung durchgesehen habe, begegnen nicht weniger als sechs Fälle (*bazân : korduwân, bazân : korduwan* 1167 ff.; *was : das, bas : has* 12371 ff.; *hân : gân, man : hân* 12871 ff.; *getân : lân, an : hân* 12891 ff.; *stân : hân, hân : man* 14201 ff.; *ergân : hân, man : hân* 14267 ff.).

Im allgemeinen haftet der Darstellung der Sprache der große Fehler an, dass die Fälle nirgends erschöpfend gegeben sind — offenbar hatte es V. unterlassen, sich ein Reimwörterbuch anzulegen. Das hat zur Folge, dass der Leser nie weiß, ob es sich in diesem oder jenem Falle um eine in Kunrats Sprache häufige Erscheinung handle oder um eine ganz sporadische. Verschlimmert wird das Übel noch dadurch, dass V. es meist unterlassen hat, den Leser durch ein beigesetztes usw. darauf hinzuweisen, dass er von der vollständigen Aufzählung der Beispiele absehe. So ist für die Bindung *-in : -în* nur éin Beleg gebracht (LIV), während dieselbe sehr häufig ist (z. B. 12425. 12647. 14137. 15665. 17977); dasselbe gilt von der Bindung *-ort : -ôrt* (vgl. z. B. 11423. 12361. 13481. 13609. 13705). In der Aufzählung der Apokopen (LVI) fehlen wichtige Fälle wie *-iht : -lîht* (Adv. 13678. 13694) oder *lôn : krôn* (corona 12679), für Apokope beim schw. Präter. — eine der am meisten gebrauchten Freiheiten vgl. z. B. 381. 686. 949. 12977. 13015. 13045. 13409. 13465. 17127. 17655. 18965. 18973. 18975 — wird nur éin Beispiel gegeben, S. LV werden drei Fälle von vollem Flexionsvocal aufgeführt, es kommen jedoch thatsächlich viel mehr vor (z. B. 13337. 15636. 16269. 16387) usw.

Anderseits sind wichtige Erscheinungen ganz übergangen. Man erfährt nicht, dass Kunrat Reime mit überschüssigem *-n* sich gestattet (vgl. z. B. 11055), dass er neben der Form *tüege* (Conj. praes.) auch *tuo* braucht (z. B. 11009. 11018. 12053) usw. Auch die Frage, ob Reime zwischen *e* und *ë* vorkommen, wird mit keinem Worte berührt.

Ferner stehen zahlreiche Angaben in directem Widerspruch zum Texte. So sagt V.: 'Der Imp. Sing. des starken Verbums erscheint handschriftlich nach schwacher Weise mit *-e* gebildet in *vernime : ime*, wofür wir aber die kurze Form *vernim : im* einsetzen' (LXX). Im Texte dagegen wird die verworfene schwache Form gesetzt, z. B. 4669. 13171. 13935. Oder es heißt S. LXVI: 'Auch vor *-t* ist, theilweise gegen die Hss. (*-mt*), *n* für altes *m* im Reime geschrieben: *kunt : vrunt* 9859. 10409. 10605. 13355. 15317, weil sonst Reime wie *munt : kunt* (*-mt*) .... häufig sind.' Ich schlage die angegebenen Stellen nach und finde, dass in allen *kumt : vrumt* geschrieben ist. Diese bedeutenden Discrepanzen —

mit Bewusstsein darüber hinweggesetzt habe. Zu der Zeit, wo er seine Beschäftigung mit Kunrat begonnen haben dürfte, waren jene Anforderungen bereits strenge formuliert. Paul äußert sich darüber Beitr. I 291 in folgender Weise: 'Man kann niemals von vornherein sagen auch von der schlechtesten Hs., dass sie nichts zur Auffindung des echten Textes beitragen könne, wofern nicht ihre Vorlage erhalten ist oder andere mit ihr aufs engste verwandte Hss.' Und Zarncke sagt mit Bezug auf die Hss. des jüngeren Titurel: 'Da wahrscheinlich keine der Hss. direct aus der andern abgeleitet ist, so kann auch keine derselben unbeachtet bleiben' (Graltempel S. 37, bezw. 409). — Was V. im Begleitwort zur Entschuldigung seines Verfahrens vorbringt, ist durchaus nicht überzeugend. Wenn er von dem 'für die Wichtigkeit der Sache unverhältnismäßigen Zeitverlust' spricht, so zeigt er damit nur, dass er eine der Hauptaufgaben jeder philologischen Thätigkeit, die darin besteht, ein überliefertes Denkmal unbekümmert um seinen größeren oder geringeren ästhetischen Wert in möglichst reiner und echter Gestalt herzustellen, nicht mit genügender Schärfe erfasst hat. Auch 'die Anschwellung des Lesartenverzeichnisses, welche eine Ausgabe wenigstens an gegenwärtigem Orte unmöglich gemacht hätte', wäre besser nicht vorgeschützt worden. Denn darum handelte es sich nicht, dass alle Laa. aufgenommen würden: sie mussten nur alle untersucht werden. Reichte dann die Opferwilligkeit des Verlegers nicht so weit, eine Auswahl derselben aufzunehmen, so hätte sich gewiss eine unserer Zeitschriften zum Abdrucke verstanden. Der Satz endlich, dass 'eine gruppierende Übersicht des gesammten hsl. Materials, das theilweise wohl erst noch ans Tageslicht kommen muss', 'bei den geringen Abweichungen der Hss. auf die künftige Gestaltung unseres Textes wenig Einfluss haben werde', zeugt von einer Ausbildung des aprioristischen Erkenntnisvermögens, die man bewundern könnte, wenn derselbe nicht in bedenklichem Widerspruch mit der 'Anschwellung des Lesartenverzeichnisses' stünde.

Aber auch von den fünf oben genannten Hss. hat V. keinen Stammbaum entworfen: ein Versuch der Art wird nur in Bezug auf H, B und Z gemacht. Man erfährt, diese Hss. seien aus éiner Quelle geflossen, die jedoch nicht die Urschrift gewesen sei; B und Z giengen wiederum auf éine Hs. zurück. Wegen des 'Näheren' wird auf S. X der 'Neuen Mittheilungen' verwiesen. Dort sind für die erste Behauptung in der That — drei Stellen beigebracht. Bei der Wichtigkeit, welche die Thatsache, dass die drei Hss. éiner Classe angehören, für die Constituierung des Textes hat, bin ich genöthigt, auf die Beweise näher einzugehen. Die erste Stelle (16758 ff.) lautet: *Vürbas wil ich sprechen, | als mir dis buoch ze erkennende gît. | es gevuogt sich ouch ze einer zît, | das des selben meisters wîp | mit zorn hat gegen im grôssen kîp.* Das Variantenverzeichnis zu 16760 sagt: *E. g. s. ouch* fehlt H, *ouch*

z. e. z. fehlt B Z E, wie oben Kolm. Die Angabe über die Ls. von H steht nun im Widerspruch zu der Angabe der 'Mittheilungen', dass in H der ganze Vers ausgefallen sei. Auf welcher Seite der Fehler liegt, weiß der Leser nicht, kann sich also in diesem Falle von der Richtigkeit der V.schen These nicht überzeugen. Allein selbst wenn die Angabe der 'Mittheilungen', dass in H der ganze Vers fehle, richtig sein sollte, so ist darin noch immer kein stringenter Beweis gelegen. Die Aufeinanderfolge der ähnlichen Reimwörter *gît : zît, wîp : lîp* begünstigt den Ausfall des ganz bedeutungslosen Zusatzes *ze einer zît* so sehr, dass es nahe liegt, das gemeinsame Fehlen desselben in B Z einerseits und H anderseits für einen Zufall zu erklären. — Den zweiten Beweis soll die Stelle bei Wackernagel 182, 15 liefern, wo angeblich derselbe Fall (Ausfall einer Reimzeile) vorliegt. Die Stelle lautet: *(gelesen:) Wise, getriuwe, stette vnd manhaft wesen | Sol ein Ritter, erbermig sin vnd* ('fehlt ein Vers', Wack.) | *Vnd lieb haben daz recht* | *(: slecht).* In V.s Text steht an der entsprechenden Stelle (5886 f.): *wîse, getriuwe, stæte und manhaft wesen | sol ein riter, erbermig und minnen daz reht.* Nach der Varia lectio haben B und Kolm. *erbermig sin vnd*. Auch hier widersprechen sich also die Angaben: 1. hat Z gleichfalls *sin* eingeschoben, was zu vermerken war, und 2. weisen die Hss. H B Z nirgends den gemeinsamen Mangel eines halben oder ganzen Verses auf. Was V. zu seiner unrichtigen Behauptung veranlasst hat, lässt sich denken: er glaubte, der V. 87 schlösse mit *erbermig sîn* und nun vermisste er selbstverständlich einen entsprechenden Reim auf *sîn*. Später hat er durch Vergleichung der Kolm. Hs. das Richtige erkannt. Auch mit dieser Stelle ist es also nichts. — Drittens weist er auf V. 16724 *die sont des geflissen* (B E Kolm.) *sin*, wo HZ *geflissig* schreiben. Das fehlerhafte *geflissig* der gemeinsamen Vorlage sei von B wieder gebessert worden. Ich halte ganz im Gegentheil den seltenen Ausdruck *geflissig* für den ursprünglichen. Die Richtigkeit der ersten These ist demnach durchaus unerwiesen. Auf die zweite einzugehen, muss ich mir versagen: sie scheint übrigens etwas besser begründet zu sein, obwohl auch hier mehrere zweifelhafte Stellen angeführt sind.

V. schließt diesen Theil seiner Einleitung mit der Bemerkung: 'Für unsere Herausgeberzwecke genügen meist die guten Hss. B und H, sowie die Betrachtung der Reime.' Wer in seiner Ansicht über 'Herausgeberzwecke' mit V. übereinstimmt, mag in diesen Worten einen Ersatz für die hervorgehobenen Mängel finden.

Ich gehe nunmehr zur Besprechung des Textes über. Der Standpunkt, der hierbei einzunehmen ist, wird durch das Vorhergegangene genau bestimmt. All die zweifelhaften Fälle, die nur aus der intimen Kenntnis des Kunrat'schen Stiles oder aus der Stellung der Handschriften entschieden werden könnten, müssen aus dem Wege bleiben. Gegenstand meiner Erörterungen werden

also nur solche Stellen sein, wo V., von der Unzulänglichkeit seines Apparates überzeugt, zu einer Conjectur oder einem frageweise vorgebrachten Vorschlage seine Zuflucht nahm, ferner solche, wo ich seine Interpunction nicht billigen kann, und endlich solche, wo die Unechtheit der von ihm bevorzugten La. auf der Oberfläche lag. In éinem gehe ich auf die Anmerkungen sprachlicher und lexikalischer Art ein. 103 ff. *alsô wil ouch hoffen ich, das eteslicher hôre mich sagen in tûtsche, das ich vant in latîn, dâvon ermant sîn herze werde ûf tugende.* V. bemerkt dazu 'l. *eteslicher der h.*? Gleichwohl bleibt das Anakoluth in 107.' Nachdem ich das Anakoluth lange gesucht hatte, bin ich zur Vermuthung gekommen, dass V. die Möglichkeit, *dâvon* relativ zu fassen, entgangen sei; fasst man es demonstrativ, dann gelangt man allerdings zu einer heillosen Construction. Aber wer wird solches thun? 'So will denn auch ich hoffen, dass der eine oder der andere mein aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte Werk lese, damit dadurch sein Herz zur Tugend gemahnt werde' ist der Sinn des Satzes; jede Änderung ist überflüssig. — 135 *die es lesent oder hôrent lesen. lesent oder* ist von V. gegen alle Hss. in den Text gesetzt worden, wohl mit Rücksicht auf 140 f., 156 f. Wer wird auf so pedantische Weise dem Dichter eine kleine Freiheit missgönnen? Auch 8754 spricht Kunrat von seinen Hörern und denkt dabei auch an die Leser, wie aus 8781 ff. deutlich hervorgeht. — 545 nach *enhât* Punkt. — 936 ff. *dô ze einem mâle wart und im ein troum getroumet was, dô gebôt er* usw. Vor *und,* das doch nur temporal gefasst werden kann (s. u. zu V. 17144), ist ein Komma zu setzen. — 1016 *swâ man einen biderben man siht.* Das zweite *man* ist bloß auf die Autorität von H hin (gegen die drei andern Hss.) eingesetzt. — 1162 f. *wie sîn vater — leit nâch tôde versmâhte grôs.* V. will mit E *nâch sînem t.* lesen. Sind ihm nie Fälle begegnet wie Leb. Jesu D. 255, 25 *nu sol ich lîden tôt,* Ezzo D. 326, 16 *after tôde gab er uns den lîp,* Parz. 218, 12 *mîn lîp gein tôde was verselt,* Parton. 12762 f. *vil manigen geroubet het er und ouch in tôt geleit,* Ulr. Alex. 8056 *wol drîzic er mit tôde valt* oder das. 13482 *zwei tûsent ir wurden von leben brâht* u. dgl. m.? — 2632 undeutliche Angabe der La. — 3068 Komma st. Punkt. — 3372 ff. (diese Frau) *man billich loben sol — das si niht enwiste, das es an im ein gebreste was, ald, ob sis joch wart gewar, und si es doch versweig sô gar lange, das si ims geseite nie vor schame.* V. will 3378 *das si es* st. *und si es* lesen. Der Sinn ist doch klar: 'man soll sie loben, entweder weil sie es nicht wusste, oder aber, wenn sie es wusste und doch verschwieg, weil sie ihm aus Rücksicht nichts davon sagte.' — 3740 l. *vernomen.* — 5820 liest V. mit HE gegen BZ *von den alten,* 5821 dagegen mit BZ gegen HE *von dem a.*; allerdings sind die beiden Verse durch fünf Seiten Anmerkungen voneinander getrennt! — 5933 f. (er) *sol in geben ûf der stat einem der enheinen hat.*

V. gegen alle Hss. 'l. *enem* st. *einem*?' Über *ein* = 'aliquis' s. DWb. III 121 f. — 5992 ff. *dâvon man jungelingen ... niergent sol empfeln die baner*. So nur H; B E Kolm. *nie man*. Das lässt sich vielleicht halten, vgl. Rud. v. Ems, Weltchr. (Pfeiffer, Übungsb.) 56, 91 f. *wa er dekeinin fende ieman d' harpfin kende*. — 6865 *das sol man von in billich klagen*. *in* fehlt B Z E, woraus sich ergibt, dass *von billich(e)* zu lesen war (s. u. zu 9491). — 6886 f. 40 seiner Ritter haben dem Grafen Albrecht bei einem lebensgefährlichen Angriffe den Rücken gekehrt. *sumelichen was ouch zuo dem roub sô gâ, das si im niht hulfen. sumelichen* bietet nur H; B Z E Kolm. lesen *Sus menglichen*. Den Verlegenheitseinfall des Schreibers von H in den Text zu setzen, hätte V. schon mit Rücksicht auf den Zusammenhang unterlassen sollen: 6855 heißt es von allen Rittern — denn 6852 *ir etliche wênig* ist bekanntlich = 'niemand' — *si vielen an den roup zehant*. Kunrat wird also nicht ein paar Zeilen später das Rauben nur einigen wenigen zum Vorwurf machen. Die Stelle lautet vielmehr nach der ursprünglichen La.: 'Im übrigen waren auch alle so begierig nach der Beute, dass sie' usw. — 6980 *dem gîtigen ist bôsers niht*. Ob das wirklich undeutsch ist, wie V. meint (Anm. z. St. und S. XXI) — es übersetzt den Satz 'avaro nihil scelestius est' — ist sehr zweifelhaft. Bei Grimm, Gr. IV 754 sind Belege für solche Constructionen aus der got. ahd. ags. und an. Sprache gegeben. Fürs Mittelhochdeutsche vgl. Hohenb. Hohesl. 92, 10 *smâher den anderen*; Physiol. Massm. *sûzzere dem stanche*; Himmelr. 190 *minner deme rehten*; Ludw. Kreuzf. 1617 *ist sterker vns her Salatin vn̄ ist der sînen vor vns mê, sô ist daz doch gishehen ê* usw. — 7476 ff. dass eine römische Legion 6666 Mann stark sei (V. in der Anm. z. St.) ist überhaupt Ansicht des M A[1]); vgl. Vespasian 232 ff. und, worauf mich Roediger seinerzeit brieflich aufmerksam machte, Kchr. 6531 ff. und Massmanns Nachweise im 3. Bande. — 8167 ff. *ich wâne alsô, ir sient mîner künfte vrô, wan ich bring ůch der besten kint, die iendert in der stat sint, der ieklicher gewalt hat, ůch ze lâssen in die stat, des* (so V.; alle Hss. *das*) *si alle bereit sint, swenn si hôrent, das ir kint hie ûsse sind in ůwerm gewalt, das si ůch bietent — êre. das* war m. E. nicht anzutasten: 'ich bringe euch die Kinder der Vornehmsten, damit diese bereit sind' usw. — 8336 warum V. lediglich mit Kolm. *hôret* st. *hôrent* lesen will, verstehe ich nicht. — 8352 f. *ich wil an dis* (so H; *disem* B E Kolm.) *büechelîn wider grîfen, dâ ich es lie*. Mit H, das überhaupt seltenere Wendungen gerne vulgarisiert, den Accus. zu wählen, liegt kein Grnnd vor: *es lân* wird absolut gebraucht (vgl. die bekannten Wendungen *ez rûmen, ez scheiden* u. ä.) und bedeutet 'die Erzählung unterbrechen'; 'ich will im Buche wider bis zu dem

---

[1]) 6000 Mann + 600 Decurionen + 60 Centurionen + 6 tribuni militum; s. Anz. I 80 und Kinzel zu Alex. 1962.

Punkte zurückgreifen, wo ich die Erzählung unterbrochen habe'. — 8394 éiner Hs. zuliebe ist wiederum der gewöhnliche Ausdruck bevorzugt. — 9491 *als ich von reht und billich sol. von reht und* fehlt H; *reht und* fehlt BE; *billichen* HE; wie oben Kolm. Auch hier war wie 6865 *von billich(e)* zu schreiben. — 9818 ff. *das leider doch belîbet under wegen und ungetân ein michel teil. das* alle Hss., V. 'l. *des*?' S. u. zu 14776 ff. — 9844 ff. von allem soll der Laie den Zehnt geben außer von unrechtem Gute: *das muos er alles widerkomen,* | *ob eht ers ze vergelten hât* (9845), | *oder sîner sêle wirt niemer rât,* | *ob aber im kunt sîn jungster tag,* | *ê das ers vergelten mag,* | *sô das in ê nimt hin der tôt* | *und in denne irt êhaftigû nôt* (9850), | *das ers niht moht vergelten ê,* | *swie das sîn sêl muess lîden wê* | *und pîn umb das er sûmde sich* | *ze gelten dô ers hate. doch bewîset mich* | *dû schrift das man sol zuoversiht hân* (9855), | *das in got niht welle lân* | *verderben ân ende êweklich,* | *ob er an sîm ende erkennet sich,* | *das er ze rûwe und bîhte kumt.* Zunächst ist der Satz 9844 sinnlos: man müsste *des* st. *das* oder *êr* st. *er* lesen, um eine verständliche Wendung zu erhalten. So steht übrigens auch nur in H. B E Kolm. bieten *lassen* und dies war einzusetzen. Nach 46 ist ein deutlicher Abschluss, daher Punkt st. Komma. Dagegen ist 54 nach *hate* Komma st. Punkt zu setzen. Nunmehr ist deutlich, was der Dichter sagen will: Unrechtes Gut muss man womöglich rückerstatten oder man wird verdammt. Überrascht jedoch jemand der Tod, bevor er es zurückgeben konnte, und er empfindet darüber Schmerz, so darf er gleichwohl nach dem Zeugnis der hl. Schrift die Seligkeit erhoffen, wenn er nur in aufrichtiger Reue beichtet. — 9877 *das er sînen zehenden ze rehter zît dem, dem ern ze reht sol, niht engît.* So alle Hss. V. fragt ohne Grund, ob das eine *dem* nicht zu streichen sei. — 10034 ff. *swer das ze rehte wissen wil,* | *der lese Exodum das buoch* (10035); | *daran vindet er, das vluoch* | *und unglük menger verschuldet hât,* | *swem sin ding nâch der welt wol gât* | *eben âne widerwertekeit; ob er darunder niht entreit* (10040) | *got vor sînen ougen,* | *sô mag im sunder lougen* | *balde misselingen.* Das steht keineswegs alles in der Exodus! Nach *hât* (10037) ist Punkt zu setzen, nach *widerwertekeit* (10039) Komma. — 10164 ff. *du hast einen wunderlichen site, das menglich sînen wîn gelesen hat und der dîn noch an den reben stât.* Die Angabe in den Laa. '*gegebē* B H E' steht zwar unter V. 62, kann sich jedoch wohl nur auf V. 65 beziehen. Von *gegeben* war auch nicht abzugehen. 'Während alle ihren Wein (= ihren Weinzehnt, wie der Zusammenhang ergibt) bereits abgeliefert haben, ist dein Wein noch nicht einmal gelesen.' Bestätigt wird diese Auffassung durch die Antwort des andern (10168 ff.) *ich habe gelesen allen den wîn — und hân in ouch allen ze zehenden geben.* — 10185 f. *bis das ers selber dô besach, das grôsse wunder.* So alle Hss. V. 'l. *er*?' st. (*ers*). Dergleichen vorausnehmende *ez* sind im

Mittelhochdeutschen ganz gewöhnlich. — 10590 ff. *der werke mag man si gewern .... als reht üns seit.* So B E Kolm. V. 'l. *a. das reht*?' Er würde wohl auch in folgenden Fällen den Artikel setzen: W. Gen. (Hoffm.) 26, 14; Diemer, Vor. Hs. 77, 16. 96, 20. 97, 28. 98, 3. 236, 22; Kchr. D. 76, 15. 498, 1; Ludw. Kreuzf. 3103; Ulr. Alex. 4245. 7851. 12371. 13331; Parton. 15147. 20751. 21483; Martin. 41, 61? — 10632 wird müßigerweise vorgeschlagen, *sîner kinder kinden* zu lesen statt des von allen Hss. gebotenen Ausdruckes *sînes kindes k.* Wegen des Plurals 10630 *sînen erben* (Dat. Plur.) ist Mehrheit der Kinder doch ebensowenig nöthig, wie etwa wegen *sîne nâchkomen* (10635). — 10788 warum wird gefragt, ob nicht *alsô* st. *sô*, das alle Hss. bieten, zu lesen sei? — 11254 ff. *er lie sich an sîn tohtren niht, das er in getrûwete, als doch sol ein vater sinen tohtren getrûwen wol und vor untrûwen sicher sîn.* So alle Hss. V. zu 56 'streiche *getrûwen*? oder 55 f. lies *doch wol ... t sol*?' Was durch den ersten Vorschlag gebessert werden soll, verstehe ich nicht; ebensowenig, wie die Verse nach dem zweiten lauten sollen. Ich halte jeden Versuch zu ändern für verfehlt. — 11522 *von den wullenwebern ich niht sol | verswîgen ouch die missetât, | die ir etlicher hât, | als ich es ouch gehôrt hân.* (25) | *ich wil ûch nûwen wissen lân | von dien in Swâbenlande | (ob ich jene ouch erkande | — di dû guoten tuoch würkent — ich seit von in | reht als von disen, wan ich bin* (30) | *allen ungetrûwen lûten gran | und mane menglich, swâ ich kan, | das si hüeten vor in sich; | ir sont merken hie das ich | sage nûwen von den die würkent grâ* (35), | *wis und swarz, niht anderswâ, | wan hie umbe den Bodensê): | von dien sag ich, als ich sprach ê, | das die, die selbe meister sint | und tuoch verkoufent, das man etlich vint,* (40) | *sô er die wullen selber slât, | das er darunder vermischet hât | rinderîn und geissîn hâr.* Diese Interpunction erscheint mir unrichtig. V. 11529 kann nicht so aufgefasst werden, wie V. meint, nämlich als ob da stünde *di dû t. wol würken kunnen*; denn dem widerspricht V. 30 f. *guotû tuoch* sind vielmehr die seidenen Tücher im Gegensatze zu den leinenen und wollenen. Solche werden aber um den Bodensee herum nicht gewirkt (28 f.), daher weiß Kunrat von den Betrügereien dieser Gewerbsleute nichts zu berichten; wäre es der Fall, so nähme er keinen Anstand, von ihnen wie von den Wollen- und Leinenwebern zu sprechen. So fasse ich die Stelle. Demnach ist 27 ein Punkt nach *Swâbenlande* zu setzen, 28 statt der Gedankenstriche zwei Kommata, 33 Punkt st. Semikolon. — 11613 ff. *er* (der betrügerische Schneider) *schrôt ein gossat in ein vas und behalt darinne schône das, bis im ein ermel wirt darzuo.* D. h. 'er schneidet sich ein Obergewand ... zu und versteckt es in einem Gefäße?' Vielmehr 'und legt es in eine Kleiderkiste'. — 11634 *state machet diebe.* In der Anm. wird nach Leser éine ähnliche Stelle citiert. Kennt V. die Zusammenstellungen Mhd. Wb. II 2, 604[b] nicht? —

11734 *sô er zwên schuohe ûs bereit.* Anm. 'ûs bereit, fertig macht? oder ist gegen die Hss. *ûs breit* zu lesen = ausbreitet, auf der Schuhbank.' Unnöthige Frage! *ûz bereiten* heißt 'fertig machen', s. Mhd. Wb. II 1, 669ª. Das passt hier vortrefflich. — 11802 *ouch seit mir, der selbe was dabî. was* fehlt B H Z E, steht nur in Kolm. und gehört sicher nur dem Schreiber an. — 11803 *swie sweissig joch die belge sint.* Dazu vergleicht V. in der Anm. eine Stelle aus 'Des Teufels Netz', die mit der obigen gar nichts gemein hat. Kunrat macht den Kürschnern zum Vorwurf, dass sie blutbefleckte Felle mit Seife auswaschen: das Fell wird dadurch zwar rein, aber durch die angewendete Seife offenbar geschädigt. Der Verf. von 'Des Teufels Netz' dagegen wirft ihnen vor, dass sie die Felle zu wenig rösteten. — 11826 l. *wil.* — 11940 f. *von den statschrîbern dis buoch üns seit: sô si lesent die gesezde vor der stat* usw. *vor der st.* bietet nur Kolm., B H Z E haben *von d. st.* Letzteres war zu setzen: 'die von der Stadt ausgehenden Gesetze'. Über Abhängigkeit der Präpositionen von einem Nomen s. Grimm, Gr. IV 873, 3; vgl. auch *gidingi in daz himelrîch* Summa D. 99, 27; *dâ von man Kâin flühtic sach in den walt* Ulr. Alex. 11225; Ezzo Diem. 322, 23; W. Exod. 97, 22; Tund. Gr. 24; Kch. D. 457, 9. 501, 1. — 12010 ff. *dâvon si nieman sol noch kan enbinden noch dervon gelân, ê das si wol gebessert hân dem, des gerihte geswechet ist. geswechet* ist Conjectur V.s. Die Hss. bieten *gesweret* (Kolm. *besweret*). Wiederum eine unnöthige Conjectur! Vgl. Mhd. Wb. II 2, 814ª s. v. *beswære.* — 12116 'Kunrats Alexander' in der Anm. ist doch wohl nur ein lapsus calami? — 12328 f. (er) *seit im, das er ze mâle schein ân alle vründe.* In der Anm. wird gefragt: '*schein* wohl veranlasst durch das *se probavit* der Quelle?' Keineswegs: *schein* ist vielmehr wie so oft im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit *was*, vgl. z. B bei Kunrat 17742 f. — 12441 ff. *wan das mir wirret, das enmag ich dir, noch nieman ûf der erde, gesagen. nieman* ist Dativ, die Kommata sind somit zu streichen. — 12722 ff. Vorher erzählt Kunrat nach Cessolis, dass Demokritus sich habe blenden lassen, um durch den Anblick weiblicher Schönheit nicht verführt zu werden; dabei erinnert er sich, dass Cessolis bereits früher zweimal von D.s Selbstblendung gesprochen habe, jedoch mit Angabe anderer Gründe für diese Selbstverstümmelung. Nun fährt Kunrat fort: *ir merkent dise jungsten* (sc. *sache* 'Grund') *wol hie:* | *dô was dû mitel — als geschriben stât,* | *dâ dis buoch geseit hât* | *von der driten sache, warumb das spil* (25) | *vunden wart (dâvon ich wil* | *ûch manen, das ir gedenkent dester bas)* — | *wan dô beschach es umbe das,* | *swenne er mangelte der gesiht* | *ûswendig, das in denne niht* (30) | *an sînen sinnen geirren künde* | *inwendig; er vünde* | *dester bas natûrlich bescheidenheit.* Diese Interpunction ist unhaltbar. Man setze 22 nach *hie* Punkt, 23 Komma st. Gedankenstrich, 26 nach *wart* Semikolon. Die Parenthesen sind zu tilgen und 27 nach *bas*

ein Kolon zu setzen. — 12781 Komma st. Punkt (Druckfehler). — 12875 (Männer) *die sich ziehent sam dû wîp.* So alle Hss. V. 'zierent?' Vgl. den Nachtrag zu Lexer, Handwb. s. v. *ziehen.* — 13148 ff. *dis buoch hie giht, das weder gîtig wîp noch man nieme gnuog gewinnen kan; wan sô er erstirbt, sô hat er ze vil.* Setz vielmehr nach *kan* Komma, nach *erstirbt* Semikolon: 'außer wen er stirbt; dann hat er zu viel.' — 13301 *als* alle Hss.; V. wiederu 'alsô?' s. zu 10788. — 13729 *das man vil lûte vint.* V. wi *vil der l.* gegen alle Hss. Ich sehe keine Veranlassung zu ändern — 13768 f. *an trûwen grôssen überlast das was an im wol schîn* 'Der Accusativ scheint auf anakoluthischer Flüchtigkeit oder au mundartlicher Ungenauigkeit zu beruhen.' Ich glaube, die 'Flüchtig keit' oder 'Ungenauigkeit' liegt anderswo als beim Dichter! *a trûwen grôssen* ist soviel wie *an gr. tr.* Nach *überlast* mag ma um das Verständnis zu erleichtern, ein Komma setzen. — 1382 (vgl. 13839) verstehe ich nicht. — 13917 *dû gedenkt vil lîht bas denn ich.* So alle Hss. V. fragt 'gedenkts?' Die Antwor steht im D. Wb. IV 1, 1, 2008, 6ᵃ. — 13996 ff. *ir helfent mi suochen ... wer der ... müg sîn, der mir gap das silber mîn des ich wânde ân gevärde, ich hûte des iemer beswärde, ob er mi niht wurde erkant.* Nach *silber mîn* setze Semikolon st. Komma — 14249 ff. *swas koufmanschaft man geüeben kan, | dâ mag man vinden valscheit an* (50) | *mit sölcher bieggerîe, | swie doch nôt dürftig sie | über allû lender koufmanschaft; | wan es enist kein lant sô berhaft, | das es habe ze aller vrist* (55) | *alles, das nôt dürftig ist. | das merke, swer sîne vünf sinne hât!* Nicht 'di Kaufleute betrügen, wenn sie auch nothwendig sind', sondern viel mehr 'wenn die Kaufleute auch nothwendig sind, so soll man doch nicht vergessen, dass Betrüger darunter sind'. Also 51 Punkt nach *bieggerîe,* 54—56 in Parenthese und 56 nach *ist* Komma. — 14284 f. *gar mit gedult man siht vil dinges überwinden, denn mit râch.* V. fragt 'mê?' (st. *vil*). Ich denke, *vil* wird nicht anzufechten sein. In der Martina 70, 3 heißt es: *daz diu hitze sibenvaltic* *g r o z i r vnd g e w a l t i c was d a n n e si wer gewesin,* bei Rud. von Ems im Barlaam 112, 13 ff. (Pfeiffer): *nieman zwein herren mac gedienen sô, daz sîn bejac müge ir beider lôn bejagen, man sehe in dem einen tragen vriuntschaft, dienest oder haz, d a n n e dem andern,* bei Kunrat selbst 3236: *sô hat ieklichû* (sc. *frouwe*) *g e r n (: enbern) zwên man, d e n n einû selbander sî eines wîp,* im Aneg. 11, 68 ff. *daz er* (Christus) *den tot g e r n e dolde ... d e n n e daz er werte adamen seinen val*; ebenso ferner Hohenb. Hohesl. 98, 29 (121, 16? 137, 26?); Kch. D. 372, 32; Eilh. I 10 (s. die Anm.); Ruth. 1574. Jüdel 130, 54. Passion. Hahn 182, 93; vgl. auch En. 10750, Jud. D. 154, 15 und D H B IV 299. Aus anderen germanischen Dialecten hat Cosijn Aanteekeningen op den Beowulf 1 f. Belege beigebracht. Umgekehrt findet sich auch der Fall, dass statt des zu erwartenden Positivs der Comparativ steht,

bezw. *danne* vermisst wird, so Ulr. Alex. 13915 f. *er einic sluoc dô volkes mêr, daz ich michs ze sagen wer*; ein schwächeres Beispiel hiefür bei Kunrat 4735. Positiv st. Superl. Ruth. 3572. 3727. 3780. Compar. st. Superl. Trist. 1752 (s. Bechsteins Anm.). Superl. st. Compar. Otfr. I 27, 56; Schönb. Pred. I 111, 17; Ulr. Alex. 24556. — 14521 Komma st. Punkt. — 14679 *wundarzaten* setzt V. gegen alle Hss. (*wundenarzaten*) in den Text. Über *wundenarzât* s. Lexer, Handwb. III, 1000. — 14776 ff. *im sont dû buoch ouch wesen kunt der meister, die ich genennet hân ein teil dâ vor. die ich* alle Hss. V. '*der ich*?' M S 1, 24ª (Mhd. Wb. III 20ᵇ) *ich hân daz selbe ein teil gesehen;* Nib. 460, 2 *ein teil begunde fürhten der helt den tôt*; Kudr. 1356, 1 *dô kôs diu maget edele ein teil des morgens schîn.* Genügt das, um V. von der adverbiellen Gebrauchsweise des Ausdruckes zu überzeugen? Vgl. o. zu 9818. — 14792 *so sont si ir disputieren lân.* Warum sollte *ir* (so alle Hss.) gestrichen werden? — 14978 ff. Vorher hat der Dichter davon gesprochen, dass die Wundärzte bei Behandlung der Wunden sich nach ihrer Beschaffenheit zu richten hätten: eine längliche Wunde erfordere einen länglichen Charpiepfropf, eine kreisförmige einen kreisförmigen. Nun fährt er fort: *ener arzenîe anevang der ist diser ungelîch ... er* (Cessolis) *spricht, das man in physicâ mit widerwertikeit iesâ den gebresten vertrîben sol. ist einr ze hizig ... das man in kelte* usw. V. bezieht, wie aus der Anm. hervorgeht, *ener arzenîe* auf das Verfahren bei der kreisförmigen Wunde. Das ist unrichtig. Kunrat sagt vielmehr, der Wundarzt soll nach dem Grundsatze *similia similibus* heilen, der 'physicus' dagegen *per contrarium. ener arzenîe anevang* bezieht sich also auf die *physicâ.* Die Gliederung der Ärzte in die beiden Gattungen war schon 14754 erwähnt und kehrt 15260 wieder. — 15034 f. Unklare Angabe der Laa. — 15039 ff. *Valerius ... spricht .. es sî gar ungloublich, das vröude und minne tôten glîch, als ein blikschôs .... Doch seit er ein bîschaft hie* usw. *Doch* haben alle Hss. V. will mit Unrecht *Noch.* 'Obwohl Valerius derartiges selbst für unglaublich hält, gibt er dafür d o c h ein Beispiel.' — 15094 l. *gewar.* — 15228 ff. Giftmischern und Geisteskranken sollen die Apotheker nicht Gifte verabfolgen: *wan verlür dâvon ieman sîn leben ... sô wæren si unschuldig niht. wæren* ist eine ganz unglaubwürdige Conjectur V.s; wie wären alle Schreiber darauf verfallen, den klaren Ausdruck *wæren* durch das unverständliche *machen* zu ersetzen? L. *machet*: 'so kann sie nichts von der Schuld befreien.' Über die ziemlich seltene Wendung s. Mhd. Wb. II 1, 16ª. — 15331 das Verbum *artzenîen* ist zu gut belegt (D. Wb. I 576), als dass man es, gegen die Hss., nach Wack. durch *arznen* ersetzen dürfte. — 15472 ff. *ouch sol man niht vergessen,* | *das dâbî geschriben stât,* | *dâ das selb rehtbuoch geboten hât,* | *das kein kristan mit in sol wonung hân* (75) | *in ir hûse; ouch vint man stân,* | *das kein kristaner*

gelassen. — 18196 Die Angabe in den Laa. ist undeutlich. — 18408 f. *sweln küng oder andern herren hât sîn volk liep, das mag im werden guot.* Die Hss. zeigen statt *sweln k. o. a. h.* fast ausnahmslos den Nomin. Es war daher unnöthig, dem Dichter die obige Plattheit zuzuschreiben. Für den Nomin. sprechen auch die Zeilen 18412 f. (*den er güetlich hât getân*) und 18418 (*swer aber sîn volk ze herte hât*). — 18438 *swer das tuot, der ist ein gouch.* H *der andert einem,* E *d. andet ainen,* Kolm. *d. antert einē.* V. meint in der Anm., diese Laa. wären in dieser Form nicht zu brauchen, und schlägt vor: *swer das antert, der ist ein gouch*; gleichwohl wage ich bei den Hss. zu bleiben: *sw. d. t., der antert einen gouch,* 'handelt wie ein Thor'.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, um das Urtheil zu gestatten, dass der Text nicht so zuverlässig ist, wie es selbst bei V.s bescheidenem hsl. Apparate wohl möglich gewesen wäre, und dass die der sprachlichen Erklärung des Textes gewidmeten Anmerkungen ihrem Zwecke wiederholt nicht entsprechen.

Zur Beurteilung derjenigen Anmerkungen, welche die Anspielungen Kunrats auf meist locale Ereignisse seiner Zeit zu erklären suchen, bin ich nicht competent.

Es erübrigt, jener Anmerkungen zu gedenken, die bestimmt sind, die zahlreichen Citate und Anekdoten des Cessolis und Kunrats auf ihre Quelle zurückzuführen. Da beide Autoren dieselbe wenigstens in allgemeiner Weise zu bezeichnen pflegen, so stand zu erwarten, dass es V. in den meisten Fällen gelingen würde, die Citate heimzuweisen, zumal er sich diesmal der Wichtigkeit seiner Aufgabe wohl bewusst war (s. Begleitwort) und sich mehrfacher Unterstützung von seiten anderer zu erfreuen hatte (ebd.). Diese Erwartung erfüllt sich jedoch keineswegs. Der Grund hiefür kann nicht ausschließlich in der Armut der Schweizer Bibliotheken (s. Begleitwort) liegen. Denn die Mehrzahl der Stellen, die V. nicht nachweisen konnte, stammt aus Werken, die ihm, wie aus anderen Stellen hervorgeht, zur Hand waren (z. B. aus denen Ciceros, Ovids, Quintilians, der beiden Seneca, des Hieronymus, Ambrosius, aus dem Corpus iuris can.). Einem im Begleitworte ausgesprochenen Wunsche V.s Rechnung tragend, lasse ich einige Nachweise folgen. 2093 ff. Pisistratus und Thrasippus. Aus Valerius Maximus l. V. c. II. — 8662 ff. Ausspruch Trajans. Nach Eutropius, Breviarium l. VIII. c. V. — 8847 ff. Ausspruch des Sallust. Aus Catilin. c. 32, 23. — 11226 ff. Distichon. Aus Ovid, Ars am. l. I. v. 349 f. — 12190 ff. Sentenz des Varro. Aus den Sententiae Varronis ad Papirianum Athenis audientem (ed. Riese p. 266). Sent. 20. 21. — 12199 ff. Bemerkung Senecas über die Schmeichler Neros. Aus der Schrift De remediis fortuitorum (Haase p. 451) X, 4. — 12708 ff. Selbstblendung des Demokritus. Nach Tertullian, Apologeticum c. 46 (Oehler t. I. p. 283). — 12817 ff. Anekdote von Plato. Aus Hieronymus, Adversus Iovinianum l. II. c. 9 (Migne

23, 311 f.). — 13111 ff. Ausspruch Ciceros. Aus De officiis (ed. Müller) l. II. c. 22. — 13148 Unter Proverbia sapientis sind die Sententiae des Publilius Syrus (ed. Woelfflin) gemeint, deren 23. und 26. hier citiert ist. — 13564 ff. Ausspruch Senecas 'in declamationibus'. Aus den Excerpta Controvers. l. II. Controv. VII des Rhetor Seneca. — 13620 ff. 'Ex proverbiis sapientum'. Aus den Proverbia des Publilius Syrus. Nr. 46—48 (Nr. 46 = Nr. 58 des Liber de moribus). — 13660 ff. Ausspruch des Ambrosius, De Thobia. Aus c. 21 (ed. Maur. Venet. 1748, t. I. p. 750). — 13707 ff. Proverbia sapientum = Prov. des Publ. Syrus. Nr. 172. — 13715 ff. Citat aus Seneca. Nach De beneficiis l. I. c. 4. — 14088 ff. Zuthat Kunrats. Unter der Summa des Gŏtfridus ist keineswegs ein Werk Gotfrieds von Viterbo gemeint (V.s Anm.), sondern die Summa in tit. Decretalium des Goffridus Tranensis. Da das Buch nicht eben häufig ist, wird ein Abdruck der von Kunrat angezogenen Stelle (p. 269, 5 der Venediger Ausgabe von 1564) nicht unwillkommen sein. *Natura depositi est, ut res deposita reddatur: hoc enim de jure naturali procedit. Reddatur, inquam, deponenti. Quod fallit in quatuor casibus. Primus est, cum quis gladium deponit et furens repetit ... Secundus, cum deponens fuerit deportatus; nam bona ejus in publicum deferuntur. Tertius, cum fur deponit et repetit, si repetitio veri domini cum furis repetitione concurrit. Quartus, cum fur rem furtivam deponit apud illum a quo surripuit.* — 15812 ff. Die Bemerkung könnte auch aus Macrobius, Saturn. II, 8, 16 oder aus Gellius, Noctes Atticae l. I stammen. — 15947 Citat aus 'Ovidius, De arte amandi'. Vielmehr aus Remedia 805. — 16693 ff. Ausspruch Quintilians. Aus Pseudo-Quintilian, Declamationes maiores, Decl. IV. c. 19 (Burman-Dussault t. V, p. 94). — 16740 ff. Anekdote über Sokrates' Sanftmuth. Aus der 13. Collation des Cassianus (De protectione Dei, Migne 49, 905). — 16758 ff. Sokrates und Xanthippe. Wohl nach Hieronymus, Adversus Iovinianum l. I. c. 48 (Migne 23, 291). — 17178 ff. Ausspruch des Cassiodorus. Aus Variarum l. I. Ep. XXV (Migne 69, 523). — 18523 ff. Ausspruch des Seneca. Aus den Excerpta Controv. l. II. — 18943 ff. Anekdote über Vergils Verhältnis zu Homer. Nach Donats Vita Vergilii p. 66 (vgl. Comparetti, Virgilio nel medio evo I, 29).

Auch hier ist also der Herausgeber nicht eben gründlich gewesen. Da überrascht es nicht, dass er eine wichtige Frage unerörtert gelassen hat: ich meine die Frage, ob denn Cessolis die Citate und Anekdoten, von denen sein Werk so voll ist, wirklich immer direct aus der von ihm bezeichneten Quelle geschöpft habe. Ich muss gestehen, dass mir [illegible] recht unwahrscheinlich ist. Ich glaube vielmehr, dass er [illegible] encyklopädischen Werke in der Art des Speculum [illegible] des Bellovacensis verdankt — vielleicht [illegible] Wenigstens ist es höchst [illegible] wie [illegible] die beiden

Werken gemeinsam sind. Es sind nach einer ganz flüchtigen Durchsicht der 19 ersten Capitel des Speculums — so dass meine Liste auf Vollständigkeit nicht den geringsten Anspruch erheben kann — die folgenden: Demokritus 1066 ff.; Spec. IV 32. — Ausspruch Varros 1573 ff.; Spec. VII 59. — Ausspruch Quintilians 1611 ff.; Spec. XI 24. — Demokritus 1763 ff.; Spec. IV 32. — S. Antonius 1842 ff.; Spec. XV 55. — Ausspruch Senecas 2028 ff.; Spec. II 105. — Pisistratus Milde sowie Pisistratus und Thrasippus 2033 ff.; Spec. IV 18. — Pyrrhus 2200 ff.; Spec. III 67. — Alexander 2272 ff.; Spec. V 39. — Ausspruch Quintilians 2328 ff.; Spec. X 123. — Phalaris 2370 ff.; Spec. III 107. — Alexander 2496 ff.; Spec. V 51. — Scipio Africanus 2784 ff.; Spec. VI 47. — Duellius 3325 ff.; Spec. VI 34. — Ausspruch des Ambrosius 3806 ff.; Spec. XVIII 34. — Archesilaus 3836 ff.; Spec. VI 24. — Ausspruch Senecas 4396 ff.; Spec. IV 68. — Marcus (!) Curius 4410 ff.; Spec. VI 9. — Scipio Africanus 4474 ff.; Spec. VI 48. — Ausspruch des Sokrates 5262 ff.; Spec. IV 58. — Kambyses 5282 ff.; Spec. V 19. — Ausspruch Katos 5320 ff.; Spec. VI 108. — Zaleukus 5323 ff.; Spec. III 105. — Ausspruch des Didymus 5568 ff.; Spec. V 70. — Gildo und Maltera 6016 ff.; Spec. XIX 1. 2. — Damon und Phyntias 6427 ff.; Spec. IV 26. — Aussprüche des Scipio Africanus 6488 ff.; Spec. VI 48. — Lykurg 7509 ff.; Spec. III 90. — Trajan 8662 ff.; Spec. XI 58. — Alexander 8679 ff.; Spec. V 55. — Valerius Publius 8806 ff.; Spec. IV 35. — Ausspruch Sallusts 8847 ff.; Spec. VII 33. — Fabius Maximus 8852 ff.; Spec. VI 8. — Tiberius 8964 ff.; Spec. VIII 126. — Architas 9276 ff.; Spec. IV 80. — Plato 9300 ff.; Spec. IV 74. — Aussprüche des Titus 9466 ff.; Spec. XI 9. — Antonius 10302 ff.; Spec. VII 126. — Panopion 10380 ff.; Spec. VII 126. — Fabius 11082 ff.; Spec. VI 50. — Aussprüche Ovids 11226 ff.; Spec. VII 115. — Dionysius 11240 ff.; Spec. IV 73. — Aussprüche Ciceros 12100 ff.; Spec. VII 12. 13. — Rutilius 12157 ff.; Spec. VII 126. — Aussprüche Varros 12190 ff.; Spec. VII 59. — Demokritus 12707 ff.; Spec. IV 32. — Plato 12817 ff.; Spec. IV 74. — Marcellus 12921 ff.; Spec. VI 43. — Dionysius 12978 ff.; Spec. IV 73. — Aussprüche Ciceros 13110 ff.; Spec. VII 11. — Aussprüche Senecas 13564 ff.; Spec. IX 112. — Septimulus 13579 ff.; Spec. VII 128. — Aussprüche Sallusts 13631 ff.; Spec. VII 33. — Aussprüche des Demas 13738 ff.; Spec. XV 29. — Xenokrates 14887 ff.; Spec. V 14. — Sprichwort 15808 ff.; Spec. IV 57. — Aussprüche des Quintilian 15834 ff.; Spec. X 123. — Aussprüche des Cato 15856 ff.; Spec. VI 110. — Aussprüche Ovids 15947 ff.; Spec. VII 115. — Ausspruch des Quintilian 16639 ff.; Spec. X 124. — Sokrates 16740 ff.; Spec. IV 57. — Sokrates und Xanthippe 16760 ff.; Spec. IV 57. — Aussprüche des Claudianus 17190 ff.; Spec. XVIII 101. — Aussprüche des Seneca 18522 ff.; Spec. IX 112. — Aussprüche

des Ovid 18531 ff.; Spec. VII 108. — Gyges 18897 ff.; Spec. III 105. — Vergil 18943 ff.; Spec. VII 62.

Ob in der That das Speculum von Cessolis benützt wurde, müsste eine genaue Untersuchung jedes einzelnen Falles lehren. Jedenfalls wäre daneben Benützung anderer Quellen anzunehmen. So citiert z. B. Cessolis für die Erzählung 'Themistokles und Aristides' den Valerius Maximus, Vincentius dagegen Cicero, De officiis (7932 ff.; Spec. IV 39); Cessolis für 'Regulus' den Cicero, Vincentius den Orosius (7099 ff.; Spec. VI 36); Cessolis für 'Demosthenes und Laïs' den Helinandus, Vincentius den Valerius Maximus (12902 ff.; Spec. IV 9); Cessolis für 'Paulina und Mundus' den Josephus, Vincentius den Hegesipp (13191 ff.; Spec. VIII 4). Ich will mit diesen flüchtigen Bemerkungen die Sache nur anregen. Sehr möglich, dass sich die Benützung des Speculums nicht erweisen lässt: aber vielleicht die eines andern Werkes der Art; jedenfalls hätte V. die Frage berücksichtigen sollen.

Eine Abhandlung über das mittelalterliche Schachspiel von v. Heydebrand und der Lasa (S. 803—818, bezw. 822) vermag ich nicht zu beurtheilen.

Den Schluss des Buches bildet ein Namenregister (Ilia 3328 fehlt) und ein 5 Seiten umfassendes Verzeichnis von Druckfehlern und Berichtigungen.

V. 8713 ff. nimmt Kunrat den Cessolis in Schutz gegen die Entstellungen seiner Schreiber: *ouch ist mir eines swære: das ich ofte hie vinde geschriben velsch, das ich vil nâch bas marhte welsch, das reht geschriben wære. ich wæne, die schrîbære sîn an mengen steten schuldig dran, wan dirre was ein semlich man, das ers, als ich wæne, reht tihte ...; ob sider von den schrîbern bleip kein ding, das geschriben sölt sîn daran, dâ ist er unschuldig an; wan ich zwîvel daran niht, er hab es ordenlich getiht.* Was hätte der wackere Leutpriester, der sich mit solcher Wärme seines Collegen annahm, wohl zu der Ausgabe seines eigenen Werkes gesagt?

Wien. Dr. Carl Kraus.

Grundriss der allgemeinen Geschichte. Für die oberen Classen von Gymnasien und Realgymnasien von Gustav Richter. An Stelle des Grundrisses von R. Dietsch. I. Theil: Alte Geschichte. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. 8°, 194 SS.

Ein gut gegliedertes Lehrbuch, das in gedrängten Umrissen die Geschichte des Alterthums erzählt. 32 Seiten sind der orientalischen, 75 Seiten der griechischen, 87 Seiten der römischen Geschichte gewidmet. Wie die meisten Lehrbücher beginnt auch Richters Grundriss mit den Ägyptern; er behandelt zuerst „Land und Volk", dann die Religion, die „Staatsform", endlich die Reichsgeschichte. Dann kommen die Völker der Euphratländer, hierauf

die Phönizier und Israeliten an die Reihe. Kleinasien wird geographisch und historisch behandelt, die Cultur der Inder ausführlich besprochen, die Reiche der Meder und Perser übersichtlich dargestellt. Der Geschichte der Griechen und Römer geht die Geographie Griechenlands und Italiens voraus. Die Erzählung ist einfach und klar, nur die Darstellung des peloponnesischen Krieges ist in Schlagworten angedeutet. „Für den Schüler soll sein Hilfsbuch nicht zum Ärgernis werden", sagt der Verf. im Vorworte mit Recht. Ich fürchte, dass die aphoristische Darstellung des genannten Krieges manches Ärgernis erregen wird. Capitel, welche Culturgeschichtliches behandeln, sind an passenden Punkten eingeschaltet. Fehler habe ich nirgends gefunden. Da der Verf. außerdem vermeidet, sich in Kleinlichkeiten zu verlieren, so darf man sein Lehrbuch als recht brauchbar für den Unterricht in der alten Geschichte an Gymnasien und Realgymnasien bezeichnen.

Die Culturgeschichte in Hauptdaten vom Alterthum bis auf die Gegenwart. Zusammengestellt von Paul Heichen. Berlin, Verlag von H. Lüstenöder s. a. 8°, 272 SS.

Paul Heichen bietet in seinem Werkchen Geschichtstabellen mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Die Hauptdaten der Literaturgeschichte, der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen u. dgl. sind zwischen die geschichtlichen Ereignisse eingefügt. Die wichtigsten Angaben sind unterstrichen. Dass der größte Theil des Büchleins der Neuzeit gewidmet ist, wird jeder selbstverständlich finden. Die Erwähnung der Daten geschieht häufig nur mit Schlagworten, womit manchem nicht viel gedient sein wird. Im ganzen wird das Werkchen gut zu verwenden sein. Um ein Beispiel zu geben, wähle ich das Jahr 1823: „Lettern-Gieß-maschine. — Schnell-Essigfabrication — Ätzkunst auf Metall zum Abdruck (Eberhard in Darmstadt) — Platin-Feuerzeug (Döbereiner). — Portland-Cement. — Maschinen-Papierfabrik Gebr. Rauch in Heilbronn. — Repetitionsmechanik im Klavier (Sebastian Erard)".

Vielleicht hätte die Erfindung der Taschenuhren (Nürnberger Eier) aufgenommen und die einzelnen Phasen in der Entwicklung der Feuerwaffen genauer angegeben werden können. Die Babenberger erhielten Österreich 976 (nicht 974). Die Erfindung des Telephons durch Ph. Reis, der doch erst 1834 geboren wurde, steht beim Jahre 1820, wohin sie durch ein Versehen gerathen ist. Beim richtigen Jahre 1860 steht die Erfindung noch einmal, aber in kürzerer Form.

Lehrbuch für den erzählenden Geschichtsunterricht an Mittelschulen. Von Prof. Ernst Keller. Mit drei Abbildungen. Freiburg i. B., Wagner'che Universitäts-Buchhandlung 1891, 8°, 341 SS.

Mit dem Beisatze „für den erzählenden Geschichtsunterricht" will Hr. E. Keller andeuten, dass er in seinem Buche weder Ge-

schichtstabellen, noch einen kurzen Leitfaden, sondern eine aus
führliche Erzählung der Hauptereignisse der Weltgeschichte biet
Er beginnt mit der Mythologie und den Sagen der Griechen, füh
dann Lykurg und Solon und ihre Gesetzgebungen vor, erzäh
hierauf die Perserkriege, berichtet von der Glanzzeit Athens, vo
peloponnesischen Kriege, von Sokrates, Xenophon und dem macedo
nischen Weltreiche. Das Wissenswerteste aus der Gechichte ode
der Cultur der Babylonier, Ägypter und Inder ist an passende
Punkten der griechischen Geschichte einverleibt. Schwer verständ
liche Verfassungsverhältnisse, Zustände u. dgl. werden nur kur
berührt, die handelnden Personen dagegen ausführlich charakteri
siert. Der Verf. verschmähte es nicht, Sagenhaftes aufzunehmen
„Was unsere Väter erfreut und gehoben, das wird auch uns un
unseren Kindern nicht schädlich sein", sagt er in der Vorrede
Auch in der Darstellung der römischen Geschichte sind Sagen nich
vermieden. Die Geschichte des Mittelalters ist selbstverständlic
nur deutsche Geschichte; aus der Geschichte der anderen Völke
werden nur das Leben der Jungfrau von Orleans, die Ertheilun
der Magna charta und der Krieg der rothen und weißen Rose e
zählt. Verhältnismäßig viel Raum ist der Neuzeit gewidmet. E
ist verständlich, dass hier die brandenburgisch-preußische Geschicht
eingehend behandelt wird. Wie auf das jugendliche Gemüth ein
gewirkt wird, zeigen schon manche Capitelüberschriften: „Preußen
Wiedergeburt. Die Königin Luise"; „Das Gottesgericht in Russlan
1812"; „Das Volk steht auf"; „Der Sturm bricht los, Blücher
u. a. Die ganze Zeit von 1814 an wird als Zeitalter Kaiser Wi
helms behandelt. Unter dieser Überschrift stehen also auch d
Wiener Congress, die „orientalische Frage", der Aufstand d
Griechen, die Juli- und Februarrevolution, der „Deutsche Einheits
traum und das tolle Jahr". Der deutsch-französische Krieg vo
Jahre 1870 wird unter dem Titel „Die Wacht am Rhein" ausführ
lich dargestellt und bildet den Schluss des Buches.

Ich halte Kellers Buch für ein sehr gutes Lehrmittel, we
es nicht allein das Gedächtnis, sondern auch die Seelenkräfte de
Denkens, der Phantasie, des Gefühls beschäftigt und dadurch a
den Willen stärkend einzuwirken sucht. Manches Capitel wir
wahrscheinlich für das Alter, für welches das Buch geschrieben is
zu hoch sein, wie etwa der Abschnitt über den Humanismus un
Francesco Petrarca, der doch zu umständlich behandelt ist. Di
weitaus größere Zahl der Abschnitte ist jedoch ebenso leicht fass
lich, wie lebendig und anregend geschrieben. Sehr angenehm be
rührt es auch, dass das Tadelnswerte auch stets mit derben Worte
als solches bezeichnet wird. Der dritte Raubkrieg Ludwigs XI
heißt in der Überschrift: „Der Pfälzer Mordbrennerkrieg". M
Jahreszahlen ist der Verf. äußerst sparsam gewesen. Manchem wir
vielleicht in dem Buche etwas zu viel geboten sein; für den gelte
die Worte des Verf.s in der Vorrede: „Ist das Wesentliche herau

gehoben, dann mag man es den jungen Leuten getrost anheimgeben, was und wie viel sie von dem übrigen festhalten wollen oder können. Ich bin nach Maßgabe meiner Erfahrung überzeugt, dass immer noch etwas Erfreuliches haften bleibt."

Graz. F. M. Mayer.

Leitfaden der Elementar-Mathematik. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Lieber, Oberlehrer am Friedrich Wilhelm-Realgymnasium in Stettin, und F. v. Lühmann, Oberlehrer am Gymnasium in Königsberg i. d. Neumark. 1. Theil: Planimetrie. 8. Aufl. Preis 2 Mk., 80 Pf. 3. Theil: Ebene Trigonometrie, Stereometrie, Sphärische Trigonometrie, Propädeutischer Unterricht in der Körperlehre. 6. Aufl. Preis 1 Mk. 50 Pf. Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1892.

Beide Theile dieses in weiten Kreisen geschätzten Lehrbuches haben in den vorliegenden neuen Auflagen wesentliche Erweiterungen erfahren: der erste Theil durch die Aufnahme der Grundlehren von den Coordinaten und den Kegelschnitten, der dritte Theil durch die Aufnahme eines Abschnittes „Propädeutischer Unterricht in der Körperlehre".

Da die beiden Theile sonst mit Recht unverändert geblieben sind und ihre Anlage und Durchführung in den Fachkreisen mit Recht als bekannt vorausgesetzt werden kann, braucht hier nur bemerkt zu werden, dass die Grundlehren von den Coordinaten und den Regelschnitten auf 25 Seiten und einer Figurentafel den nothwendigen Lehrstoff in einer Weise bringen, welche den übrigen Capiteln des Buches entspricht und wiederum zeigt, dass die Verff. bestrebt waren, den Anforderungen, welche an ein gutes Lehrbuch gestellt werden müssen, gerecht zu werden. Jedenfalls hat der erste Theil durch diese Erweiterung an Verwendbarkeit bedeutend gewonnen. Der propädeutische Unterricht in der Körperlehre, bedingt durch die neuen Lehrpläne in Preußen, gibt nach einer kurzen Definition des Prisma und Parallelepipedons, der Pyramide, des Tetraeders und Octaeders, des Cylinders und des Kegels den Grundsatz von Cavalieri und hierauf die Berechnung des Rauminhaltes der vorerwähnten Körper und der Oberfläche des geraden Cylinders und Kegels. Den Abschluss bilden 177 Aufgaben, welchen die Resultate allein oder mit kurzen, erläuternden Bemerkungen beigegeben sind.

Der propädeutische Charakter ist dabei stets streng gewahrt worden.

Beide Theile dieses anerkannt guten Lehrbuches werden sich auch in diesen neuen Auflagen der Wertschätzung der Fachgenossen erfreuen.

Wien. Dr. Franz Wallentin.

Lehrbuch der sphärischen Trigonometrie. Nebst einer Sammlung gelöster Aufgaben. Für das Selbstudium und zum Gebrauch an Lehranstalten bearbeitet nach System Kleyer von Dr. W. Láska. Stuttgart, Julius Maier 1890. Preis 4 Mk. 50 Pf.

In diesem Lehrbuche wird beinahe ausschließlich nur die Theorie der sphärischen Trigonometrie berücksichtigt, da für die Astronomie und die theoretische sowie praktische Messkunst eigene Lehrbücher in der „Kleyer'schen Encyklopädie der gesammten mathematischen, technischen und exacten Naturwissenschaften" verfasst wurden. In diesem Lehrbuche sind durchwegs gelöste Aufgaben aufgenommen, da die Bildung ungelöster Aufgaben aus den gegebenen Zahlentafeln ohne Schwierigkeit erfolgen kann. Den Ausgangspunkt nimmt der Verf. von der dreiseitigen Ecke, ein Vorgang, der von dem Ref. stets als schulgerecht befürwortet wurde. Sehr gut ausgeführte Figuren unterstützen die Deductionen wesentlich.

Der Reihe nach werden Bemerkungen über den Begriff der sphärischen Trigonometrie und deren Geschichte, über die sphärischen Dreiecke im allgemeinen und deren Eintheilung gemacht und dann speciell zur Berechnung des rechtwinkligen sphärischen Dreieckes und zu jener des Quadrantendreieckes geschritten, dessen Theorie mittelst des Begriffes des Polardreieckes sehr leicht erledigt wird. Hier sowie im Folgenden werden die Tafeln für die aufgelösten Dreiecke gute Dienste leisten. Nun werden die allgemeinen Eigenschaften schiefwinkliger sphärischer Dreiecke sowie die Grundgleichungen derselben deduciert und eine für die Rechnung bequeme Transformation derselben vorgenommen. In dem Abschnitte über verschiedene Relationen des schiefwinkligen Dreieckes werden unter anderem die Formeln für den sphärischen Excess und das Sehnendreieck abgeleitet. Im weiteren mussten Untersuchungen über jene Dreiecke angestellt werden, deren Seiten entweder sehr klein oder nahezu 90° sind, so dass dennoch die möglichst größte Genauigkeit erreicht werden kann. Unter den betreffenden Aufgaben finden wir auch die wichtige Berechnung des Winkels aus den drei Seiten, wenn diese gegen den Radius der Kugel sehr klein sind. Den Schluss des theoretischen Pensums bildet die Deduction der Differentialformeln der sphärischen Dreiecke. Unter den gelösten Aufgaben sind erwähnenswert jene über die Transversalen im Dreiecke, über die einem Dreiecke und seinen Nebendreiecken ein- und umgeschriebenen Kreise, endlich die schönen Aufgaben über Richtungen im Raume (Coordinatentransformation), aus der Stereometrie und Krystallographie.

Wir empfehlen das Studium des vorliegenden gehaltvollen Buches allen denen, welche eine gründliche Einführung in die Trigonometrie des Kugeldreieckes anstreben und mit den belangreichsten Problemen derselben sich vertraut machen wollen.

Handbuch der mathematischen Geographie. Von Prof. Dr. Siegmund Günther in München. Mit 155 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1890. Preis 16 Mk.

Vor nicht langer Zeit wurde die kosmische Physik durch ein Werk des Verf.s des vorliegenden Handbuches bereichert, das unter dem Titel „Geophysik“ eine klare Übersicht über sämmtliche Probleme der physikalischen Geographie liefert und — was eingehende Berücksichtigung der Arbeiten auf diesem Gebiete und sachgemäße Ausnützung und präcise Darstellung derselben betrifft — kaum von einem anderen Buche übertroffen werden dürfte. Und nun, nach verhältnismäßig kurzer Zeit, erfreut uns der nimmermüde Verfasser mit einem Werke, das als ein Handbuch der mathematischen Geographie in des Wortes bestem Sinne betrachtet werden muss. In demselben tritt uns, wie in allen Schriften des Prof. Günther, die staunenswerte Belesenheit des Autors entgegen, und mit gutem Gewissen kann gesagt werden, dass Prof. Günther einer der hervorragendsten Kenner der Quellen und der Geschichte der exacten Wissenschaften ist, der es gleichzeitig versteht, in manche scheinbar zusammenhanglose Partien die richtige Sichtung zu bringen und dieselben systematisch darzustellen.

Das vorliegende groß angelegte Buch bildet einen Band der von Prof. Dr. Friedrich Ratzel herausgegebenen geographischen Handbücher, die zur Verbreitung der Errungenschaften der neuesten geographischen Forschungen wesentlich beigetragen haben und, wie kühn behauptet werden darf, auch bedeutenden Antheil an der Erscheinung haben, dass die geographische Wissenschaft heutigentages und zum Glücke derselben eine ihr gebürende Stellung im Gebiete der Wissenschaften, speciell in jenem der Naturwissenschaften einnimmt. Den Plan seines Buches fixiert der Verf. in treffender Weise mit folgenden Worten: „Es lag uns in erster Linie ob, auf dem Wege geschichtlich-methodologischer Untersuchung zu einer Fixierung des Begriffes des von uns darzustellenden Grenzgebietes zwischen Mathematik und Geographie zu gelangen, und es geschah dies in der Weise, dass der mathematischen Geographie, wie wir sie auffassen, das allgemeinste Ortsbestimmungs- oder Orientierungsproblem zur vollständigen Auflösung zugewiesen ward“. Die scharfe Auffassung der Aufgabe der mathematischen Geographie hat es dem Verf. ermöglicht, dieselbe gegen die physikalische Geographie knapp abzugrenzen: es handelt sich als erste Aufgabe der mathematischen Geographie um die Ermittlung der Gestalt und der Größe des Erdkörpers; als zweite muss ein auf oder an der als Erdoberfläche zu definierenden geometrischen Fläche gelegener Ort so fixiert werden, dass er auf dieser und in Beziehung zu ihr eindeutig bestimmt erscheint und durch Registrierung der Bestimmungsstücke jederzeit wieder aufgefunden werden kann; an dritter Stelle muss der augenblickliche Ort der Erde im

Weltraume einem als stabil bekannten eventuell existierenden Gebilde gegenüber angegeben werden.

Dem entspricht auch die Gruppierung des in dem Buche behandelten Materiales: Das erste Capitel handelt von der Gestalt und Größe der Erde, im zweiten Capitel wird die geographische Ortbestimmung auf der Erde selbst gelehrt, das dritte Capitel umfasst das Studium der Erde als eines im Raume bewegten Körpers. Mit vollem Rechte betont der Verf. des vorliegenden Handbuches, dass eine klare Vorstellung von den geodätischen Arbeiten für den Geographen unbedingt nothwendig sei, da er es verstehen muss, dereinst als Lehrer nicht bloß historisch zu schildern, wie man zu den genauesten Maßen für die Dimensionen der Erde gelangt, sondern auch die Messungsmethoden selbst in einer für den Standpunkt seiner Schüler geeigneten Weise zu erläutern. Aus ganz demselben Grunde befürwortet Prof. Günther die Berücksichtigung der wesentlichsten astronomischen Forschungen seitens des Geographen; nur dann ist eine allgemeine Auflösung des Ortbestimmungsproblemes, welche ohne Zweifel angestrebt werden muss, ermöglicht. Die Einführung in die Beobachtungskunst im allgemeinen und in die Instrumentenkunde im besonderen wird vom Verf. des Handbuches nicht angestrebt, ebenso wurden die eigentlichen Probleme der Kartographie aus dem Bereiche desselben ausgeschlossen. Dasselbe gilt von einer ausführlichen Bezugnahme auf die Aufgaben der wissenschaftlichen Nautik, welche nur in den wesentlichsten und nothwendigsten Fällen berücksichtigt wird. Dies ist im großen und ganzen das Gebäude der Grundsätze, welche den Verf. bei Abfassung seines Werkes, einer in jeder Beziehung bedeutungsvollen und bemerkenswerten Schrift, leiteten.

Nach einer sehr gehaltvollen methodologisch-bibliographischen Einleitung, in welcher unter anderen Fragen die scharfe Begriffsscheidung zwischen mathematischer Geographie und Geographie überhaupt vorgenommen wird und die Stellung der mathematischen Geographie im Gesammtorganismus der Wissenschaft die richtige Beleuchtung erfährt, wendet sich der Verf. zu den Forschungen über die Gestalt und Größe der Erde, wobei zunächst die ältesten Anschauungen über die Gestalt des Erdkörpers hervorgehoben werden. Im weiteren werden die Versuche erläutert, welche zur Bestimmung der Gestalt des Himmelsgewölbes dienten, ferner wird die scheinbare Umdrehung der Himmelskugel, die Eintheilung des Horizontes besprochen und sodann werden die Erfahrungen über die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Fixsterne einer sachgemäßen Erläuterung unterzogen. In dem folgenden Abschnitte (Die Principien der astronomischen Beobachtungskunde in ihrer geschichtlichen Entwicklung) finden wir in der anziehendsten Weise die in älteren Zeiten gebrauchten Beobachtungsinstrumente ausführlich beschrieben, durch sachliche und schematische Figuren dem Leser

vorgeführt und deren Vervollkommung bis auf die neueste Zeit fort geführt. Besondere Sorgfalt wurde der Theorie und Praxis des Theodolithen gewidmet. Einen eigenen Abschnitt nehmen die Darstellungen der Spiegel- und Prismeninstrumente ein. Nun folgen die in der mathematischen Geographie am meisten vorzunehmenden Rechnungen; hier werden die merkwürdigen Kreise und Punkte der Himmelskugel, sowie die in der astronomischen Geographie in Anwendung stehenden Coordinatensysteme besprochen. Der nächste Abschnitt handelt von den Grundlagen der Zeiteintheilung und Zeitmessung, wobei auch die verschiedenen Instrumente zur Ermittlung der wahren Sonnenzeit die gebürende Beachtung finden. Alle jene Erscheinungen, welche sich bei Änderung des Beobachtungsstandpunktes ergeben, werden zusammengefasst und dadurch die Einsicht vermittelt, dass die Erde eine im Raume frei schwebende Kugel ist, deren Größe nach verschiedenen älteren und neueren Methoden bestimmt werden kann. Ausführlich behandelt der Verf. die Methoden zur Messung der Erdgröße und kommt nach Beschreibung der älteren Methoden zur Betrachtung der Gradmessungsmethode von Snellius, zur Triangulierungsmethode von Snellius und zu jener von Kepler, welche die älteren Versuche der Erdmessung abschließt. Die Consequenzen aus der Kugelgestalt der Erde werden im Folgenden gezogen. Hier sind die Abschnitte über Zeitgewinn und Zeitverlust beim Umwandern der Erde, über die Datumsgrenze, die Orts- und Weltzeit zu nennen, die allgemeines Interesse beanspruchen und deren Darstellung so gehalten ist, dass manche etwa noch bestehende Unklarheit in diesem Gegenstande vollkommen entfernt wurde. Die folgenden Erörterungen beziehen sich auf die Lehrmittel der mathematischen Geographie und auf den Gebrauch der Globen; auch hier tritt die historische Behandlung des Gegenstandes in den Vordergrund. Die auftauchenden Zweifel an der Kugelgestalt der Erde veranlassten neue Erdmessungen, welche durch jene von Picard inauguriert wurden; auch die Pendelbeobachtungen waren Veranlassung zur Entwicklung der Ansicht, dass die Erde in der Gegend der Pole abgeplattet, hingegen in der Äquatorebene aufgetrieben sei. Mit den theoretischen und empirischen Beweisen für die sphäroidale Gestalt der Erde befasst sich der Verf. im weiteren und gibt in diesem Abschnitte ein äußerst fesselndes Bild der Gradmessungen, zieht aus den diesbezüglichen Ergebnissen die mathematischen Folgerungen und zeigt wie aus einer Anzahl von Gradmessungen die Erdgröße und Erdgestalt berechnet werden kann. Es konnte nun auch die Frage beantwortet werden, welche Kugel dem Erdsphäroid substituiert werden kann, ebenso war es möglich, Folgerungen auf mathematischem Wege aus der nicht sphärischen Erdgestalt zu ziehen und die Distanz zweier Punkte eines Sphäroides zu ermitteln. Die Bestrebungen der mitteleuropäischen Gradmessung, deren Ergebnisse sowie die Ausgestaltung zur europäischen Gradmessung finden wi

in den folgenden Abschnitten angegeben. Ein Stück Geophysik finden wir dem Abschnitte „Physikalische Argumente zu Gunsten der sphäroidischen Hypothese" einverleibt. Es werden die Schwer- und Fliehkraftsverhältnisse auf der kugelförmigen und ellipsoidischen Erde betrachtet und den weiteren Betrachtungen das Theorem von Clairaut zugrunde gelegt. Sehr lesenswert finden wir den Abschnitt über die Pendelmessungen. Schwierigere mathematische Forschungen machte die Betrachtung der Erde als Gleichgewichtsfigur nothwendig und es konnte nur auf die Grundzüge dieser Theorie eingegangen werden. Die Unmöglichkeit, die geodätischen Ergebnisse mit den durch physikalische Beobachtung erhaltenen zu vereinbaren, machte Aushilfshypothesen erforderlich, deren Erörterung im Folgenden gegeben wird. Weiterhin wird die Theorie der Attraction entwickelt, um von derselben bei der Berechnung des Potentiales der Erde den erforderlichen Gebrauch machen zu können und die Erkenntnis der wahren Erdgestalt anzubahnen. Nachdem im Folgenden die Untersuchungen über das Geoid, als jene Fläche, welche die Eigenschaft besitzt, dass ein gleiches Maß von mechanischer Arbeit aufgewendet werden muss, um einen schweren Körper vom Mittelpunkte der Erde aus bis zu irgend einem der unendlich vielen Punkte jener Fläche heranzubringen, dargelegt worden sind, wird die Verallgemeinerung des Theoremes von Clairaut gezeigt und dargethan, dass das Geoid mit einem abgeplatteten zweiachsigen Ellipsoide in engste Beziehung gesetzt werden kann. Die punktweise Bestimmung des Geoides, wie dieselbe von Bruns gezeigt wurde, wird nun des näheren betrachtet.

Im zweiten Capitel (Geographische Ortsbestimmung auf der Erde selbst) untersucht zunächst der Verf., inwieweit für Fragen der Ortsbestimmung die Abweichung der Erde von der Kugelgestalt in Betracht zu ziehen ist. Eingehend behandelt dann der Verf. das Problem der astronomischen Strahlenbrechung, wobei er ausführlich der Geschichte desselben Erwähnung thut. — Die Methoden zur Höhenmessung (geometrisch-nivellitische, trigonometrische, barometrische und thermometrische Hypsometrie) werden mit steter Bezugnahme auf die entsprechenden Instrumente auseinandergesetzt. Daran schließen sich Angaben über die Methoden zur Bestimmung der geographischen Breite und über jene zur Zeit- und Längenbestimmung.

Im dritten Capitel des Buches wird die Erde als bewegter Körper im Raume betrachtet und das Problem der Parallaxenbestimmung in der größten Allgemeinheit aufgenommen. Von großem Interesse fanden wir die gediegenen Erläuterungen der Weltsysteme des Alterthums, der Vermittlungssysteme des Mittelalters und der Neuzeit, des heliocentrischen Systems des Koppernicus. Aus denselben werden jene Folgerungen gezogen, welche auf die wichtigsten astronomischen Erscheinungen bezugnehmen; dabei wird der Gegensatz zwischen der ptolemäischen und koppernika-

nischen Anschauung fortwährend im Auge behalten. In diesem Abschnitte finden wir eine sachkundige Erörterung der Mondphasen der Sonnen- und Mondesfinsternisse, der Entstehung der Jahreszeiten; an der Hand der gewonnenen Begriffe wird eine schärfere Fassung der Zeiteintheilung vorgenommen und die Planetenbewegung nach der koppernicanischen Anschauung dargestellt. Die Beweise für die tägliche und jährliche Bewegung der Erde, wie sie die späteren Zeiten erdachten, werden nun in anziehender Weise vorgeführt und es wird in diesem Abschnitte auch der Physiker vom Fache mancher fesselnden Darstellung begegnen. Die Vervollkommnungen des koppernicanischen Lehrsystemes durch Kepler und Newton, die gegenseitigen Störungen der Himmelskörper, die periodischen und unperiodischen Bewegungen der Erdachse, die Präcession und Nutation, die Fortbewegung des Sonnensystems im Raume bezeichnen Abschnitte, welche, schon mehr im Gebiete der Astronomie, als in jenem der mathematischen Geographie liegend, zum Verständnisse der Lehren der letztgenannten Wissenschaft als erforderlich in den Rahmen des Buches einbezogen wurden und demselben die nothwendige Abrundung verleihen.

So haben wir dem Leser ein Bild des reichen Inhaltes des vorliegenden Buches gegeben, das so wie alle Arbeiten des Prof. Günther überaus klar und gründlich gearbeitet ist. Durch die vielen Citate, welche dem Buche beigegeben sind, wird dasselbe der Anregung genug bieten und dem mathematischen Geographen bei seinen Arbeiten deshalb als Nachschlagebuch ein wertvoller Behelf sein. Wir stimmen einer Bemerkung Geistbeck's vollkommen bei, welcher das vorliegende Buch als das vielleicht bedeutendste Werk auf dem Gebiete der mathematischen Geographie bezeichnet. Druck und Ausstattung sind trefflich und lassen keinerlei Wünsche übrig.

Etymologisches Wörterbuch der Mathematik und Naturwissenschaften für die oberen Classen höherer Lehranstalten zusammengestellt von Albrecht Schwidtal. Kattowitz, G. Siwinna 1890.

Das vorliegende Wörterbuch enthält auf wenigen Seiten Worterklärungen aus dem Gebiete der Physik, Chemie, Mineralogie und mathematischen Geographie und ist zum Gebrauche für die Schüler höherer Lehranstalten bestimmt. In der Einleitung finden wir einige Bemerkungen, die auf die Aussprache griechischer Wörter Bezug nehmen und damit erreicht der Verf. den Zweck, dass das Büchlein auch von solchen Schülern gebraucht werden kann, welche kein Griechisch lernen. Die kleine Schrift wird sich jedenfalls nützlich erweisen, da die richtige Deutung eines Wortes einen großen Einfluss auf das Verständnis des Gegenstandes hat, in welchem dieses Wort eine Rolle spielt.

Wir können das Büchlein nur bestens empfehlen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Bemerkungen zu Drbals Lehrbuch der Logik mit Rücksicht auf den Logikunterricht am Gymnasium.

Auf dem IV. deutsch-österreichischen Mittelschultage wurde ich von der Section für philosophische Propädeutik ersucht, meinen Vortrag „Bemerkungen zur Behandlung der Syllogistik am Gymnasium“ ausführlich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu veröffentlichen. Indem ich diesem Wunsche nachkomme, sehe ich mich mit Rücksicht auf die Lage der Dinge veranlasst, denjenigen Theil des Vortrages zuerst zu veröffentlichen, der nur als Anhang beigegeben war und den Zweck hatte, eine Änderung in dem Lehrbuche der Logik wenigstens dort als nothwendig nachzuweisen, wo das Lehrbuch von Drbal im Gebrauche ist. Lassen schon die drei Lehrbücher[1]), Drbal, Lindner und Konvalina, unter denen das letzte unbedingt den Vorzug verdient, sehr viel zu wünschen übrig, was gewiss auf den Unterricht nur nachtheilig einwirken kann, so ist derselbe noch mehr gefährdet, wenn der Lehrer infolge zu engherziger Auffassung der Norm, sich möglichst an das Lehrbuch zu halten, an ein Lehrbuch gebunden ist, das mit so vielen Mängeln behaftet ist. Liegt nun überdies noch der Unterricht in der Hand eines Lehrers, der weder Lust noch Liebe, oft auch nicht das nöthige Wissen hat, da er eben nicht Fachmann ist, und fast nach dem Grundsatze „mit dem Amte kommt der Verstand“ mit dem Unterrichte in der philosophischen Propädeutik betraut wird, so ist es wohl nicht zu wundern, wenn die dabei erzielten Resultate in keinem Verhältnisse zur kostbaren Zeit stehen, die hierauf verwendet wird. Das schwächste unter den drei alten approbierten Lehrbüchern der Logik ist wohl die „Propädeutische Logik“ von Drbal. Im Interesse des Unterrichtes und mit Rücksicht auf das ausdrückliche Verlangen, meine wenigen auf dem Mittelschultage gemachten Bemer-

---

[1]) Das Lehrbuch von Pokorny ist wohl nicht in Rechnung zu ziehen, da es ja nur an einer einzigen Anstalt, und zwar an der des Verfassers, eingeführt ist.

kungen ausführlich zu veröffentlichen, werde ich die hervorragends
Gebrechen dieses Buches in gedrängter Kürze anführen.

Schon der erste Satz, den der Schüler in der Logik kennen l
ist eine falsche Definition; er lautet: »Unter Vorstellung im logis
Sinne versteht man alles das, was als Bestandtheil in einem Urtl
vorkommen kann, ohne für sich ein Urtheil zu bilden.« 1. Als g
proximus fungiert »alles das«; 2. kommt darin der Begriff Urtheil
der dem Schüler noch völlig unbekannt ist; 3. enthält die Definition
negative Bestimmung (»ohne für sich ein Urtheil zu bilden«); 4. ist
Definition zu weit, da in einem Urtheile auch Partikeln vorkom
können, die gewiss auch Drbal nicht zu den Vorstellungen rechnete.

§. 5 heißt es: »Jede Vorstellung, worin Merkmale gedacht werc
die mehreren zusammengehörigen Vorstellungen gemein sind, heißt Begri
Es gibt zahllose Vorstellungen, welche Merkmale gemeinsam haben,
aber nicht unter einen Begriff gehören, abgesehen von dem *ὕστε*
πρότερον; denn die Vorstellungen sind eben zusammengehörig, weil
gleiche Merkmale haben.

§. 6 enthält die unpassende Definition: »Das Urtheil ist die Fo
der Verknüpfung oder Trennung zweier Begriffe« (s. Instructionen S. 30
die durch die Tropen »Verknüpfung« und »Trennung« nichts weiter
eine nichtssagende Redensart ist. Überdies ist sie schon an und für s
unrichtig, da sie einerseits zu weit, andrerseits zu eng ist; denn z.
auch die Vorstellung »befiedertes Thier« ist eine Verknüpfung von B
griffen, aber doch kein Urtheil; hingegen sind durch die Bestimmu
»zweier Begriffe« sämmtliche zusammengesetzte Urtheile ausgeschloss
Vergleicht man nun diese drei Definitionen, so findet man, dass sich d
Definition der Vorstellung auf das Urtheil, die des Urtheiles auf d
Begriff, die des Begriffes auf die Vorstellung stützt; und somit wäre d
Schüler über die Grundbegriffe der Logik glücklich hinweggetäuscht.

Die nun (§. 25—29) folgende Behandlung des Begriffes geht kau
über die primitivste Classification hinaus; von einer nur einigermaß
eingehenden Demonstration der Begriffsverhältnisse, Behandlung v
Relationsbegriffen u. dergl. (Instr. S. 301) findet sich keine Spur. D
Inhalt des Begriffes ist sozusagen mit der Verweisung auf die äußer
magere und zusammenhangslose Behandlung der Merkmale abgethan.

Die wichtigen Operationen der Determination und Abstractio
(Instr. S. 301) werden (§. 22) getrennt von der Entstehung der Begriff
welche §. 5 kurz angedeutet wurde, nur vorübergehend erwähnt.

§. 27 ist überschrieben: »Identische und äquipollente Begriffe
Der Paragraph beginnt: »Zwei Begriffe von völlig gleichem Inhalte heiße
identische ....« Im Zusatze heißt es dann: »Zwei Begriffe A und
die völlig einerlei (identisch) wären, sind logisch (nicht aber psych
logisch) unmöglich.« — Aber dennoch spricht Drbal in der Logik v
identischen Begriffen. Gleichzeitig bietet der Abschnitt ein sehr instru
tives Beispiel; es heißt: »Ein mathematisches Beispiel[1]) hat man a
$2^4 = 4^2$, $3^4 = 4^3$!«

[1]) Nämlich für äquipollente Begriffe.

Was die Behandlung der Urtheile betrifft, so beschränkt sie sich (§. 42—60) fast nur auf eine Erläuterung der Kant'schen Eintheilung derselben, die zwar wohl für die Relation, aber für Qualität und Quantität nicht durchgeführt ist, die Modalität wird überhaupt sehr stiefmütterlich behandelt. Übrigens ist die Eintheilung rücksichtlich der Relation in „kategorische, hypothetische und disjunctive“ unzulässig, da das letzte Glied von den beiden andern nicht ausgeschlossen ist; nicht viel besser sieht es bei der Qualität mit den sogenannten „unendlichen“ Urtheilen aus. Infolge dessen ist auch die ganze Behandlung der Urtheile rücksichtlich der Relation (§. 46–48) verworren. Während nach Tabelle 3 in §. 54 die disjunctiven Urtheile als eine eigene Art neben den kategorischen und hypothetischen erscheinen, werden sie in den obgenannten Paragraphen als eine bestimmte Art der kategorischen Urtheile behandelt; denn es heißt §. 46: „Zusammengesetzte kategorische Urtheile: *a*) Conjunctive Urtheile. §. 47: *b*) Copulative Urtheile. §. 48: *c*) Divisive und disjunctive Urtheile.“ Überdies werden §. 46 gegen Ende zusammengesetzte Urtheile, deren Prädicatsbegriffe mit „weder — noch“ verbunden sind, als „conjunctive negative Urtheile“ bezeichnet, im §. 48 als „divisive oder disjunctive in verneinender Form“ aufgefasst.

Im §. 33 heißt es gegen Ende: „Der Begriff „Kreis“ und die Merkmale „überall gleichweit von einem Punkte entfernt sein“ zusammengenommen müssen ganz identisch sein.“ Das Beispiel bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung.

Sehr sonderbar ist das Beispiel im §. 35, 3. Es soll die Ungiltigkeit des Begriffes „halbschuldig“ als eigener Begriff neben „schuldig“ und „nicht schuldig“ nachgewiesen werden. Anstatt diesen Begriff als nicht existierend darzuthun, wird er als vorhanden angenommen und ganz willkürlich unter den Begriff „nicht schuldig“ eingereiht. Es ist nicht möglich, sich bei jedem Beispiele in eine nähere Erörterung einzulassen, aber dass der dort eingeschlagene Weg und das Resultat absolut unrichtig ist, leuchtet wohl ein.

An bedenklicher Ungenauigkeit des Ausdruckes leidet das Beispiel §. 44: „Wenn zwei Gerade parallel sind, so sind die Wechselwinkel gleich.“ — Eine ähnliche Nachlässigkeit des Ausdruckes findet sich §. 58, Regel II: „Zwei conträre Urtheile können 1. nicht beide wahr, aber beide falsch sein.“ also 2.?

Geradezu unrichtig heißt es §. 67 in der 4. Zeile „Qualität“ statt „Quantität“.

Eine Berücksichtigung von Objectsverhältnissen, von Perioden — mit Ausnahme einer äußerst „formalen“ Behandlung der hypothetischen Perioden —, der Evidenz der Urtheile, der Wechselbeziehung zwischen Urtheil und Satz (Instr. S. 302) findet nicht statt.

Die Behandlung der Schlüsse besteht in nichts anderem als in jener althergebrachten Ableitung und Ausspinnung der Figuren des einfachen kategorischen Schlusses und der möglichen Arten zweigliedriger Schlussketten (Instr. S. 302).

Die Regeln sind vielfach ungenau oder geradezu unrichtig.

§. 72 heißt es: „Sie (Conversion und Contraposition) unterscheiden sich dadurch, dass bei letzterer außer der Umstellung des Subject- und Prädicatbegriffes auch noch eine Veränderung der Qualität stattfindet und zugleich in den Prädicatbegriff die Negation aufgenommen wird.“ Das ist eine derart ungenaue Ausdrucksweise, dass sich der Schüler unbedingt keine richtige Vorstellung machen kann, sondern vielmehr denken muss, dass in den neuen Prädicatsbegriff die Negation aufgenommen wird.

§. 75 heißt es: „Die Umkehrung“ (soll heißen „Conversion“) „des besonders bejahenden Urtheils ist demnach eine Umkehrung mit unveränderter Quantität.“ Diese Behauptung involviert eine grelle Inconsequenz, da sonst durchwegs das Verhältnis der Über-, beziehungsweise Unterordnung neben dem der Umfangskreuzung berücksichtigt wird; demzufolge erscheint eben auch eine veränderte Quantität. Der Zusatz: „Vom Standpunkt der Logik folgt nicht mehr und deshalb ist dies die allgemeine Regel“, ändert nichts, sondern erhärtet nur noch mehr die Inconsequenz.

§. 79 heißt es: „Das allgemein verneinende Urtheil lässt sich nur verändert contraponieren.“ Demnach sind Urtheile, in denen Subjects- und Prädicatsbegriff im contradictorischen Gegensatze stehen, ganz unberücksichtigt.

§. 94 enthält in der dritten Reihe als Prämissen für einen giltigen Schluss das Schema JJ, also particulären Ober- und Untersatz.

§. 97 heißt es am Ende: „Demnach fallen von den 8 Fällen, die durch die Regeln sub §. 89—94 nicht eliminiert wurden, die Fälle JE u. s. f. weg“, wie wenn nicht schon §. 93 der Wegfall der Form JE für alle Figuren dargethan worden wäre.

Die Beispiele scheinen — abgesehen von ihrer innern Wertlosigkeit — nur für die Regeln „gemacht“ zu sein, soweit sie nicht unrichtig oder wenigstens höchst eigenthümlich sind.

So enthält §. 81 das letzte Beispiel eine sonderbare Moral; es heißt: „Zuweilen, wenn die Schüler nur oberflächliche Kenntnisse aus den alten Sprachen haben, wird es nicht strenge untersagt, sich auf die Lehrstunde aus Übersetzungen vorzubereiten!“

§. 108 ist Beispiel 2 ungenau: „Wenn zwei Dreiecke gleiche Höhen und gleiche Grundlinien haben, sind sie „flächengleich“; diese zwei Dreiecke haben gleiche Höhen und gleiche Grundlinien; also sind diese zwei Dreiecke „gleich“.“ Ebenso das 4. Beispiel: „Wenn jemand einen Menschenmord absichtlich begangen hat, so ist er eines schweren Verbrechens schuldig. Nun aber hat er einen Mord begangen usw.“ Wenn sich auch der sonderbare Begriff „Menschenmord“ mit dem Begriffe „Mord“ deckt und im Begriffe „Mord“ der Begriff „absichtlich“ enthalten ist, so ist eine derartige Ungenauigkeit am allerwenigsten in der Logik gestattet.

§. 109 sind die Schemata:

I. Wenn A gilt, so gilt B nicht;
Nun gilt A;
Also gilt B nicht.

II. Wenn A gilt, so gilt B nicht;
Nun gilt B;
Also gilt A nicht.

Dann heißt es im letzten Abschnitte: »Drückt der Obersatz nicht eine allgemeine und nothwendige Verbindung zwischen der Bedingung und dem Bedingten aus, so kann auch nicht allgemein und nothwendig daraus geschlossen werden. Beispiele: 1. Zuweilen, wenn ein Gewitter ist, schlägt es ein; nun ist aber ein Gewitter, also ist es wahrscheinlich, dass es einschlagen werde. 2. Wenn Abendröthe ist, so wird oft (einigemal) der folgende Tag heiter; nun aber tritt die Abendröthe ein, also ist es wahrscheinlich, dass der folgende Tag heiter sein werde. 3. Zuweilen, wenn das Barometer steigt, wird es schön; nun ist es aber nicht schön; also ist es wahrscheinlich, dass das Barometer nicht gestiegen.« — Vor allem ist kein Obersatz nach einem der beiden angegebenen Schemata, da alle drei bejahend sind, während die beiden Schemata verneinende Obersätze haben; zudem decken sich die Begriffe »zuweilen«, »oft«, »einigemal« nicht mit dem Begriffe »wahrscheinlich«.

§. 110 ad I a heißt es: »Wenn es Vollmond ist, so sind die Nächte hell; wenn der Mond mit Sonnenuntergang aufgeht, so ist es Vollmond; wenn also der Mond mit Sonnenuntergang aufgeht, so sind die Nächte hell.« Infolge der ungenauen Ausdrucksweise im Obersatze erhält man einen Schlussatz von zweifelhafter Giltigkeit. — ad III b heißt es: »Zuweilen donnert es, wenn es regnet; immer, wenn es regnet, wird es nass; zuweilen, wenn es nass wird, donnert es nicht.« Dieses Beispiel soll für Bocardo dienen; es fehlt jedoch im Obersatz die Negation, während sie im Schlussatze erscheint.

§. 111 heißt ad I, 1 das zweite Beispiel: »Sowohl Gold, als Silber usw. kurz alle Metalle, die schwerer sind als Wasser, untersinken im Wasser; Platin ist ein Metall, das schwerer ist als Wasser, folglich untersinkt Platin im Wasser.« Abgesehen von dem sprachlich originellen Ausdruck untersinken soll dies ein Beispiel für einen conjunctiven Schluss nach Barbara oder Darii sein.

ad II, 2. »Zu den passiven Affecten gehören weder angenehme Überraschung, noch Lustigkeit, Entzücken, Muth, Zorn, Groll, Ärger, Ingrimm, Bewunderung, Begeisterung; alle die eben genannten sind active Affecte usw.« Dies soll ein Schluss nach Cesare sein, hat aber im Ober- und Untersatze den Mittelbegriff an erster Stelle.

§. 112 ist die Form III, 2

$$\text{»Entweder alle } A \text{ oder alle } B \text{ oder alle } C \text{ sind } P$$

$$\frac{\text{Weder} \begin{Bmatrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{Bmatrix} A \text{ noch} \begin{Bmatrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{Bmatrix} B \text{ noch} \begin{Bmatrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{Bmatrix} C \text{ sind } S}{\text{Einige } S \text{ sind nicht } P.\text{«}}$$

Dieses gäbe die Modi $\frac{\begin{matrix} MaP \\ MoS \end{matrix}}{SoP}$, $\frac{\begin{matrix} MaP \\ MeS \end{matrix}}{SoP}$, welche beide für die dritte Figur nicht vorkommen.

Zu I, 1 heißt das zweite Beispiel: »Sowohl Merkur, als Venus, als Erde, Mars, die Asteroiden, Juppiter, Saturn, Uranus, Neptun bewegen

sich von Westen nach Osten um die Sonne. Alle Planeten unse
Sonnensystems sind: Merkur, Venus, Erde, Mars, die Asteroiden, Juppi
Saturn, Uranus, Neptun usw.« Dieser Schluss soll als Beispiel für ei
disjunctiven Untersatz gelten; zudem ist der Ausdruck »alle Planet
sprachlich unrichtig.

Die Beispiele zu II, 1 heißen: »Jeder Sinn ist entweder Gesic
oder Gehörs- oder Geruchs- oder Geschmacks- oder Tastsinn; der
schlechtstrieb gehört zu keiner dieser fünf Arten, also ist der Geschlec
trieb kein Sinn.« — »Jedes Urtheil ist entweder wahr oder falsch;
ist jeder Begriff weder das eine noch das andere; folglich
kein Begriff ein Urtheil.« — Das erste ist sprachlich unrichtig im O
satze, das zweite logisch unrichtig im Untersatze.

Die beiden Beispiele zu III, 1 heißen: »Gold, Silber, Platin, Ku
usw. sind Metalle; Gold, Silber, Platin, Kupfer usw. sind gute Leiter
Elektricität; also sind einige gute Leiter der Elektricität Metalle.«
»Das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack und der Tast
sind mannigfachen Täuschungen unterworfen; sowohl Gesicht als Ge
usw. sind Sinne; alle Sinne also sind mannigfachen Täuschungen un
worfen.« Es sind beide unrichtig, da sie für das Schema dienen sol

Entweder alle A oder alle B oder alle C sind P

$$\text{Sowohl} \left\{ \begin{matrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{matrix} \right\} A \text{ als } \left\{ \begin{matrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{matrix} \right\} B \text{ als } \left\{ \begin{matrix} \text{alle} \\ \text{einige} \end{matrix} \right\} C \text{ sind } S$$

Einige S sind P.

Das Beispiel zu III, 2 heißt: »Gold, Silber und Platin sind
Metalle; weder Gold, noch Silber, noch Platin werden im regulinisc
Zustande vom Essig angegriffen; kein edles Metall wird im regulinisc
Zustande vom Essig angegriffen.« Das Beispiel stimmt nicht mit
Schema, das übrigens bereits für die dritte Figur als unrichtig na
gewiesen wurde.

§. 114 heißt das Schema I:

»Wenn P wäre, so müsste entweder A oder B sein;
nun ist weder A noch B;
folglich ist auch P nicht.«

Das zweite Beispiel hiezu heißt: »Wenn man Wahrsagern glau
sollte, so müsste man ihnen entweder das Gute oder das B
glauben; nun kann man ihnen weder das Gute noch das Böse glaub
also kann man den Wahrsagern nicht glauben.« Der Obersatz ist
bedingt falsch.

Das Schema II heißt:

»Wenn P wäre, so wäre weder A noch B;
nun ist entweder A oder B;
folglich ist P nicht.«

Das zweite Beispiel hiezu heißt: »Wenn die Sonne ein Pl
wäre, so könnte sie weder andere Weltkörper in dem Grade erleucht
noch selbst immer als ganze Scheibe erscheinen; nun erleuchtet sie
der That andere Weltkörper und erscheint immer als ganze Schei
also ist sie kein Planet.« — Es ist im Untersatze falsch, da er k
Disjunction enthält.

Nun folgt von §. 119—123, das sind neun Seiten, eine ganz verkehrte Spielerei mit zweigliedrigen Schlussketten, die sich jeder Kritik entzieht. Es dürfte wohl kaum je ein Lehrer so naiv gewesen sein, diese Partie nach Drbal zu behandeln.

Die Behandlung der Definition geschieht §. 129—131 ohne die geringste Vorbereitung, die doch für diesen wichtigen und schwierigen Theil der Logik unerlässlich ist; denn das, was der Schüler aus dem Lehrbuche über den Inhalt der Begriffe gelernt hat, ist, wie schon früher bemerkt, so viel wie nichts; nicht viel mehr erfährt er von der Definition, abgesehen davon, dass diese wohl nach der Behandlung des Inhaltes, wie die der Eintheilung nach der des Umfanges ihren natürlichen Platz hätte. Dabei ist die Namenerklärung §. 130 sehr stiefmütterlich behandelt, indem nur zu den paar Schlagworten, wie „bloße Wörter und Wortfügungen“, einige spärliche Beispiele angeführt werden. — Im Zusatze 2 wird behauptet, dass alle verneinenden Erklärungen zu den Namenerklärungen gehören. Als Beispiele werden angeführt: „Ein Urtheil ist die Aussage, dass etwas ist, oder nicht ist.“ — „Ein Punkt ist dasjenige, was keine Ausdehnung hat.“ — Sowohl Behauptung als Beispiele richten sich selbst.

§. 132 trägt die sonderbare Überschrift: „Mit der Definition verwandte Arten.“ — Abgesehen davon, dass dieser Abschnitt mitten in die Behandlung der Realdefinition eingeschoben ist, wird von keiner dieser „mit der Definition verwandten Arten“ eine derartige Erklärung gegeben, dass sich der Schüler eine richtige Vorstellung davon machen könnte.

§. 133, 1 heißt das zweite Beispiel für eine analytische Erklärung: „Ebene ist eine Ausdehnung in die Länge und Breite, ohne bestimmte Begrenzung.“ — Diese Definition bedarf wohl keines Commentars.

§. 140, 1 heißt es unter den Beispielen: „Zu eng ist die Eintheilung der Urtheile in kategorische und conjunctive.“ — Diese Eintheilung ist nicht zu eng, sondern verworren, da das fundamentum divisionis nicht festgehalten ist. Die an dieser Stelle gegebene Eintheilung der Gefühle in „moralische, ästhetische und intellectuelle, religiöse und rechtliche“ stimmt nicht mit der vom Verfasser in seinem Lehrbuche der Psychologie gegebenen, abgesehen davon, dass es nicht schlechtweg „Gefühle“, sondern „qualitative Gefühle“ heißen soll.

Weiters heißt es: „2. Der angenommene Eintheilungsgrund muss erschöpfend sein und bis ans Ende festgehalten werden, widrigenfalls wird die Eintheilung verworren.“ Verworren ist die Eintheilung nur, wenn der Eintheilungsgrund nicht festgehalten wird; wenn er nicht erschöpfend ist, so ist die Eintheilung zu eng. — Das hiezu gehörige Beispiel ist ebenfalls nicht zutreffend, es heißt: „So ist die Eintheilung der Dreiecke in recht-, schief-, spitz- und stumpfwinkelige verworren zu nennen.“ — Es sind nicht zwei Eintheilungsgründe in diesem Sinne, sondern es ist eine Untereintheilung angefügt.

§. 141 steht als Beispiel einer Disposition: „(Nachgiebigkeit.) Immer sei der Mensch nachgebend wie das Rohr, nicht unbiegsam wie die Ceder.“

1. Worin besteht die Nachgiebigkeit. 2. Worin
starrigkeit)! — Ebenso lehrreich ist die Dispo
in ihrem dritten Punkte: »III. Wie gelangen
1. Durch Beobachtung unser selbst und ander
samkeit auf unsere Gesinnungen und Handlu
Vergleichung zwischen uns und anderen, die
sind als wir.«! — Einen zum mindesten eig
auf den Schüler mag die etwas drastische Be
gegen Ende) über die »inductive Methode ma
während von dem unwissendsten Baue
dankenlosesten Schuljungen, ja von d
angewendet. ...... Der Säugling selbst wi
stimmt, von seiner Mutter oder Amme
Vater Milch zu erwarten.«

Mit dieser in einem Schulbuch gewiss
merkung will ich meine unerquickliche Samml

Unwillkürlich drängt sich die Frage au
dass dieses Lehrbuch noch an 19 Anstalten
Die Beantwortung dieser Frage ist wohl sehr e
welch verschiedene Verhältnisse bei der Einf
eines Lehrbuches maßgebend sind; besonders v
dabei vielleicht nicht vereinzelt in oberfläc
werden. Man nimmt eine Anzahl Programm
welches Lehrbuch an dem größeren Theil ders
und das wird eingeführt. Freilich ist dies fü
von der Logik versteht, dass er sich selbst n
jede Unterrichtsstunde vorbereitet, das einzige
diesem Vorgange noch seine Anerkennung zol
ganz willkürliche Anzahl von Programmen zug
bei einer gewissenhaften Durchsicht der Pr
Lindner kommen, womit wenigstens das g
nicht so häufig in die Lage gesetzt ist, die Sc
buches aufmerksam machen zu müssen. Wenn
buch von Lindner im allgemeinen von Verstö
es doch nicht den wissenschaftlichen Anford
derartiges Lehrbuch zu stellen nicht bloß
pflichtet ist, wenn die Zeit, welche der Logi
zugewiesen ist, nicht durch zwecklose Tändele
Gegen diese Behauptung scheinen nun frei
Lindners Lehrbuch der Logik ist an 41, Drb
Konvalinas an 9, Behakers an 5, Pokornys an
Demnach steht Lindner weit voran, auch Drb
Bedeutendes. Doch darf man daraus noch kei
des Buches ziehen. Lassen wir diesen Zahlen

---

[1]) Die Psychologie würde in so manc
Auslese gewähren.

sprechen. Betrachtet man das Verhältnis, in welchem die Lehrbücher bei geprüften, beziehungsweise ungeprüften[1]) Lehrern im Gebrauche sind, so stellt sich dasselbe folgendermaßen dar[2]): Lindner wird an 23 Anstalten mit geprüften, an 18 mit ungeprüften Lehrkräften (also 43·9% ungeprüft), Drbal an 10 mit geprüften, an 9 mit ungeprüften (also 47·3% ungeprüft), Höfler an 12 mit geprüften, an 1 mit ungeprüften (also 7·6% ungeprüft), Konvalina an 9 mit geprüften Lehrkräften gebraucht. Demnach stellt sich für Drbal das Verhältnis am ungünstigsten, dann für Lindner. Dabei muss nun noch berücksichtigt werden, dass Höfler erst seit 25. Juni 1890 approbiert ist, demnach erst im heurigen Schuljahre zur Einführung gelangen konnte; also gewiss das beste Zeugnis für das Lehrbuch, wenn es sich in dieser kurzen Zeit so viele Lehranstalten errungen hat. Freilich möchte man glauben, dass ein Lehrbuch mit den Vorzügen des Höflerschen nach dem Grundsatze »Für die Schule ist eben das Beste gut genug« sich in kurzer Zeit die allgemeine Einführung durch sich selbst erzwingen müsste.[3]) Der Grund, dass dies nicht so rasch geschehen wird, ist bei fachmännisch gebildeten Lehrern wohl vielfach der, dass das Lehrbuch nur dem Namen nach eingeführt ist, während der Lehrer seinen Weg geht, und — was so lange gegangen ist, geht weiter auch noch. Schlimmer ist es freilich noch, wenn ein Lehrer das Lehrbuch von Drbal eingeführt hat, aber nach dem von Höfler vorgeht. Nichtfachmänner, denen der Unterricht der philosophischen Propädeutik nicht auf ihren Wunsch, ja manchesmal vielleicht gegen ihren Willen übertragen wird[4]), sind froh, wenn sie ihren »alten Schimmel reiten« können; zudem »ist ja dieses Lehrbuch von Höfler gar so dickleibig«, eine nicht ungewöhnliche Abschätzung von Lehrbüchern aus falscher Rücksicht auf die Überbürdung der Schüler, als ob der Wert eines Lehrbuches mit den Sinnesorganen abzuschätzen wäre, und die Schüler etwa ein Lehrbuch der Logik paragraphenweise auswendig lernen müssten.

Es ist freilich ein wunder Punkt im Propädeutikunterrichte, dass, wenigstens scheinbar, nicht das rechte Gewicht auf geprüfte Lehrkräfte gelegt wird, infolge dessen begreiflicherweise die Ansicht platzgreift, dass an der ganzen Disciplin nicht viel gelegen sein kann, wenn eben jeder beliebige hiezu befähigt oder wenigstens berufen zu sein scheint. Einen nicht unbedeutenden Einfluss in dieser Richtung übt auch noch das Provisorium aus, das seit dem Erscheinen der Instructionen über dem propädeutischen

---

[1]) »Geprüft« und »ungeprüft« dürften sich in den meisten Fällen mit »Fachmann« und »Nichtfachmann« decken. Man vergleiche hierüber übrigens: Meinong, »Über philosophische Wissenschaft und deren Propädeutik«, insbesondere S. 110ff. »Die Fachbildung der Propädeutiklehrer«.

[2]) Soweit es mir an der Hand des Jahrbuches des höheren Unterrichtswesens in Österreich und durch private Erkundigungen gelungen ist, den Stand festzustellen.

[3]) Es soll damit jedoch nicht gesagt werden, dass Höflers Lehrbuch allen Anforderungen der Schule entspricht und nicht auch noch einer Verbesserung fähig ist.

[4]) Wer wüsste nicht, was oft Supplenten für »Allerweltsgenie« sein müssen.

Unterrichte schwebt. Es wäre gewiss im Inte
Propädeutikfrage einer endlichen Lösung z
diese einerseits geeignete Lehrbücher in Ver
andererseits auch eine größere Anzahl von Le
widmen würden.

Kaaden, im Juni 1892.

Das k. k. Staats-Obergymnasium in
öffentlicht bei Gelegenheit der fünfzigjä
Petrus Tomasin, k. k. Professor. Triest, S

Am 5. November d. J. feierte das k.
den 50. Jahrestag seiner Begründung. Die
hielt der Religionsprofessor an dieser Schule
seit sieben Jahren dort wirkt. Er hat auch
dieser Jubelfeier gestiftet, den stattlichen B
Derselbe enthält S. 5—15 die Festrede, welc
rische Anmerkungen beigefügt sind. Diese z
ein geborener Triestiner schon lange an ein
arbeitet, gründliche Forschungen über die Gesch
in Triest angestellt hat. Er führt uns von der
schule zu dem 1619 begründeten Jesuitengymna
wurde. Die Normalschule mit Gymnasialclass
trat, hatte nur kurzen Bestand. Der Versu
nasium zu schaffen, blieb ohne rechten Erfol
gegründete Collège war eine ephemereErsche
erst 1842 eine humanistische Mittelschule, i
1819 in Capodistria gestiftete Gymnasium
Von da an hat sich das Gymnasium namentlich
Leitung des hochverdienten Directors Georg
reicher Blüte entwickelt, und zählte in den le
bis 420 Schüler in zwölf Classen, indem zu
Parallelclassen hinzutraten. Weiter folgt ein
Begründung des Staatsgymnasiums, sein Gebäu
über die Jahresberichte, die Frequenz, die Cl
nisse der Maturitätsprüfung, die Stipendien
Ein Verzeichnis der Studenten, die an diese
prüfung abgelegt haben, bildet den Schluss di
welche durch die patriotische Gesinnung, da
Schöne und Gute, welches sie belebt, die Pietät
Männern, die an dieser Anstalt gewirkt habe
verständigen, mit Citaten aus den besten päda
Ansichten über den Unterricht und die Erzi
anziehen wird.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Eröffnung des neuen Staatsgymnasiums im XII. Bezirke von Wien.

Montag, den 19. September d. J., fand unter Theilnahme der Spitzen der Behörden und unter zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung und vieler Honoratioren die feierliche Eröffnung des neuen Staatsgymnasialgebäudes im XII. Bezirke Wiens statt. Dasselbe erstreckt sich mit einer imponierenden Längenfront, deren Hintergrund geräumige Spielplätze bilden, auf dem anlässlich des Jubiläums Sr. Majestät des Kaisers von der ehemaligen Gemeinde Untermeidling zu diesem Zwecke geschenkten Baugrunde, der von der Matzleinsdorferstraße, der Ehrenfels-, Rucker- und Gymnasiumgasse umgrenzt ist. Um 9 Uhr begann die Feier mit dem Empfange der Festgäste, unter denen besonders zu erwähnen sind: Se. Excellenz der Statthalter von Niederösterreich Graf Kielmansegg, Hofrath Dr. Wolf vom Unterrichtsministerium, Hofrath Köchlin vom Ministerium des Innern, die Statthaltereiräthe Hanisch und R. v. Bernd, Oberbaurath Ptak, die Landesschulinspectoren Maresch und Dr. Maurer, Baurath Fellner, Polizeirath Schodl, Regierungsrath Dr. Burkhard, Gymnasialdirector Dr. Scheindler, Bezirkshauptmann v. Pavretz, Stadtrath Schneiderhan, mehrere Wiener Gemeinderäthe, der Leiter des Bezirksamtes Dr. Seltsam, der Bezirksvorstand Schkarepa mit der Vertretung des XII. Bezirkes, die Geistlichkeit von Meidling, Rabbiner Dr. Schmiedl, Steuereinnehmer Lentner. Zunächst wurde nach einer kurzen Begrüßung durch Statthaltereirath Hanisch vom Oberingenieur Wehrenfennig die Gedächtnisurkunde verlesen und von den Spitzen der Behörden unterzeichnet, worauf dieselbe in den Schlusstein gelegt und dieser unter den drei üblichen Hammerschlägen der Honoratioren unter die Votivtafel im Vestibule versetzt wurde. Nun begann zunächst die kirchliche Feier in dem im zweiten Stockwerke gelegenen prächtigen Festsaale, an den sich die zwar kleine, aber durch ihre harmonischen Formen als Abschluss wohlthuend wirksame Capelle mit dem vom Director Joh. Wastl und dessen Frau gewidmeten wert- und stilvollen Altar schließt. Den Altar flankierten im Festsaal zur Rechten eine herrlich geschmückte Kaiserbüste und zur Linken die Rednerbühne. Der Festsaal selbst und der anstoßende Zeichensaal waren bereits von einem aus Herren und Damen bestehenden, distinguierten Publicum und von der Gymnasialjugend gefüllt. Prälat Dr. Mayer, k. k. Hof- und Burgpfarrer, vollzog nunmehr unter Assistenz der Dechante Haberl und Walter, des Religionsprofessors Deutner und von vier Alumnen, nachdem die Schüler das Veni Sancte Spiritus gesungen hatten, die Benediction des Altars und hierauf unter Vorantritt der Sänger und Absingung des 50. Psalmes die Weihe des ganzen Hauses. Daran schloss

sich das vom Hrn. Prälaten abgehaltene heil. G
der lateinischen Messe von Bartsch. Vor Erthei
Pontificant eine ebenso schöne wie herzliche
Wunsche ausklang, es möge wahrer, religiöser
pflegt werden und Gottes Segen auf demselben
er den Pontificalsegen und stimmte das Te D
greifenden kirchlichen Feier trugen die Sänger
Jetzt bestieg Director Wastl die Rednerbühne
stündiger, weithin vernehmbarer Rede die Bed
warf in kurzen Zügen die Geschichte der Anst
Worten des verstorbenen, um die Anstalt so hoch
Zelebor, des Stadtrathes Schneiderhan, der V
und ihrer nunmehrigen herrlichen Stätte, dankte
dann dem Hrn. Unterrichtsminister und dem Hr
die sich um den Bau verdient machten, mit in
an die Jugend ernste Worte und die Mahnun
Schüler des Gymnasiums sich zu beweisen. Mi
auf den obersten Beschützer der Schulen, Sein
das die Versammlung begeistert einstimmte, sc
Als die Volkshymne verklungen war, ergriff der
um dem Director für dessen Rede seine volle A
und die Anstalt seiner bleibenden Fürsorge z
trugen noch die Hymne von Ernst Herzog z
Director verfassten Texte und „Die Ehre Gottes
neue Gebäude in allen Theilen unter allgemein
Nach dreistündiger Dauer war die schöne Feie

Gustav I

Prof. am Staatsgymn. i

Literarische Misc

Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. F
arbeitet von Ferdinand Vollbrecht, R
besorgt unter Mitwirkung von Dr. Wilh.
in Ratzeburg. Mit 78 in den Text eingedr
lithographierten Tafeln und einer Übersi
Teubner 1891. gr. 8°, IV u. 265 SS. Preis

Dem Ref. ist die 6. Auflage von F. Vol
zur Hand: nach dem kurzen Vorworte zur 7. A
abgesehen von verschiedenen Aufsätzen in Z
grammen besonders die Bemerkungen von W.
schrift f. class. Philologie 1887 Nr. 36 und Sch
nymik wesentliche Änderungen und Besserungen
für die Zukunft die vorhandenen Monographien
gebrauch zu verwerten. Alsdann ergäbe sich
Conjunctiv nach πρίν, wo er sich bei Xenop
meist) ἄν bei sich hat (vielleicht ist auch d
biellen Gebrauches von πρίν, der bei Xenopho
dass ὅπως als Finalpartikel wie ἵνα fungiert u
dung nach gewissen Verbis beschränkt ist.
dass ὡς εἰπεῖν, welches unter ὡς aufgeführt w
in Verbindung mit συνελόντι (ὡς σ. εἰπεῖν I
halb auf den Artikel συναιρεῖν zu verweisen w
es: 'Vor dem Inf. (steht der Artikel) durch alle
des Infinitivs im Accusativ steht: τὸ σὲ ἀπο

VII 7, 24 *ἄλλων τὸ ἤδη κολάζειν*, wo wir beim Inf. mit Art. einen subjectiven Genetiv haben, war hier aufzuführen. — Kleinere Correcturen von der Art wie die vorstehenden ließen sich wohl noch manche anbringen: wesentliche Bedenken gegen die Brauchbarkeit des erprobten Buches dürfte niemand erheben.

Novum Testamentum graece. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Fr. Zelle, Oberlehrer am Humboldts-Gymnasium in Berlin. IV. Das Evangelium des Johannes von B. Wohlfahrt, Divisionspfarrer in Mülhausen im Elsass. Leipzig, B. G. Teubner 1891. gr. 8°, VI u. 107 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Dem Ref. steht zwar der 1. Theil vorliegender Ausgabe (Das Evangelium des Matthäus mit Ergänzungsstellen aus Lukas und Johannes. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Fr. Zelle, Leipzig 1889), auf welchen der Herausgeber bezüglich der von ihm befolgten Grundsätze der Textgestaltung und Erklärung verweist, nicht zugebote; gleichwohl ist sich Ref. auf Grund der diesmal gegebenen Andeutungen vollkommen darüber klar, was der Herausgeber will. — Im ganzen macht die Arbeit den Eindruck der für die Schule bestimmten erklärenden Ausgaben classischer Schriftsteller, welche bei Teubner erscheinen. Doch finden sich gewisse in der Sache wohl begründete Abweichungen. So wird der Text (der sich mehr an den Tischendorf'schen als an die Recepta anlehnt) mit den wichtigsten Varianten versehen; sprachliche Erklärungen werden in der Regel in der Form kurzer Notizen beigebracht; sachliche und historische Bemerkungen treten in den Vordergrund. An controversen Stellen nimmt die Anführung der verschiedenen Auffassungen einen größeren Raum in Anspruch, als wir dies bei der Erklärung profaner Schriftsteller gewohnt sind; man vergleiche z. B. die umfängliche Note zu dem strittigen *λόγος* am Eingange. Mit Recht wird 'die religiöse, zum Herzen gehende Erklärung' dem Lehrer überlassen. — Auch in der Einleitung findet sich manches, was eben nur in der Ausgabe eines Evangelisten seine Berechtigung hat. Die einzelnen Paragraphen sind überschrieben: 1. Das Leben des Johannes. 2. Der Charakter des Johannes. 3. Die Echtheit des Evangeliums. 4. Die Zeit der Abfassung des Evangeliums. 5. Die Integrität des Evangeliums. 6. Der Zweck und die Gliederung des Evangeliums. Zuletzt wird auf den 1. Theil verwiesen, wo sich nähere Angaben über die Handschriften, die wichtigsten Übersetzungen und Ausgaben des Neuen Testamentes, sowie über die äußere Form des Textes finden. — Die ohne Zweifel praktisch eingerichtete Ausgabe, welche in Deutschland dem öffentlichen Unterrichte zu dienen berufen ist, legt die Frage nahe, ob es denn nicht auch bei uns zulässig wäre, den Schülern der obersten Classen, etwa den künftigen Theologen, die Privatlectüre der Evangelisten, die ein Commentar wie der vorliegende wesentlich fördern würde, zu empfehlen. Ohne sich in dieser Frage ein competentes Urtheil anzumaßen, denkt Ref. an die Möglichkeit einer derartigen Empfehlung. Leider aber ist das vorliegende Heft für den gedachten Zweck darum unbrauchbar, weil es durch zelotische Ausfälle entstellt ist.

Wien. J. Golling.

Die lyrischen Vermaße des Horaz. Von H. Schiller. 3. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1891, 8°, 30 SS.

Das in seiner Art vortreffliche Büchlein, das nunmehr in 3. Auflage vorliegt, hat sich als der praktischeste Führer in der horazischen Metrik allgemeinste Anerkennung erworben, so dass es auch außerhalb des Gebietes deutscher Zunge Verbreitung findet. (Übersetzt ins Italie-

nische von Decia 1887 und Martini 1888, ins
mann 1883.) Wir stimmen diesem Urtheile aller
Nur eines können wir nicht begreifen, wie Schill
bestimmten »Charakter« zuweisen will. Was d
streut ist, beruht einfach auf Selbsttäuschung.
nie einen bestimmten Charakter, man mag darü
es bleibt eitel Gerede.

Die griechischen Studien des Horaz. V
ausgegeben von Dr. W. Fries. Halle a. S
144 SS.

Diese Schrift ist ein (nur äußerlich gesäu
Arnolds frühem Tode von Eckstein herausgeg
abhandlungen (Halle, Francke'sche Hauptschule
dem Herausgeber, dem gegenwärtigen Rector
schule zu Halle, großen Dank wissen, dass er d
und belehrende Buch der jüngeren Philologeng
lich gemacht hat, umsomehr aber, dass er es n
hat, an dem Originale weitgreifende Änderungen
die vier Decennien zu verjüngen, obwohl manc
locken scheint. Kein Horazkenner wird dies Büch
vermissen wollen, es ist heute so actuell wie e

Einführung in die stilistische Entwicklu
Krilling. München, Max Kellerer 1891.

Die Italiener sagen: 'Hüte Dich vor de
lesen hat'. Hr. Krilling ist ein solcher leidenscha
von M. Schießls Anschauungen, die dieser in
'System der Stilistik' und 'Die stilistische En
Volksschule' niedergelegt hat. Er poltert he
Andersdenkenden. Wir aber können aus dem
dem Hrn. Verf. die getroste Versicherung geben
denkende Lehrer sich über die Frage der 'inven
wicklungstheorie« ganz ähnliche Begriffe macht
stellt hat. Wenn es im Reich draußen nicht so
durch die kleine Schrift auch nicht geholfen.

Wien.

Genealogische Stammtafel des Kais
Lothringen 1708—1892. Von Fr. S
Lehrerbildunganstalt in Krems. Im Selbst

Die vorliegende Tabelle verdankt, wie d
beigegebenen Begleitworte hervorhebt, ihre En
eine klarere und übersichtlichere Darstellung d
nisse des a. h. Kaiserhauses zu bieten, als etwa
tafel im n. ö. Amtskalender; sie verfolgt also e
Zweck, und man kann wohl sagen, dass sie de
— Die Tabelle ist, entsprechend den einzelnen
Verticalreihen eingetheilt, welche mit römische
zeichnet sind. Jede Verticalreihe wird wieder d
einzelne Fächer getheilt, die durch arabische
sind. Die Abstammungsverhältnisse werden d
Strahlen für die männliche und weibliche Nachk
die noch lebenden Mitglieder des Kaiserhauses

hervorgehoben. Was die Tabelle zu ihrem Vortheile von der sonst gleichlautenden des Amtskalenders unterscheidet, ist das derselben beigegebene alphabetische Namensverzeichnis mit den auf die Tabelle bezüglichen Ziffern, welche es ermöglichen, jeden in dem Verzeichnisse vorkommenden Namen sofort in der Stammtafel selbst aufzufinden. Wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten es namentlich Schülern bereitet, sich ein klares Bild von genealogischen Verhältnissen zu machen, so ist die vorliegende Stammtafel als ein übersichtliches, leicht handliches Orientierungsmittel jedenfalls zu empfehlen.

Krems. Dr. W. Boguth.

Programmenschau.

93. Dr. Ludwig Egger, Über den Gebrauch der Parenthese bei Äschines, Lykurgos, Dinarchus im Vergleiche mit den anderen attischen Rednern. Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1891, 8°, 24 SS.

Als Fortsetzung der Untersuchungen über das Vorkommen der Parenthese bei den übrigen attischen Rednern, welche in dem Abdruck eines mündlichen Vortrages in der Zeitschrift „Mittelschule" (1887) niedergelegt sind, theilt die Abhandlung die dort gewonnenen Resultate zusammenfassend mit, bespricht sodann die drei oben genannten Redner und schließt mit einem Vergleiche zwischen den beiden Gruppen. Die Parenthesen selbst sind nach ihrer syntaktischen Form, ihrer Verknüpfung mit dem leitenden Satze, ihrem Umfange, endlich nach ihrem Inhalte geordnet, und die Häufigkeit des Vorkommens nach allen diesen Gesichtspunkten wird aufs genaueste, bis auf Zehntel Procent berechnet, angegeben. Ref. war nicht in der Lage, durch eigenes Nachrechnen die Richtigkeit der vielen Zahlangaben zu prüfen, ist aber von ihr überzeugt; er gesteht ebenso unumwunden seine Bewunderung des enormen Fleißes zu, von dem die vorliegende Arbeit Zeugnis gibt, als seine Verwunderung über die Wahl des Stoffes, zu dessen mühevoller Bearbeitung der factische Wert des Resultates in keinem rechten Verhältnisse zu stehen scheint. Da die angestellten Beobachtungen, wie der Verf. selbst zugibt, zu wenig charakteristische Unterschiede im Sprachgebrauche der einzelnen Redner zutage förderten, um etwa bei Echtheitsfragen als Kriterien zu dienen, verbleibt als Hauptergebnis die Thatsache, dass die attischen Redner sich der Parenthese als rhetorischen Kunstmittels bedient haben. Wer war davon nicht schon längst überzeugt? Von einigem Interesse ist der Nachweis gewisser formelhafter Wendungen.

Wien. Franz Slameczka.

---

94. Weinberger Ignaz, Die Frage nach Entstehung und Tendenz der Taciteischen Germania. II. Theil. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Olmütz 1891, 8°, 34 SS.

Der erste Theil dieser Abhandlung erschien ebenfalls als Programmaufsatz im J. 1890, 21 Seiten stark. Daselbst ist gleich anfangs in einer längeren Note die benutzte Literatur angegeben. Nachdem der Entwicklungsgang des Streites über den Dialog des Tacitus seine Darstellung gefunden hat und ebenso die abweichenden Ansichten über die Tendenz und den literarischen Charakter des Agricola gesammelt sind, hält es der Verf. mit Recht für zeitgemäß, auch die divergierenden Meinungen älterer

und neuerer Gelehrter über Entstehung und T
lichst vollständig zu verbuchen. Vor Beginn
gegnen uns nur wenige Spuren dieser Frage,
aufgewirbelt hat. Von einer bestimmten Absi
erst in einer Dissertation von Hieronymus
Darnach war die Hauptabsicht des Schriftstell
und Germanen zu vergleichen und den wesentli
zu zeigen. Dann fanden andere Gelehrte in d
Satire auf römische Zustände. Gegen diese
Ansicht erhoben sich nacheinander Anchersen
Auch die Schlagworte „Roman" und „politisch
stark erinnern, finden sich bereits im 18. Jahr
die Ansicht von der Aufstellung eines Ideals
und die Auffassung der Germania als Episod
oder als einer Erläuterung zu den beiden Hau
Viertel des 19. Jahrhunderts. Auch an der E
schon früh gezweifelt.

Der zweite Theil beginnt mit einem
(Hildesheim 1825), der lebhaft an die gleichzeit
erinnert, und schließt mit Zöllers Grundriss de
Literatur, Münster 1891. Die ausländischen
Verf. nur unvollständig bekannt, am meiste
Mit Recht bemerkt er aber S. 34, dass wes
Deutschland aufgestellten Vermuthungen abwei
schwerlich zu finden sein werden. Auch das ist
wenigstens eine gewisse Einigung in der bren
Die Germania wird nämlich jetzt als eine selb
trachtet, deren Hauptzweck es ist, die Römer
und dessen Bewohnern bekannt zu machen.

Die mühevolle Zusammenstellung der re
logen und Germanisten, die sich näher mit
beschäftigen wollen, sicherlich nur willkommen
dem Verf. auch für das Namenregister S. 35
durch in das leidige Labyrinth von Büchern u
leidliches Licht gebracht wurde. Dasselbe e
194 Namen.

Die Druckfehler beider Theile sind S. 3
Manche Irrthümer mögen aus den citierten S
oder absichtlich herübergenommen sein, so z.
und *satyra*. Dagegen findet sich wiederholt
Satiriker. Jedenfalls ist der Druck correc
Programmen, die Ref. in der Hand gehabt ha

95. Czyczkiewicz Andreas, De Taci tibus praecipue quae ad poetarum di

Pars posterior. Progr. des k. k. Realoberg
42 SS.

Da im ersten Theile außer den Tropen
des Genetivs und Accusativs bei Tacitus beh
man in dem vorliegenden Programmaufsatze
warten. Der Verf. konnte und wollte aber
Dativ und Ablativ behandeln, sondern sparte
für das nächste Jahr auf. Die Arbeit gliedert si
von ungleicher Länge. Der erste erörtert au
der Tempora und Modi bei Tacitus, soweit d
der Dichter ist. Darin werden Aufstellungen
gänzt und berichtigt. Hier begegnet dem Le
form *praenepos*. — S. 12 kann *P. Egnatius*
Zeugenschaft des P. Egnatius" übersetzt werd

Der zweite Hapttheil führt uns die Eigenthümlichkeiten des Tacitus in der Satzbildung vor, und zwar zunächst bei einfachen Sätzen. Der Verf. spricht hiebei vom abweichenden Gebrauch des Genus und dann von jenen Ellipsen des Verbs (auch in Nebensätzen), die der Sprache des Tacitus ein poetisches Colorit verleihen. Über letzteren Gegenstand spricht er auf nicht weniger als sechs Seiten, ohne jedoch die beiden auffälligsten Ellipsen Ann. I, 7 *ne laeti excessu principis neu tristiores primordio* und Hist. I, 85 *arduus rerum omnium modus, ne contumax silentium, ne suspecta libertas* auch nur obenhin zu erwähnen. Freilich wagen so etwas nicht einmal die Dichter. — Bezüglich der enuntiata composita spricht er in drei Unterabtheilungen 1. von den coordinierten, 2. von den Comparativsätzen und 3. von den subordinierten Sätzen. Im ersten Theile wird häufig Spitta citiert, daneben auch das lexicon Taciteum von Gerber-Greef und Drägers bekannte Broschüre, die auch weiters vom Verf. stark benutzt wird, sowie Abhandlungen von E. Hoffmann. Gelegentlich berichtigt der Verf. eine Aufstellung Madvigs zu Cic. de fin. Bei den Comparativsätzen polemisiert er gegen eine Bemerkung Drägers, der dem Tacitus Ungenauigkeit vorwirft, und beruft sich auf Reisigs Vorlesungen. — S. 34 ist die Erklärung von Ann. I, 2 *quanto quis servitio promptior* etc. gekünstelt und verfehlt. Daselbst hat Dräger recht. — Bei den untergeordneten Sätzen wird zuerst der Gebrauch des Nom. cum inf. erörtert, dann der des Acc. cum inf. und der des bloßen Infinitivs. Bei der letzten Construction führt er gleich Dräger die betreffenden Verba an, aber in alphabetischer Ordnung, so dass sich der Leser leichter orientiert als bei Dräger. Zu diesem Verzeichnisse bemerke ich noch, dass *contingit* mit Inf. der Kürze halber sich schon bei Cic. pro Archia poeta 3, 4 *celeriter antecellere omnibus ingenii gloria contigit* findet, wie der Verf. aus meiner Ausgabe des Agricola ersehen konnte. — Ebenso konnte er aus meiner Ausgabe der Germania entnehmen, dass *persuadere* mit Inf. schon bei Nepos steht wie auch bei Vergil. — Ingleichen findet sich *permittere* mit Inf. bei Tacitus nicht bloß zweimal, sondern eilfmal, wie schon in dem Programme des Josefstädter Gymnasiums vom J. 1878 zu lesen steht. Daselbst sind auch alle Stellen angeführt.

Vermischtes: Die Citate werden öfter so gekürzt, dass sie minder verständlich sind. — S. 37 begegnet zweimal der Germanismus *apud compositas simplices verborum formas.* — Als Abtheilungsfehler finden sich *di-strahi, tris-tes, coniun-ctivum* und im Deutschen wus-sten S. 11 und bezei-chnet S. 33. — Druckfehler sind zahlreich und das Verzeichnis derselben S. 44 ist weitaus unzureichend. Ref. hat sich gegen 40 angestrichen, will aber nur die auffälligsten anführen. S. 23 steht *detractione* sinnstörend für *detrectatione* und mit sonderbarer Geschlechtsverwechslung *Agerina* für *Agerinus*, S. 25 zweimal *assyndeta* und S. 27 in der Note *tempestatis* unsinnig statt *potestatis*. Zu verwundern ist nur, dass der Verf. so schlimme Dinge bei der Correctur übersah.

Wenn diese Abhandlung auch nichts Neues enthält, so kann ihre reiche Stellensammlung doch manchem Leser willkommen sein.

Krems. Ig. Prammer.

---

96. Stadler v. Wolffersgrün M., Der Todtencultus bei den alten Völkern. Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Feldkirch 1890 u. 1891. 8°, 29 u. 37 SS.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, »eine Geschichte des Todtencultus aller Völker der Vorzeit« zu schreiben. Es sollen dabei seinem Plane zufolge die neuesten Forschungen verwertet und in ent-

sprechender Weise das religiöse Moment berücks
will nämlich bei jedem einzelnen Volke eine
stellung der religiösen Anschauungen desselben
Tode zu geben versuchen und dieser dann die
gebräuche und endlich die der Grabmäler folg

In den beiden Programmaufsätzen hat
lung der religiösen Anschauungen der Ägypter
Seele und den Einfluss derselben auf den Todten
Gewährsmänner nennt er Maspero, Erman und
lich die Errungenschaften der neueren Forschun
Weise darzulegen gewusst. Besonders gelunge
Theil, der ein unzweifelhaft schwieriges Ther
erledigt: was bisher über die religiösen Ansch
und ihre Wandlungen im Laufe der Zeiten fe
ist hier viel treffender und richtiger auseinander
an unseren Gymnasien üblichen Lehrbüchern
dem Verf. möglich, seine Schrift durch zwec
schaulicher zu machen, so hätte er auch sch
botenen ein Büchlein geliefert, das man in jede
Gymnasien geradezu mit Freuden begrüßen mü
auch den Lehrern die eifrige Fortführung di
manche Aufklärungen aus einem ziemlich entle
kann, nur erwünscht sein.

Prag.

---

97. **Kocourek Albin**, Eine Reise na
ägypten. Geschildert für die studierende
des k. k. II. deutschen Obergymn. in Brü

Der Verf. berichtet über seine in den
Kairo unternommene Studienreise. Er erzählt
leitung zunächst seine Erlebnisse und Beobacht
Triest und von da auf seiner Meerfahrt auf den
hierauf den kurzen Aufenthalt in Alexandrien.
mehrere Sehenswürdigkeiten dieser Handelssta
einer ausführlicheren Darstellung von Kairo u
er sich mehr als drei Wochen aufgehalten hat, üb
Stadt und ihrer Bewohner, namentlich aber der
und alterthümlichen Merkwürdigkeiten widmet
merksamkeit. In einfacher und doch anziehend
über die Citadelle und die Hásan-Moschée, d
von Gíze, das vicekönigliche Schloss Gezíre mi
insel Buláq, das Franziskanerkloster und die
die Pyramiden von Gíze historische Aufschlüss
größeren (die 137 Meter hohe Pyramide, wel
4. Dynastie erbauen ließ), die er bestiegen und
Gänge im Inneren er durchschritten hat, in a
schaulicher Weise, widmet auch der colossalen
Seine reichhaltigen Erörterungen beschließt
schreibung der Stätte des alten Memphis, der
bei Saqqâra, der Apisgräber und einiger ande
heiten. Die Rückreise erfolgte bis zum Meere
— Bieten auch diese Schilderungen bei der
reisungen Ägyptens zum Behufe culturhistori
schwerlich etwas Neues, so kann doch die vo
blick auf den Zweck, der studierenden Jugen
einen Beitrag zum Verständnis der culturgesc
unteren Nillandes zu bieten, eine verdienstlich

98. **Trampler, Prof. R., Die Mázocha.** Mit einem Titelbilde. Progr. der Communal-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien 1891, gr. 8°, 61 SS.

Die Mázocha (d. i. Stiefmutter in čechoslavischer Sprache, nach einer sagenhaften Überlieferung so benannt) ist ein ungemein steiler Erdfall, ein felsiger, 137 Meter tiefer Abgrund im devonischen Kalk, etwa 20 Kilometer (Luftlinie) weit in nord-nordöstlicher Richtung von Brünn. Der Verf. entwirft in der vorliegenden ausführlichen Studie ein sehr anschauliches Bild von dieser großartigen Naturmerkwürdigkeit des an landschaftlichen Schönheiten überreichen mährischen Kronlandes. Nach einer mehrstündigen, nicht gerade bequemen Wanderung durch das Ernst- und Punkwathal, wo man indessen durch herrliche Landschaftsscenerien für die Mühen reichlich entschädigt wird, gelangt man zum oberen Ausfluss der Punkwa, worauf bald der Aufstieg zur Mázocha beginnt. Die besten Aussichtspunkse sind das sogenannte „Brückchen“ (mosteček) und die Warte, welche von der Section „Brünn“ des österreichischen Touristenclubs im Jahre 1882 aus Eisen erbaut wurde und dem Besteiger derselben, wiewohl unmittelbar über dem schwindelerregenden Abgrunde angebracht, hinreichende Sicherheit bietet. Von hier aus eröffnet sich ein überwältigender Ausblick auf die gegenüberliegenden, sich jäh in die furchtbare Tiefe senkenden Felswände. Wir empfangen einen großartigen Eindruck schon durch den dichten Wald, den wir ringsum an den Rändern und Gehängen erblicken, derselbe wird aber sofort verwischt, sobald wir auf der Warte bis an das Geländer herangetreten sind. Was man hier erschaut, hat man sicher nicht erwartet. „Selbst der Muthigste, der dieses großartige Naturspiel zum erstenmale sieht, taumelt unwillkürlich zurück. Man sieht häufig Leute erblassen, viele bekommen Schwindelanfälle, manche werden von einem förmlichen Unwohlsein befallen und müssen zurücktreten. Erst nach und nach gewöhnt sich das zitternde Auge an die gähnende Tiefe. Der erste Eindruck ist für jeden Besucher ein unvergesslicher, er ist unbeschreiblich, überwältigend; das Bild, das sich ihm zeigt, ebenso großartig als furchtbar schauerlich.“ Mit Recht konnte der viel gereiste A. v. Humboldt beim Anblicke der Mázocha ausrufen: „So Großartiges dieser Art habe ich noch nicht gesehen.“

Nach genauer Beschreibung mehrerer Stellen, welche bei gehöriger Vorsicht ein Hinabschauen in den Abgrund gestatten, insbesondere des „Brückchens“ und des „Rauchfangs“, eines schlotförmigen natürlichen Schachtes, der bis an den Grund hinabreicht, folgt die Angabe der Größenverhältnisse (Umfang 434 Meter, größte äußere Länge 178 Meter, größte äußere Breite 77 Meter). Die Umrisse werden durch drei bildliche Skizzen, den Längs- und Querdurchschnitt, sowie auch den Grundriss darstellend, versinnlicht. — Dass eine so hervorragende Naturmerkwürdigkeit sich im Volksleben eigenartig wiederspiegeln müsse, ist wohl selbstverständlich, und der Verf. liefert hiefür reichliche Belege aus Sage und Poesie; er führt nicht minder alles an, was über die Besuche der Mázocha zum Behufe einer gründlicheren Erforschung derselben (mit großen Gefahren) bisher unternommen worden ist, beziehungsweise was aus der betreffenden Literatur darüber bekannt ist; auch die bezüglichen Abbildungen werden namhaft gemacht. Ferner versucht er, unter Berücksichtigung der geo- und hydrologischen Verhältnisse, mit Hinblick auf die Dolinenbildungen des Karstes, ein Streiflicht auf die Entstehung der Mázocha zu werfen, wobei er als die wahrscheinlich wichtigsten Hauptfactoren die Corrosion und Erosion des Wassers bezeichnet, wodurch dieses großartige Werk der Natur aus den combinierten Wirkungen einer theils oberirdischen, theils unterirdischen Wassercirculation nach den gewöhnlichen hydrostatischen und hydrodynamischen Gesetzen hervorgegangen wäre. Ein Anhang „Gedichte über die Mázocha“ beschließt die sehr interessante und gediegene Abhandlung.

Graz. Franz Krašan.

---

99. **Heck W.**, Archiwa miejskie księstw Oświęcima i Zatora (Die städtischen Archive in den Herzogthümern Auschwitz und Zator). Progr. des Gymn. bei St. Anna in Krakau 1891, 8°, 112 SS.

Mit der Veröffentlichung seiner archivalischen Forschungen in den Fürstenthümern Auschwitz und Zator hat der Verf. schon im Jahresberichte des Gymn. zu Wadowice für das Jahr 1889 begonnen. In demselben hat er die auf dem Rathhause zu Wadowice aufbewahrten Urkunden und Codices aufgezählt, ihrem Inhalte nach gekennzeichnet und von den Urkunden auch einige abgedruckt. In der vorliegenden Schrift dehnt Heck seine Arbeit auf die Archive von Andrychów, Biala, Kęt, Auschwitz, Zator und Żywca aus und nimmt in dieselbe der Vollständigkeit halber auch die schon im Programme von 1889 enthaltenen Mittheilungen über Wadowice wieder auf. Die Arbeit gliedert sich in zwei Abschnitte.

Im ersten werden die archivalischen Bestände der genannten Städte kurz beschrieben und die Zahl der vorhandenen Urkunden und Handschriften angeführt. Der Inhalt der ersteren wird durch Regesten, derjenige des übrigen handschriftlichen Materials durch kurze Bemerkungen gekennzeichnet. Die Urkunden datieren aus den J. 1400—1772 und sind zumeist für die Ortsgeschichte der einzelnen Städte von Bedeutung; ihre Gesammtzahl beträgt 83. Das andere überaus reiche Handschriftenmaterial besteht zumeist aus Gerichtsacten, städtischen Verordnungen und Rechnungen, Inventaren, Testamenten u. dgl. — Im zweiten Theile gelangen 40 der bedeutendsten Urkunden zum Abdruck; nur wenige derselben waren bereits früher veröffentlicht worden.

Im Anhange hat der Verf. die Regesten aller 83 Urkunden in chronologischer Weise geordnet. Die ganze Arbeit zeichnet sich durch besondere Übersichtlichkeit und Genauigkeit aus und ist sicher ein sehr dankenswerter Beitrag zur Kunde der Archive in Galizien und ihrer Schätze.

100. **Całczyńskie J. K.**, Polska pogańska. Skic antykwaryczny (Das heidnische Polen. Eine antiquarische Skizze). Progr. des Gymn. in Rzeszow 1891, 8°, 20 SS.

Der Verf. erörtert zunächst die Urverwandtschaft der Slaven und die Frage über die Urheimat der Arier. Dann erwähnt er die Einwanderung der arischen Völker nach Europa und nimmt als die Ursitze der Slaven daselbst die Weichselgegend an; auf die wahrscheinlichere Ansicht, dass die europäische Heimat der Slaven zu beiden Seiten des oberen und mittleren Dniesters zu suchen sei, nimmt der Verf. keine Rücksicht. Er führt sodann die ältesten Nachrichten über die Slaven an und legt kurz ihre Verbreitung dar. Hierzu gestattet sich der Ref. auf seine Ausführung in der Schrift »Die Ruthenen in der Bukowina« 1889, I, 12 hinzuweisen, aus der hervorgeht, dass die Slaven vor der Mitte des 4. Jhdts. n. Chr. den Dniester erreicht haben müssen. Sodann führt der Verf. die verschiedenen für die Slaven üblichen Bezeichnungen an und prüft die für dieselben geltend gemachten Erklärungen. Zunächst verzeichnet er die bekannten Ansichten über den Namen Wenden. Sodann geht er zur Bezeichnung Slovenen über und bemerkt, dass diese ebenso wie die erstere bei den Slaven selbst nicht üblich war; trotzdem hält er die Deutung aus »slowo« für die richtigere. Bezüglich des Namens Sporoi bezweifelt der Verf. die Identificierung mit Serben; er behauptet, dass die Slaven sich niemals Sporen oder Serben genannt hätten; auf die bekannte Deutung dieses Namens (Stammesgenossen) nimmt der Verf. keine Rücksicht, vielmehr behauptet er im Gegensatze zu der Annahme, auf welcher jene Deutung beruht, dass die Slaven sich nie als ein Stamm gefühlt hätten und eine Gesammtbezeichnung ihnen daher auch nicht nöthig erschienen

wäre. Den Namen Lachen, der sich zunächst bei Nestor findet, will der Verf. aus Wlachen herleiten, nämlich von Kelten, die sich in der Weichselgegend niedergelassen hätten. Dieselben wären offenbar daselbst von großem Einflusse gewesen und deshalb würde ihnen in den Mythen der Čechen und Polen die bekannte hervorragende Rolle zuerkannt. Später seien sie entnationalisiert worden. — So viel über den Haupttheil der Arbeit. Der Verf. schildert sodann das Zerfallen der Slaven in die einzelnen Völker und die Begründung der slavischen Reiche; er gibt weiter eine Übersicht über die Religion der alten Slaven, ihrer staatlichen Einrichtungen und Lebensweise und schließt mit einem Abschnitte über ihre Sitten. Die ganze Arbeit zeichnet sich durch Klarheit aus und gibt eine gute Übersicht der behandelten Gegenstände. Das Thema bringt es übrigens mit sich, dass weniger über die Polen insbesondere als über die Slaven im allgemeinen gehandelt wird.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

---

101. Giovanni cav. de Fiumi, Guida alla analisi chimica qualitativa per uso degli studenti delle scuole reali superiori. Progr. dell. i. r. scuolo reale superiore Elisabettina di Rovereto 1891, 8°, 52 SS.

Auf circa 50 Seiten gibt der Verf. einen sehr brauchbaren Leitfaden für die qualitative, chemische Analyse, soweit sie an Oberrealschulen betrieben werden kann. Es werden nur die wichtigsten Elemente in Betracht gezogen und wird hiebei die größte Sorgfalt darauf gelegt, die chemischen Reactionen durch Gleichungen zu erläutern: »Die analytischen Untersuchungen dürfen nicht in einer Handwerksarbeit bestehen, sondern der Student muss sich von jeder noch so kleinen Operation Rechenschaft geben« (S. 3).

Sehr richtig wird das Studium der Specialreactionen der einzelnen Elemente vorausgeschickt, »da natürlicherweise die Erkennung und Trennung der Körper von einander nicht verstanden werden kann, wenn nicht zuerst die Merkmale bekannt sind, die dazu dienen, sie von einander zu trennen« (S. 4).

Das Aluminium ist nach den Arbeiten von V. Meyer und A. Combes als dreiwertig angenommen worden.

In einer kurzen Einführung wird der Zweck der chemischen Analyse festgestellt und auf die verschiedenen Aufgaben hingewiesen, welche sie zu erfüllen hat (qualitative und quantitative Analyse). Das Wesen der Gewichts- und der Volumanalyse, der Analyse auf trockenem und jener auf nassem Wege wird kurz klargelegt. Bei der Besprechung der wichtigsten Reagentien für die Analyse auf nassem Wege kommen zuerst die Säuren an die Reihe. Beim Schwefelwasserstoff findet die Beschreibung einer Flasche Platz, die sich zur Aufbewahrung dieses Reagens gut eignet; der Verf. hat sie angegeben und sie ist bei Lenoir-Forster, Wien, IV., Waaggasse 5, zu haben.

An die Säuren schließen sich die Basen, daran die Salze. Überall sind die üblichen Concentrationsverhältnisse angegeben. Wo es nothwendig ist, wie z. B. beim Ammoniumcarbonat, werden ausführlichere Angaben gemacht.

Die Indicatoren und Reagenspapiere, sowie die Lösungsmittel werden am Schlusse dieses Abschnittes zusammengestellt.

In einem weiteren kurzen Abschnitte werden die Reagentien, die zur Analyse auf trockenem Wege dienen, aufgezählt und besprochen. Dann werden die Operationen, die bei analytischen Untersuchungen vorkommen, namhaft gemacht und die Oxydations- und Reductionserscheinungen, die man mit Hilfe des Löthrohrs in der Flamme des Bunsen-Brenners

hervorrufen kann, ausführlich beschrieben; naturgemäß findet die Struct dieser Flamme hiebei besondere Erwähnung.

Es wird nun übergegangen zu dem Verhalten der verschiedene unorganischen Körper gegen Reagentien. Zuerst wird der Unterschied v allgemeinen und speciellen Reactionen erklärt, dann werden die Metal in sechs Gruppen gebracht, je nach ihrem Verhalten zu HCl, H_2S i angesäuerter Lösung, NH_3, $(NH_4)_2S$ und $(NH_4)_2CO_3$.

Nun wird Gruppe um Gruppe vorgenommen. Bei jedem Metall wird zuerst die »trockene Probe« gemacht, sodann werden die nothwen digen Reactionen auf nassem Wege ausgeführt. Hiebei ist alles übersich lich geordnet, das Resultat jeder Reaction klar hervorgehoben, und zw besonders nach Formel und Farbe; wichtigere Erklärungen finden in Fu noten ihren Platz.

Die wichtigsten anorganischen Säuren werden auf Grund ihr Verhaltens zu $BaCl_2$ und $AgNO_3$ in drei Gruppen eingetheilt.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit dem »systematische Gang bei der qualitativen Untersuchung anorganischer Verbindungen Als Gegenstände der nothwendigen Voruntersuchung werden abgehandel 1. Die Reaction mit der Phosphorsalz-Perle, 2. das Verhalten beim E hitzen im Proberohr, 3. das Glühen der Substanz (mit Soda gemisch auf der Kohle unter Anwendung des Löthrohrs, 4. die Färbung, welc die Verbindung der Bunsenflamme ertheilt, und endlich 5. — wesentlic eine Vorprüfung auf Säuren — das Verhalten der Substanz gegen co centrierte Schwefelsäure.

Die Auflösung eines in fester Form vorliegenden Untersuchung objectes, sowie die Aufschließung der Silicate bilden die letzten Gege stände der Voruntersuchung.

Es wird nun zur systematischen Aufsuchung der Metalle selbst g schritten. Hiebei finden sich stets genaue Verweise auf die Specialrea tionen, so dass es leicht gemacht wird, sich durch dieselben Bestätigun seines Resultates zu verschaffen. Bei der Aufsuchung der Metalle d dritten Gruppe (Fe, Al, Cr) ist auch auf die Gegenwart von Phospho säure Rücksicht genommen.

Das mit der Aufsuchung der Säuren sich befassende Capitel en hält zuerst einleitende Bemerkungen und dann Winke, wie hier die Resu tate der Metallaufsuchung vortheilhaft verwertet werden können und solle Die Vorbereitung der Lösung behufs Aufsuchung der Säuren besteht i der Wegschaffung der schweren Metalle; diese kann erreicht werden en weder durch Kochen der Substanz mit einem Überschuss von Sodalösun oder durch Behandlung der Lösung mit Schwefelwasserstoff.

Es folgt nun zum Zweck der eigentlichen Säureaufsuchung d Behandlung der Lösung mit $BaCl_2$, dann mit $AgNO_3$; zum Schlus wird auf HNO_3 und $HClO_3$ geprüft. — Eine kurz, aber sehr übersich lich gehaltene Tabelle der Reactionen zur Aufsuchung der Metalle schlie diese hübsche, alles Wesentliche und zwar in der ansprechendsten For enthaltende Abhandlung ab.

Wien. Joh. A. Kail.

---

102. Tesař Jos., Analitický klíč stromů a keřů Hradce Krá lové a okolí (Analytischer Schlüssel der Bäume und Sträuche von Königgrätz und dessen Umgebung). Progr. der k. k. Obe realschule in Königgrätz 1891, 8°, 16 SS.

In dem vorliegenden Programme werden 79 Arten von Bäume und Sträuchern, die in Königgrätz und dessen Umgebung wachsen, a ·er Beschaffenheit ihrer Blätter bestimmt; ausgeschlossen wurden i binein die Weiden, Rosen und Brombeeren. Dieser Schlüssel kan

immerhin für Anfänger zur Bestimmung der Pflanzen dienen, die in ihm angeführt sind, allein die Benützung desselben wird so manche Enttäuschung zur Folge haben, da viele Holzgewächse, die sicherlich in der Umgebung von Königgrätz vorkommen, nicht besprochen sind, so z. B. Carpinus, Corylus, Crataegus, Cytisus, Hedera, Iuglans, Pirus, Prunus, Quercus, Robinia, Sorbus, Tilia, Ulmus, Vitis, Vinca. Ein so unvollständiger Schlüssel zur Bestimmung von Pflanzen scheint für einen Programmaufsatz minder geeignet. Die Correctur wurde nur flüchtig vorgenommen, viele Punkte nach verkürzten Wörtern fehlen, auf S. 11, Z. 6 v. u. ist statt »cathatica« cathartica zu lesen. Angezeigt wäre es auch gewesen, wenigstens bei selten vorkommenden Pflanzen die Fundorte anzugeben.

103. Ondrák V., Rostliny semenné v okolí města Klatov samorostlé i obecně pěstované (Wildwachsende und allgemein cultivierte Samenpflanzen der Umgebung von Klattau). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Klattau 1891, 8°, 30 SS.

In dem vorliegenden Aufsatze werden einstweilen aus den Dicotyledonen die kronenlosen und die mit verwachsenblättriger Blumenkrone ganz, aus denen mit freiblättriger Blumenkrone bloß vier Ordnungen abgehandelt; zusammen 49 Ordnungen mit 447 Arten als in der Umgegend von Klattau vorkommend. Außer dem wissenschaftlichen führt der Verf. auch den böhmischen Namen, die Fundorte und bei einigen Pflanzen auch die Blütezeit an.

104. Bárta Em., Výsledky meteorologického pozorování v Lytomyšli (Die Resultate der meteorologischen Beobachtungen in Leitomischl). Progr. des k. k. Gymn. in Leitomischl 1891, 8°, 24 SS.

Der Verf. veröffentlicht im vorliegenden Aufsatze tabellarisch die Resultate der meteorologischen Beobachtungen, welche von demselben angestellt wurden, und zwar die vom Monate December 1880 bis Ende November 1890. Die einzelnen Tabellen führen an: die Größe des durchschnittlichen monatlichen Luftdruckes und der Wärme nach den dreimaligen täglichen Beobachtungen, ferner den monatlichen ganztägigen Durchschnitt, die monatlichen, jährlichen und zehnjährigen Durchschnitte der Maxima und Minima des Luftdruckes, die Tage des letzten Frostes im Frühjahre und des ersten im Herbste u. a. Der Verf. begnügt sich nicht mit einer bloßen Zahlenangabe, sondern zieht aus den einzelnen angeführten Resultaten auch die Schlüsse. Sowohl die Beobachtungen als auch die Zusammenstellungen derselben verlangten große Mühe und Ausdauer. Die Instrumente verschaffte sich der Verf. mit Ausnahme des Regenmessers auf seine eigenen Kosten. Die Resultate der Beobachtungen über Luftfeuchtigkeit verspricht er im folgenden Jahresberichte zu veröffentlichen.

Braunau. Pius Čtvrtečka.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1892, Heft 10, S. 944).

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Lehrbuch der katholischen Liturgik für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. Wien, Mayer & Co. 1893. Pr.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. v. 10. August 1892, Z. 17.514, an sämmtliche Landeschefs und Landesschulräthe, betreffend die Bedingungen, unter welchen Gnadengaben, welche auf die Dauer der ordnungsmäßigen Studien unter der Bedingung eines guten Studienfortganges und einer tadellosen Aufführung oder bis zur früheren Versorgung Allerhöchsten Orts bewilligt wurden, liquid zu erhalten sind, wenn der Gnadenbetheilte seiner Präsenzdienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger obliegt, s. Verordnungsblatt St. XIX, S. 475.

Der Min. für C. und U. hat den drei ersten Classen des Privat-Untergymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg rücksichtlich der als öffentliche Schüler derselben eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren vom Beginne des Schuljahres 1892/93 angefangen das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 19. August 1892, Z. 15.258).

Der Min. für C. und U. hat der VI. Classe des mit dem fürstbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum Augustineum in Graz verbundenen Gymn. vom Schuljahre 1892/93 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen verliehen (Min.-Erl. v. 18. Oct. 1892, Z. 22.471).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der ord. Prof. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Hermann Zschokke und der Director des fürsterzbisch. Clericalseminares und a. o. Prof. an der Univ. in Wien Ehrendomherr Dr. Gustav Müller zu Domherren des Metropolitancapitels zum h. Stephan in Wien (a. h. Entschl. v. 27. August).

Der Privatdocent und Adjunct am botanischen Garten der Univ. in Wien Dr. Richard Ritter von Wettstein zum ord. Prof. der Botanik an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 24. August), der a. o. Prof. Dr. Josef von Puzyna zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 27. August), der fürsterzbisch. Hofcaplan in Salzburg Dr. Melchior Abfalter zum a. o. Prof. des Bibel-

studiums des neuen Bundes an der theol. Fac
v. 4. Sept.), der a. o. Prof. des österr. Strafre
Dr. Ferdinand Lentner und der a. o. Pro
Victor Mataja zu ord. Proff. der bezeichnet
in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 19. Sept.), der
Walentowicz zum a. o. Prof. der Veterinär
an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 1
der dermatologischen Klinik der Wiener Univ
wicz zum a. o. Prof. für Hautkrankheiten u
Innsbruck (a. h. Entschl. v. 24. Sept.), der
adjunct Dr. Franz X. Ritter von Fierich z
Civilprocesses an der Univ. in Krakau (a. h.
Religionsprof. an der deutschen Lehrerbildung
Collegiatcapitels zu Allerheiligen in Prag Ka
Pastoraltheologie und der Weltpriester Dr. T
a. o. Prof. der oriental. Sprachen an der deu
Entschl. v. 16. Oct.), der a. o. Prof. Dr. Geo
Mathematik an der deutschen Univ. in Prag
der Privatdocent an der Univ. in Graz D
Summersberg zum a. o. Prof. der deutschen S
Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 12. Oc

Dem a. o. Prof. für Hautkrankheiten un
Univ. in Prag Dr. Philipp Pick wurde der
ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 1

Dem Privatdocenten für Pflanzen- und
Fac. der Univ. in Krakau Dr. Franz Ritter vo
Titel eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. E

Der Min. für C. und U. hat die a. o.
bruck Dr. Emil von Ottenthal und Dr. Ru
Realschulprof. daselbst Karl Schober zu Mit
commission für das Lehramt an Gymn. und
und zwar: den Prof. E. von Ottenthal zu
Geschichte, den Prof. R. von Scala zum Ex
und den Realschulprof. K. Schober zum Ex
metrie und geometr. Zeichnen ernannt, und
commission in ihrer dermaligen Zusammens
1892/93 bestätigt.

Der Min. f. C. und U. hat den ord. öf
Krakau Dr. Adam Miodoński und den a.
Dr. Maximilian Kawczyński zu Mitglieder
für das Lehramt an Gymnasien und Realsch
ersteren zum Fachexaminator für classische
Fachexaminator für französische Sprache e
Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusa
jahr 1892/93 bestätigt.

Die Zulassung des k. u. k. Custosadju
museum Dr. Julius R. von Schlosser als Pr
geschichte wurde genehmigt, desgleichen d
Privatdocent für historische Hilfswissenschafte
alters und des Assistenten an der anthropol
theilung des k. k. naturhistor. Hofmuseums
Privatdocent für prähistorische Archäologie
in Wien, des Dr. Ernst Wertheim als P
und Gynäkologie und des Dr. Georg Juffi
Laryngologie und Rhinologie an der medic.
Dr. Edmund Münzer als Privatdocent fü
Therapie der inneren Krankheiten an der me
in Prag, des Dr. Alexander Skorski als
an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, de

docent für Physiologie an der medic. Fac. der Univ. in Graz und des Dr. Stanislaus Braun als Privatdocent für Geburtshilfe und Gynäkologie an der medic. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Georg Vortmann als Privatdocent für Chemie an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Friedrich Tezner als Privatdocent für österr. Verwaltungsrecht an der jur. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ignaz Zakrzewski als Privatdocent für Experimentalphysik und des Dr. Alexander Zalewski als Privatdocent für Pflanzenanatomie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg.

Der Director der Realschule in Linz Rudolf Pindter zum Mitgliede des oberösterr. Landesschulrathes für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 5. Sept.).

Der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Anton M. Marx zum Director des Gymn. in Eger und der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Franz Nestler zum Director des Gymn. in Leitmeritz (a. h. Entschl. v. 2. Sept.), der Prof. am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau Eduard Charkiewicz zum Director des akad. Gymn. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 3. Sept.).

Der Religionsprof. am Communalgymn. in Neubydżow Bohuslav Neumann zum Religionslehrer am Gymn. in Deutschbrod, der Prof. am deutschen Untergymn. in Smichow Ernst Schieschnek zum Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag, der Prof. am Gymn. in Kaaden Wilhelm Wessely zum Prof. an der deutschen Realschule in Karolinenthal.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Oberhollabrunn der prov. Lehrer Dr. Ludwig Egger daselbst, der Supplent am Communalgymn. im VI. Bezirke in Wien Friedrich Kleindienst zum Lehrer am Gymn. in Kaaden, der Supplent am Communalgymn. im VI. Bezirke in Wien Dr. Anton Stallinger zum Lehrer am Gymn. in Oberhollabrunn, der Supplent an der Oberrealschule im II. Bezirke in Wien Karl Strasser zum Lehrer am deutschen Untergymn. in Smichow, der Katechet an der deutschen Mädchen-Bürgerschule in Trautenau Richard Tölg zum Religionslehrer am Gymn. in Arnau, der Supplent an der deutschen Realschule in Budweis Wenzel Zückert zum Lehrer am Gymn. in Krumau. Zum prov. Lehrer am Gymn. in Oberhollabrunn der Supplent Dr. Karl Wotke an der Unterrealschule im II. Bezirke in Wien.

Zum wirkl. griech.-kathol. Religionslehrer am IV. Gymn. in Lemberg der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Hilarion Wacyk, zum Lehrer am Gymn. in Cattaro der Supplent am Gymn. in Zara Stefan Lucianović, zum wirkl. röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. in Jasło der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Matthäus Czopor.

S. 953, Z. 27 v. o. füge nach der Berichtigung im Verordnungsblatte S. CLXVI ein: der Prof. an der Communal-Oberrealschule in Elbogen Dr. Karl Habart zum Prof. am Gymn. in Linz.

Auszeichnungen erhielten:

Der Prof. am Gymn. in Laibach, fürstbisch. Consistorialrath und Ehrendomherr J. Marn anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph Ordens (a. h. Entschl. v. 2. Sept.).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Dalmatien Karl Kutschig von Čajkovac den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 2. Sept.).

Der ord. Prof. der Chirurgie an der Wiener Univ. Hofrath Dr. Theodor Billroth in Anerkennung seines vieljährigen verdienstvollen Wirkens an dieser Univ. das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 13. Sept.).

Die Präfecte der theresian. Akademie Hei
Ordenspriester Eduard Nebes das goldene Ver
(a. h. Entschl. v. 8. Oct.).

Der ord. Prof. der deutschen Sprache und
Univ. in Prag Dr. Johann Kelle und der ord.
der böhm. Univ. in Prag Dr. Franz Studnič
Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 15. Oct.).

Der Prof. am Schottengymn. in Wien, C
dictinerordens-Stiftes zu den Schotten Dr. Eme
kreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl.

Der Ministerialrath im Min. für C. und
Ritterkreuz des Leopold-Ordens (a. h. Entschl.

Nekrologie.

(August bis November.

Am 23. August in Oosterbeck in Hollan
Univ. in Utrecht Cornelius W. Opzoomer, 71

Am 31. August in Maria-Schutz bei Sc
der Mathematik an der techn. Hochschule in
Winckler, 71 J. alt.

Im August in Edinburgh der k. Historio
William Forbes Skene, im 83. Lebensjahre, u
Naturforscher und Historiker Ferdinand Reib

Am 1. Sept. in Greifswald der ord. Pro
dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. H. A.

Am 2. Sept. in Marburg i. H. der ord.
Anatomie an der dortigen Univ. geh. Regierungs
63 J. alt.

Am 3. Sept. in Mondsee (Oberösterreic
Hinterhuber, 90 J. alt.

Am 7. Sept. in Hampton Falls New-Ha
Greenleaf Whittier, im 85. Lebensjahre.

Am 12. Sept. in Halle a. S. der ord.
Sprachen Dr. Friedrich August Müller, 54 J.

Am 15. Sept. in Wien der emer. Prof.
in Wien, Dr. Franz Romeo Seligmann, auc
84 J. alt.

Am 17. Sept. in Göttingen der berühmt
Rechtes, geh. Oberjustizrath Dr. Rudolf von Ih
daselbst, 74 J. alt, und in Innsbruck der e
Sprache an der Univ. in Innsbruck Dr. Ignaz
Summersberg, 67 J. alt.

Am 20. Sept. in London der Prof. der P
College daselbst, Croom Robertson.

Am 22. Sept. in Schweidnitz der Prore
Prof. Julius Schmidt.

Am 28. Sept. in Bremen der Director der
Breusing, auch als Schriftsteller über die a
75. Lebensjahre.

Im Sept. in Steinach am Brenner de
Ästhetiker Dr. Julius Klaiber aus Stuttgart,
in Wexiö in Schweden der emer. Prof. der
Institut zu Stockholm, Dr. Anders Anderson.

Am 2. Oct. in Paris der Prof. Ernest Re

Am 6. Oct. in Leipzig der Prof. am k. Gy
tz, durch seine Forschungen auf dem G

kannt, in Dresden der ord. Prof. der Geschichte an der techn. Hochschule daselbst, Dr. Arnold Gädeke, 48 J. alt, und in London der berühmte Dichter Alfred Tennyson, 83 J. alt.

Am 7. Oct. in Paris Adelaide Luise Davout, Prinzessin von Eckmühl, Marquise von Bloiqueville, durch ihre Romane und historische Werke über ihren Vater Marschall Davout bekannt, 79 J. alt.

Am 10. Oct. in Budapest der ord. Prof. der Geschichte an der dortigen Univ. Dr. Franz Salomon.

Am 11. Oct. in Paris der Schriftsteller Xaver Marmier und in Rom der Latinist Angelini, Mitglied der Gesellschaft Jesu.

Am 13. Oct. in Nürnberg der vormalige Director des germanischen Nationalmuseums geh. Rath Dr. August von Essenwein, 61 J. alt.

Am 16. Oct. in Prag der emer. Prof. der oriental. Sprachen an der dortigen Univ. Regierungsrath Dr. Saul Isaak Kämpf, 73 J. alt.

Am 17. Oct. in Grimma der Rector der dortigen Fürsten- und Landesschule, Prof. Dr. Karl Bernhardi.

Am 18. Oct. in Stuttgart der Redacteur der Zeitschrift über Land und Meer, Otto Baitsch, 22 J. alt.

Am 20. Oct. in Paris der Historiker Camille Rousset, 71 J. alt.

Am 22. Oct. in Göttingen der Prof. der Nationalökonomie an der dortigen Univ. Dr. Georg Adolf Soetbeer, 78 J. alt.

Am 23. Oct. in Aarau der Germanist und Sagenforscher Prof. Ernst Ludwig Rochholz, Prof. der Cantonsschule, im 84. Lebensjahre.

Am 24. Oct. in Paris der Lustspieldichter Albert Millaud, in Halle a. S. der emer. Univ.-Musikdirector Dr. Robert Franz, ein vorzüglicher Liedercomponist, 77 J. alt, und in Neapel die Romanschriftstellerin Anna Charlotte Leffler-Edgrén, in zweiter Ehe mit dem Herzog von Cajanello vermählt, im 44. Lebensjahre.

Am 25. Oct. in Prag der Prof. der österr. Geschichte an der deutschen Univ. daselbst Dr. Anton Gindely, im 64. Lebensjahre.

Am 26. Oct. in Leipzig der hervorragende Schriftsteller auf dem Gebiete des römischen Rechtes Dr. Bernhard Windscheid, Prof. an der Univ. daselbst, 75 J. alt.

Am 28. Oct. in Frankfurt der erste Capellmeister am Operntheater in Frankfurt und Compositeur Otto Dessoff, 57 J. alt.

Am 29. Oct. in Wien der emer. jüdische Religionslehrer Gerson Wolf, durch seine Schriften über das Volksschulwesen und über die Zeit Maria Theresias und Josephs II. bekannt, im 70. Lebensjahre.

Im Oct. in London der Arzt und Chemiker Dr. George Dixon Longstoff, im 91. Lebensjahre, und in Aberdeen der Prof. der Rechte daselbst Dr. Georg Grub, 80 J. alt.

Am 1. Nov. in Berlin der k. Concertmeister und Prof. an der Hochschule für Musik Heinrich de Ahna, ein geborener Wiener, 61 J. alt.

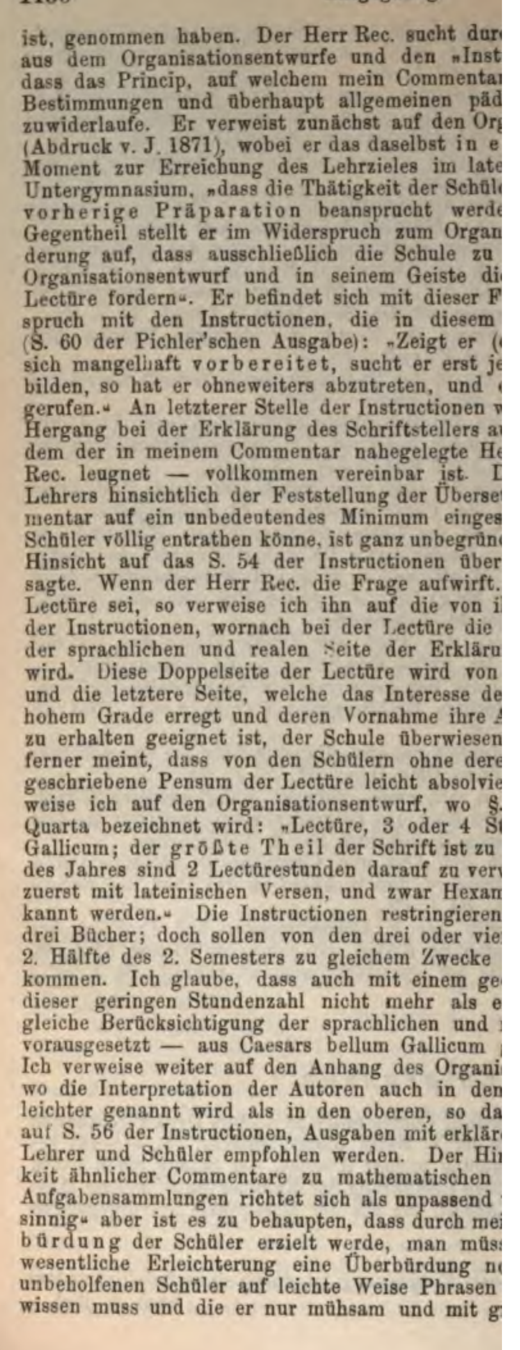
Am 4. Nov. in Paris der Operettencomponist Hervé, 65 J. alt.

Entgegnung.[1]

Die Besprechung meines Commentars zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg im 1. Hefte dieser Zeitschr. (S. 37—44) bedeutet eine völlige Verkennung meiner Absicht, der Schule einen guten Dienst zu erweisen, und eine Irreführung der Meinung jener, welche nicht selbst Einsicht in meine Arbeit, die aus der Schulpraxis hervorgegangen

---

[1] Der Abdruck dieser Entgegnung ist durch einen Zufall verspätet worden. Anm. d. Red.



ist, genommen haben. Der Herr Rec. sucht dur
aus dem Organisationsentwurfe und den »Inst
dass das Princip, auf welchem mein Commentar
Bestimmungen und überhaupt allgemeinen päd
zuwiderlaufe. Er verweist zunächst auf den Org
(Abdruck v. J. 1871), wobei er das daselbst in e
Moment zur Erreichung des Lehrzieles im late
Untergymnasium, »dass die Thätigkeit der Schül
vorherige Präparation beansprucht werde
Gegentheil stellt er im Widerspruch zum Organ
derung auf, dass ausschließlich die Schule zu
Organisationsentwurf und in seinem Geiste di
Lectüre fordern«. Er befindet sich mit dieser F
spruch mit den Instructionen, die in diesem
(S. 60 der Pichler'schen Ausgabe): »Zeigt er (
sich mangelhaft vorbereitet, sucht er erst je
bilden, so hat er ohneweiters abzutreten, und
gerufen.« An letzterer Stelle der Instructionen w
Hergang bei der Erklärung des Schriftstellers a
dem der in meinem Commentar nahegelegte He
Rec. leugnet — vollkommen vereinbar ist. D
Lehrers hinsichtlich der Feststellung der Überset
mentar auf ein unbedeutendes Minimum einges
Schüler völlig entrathen könne, ist ganz unbegrün
Hinsicht auf das S. 54 der Instructionen über
sagte. Wenn der Herr Rec. die Frage aufwirft,
Lectüre sei, so verweise ich ihn auf die von i
der Instructionen, wornach bei der Lectüre die
der sprachlichen und realen Seite der Erkläru
wird. Diese Doppelseite der Lectüre wird von
und die letztere Seite, welche das Interesse de
hohem Grade erregt und deren Vornahme ihre A
zu erhalten geeignet ist, der Schule überwiesen
ferner meint, dass von den Schülern ohne dere
geschriebene Pensum der Lectüre leicht absolvie
weise ich auf den Organisationsentwurf, wo §.
Quarta bezeichnet wird: »Lectüre, 3 oder 4 St
Gallicum; der größte Theil der Schrift ist zu
des Jahres sind 2 Lectürestunden darauf zu verw
zuerst mit lateinischen Versen, und zwar Hexam
kannt werden.« Die Instructionen restringieren
drei Bücher; doch sollen von den drei oder vie
2. Hälfte des 2. Semesters zu gleichem Zwecke
kommen. Ich glaube, dass auch mit einem ge
dieser geringen Stundenzahl nicht mehr als e
gleiche Berücksichtigung der sprachlichen und
vorausgesetzt — aus Caesars bellum Gallicum
Ich verweise weiter auf den Anhang des Organi
wo die Interpretation der Autoren auch in den
leichter genannt wird als in den oberen, so da
auf S. 56 der Instructionen, Ausgaben mit erklär
Lehrer und Schüler empfohlen werden. Der Hi
keit ähnlicher Commentare zu mathematischen
Aufgabensammlungen richtet sich als unpassend
sinnig« aber ist es zu behaupten, dass durch mei
bürdung der Schüler erzielt werde, man müss
wesentliche Erleichterung eine Überbürdung n
unbeholfenen Schüler auf leichte Weise Phrasen
wissen muss und die er nur mühsam und mit g

Lexikon entnimmt. Dass aber durch das Nachschlagen der Schulgrammatik die grammatische Seite der Erklärung, die nach dem Organisationsentwurf (S. 164) auf den früheren Stufen der Lectüre „ein bedeutendes Gewicht" haben soll, eine wesentliche Förderung erfährt, ist handgreiflich. Außerdem wird durch die Instructionen (S. 48) ausdrücklich gefordert, dass Lectüre und grammatischer Unterricht sich gegenseitig zu unterstützen haben. — Wenn ich nach dem Angeführten, wobei ich nur die Hauptpunkte hervorheben konnte, die erwähnte Recension für eine Entstellung der Thatsachen zu halten berechtigt bin, so könnte ich dasselbe bezüglich der Behauptung des Herrn Rec. zeigen, ich sei meinem eigenen Princip nicht immer treu geblieben; doch sind die hierauf sich beziehenden Bemerkungen des Herrn Rec. ganz unwesentlich und können von den Fachgenossen leicht geprüft werden.

Wien. Johann Schmidt.

Erwiderung.

Auf obige Entgegnung habe ich Folgendes zu erwidern. Der Verf. versucht zunächst den Nachweis, dass meine Behauptung, das Princip seines Commentars stehe im Widerspruch mit bestimmten, in Kraft stehenden gesetzlichen Vorschriften wie überhaupt mit allgemein giltigen pädagogisch-didaktischen Grundsätzen, völlig unbegründet sei. Hiebei wirft er mir in erster Linie vor, ich hätte verschwiegen, dass nach dem Organisationsentwurf „die Thätigkeit der Schüler für die Lectüre durch die vorherige Präparation beansprucht werde"; ferner widerspreche meine Forderung, dass „ausschließlich die Schule zu leisten habe, was der Organisationsentwurf und in seinem Geiste die Instructionen von der Lectüre fordern", den letzteren selbst im Hinblick auf die Worte: „Zeigt er (der aufgerufene Schüler) sich mangelhaft vorbereitet." Wer des Verf.s Ausführungen liest und hiebei den Gang des vermeintlichen Beweises beachtet, muss zu der irrigen Meinung kommen, als ob ich den Schülern nie etwas zur selbständigen häuslichen Präparation vorgelegt wissen wollte. Dass dem nicht so sei, zeigt wohl meine oben S. 38 ff. gegebene Darlegung zur Genüge. Fürs erste behaupte ich S. 38, dass das Ziel des lateinischen Unterrichtes am Untergymnasium („Fertigkeit und Übung im Übersetzen eines leichten lateinischen Schriftstellers") bei fortgesetzter Benützung von des Verf.s Commentar, der dem Schüler die Übersetzung zu vieler Phrasen fertig biete und ihn daher allzusehr und allzulange gängle, unerreichbar sei. Als Aufgabe der Schule erkläre ich sodann daselbst die Feststellung der endgiltigen Übersetzung, die eben dem Schüler nicht durch unmittelbare Wiedergabe zu vieler Phrasen in Commentaren gewissermaßen fertig gegeben werden dürfe, sondern in der Schule selbst im engen Wechselverkehr zwischen Lehrer und Schüler zu finden sei. Dass aber auch ich beim Fortschreiten des Unterrichtes die selbständige häusliche Thätigkeit des Schülers immer mehr herangezogen wissen will, ergibt sich schon daraus, dass ich S. 41 ausdrücklich „von einer Ausdehnung dieser gemeinsamen Arbeit von Lehrer und Schüler auf eine geraume Zeit" spreche, dieselbe also keineswegs für immer gelten lasse und A. 1 mich geradezu gegen eine zu weit gehende Ausnützung des genannten Princips verwahre.

Wenn der Verf. ferner meine Behauptung, dass durch seinen Commentar die Thätigkeit des Lehrers hinsichtlich der Feststellung der Übersetzung auf ein Minimum beschränkt werde, dessen der Schüler vollständig entrathen könne, als unbegründet hinstellt, so hätte er, anstatt auf S. 54 der Instructionen zu verweisen, die von mir S. 38 ff. vorgeführten Belege im einzelnen als unzutreffend nachweisen müssen. Hinsichtlich der Frage, was nach allgemeinen pädagogischen Grundsätzen der Zweck der

Lectüre sein könne, suchte ich S. 41, wenn auch in gedrängter Kü
zu zeigen, dass die von dem Organisationsentwurf und den Instructio
aufgestellte Aufgabe als allgemein giltig hingenommen werden mü
dass insbesondere ein Hervordrängen der Realien bei der Lectüre d
Zwecke derselben nicht minder abträglich sei als das der Grammat
konnte also jedenfalls der Verweisung des Verf.s auf die von mir se
citierte Stelle der Instructionen entrathen.

Irrthümlich erklärt Schmidt, ich stelle die Erreichung des L
zieles der Quarta als eine leichte Aufgabe hin; ich behaupte vielm
nur, dass nach meiner Erfahrung das vorgeschriebene Pensum der Lect
ohne Überbürdung der Schüler absolviert werden könne, falls n
die Hauptarbeit in der Schule leiste, ohne Rücksicht zu nehmen
irgend welche Behelfe in den Händen der Schüler. Natürlich gieng
dabei von dem jetzt nach den Instructionen beschränkten Quantum
Lesestoffes aus, nicht von der im Organisationsentwurf aufgestellten A
gabe, die der Verf. auch gegen mich ins Treffen führt, obgleich sie h
zutage von niemand mehr als Gesetz angesehen wird. Der Hinweis
den Organisationsentwurf S. 163 trifft mich nicht, da ich die Schwie
keit der Interpretation der Autoren im Untergymnasium nicht geleug
habe. Wenn der Verf. meine Analogien aus dem mathematischen Un
richte unpassend nennt, so hat er sie damit noch nicht als unpass
erwiesen. Wenn sodann Schmidt meine Behauptung, dass die obli
torische Benützung seines Commentars von Seiten der Schüler in gewis
Sinne zu einer Überbürdung der letzteren führe, als widersinnig bezeich
so vergisst er, dass es seine Aufgabe gewesen wäre nachzuweisen, es
keine Überbürdung der Schüler, wenn man sie zwingt, die Gramm
auch dann einzusehen, wenn es nicht nöthig ist, vor allem aber, w
von ihnen verlangt wird, über Regeln der Grammatik genaue Rechensch
zu geben, deren Inhalt noch nicht Gegenstand des vorausgehenden Un
richtes gewesen ist (s. oben S. 39 u. 42 f.).

So mögen denn die Leser dieser Zeitschrift entscheiden, ob Schm
berechtigt war, meine obige Anzeige für eine »Entstellung der T
sachen« zu erklären und zu behaupten, sie bedeute »eine Irreführung
Meinung jener, welche nicht selbst Einsicht in seine Arbeit genom
hätten«, sowie auch darüber, ob die Belege, welche ich anführte, um
begründen, dass der Verf. sein Princip nicht consequent durchfü
wirklich »ganz unwesentlich« seien, wie er ohne Gegenbeweis behaup

Dass Schmidt mit seinem Gesammturtheil über meine Recens
wie mit den Ausdrücken: »der Herr Rec. sucht durch herausgerisse
Sätze — zu beweisen; er — verschweigt« den Boden sachlich
Entgegnung verlassen hat, wird wohl niemand in Abrede stellen, eben
wenig die Thatsache, dass er zu diesen persönlichen Anwürfen kein
wegs durch den sachlichen Ton meiner Anzeige berechtigt war. Zud
scheint es mir mindestens leichtsinnig, gegen jemand, dessen Charak
man nicht genau kennt, mit persönlichen Angriffen hervorzutreten; ger
uns Schulmännern, deren Aufgabe es denn doch auch ist, bei der Juge
den Charakter zu entwickeln und zu bilden, sollte der Charakter unse
Amtsgenossen heilig sein.

Wien. Victor Thumser

Berichtigungen.

S. 277, Z. 3 v. u. lies 1891 st. 1881. — S. 795, Z. 5 u. 6 v.
lies »Algorithmus« st. »Logarithmus«. — S. 948, Z. 10 v. o. lies 11.
st. 11.732.



